



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

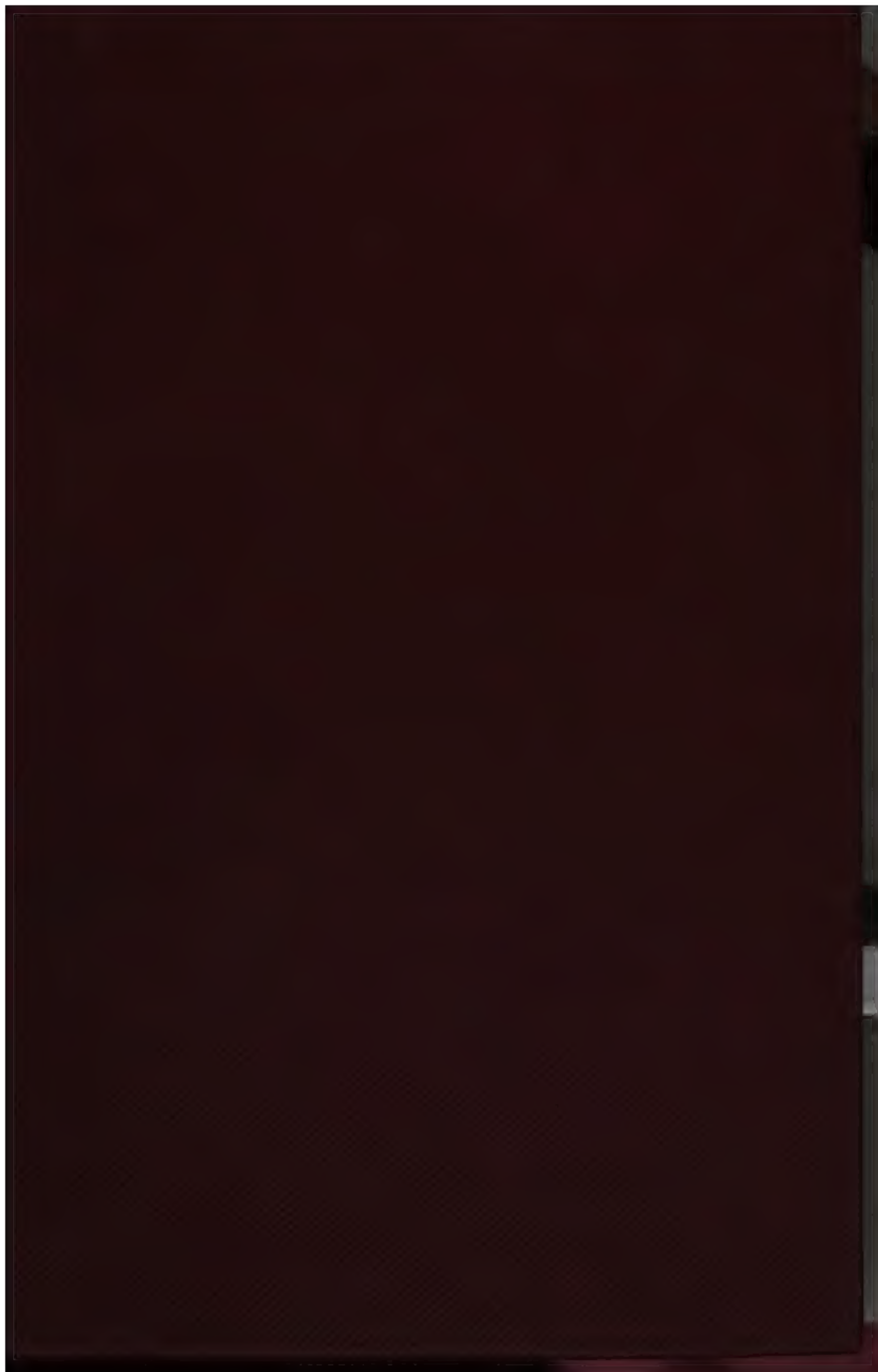
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



47 k 16 b



Handbuch der Deutschen Nationalliteratur

nebst einem Abriss der Literaturgeschichte,

Verslehre, Poetik und Stylistik mit Aufgabensammlung.

In drei Theilen.



Von
Heinrich Viehoff,
Professor und Director.

Zehnte Auflage.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1874.

Handbuch der deutschen Nationalliteratur.

Erster und zweiter Theil.

Dichter und Prosaiker von Haller bis auf die neueste Zeit,
mit biographischen und andern Erläuterungen.

Ein Lesebuch
für
obere Classen höherer Lehranstalten und Freunde der deutschen Literatur.

Von
Heinrich Viehoff,
Professor und Director.

Zehnte Auflage.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.

1874.



V o r w o r t.

Die Zusammenstellung eines allseitig angemessenen deutschen Lesebuches für die obern Classen höherer Lehranstalten ist eine so complicirte und mit so mancherlei Schwierigkeiten verknüpfte Aufgabe, daß es die Sachkundigen nicht wundern kann, wenn wiederholt neue Versuche, der Lösung derselben näher zu rücken, hervortreten. Kurz zusammengefaßt, würde sich jene Aufgabe etwa dahin bestimmen lassen, daß ein solches Buch der Jugend für ihre Schul- und wo möglich auch für ihre häusliche Lectüre aus den Schätzen der vaterländischen Literatur einen reichen, mannigfaltigen, anziehenden, den Gedanken- und Anschauungskreis erweiternden, die Phantasie anregenden, das Herz eredelnden, und insbesondere Religiosität und Vaterlandsliebe weckenden und nährenden Stoff zuzuführen, und zugleich den andern Zweigen des deutschen Unterrichtes in obern Classen, der Literaturgeschichte, Poetik, Metrik, Stylistik, Declamation, als belebendes, veranschaulichendes Hilfsmittel, als Unterlage für praktische Uebungen, als wohlgeordnete, reiche und möglichst vollständige Fundgrube von Proben und Musterstücken sich dienend anzuschließen habe. Im Einzelnen würden sich demnach, wenn wir von dem zuletzt Angeedeuteten ausgehen, folgende Anforderungen an das Lesebuch ergeben:

1) Es soll von dem Entwicklungsgange der deutschen Literatur, wenigstens so weit dieselbe wirkliches Gemeingut der Nation ist, also etwa von Haller's Zeit bis zur unsrigen, ein anschauliches Bild gewähren, und zwar vom Entwicklungsgange der deutschen Prosa, wie von dem der Poesie; wenn gleich der letztern, als dem die Jugendwelt am kräftigsten erfassenden Theile der Nationalliteratur, eine vorwaltende Rücksicht gebührt. Dieser Aufgabe widmen sich die beiden ersten Theile des Werkes.

2) Auf eine nähere Betrachtung der ältern deutschen Sprache und Dichtung, so wünschenswerth sie auch für die Jugend sein mag, kann sich erfahrungsmäßig nur die Minderzahl der höhern Lehranstalten einlassen. Es erscheint daher, um nicht das Buch für die Mehrzahl der Leser unnöthig zu vertheuern, als zweckmäßig, die Proben älterer Poesie und Prosa einem gesonderten dritten Theile zuzuwenden, der sich nach Bedürfniß und Belieben vom Hauptwerke absondern oder ihm anreihen läßt, und am angemessensten schließen sie sich einem Abrisse der Literaturgeschichte an, der ebenfalls in diesem dritten Theile seinen Platz findet.

3) Alle bedeutendern Schriftsteller, insbesondere die Dichter, sind, soweit es anderweitige Rücksichten gestatten, in charakteristischen Proben vorzuführen,

und auch Dichter zweiten Ranges nicht auszuschließen, zumal wenn sich an ihnen gewisse Zeitrichtungen besonders anschaulich darstellen.

4) Von den hervorragendsten Schriftstellern, den Chorführern ihrer Zeit, ist eine so große Anzahl von Proben mitzutheilen, daß aus diesen der Entwicklungsgang, den sie genommen, und die verschiedenen geistigen Sphären, worin sie sich bewegt haben, zu erkennen sind.

5) In den oberen Classen ist die Betrachtung größerer poetischer Werke — Epen, Dramen, didaktischer Dichtungen —, desgleichen umfassender Abhandlungen, namentlich solcher, die sich auf die mitgetheilten poetischen Stücke beziehen, wünschenswerth.

6) Für den Unterricht in Poetik und Metrik ist eine vollständige und möglichst reiche Sammlung von Beispielen aller Dichtungsarten und metrischen Formen erforderlich.

7) Für die Declamations- und Redeübungen muß das Lesebuch eine für den vierjährigen Cursus der obersten Unterrichtsstufe ausreichende Anzahl zweckmäßiger poetischer und prosaischer Stücke enthalten.

8) Behufs der Stilübungen soll es nicht bloß Muster aller Gattungen prosaischer Darstellung, sondern auch ein reiches, den verschiedenen geistigen Gebieten entnommenes Gedankenmaterial bieten und die Entwicklung des productiven Vermögens fördern helfen.

9) Um den Schulen die sich auf eine in's Einzelne gehende sprachliche, metrische und ästhetische Erörterung von Gedichten einlassen, Stoff zu einer dahin gehörigen sehr nützlichen Uebung zu liefern, scheint es zweckmäßig, einzelnen Poesien die abweichenden Lesarten beizufügen, desgleichen mehrere Gedichte, die denselben Gegenstand behandeln, aufzunehmen.

10) In seiner Eigenschaft als Lesebuch soll das Werk aus dem reichen Born der Nationalliteratur der Jugend das Schönste, Edelste und Reinste, das Gesundeste und Heilsamste darreichen; es soll gleichmäßig auf Beredlung des Herzens, Bereicherung des Geistes, Belebung und Regelung der Phantasie, Bildung des Schönheitssinnes hinwirken.

11) Insbesondere aber ist das deutsche Lesebuch ein Hauptvehikel, um religiöse und vaterländische Gesinnung zu nähren und zu stärken.

12) Dann bleibt noch zu wünschen, daß zu einem reichen Inhalte und einer guten und gefälligen äußern Ausstattung, namentlich zu einem deutlichen, das Auge nicht angreifenden Drucke ein möglichst billiger Preis, der dem Schüler die Anschaffung des Buches erleichtert, sich geselle.

Dem letzterwähnten Anspruch ist durch den Verleger des vorliegenden Werkes in vollstem Maße Genüge geleistet. Die andern, zum Theil sich gegenseitig beschränkenden Forderungen hat sich der Verfasser nach besten Kräften auszugleichen bemüht, und dabei die Erfahrungen, die er eine lange Reihe von Jahren hindurch als Lehrer des Deutschen an Gymnasien, Realschulen und höhern Töchterschulen zu machen Gelegenheit fand, zu Rathe gezogen.

Da in allen drei Theilen des Lesebuchs im Allgemeinen die historische Reihenfolge zu Grunde gelegt ist, so tritt der Entwicklungsgang der Poesie, wie der Prosa, dem Leser sogleich anschaulich vor Augen. Der der Poesie ist aus dem oben angedeuteten Grunde mit besonderer Sorgfalt verfolgt und bis in die neueste Zeit fortgeführt; Hauptgestalten, wie Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Uhland, Rückert, Platen, sind durch eine große Anzahl von Stücken repräsentirt. In der Prosa-Abtheilung war schon durch die Rücksicht auf den Raum Beschränkung auf die bedeutendern Schriftsteller geboten. Ueberall fehlt es aber nicht an größern Compositionen, wie sie für die Lectüre der obern Classen wünschenswerth sind, an umfassenden und, soweit es fremde Verlagsrechte gestatten, in vollständigem Zusammenhange mitgetheilten epischen und dramatischen Dichtungen (wie Hermann und Dorothea, Die Jungfrau von Orleans, Minna von Barnhelm, Novelle von Goethe), und umfangreichen Abhandlungen (Schlegel über Hermann und Dorothea, Hoffmeister über die Jungfrau von Orleans), historischen Darstellungen, Reden u. s. w.

Dem literarhistorischen Gesichtspunkte sind aber die anderweitigen Rücksichten keineswegs geopfert worden. Ein flüchtiger Ueberblick über den Inhalt des ersten Theiles wird die Ueberzeugung gewähren, daß sämtliche Dichtungsarten und metrische Formen darin vertreten sind, und zwar durch eine so große Anzahl von Proben, als die aus dem Gesichtspunkt der Poetik und Metrik angelegten Lesebücher nur immer bieten mögen. Ebenso wird man an geeigneten Declamationsstücken für die obern Classen keinen Mangel finden. In der Prosa-Abtheilung sind die verschiedenen Gattungen prosaischer Darstellung (wie Brief, Gespräch, Beschreibung, Erzählung, Abhandlung, Rede) angemessen berücksichtigt; und wer es vorziehen möchte, daß in dieser Abtheilung Gebotene unter dem stofflichen Gesichtspunkte zusammenzustellen, der wird in die Rubriken, die er sich etwa bilden mag (wie Religion, Philosophie, Aesthetik, Literatur, Sprache, Geschichte, Kunst, Natur u. s. w.), gleichfalls eine ansehnliche Zahl werthvoller Musterstücke einzutragen finden.

Ganz besonders ließ ich es mir aber angelegen sein, die Sammlung mit einer großen Anzahl religiöser und patriotischer Gedichte auszustatten, sowie auch in der Auswahl der prosaischen Stücke, bei gänzlicher Ausschließung des confessionell Anstößigen, auf Religion und Vaterland gebührend Bedacht genommen wurde. Viele der schönsten geistlichen Lieder konnten erst im dritten Theile Platz finden; aber auch schon in den beiden ersten Theilen ist die religiöse Poesie stark vertreten; und patriotische Lieder finden sich nicht etwa bloß unter Arndt, Schenkendorf, Körner, Rückert u. s. w., sondern auch unter Solchen, die man nicht unter die patriotischen Dichter zu rechnen pflegt. Was das sittliche Hartgefühl irgendwie verletzen könnte, ist streng ausgeschlossen worden. Daß aber zur Milderung des Ernstes, der im Ganzen die Sammlung durchweht, hier

und da ein heiteres, scherzhaftes Stück eingereiht worden, wird wohl keine Mißbilligung finden. Desgleichen werden die mundartlichen Poesien am Schluß des ersten Theiles, meist scherzhaften Inhaltes, keine unwillkommene Zugabe bilden.

In den biographischen Notizen habe ich mich mit der Andeutung der Hauptlebensumstände der Schriftsteller begnügt, und weder lobend noch tadelnd dem Urtheile des Lesers, der Charakteristik aus dem Munde des Lehrers und dem im dritten Theile gegebenen Abriß der Literaturgeschichte vorgreifen wollen. Es wird vorausgesetzt, daß in keiner Schule der Lehrer es an warnenden Fingerzeigen über die Lectüre der Gesamtwerke manches der hier vorgeführten Schriftsteller werde fehlen lassen. Die Mittheilung von Varianten glaubte ich, da die daran anzuknüpfenden Uebungen keinesfalls viel Zeit in Anspruch nehmen dürfen, auf wenige Gedichte beschränken zu müssen.

Was schließlich den dritten Theil betrifft, so enthält er außer einem Abriß der Literaturgeschichte und einer sich daran schließenden Sammlung von Proben zur Geschichte der ältern deutschen Sprache und Dichtung noch einen Abriß der Poetik, Metrik und Stylistik. Es ging mein Streben dahin, daß, wer diesen dritten Theil, dessen Preis seines mannigfaltigen Inhaltes ungeachtet nicht mehr als zwölf Silbergroschen beträgt, zum Hauptwerke hinzunimmt, den gesammten für den deutschen Unterricht in obern Classen wünschenswerthen Apparat in Händen habe. Und somit sei die Arbeit der freundlichen Beachtung der Schulkwelt und überhaupt Solcher, die sich eine Gesamtübersicht über unsre Nationalliteratur zu verschaffen wünschen, bestens empfohlen!

Erter, im September 1857.

J. Viehoff.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Bei den günstigen Urtheilen, welche spruchberechtigte Männer über Anlage und Ausführung der vorliegenden Arbeit abgegeben haben, glaubte ich vorläufig an derselben keine Veränderungen vornehmen zu dürfen. Weitere Erfahrung beim Gebrauch des Buches wird lehren, in wie fern in Zukunft auf einzelne von der Kritik geäußerte, zum Theil einander widersprechende Wünsche Rücksicht zu nehmen ist. Einstweilen gewährt die freundliche Aufnahme, die das Werk in der Schulkwelt und außerhalb derselben gefunden, die angenehme Beruhigung, daß es schon in seiner gegenwärtigen Gestalt den Wünschen und Bedürfnissen eines zahlreichen Leserkreises entspricht.

Erter, im März 1860.

J. Viehoff.

Alphabetisches Verzeichniß der Schriftsteller,

welche durch Proben vertreten sind.

Abbt, II, 74.
 Albertini, I, 245.
 Archenholz, II, 115.
 Arndt, I, 297. II, 222.
 Armin, I, 273.
 Auerberg, I, 354.
 Bachstein, I, 340.
 Bed, I, 376.
 Brachmann, Louise, I, 277.
 Brentano, I, 272.
 Bube, I, 346.
 Bürger, I, 109.
 Caster, I, 382.
 Chamisso, I, 283.
 Claudine, I, 86. II, 75.
 Collin, I, 280.
 Cramer, I, 22.
 Crrug, I, 35.
 Cronest, I, 75.
 Denis, I, 76.
 Dierkenbrod, I, 337.
 Dingelstedt, I, 375.
 Dräler, I, 360.
 Droke-Gülshof, H. v., I, 334.
 Ebert, Joh. Arnold, I, 39.
 Ebert, Karl Egon, I, 348.
 Eichendorff, I, 274.
 Engel, II, 79.
 Emscherleben, I, 364.
 Fichte, II, 160.
 Forster, II, 144.
 Fouquet, I, 270.
 Franz, Agnes, I, 333.
 Freiligrath, I, 368.
 Fröhlich, I, 331.
 Garre, II, 92.
 Gaudy, I, 238.
 Geibel, I, 371.
 Gellert, I, 16. II, 9.
 Gerwinde, II, 271.
 Gerner, II, 63.
 Glim, I, 30.
 Göttinger, I, 127.
 Götter, Joseph von, II, 226.
 Grotz, I, 128. II, 120.
 Gtz, I, 34.
 Grimm, Jacob, II, 252.
 Grimm, Wilhelm, II, 254.
 Gröbel, I, 380.
 Grün, J. Auerberg.
 Gumpel, I, 358.
 Gumpel, II, 277.
 Gumpel, I, 12.
 Gumpel, I, 1. II, 1.
 Gumpelberg, I, 266. II, 203.
 Gumpel, I, 245.
 Gumpel, I, 280. II, 174.
 Gumpel, II, 163.
 Gumpel, II, 233.
 Gumpel, I, 323.
 Gumpel, II, 139.

Gerber, I, 91. II, 102.
 Gippel, II, 77.
 Girschfeld, II, 94.
 Hoffmann v. Fallersleben, I, 332.
 Hoffmeister, II, 262.
 Hölzerlin, I, 251.
 Hölzer, I, 114.
 Humboldt, Alex. von, II, 212.
 Humboldt, Wilh. von, II, 216.
 Jacobi, I, 88.
 Jacobs, II, 166.
 Jean Paul, f. Richter.
 Immermann, I, 320.
 Kant, II, 16.
 Kästner, I, 19.
 Kerner, I, 312.
 Kinde, I, 249.
 Kleist, I, 26.
 Klopstock, I, 39. II, 19.
 Knapp, I, 336.
 Knebel, I, 108.
 Kobell, I, 383.
 Kopisch, I, 343.
 Körner, I, 302.
 Kosegarten, I, 184.
 Kretschmann, I, 78.
 Krummacher, I, 243. II, 210.
 Kugler, I, 345.
 Kulmann, Gise, I, 363.
 Langbein, I, 185.
 Lavater, I, 90. II, 96.
 Lemm, f. Streblenau.
 Lessing, I, 66. II, 24.
 Lichtenberg, II, 99.
 Lichtner, I, 24.
 Liscov, II, 4.
 Mahmann, I, 276.
 Mastaler, I, 78.
 Matthesen, I, 238.
 Mayer, I, 316.
 Mendelssohn, II, 22.
 Michaelis, I, 83.
 Müller, I, 125.
 Mörike, I, 359.
 Rosen, I, 357.
 Möser, II, 18.
 Müller, Johannes von, II, 141.
 Müller, Wilhelm, I, 319.
 Müller, Wolfgang, I, 377.
 Neubach, I, 247.
 Neuffer, I, 248.
 Niebuhr, II, 241.
 Novalis, f. Hardenberg.
 Overbeck, I, 126.
 Pfarrer, I, 341.
 Pfeiffer, I, 81.
 Pflüger, I, 365.
 Platen, I, 321.
 Prug, I, 374.
 Pörl, I, 278.
 Rabener, II, 6.

Ramler, I, 36.
 Ranke, II, 260.
 Raumer, II, 243.
 Redwitz, I, 378.
 Reinhard, II, 147.
 Reinold, I, 344.
 Richter, Jean Paul Friedr., II, 179.
 Rüdert, I, 287.
 Salis-Erems, I, 240.
 Sallet, I, 370.
 Schefer, I, 282.
 Schelling, II, 233.
 Schenk, I, 305.
 Schenkendorf, I, 299.
 Schiller, I, 187. II, 150.
 Schlegel, Joh. Adolf, I, 21.
 Schlegel, Joh. Elias, I, 20.
 Schlegel, H. W. von, I, 253. II, 188.
 Schlegel, Friedr. von, I, 263. II, 201.
 Schleiermacher, II, 227.
 Schmid, I, 19.
 Schneider, I, 362.
 Schubart, I, 84.
 Schulze, I, 275.
 Schwab, I, 314.
 Seidl, I, 350. 384.
 Seume, I, 242.
 Simrod, I, 342.
 Smets, I, 329.
 Spitta, I, 338.
 Stägemann, I, 301.
 Steffens, II, 230.
 Stöber, I, 366.
 Stolberg, Christian Graf zu, I, 115.
 Stolberg, Friedr. Leopold Graf zu, I, 116. II, 117.
 Stollersoth, Adelheid von, I, 335.
 Streblenau, I, 352.
 Sturz, II, 68.
 Tannet, I, 317.
 Thümmel, II, 71.
 Tied, I, 268. II, 206.
 Tiedge, I, 183.
 Trinius, I, 252.
 Umland, I, 305.
 Usterl, I, 381.
 Uj, I, 33.
 Varnhagen von Ense, II, 247.
 Vilmar, II, 274.
 Vogl, I, 349.
 Vogt, I, 118, 379.
 Wadernagel, I, 361.
 Weise, I, 79.
 Wieland, I, 68. II, 64.
 Willamov, I, 80.
 Windelmann, II, 12.
 Zacharia, I, 22.
 Zedlitz, I, 317.
 Zed, II, 255.
 Zimmermann, II, 21.
 Zosifojer, II, 62.

Inhaltsübersicht

des ersten Theiles.

	Seite.		Seite.
Albrecht von Haller.		Die Welt	34
Morgengedanken	1	Der Vergnügsame	34
Trauerode	2	Abschied von Frankreich	35
Die Alpen	3	Friedrich Carl Cassimir Freih. von Kreuz.	
Ueber den Ursprung des Uebels	8	In einer stillen Nacht	35
Friedrich von Hagedorn.		Karl Wilhelm Ramler.	
Der Mai	12	Uranus Lob Berlins	36
Empfindung des Frühlings	12	Auf einen Granatapfel	37
Die Landluft	12	Ino (Cantate)	37
Reichen-Carmen	13	Johann Arnold Ebert.	
Der Guckuck und die Lerche	14	Stolien (4)	39
Die Ratter und der Mai	14	Friedrich Gottlieb Klopstock.	
Die Eulen	14	Bingolf (8 Lieder)	39
Drei Taube	14	Friedrich der Fünfte	44
Johann, der Seisenfleder	14	Der Zürchersee	45
Christian Fürchtegott Vellert.		Die Frühlingsfeier	46
Das Gespenst	16	Der Eislauf	47
Die Geschichte von dem Hute	16	Die frühen Gräber	48
Die beiden Wächter	17	Die Sommernacht	48
Der Maler	17	Wir und Sie	48
Der Langbär	18	Leone	49
Die Ehre Gottes aus der Natur	18	Aesthetiker	49
Konrad Arnold Schmid.		Psalm	49
Der Siegeskürst	19	Das Gebet des Herrn	50
Abraham Gottlieb Kästner.		Aus dem Bardiet „Hermann und die Fürsten“	50
Grabschrift auf sich selbst	19	Der Messias	51
Auf einen Trauerspiel-Dichter	19	Gottbold Ephraim Lessing.	
Tragische Todesarten	19	Die drei Ringe	66
Auf gewisse Gedichte	19	Christoph Martin Wieland.	
Die alternenden Dichter	19	Oberon (Erster Gesang, Stange 9 bis zum Schluß)	68
An einen neuen Orthographen	20	Johann Friedrich Freiherr von Cronenst.	
Auf Kepler	20	An Herrn U.	75
An einen Virtuosen	20	An die Einsamkeit	75
Hippokrene auf Deutsch	20	Ermunterung zu weiser Freude	76
Johann Elias Schlegel.		An einen Freund	76
Gleichnisse auf die Liebe	20	Michael Denis.	
Die mühsame Weisheit	20	Die Zeit	76
Johann Adolf Schlegel.		Das Gewitter	77
Gottes Größe in den Meeren	21	Karl Mastalier.	
Johann Andreas Gramer.		Schlachtgesang	78
Gott	22	Karl Friedrich Kretschmann.	
Der erste Psalm	22	Des alten Deutschlands Jugend	78
Justus Friedrich Wilhelm Zacharia.		Christian Felix Weiße.	
Der Phaeton	23	Das Weibchen	79
Magnus Gottfried Lichtwer.		An den Schlaf	79
Boreas und die Erde	24	Die Willkür	79
Der junge Rater	25	Johann Gottlieb Willamon.	
Der Hänfling	26	Der Arzt und der Kranke	80
Ewald Christian von Kleist.		Der junge Dichter und der Maler	80
Hymne	26	Der junge Baum und der Wind	80
Krist	27	Gottlieb Konrad Pfeffel.	
Freundschaft	27	Der Ketter	81
Irin	28	Das Johanniskindchen	81
Aus dem Gedicht „der Frühling“	29	Der Ortolan	81
Johann Wilhelm Ludwig Gleim.		Das Kameel und das Trampelhier	81
An die Cécile	30	Der Bei	81
An die Schwalbe	30	Die Gule, der Rater, die Gans und die Hake	81
Vorfall	31	Die Pilger	82
Der Greis	31	Die Tabakspfeife	82
Die Milchfrau	31	Johann Benjamin Michaelis.	
Bei Eröffnung des Feldzugs 1756	31	Der Ruabe und der Schmetterling	83
Bruchstück aus Hallabai	32	Die Affen und der Sriegel	84
Johann Peter Uz.		Christian Daniel Friedrich Schubart.	
Gott im Ungewitter	33	Garlieb	84
Der gute Hirt	33	Der Gefangene	85
Das bedrängte Deutschland	33	Die Linde	85
Johann Nicolaus Oß.		Matthias Claudius.	
Eriolet	34	Abweinlied	86
Freude	34		

	Seite.		Seite.
Reibelied	86	Leopold Friedrich Günther von Göttingl.	
Am ersten Raimorgen	86	An meinen Bedienten	127
Die Sternseherin	87	Stinngedichte (4)	128
Christiana	87	Johann Wolfgang von Goethe.	
Bei dem Grabe meines Vaters	87	Vorlage	129
Abendlied eines Banersmanns	87	An die Günstigen	129
Urians Nachricht von der neuen Aufklärung	87	Gedichte der ersten Periode:	
Johann Georg Jacobi.		An meinen Freund Schrifch	129
Liebe	88	Die Freude	129
Pitanei auf das Best aller Seelen	89	Mit einem gemalten Land	129
Die Tempel	89	Der Wanderer	130
Johann Kaspar Lavater.		Zigeunerlied	132
Die Schlacht bei Granon	90	Heißesgruß	132
Der Rheinfluss bei Schaffhausen	91	Der König in Thule	132
Johann Gottfried von Herder.		Rabomer's Gesang	132
Das menschliche Herz	91	Prometheus	133
Die Schwestern des Schicksals	92	Künstlers Abendlied	134
Das Flüchtigste	92	Der Musensohn	134
Lied des Lebens	92	Adler und Taube	134
Die Dämmerung	93	Seefahrt	135
Das Kind der Sorge	93	Wandrer's Nachtlid	135
Der Himmel	93	Muth	135
Verschiedener Umgang	93	Hoffnung	135
Liebe	94	Sorge	136
Der Regenbogen	94	Der Fischer	136
Das Lied vom Schmetterling	94	Grifönig	136
Die Lerche	94	Aus Wilhelm Meister's Lehrjahren	136
Am Meer bei Neapel	95	Oden aus den Jahren 1779 bis 1782 (5)	137
Die Nacht	96	Aus der ältesten Epigrammengruppe (4)	140
Rosen	97	Wandrer's Nachtlid	140
Der gerettete Jüngling	97	Gedichte der zweiten Periode:	
Der Schiffbruch	98	Aueignung	140
Die Geschwister	98	Amor als Landschaftsmaler	142
Die Orgel	99	Siebente römische Elegie	142
Cäcilia	100	Aus den venetianischen Epigrammen	143
Grifönig's Tochter	100	Epistel	144
Die goldene Hochzeit	101	Die Elsbahn	146
Bilder, Sonnetten und Epigramme (14)	101	Hermann und Dorothea	146
Der Eid (11 Romanzen)	102	Legende vom Hufelsen	147
Karl Ludwig von Arncl.		Der Zauberlehrling	148
Hymnus an Selene	108	Der Schatzgräber	149
Aus den „Lebensblüthen in Dillchen“	109	Hochzeitlied	149
Gottfried August Bürger.		Liedlied	150
Das Lied vom braven Mann	109	Trost in Thränen	150
Die Kuh	110	Epilog zu Schiller's Glode	151
Der wilde Jäger	111	Gedichte der dritten Periode:	
Auf die Morgenröthe	113	Sonette (5)	152
An das Herz	113	Die wandernde Glode	153
Ludwig Heinrich Christoph Hölty.		Der getreue Eckart	154
Das Landleben	114	Der Todtentanz	154
Antrag	114	Aus dem west-östlichen Divan	155
Aufmunterung zur Freude	114	Künstlerlied	157
Elegie beim Grabe meines Vaters	115	Urworte	157
Christian Graf zu Stolberg.		Sprüche	158
An meine sterbende Schwester	115	Bei der Betrachtung von Schiller's Schädel	158
Der Segen	115	Vermächtniß	159
Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.		Hermann und Dorothea (im Zusammenhange)	159
Der Satz	116	Christoph August Tiege.	
An die Natur	116	An die Natur	183
Lied eines deutschen Knaben	117	Aleides (aus der Urania)	183
Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn	117	Die Welle	184
Lied, auf dem Wasser zu singen	117	Sehnsucht nach Ruhe	184
An das Meer	118	Ludwig Theobul Rosgarten.	
Johann Heinrich Voß.		Das Amen der Steine	184
Der siebzigste Geburtstag	118	Das Gesicht des Arsenius	185
An Aloyfod	123	August Friedrich Ernst Langbein.	
Darstellung	123	Das blinde Rof	185
Gott ist die Liebe	124	Johann Christoph Friedrich von Schiller.	
Der Herbstgang	124	Gedichte der ersten Periode:	
Spottsonett	125	Hektor's Abschied	187
An Goethe	125	Die Größe der Welt	188
Johann Martin Müller.		Das Glück und die Weisheit	188
Aufstedenheit	125	Die Schlacht	188
Frühlingstied	126	Der Flüchtling	189
Christian Adolph Overbeck.		Gedichte der zweiten Periode:	
Widertied	126	Einer jungen Freundin in's Stammbuch	190
Trost in mancherlei Thränen	126	Die Künstler	190
		Gedichte der dritten Periode:	
		Macht des Gesanges	192

	Seite.		Seite
Das Mädchen aus der Fremde	192	An die Deutschen	251
Dithyrambe	192	Menschenbeifall	251
Die Theilung der Erde	193	Rückkehr in die Heimath	251
Der Abend	193	Die Eichbäume	252
Die Säger der Vorwelt	193	Karl Bernhard von Trinius.	
Pompeji und Herkulanum	194	Seuers Gedanken	252
Der Kaufmann	195	Des Bergmanns Leiche zu Salun	253
Die Johanniter	195	August Wilhelm von Schlegel.	
Kolumbus	195	Arion	253
Der epische Hexameter	195	Die Warnung	255
Das Distichon	195	Neoptolemus an Diokles	257
Die achteilige Stange	195	Lebensmelodien (5)	260
Das Kind in der Wiege	195	Sibylla	261
Der spielende Knabe	196	An die südlichen Dichter u.	262
Erwartung und Erfüllung	196	Die Nebenbuhlerinnen	262
Der Naturkreis	196	Das Sonett	262
Unsterblichkeit	196	Der Jamb	262
Botivtaseln (7)	196	Der Choliamb	262
Leuten (19)	196	Der Hexameter	263
Der Handschuh	198	Friedrich von Schlegel.	
Die Kraniche des Ibykus	199	Das versunkene Schloß	263
Raffandra	201	Gelübde	264
Der Graf von Habsburg	202	Im Speßhard	265
Der Alpenjäger	203	Abendröthe	265
Die Sprache des Confucius	203	Die neue Schule	265
Breite und Tiefe	204	An Biele	266
Licht und Wärme	204	Friedrich Ludwig von Hardenberg, gen. Novalis.	
Hoffnung	204	Bergmannslied	266
Die Worte des Glaubens	204	Beinlied	267
Räthsel (3)	205	Seligkeit in Jesu	267
Erwartung	205	Die Gnadenkünde	267
Wilhelm Tell	206	Ludwig Tieck.	
Das Mädchen von Orleans	206	Arion	268
Die deutsche Muse	206	Der Frühling	268
Das Lied von der Glocke	207	Zuversicht	269
Die vier Weltalter	211	Nacht	269
An die Freunde	211	An Novalis	270
Bunslied	212	An A. W. Schlegel	270
Abschied vom Leser	212	Friedrich Baron de la Motte-Fouqué.	
Die Jungfrau von Orleans (im Zusammenhange)	212	Thurmwächterlied	270
Karl Friedrich von Mattbisson.		Der kranke Ritter	271
Abendlandschaft	238	Das Siegesfest	271
Seenreigen	239	Clemens Brentano.	
Seimweb	239	Der Erinnerin Nachlied	272
Lebenslied	240	Die Gottesmaner	272
Johann Gaudenz von Salis-Seewis.		Ludwig Achim von Arnim.	
Bild des Lebens	240	Frühlingslied	273
Lied bei einer Wasserfahrt	241	Ermunterung	273
Herbstlied	241	Gottes Rabe	273
Lied eines Landmanns in der Fremde	241	Joseph Freiherr von Eichendorff.	
Das Grab	242	Dichterloos	274
Johann Gottfried Seume.		Der wandernde Musikant	274
Der Wilde	242	Auf meines Kindes Tod	274
Friedrich Adolf Krummacher.		Nachklang	274
Das Licht	243	Konrad Friedrich Ernst Schulze.	
Der Sturmvogel und die Schiffenden	244	Lied der Vögelein	275
Johann Baptist von Albertini.		An Gacilla	275
Ballfahrt	245	Siegfried August Mahlmann.	
Pfingstgesang	245	Vater unser	276
Johann Christoph Friedrich Haug.		Caroline Louise Brachmann.	
Auf eine gewisse Angeige	245	Kolumbus	277
An einen Verdeutschter von Milton's Paradiese	246	Johann Ladislav Byrker von Felsö-Eödr.	
Von Blump's Nerger	246	Die Menschenalter	278
Marull	246	Anfang der Lunifas	278
Wortspiel im Ernste	246	Heinrich Joseph von Collin.	
Hyperbelen auf Herrn Wabls ungeheure Nase (7)	246	Kaiser Albrecht's Hund	280
Valerius Wilhelm Neubeck.		Leopold Schöfer.	
Abendgenuss	247	Urneues Dasein	282
Hymnus an Hygiea	247	Weltgruß	282
Christian Ludwig Neuffer.		Seelengröße	282
Der Abend	248	Das Kleine	283
Friedrich Kind.		Was uns bleibt	283
Anfäng	249	Albert von Chamisso.	
Der Regenbogen	250	Frisch gesungen	283
Friedrich Hölderlin.		Das Schloß Boncourt	284
An die Parzen	251		
Hyperion's Schicksalslied	251		

	Seite.		Seite.
Tragische Geschichte	284	Karl Mayer.	
Kleidermacher-Ruth	284	Vergleichung	316
Die Löwenbraut	284	Das Gräschen	316
Die alte Waschfrau	285	Trostesfunken	316
Francesco Francia's Tod	286	Vom Grünen	316
Der Eßler Landtag	286	Herbstlerde	316
Friedrich Rückert.		An die Wolken	317
Dichter selbstlob	287	Das Lied für sich	317
Chidher	288	Karl Rudolf Lanner.	
Der alte Barbarossa	288	Im Gewitter	317
Aus dem geharnischten Couetten (9)	289	Das Gerede der Wellen	317
Roland zu Bremen	290	Herbstabend	317
Deutschlands Heldenleib	290	Winterglück	317
Deutschlands Heldenleib	290	Joseph Christian Freiherr von Zeblyg.	
Die hohle Weide	291	Die nächtliche Heerschau	317
Adler und Lerche	291	Begeisterung (Canzone)	318
Leben und Tod	292	Wilhelm Müller.	
Die Zwei und der Dritte	292	Morgenlied	319
Die Edistin im Buzgimmer	293	Das Hünengrab	319
Sonette (2)	293	Der kleine Hydriont	319
Fergine (Wein und Weinen)	294	Karl Lebrecht Immermann.	
Canzone (Schneller Wechsel)	294	Der Traum	320
Sicilianen	294	Die geräumte Säule	320
Diolett (Keinen Kreuzer)	295	Karl A. M. Graf von Platen-Hallermünde.	
Madrigal (Das Lämmlein)	295	Gefang der Todten	321
Alcornelle (7)	295	Parfenlied	321
Chafelen (5)	295	Bauerglas	321
Perfische Bierzellen	296	Licht	321
Angereichte Perlen	297	Der Pilgrim von St. Just	321
Ernst Moritz Arndt.		Das Grab im Busento	322
Des deutschen Vaterland	297	Harmosan	322
Das Lied vom Feldmarschall	298	Klagelied Kaiser Otto III.	323
Gefang der Christenlerche	298	An Goethe	323
Des reisenden Aueublied	298	Chafelen (9)	323
Max von Schenkendorf.		Sonette (2)	325
Die Muttersprache	299	Benedig (4 Sonette)	325
Das Lied vom Rhein	299	Grabchrift	326
Soldatenmorgenlied	300	Oden (8)	326
Das Bild in Gelnhausen	300	Epigramme (8)	327
Das Bergschloß	301	Heinrich Heine.	
Friedrich August von Stägemann.		Die Lorelei	328
Aufruf des Königs	301	Traumbilder	328
Theodor Körner.		Frieden	329
Die Eichen	302	Wilhelm Smets.	
Vor Rauch's Büste der Königin Louise	302	Platen's Bestattung	329
Koslaw	302	Die Begegnung im Vatican	330
Aufruf	303	Abraham Emanuel Fröhlich.	
Pigow's wilde Jagd	303	Lebenswort	331
Abchied vom Leben	304	Strenge Darmbergigkeit	331
Palindrom	304	Niederer Tod	331
Pegogroß	304	Die Bürger	331
Charade	304	Brandlöpfe	331
Quard von Schenk.		Heinrich August Hoffmann von Fallersleben.	
Die Thräne des Friedens	305	Winters Glicht	332
Die Palme	305	Frühlingsslied	332
Ludwig Uhland.		Das todtte Kind	332
Freie Kunst	305	Garten der Kindheit	333
Frühlingsslieder (8)	306	Agnes Franz.	
Des Knaben Berglied	306	Der Engel und die Rebe	333
Die Kapelle	307	Annette Freiin von Droste-Hülshof.	
An das Vaterland	307	Vor vierzig Jahren	334
Lied eines deutschen Sängers	307	Das Haus in der Halde	335
Die deutsche Sprachgesellschaft	307	Adelheid von Stolterfoth.	
Die verlorene Kirche	308	Am Rhein erglänzt mein Stern	335
Der blinde König	308	Frauenlobs Tod	335
Des Sängers Glück	309	Albert Knapp.	
Das Glück von Edenhall	310	Die Einladung	336
Der Recensent	311	Melchior von Diepenbrock.	
Die deutsche Kaiserwahl	311	Der Eingang in Jerusalem	337
Christian Justinus Kerner.		Charfreitag	337
Wanderlied	312	Stilles Gotteslob	337
Der Wandrer in der Sägemühle	313	Karl Johann Philipp Spitta.	
Der reichste Hirt	313	Geduld	338
Seindelmann's Recension der Gegend	313	Franz von Gaudy.	
Adolf Schwab.		Die Schlacht bei den Pyramiden	338
Der Ritter und der Bodensee	314		
Das Gewitter	314		
Johannes Rant	315		

Erster Theil.

P o e s i e.

Albrecht von Haller,

den 16. October 1708 zu Bern, schon im Jahre im Lateinischen, Griechischen und Latein bewandert, studirte vom 15. bis 18. zu Tübingen und Leiden Medicin, bereiste England und Frankreich, verlegte sich in Basel auf Botanik und Mathematik (Alpenreise 1728),

ward 1736 Prof. der Medicin, Anatomie und Botanik zu Göttingen, 1749 geädelt, lehrte 1753 nach Bern zurück, verwaltete hier hohe Staatsämter, starb den 12. December 1777. — Lyrische, beschreibende, didaktische Gedichte; politische Romane (Ufong, Alfred u. a.); gelehrte Werke in lateinischer Sprache.

Morgengedanken. *)

Der Mond verbirget sich, der Nebel grauer
Schleier
Luft und Erde nicht mehr zu;
Der Sterne Glanz erblaßt, ¹⁾ der Sonne reges
Feuer
alle Wesen aus der Ruh.
Der Himmel färbet sich mit Purpur und
Saphiren,
Die Morgenröthe lacht,
Und der Rosen Glanz, die ihre Stirne zieren,
Ist das bleiche Heer ²⁾ der Nacht.
Durch's rothe Morgenthor der heitern
Sternenbühne
Das verstärkte Licht ³⁾ der Welt;
Den Wollen glühn von blitzendem Rubine,
Rennt das Gold bedeckt das Feld. ⁴⁾
Die Rosen öffnen sich und spiegeln ⁵⁾ an
der Sonne
Ihren Morgens ⁶⁾ Perlenthau;
Den Ambradust belebt, zu unsrer Wonne,
Ihren Blätter Atlasgrau.
Der wache Feldmann eilt mit Singen in
die Felber,
Ist vergnügt den schweren Pflug; ⁷⁾

Der Vögel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder
Mit ihrer Stimm' und frühem Flug.

6 O Schöpfer! was ich seh, sind deiner All-
macht Werke;

Du bist die Seele der Natur! ⁸⁾

Der Sterne Lauf und Licht, der Sonne Glanz
und Stärke

Sind deiner Hand Geschöpf und Spur.

7 Du steckst die Fadel an, die in dem Mond
uns leuchtet, ⁹⁾

Du gibst den Winden Flügel zu,

Du leihst der Nacht den Thau, womit sie uns
befeuchtet, ¹⁰⁾

Du theilst der Sterne Lauf und Ruh.

8 Du hast der Berge Stoff ¹¹⁾ aus Thon
und Staub gedreht,

Der Schachten Erz ¹²⁾ aus Sand geschmelzt,

Du hast das Firmament an seinen Ort erhöht,

Der Wollen Kleid darum gewälzt.

9 Den Fisch, ¹³⁾ der Ströme bläst und mit
dem Schwanze stürmet,

Hast du mit Abern ausgehöhlt; ¹⁴⁾

Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmet,

Und seinen Knochenberg beseelt.

10 Des weiten Himmelsraums saphirene
Gewölber,

Gegründet auf den leeren Ort, ¹⁵⁾

Das Gedicht entstand 1725. Haller bemerkt
es sei das älteste der Gedichte, die er der
Welt wirklich gefunden, und die Frucht einer
frühen Mitternacht. Aeltere Lesarten: ¹⁾ Der
Mond verschwindet. — ²⁾ Das blasse Heer.
— ³⁾ Das verstärkte Aug. — ⁴⁾ Der Wollen
glühn von blitzendem Rubine, Und
das Gold bedeckt das Feld. — ⁵⁾ Die Rose
öffnet sich. — ⁶⁾ Des frühen Mor-

gens. — ⁷⁾ Der Adersmann eilt in die rauhen
Felber, Und treibet den gewohnten (Ausg. 2. den
langsamem) Pflug. — ⁸⁾ Durch dich belebt sich
die Natur. — ⁹⁾ Die in der Sonne (Ausg. 8, 4, 5
„dem Monde“) leuchtet. — ¹⁰⁾ Du leihst dem Mond
den Thau, womit er uns befeuchtet. — ¹¹⁾ Du
hast der Berge Teig. — ¹²⁾ Der Grüsten Erz. —
¹³⁾ Dem Fisch. — ¹⁴⁾ Hast du die Abern. —

Der Gottheit große Stadt,¹⁶⁾ begrenzt nur
durch sich selber,
Hob aus dem-Nichts dein einzig Wort.¹⁷⁾

11 Doch, dreimal großer Gott! es sind er-
schaffne Seelen
Für deine Thaten viel zu klein;
Sie sind unendlich groß, und wer sie will
erzählen,

Muß, gleich wie du, ohn' Ende sein.¹⁸⁾

12 O Unbegreiflicher!¹⁹⁾ ich bleib' in mei-
nen Schranken,
Du, Sonne, blendst mein schwaches Licht;
Und wem der Himmel selbst sein Wesen hat
zu danken,
Braucht eines Wurmes Lobspruch nicht.

Trauerode *)

beim Absterben seiner geliebten Mariane.

1 Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied!

Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht!

Die Lust, die ich an dir gefunden,
Vergrößert jeztund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,¹⁾
Und fühle nochmals deinen Tod.

2 Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzumohl;
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.

Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu,
Als wann von dir mit etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu.

3 Nicht Reden, die der Wiß²⁾ gebietet,
Nicht Dichterklagen sang' ich an,
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kann.

¹⁶⁾ Sind deiner Hände leichtes Spiel. — ¹⁸⁾ Die allgemeine Welt (Ausg. 1 — 8 „das ungemessne All“). — ¹⁷⁾ Kost dich nichts, als das Wort: Ich will! (Ausg. 3: „Entstanden auf dein bloßes Wort“). — ¹⁸⁾ Muß, wie du, ohne Ende sein. — ¹⁹⁾ O ew'ge Wesenquell!

*) Diese Trauerode entstand im November 1786. Sie bezieht sich auf des Dichters Gattin Mariane, geborne Wyß (ihr Vater war Herr zu Mathod und la Mothe), welche er den 30. October 1786, als er eben einen Monat in Göttingen war, durch den Tod verlor. Das Gedicht ist aus dem „Versuch Schweizerischer Gedichte“, 11. Ausg. abgedruckt. Ältere Lesarten sind: ¹⁾ meine Herzenswun-

Ja, meine Seele will ich schilbern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergötzt an Trauerbilbern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

4 Ich seh' dich noch, wie du erblastest,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte saßtest
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinsten Triebe!
Wie ängstig warst du für mein Leid!
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

5 Wo flieh' ich hin? In diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt!
Das Haus hier, wo ich dich verloren,
Der Tempel dort, der dich bedeckt,
Hier Kinder — ach! mein Blick muß lobern
Beim zarten Abdruck deiner Zier,
Wenn sie dich stammelnd von mir fordern,
Wo flieh' ich hin? ach! gern zu dir!

6 O soll mein Herz nicht um dich weinen?
Hier ist kein Freund dir nah, als ich.
Wer riß dich aus dem Schooß der Deinen?
Du liebest sie, und wähltest mich.
Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Das dein Verdienst und Blut dir gab,
Die sind's, wovon ich dich entrücke,
Wohin zu eilen? in dein Grab.³⁾

7 Dort in den bittern Abschiedsstunden,⁴⁾
Wie deine Schwester an dir hing,
Wie, mit dem Land gemacht verschwunden,^{5) *)}
Sie unserm letzten Blick entging,⁶⁾
Sprachst du zu mir mit holder Güte,
Die mit gelass'ner Wehmuth stritt:
Ich geh' mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kommt ja mit.

8 Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab?
Noch jezt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzündung löst mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich allein nach meinen Trieben,⁷⁾
Und nicht nach meinem Glücke maß!⁸⁾

*) „Die Reise nach Göttingen fing zu Schiff an.“ (Anm. des Dichters.)

den. — ²⁾ Geist (statt Wiß). — ³⁾ Ein Vaterland, das dir gewogen, Verwandtschaft, die dir lieblich war, Dem allen hab' ich dich entzogen. Wohin zu eilen? auf die Bahr. — ⁴⁾ Dort in der bittern Abschiedsstunde. — ⁵⁾ Wie nach und nach das Land verschwunde. — ⁶⁾ Und uns ihr letzter Blick entging. — ⁷⁾ Und mich, so arm ich mich beschrieb. — ⁸⁾ Allein nach meinem Her-

9 Wie bald verließest du die Jugend,
 und flohst die Welt, ⁹⁾ um mein zu sein! ⁹⁾
 Du mißtest den Weg ¹⁰⁾ gemeiner Tugend,
 und warest schön für mich allein.
 Mein Herz hing ganz an meinem Herze,
 und sorgte nicht für dein Geschick,
 Soll Angst bei meinem kleinsten Schmerze,
 spuckt auf einen frohen Blick.
 10 Ein nie am Citeln fester Wille,
 der sich nach Gottes Fügung bog,
 Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
 Die weder Glück noch ¹¹⁾ Leid bewog,
 Ein Vorbild kluger Fucht an Kindern,
 Ein ohne Blindheit zartes Herz,
 Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern,
 War meine Lust, und ist mein Schmerz.
 11 Ach! herzlich hab' ich dich geliebet,
 Seit mehr, als ich dir Hund gemacht,
 Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
 Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
 Wie oft, wenn ich dich innigst küßte,
 zitterte mein Herz und sprach:
 Wie! wenn ich sie verlassen müßte!
 Und heimlich folgten Thänen nach.
 12 Ja, mein Betrübnis soll noch währen,
 Denn schon die Zeit die Thränen hemmt;
 Das Herz kennt andre Arten Zähren,
 Als die die Wangen überschwemmt.
 Die erste Liebe meiner Jugend,
 Ein innig Dentmal deiner Huld,
 Die Verehrung deiner Tugend
 Ist meines Herzens stete Schuld.
 13 Im düstern Wald, bei finstern Buchen,
 Wo Niemand meine Klagen hört,
 Ich dein holdes Bildnis suchen,
 Wo Niemand mein Gedächtnis stört.
 Ich will dich sehen, wie du gingest,
 Ich kenne, wann ich Abschied nahm,
 Ich höre, wann du mich umsingest,
 Ich fröhlich, wann ich wieder kam.
 14 Auch in des Himmels tiefer Ferne ¹²⁾
 Ich im Dunkeln nach ¹³⁾ dir sehn,
 Ich forsch'n, weiter als die Sterne, ¹⁴⁾
 Unter deinen Füßen dreh'n.
 Wie lieb an dir die Unschuld ¹⁵⁾ glänzen
 Wie hell verklärter Wissenschaft;
 Wie springt sich aus den alten Grenzen
 Wie neu entbundne Kraft.

15 Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
 Sein Rath wird Seligkeit für dich;
 Du mischest mit der Engel Löhnen
 Dein Lieb und ein Gebet für mich.
 Du lernst den Nutzen meines Leidens,
 Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf;
 Dort steht die Absicht unsers Scheidens
 Und mein bestimmter Lebenslauf.

16 Vollkommenheit! die ich auf Erden
 So stark und doch nicht g'nug geliebt,
 Wie liebenswürdig wirst du werden,
 Nun dich ¹⁶⁾ ein himmlisch Licht umgibt!
 Mich überfällt ein brünstig's Hoffen,
 O! sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
 O! halt' die Arme für mich offen! ¹⁷⁾
 Ich eile, ewig dein zu sein.

Die Alpen.

Diese Dichtung, welche Haller's Ruhm zuerst begründete, gehört dem Jahre 1729 an. Er sagt selbst von ihr: „Dies Gedicht ist dasjenige, das mir am schwersten geworden ist. Es war die Frucht der großen Alpenreise, die ich im Jahre 1728 mit dem Professor Gesner in Zürich gemacht hatte. Die starken Vorwürfe lagen mir lebhaft im Gedächtnis. Aber ich wählte eine beschwerliche Art von Gedichten (Strophenform), die mir die Arbeit unnötig vergrößerte. Die zehnsylbigen Strophen, die ich brauchte, zwangen mich, so viele besondere Gemälde zu machen, als ihrer selber waren, und allemal einen ganzen Vorwurf mit zehn Linien zu schließen. Die Gewohnheit neuerer Zeiten, daß die Stärke der Gedanken in der Strophe allemal gegen das Ende steigen muß, machte mir die Ausführung nur noch schwerer. Ich wandte die Nebenstunden vieler Monate zu diesen wenigen Reimen an, und da Alles fertig war, gefiel mir sehr Vieles nicht. Man sieht auch ohne mein Warnen noch viele Spuren des Lohensteinischen Geschmacks darin.“ Vorherrschend ist das Gedicht beschreibender Natur, hat aber zugleich im Ganzen eine didaktische Tendenz und in einzelnen Partien einen idyllischen Charakter.

Inhaltsübersicht. Str. 1: Nicht äußere Güter begründen des Menschen Glück. — Str. 2: In seinem Innern rinnt die Quelle der Zufriedenheit. — Str. 3: Der Dichter preist das goldne Zeitalter, nicht sowohl weil damals Ueberfluß und Eintracht in der Natur, als weil Zufriedenheit in der Brust des Menschen herrschte. — Str. 4: Er wendet sich an die Alpenbewohner, die, wenn auch nicht von einem blühenden Tempe umringt, doch noch des innern Friedens der goldnen Zeit theilschuld. — ¹⁶⁾ Wann dich. — ¹⁷⁾ O! halte deine Arme offen.

9) Und mißtest die Welt. — ¹⁰⁾ Du mißtest den Weg. — ¹¹⁾ Die weder Muth noch .. — ¹²⁾ Will in des Himmels tieffen Fernen. — ¹³⁾ Will dich sehn .. — ¹⁴⁾ Und forsch'n jenseits .. — ¹⁵⁾ Dort wird seht deine Un-

haftig sind. — Str. 5: Er preist sie glücklich, daß ihnen der Ueberfluß, die Quelle des Verderbens, versagt ist. — Str. 6: Bietet ihnen die Natur nur wenig, so bietet sie doch genug, daß sie im Genuß der Freiheit sich ihres Daseins freuen können. — Str. 7: Entbehren sie des Reichthums, so werden sie dafür durch Eintracht, Frohsinn und natürliche Lebensweisheit beglückt. — Str. 8: Sie kennen nicht die Leiden, die aus dem Unterschied der Stände, aus dem Müßiggang, aus der Ehrsucht entspringen; alle gleiches Maß von Lust und Mühe genießend, sind sie alle mit ihrem Geschick zufrieden. — Str. 9: Sie kennen nicht Gelehrsamkeit und Philosophie; aber die Natur hat ihnen die Lebensweisheit in's Herz gelegt. — Str. 10: Der ruhige und gleichmäßige Gang ihres Daseins wird nicht durch grelle Schicksalswechsel, sondern nur zuweilen durch heitere Spiele unterbrochen. — Str. 11 und 12 schildern dann mehrere dieser Spiele, wie Ringen, Steinstoßen (Diskus-Werfen), Preisschießen, Kegelspiel, Ringeltanz. — Die Strophen 13—15 stellen die einfache und zwanglose Art dar, wie hier Liebesbündnisse und Ehen geschlossen werden. — Str. 16 und 17: Reinheit und Glück des ehelichen Lebens. — Hierauf verfolgt der Dichter in einem größern Abschnitte das Leben und Treiben der Alpenbewohner durch die verschiedenen Jahreszeiten. Str. 18 bis 20: Mit dem Beginne des Frühlings ziehen die Hirten mit ihren Heerden auf die Alpen. Ruhreisen. Abends Heimkehr in die gewohnten Ställe. — Str. 21: Im Sommer die Heuernte. — Str. 22: Der Herbst spendet Fülle des Obstes. — Str. 23: Der Dichter wünscht den Alpenbewohnern Glück, daß ihnen die Rebe versagt worden. — Str. 24: Dafür wurden ihnen die Freuden des Waldwerks bescheert. — Str. 25: Bei herannahendem Winter Käsebereitung. — Str. 26: Ruhe der Wintertage, durch nachbarliche Geselligkeit belebt. — Die fünf folgenden Strophen stellen fünf verschiedene Personen als Mittelpunkte der Geselligkeit dar: Str. 27 einen naturkundigen Hirten, der aus meteorischen und andern Erscheinungen Wetter und Ernten vorher sagt, Str. 28 einen jungen ländlichen Dichter, Str. 29 einen in der Landesgeschichte wohlbewanderten Greis, Str. 30 einen alten „Staatsmann im Hirtenkleide“ (wie ihn der Dichter selbst bezeichnet), Str. 31 einen muntern Alten, der Natur und Boden der Schweiz genau erforscht hat. — Die zuletzt eingeführte Person gibt dem Dichter Anlaß zu einer Schilderung des Schweizerlandes und seiner Naturschätze, die von Str. 32 bis 44 reicht. Nach einer einleitenden, die Schweiz im Vergleich mit andern Ländern rühmenden Strophe (32) wird das Bild einer aus dem Morgennebel sich entschleiern den Schweizerlandschaft, erst in allgemeinen Umrissen (Str. 33), dann in detaillirteren Zügen (Str. 34) entworfen. Hierauf werden (Str. 35) Gletscher und fruchtbare Gebirge nebeneinander gestellt; Str. 36 malt sodann einen Waldstrom und seinen Fall. Auch für den Botaniker

und Mineralogen hat das Land ein hohes (Str. 37). Zuerst wird wieder die Schweiz (Str. 38) im Allgemeinen, dann und 40) specieller dargestellt: hierauf werden 41—44) die Krystalle der Felsklüfte, das Mineralwasser, die Salzquellen und der Aar eingeführt. — Den Schluß der Dichtung bilden fünf Strophen, von denen ersten (45—47) die beklagenswerthen anderer Völker, und die beiden letzten (48 im Gegensatz dazu, noch einmal das Schweizer kurz resumierend darstellen.

Die vier Anfangsstrophen.

1 Versucht's, ihr Sterbliche, nach
Zustand besser,
Braucht, was die Kunst erfand, und die
euch gab,
Belebt die Blumenflur mit steigendem G
Theilt nach Korinths Gesetz gehäune F
Umhängt die Marmormand mit p
Tapeten,
Speist Luntins Nest¹⁾ aus Gold, trinkt
aus Smaragd,
Schläft ein beim Saitenspiel, erwa
Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt
ein zur Jagd,
Wird schon, was ihr gewünscht, das
unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichth
bleiben.

2 Die Seele macht ihr Glück, ihr
äußern Sachen
Zur Lust und zum Verdruß nur die
heit;
Ein wohlgesetz Gemüth kann Galle süße
Da ein verwöhnter Sinn auf Alles M
streut.
Was hat ein Fürst hervor, das einem
fehlet?
Der Scepter efelt ihm, wie dem sein Hir
Weh' ihm, wann ihn der Geiz, wann
Ehrsucht quälet!
Die Schaar, die ihn umwacht, hält de
druß nicht ab.

¹⁾ Hinsichtlich der Gründe, warum wir der Angabe der ältern Lesarten auf wenig dichte beschränkt haben, verweisen wir auf die rebe. — ¹⁾ „Die berühmten Vogelwäster, Indien unter den Lederbissen ganz bekannt und die man zuweilen auch in Europa an vornehmen Tischen sieht, findet man auf Inseln am Ufer von Luntin“ Anm. des D

Wann aber seinen Sinn gesichte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eibern
liegt?

3 Beglückte guldne Zeit, Geschenk der ersten
Güte,

A, daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in stättem Früh-
ling blühte,

Und nie ein scharfer Nord die Blumen ab-
gepflückt;

Nicht, weil freiwillig Korn die salben Felder
deckte,

Und Honig mit der Milch in bicken Strömen lief;
Nicht, weil kein kühner Löw' die schwachen

Heerden schreckte,

Und ein verirrt's Lamm bei Wölfen sicher
schlief, —

Nicht, weil der Mensch zum Glüd den Ueber-
fluß nicht zählte,

Da Rothdurft Reichthum war, und Gold
zum Sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch
guldne Zeiten!

Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter
Pracht.

Wer mißt den Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wann Jugend Müß zur Lust, und Armuth
glücklich macht?

Schicksal hat euch hier kein Tempe zu-
gesprochen:

Wollen, die ihr trinkt, sind schwer von
Reiß und Strahl,

Die lange Winter kürzt des Frühlings späte
Wochen,

Ein verewigt Eis umringt das kühle Thal.
Eurer Sitten Werth hat alles das ver-
bessert,

Elemente Reid hat euer Glüd vergrößert.

Der Alpenbewohner in den
verschiedenen Jahreszeiten
(Str. 18—26).

Sobald der raube Nord der Küste Reich
verlieret, ¹⁾

Ein belebter Saft in alle Wesen dringt,

Sich der Erbe Schooß mit neuem Schmucke
zieret,

Am Anfange des Maimonats brechen aus
den und Dörfern die Hirten mit ihrem
und ziehen mit einer eigenen Fröhlich-
keit auf die niedrigen, und im Brachmonat
auf die hohen Alpen." Anm. des Dichters. —

„Haller bemerkt hierzu: „Ein

Kraut, das in den Weiden allen andern vorgezo-
gen wird. Seseli foliis acuto multifidis umbella
purpurea. Enum. Helv. p. 431." — ²⁾ „Die

am Fuße der Alpen liegenden Thäler sind über-

Den ihr ein holber West auf lauen Flügeln
bringt:

Sobald flieht auch das Boll aus den ver-
hassten Gründen,

Woraus noch kaum der Schnee mit trüben
Strömen fließt,

Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu
finden,

Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter
Spize sprießt.

Das Vieh verläßt den Stall und grüßt den
Berg mit Freuden,

Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen
kleiden.

19 Wenn kaum die Lerchen noch den frühen
Tag begrüßen,

Und uns das Licht der Welt die ersten Blicke gibt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten
Rüssen,

Die seines Abschieds Zeit zwar haßt, doch
nicht verschiebt.

Dort drängt ein träger Schwarm von schwer-
belebten Rügen

Mit freudigem Gebrüll sich im bethauten Steg;
Sie irren langsam hin, wo Alee und Mutter ²⁾

blühen,

Und mäh'n das zarte Gras mit scharfen
Zungen weg.

Er aber setzet sich bei einem Wasserfalle,
Und ruft mit seinem Horn dem lauten
Wiederhalle.

20 Wann der entfernte Strahl die Schatten
dann verlängert,

Und nun das müde Licht sich senkt in kühle Ruh,
So eilt die satte Schaar, vom Ueberfluß
geschwängert,

Mit schwärmendem Geblöf gewohnten Stäl-
len zu.

Die Hirtin grüßt den Mann, der sie mit Lust
erblicket,

Der Kinder muntre Schwarm frohlockt und
spielt um ihn;

Und, ist der süße Schaum der Euter aus-
gedrückt,

So sitzt das frohe Paar zu schlechten Speisen hin.
Begierd' und Hunger würzt, was Einfalt
zubereitet,

Bis Schlaf und Liebe sie umarmt in's Bett
begleitet.

Am Ende des Brachmonats brechen aus
den und Dörfern die Hirten mit ihrem
und ziehen mit einer eigenen Fröhlich-
keit auf die niedrigen, und im Maimonat
auf die hohen Alpen." Anm. des Dichters. —

„Haller bemerkt hierzu: „Ein

Kraut, das in den Weiden allen andern vorgezo-
gen wird. Seseli foliis acuto multifidis umbella
purpurea. Enum. Helv. p. 431." — ²⁾ „Die

am Fuße der Alpen liegenden Thäler sind über-

21 Wann von der Sonne Nacht die Wiesen
 sich entzündend,
 Und in dem salben Gras des Volkes Hoff-
 mung reist:
 So eilt der muntre Hirt nach den bethauten
 Gründen,
 Eh' noch Aurorens Gold der Berge Höh'
 durchstreift.
 Aus ihrem holden Reich wird Flora nun ver-
 drängt,
 Den Schmutz der Erde fällt der Sense trummer
 Lauf;
 Ein lieblicher Geruch, aus tausenden vermengt,
 Steigt aus der bunten Reih' gehäufster Kräu-
 ter auf;
 Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre Winter-
 speise,
 Und ein frohlockend Lied begleitet ihre Reise.

22 Bald, wann der trübe Herbst die salben
 Blätter pflüdet,
 Und sich die kühle Luft in graue Nebel hüllt,
 So wird der Erde Schooß mit neuer Zier
 geschmückt,
 An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen
 angefüllt;
 Des Frühlings Augenlust weicht nützlicherm
 Vergnügen,
 Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüthe stund:
 Der Aepfel reifes Gold, durchstriemt mit Purpur-
 zügen,
 Beugt den gestützten Ast *) und nähert sich dem
 Mund;
 Der Birne süß Geschlecht, die honigreiche Pflaume
 Reizt ihres Meisters Hand und wartet an dem
 Baume.

23 Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel
 nicht mit Reben, *)
 Man preßt kein gährend Raß gequetschten
 Beeren ab;
 Die Erde hat zum Durst nur Brunnen her-
 gegeben,
 Und kein gekünstelt Sau'r beschleunigt unser Grab.
 Beglückte, klaget nicht! Ihr wuchert im Verlieren;
 Kein nöthiges Getränk, ein Gift verlieret ihr.
 Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
 Der Mensch allein trinkt Wein und wird da-
 durch ein Thier.

haupt voll Obst, welches einen guten Theil ihrer
 Nahrung ausmacht." Anm. des Dichters. —

*) „Dieser Mangel an Wein ist den eigentlichen
 Alpen eigen; denn die nächsten Thäler zeugen oft
 die stärksten Weine, ganz nahe unter den Eis-
 gebirgen, wie der feurige Wein zu Martinach am
 Fuß des St. Bernhards. Aber ich beschreibe hier

Für euch, o Selige, will das Verhängniß sorgen;
 Es hat zum Untergang euch selbst den Weg
 verborgen.

24 Allein es ist auch hier der Herbst nicht
 leer an Schätzen,
 Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen find't.
 Eh' sich der Himmel zeigt und sich die Nebel setzen,
 Schallt schon des Jägers Horn und weckt das
 Felsenkind:
 Da setzt ein schüchtern Gemß, beflügelt durch
 den Schreden,
 Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen
 fort;
 Dort eilt ein künstlich Blei nach schwerge-
 hörnten Böden; *)
 Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und
 sinket dort;
 Der Hunde lauter Kampf, des Erzes tödtlich
 Knallen
 Tönt durch das trumme Thal und macht den
 Wald erschallen.

25 Indessen, daß der Frost sie nicht ent-
 blößt berücke,
 So macht des Volkes Fleiß aus Milch der
 Alpen Mehl.
 Hier wird auf strenger Gluth geschiedner Zieger
 bide,
 Und dort gerinnt die Milch und wird ein
 stehend Del.
 Hier preßt ein stark Gewicht den schweren
 Saß der Molke,
 Dort trennt ein gährend Sau'r das Wasser
 und das Fett;
 Hier locht der zweite Raub der Milch dem
 armen Volke, *)
 Dort bild't den neuen Räs ein rund geschnitten
 Brett.
 Das ganze Haus greift an, und schämt sich
 leer zu stehen;
 Rein Clavenhandwerk ist so schwer, als Müßig-
 gehen.

26 Hat nun die müde Welt sich in den
 Frost begraben,
 Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee
 bedeckt,
 Ruht das erschöpfte Feld nun aus für neue Gaben,
 Weil ein krystallner Damm der Flüsse Lauf
 verstopft:

die Einwohner der bernischen Thäler Weisland
 und Siebenthal, wo allerdings kein Wein, und
 wenig Korn erzielt wird." Anm. des Dichters.

— *) „Schwergehörnten Böden," Steinböden.

*) Zu diesem Verse gibt Haller die Anmerkung:
 „Rococta oder Zieger". (Vergl. B. 8).

in zieht sich auch der Hirt in die beschnei-
ten Hütten,
fetter Fichten Dampf die dürrn Ballen
schwärzt;
zahlt die süße Ruh' die Müh', die er erlitten,
sorgenlose Tag wird freudig durchgescherzt;
wenn die Nachbarn sich zu seinem Herde
setzen,
weiß ihr klug Gespräch auch Weiße zu ergötzen.
Bilderung des Schweizerlandes
(Str. 33—37).

3 Wenn Titan's erster Strahl der Gipfel
Schnee vergülbet,
sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt:
dort, was die Natur am prächtigsten gebildet,
immer neuer Lust von einem Berg erblickt.
In den zerfahrenen Dunst von einer dünnen
Wolke
setzt sich zugleich der Schauplatz einer Welt;
weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke
! Alles auf einmal, was sein Bezirk enthält.
sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen
Augen, [taugen.
den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen
! Ein angenehmes Gemisch von Bergen,
Fels und Seen
nach und nach erbleicht, doch deutlich
in's Gesicht;
blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter
Höhen, [bricht.
auf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen
zeigt ein nah Gebirg die sanfterhobnen
Hügel,
da ein laut Geblöl im Thale wiederhallt;
scheint ein breiter See ein meilenlanger
Spiegel,
dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt;
aber öffnet sich ein Strich von grünen
Thälern,
hin und her gekrümmt, sich im Entfernen
schmälern.
Dort senkt ein kahler Berg die glatten
Wände nieder,
ein verjährtes Eis dem Himmel gleich
gethürmt;
kristalliner Krystall schickt alle Strahlen wieder,
die gestiegne Hitze im Krebs umsonst bestürmt.
fern vom Eise streckt, voll futterreicher
Weide,
das Gebirg den breiten Rücken her;
sanfter Abhang glänzt von reisendem
Getreide,
eine Hügel sind von hundert Heerden schwer.

Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten
wohnen.

36 Hier zeigt ein steiler Berg die mauer-
gleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzt Fall
auf Fall.
Der dickbeschäumte Fluß dringt durch der Felsen
Ritzen
Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall;
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Gile,
In der verdichteten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten
Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig's
Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme
fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken
gießen.

37 Doch wer den edlern Sinn, den Kunst
und Weisheit schärfen,
Durch's weite Reich der Welt empor zur
Wahrheit schwingt,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Steh'n und
Forschen zwingt.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft
der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen
schenkt;
Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten
Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen trinkt:
Ihr werdet Alles schön und doch verschieden
finden,
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie
ergründen.

Die beiden Schlußstrophen.

48 Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den
Gemüthern
Des Lasters schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt;
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der
Genuß verhaßt.
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt;
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden
Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.
Nichts ist, das euch erdrückt; nichts ist, das
euch erhebet;
Ihr lebet immer gleich und sterbet, wie ihr lebet.

49 O selig, wer,⁷⁾ wie ihr, mit selbst-
gezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aedern
pflügt!
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren
Und ungewürzte Speis aus süßer Milch ver-
gnügt!
Der sich bei Zephyrs Hauch und kühlen Wasser-
fällen
In ungesorgtem Schlaf auf weichen Rasen streckt;
Den nie in hoher See das Brausen wilder
Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten
weckt;
Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht
zu bessern!
Das Glück ist viel zu arm, sein Wohlfsein zu
vergrößern.

Ueber den Ursprung des Übels.

Gedankengang. I. Buch, V. 1 — 64. Schilderung einer herrlichen Schweizerlandschaft (im Bernerlande), deren Anblick den Dichter an einem schönen Abend entzückt, und zu dem Bekenntniß drängt, daß die Welt zu ihrer Bürger Glück geschaffen sei. — V. 65 — 118. Diesem Gedanken bei einbrechender Dämmerung weiter nachsinnend, erinnert er sich der vielfachen Klagen über diese Welt, und entwirft ein mit jenem Naturbilde lebhaft contrastirendes Gemälde der sündlichen Welt und des leidenvollen Menschenlebens. — V. 119 — 168. Wie konnte Gott, dessen Wesen Güte ist, dieser Welt das Dasein geben? Zwar soll so der Mensch nicht fragen; Gott heißt uns die Laster fliehen, und nicht vergebens forschen, warum sie vorhanden sind. Allein wenn irreligiöse Menschen aus dem Dasein des Übels in der Welt Schmähungen gegen ihren Schöpfer ableiten, so glaubt der Dichter ihnen mit der Fackel der Wahrheit entgegenzutreten zu müssen. — II. Buch, V. 1 — 64. Im Anfange der Zeiten ließ Gott aus allen möglichen Welten die trefflichste in die Wirklichkeit treten. Erst schuf er die Körperwelt, dann die Geisterwelt. Die letztere stiftete er mit freiem Willen aus. Er erkannte wohl, wohin die Freiheit führen könne; allein „er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm, aus Wahl ihm hold zu sein.“ — V. 65 — 108. Die neugeschaffenen Geister waren ursprünglich alle gut; an Erkenntniß und Herrlichkeit aber waren sie sehr ver-

schieden, wenn gleich alle in ihrer Art voll vergleichende Schilderung der höhern Geister des Menschen. — V. 109 — 160. In der ersten legte Gott zwei verschiedene, beide wirklich unschuldige Triebe: die Selbstliebe und Nächstenliebe. Schilderung beider in ihren Wirkungen. — V. 161 — 212. Außer der Schöpfer dem Menschen, um ihn auch das Wohl seines Leibes und seiner Seele zu tun, Empfindlichkeit für den Schmerz und das Gewissen. So ist jeder mit dem A für die Lebensfahrt ausgestattet, wenn gleich Einzelnen die Gaben verschieden zugemessen. — III. Buch, V. 1 — 170. Gottes und unser Glück wurde durch den Sündenfall vernichtet. Schilderung dieses Falls und seiner Folgen. Zuerst wird kurz der Fall der aus abtrünnig gewordenen höhern Geister dar dann ausführlicher der des Menschengeschlechtes Ursachen (34 — 54) und Allgemeinheit (55 desselben, Folgen (81 — 160) für das Heil des Körpers und den Geist des Menschen. In 1 ersten Hauptabschnitt angehängten Versen, in denen der Dichter ein contrastirendes Gemälde des Menschen vor der von Gott nicht abgefallenen Menschheit. V. 170 bis zu Ende. Hierauf zu der Trauer über die Welt, wie eine solche Welt voller Leid mit Gottes Güte verträglich sei, stellt er zuerst eine Reihe von Vermuthungen (185 — 202) auf, die zur Erklärung dienen könnten. Jedenfalls deutet schon die Liebe des Schöpfers, die im Bau unsers Körpers (208 — 214) kund wird, darauf hin, daß er auch mit unsrer Seele Absichten habe. Ja, die ganze Schöpfung ist Gottes Guld; und wenn unser Geist dereinst die höhern Einsicht Licht erträgt, werden wir in dem Rathschlüssen nur Gnade und Weisheit sehen.

Das Gedicht gehört dem Jahre 1734 an; Haller arbeitete über ein Jahr daran. Er erklärte selbst für sein Lieblingsgedicht, wie es denn von jeher als das bedeutendste seiner Lehrgedichte anerkannt worden ist. Das dritte Buch betrifft was den Inhalt betrifft, am wenigsten; es ist weder von christlichem, noch von allgemeinem philosophischem Standpunkte genügende Antwort. Der Dichter erkannte dies selbst und gab zu, daß wohl bessere Erklärungsgründe für die Mängel der Welt anführen ließen, meinte aber, ein Dichter kein Philosoph; jener habe zu malen und zu reden, nicht zu erweisen. Als Proben seiner tragischen gedankenreichen und in manchen Partien glänzenden Darstellung heben wir folgende Stellen aus:

Einleitung (I, 1—64).

1 Auf jenen stillen Höhen,
Woraus ein milder Strom von stäten Quers-
rinnt,
Bewog mich einst ein sanfter Abendwind,
In einem Busche still zu stehen.

⁷⁾ Bei der Schlusstrophe weist Haller selbst auf Horat. Epod. 2 hin: Beatus ille qui procul negotiis etc.

meinen Füßen lag ein ausgebreitetes Land,
 h seine Größ' umgränzet,
 auf das Aug' kein Ende fand,
 wo Juraßus es mit blauen Schatten
 kränzet.

Hügel bedecken grüne Wälder,
 wodurch der salbe Schein der Felder
 angenehmem Glanze bricht;

schlängelt sich durch's Land, in unter-
 brochnen Stellen,

reinen Aare wallend Licht;
 lieget Nüchtlands¹⁾ Haupt in Fried und
 Zuversicht

einen nie erstiegenen Wällen.
 weit das Auge reicht, herrscht Ruh' und
 Ueberfluß;

unterm braunen Stroh bemooster
 Bauernhütten

Freiheit hier gelitten,
 nach der Müh' Genuß.

Mit Schafen wimmelt dort die Erde,
 in der bunte Schwarm in Eile frist und
 blökt;

dort der Rinder schwere Heerde
 auf den weichen Rasen streckt
 den geblühten Klee im Rauhen doppelt
 schmedt.

springt ein freies Pferd mit sorgen-
 losem Sinn

neubewachsne Felder hin,
 in es oft gepflüget.

jener Wald, wen läßt er unvergnüget,
 dort in rothem Glanz halb nackte Buchen
 glühn,

und hier der Lanne fettes Grün
 bleiche Moos beschattet?

mancher helle Strahl auf seine Dunkelheit
 itternd Licht durch rege Stellen streut,
 in verschiedner Dichtigkeit,

grüne Nacht mit güldnem Tage gattet?
 angenehm ist doch der Büsche Stille!

angenehm ihr Wiederhall,
 sich ein Heer glückseliger Geschöpfe,
 ruh' und unbesorgter Fülle,

vereint in einen Freudenschall!
 jenes Waches Fall,

schlängelnd durch den grünen Rasen,
 schwachen Wellen murmelnd treibt,

plötzlich aufgelöst, in Schnee und Perlen-
 blasen,

gähe Felsen rauschend stäubt!

„Nüchtland“ hieß früher die Landschaft
 am „Nüchtlands Haupt“ ist Bern.

Auf jenem Teiche schwimmt der Sonne funkelnd
 Bild,

Gleich einem diamantnen Schilde,
 Da dort das Urbild selbst vor irdischem Gesichte
 In einem Strahlenmeer sein flammend Haupt
 versteckt,

50 Und, unsichtbar vor vielem Lichte,
 Mit seinem Glanz sich deckt.

Dort streckt das Wetterhorn den nie beslognen
 Gipfel

Durch einen dünnen Wolkentrang;
 Bestrahlt mit rosenfarbnem Glanz,
 Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und
 Purpur schmücken,

Gemeiner Berge blauen Rücken.
 Ja, Alles, was ich seh', des Himmels tiefe
 Höhen,

In deren lichtem Blau die Erde grundlos
 schwimmt,

Die in der Luft erhabnen weißen Seen,
 60 Worauf durchsichtig's Gold und flüchtig's
 Silber glimmt,

Ja, Alles, was ich seh', sind Gaben vom
 Geschicke:

Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger
 Glücke,

Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur,
 Und Alles trägt des höchsten Gutes Spur!

Die beiden Grundtriebe im Menschen
 (II, 109—156).

1 Gott legte tief in uns zwei unterschiedne
 Triebe:

Die Liebe für sich selbst und seines Nächsten Liebe.
 Die eine, niedriger, doch damals ohne Schuld,
 Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Geduld.
 Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die
 Ehre kennen,

Sie flammt das Feuer an, womit die Helden
 brennen, [streut,

Und führt im steilen Pfad, wo Tugend Dornen
 Den weltvergessnen Sinn nach der Vollkom-
 menheit.

Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern
 Kummer,

10 Versöhnt uns mit uns selbst und stört
 des Trägen Schlummer;

Sie zeigt uns, wie Heut' für Morgen sorgen muß,
 Und speiset ferne Noth mit altem Ueberfluß.
 Sie dämpft des Kühnen Muth, sie waffnet
 den Verzagten,

Sie macht das Leben werth im Auge des
 Geplagten;

Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift,
 Sie kleidet Nadtende vom Raub der fetten Trift;
 Sie bahnete das Meer zur Beihülfs unsers
 Reisens,
 Sie fand des Feuers Quell im Zweikampf
 Stein und Eisens,
 Sie grub ein Erz hervor, das alle Thiere zwang,
 20 Sie loht aus einem Kraut der Schmerzen
 Leichterung,
 Sie spähte der Natur verborgne Eigenschaften,
 Sie waffnete den Sinn mit Kunst und Wissen-
 schaften.
 O, daß sie doch so oft, vor zartem Eifer blind,
 In eingebild'tem Glüd ein wirklich Elend find't!

Viel edler ist der Trieb, der uns für Andre
 rühret,
 Vom Himmel kommt sein Brand, der keinen
 Rauch gebietet;
 Von seinem Ebenbild, das Gott den Menschen gab,
 Drückt deutlicher kein Zug sein hohes Urbild ab.
 Sie, diese Liebe, war der Menschen erste Kette,
 30 Sie macht uns bürgerlich und sammelt
 uns in Städte,
 Sie öffnet unser Herz beim Anblick fremder Noth,
 Sie theilt mit Dürstigen ein gern gemisset Brot,
 Und wirkt in uns die Lust, von Titus oft
 verlangt,
 Wann ein verwandt Geschöpf von uns sein
 Glüd empfängt.

Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen
 süße Kost,
 Die Gott, in so viel Noth, uns gab zum
 letzten Trost;
 Sie steckt die Fadeln an, bei deren holden
 Scheinen,
 Zu beider Seligkeit, zwei Seelen sich vereinen;
 Das innige Gefühl, der Herzen erste Schuld,
 40 Ist ein besondrer Zug der allgemeinen
 Huld.
 Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lobert,
 Sie macht die Müß' zur Lust, die ihre Schwach-
 heit lobert,
 Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen fleht,
 Und unser Innerstes, sobald er spricht, umbreht.
 Ja, auch dem Himmel zu geh'n ihre reinen
 Flammen,
 Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie
 stammen,
 Ihr Trieb zieht ewiglich dem Lebenswürb'gen zu
 Und findt' erst im Besiz des höchsten Gutes Ruh.

Allgemeinheit der menschlichen Ver-
 derbniß (III, 55—80).

1 Wir Alle sind verderbt, der allgemeine Gift
 Ist beide Welten durch dem Menschen nach-
 geschifft.
 Gold, Ehr' und Wollust herrscht, so weit der
 Mensch gebietet,
 Und Alles, was ein Herz, von diesen schwanger,
 brütet:
 Betrug mit falschem Blick, die Lust an Andrer Leid,
 Verachtung fremden Werths, Verläumdung,
 Brut vom Neid,
 Verführung schwacher Zucht, der Gottesdienst
 des Bauches,
 Fruchtloser Müßiggang, der Hunger eitlem
 Rauches,
 Und so viel Seuchen mehr, von denen un-
 durchwühlt
 10 Kein Herz mehr übrig bleibt, das echte
 Frucht erzielt.

Verschiedene Gestalt bedeckt die Ungeheuer:
 Die Kunst der Ehrbarkeit leihet manchen ihre
 Schleier,
 Wann andrer, die die Scheu mit keiner Larve deckt,
 Erborne Häßlichkeit die Augen tröst und schreckt.
 Geringer Unterschied, der auf der Haut nur lieget,
 Nicht in das Innre bringt und Niemand mehr
 betrüget!
 Noch Zeit, noch Land, noch Schwang vermag
 auf die Natur,
 Der Quell fließt überall, der Auslauf ändert nur.
 Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner
 Sitten,
 20 Es ist nur jünger schlimmer und minder
 weit geschritten.
 Der Lappen ewig Eis, wo, allzutief geneigt,
 Die Sonne keinen Reiz zur Leppigkeit erzeugt,
 Schließt nicht die Laster aus; sie sind, wie
 wir, hinlänglich,
 Geil, eitel, geizig, träg, mißgünstig und gehässig;
 Und was liegt dann daran, bei einem bitterm
 Zwist,
 Ob Fischfett oder Gold des Zwiespalts Ursach ist?

Schluß (III, 177—232.)

1 O Gott voll Gnad' und Recht! Darf ein
 Geschöpfe fragen:
 Wie kann mit deiner Huld sich unsre Qual
 vertragen?
 Vergnügt, o Vater, dich der Kinder Ungemach?
 War deine Lieb' erschöpft? Ist dann die All-
 macht schwach?

Und konnte keine Welt des Uebels ganz entbehren,
 Wie liebest du nicht eh' ein ewig Unbing wahren?
 Verborg'n sind, o Gott, die Wege deiner Huld,
 Was in uns Blindheit ist, ist in dir keine
 Schuld.
 Vielleicht, daß demaleinst die Wahrheit, die
 ihn peinigt,
 10 Den umgegoßnen Geist durch lange
 Qualen reinigt,
 Und, nun dem Laster feind, durch dessen Frucht
 gelehrt,
 Der Willen, umgewandt, sich ganz zum Guten
 lehrt;
 Daß Gott die späte Reu' sich endlich läßt gefallen,
 Und Alle zu sich zieht, und Alles wird in Allen.
 Dem seine Güte nimmt, auch wann sein Mund
 uns droht,
 Noch Maß, noch Schranken an, und hasset
 unsern Lob.
 Vielleicht ersetzt das Glück vollkommener Er-
 wählten
 Den minder tiefen Grad der Schmerzen der
 Gequälten;
 Vielleicht ist unsre Welt, die wie ein Körn-
 lein Sand
 Im Meer der Himmel schwimmt, des
 Uebels Vaterland;
 Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter
 Geister,
 Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend
 Meister,
 Und dieser Punkt der Welt von mindrer
 Trefflichkeit
 Liegt in dem großen All zu der Vollkommenheit;
 Und wir, die wir die Welt im kleinsten Theile
 kennen,
 Scheiden auf ein Stüd, das wir vom Abhang
 trennen.
 Und Gott hat uns geliebt. Wem ist der
 Leib bewußt?
 Was an, was fehlt daran zur Nutzbarkeit
 und Lust?
 Den Zusammenhang, die Eintracht in
 den Kräften,
 Wie jedes Glied sich schickt zu menschlichen
 Geschäften,

Wie jeder Theil für sich und auch für
 andre sorgt,
 Das Herz vom Hirn den Geist, dieß Blut
 von jenem borgt,
 Wie im bequemsten Raum sich Alles schiden
 müssen,
 Wie aus dem ersten Zweck noch andre Nutzen
 fließen,
 Der Kreislauf uns belebt und auch vor Fäu-
 lung schützt,
 Der ausgebrauchte Theil von uns sich selbst
 verschwigt,
 Und unser ganzer Bau ein stetes Muster scheint
 Von höchster Wissenschaft, mit höchster Huld
 vereinet.
 Soll Gott, der diesen Leib, der Raben Speis'
 und Wirth,
 40 So väterlich versorgt, so prächtig ausgeziert,
 Soll Gott den Menschen selbst, die Seele,
 nicht mehr schätzen?
 Dem Leib sein Wohl zum Ziel, dem Geist
 sein Glend setzen?
 Nein, deine Huld, o Gott, ist allzu offenbar,
 Die ganze Schöpfung legt dein liebend Wesen dar.
 Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen
 nicht verstoßen;
 Im Kleinen ist er groß, unendlich groß im Großen.
 Wer zweifelt denn daran? ein undankbarer
 Knecht!
 Drum werde, was du willst! dein Wollen ist
 gerecht.
 Noch Unrecht, noch Verfehn kann vom All-
 weisen kommen,
 50 Du bist an Macht, an Gnad', an Weis-
 heit ja vollkommen.
 Wann unser Geist, gestärkt, dereinst dein Licht
 erträgt,
 Und uns des Schicksals Buch sich vor die
 Augen legt;
 Wann du der Thaten Grund uns würdigest
 zu lehren:
 Dann werden Alle dich, o Vater, recht verehren,
 Und, kundig deines Rath's, den blinde Spötter
 schmah'n,
 In der Gerechtigkeit nur Gnad' und Weis-
 heit seh'n.

Friedrich von Hagedorn,^{*)}

geboren den 28. April 1708 zu Hamburg, studirte in Jena die Rechte, besuchte 1729 London, ward 1788 Secretär einer englischen Handelsgesellschaft

in Hamburg, starb daselbst den 28. Octob — Lieder, Fabeln, Erzählungen, Lehrgebie

Der Mai.

1 Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen, und loden schon wieder
Die fröhlichsten Stunden in's Jahr;
Nun jubelt die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwazet der gaukelnde Staar.

2 Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist jezo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

3 Wie gleicht doch Zephyr der Floren!
Sie haben sich weißlich erkoren,
Sie wählen den Wechsel zur Pflicht.
Er flattert um Sprossen und Garben,
Sie liebet unzählige Farben,
Und Eifersucht trennet sie nicht.

4 Nun heben sich Binsen und Reime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Tristen, den Ager, den Wald.

5 Wie buhlerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich scherzende Liebe
Empfindet die Reize der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Lust.

Empfindung des Frühlings. **)

1 Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neu begrünte Flur!
Sei stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur,
Du Schmelz der bunten Wiesen,
Du neu begrünte Flur!

^{*)} Vergleiche „Galler und Hagedorn, eine Parallele“ in der Abtheilung Prosa unter Galler.

^{**) Triolett.}

2 Du Stille voller Freuden,
Du Reizung süßer Lust!
Wie bist du zu beneiden,
Du Stille voller Freuden!
Du mehrest in uns beiden
Die Sehnsucht treuer Brust,
Du Stille voller Freuden,
Du Reizung süßer Lust!

3 Ihr schnellen Augenblide,
Macht euch des Frühlings werth
Daß euch ein Kuß beglücke,
Ihr schnellen Augenblide,
Daß uns der Kuß entzücke,
Den uns die Liebe lehrt,
Ihr schnellen Augenblide,
Macht euch des Frühlings werth

Die Landlust.

1 Geschäfte, Zwang und Grill
Entweicht nicht diese Trist!
Ich finde hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift.
Ihr Schwäpzer, die ich meide,
Vergeßt mir nachzuziehn;
Verfehlt den Sitz der Freude,
Verfehlt der Felder Grün!

2 Es webet, wallt und spielt
Das Laub um jeden Strauch,
Und jede Staude fühlet
Des lauen Zephyrs Hauch.
Was mir vor Augen schwebet,
Gefällt und hüpfet und singt;
Und Alles, Alles lebet,
Und Alles scheint verjüngt.

3 Ihr Thäler und ihr Höhen,
Die Lust und Sommer schmückt!
Euch ungestört zu sehen,
Ist, was mein Herz erquickt.
Die Reizung freier Felder
Beschämt der Gärten Pracht,
Und in die offenen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.

4 Die Saat ist aufgeschossen
Und reizt der Schnitter Hand,
Die blättervollen Sprossen
Beschatten Berg und Land.
Die Vögel, die wir hören,
Genießen ihre Zeit;

Nichts tönt in ihren Chören
Als Scherz und Gütlichkeit.

5 Wie thront auf Moos und Rasen
Der Hirt in stolzer Ruh!

Er sieht die Heerde grasen,
Und spielt ein Lied dazu.

Sein maitres Vied ergötzt,
Und scheut die Kenner nicht;

Natur und Lust ersetzt,
Was ihm an Kunst gebricht.

6 Aus Dorf und Büschen bringet
Der Jugend Kern hervor,

Und tanzt und stimmt und singet
Nach seinem Haberohr.

Den Reihentanz vollenden
Die Hirten auf der Hut

Mit treuvereinten Händen,
Mit Sprüngen voller Muth.

7 Wie manche frische Dirne
Schminkt sich aus jenem Bach,

Und gibt an Wang' und Stirne
Doch nicht den Schönsten nach!

Gesundheit und Vergnügen
Belebt ihr Aug' und Herz,

Und glänzt in ihren Zügen
Und lacht in ihrem Scherz.

8 In jährlich neuen Schätzen
Zeigt sich des Landmanns Glück,

Und Freiheit und Ergötzen
Scheitern seinen Blick.

Verdämbung, Stolz und Sorgen,
Was Städte slavisch macht,

Das schmerzt nicht seinen Morgen,
Das brüht nicht seine Nacht.

9 Nichts darf den Weisen binden,
Der alle Sinnen übt,

Die Nahrung zu empfinden,
Die Land und Feld umgibt.

Im prangt die fette Weide
Und die bethaute Flur,

Im grünet Lust und Freude,
Im malet die Natur.

Leben - Carmen.

1 Herr Jost ist todt, der reiche Mann!
Er war nicht reich gewesen,

Wir würden, falls ich rathen kann,
Auf ihn kein Carmen lesen.

Sein hocherleuchteter Papa
Pflag ihn oft selbst zu wiegen;

Die tugendvolle Frau Mama
Erzog ihn mit Vergnügen.

2 Er war ein rechter Springinsfeld

Im ersten bunten Kleide,

Und ward daher der jungen Welt
Und auch der Mühmen Freude.

Nur sieben Jahre war er alt,
Da mußte er fast zu lesen;

Und hieraus sieht ein Jeder bald,
Wie klug das Kind gewesen.

3 Man hielte seiner Jugend zart
Wohl zehn Informatores:

Die lehrten ihn nach mancher Art
Die Sprachen und die Mores.

Es lernte Jost-ohn' Unterlaß,
Daß ihm der Kopf fast rauchte;

Rein Mutterkind studirte daß,
Was er zu wissen brauchte.

4 Doch, weil er viel zu sinnreich war,
Um nur gelehrt zu werden,

So riß ihn bald der Eltern Paar
Aus allen Schulbeschwerden.

Sie sagten: „Sohn! seid unser Trost,
Vermehrt, was wir erworben!“

Dann seid Ihr nicht der erste Jost,
Der reich und stolz verstorben.“

5 Sogleich verging ihm aller Dunst
Latein'scher alter Sprüche;

Er sagte durch die Rechenkunst
Die allerschwersten Brüche.

O Einmaleins! dich sah er ein,
Als wie ein rechter Falke,

„Durch Handlung wirst du glücklich sein!“
Verkündigt' ihm Herr Falke.

6 Der Wohlerblaste ging auch traun
Auf nicht zu lange Reisen,

Theils um die Fremde zu beschaun,
Theils um sich ihr zu weisen.

In Frankreich war er ein Baron,
In Holland Herr van Josten,

Und zeigte seines Vaters Sohn
In Süden, Westen, Osten.

7 Er kam zurück und ließ sich sehn,
Wo man ihn sehen sollte.

Nun hieß er Jedem klug und schön,
Der ihn so nennen wollte.

Doch rieth man ihm mit gutem Zug,
Den ritterlichen Degen,

Den er an seiner Seite trug,
Nur Sonntags anzulegen.

8 Das Wert der Handlung wohlgemuth
Ward nun von ihm ergriffen.
Ihm träumte nur von Geld und Gut,
Von Frachten und von Schiffen.
Gelehrte sucht' er weiter nicht,
Als etwa bei Processen;
Sonst macht' er ihnen ein Gesicht,
Als wollt' er alle fressen.

9 Der Reichentschlafne wollte drauf
Sich doppelt reich durch Ehen,
Ja, sich und seinen Lebenslauf
In echten Erben sehen.
Madame starb ihm plötzlich ab,
Oh' er die andre freite.
Die dritte, die sein Geld ihm gab,
Beerbiget ihn heute.

10 Als Trauermann folgt sein Herr Sohn
Mit ellenlangem Flore,
Und vor ihm singt die Schule schon
In dem gewohnten Chore.
Der schwarzen Mäntel lange Zahl
Begleitet ihn bei Paaren.
Er stirbt, doch nur ein einzig Mal,
Die Kosten zu ersparen.

Der Guckguck und die Lerche.

Den Guckguck fragt die Lerche:
„Wie kommt es, sage mir,
Daß die gereisten Störche
Nichts schlauer sind, als wir?“ —
„Sie sollen uns beweisen,“
Erwiedert er und lacht,
„Daß nicht das viele Reisen
Die Dummen klüger macht.“

Die Natter und der Aal.

Zu der Natter sprach ein Aal:
„Mein Geschick ist zu bebauern,
Weil auf mich fast allemal,
Nicht auf dich die Menschen lauern.
Ruh' und Unschuld schützt mich nicht,
Weil mir Jeder Neze flieht;
Mein Geschlecht füllt alle Reusen.“ —
„Besser,“ fiel die Natter ein,
„Unschuld wird dich nicht befreien;
Aber ich kann Zähne weisen,
Deren Biß die Feinde scheun.“

Die Eulen.

Der Uhu, der Raub und zwei Eulen
Beklagten erbärmlich ihr Leid:
„Wir singen; doch heißt es, wir heule
So grausam belügt uns der Neid!
Wir hören der Nachtigall Proben,
Und weichen an Stimme nicht ihr.
Wir selber, wir müssen uns loben,
Es lobt uns ja Keiner, als wir.“

Drei Taube.

Es haben oft zugleich der Leser und der Dicht
Und auch der Kritikus kein zuverlässig Ol
So lud vor einen tauben Richter
Ein Tauber einen Tauben vor.
Der Kläger sagt: „Auf meinem Felde
Hat er dem Wilde nachgesetzt.“
Beklagter: „Nein, von seinem Gelde
War längst das Dritttheil abgesetzt.“
Der Richter sprach: „Das Recht der Eh
Bleibt heilig, alt und allgemein.
Es soll die Heirath vor sich gehen,
Und ich will bei der Hochzeit sein!“

Johann, der Seifensieder.

1 Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringe
Und wann er aß, so mußt' er singen;
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrod, beim Abendessen
10 Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die ganze Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder
Wer ist's? der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er Anfangs schwach:
Er las nichts, als den Almanach;
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
20 Oft singend, öfter lesend, ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die berufen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

wohnte diesem in der Nähe
 pröpling eigennüt'ger Ehe,
 olz und steif und bürgerlich,
 chmausen keinem Fürsten wick,
 artoch richtender Verwandten,
 r Schwäger, Better, Nichten, Tanten,
 etz zu halben Nächten fraß,
 iner Wechsel oft vergaß.
 m hatte mit den Morgenstunden
 erster Schlaf sich eingefunden:
 ß ihm den Genuß der Ruh
 aße Säng'er nimmer zu.

Hentler! lärmst du dort schon wieder,
 ledeiter Seifensieder!

äre doch zu meinem Heil
 r Schlaf hier, wie die Aulstern feil!“
 i Säng'er, den er früh vernommen,
 r an einem Morgen kommen
 pricht: „Mein lustiger Johann!
 ehst es Euch? Wie fangt Ihr's an?
 hmt ein Jeder Eure Waare,
 wie viel bringt sie Euch im Jahre?“ —
 a Jahre, Herr? mir fällt nicht bei,
 roß im Jahr mein Vorthail sei.
 hn' ich nicht; ein Tag bescheeret,
 as der, so auf ihn kommt, verzehret.
 olgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
 ndert fünfundsechzig Mal.“ —
 miz recht! doch könnt Ihr mir nicht sagen,
 fllegt ein Tag wohl einzutragen?“ —

Herr, Ihr forschet allzusehr:
 ne wenig, mancher mehr,
 e's denn fällt. Mich zwingt zur Klage
 als die vielen Feiertage;
 er sie alle roth gefärbt,
 r hatte wohl, wie Ihr, geerbt,
 ar die Arbeit sehr zuwider,
 ar gewiß kein Seifensieder.“
 i schien den Reichen zu erfreun.
 i spricht er, „Du sollst glücklich sein!
 ß du nur ein schlechter Brähler; —
 du baare fünfzig Thaler!
 nterlasse den Gesang!
 eld hat einen bessern Klang.“

Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
 70 Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
 Er herzt den Beutel, den er hält,
 Und zählt, und wägt, und schwenkt das Geld,
 Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
 Und seiner Augen neue Weide.

Es wird mit stummer Lust beschaut,
 Und einem Kasten anvertraut,
 Den Band und starke Schlösser hüten,
 Beim Einbruch Dieben Troß zu bieten,
 Den auch der large Thor bei Nacht
 80 Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
 Sobald sich nur der Haushund reget,
 Sobald der Rater sich bewegt,
 Durchsucht er Alles, bis er glaubt,
 Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
 Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
 Sich endlich beide paden müssen:
 Sein Mops, der keine Kunst vergaß,
 Und wedelnd bei dem Kessel saß,
 Sein Hinz, der Liebling junger Ragen,
 90 So glatt von Fell, so weich von Lagen!

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
 Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
 Und manches Bärtlings dunkle Freuden
 Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
 Die nur in reinen Seelen strahlt,
 Und deren Glüd kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er stets gewedet,
 Bis der das Geld ihm zugesteket,
 Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh,
 100 Den vollen Beutel wieder zu,
 Und spricht: „Herr, lehrt mich bess're Sachen,
 Als, statt das Singens, Geld bewachen!
 Nehmt immer euren Bettel hin,
 Und laßt mir meinen frohen Sinn!
 Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden;
 Ich tausche nicht mit euren Freuden.
 Der Himmel hat mich recht geliebt,
 Der mir die Stimme wieder gibt;
 Was ich gewesen, werd' ich wieder:
 Johann, der muntre Seifensieder.“

Christian Fürchtegott Scllert,

geboren den 4. Juli 1715 zu Seynichen im Erzgebirge, studirte auf der Fürstenschule zu Meißen, dann auf der Hochschule zu Leipzig Theologie, wurde hierauf Hauslehrer in Dresden, kam dann wieder nach Leipzig, wo er eine Professorstelle (der Philosophie) erhielt, und den 18. December 1769

starb. — Erzählungen, Fabeln, geistliche Oden u. Lieder, Lehrgedichte, Dramatisches (Schäferspiel), Leben der schwedischen Gräfin von S... (Roman), Abhandlungen und Reden, moralische Vorlesungen, Charaktere, Briefe (siehe unten die Abtheilung „Prosa“).

Das Gespenst.

1 Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weißen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.

10 Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern
allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr
wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der
Dichter sah,
Erschien und hörte zu; es fing ihn an zu
schauern,
Er konnt' es länger nicht, als einen Auftritt
dauern;
Denn eh' der andre kam, so war er nicht
mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
20 Ließ gleich die andre Nacht den Dichter
wiederkommen.

Der Dichter las; der Geist erschien,
Doch ohne lange zu verziehen.
„Gut!“ sprach der Wirth bei sich, „Dich will
ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?“

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
Sobald es zwölfte schlug, ließ das Gespenst
sich blicken.

„Johann!“ fing d'rauf der Wirth gewaltig an
zu schrein,

„Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der
Güte sein,

Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde
schicken.“

30 Der Geist erschraf, und winkte mit b
Hand,

Der Diener sollte ja nicht gehen,
Und kurz, der weiße Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein Jeder, der dies Wunder liest,
Zieh' sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Daß nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlecht
Versen scheut,

So kann uns dies zu großem Troste diene
40 Gesezt, daß sie in unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen,
So wird, um sich von allen zu befreien,
An Versen doch kein Mangel sein.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

1 Der Erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmutz, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen,
Die Krämpen hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben
Der Erbe weiß den runden Hut

10 Nicht recht gemächlich anzugreifen.

Er sinnt und wagt es, kurz und gut,
Er wagt's zwei Krämpen aufzusteißen. —

Drauf läßt er sich dem Volke sehn.

Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn

Und schreit: „Nun läßt der Hut erst schön

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteißen Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut und schmählt.

„Ich,“ spricht er, „sehe wohl, was fehlt!“

20 Er setzt darauf mit weisem Muth

Die dritte Krämpe zu dem Hute.

rief das Volk, „der hat Verstand!
was ein Sterblicher erfand!
: erhöht sein Vaterland!“
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.
Hut war freilich nicht mehr rein;
Sagt! wie kommt' es anders sein?
Ist schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt' ihn schwarz, damit er
was erfände.

„Udter Einfall!“ rief die Stadt;
Zeit sah Reiner noch, als der gesehen hat.
Eiſer Hut ließ lächerlich;
„Nur, Brüder, schwarz! so schickt es sich!“
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Sieht, er ist sehr abgetragen.
Nimm, und sinnt das Kunststück aus,
Um über einen Stod zu schlagen.
Der heiße Bürsten wird er rein;
Nimm ihn gar mit Schnüren ein.
Nimm er aus, und Alle schreien:
„Sehn wir? Sind es Zaubereien?
Der euer Hut! — O glücklich Land,
Wo Bahn und Finsterniß verschwinden!
Nimm kein Sterblicher erfinden,
Dieser große Geist erfand!“

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.
Die Kunst macht die Künstler groß,
Der der Nachwelt unvergessen.
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Nimm den Hut mit goldnen Treſſen,
Nimm nicht ihn durch einen Knopf,
Nimm nicht ihn seitwärts auf den Kopf.
Nimm das Volk und taumelt vor Vergnügen.
Nimm ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Nimm schreie es, „ihm allein ist Wiß und
Geist verliehn!“

„Nichts sind die Andern gegen ihn!“
Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den eingefakten Hut dem Erben;
Und jedesmal ward die erfundene Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buches. [tragen,
Nimm mit dem Gute sich noch ferner zuge-
Nimm im zweiten Buche sagen.
Nimm habe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Nimm haben wert ward neu; er selbst, der Gut,
Nimm blieb alt;
Nimm — daß ich's kurz zusammenzieh' —
Nimm ging dem Gute fast, wie der — Philosophie.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Brantweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander biß auf's Blut zu tränken;
Denn Reiner brannte von dem Span,
Woran der Andre sich den Toback angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
10 Kurz, jeden Schimpf, den nur die Nach' erfandet,

Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an;
Und Jeder wollte bloß den Andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren.
Doch endlich kam die Sache vor Gericht;
Da mußte sich's denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren
20 So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War
er's nicht? —

Nein! Dieser sang: Wer wahrt das Feuer und
das Licht!

Allein so sang der Andre nicht;
Er sang: Wer wahrt das Feuer und das Licht!

Die Wächter, hör' ich viele schrei'n,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren sein! —
Ihr Herren, stellt die Reden ein!
Ihr könntet sonst unglücklich sein.
30 Wißt ihr denn nichts von so viel großen
Leuten,

Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Eynen, die gleichviel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde
sehn,

Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
10 Der Maler wandte Vieles ein;

Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnte ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Ged herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
„O!“ rief er bei dem ersten Blicke,
„Ihr Götter! welch ein Meisterstück!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgebrüt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde!
20 Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!“

Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner läglich an.
„Nun,“ sprach er, „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.“
Der junge Ged war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht ge-
fällt,

30 So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertan-
zen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufent-
halt.

Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen
Rüssen,

Und brummen freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: „Beß ist wieder da!“ [Landen
Der Bär erzählte d'rauf, was er in fremden
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehen, gehört, gethan,

10 Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder;
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge nach darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn.

20 Doch seine Kunst verdroß den ganzen
Haufen:

„Fort!“ schrieen Alle, „fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein, als wir?“
Man zwang den Beß, davonzulaufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig
hassen,

Weil dir dann Jeder ähnlich ist.

Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend
sehn zu lassen!

Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht! bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unverzeihliches Verbrechen.

Die Ehre Gottes aus der Natur.

1 Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erbkreis, ihn preisen die Meere;
Bernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

2 Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Belt?
Sie kommt und leuchtet und lacht uns von
ferne,

Und läuft den Weg, gleich als ein Held.

3 Bernimm's, und siehe die Wunder der
Werke,

Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

4 Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschau'n?
Durch wen ist Alles? O gib ihm die Ehre!
„Mir,“ ruft der Herr, „solst du vertrau'n!“

5 „Mein ist die Kraft, mein Himmel und
Erde,

An meinen Werken kennst du mich!
Ich bin's, und werde sein, der ich sein werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.“

6 „Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit
und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's! Mich liebe von ganzem Gemüthe,
Und nimm an meiner Gnade Theil!“

Conrad Arnold Schmid,

am 28. Februar 1716 in Lüneburg, wurde Prof. der Theologie in Braunschweig, gest.
Theologie in Kiel, Göttingen und Leipzig. den 11. Nov. 1789. — Lieder (besonders geistliche).

Der Siegesfürst.

Set die prächtigen Pforten der Siegel
mit Jauchzen die Thore der Welt!
Ist nun Gottes; nun ruhen die
Kriege;
Ich, der König, der Held!
Nahet sich! Der siegende Tod wird
zu Schanden,
uns vergeblich sein drohendes Grab;
den Knechten des Todes die Banden
an den Händen herab.
tragen, für Fesseln, jetzt fröhliche
Palmen, [Brust.
umg umströmet, für Seufzer, die
an der Kerker verlehrt sich in Psalmen,
mer verjaget die Lust.

4 Die Boten der ewigen Herrlichkeit eilen,
Sie bringen Versöhnung und himmlische
Pracht.

Wie Blitze die schüchternen Wolken zertheilen,
Zertheilt sich die trauernde Nacht.

5 In stiller Empfindung bringt, nahe den
Schmerzen,

Unfaßliche Wollust in Thränen hervor;
Voll mildester Zärtlichkeit schwingen die Herzen
Sich dir, o Erlöser, empor.

6 Dich, Heiland, dich suchet der Frommen
Bestreben,

Wie fest um den Ulmbaum der Weinstock sich
schlingt;

Dir folget die Liebe durch Tod und durch
Leben,

Die Liebe, die Alles bezwingt.

Abraham Gotthelf Räßner,

am 27. September 1719 zu Leipzig, mit 1756 Prof. der Mathematik in Göttingen, gest. den
an schon Universitäts-Student, mit acht- 20. Juni 1800, berühmt als Mathematiker; auf
Magister, 1746 Professor in Leipzig. schönwissenschaftlichem Gebiet als Epigrammatist.

Grabchrift auf sich selbst.

' und Arbeit voll, kam mehr als
hoch mein Leben,
in dessen Dienst, der Trieb und
Kraft verleiht.
an den Sohn, der sich für uns
gegeben,
getrost zur Ewigkeit.

einen Trauerspiel-Dichter.

! des Trauerspiels, den weiß er zu
erreichen:
leid *) mit dem Stüd, und Furcht
vor mehr dergleichen.

lung auf die aristotelische Lehre, daß
Spiel Mitleid und Furcht erregen solle.
sien Rhythmen sind gemeint, in denen
st, und nach ihm Andere, namentlich

Tragische Todesarten.

Oh noch der Held den Dolch, die Heldin Gift erkor,
Starb schon das Drama selbst den sanftern
Tod — erfor.

Auf gewisse Gedichte. *)

Aufgebundnes Gewäsch in reimlos ametrischen
Zeilen, [Prosa.
Verse nennt ihr's? Es ist nur tollgewordene

Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er
ausgesungen;
Doch manche Critici, die bleiben immer —
Jungen.

auch Goethe (Hatzreise, Wanderers Sturmlied,
Mahomed's Gesang u. s. w.) Gedichte schrieb,
und mit denen allerdings manchmal Mißbrauch
getrieben worden.

An einen neuen Orthographen.

Manch H, manch D, manch S ersparst du
 dir zu schreiben;
 O Freund, dein ganzes Werk sollt' unge-
 schrieben bleiben.

Auf Kepler.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
 Als Kepler stieg, und starb in Hungersnoth.
 Er mußte nur die Geister zu vergnügen,
 Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

An einen Virtuosum.

Daß er durch mächtigen Gesang
 Der Löwen Grimm, der Felsen Härte zwang,

Der Ruhm war einst dem Orpheus eigen
 Doch du thust mehr: du machst die Da-
 schweigen.

Hippokrene auf Deutsch.

Ein Gallier, der Gallisch nur verstand,
 Und das allein reich, stark und zie-
 fand,
 Den bat ich: „Nennt mir doch auf Ga-
 Hippokrene!“
 „Herr Deutscher, könnt Ihr mich im Ern-
 stsam fragen?“
 Der Gallier behält die griech'schen Töne.
 „Nun wohl, Monsieur, wir können Kopf
 sagen.“

Johann Elias Schlegel,

geboren den 28. Januar 1718 zu Meissen, studirte
 in Schulpforta mit Klopstock, später in Leipzig,
 1748 Privatsecretär der sächsischen Gesandtschaft

zu Kopenhagen, 1748 Professor an der A-
 kademie zu Soroe, gest. den 18. Aug. 1749.
 Lieder, didakt. Gedichte, Dramen (Ranut, Germa-

Gleichnisse auf die Liebe.

1 Meine Liebe gleicht der Schwalbe,
 Die zwar ihre Wohnung flieht,
 Aber immer wiedertehret,
 Und von Neuem ungestört
 Ihr gewohntes Nest bezieht.

2 Meine Liebe gleicht der Bäume
 Unbeständig grünem Haupt.
 Hat der Frost es gleich entblößet,
 Wenn der Mai das Eis zerflößet,
 Steht es wiederum belaubt.

3 Meine Liebe gleicht dem Schatten,
 Der sich auf dem Boden malt,
 Mit des Lichtes Scheine schwindet,
 Mit dem Licht sich wiederfindet,
 Wenn sein Glanz von Neuem strahlt.

Die mühsame Weisheit.

1 Gleichsam als aus finstern Höhlen
 Treten unfre jungen Seelen
 Aus der Nacht hervor an's Licht.
 Lichtscheu flieh'n wir, und das Wahre

Fast im Anfang unsrer Jahre
 Unser zitternd Auge nicht.
 Nicht erleuchtet, bloß geblendet,
 Muß der Geist ihm oft sich nahen,
 Eh' sein Blick, unabgewendet,
 Solchen Glanz vertragen kann.

2 Strahlen, die die Körper schiden,
 Dringen schnell zu diesen Blicken,
 Die des Leibes Lichter sind.
 Doch der Geist muß fast veralten,
 Eh' sein Auge die Gestalten
 Wenig Dingen abgewinnt.
 Zu der echten Weisheit Ruhme
 Schwingt sich leichtes Flattern nie,
 Und zu ihrem Heiligthume
 Steigt kein Fuß mit wenig Müh'.

3 Wenn sich nach durchwachten Näch-
 Lorbeern um die Schläfen flechten,
 Uns die Welt in Würden sieht;
 Wenn der Berg vor uns verschwunden,
 Und der Schweiß der bittern Stunden
 Nun die heitre Stirne flieht:
 Freudig schaun wir dann zurücke,
 Daß die Höh' erstiegen ist.
 O, wie schwindelt hier dem Blicke,
 Der des Thales Tief ermüßt!

un zeigt ebne, schöne Weiten,
 fern vor uns verbreiten,
 uns zur neuen Bahn.
 die unsterblich grünen,
 wenn wir froh ihr dienen,

In dem Lob der Nachwelt an.
 Sage, Freund, nun auch nach diesen,
 Da dich Würd' und Glanz erhebt!
 Groß wird erst der Ruhm gepriesen,
 Der die Enkel überlebt.

Johann Adolf Schlegel,

am 18. September 1721 zu Meissen,
 vorhergehenden, studirte in Schulpforta,
 Logie in Leipzig, verwaltete nach-
 schiedene geistliche Aemter, wurde 1759

Pastor in Hannover, 1775 Consistorialrath und
 Superintendent, starb den 16. September 1793
 (Vater von Aug. Wilh. und Fried. Schlegel). —
 Lieder, Oden, Lehrgedichte, Fabeln, Predigten.

Des Größe in den Meeren.

1! Herrscher, groß in allen Landen!
 auch in den Meeren groß.
 auf dein Geheiß entstanden,
 umfaßt ihr weiter Schooß!
 deckten noch die Erde,
 auf dein gebietend Werde!
 im Nichts entstiegen war.
 Ist: „Daß Erd' und Meer sich scheide!“
 Ist — des Erdballs Eingeweide
 in Arbeit und gebat.
 schnell thürmten tobende Vulcane
 in Gewässer sich herauf;
 entstandnen Oceane
 in vertiefter Abgrund auf.
 e huben sich und streckten
 t dahin, und Ufer deckten
 der Fluthen Ueberfall.
 daß sie nun trotzig schwellen!
 die Macht der stolzen Wellen
 entsetzten steiler Wall.
 t dort, als Eiland abgerissen,
 , das Völker nähren kann!
 soll stets Bewohner missen,
 jen von dem Ocean?
 führt selbst hin zum Besitze
 , das seine Schätze nütze,
 rt ihm sein Eigenthum,
 t mit Völkern heißer Zonen
 spols ferne Nationen,
 ist der Länder Reichthum um.
 r konnte wohl den Menschen lehren,
 nher See zu trau'n?
 t ihn, mitten auf den Meeren
 beweglich Haus zu bau'n?

Die weite Aflust kühn zu verachten,
 Die grenzenlose Meere machten,
 Gabst du, Gott, selber ihm den Muth.
 Mit ausgespanntem Segel eilte
 Das Schiff gleich Pfeilen und zertheilte,
 Vom Wind beflügelt, schnell die Fluth.

5 Bebt, Schiffer! Ach, ihr werdet sterben!
 Schon wälzen Wasserberge sich;
 Auf ihnen wälzt sich das Verderben;
 Jetzt, schwankes Schiff, begräbt es dich!
 Der Tod braust in des Meeres Tiefen,
 Die erst so still und tödtlich schliefen,
 Nun desto schrecklicher zu sein;
 Der Fluthen siedendes Getümmel
 Wirft bald das Schiff hinauf zum Himmel,
 Bald in den Abgrund tief hinein.

6 Der bleichen Schiffer Kniee wanken,
 Sie taumeln trunken, ohne Rath;
 Sie gleichen den bestürzten Kranken,
 Zu denen sich der Tod schon naht.
 Sie schreien: „Ist wird das Meer uns decken!“
 Schon reißen ihnen Angst und Schrecken
 Die Ruder aus der matten Hand.
 Dich flehn sie an; du wirst ihr Retter;
 Du stillst, o Gott, den Krieg der Wetter,
 Und bringst sie lebend an das Land.

7 Da sich die Himmel nicht mehr schwärzen,
 Bagt sich der Wallfisch frei hervor;
 Und er, gewohnt im Meer zu scherzen,
 Schnaubt scherzend Ströme hoch empor.
 Wo, als Orkane grimmig stürmten,
 Sich Wellen hoch auf Wellen thürmten,
 Da spielen sanfte Wogen hin.
 Ihr Völker! Gebet Gott die Ehre,
 Der, groß an Macht, auch durch die Meere
 Euch zuruft: „Betet an! Ich bin!“

Johann Andreas Gramer,

geboren den 29. Januar 1728 zu Jöhstadt im Erzgebirge (bei Annaberg), studirte in Leipzig Theologie, 1750 Oberhofprediger zu Duedlinburg, 1754 Hofprediger in Kopenhagen und später auch Professor der Theologie, 1771 Superintendent zu Lübeck, 1774 Professor in Kiel, wo er als Rang-

ler der Universität den 12. Juni 1788 starb. — Oden und Lieder (geistliche), Lehrgebichte, Uebersetzung der Psalmen, Uebersetzung von Bossuets allgemeiner Geschichte, von Chrysostomus' Predigten und kleinen Schriften. Abhandlungen, Predigten.

G o t t.

1 Der Mächtige, der Herr der Götter,
Vor dem der Engel niederfällt,
Gott redet donnernd aus dem Wetter,
Und ruft voll Majestät der Welt.
Anbetend sinkt der Erbkreis nieder,
Der Wald ertönt, es bebt die Flur,
Und Blitze sagen's Blitzen wieder:
Uns lenkt der Herrscher der Natur.

2 Auch dich laß seine Stimme rühren,
Sei ganz Empfindung, o mein Herz!
Den Dank, das Lob, die ihm gebühren,
Entweihe kein unheil'ger Scherz!
Auch Donner rufen Gottes Kindern
Von ihrem Vater Segen zu;
Sie rufen schonend sichern Sündern,
Und ihren Ruf verstehst auch du!

3 Verstumme, freches Herz der Spötter!
Furcht und Verzweiflung wartet dein.
Der Herr ist Gott! Es sagt's das Wetter;
Die Welt, die ganze Welt ist sein.
Ihr hebt, Glende? Wollt ihr fliehen?
Kein Ort schützt euch und euren Spott;
Nichts kann dem Mächt'gen euch entziehen,
Er kennt, er straft euch; er ist Gott!

Der erste Psalm.

1 Heil, Heil dem Manne, der dem Raub
Der Frevler sich entzieht!
Dem Manne, der den krummen Pfad
Der Uebelthäter flieht!

2 Der, wo der Gottheit Spötter lacht,
Die fromme Seel' entfernt,
Sich Gottes Wort zur Freude macht,
Und Tag auf Tag es lernt!

3 Er grünet, wie am Bach ein Baum
Von seinem Segen schwillt,
Sich hebt und einen weiten Raum
Mit seinem Wipfel füllt.

4 Er trägt, wenn seine Zeit kommt, Frucht
Stets unentlaubt und grün;
Er tröstet den, der Schatten sucht,
Der Wanderer segnet ihn.

5 Das ist der Fromme! Was er macht,
Geräth ihm und gebeiht.
Der Sünder ist, der seiner lacht,
Spreu, die der Wind zerstreut.

6 Der, der sich gegen Gott empört,
Besteht nicht im Gericht;
In der Gemeine, die Gott ehrt,
Bleibt der Verbrecher nicht.

7 Gott kennt und zeichnet selbst die Wege
Die der Gerechte geht.
Er schaut im Horn den Sünder an,
Des Sünders Weg vergeht.

Justus Friedrich Wilhelm Zachariä,

geb. den 1. Mai 1726 zu Frankenhäusen in Thüringen, ging 1743 nach Leipzig, um Jurisprudenz zu studiren, widmete sich aber vorzüglich der Poesie (Bekannthschaft mit Gottsched, Gellert, Gärtner, Ebert

u. s. w.), 1761 Prof. in Braunschweig und Göttingen, gest. den 30. Jan. 1777. — Lieder, Fabeln, besonders komisch-epische Gedichte (der Renonciat, das Schnupftuch, der Phaeton u. a.).

Der Phaeton.

Das Gedicht, aus dem wir, damit das komische Epos in dieser Sammlung nicht ganz unvertreten bleibe, ein paar Bruchstücke mittheilen, besteht aus

fünf Gesängen. — Erster Gesang. Der Obersten Grafen Tromm, der, von Podagra geplagt, schon ein paar Tage die besten Gerichte verschmäht hat, bereitet seine Tochter Diana, und Hannchen's, ihrer Zofe, Beistand, ein Gerich-

Champignons. Ueber dem Genuße derselben
er Alte von seinen Leiden befreit, und schwört
unabbarer Freude, der Tochter jede Bitte zu
1. Diana verlangt die Erlaubniß, am mor-
Geburtstage in dem neuen Phaeton mit
wählten Pferden ohne männliche Hülfe zu

Der über diese Bitte erschrockene Vater muß
Schwur halten. — Zweiter Gesang.
kündigt ihrer Gose an, daß sie ihre Beglei-
auf der Fahrt sein solle, und beschwichtigt
ngst durch ein geschenktes Kleid. Darauf
sie im Stalle die Pferde und gibt dem
r Aufträge für die morgige Fahrt. Nach-
e sodann durch Hanneken ihren Ruch für
hat zurechtlegen lassen, tritt der Informator
und macht, unter Hinweisung auf die un-
he Fahrt Phaeton's, des Sohnes des Phöbus,
vergeblichen Versuch, sie von ihrem Vorhaben
ngen. — Dritter Gesang. Tama po-
nen Entschluß Dianens aus, und der Neid
ist, ihn zu vereiteln. Er verwandelt sich in
Sphixiden, erscheint als Traumbild dem
den Baron, dem treuesten Verehrer der Com-
iana, kündigt ihm Dianens Absicht an, und
hn dagegen einzunehmen. Darauf fliegt er
talle des Obersten Tromm, reist hier, in
tscher Andreas verwandelt, durch eine An-
die ausersetzten Roffe Castor und Pollux
Diana, indem er zugleich ein paar Tropfen
den Giftes in das Futter der Pferde spritzt.
ffen ist der Baron in aller Frühe erwacht,
eilt sich, das von der sorglichen Tante an-
e Frühstück verschmähend, zum Obersten
zu reiten. — Vierter Gesang. Auf
schlosse des Obersten macht der Kutscher An-
den Phaeton zurecht (Beschreibung des Wa-
Der Baron kommt an, macht dem durch
Schwur gebundenen Alten vergebliche Gegen-
angen, und erbietet sich dann, die Gefah-
Fahrt zu theilen, was der Oberst freudig
ut. Hierauf erscheint Diana, zur Fahrt ge-
t. Durch mehrseitige Vorstellungen läßt sie
timmen, in des Barons Wunsch einzuwilli-
Sie steigen ein, und die Fahrt beginnt. —

er Gesang. Da Diana trotz dreimaligen
erdens der Pferde die Zügel behält, so wen-
der ergrimnte Neid an die Nixe eines am
legenden Sees, und berebet sie, durch süße
e den schönen Jüngling im Wagen in die
es Sees zu locken, wo er dann die Pferde
s machen gedenke, damit sie ihn in die Klau-
nfen. Diana läßt sich, ungeachtet der War-
es Barons, vom Gesange anlocken und fällt
See. Der Baron rettet sie, und erhält
r Dankbaren das Geständniß der Liebe.
schädigte Wagen wird schnell wieder herge-
nd Diana in demselben nach dem Schlosse
aus gebracht, wo sie ihre Amazonentracht
llichen Gewändern vertauscht, und der Bund
leben vom Obersten bestätigt und durch ein
gkürzt wird.

Aus dem ersten Gesange. V. 54—89.

(Diana geht mit Hanneken in die Küche, um die
Schwämme zu bereiten.)

1 Als bald stiegen sie beide hinab in der Küche
Gewölbe,
Gleich dem beherzten Wpß und gleich dem
frommen Aeneas,
In die brüllende Hölle voll Gluth und praf-
selnder Flammen.

Wahrlich! schreckliche Bilder! An einen Brat-
spieß geschmiedet,
Drehte der schelmische Konrad, ein andrer
Trion, den Braten.

Karpfen lagen umher mit aufgerissenen Bä-
chen,

Schwammen im eigenen Blut und schnappten
nach eig'nen Gebärmern.

Kochender Essig wird bald wild über die Floß-
federn strömen,

Und die glänzende Schuppe mit Himmelsfarbe
sich färben.

10 Eine glühende Magd streift mit blutgierigen
Händen

Einem Hasen das Fell voll Grausamkeit über
die Ohren.

Ach! er wird sie nicht mehr am blumigten
Abhange spizen,

Wird nicht mehr als die Bierbe der Felber
im Sprunge sich zeigen.

Brandiß, der Wüthrich und Koch, war dieser
Hölle Beherrscher,

Und war reich und gemästet durch Marter
und Qualen der Thiere.

Unrechtmäßig war er mit weißen Kleidern
geschmüdet;

Denn der Nacht Liverei gebührte dem Plutus
zu tragen.

Eine zackige Gabel regiert' er in grimmigen
Händen,

Und im Gürtel trug er ein scharfes, mör-
drisches Messer.

20 Alles bückte sich tief, als jezt die himmlische
Schönheit

Sich dem Feuerherd naht. Sie ruft dem Koch;
voll Erstaunen

Sieht er stehen vor sich die Gräfin und sinkt
ihr zu Füßen,

Hört ihr Verlangen hierauf, und küßt ihr
zitternd die Schürze.

Als bald fasset er selber mit harten Händen
in's Feuer,

Legt die glühenden Brände zurecht und spielt
mit den Bränden.

Also reitet im Feuer ein Waghals auf flam-
menden Falken,
Wärmt sich am trachenden Hauf' und senget
die gelbe Perrücke;
Ober ein kühner Physicus faßt die elektrische
Stange,

30 Fordert den Donner heraus und leitet
in Funken den Blitz ab.

Wellen von Butter verschlangen nunmehr
die sprudelnden Schwämme,
Und es strahlte voll Gluth der Gräfin purpurne
Wange,

Obgleich Hannchen's zitternde Hand mit dem
Schnupstuch sie schirmte.

Und nun war es vollbracht. Auf einem
silbernen Teller

Raucht das hohe Gericht, und wartet verzehret
zu werden.

Anfang des vierten Gesangs.

1 Und Aurora zog schon mit rosenfarbenen
Fingern

Von der erwachenden Welt den dunkeln nächt-
lichen Vorhang.

Duftend und glänzend trat sie daher, und
tröpfelte Perlen

Auf die Erde. Die Sterne verschwanden, die
schimmernden Schaaren

Treibt jetzt Lucifer fort und scheidet vom
Himmel der Letzte.

Tief im erwachenden Dorf stand jetzt hoch-
tönend der Ruhhirt

Und erweckte die Dirnen mit einer erschred-
lichen Peitsche.

Schwarz und roth und schedig, ging jetzt die
blökende Heerde

Nach dem Stoppelfeld zu, und von harmo-
nischen Schellen

10 Schallten die Thäler, der winkende Hain
und die glänzenden Hügel,

Als der Rutscher Andreas sich in das H-
haus machte,

Und die Hülle vom Phaeton nahm, mi-
kulischen Kräften

An die Deichsel sich stellt' und ihn alle-
den Hof zog.

Und er stand in der Mitte des Hof's
gölbenem Schnitzwer-

War er geziert, ein Wunder der Welt. 2
war neidisch,

Daß ihr veralteter Wagen nicht diesem B-
gleich kam.

Ganz im barocken Geschmade war er
Künstler geschaffen:

Eine vergölbete Muschel formirte den I-
und hinten

Ragt' aus der Muschel ein Mohr mit
silbernen Turban,

20 Welcher einen Sonnenschirm hielt mit
bela und Franzen,

Einen neumodischen Himmel, der prächt-
Fahrenden bedekte.

Purpurne Räder, mit Laubwerk durchf-
und leicht wie die 9

An dem Wagen Neptun's von Wasser-
gezogen,

Werden im glänzenden Sande die I-
Spuren nicht zeigen,

Ober auf thauigem Gras, wie Zephy-
Spitzen kaum bieger

Ein balsamisches Theer tränkt jetzt die du-
Räder,

Und es seget den zarten Staub ein stäu-
Vorstwißch

Aus den Fugen der Muschel und an
zierlichen Speichen.

Uren werden probirt und Rinsen werd-
festigt;

30 Und Andreas war fertig mit aller
am Wagen.

Magnus Gottfried Lichtwer,

geboren den 30. Januar 1719 zu Burzen, studirte
Jurisprudenz in Leipzig, ward Regierungsrath zu

Halberstadt, wo er den 7. Juli 1788 ft.
Habeln, Lehrgebieth („das Recht der Bernun

Boreas und die Erde.

1 Matt vom Blasen und vom Heulen
Warf der wilde Boreas

Sich bei Herkuls' alten Säulen
An dem Ufer in das Gras.

2 Raum sieht ihn die Erde schlaf-
Als sie bei sich selber spricht:

Gile, deinen Feind zu strafen!
Befre Muße hast du nicht.

3 Er ist's, der in deinen Loden
Desters wie ein Wüthrich schwärmt,

nd oft Häuser, Thürme, Gloden
ir an Hals wirft, wenn er lärmt.

4 Tellus war entzündet worden,
entbrennt der alte Haß;

er zerreißt von Süd in Norden
und verschlingt den Boreas.

5 Boreas erwacht mit Schreden,
und ist aufzustehn bemüht,

er sich mit Sand bedecken
und in Abgrund stürzen sieht.

6 Er geschwillt für Zorn und Rasen,
ist sich auf, pfeift, saust und brüllt,

das Schnauben seiner Nasen
in verschloss'nen Grüste füllt.

7 Also mag der Aetna brüllen,
wann er nach des Himmels Schluß

und Luft mit Gluth erfüllen
und die Welt erschreden muß.

8 Selbst die Erde seufzt und zittert,
der Nordwind stärker drängt,

den halben Wald zersplittert
und das Herz der Erde sprengt.

9 Boreas fuhr ohne Schonen
über Berge, Wald und Stadt,

über dem Lande der Eiconen,
wo er seine Wohnung hat.

10 Drauf bekam die Erd' ein Zuden
und erbehte dann und wann.

Man wolle mehr verschlucken,
er drauf verbauen kann.

Der junge Rater.

Der Ausbund eines schönen Raters,
Muth und Alter mündig sprach,

wann die Würde seines Vaters

stellte Mäus' und Ratten nach.

folgte der gemeinen Weise;

1 Räubers Sohn wird gern ein Dieb,

2 Wölfschen fühlt des Wolfes Trieb,

3 junger Rater wünscht sich Mäuse.

4 Es that der junge Herr so led,

wie ein andrer Sclanderbeg;

5 Sein Hirn war voller Mäus' und Ratten,

6 seine Klauen noch nicht hatten.

7 Ihn gesehen haben mag,

8 hätte wirklich sollen schwören,

9 sei der Mäuse jüngster Tag,

10 sich auf Deutschlands Böden nähren.

11 Die dunkle Nacht bezog das Land;

12 Thau wusch die bestäubten Fluren,

13 unter Feld noch keine Spuren

14 längst gesuchten Wildprets fand.

Das Warten löschte sacht und sachte
Des Raters erstes Feuer aus;
Er sah und hörte keine Maus,
Ein Ding, das ihn verdrießlich machte.

4 Er saß und putzte sich das Kinn,
Da schlich ein Wiesel bei ihm hin.

Was suchst du? sprach der Rater leise.

Ich suche, war die Antwort, Mäuse.

O weh, soll ich mein Bißchen Brot,

Fing Murner heimlich an zu heulen,

Mit einem schlimmen Wiesel theilen,

So leid' ich endlich selber Noth.

5 Auf bessere Rundschaft sich zu legen,
Kroch er bis auf das Scheuernbach;

Da flog ihm Jungfer Gul' entgegen.

Schaz, fragt' er, bist du auch noch wach?

Ja! sprach das schle'richte Gesichte,

Ich warte hier auf ein Gerichte,

Auf einen guten Abendschmaus.

Auf was denn, Kind? — Auf eine Maus.

6 Die Antwort ärgerte den Rater,

Er steigt herab, sieht auf den Mist:

Da ist ein Igel, der was frist.

Viel Glück zur Mahlzeit! alter Vater!

Was schmeckt dir denn allhier so gut?

Ein Mäuschen, sprach er, ist mein Essen. —

Ei, daß du müßtest Kohlen fressen!

Gedachte Jener voller Wuth.

7 Hier, seufzt' er, ist nichts mehr zu
naschen,

Fort auf das Feld! Vielleicht kann ich

Noch eine dicke Feldmaus haschen. —

Mit dieser Hoffnung stärkt er sich.

Er kam auf's Feld und traf im Gehen

Den Fuchs voll Zorn und Rachgier an,

Aus Neugier blieb der Rater stehen

Und sprach: Wer hat dir was gethan?

8 O! ließ der Fuchs sich fluchend
hören,

Ich wußt' ein volles Mäuseloch,

Und dachte, diesen Abend noch

Es mit Vergnügen auszustören.

Doch als ich in dem Walde bin,

So geht der Schelm, der Sperber, hin

Und leert, so geht's mir, das Geniste;

Daß er davon zerbersten mußte!

9 Sobald der Rater mit Verdruß

Des Fuchses letzte Worte hörte,

So wandt' er traurig Kopf und Fuß,

Damit er stracks nach Hause lehrte.

Ach, sprach er, wenn so Viele sind,

Die nach dem Mäuseflesche streben,

Was hoff' ich noch, ich armes Kind,

Von diesem Handwerk auch zu leben?

10 Indem er also bei sich dachte,
So fing er eine Maus im Geh'n,
Die ihn auf den Gedanken brachte,
Den Mäusen dennoch nachzusteh'n.
Er that in Kurzem Heldenthaten;
Die Praxis macht' ihn dick und fett.
Es ging ihm, unter uns geredt,
Als wie den jungen Advocaten.

Der Hänfling.

1 Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Nester trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb, denn eigner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

2 Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht' ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König;
Vergleichen Nester gibt es wenig.
Raum stund das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

3 Es war ein Glück bei der Gefahr
Daß unser Hänfling auswärt's war.
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein:
Er könne hier nicht sicher sein.

4 Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut' in niedriges Gesträuch;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn
Zum andernmal davon zu ziehn.

5 Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sah;
Ein Ort, der in der Ruhe liegt.
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

6 Vergnügte Tage findet man,
Wosern man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hüt
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sei dein eigner Herr und Knecht;
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

Ewald Christian von Kleist,

geboren den 7. März 1715 zu Zeblin in Pom-
mern, studirte auf der Jesuitenschule zu Cron,
dann 1729 zu Danzig, 1781 in Königsberg die
Rechte, ward 1786 dänischer, 1740 preussischer
Officier, 1756 Major, starb den 24. August 1759

zu Frankfurt an der Oder an den in der Schlacht
Kunersdorf (12. August) erhaltenen Wunden.
Lieder, Oden, Elegien, Idyllen, Erzählungen
Fabeln; der Frühling (größere beschreibende
Fabeln).

Hymne.

1 Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl
Sind Säle seiner Burg;
Sein Wagen Sturm und donnernde Gewölz,
Und Blitze sein Gespann.

2 Die Morgenröth' ist nur ein Wieberschein
Von seines Kleides Saum;
Und gegen seinen Glanz ist Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.

3 Er sieht mit gnäd'gem Blick zur Erd' herab:
Sie grünet, blühet, lacht.
Er schilt: es fährt Feu'r von Felsen auf,
Und Meer und Himmel bebt.

4 Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg!
Ihr Sonnenheere, flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, singt sein Lob!

5 Erhebet ihn, ihr Meere, braust
Lob!

Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Cedern hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

6 Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im H
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Seid sein Altar, ihr Felsen, die er traf,
Eu'r Dampf sei Weihrauch ihm!

7 Der Wiederhall lob' ihn, und die M
Sing' ihm ein froh Concert!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerf
In Harmonieen ganz.

8 Dich hat er mehr, als Alles sonst, begli
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt, und k
Die Räder der Natur.

9 Erheb' ihn hoch, zu deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.

Die niedern Neigungen und Laster flieh,
Wenn du zu ihm dich schwingst.

10 Die Sonne steige nie aus rother Fluth,
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigt mit
Der Stimme der Natur.

11 Lob' ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm; [baut,
Wann's schneit, wann Frost aus Wasser Brücken
Und wann die Erde grünt! [Pest

12 In Ueberschwemmungen, in Krieg und
Trau' ihm und sing' ihm Lob!
Er sorgt für dich, denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

13 Und o! wie liebeich sorgt er auch für mich!
Statt Gold und Ruhm gibt er
Bermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freund' und Saitenspiel.

14 Erhalte mir, o Herr, was du verliehst!
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich!

15 In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen,
Und seuffzen laut, und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt;

16 Und irren an des Meers Gestad, und dich
In jeder Woge sehn;
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich!

17 Ich will entzündt auf Felsen klimmen, durch
Geriff'ne Wolken sehn,
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

A r i s t.

1 Auf einer langen Reis' Arist's war stets
Die Sonn' in Dunst versteckt. Oft heulte Sturm
In der durchwühlten Luft; oft, wenn er schwieg,
Ergoß der Wollen Last gleich einer See
Über Berg und Thal. Die Seel' Arist's
War finster, wie die Luft. Er hofft' umsonst
Die Sonne wiederum am Firmament
Zu sehn, die daraus verschwunden schien.
Er klagt' aus Ungebuld den Himmel an,
Der bald die Welt verbrennt und bald
ersäuft. —

Schnell fuhr ein Pfeil vor ihm in's Erbreich.
Thor!

„Was beschwerst du dich?“ rief eine Stimm'
Himmel. „Dieser Pfeil hätt' dich erreicht,
Nicht die Sehne durch den Regen schlaff
worden. Tadel nicht, so kühn als schwach,

Die Einrichtung der Welt! Was willst du doch
Mit Maulwurfsaugen durch den Himmel sehn?
Den du in Stürmen hörst und über dir
In Bliß gehüllet siehst, der sorgt für dich!“

F r e u n d s c h a f t.

1 Leander und Selin, zween Freunde, die
Verstand und Edelmuth und gleicher Trieb
Zur Tugend fest verband, vertrauten sich
Einst in Geschäften dem treulosen Meer.
Die Winde wehten frisch der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sahn;
Das Ufer floh, und bald erblickten sie
Ringsum nur Luft und See. Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten
10 In seinem Widerschein geruhig fort,
Und nahten sich bereits der Reise Ziel,
Als schnell die Wellen sich empöreten.
Ein reißender Orkan erwacht' und schlug
Das Schiff von seiner Bahn. Es scheiterte
An Felsen. Jeder sucht den Tod zu flieh,
Das kleinste Stück vom Schiff wird jetzt sein
Schiff —

Den beiden Freunden ward ein Brett zu Theil;
Allein es war zu leicht für seine Last!

„Wir sinken!“ sprach Selin; „das Brett erträgt
20 Uns Beide nicht. O Freund, leb' ewig wohl!
Du mußt erhalten sein, an dir verliert
Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
Wär' mir das Leben doch nur eine Qual.“ —
„Nein!“ sprach Leander, „nein! ich sterb', o
Freund!“ —

Allein Selin verließ zu schnell das Brett
Und übergab getrost dem nassen Grab
Der Wassermogen sich. — Die Vorsehung,
Die über Alles wacht, sah seine Treu'
Und seine Großmuth an, und ließ das Meer
30 Ihm nicht zum Grabe sein. Mitleidig trug's
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er fand Leander schon daselbst — O! wer
Beschreibt die Regungen der Freude, die
Sie Beide fühlten! Sie umarmten sich
Mit Zähren in dem Aug'. Leander sprach:
„O, allzu treuer Freund, in was für Qual
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! Ich hab'
Um dich des Todes Angst zehnfach gefühlt;
Was du thatst, wollt' ich thun; denn ohne dich
40 Wünsch' ich das Leben nicht.“ — „Ge-
liebtester,“

Was wär' ich ohne dich?“ versetzt Selin.
„Der Himmel sei gelobt, der dich mir schenkt!
Komm, laß uns Ihn, der uns vom Tod befreit,

Berehren, und ihm ganz das Leben weihn!“
 Sie knieten weinend an das Ufer hin
 Und dankten dem, der sie errettete;
 Und ihre Regung drang die Wolken durch. —
 Leander theilte mit Selin, der arm
 An Gütern, aber reich an Tugend war,
 50 All' seine Schätze, die Selin nur nahm,
 Weil sich sein Freund dadurch glücklich pries.
 Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus,
 Und lange waren sie das Wohl der Welt.

I r i n.

1 An einem schönen Abend fuhr
 Irin mit seinem Sohn im Rahn
 Auf's Meer, um Reusen in das Schiff
 Zu legen, welches rings umher
 Der nahen Insel Strand umgab.
 Die Sonne tauchte sich bereits
 In's Meer, und Fluth und Himmel schien
 Im Feu'r zu glühen. — „O! wie schön
 Ist ißt die Gegend!“ sagt' entzückt
 10 Der Knabe, von Irin gelehrt,
 Auf jede Schönheit der Natur
 Zu merken. „Sieh!“ sagt' er, „den Schwan,
 Umringt von seiner frohen Brut,
 Sich in den rothen Widerschein
 Des Himmels tauchen! Sieh, er schiffet,
 Zieht rothe Furchen in die Fluth,
 Und spannt des Fittigs Segel auf.
 Wie lieblich flüstert dort im Hain
 Der schlanken Espen furchtsam Laub
 20 Am Ufer, und wie reizend fließt
 Die Saat in grünen Wellen fort,
 Und rauscht, vom Winde sanft bewegt!
 O was für Anmuth haucht anist
 Gestad' und Meer und Himmel aus!
 Wie schön ist Alles! und wie froh
 Und glücklich macht uns die Natur!“ —
 „Ja,“ sagt' Irin, „sie macht uns froh
 Und glücklich, und du wirst durch sie
 Glücklich sein dein Leben lang,
 30 Wenn du dabei rechtschaffen bist,
 Wenn wilde Leidenschaften nicht
 Von sanfter Schönheit das Gefühl
 Verhindern. O Geliebtester!
 Ich werde nun in Kurzem dich
 Verlassen und die schöne Welt,
 Und in noch schönern Gegenden
 Den Lohn der Redlichkeit empfangen.
 O! bleib' der Tugend immer treu,
 Und weine mit den Weinenden,

40 Und gib von deinem Vorrath gern
 Den Armen! Hilf, so viel du kannst,
 Zum Wohl der Welt; sei arbeitssam;
 Erheb' zum Herren der Natur,
 Dem Wind und Meer gehorsam ist,
 Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
 Den Geist! Wähl' lieber Schand' und
 50 Th' du in Bosheit willigst!
 Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand;
 Ein ruhig Herz ist unser Theil.
 50 Durch diese Denkungsart, mein St
 Ist unter lauter Freuden mir
 Das Haar verbleicht. Und wiewohl
 Ich achtzigmal bereits den Wald
 Um unsre Hütte grünen sah,
 So ist mein langes Leben doch
 Gleich einem heit'ren Frühlingstag
 Vergangen unter Freud' und Lust.
 Zwar hab ich auch manch Ungemach
 Erhalten. Als dein Bruder starb,
 60 Da flossen Thränen mir vom Aug'
 Und Sonn' und Himmel schien mir schw
 Oft auch ergriff mich auf dem Meer
 Im leichten Rahn der Sturm und war
 Mich mit den Wellen in die Luft;
 Am Gipfel eines Wasserbergs
 Ging oft mein Rahn hoch in der Luft,
 Und donnernd fiel die Fluth herab,
 Und ich mit ihr. Das Volk des Mees
 Erschrak, wenn über seinem Haupt
 70 Der Wellen Donner tobt', und fuß
 Tief in den Abgrund, und mich dünkt'
 Daß zwischen jeder Welle mir
 Ein feuchtes Grab sich öffnete.
 Der Sturmwind tauchte dann in's Me
 Die Flügel, schüttelte davon
 Noch eine See auf mich herab.
 Allein bald legte sich der Zorn
 Des Windes, und die Luft ward hell,
 Und ich erblickt' in stiller Fluth
 80 Des Himmels Bild. Der blaue
 Mit rothen Augen sahe bald
 Aus einer Höhl' im Kraut der See
 Durch seines Hauses gläsern Dach,
 Und vieles Volk des weiten Meers
 Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein.
 Und Ruh' und Freude kam zurück
 In meine Brust. — Ist wartet schon
 Das Grab auf mich. Ich fürcht' es n
 Der Abend meines Lebens wird
 90 So schön als Tag und Morgen sei
 O Sohn! sei fromm und tugendhaft,
 So wirst du glücklich sein, wie ich,
 So bleibt dir die Natur stets schön.“

Der Knabe schmiegt sich an den Arm
Iris und sprach: „Nein, Vater, nein!
Du stirbst noch nicht; der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost!“
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
100 Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Iris starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wann ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgte
Stets dessen Lehren. Segen kam
110 Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

Aus dem Gedicht „der Frühling“.

1 Auf rosenfarbnem Gewölke, bekränzt mit
Tulpen und Lilien,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Aus
seinem Busen ergoß sich
Die Milch der Erde in Strömen. Schnell glitt
von murmelnden Klippen
Der Schnee in Bächen herab; des Winters
Gräber, die Flüsse,
In welchen Felsen von Eis mit hohlem Getöse
sich stießen,
Empfingen ihn, blähten sich auf, voll unge-
dulbiger Hoffnung,
Durchrissen nagend die Dämme, verschlangen
gierig das Ufer —
Wald, Feld und Wiese ward Meer! Kaum sahn
die Wipfel der Weiden
Im Thale wandelnd heraus. Gefleckte Taucher
und Enten
20 Verschwandten, schossen herauf und irrten
zwischen den Zweigen,
Wo sonst vor Schmerzen der Liebe im Laub
die Nachtigall seufzte.
Der Hirsch, von Wellen verfolgt, streift' auf
unwirthbaren Felsen,
30 Traurig die Fluth überfah'n. Ergriffene
Bären durchstürzten
Anfangs seichte Gewässer, sie schüttelten
zornig und brummend

Die um sich gießenden Gotten. Bald sank
der treulose Boden;
Sie schnoben, schwammen zum Wald, umschlan-
gen Tannen und Eichen,
Und huben sich träufelnd empor. Hier hingen
sie ängstlich im Wipfel,
Von reißenden Winden, vom Heulen der
flüßspeienden Klippen
Und schwarzen Tiefe gescheucht. Der Büsche
versammelte Sänger
20 Betrachteten traurig und stumm von dürrer
Armen der Linden
Das vormal's glückliche Thal, wo sie den
flehenden Jungen
Im Dornstrauch Speise vertheilt. Die frühe
Lerche, voll Jammer
Sich aufwärts schwingend, beschaute die Wasser-
wüste von oben
Und suchte verlass'ne Gefilde. Es flossen
Scheuern und Wände
Und Dächer und Hütten umher. Aus Giebeln
und gleitenden Rähnen
Verfah der trostlose Hirt sich einer Sündfluth,
die vormal's
Die Welt umrollte, daß Gens in schlagenden
Wogen versanken.

Der Boden trank endlich die Fluth. Von eilen-
den Dünsten und Wolken
Flohn junge Schatten umher. Den blauen
Umfang des Himmels
30 Durchbrach ein blitzendes Gold. Zwar
streute der weichende Winter
Noch oft, bei nächtlicher Umkehr, von den
geschüttelten Schwingen
Reif, Eis und Schauer von Schnee; noch
ließen wüthende Stürme
Die rauhe, dumpfige Stimm' aus Islands
Gegend ertönen,
Durchstreiften klagende Klüfte, verheerten tau-
melnde Wälder,
Und bliesen Schreden umher und Ueber-
schwemmung von Kälte.
Bald aber siegte der vor noch ungesicherte
Frühling!
Die Luft ward sanfter; es deckt ein bunter
Teppich die Felder,
Die Schatten wurden belaubt, ein sanftes
Lönen erwachte
Und floh und wirbelt' umher im Hain voll
grünlicher Dämm'ung.
40 Die Bäche färbten sich silbern, im Lust-
raum flossen Gerüche,
Und Echo höret' im Grunde die frühe Flöte
des Hirten.

Dieselbe Stelle in einer spätern Form. *)

1 Aus rosenfarbnem Gewöl, mit jungen
Blumen umgürtet,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel: da
ward sein göttlicher Odem
Durch alle Naturen gefühlt; da rollte der
Schnee von den Bergen,
Dem Ufer entschwollen die Ströme, die Wolken
zergingen in Regen,
Die Wiese schlug Wellen, der Landmann erschraf.
— Er hauchte noch einmal:
Da flohn die Nebel und gaben der Erde den
lachenben Aether,
Der Boden trank wieder die Fluth, die Ströme
wälzten sich wieder
In ihren beschilften Gestaden. Zwar streute
der weichende Winter
Bei nächtlicher Wiederkehr oft von kräftig ge-
schüttelten Schwingen

10 Reif, Schneegeflöber und Frost, und r
den unbändigen Stürme
Die Stürme kamen mit donnernder Stimm' an
den Höhlen des Nordpol
Verheerten heulende Wälder, durchwühlten t
Meere von Grund auf. -
Er aber hauchte noch einmal den allbelebend
Odem:
Die Luft ward sanfter; ein Teppich, mit wild
Rühnheit aus Stauden
Und Blumen und Saaten gewebt, bekleid
Thäler und Hügel.
Nun fielen Schatten vom Buchbaum hera
harmonische Lieder
Erfüllten den dämmernden Hain; die Son
beschaut die Bäche,
Die Bäche führten Funken, Gerüche floss
im Luftraum,
Und jeden schlafenden Nachhall erweckte t
Flöte der Hirten.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim,

geb. den 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halber-
stadt, studirte in Halle die Rechte, zuerst Haus-
lehrer in Potsdam, dann Secretär fürstlicher Personen,
1747 Domsecretär in Halberstadt, später auch Cano-

nicus, starb den 18. Febr. 1808. — Lieder (beson-
anacreontische und Kriegslieder: „Lieder ein
Grenadiers“), Fabeln, Sinngedichte, Dibattisch
(Hallabat oder das rothe Buch), Dramatisches

An die Cicade. (Nach Anacreon.)

1 Herold du des frohen Lenzes,
Säng'rin der verjüngten Au!
Schön ist Alles, was du singest,
Trunken von ein wenig Thau.

2 Weit umher schallt im Gefilde
Deiner hellen Stimme Ton;
Denn der Sitz auf einem Baume
Ist der Sitz auf einem Thron.

3 Alle diese schönen Felder,
Die du um dich schaust, sind dein;
Und dem Landmann, der sie bauet,
Kannst du nicht gehässig sein.

4 Denn du stiftest ihm kein Leiden,
Deiner Ankunft freut er sich;
Alle Menschenkinder ehren,
Alle Mäusen lieben dich.

*) Freilich keine Variante von des Dichters,
sondern von Ramlers Hand, der bekanntlich sehr
frei mit den Productionen seiner Kunstgenossen, oft
zu deren großer Ungünstigkeit, schaltete.

5 Könnte dich wohl eine hassen,
Dich, die Phöbus selber liebt,
Der er diese Lust zu singen,
Der er diese Stimme gibt?

6 Angenehme Liederfreundin,
An Vernunft und Weisheit reich,
Ohne Fleisch und Blut und Schmerzen
Bist du fast den Göttern gleich.

An die Schwalbe.

1 Liebe Kleine, kommst du wieder
Zu dem Alten, der dich liebt,
Und für deine süßen Lieder
Dir so gern ein Obdach gibt?

2 Sei willkommen, liebe Kleine
Wiederkommerin! Du bringst
Mir die wärm'ren Sonnenscheine,
Welche du so schön besingst.

3 Singen kannst du, kannst nicht sprechen
Das ist Schade! Sonst frag' ich
Nach den Strömen, nach den Bächen,
Die du sahst, du liebe, dich!

An dem einen und dem andern
 t ein lieber Freund von mir;
 mußt fliegen, ich nur wandern,
 sonst flög' ich oft mit dir.
 Lerne sprechen, liebe Kleine!
 du's kannst, so nenn' ich dir
 den lieben Freund' am Rheine,
 du grüßest sie von mir!

Vorfaß.

1 Den flüchtigen Tagen
 Wehrt keine Gewalt;
 Die Räder am Wagen
 Entfliehn nicht so bald.

2 Wie Blicke verfliegen,
 So find sie dahin;
 Ich will mich vergnügen,
 So lang ich noch bin.

Der Kreis.

1 Hin ist alle meine Kraft,
 Alt und schwach bin ich;
 Wenig nur erquidet mich
 Scherz und Lebensjaß.

2 Hin ist alle meine Bier;
 Meiner Wangen Roth
 Ist hinweggeflohn; der Tod
 Klopft an meine Thür.

3 Unersehrt mach' ich ihm auf;
 Himmel habe Dank:
 Ein harmonischer Gesang
 War mein Lebenslauf!

Die Milchfrau.

lässig aufgeschürzt, zwei Gürtel um den
 Leib,
 ihren Füßen ging ein artig Bauerweib
 regens nach der Stadt, und trug auf
 ihrem Kopfe
 tübchen süße Milch in einem großen
 Topfe.

Und wollte gern Kauff Milch! am
 ersten schrein;
 (dachte sie bei sich) die erste Milch ist
 theuer!

Heut', will's Gott, zwölf baare
 Groschen ein,
 Ich will dafür ein halbes Duzend Eier;

Die bringt mein einzig Huhn mir dann auf
 einmal auß!

10 Gras steht rund herum um unser kleines
 Haus; [ernähren,

Da werden sie sich schon im Grünen selbst
 Die kleinen Rüchelchen, die meine Stimme hören.

Und ganz gewiß! der Fuchs muß mir sehr
 listig sein,

Läßt er mir nicht so viel, daß ich ein kleines
 Schwein,

Nur Eins zum Wenigsten, dafür ertauschen kann.
 Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste
 freue,

So denk' ich dabei nur an meinen guten Mann.
 Zu mästen kostet es ja nur ein wenig Kleie.

Ist es dann fett gemacht, dann lauß ich eine Kuh
 20 In unsern kleinen Stall, auch wohl ein
 Kalb dazu.

Das will ich allemal selbst vor den Hirten
 bringen; [springen!

Wie fröhlich wird es dann um seine Mutter
 Hei! — sagt sie und springt auch, und von
 dem Kopfe fällt

Der Topf mit Milch herab, und ach! ihr
 baares Geld,

Ihr Kalb und ihre Kuh, Glück, Reichthum
 und Vergnügen

Sieht sie nun vor sich da in kleinen Scher-
 ben liegen.

Betrübt steht sie dabei, schielt sie barmherzig an:
 „Die schöne weiße Milch,“ sagt sie, „auf schwar-
 zer Erde!“

Weint laut und geht nach Haus, erzählt es
 ihrem Mann, [berde.

30 Der ihr entgegenkommt, mit zitternder Ge-
 Was sagte der dazu? Erst sah er ernsthaft aus,
 Als wär' er böß auf sie, ging schweigend in
 das Haus,

Rehrt' aber um und sprach: „Schatz, bau' ein
 andermal [Qual.

Nicht Schlösser in die Luft! Man bauet seine
 Am Wagen, welcher läuft, dreht sich so schnell
 kein Rad,

Als sie verschwinden in den Wind.

Wir haben alles Glück, das unser Junker hat,
 Wenn wir zufrieden sind.“

Bei Eröffnung des Feldzugs (1756.)

1 Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
 Krieg will, so sei es Krieg!
 Berlin sei Sparta, Preußens Held
 Getrönt mit Ruhm und Sieg!

2 Gern will ich seine Thaten thun,
Die Leier in der Hand,
Wenn meine blut'gen Waffen ruhn,
Und hängen an der Wand.

3 Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an,
Bei Pauten- und Trompetenlang,
Im Lärm von Roß und Mann;

4 Und streit', ein tapftrer Grenadier,
Von Friedrich's Muth erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonen Donner brüllt?

5 Ein Held fall' ich; noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Heldentod,
Der Tod für's Vaterland.

6 Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder wie der Blitz;
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz.

7 Wenn aber ich als solch ein Held
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt,
So leb' ich dem Apoll!

8 So werd' aus Friedrich's Grenadier,
Dem Schutz, der Ruhm des Staats,
So lern' er deutscher Sprache Bier
Und werde sein Horaz!

9 Dann singe Gott und Friederich,
Nichts Kleiners, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne sieht!

Bruchstück aus Balladat.

1 Und nun, was Tugend ist, das lehr' ich
euch,
Euch, meine lieben Menschen! — Tugend ist:
Dem Nackenden von zweien Linnen eins
Um seine Blöße selbst ihm schmiegen, und
Von zweien Broten eins dem Hungrigen
Darreichen, und aus seinem Quell dem Mann,
Der frisches Wasser bittet, einen Trunk
Selbst schöpfen, flöß' er noch so tief im Thal.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Hülfbedürftigen zuvor mit Gold

10 Und Weisheit kommen, seine Seele seh'n
Und seinen Kummer messen, und sich freuen
Daß etwa Gold und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen, und ihn nicht,
Wer seines Kummers Ueberwinder war,
Erfahren lassen. — Menschen, Tugend ist:
Und wenn die Bösen alle gegen euch
In ihrer Bosheit wütheten, und sich
Verschworen hätten alle gegen euch,
Von Menschenliebe nicht zum Menschenhaß
20 Hinübergehen, immer, immer gut
Den Bösen sein, dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit,
Und seines Herzens Aenderung von Gott,
Von welchem er, der Arme! ach so weit
Auf glattem Wege schon verirret war,
In einem brünstigen Gebet erslehn.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Wenn ihr in eure Herzen seht und forscht:
Ist Gutes wenig oder viel darin?

30 Und, wenn nur wenig, wenn ihr eure
Geist

Zu Gott erhebt, so lange, bis er euch
In eure Herzen lauter Gutes schenkt.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Wenn ihr die Herzen eurer Brüder gern
Von allem Bösen ab zu Gutem lenkt,
Und wenn sie noch bei vielem Bösen find,
Sie doch nicht haßt, und unermüdet sie
Von allem Bösen ab zu Gutem lenkt.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
40 Dem Gotterschaffenen Erhalter sein,
Lebendigem das Leben fristen, rohen Stoff
Umwenden, so daß er durch euren Fleiß
Einst Leben zu dem Leben bringen muß.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Die Summe dieses Guten, welches Gott
In seine Welt gelegt, an seinem Theil
Vermehren, wann und wo und wie sie
Vermehret werden kann. Vermehrest du
Die Summe dieses Guten, dann, o dann,
50 Sei König oder Bettler, du gefällst
Den Geistern deines Gottes, die um dich
Und um dein Thun, wenn einsam du
dünkst,

Unsichtbar schweben; du gefällst, gefällst
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott!

Johann Peter Uz,

den 8. October 1720 zu Ansbach, studirte
die Rechte (Verbindung mit Gleim und
1746 Secretär und später Director des

Landgerichts und Consistoriums zu Ansbach, starb
den 12. Mai 1796. — Oden, Lieder, Didaktisches
(„Theodicee“).

Gott im Mugemitter.

du Schredlicher, wer kann vor dir
einem Donner stehn?
err ist groß! Was tropfen wir?
dt, und wir vergehn.
r lagert sich in schwarzer Nacht;
öller zittern schon:
eltes Verderben macht
nen furchtbar'n Thron.
othglühend schleubert seine Hand
litz aus finst'rer Höh',
onner stürzt sich auf das Land
er Feuersee:
daß selbst der Erde fester Grund
jorn des Donners bebt,
as um ihr erschüttert Rund
der Tiefe lebt.
en Herrn und seinen Arm erkennt
ternde Natur,
it umher der Himmel brennt,
eit umher die Flur.
ler schützt mich Sterblichen, mich Staub,
der im Himmel wohnt
lesten pflückt, wie dürres Laub,
ädig mich verschont?
ir haben einen Gott voll Huld,
ann er zornig scheint;
scht mit schonender Geduld,
oße Menschenfreund!

Der gute Hirt.

was sorgest du? Sei stille, meine Seele!
Gott ist ein getreuer Hirt,
er, auch wenn ich mich nicht quäle,
mangeln lassen wird.
er weidet mich auf blumenreicher Aue,
lert mich frischen Wassern zu,
naget mich im kühlen Thäue
hern Abendruh.
er hört nicht auf, mich liebeich zu be-
schirmen,
hatten vor des Tages Gluth,
nem Schooße vor den Stürmen.
warzer Bosheit Wuth.

Uz. Handbuch. I.

4 Auch wenn er mich durch finst're Thäler
leiten,

Mich durch die Wüste führen wird,
Will ich nichts fürchten! Mir zur Seiten
Geht er, der treue Hirt.

5 Ich sehe schon, daß mir von meinem
Freunde

Ein reichrer Tisch bereitet ist,
Im Angesichte meiner Feinde,
Tropf ihrer Hinterlist.

6 Sie sehn den Schutz des Höchsten und sie
schämen

Sich ihrer schwacherfunbnen Macht.
Wie sollten mir die Menschen nehmen,
Was Gott mir zugebacht?

7 Ich aber will ihn preisen und ihm danken;
Ich halt' an meinem Hirten fest;
Und mein Vertrauen soll nicht wanken,
Wenn Alles mich verläßt!

Das bedrängte Deutschland.

1 Wie lang' zerfleischt mit eigener Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbefiegt's Land
Sich selbst und seinen Ruhm, zu schlauer
Feinde Freude?

2 Sind, wo die Donau, wo der Main
Voll fauler Leichen langsam fließet,
Wo um den rebenreichen Rhein [ergießet;
Sonst Bacchus fröhlich ging, und sich die Elb'

3 Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht das deutsche Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm, nein, meistens
ihm zur Schande!

4 Wem ist nicht Deutschland unterthan?
Es wimmelt stets von zwanzig Heeren;
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
Und was die Armuth spart, hilft Uebermuth
verzehren.

5 Vor ihnen her entflieht die Lust;
Und in den Büschen, in den Auen,
Wo vormal's an geliebter Brust
Der satte Landmann sang, herrscht Einsamkeit
und Grauen.

6 Der Adler sieht entschlafen zu,
Und bleibt bei ganzer Länder Schreien
Stets unerzürnt in träger Ruh,
Entwaffnet und gezähmt von falschen Schmei-
cheleien.

7 O Schande! Sind wir euch verwandt,
Ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band
Mehr, als den härtesten Tod im Arm der
Freiheit, scheuten?

8 Wir, die uns kranker Wollust weihn,
Geschwächt vom Gifte weicher Sitten,
Wir wollen deren Entel sein,
Die, rauh, doch furchtbarfrei, für ihre Wälder
stritten?

9 Die Wälder, wo ihr Ruhm noch ist
Um die bemoosten Eichen schwebet,

Wo, als ihr Stahl vereint geblüht,
Ihr eh'rner Arm gesiegt und Latium geb
10 Wir schlafen, da die Zwietracht n
Und ihre bleiche Fadel schwinget,
Und, seit sie uns den Krieg gebracht,
Ihm stets zur Seite schleicht, von F
umringet.

11 Ihr Rattenheer zischt uns um's
Die deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kommt ihr kein Hermann vor
In Hermann's Vaterland ein schmähhch
mal stiften.

12 Doch mein Gesang magt allzuviel
O Muse, fleuch zu diesen Zeiten
Mäens kriegrifch Saitenspiel,
Das die Tyrannen schalt, und scherz'
sanftern Sait

Johann Nicolaus Götz,

geboren den 9. Juli 1721 bei Worms, studirte
Theologie zu Halle, wurde Hauslehrer in Emden,
später Hofmeister und Prediger in Forbach (Lothrin-
gen), dann Feldprediger bei einem französischen
Regiment, in welcher Stellung er die französische

Literatur näher kennen lernte und lieb gewann;
dem er hierauf mehrere Pfarrämter in Deutsch-
belleidet, starb er als Baden-Durlachischer Su-
tendent in Kirchberg den 4. November 1781.
Lyrische Gedichte.

T r i o l e t.

Ein gutes Triolet zu machen,
Gehört nicht zu den leichten Sachen.
Vergebens bildet der sich ein,
Ein gutes Triolet zu machen,
Den nicht die Pierinnen weihn.
Ein feiner Satyr muß uns lachen,
Und Amor selbst Gehülfe sein,
Ein gutes Triolet zu machen.

F r e u d e.

1 Sage, sprach ich, holbe Freude,
Sage doch, was fliehst du so?
Hat man dich, so fliehst du wieder;
Niemals wird man deiner froh.

2 Danke, sprach sie, dem Verhängniß!
Alle Götter lieben mich:
Wenn ich ohne Flügel wäre,
Sie behielten mich für sich.

Die Welt.

1 Die Welt gleicht einer Opera,
Wo Jeder, der sich fühlt,

Nach seiner lieben Leidenschaft,
Freund, eine Rolle spielt.
Der Eine steigt die Bühn' hinauf
Mit einem Schäferstab;
Ein Andrer, mit dem Marschallstab,
Sinkt ohne Kopf hinab.
Wir guter armer Böbel stehn
10 Verachtet, doch in Ruh,
Vor dieser Bühne, gähnen oft,
Und sehn der Frage zu.
Die Kosten freilich zahlen wir
Für's ganze Opernhaus;
Doch lachen wir, mißrath' das Spiel,
Zulezt die Spieler aus.

Der Vergnügtsame.

1 Seit mich die Guld des Geschick
Mit weiser Einfalt versehen,
Ließ ich die Kugel des Glückes,
So wie sie rollete, gehn.

2 Bei kleiner Güter Genuße
Verschmäh't ich, was mir gebrach,
Und sah dem eilenden Flusse
Der Jugendtage nicht nach.

Frei vom verzehrenden Neide,
Unvergnügsamkeit frei,
Ich, daß heutige Freude
Quell der morgenden sei.

Abschied von Frankreich.

daß mich wie sein Kind genähret,
Ich Ruhm und Freude fand,

Daß mich geliebt, daß mich geehret,
Gehab' dich wohl, du schönes Land!
Sie kommt, sie kommt schon an den
Strand,
Die Bart, auf der du mich entführen lässest;
Doch trägt sie nur mein halbes Herz von
hier;

Denn Eine Hälfte laß ich dir,
Daß du die andre nicht vergessest.

Friedrich Carl Casimir Freih. von Creuz,

den 24. November 1724 zu Homburg v. d. Höhe,
Autodidakt, 1746 Hessen-Homburgischer
1750 Staatsrath, 1756 Geheimer Rath,

starb als Reichshofrath den 6. September 1770.
— Oden, Lieder, Didaktisches („die Gräber,“ Gedicht in sechs Gesängen).

In einer stillen Nacht.

Iht sanft, ruht sanft, ihr matten Sorgen!
Schicksal lenket euren Rahn,
dem schönsten Frühlingsmorgen
er vielleicht im Hafen an.
Die Vorsicht hat sich vorbehalten
umde Loos, die Wahl der Zeit;
Nur laßt nur die Vorsicht walten!
Nicht ja schon von Ewigkeit.
Nur unsre Wünsche, unser Sehnen
noch ein unendlich Feld;
Strome Bluts, hier Ströme Thränen
ropfen in der andern Welt.
Iht seht euch, Wolken, nun zufrieden,
gestraft des Sturmes Wuth.
Nur ein solches Herz beschieden,
gerochen sanfter ruht!
Die Sonne, da sie mußte scheiden,
Nur des Mondes Licht zurück;
Nur das Glück auch unserm Leiden
er Nacht der Hoffnung Blid.
Iht die Natur nicht nur erhalten,
Nur auch stets was Neues für.
Nur — bildet nur Gestalten
Ihtert ihre Werkstatt mir!
Iht sie an neuen Welten zimmern,
Nur sie ihr Geschäft verkürzt!

Zum neuen Bau braucht sie die Trüm-
mern

Der Welten, die sie niederstürzt.

8 Sehn wir nicht selbst des Meers Gebiete
Verrückt, und manchen Stern nicht mehr?
Und unserm murrenden Gemüthe
Ist noch der Welt Gesetz zu schwer?

9 Was ist's? Ist Alles denn verloren?
Der Leib, der Ball von Staub, ist hin;
Die Seele nicht; er ward geboren;
Ich weiß, daß ich unsterblich bin.

10 „So sind wir glücklich?“ — Nein, Ge-
schöpfe,

In euren Körpern seid ihr's nicht;
Sie sind des Löpfers Thon und Töpfe,
Die er, so oft er will, zerbricht.

11 „Ja, wären nur des Leibes Qualen
So lebhaft nicht! — oft Höllenpein!“ —
Unsterblichkeit, dich zu bezahlen,
Wie konnten sie gelinder sein?

12 Was tröstet euch, ihr armen Kinder?
Ein bess'res Alter hoffet ihr.
So trösten Weise sich nicht minder,
Erst Weise dort, noch Kinder hier.

13 So ruht denn sanft, ihr matten Sorgen!
Das Schicksal lenket euren Rahn,
Und an dem schönsten Frühlingsmorgen
Kommt er vielleicht im Hafen an.

Karl Wilhelm Ramler,

geboren den 25. Februar 1725 zu Golberg, studirte in Halle, wurde dann in Berlin mit Gleim, Kleist, Lessing u. A. vertraut, 1748 daselbst Professor der Logik und schönen Wissenschaften am Cadetten-Corps, später auch Mitglied der Akademie der

Wissenschaften, 1787 mit Engel Director des Berliner Theaters, starb den 11. April 1798. — Oden, Cantaten, Oratorien, metrische Uebersetzungen (Horaz, Martial, Catull, Anakreon).

Uranians Lob Berlins. *)

1 „Hier blühst du? hier in dieser kalten Zone?
Hier öffnest du die purpurrothe Brust?
Siegprangest hier in deiner goldnen Krone,
Du Liebling Proserpinens, die mit Lust
Und ohne Reue deine Körner
Selbst in des Orkus Gärten aß, ¹⁾
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaß?“ —

2 „Der Erdball ändert sich; dem alten Strande
Entflieht das Meer, Gebirge sinken ein.
Und hier? Ein Tempe grünt auf diesem Sande,
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein,
Hier kann sich Flora nach Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und ganz versteckt in Aehren ²⁾
Die blonde Ceres gehn.“

3 „Und fremde Bäum', ihr junges Haupt
umschoren,
Trägt hier Sylvan, ³⁾ und zieht ein Labyrinth
Von Büschen auf vor diesen stolzen Thoren,
Die nun den klugen Künsten offen sind, ⁴⁾
Die schnell auf Flügeln ⁵⁾ Dädal's eilen
Hoch über Meer und über Land,
Bleistäbe, Meißel, Feilen
In ihrer harten Hand.“

*) Das Gedicht führt in Ramler's Werken beim Titel noch den Zusatz: „Bei Gelegenheit eines Granatapfels, der daselbst zur Reise gekommen war.“ Um dem Leser an einem Gedichte wenigstens eine Anschauung davon zu geben, mit welcher unendlichen Sorgfalt Ramler an seinen Arbeiten feilte, lassen wir hier die Varianten der nächstfrüheren Redaction dieser Ode folgen, und geben oben im Texte auch die erste, noch weiter abweichende Form derselben. — ¹⁾ Sind' ich dich hier in deiner grünen Krone? Zerspaltest du die purpurrothe Brust An dieser Sonn'? o Liebling der Pomone, O Apfel Proserpinens, die mit Lust Und Wollust deine goldnen Körner Im Reich des Höllengottes aß... — ²⁾ Der Erdball ändert sich, das Meer entflieht Und macht dem Pfluge Raum, der Fels sinkt ein; Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet! Pomona füllt ihr Horn in dir allein; In dir kann Flora

4 „Urpötzlich seh' ich Felsen in Gestalt
Ausonischer Paläste ausgehöhlt;
Der Pyrrha Kinder stehn umher, dem kalt
Geburtsstein halb noch gleich, und halb besetzt.
Hier steigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwidne Pallas, dir;
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen hier.“ ⁶⁾

5 „Wohlan, ihr Sterblichen! erforscht
Zahlen
Der Sphären, sagt den Winden ihren Lauf
Wägt euern Mond, zerspaltet Sonnenstrahl
Deckt die Geburt des alten Goldes auf!
Verfolgt der Wesen lange Kette
Bis an den allerhöchsten Ring,
Der an Zeus Ruhebette
Hängt, hangen wird und hing.“

6 So sang Urania, die voll Entzücken
Jüngsthin zu Friedrich's hohem Wohn-
sam,
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zu Phöbus' neuem Tempel nah
Wo schon mit Lauten und mit Flöten,
Verlarot und im Cypressentranz,
Sich ihre Schwestern drehen
Im schönsten Reihentanz.

nach Begehren Sich tausendfache Kränze drehn Und ganz verdeckt in Aehren... — ³⁾ Bringt dir Sylvan u. s. w. — ⁴⁾ Die mir und allen Künsten offen sind. — ⁵⁾ Die jetzt auf Flügeln u. s. w. ⁶⁾ Urpötzlich sind der Felsen graue Rücken Tempeln und Palästen ausgehöhlt, Die rund umher der Pyrrha Kinder schmücken, Noch halb in Steinen gleich und halb besetzt. Ihr Götter! prächt' aus Ruinen Erhebt sich euer Pantheon; Die Welt alle dienen, Die Völker lernen schon. — Die beiden Schlusstropfen lauten in der mittlern Redaction nahehin wie in der ältesten (s. oben „Auf dem Granatapfel“); die Schlußverse von Str. 5 heißen: Bis dahin, wo den höchsten Ring Zeus an seine Ruhebette zu seinen Füßen hing. — Ueberdies ist das Gedicht in der mittlern Form noch um ein Versglied in der ältesten um zwei Strophen länger, die hier der Raumersparung wegen weggelassen haben.

Auf einen Granatapfel.

(gebende Gedicht in seiner ältesten Gestalt,
aus dem Jahre 1749.)

die du dich zur Königin der Früchte
in eignen Laube krönen mußt,
Kind, an welchem Sonnenlichte
du die purpurrothe Brust,
erpinen ihre Körner
muß zu kosten trieb,
te, daß sie ferner
3 Armen blieb!" [fliehet,

Erdball ändert sich, das Meer ent-
uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;
erlin, dein dürrer Boden blühet,
üllt ihr Horn in dir allein,
i muß auf dein Begehren
Blumen Kränze drehn,
gesunkenen Aehren
e Ceres gehn." [schoren,

zarte Bäume trägt, ihr Haupt um-
Sylvan, und zieht ein Labyrinth
ab auf vor deinen offenen Thoren,
umsonst den Künsten offen sind.
e nehmen Dädal's Federn
ien über Meer und Land,
zeug und Rädern
harten Sand."

r hat allhier der Vorgebirge Rücken
An und Palästen ausgehöhlt,
umher der Pyrrha Kinder schmüden,
den Steinen gleich, und halb besetzt?
r! prächtig aus Ruinen
j euer Pantheon;
n alle dienen,
r lernen schon." [Zahlen,

st, Sterbliche, den Sphären ihre
dem tollen Winde seinen Lauf,
t den Mond, und spaltet Sonnen-
strahlen,

Geburt des alten Goldes auf,
t an der Wesen Rette,
i, wo der höchste Ring
Ruhebette

8 Aufruhr hing."

ang Kalliope, die voll Entzücken
mit ihrer goldnen Tuba kam,
gesehn von ungeweihten Blicken,
zum Tempel des Apollo nahm,
im Pinsel und mit Saiten,
und im Lorbeertranz,
n sich bereiten
den Reibentanz.

Ins,

eine Cantate.

1 Wohin? wo soll ich hin?

Mein rasender Gemahl verfolgt mich. Ohne
Retter [und bin
Irr' ich umher, so weit das Land mich trägt,
Entdeckt, wohin ich irre. Keine Höhle,
Rein Busch, kein Sumpf verbirget mich.
Ha! nun erkenn' ich dich,
Grausame Königin der Götter!

Ungöttliche Saturnia,
Wird Rachsucht dich ewig entflammen
10 Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab' ein Götterkind ernährt.

Du hast dich an Semelen ja
Mit Jupiter's Blicke gerochen;
Was hat die Schwester verbrochen?
War meine That des Todes werth?

Ungöttliche Saturnia,
Wird Rachsucht dich ewig entflammen?
Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab' ein Götterkind ernährt.

20 O all' ihr Mächte des Olymps,
Ist kein Erbarmen unter euch?
Hier schwank' ich unter der geliebten Last,
Die mein zersplitterter Arm umfaßt;
Hier fliehet, dem gescheuchten Rehe,
Der ausgejagten Gemse gleich,
Des Radmus königliche Tochter, springt
Von Klipp' auf Klippe, bringst
Durch Dorn und Hecken — —

Nein! weiter nicht! hier muß ich ruhen;
30 Ich kann nicht höher klimmen — — Götter!
Ach, rettet, rettet mich! Ich sehe
Den Athamas! An seinen Händen klebt
Noch unsers Sohnes Blut.

Er eilt, auch diesen zu zerschmettern.

O Meer! o Erde! er ist da!

Ich hör' ihn schreien — er ist da!

Ich hör' ihn leichen! Jetzt ergreift er mich — —
Du blauer Abgrund, nimm von dieser Felsen-
spitze

Den armen Melicertes auf!

40 Nimm der gequälten Iphigenie Seele! — —

Wo bin ich? o Himmel!

Ich athme noch Leben?

O Wunder! ich walle

Im Meere, mich heben

Die Wellen empor? —

O wehe mir! mein Sohn! 1)

1) B. 46 u. ff. hießen früher: O wehe! mein
Sohn! — Er ist mir im Falle — Den Armen

Ich leb', und ach! im Falle
 Verlier' ich meinen Sohn!
 Mein Schutzgott, mein Erretter,
 50 Was hilfst mir dieses Leben?
 Ach, gib mir meinen Sohn!
 O wehe mir! mein Sohn!
 Er ist dem Arm entfallen,
 Der Abgrund deckt ihn schon — —
 Ich seh' ihn! ihr Götter!
 Ihn küssen, ihn heben
 Die Nymphen empor. —
 Euch dank' ich dies Leben?
 Dies bessere Leben?
 60 Euch dank' ich den Sohn?
 Ich seh' ihn — ihr Götter! —
 Sich höher erheben,
 Kein Kind mehr, wie vor!
 Wo sind wir? o Himmel!
 Wir athmen? wir leben?
 O Wunder! wir wallen
 Im Meere? uns heben
 Die Wellen empor? — —
 Ihr hängt um meine Schläfen zackige Korallen
 70 Und Perlen in mein Haar? [Schaar
 Ich dank' euch, Töchter Doris! Seht, o seht die
 Der freudetrunknen, blauen Götter!
 Sie flechten Schilf und Lotosblätter
 Um meines Sohnes Haar.
 Wie gütig, wie vertraut empfanget ihr
 Zwei Sterbliche, wie wir!
 Ihr gebt uns eure Götterkränze
 Und zieht uns mit euch unter eure Länze!
 Ungewohnte Symphonien
 80 Schlagen mein entzücktes Ohr.
 Panope! dein ganzer Chor
 Und die blasenden Tritonen
 Rufen laut: „Leukothea
 „Ist zur Göttin aufgenommen.
 „Gott Palämon, sei willkommen!
 „Sei begrüßt, Leukothea!“ —
 Meint ihr mich, ihr Nereiden?
 Nehmt ihr mich zur Schwester an?

entflohn. — Mitleidiger Retter, — Was hilfst mir
 mein Leben? — Ach! gib mir den Sohn! — O
 wehe! mein Sohn! — Er ist mir entfallen! —
 Er ist mir entflohn! — Ich seh' ihn, ihr Götter, —
 Von Nymphen umgeben! — Stolz ragt er her-
 vor. — Wem dank' ich dies Leben? — Dies bessere
 Leben? — Wem dank' ich den Sohn? — Ich
 seh' ihn von Göttern, — Von Nymphen um-

Meint ihr meinen Sohn, ihr Götter
 90 Nehmt ihr ihn zum Mitgott an?
 Ihr allgütigen Erretter,
 O, mein Dank soll nicht ermüden
 Weil mein Busen athmen kann!
 Und nun? Ihr wendet euch so schnell zu
 Ihr eilt mit aufgehobnen Händen? —
 ein Blick!
 Auf einem perlenhellen Wagen
 Wird der Monarch der Wassermwelt
 Hoch auf dem Saum der Fluth getragen
 Bis an den Himmel flammt der goldene Tri-
 100 Ich höre seiner Rösse Brausen, seh
 Den Gott, den zweiten Gott der Götter
 Der du mit Allmacht dieses Element
 Beherrschest, o Neptun! — denn deine
 Erhielt mich, deine Diener eilten vor du
 Mir dein Geschenk, die Gottheit, anzutrage
 Ist hier dein Aufenthalt, mein König?
 brachten

Die Räder deines Wagens dich
 In diesen inselvollen Sund, [zu nehme
 Mich selbst in dein Gefolg', in deinen E-
 110 Ach! ewig soll mein Dank,
 Mit jeder Sonne soll mein lauter Lobge-
 Von allen Wellen wiederhallen!

Lönt in meinen Lobgesang,
 Wellen, Felsen und Gestade!
 Sagt dem guten Gotte Dank!
 Heil dem Gotte, dessen Gnade
 Dich zur Göttin auferjah,
 Selige Leukothea!

Tochter der Unsterblichkeit,
 120 In die tiefste Meereshöhle
 Senke dein gehäuftes Leid!
 Deine qualentladne Seele
 Labe mit Ambrosia!

Lönt in meinen Lobgesang,
 Wellen, Felsen und Gestade!
 Sagt dem guten Gotte Dank!
 Heil dem Gotte, dessen Gnade
 Dich zur Göttin auferjah,
 Selige Leukothea!

geben; — Stolz ragt er hervor. — 2)
 der Verse 108—109 hieß es früher: Beherr-
 o Neptun, mein König! tragen — Die
 deines Wagens dich — In diesen inselvollen
 und lassen — Den Sonnenwagen hinter sich
 Mir meine Gottheit anzusagen? — Ach!
 soll u. s. w.

Johann Arnold Ebert,

den 8. Februar 1728 zu Hamburg, 1788
er in Braunschweig, später Canonicus, starb
9. März 1795; Mitglied des Gelehrten-

vereins, der die „Bremer Beiträge“ herausgab, im
Lied und in der Epistel am glücklichsten, Ueber-
setzer von Young's Nachtgedanken.

S k o l i e n

mit Vertauschung der vierten Stolie).

Winter.

Seht, wie Zeus durch Regengüsse
s überschwemmt!
t! der Lauf der schnellsten Flüsse
d durch Eis gehemmt,
die Luft ist schon den Winden
lig unterthan!
! den Frost nicht zu empfinden,
bet Feuer an!

Doch man muß nach meinem Dünken
auch fröhlich sein.
t uns reichlich Wein zu trinken,
r guten Wein!

— ihr kennt ihn, den ich meine —
und mild und leicht,
t sogleich, wie andre Weine,
zu Kopfe steigt.

Frühling.

Seht, o seht, geliebte Brüder,
enz und Blumen lehren wieder;
auchzet ihrer Wiedertekehr!
lebt mir gleich aus diesem Fasse

Von dem honigsüßen Rasse!
Hurtig! einen Becher her!

Sommer.

Freunde, neht die Zungen,
Rühlet eure Lungen
Mit dem besten Wein!
Auf! und schenket ein!
Seht, der Hundstern glüht;
Alles, was man sieht,
Alles ist erhitzt,
Alles durstet ijt.
Sollten wir allein
Denn nicht durstig sein?

Herbst.

1 Heut' sehn wir auf den Rebenhöhen
Epäus frohes Fest begehen:
Laut jubelnd lesen sie den Wein.
Wenn Jung und Alt von frohen Mühen,
Von Lust und froher Arbeit glühen,
Wie dürsten wir denn müßig sein?

2 Ich geb' euch, Freunde, zu erwägen,
Daß dieses Herbstes reicher Segen
Doch irgend will geborgen sein.
Drum strengt euch an, ihm Raum zu machen,
Und leeret unter Lust und Lachen
Die Fässer von dem alten Wein!

Friedrich Gottlieb Klopstock,

den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, 1748
5 zu Schulpforta, 1745 bis 1746 in Jena,
Leipzig, wo er, wie in Jena, neben der
ie sich eifrig der Poesie widmete (die drei
besänge des Messias, gedruckt in den Bre-
trägen 1748); 1748 Hauslehrer in Langen-
kann), 1750 bei Bodmer in Zürich, 1751
m Grafen Bernstorff nach Kopenhagen ein-

geladen, wo er (mit dem Messias beschäftigt) größten-
theils die Zeit bis zu Bernstorff's Entlassung (1770)
zubrachte. Dann lebte er mit kurzen Unterbrechungen
(Berufung nach Karlsruhe 1774) in Hamburg bis zu
seinem Tode am 14. März 1808. — *Oden, Ele-
gien, Kirchenlieder, Dramatisches (bibl. Stücke und
Bardiele); der Messias. Grammatische Gespräche;
die deutsche Gelehrtenrepublik; kleine Aufsätze.*

W i n g o l f (1747). *)

Erstes Lied (in doppelter Gestalt).

lie Gna¹⁾ im Fluge, jugendlich ungestüm,
als reichten mir aus Iduna's²⁾ Gold
ötter, sing' ich meine Freunde
in kühnerem Wardenliede.

1 Wie Hebe kühn, und jugendlich ungestüm,
Wie mit dem goldnen Röcher Latonens Sohn,
Unsterblich sing' ich meine Freunde,
Feiernd in mächtigen Dithyramben.

Wingolf" Tempel der Freundschaft. Die
Ueberschrift hieß: An meine Freunde.

1) „Gna.“ in der nordischen Mythologie eine
Untergöttin, Freia's Botschafterin. — 2) „Iduna's“,

2 Willst du zu Strophen werden, o Sainge-
sang?

Willst du gefesselt, Ossian's Schwunge gleich,
Gleich Uller's *) Tanz auf Meertristalle,
Frei aus der Seele des Dichters schweben?

3 Die Wasser Hebrus' wälzten mit Ablereil'
Des Celten *) Leier, welche die Wälder zwang,
Daß sie ihr folgten, die den Felsen
Taumeln und wandeln aus Wolken lehrte.

4 So floß der Hebrus. Schattenbesänftiger,
Mit fortgerissen folgte dein fliehend Haupt,
Voll Bluts, mit tochter Stirn, der Leier
Hoch im Getöse gestürzter Wogen. [Ocean.

5 So floß der Waldstrom hin nach dem
So fließt mein Lieb auch, stark und gedankenvoll.
Deß spott' ich, der's mit Klüglingsbliden
Höret und kalt von der Glosse triefet.

6 Den segne, Lieb, ihn segne bei festlichem
Entgegengehn, mit Freudenbegrüßungen,
Der über Wingolf's hohe Schwelle
Heiter, im Haine getränkt, hereintritt! [Glyn, *)

7 Dein Barde wartet. Liebling der sanften
Wo bleibst du? kommst du von dem begeisterten
Achäerhämus? oder kommst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln?

8 Wo Scipionen *) Flaccus und Tullius,
Urentel denkend, tönender sprach und sang,
Wo Maro *) mit dem Capitele
Um die Unsterblichkeit muthig zankte?

9 Voll sichres Stolzes sah er die Ewigkeit
Des hohen Marmors: „Trümmer wirst einst
du sein,

Staub dann, und dann des Sturms Gespiele,
Du, Capitol, und du, Gott der Donner!“

10 Wie? oder zögerst du von des Albion
Eiland herüber? Liebe sie, Ebert, *) nur!
Sie sind auch deutschen Stamms, Ursöhne
Jener, die kühn mit der Woge kamen.

11 Sei mir begrüßet! Immer gewünscht
kommst du, [Glyn,
Wo du auch herkommst, Liebling der sanften
Vom Tibris lieb, sehr lieb vom Hämus,
Lieb von Britanniens stolzem Eiland;

12 Allein geliebter, wenn du voll Vaterlands
Aus jenen Hainen kommst, wo der Barben Chor
Mit Braga *) singet, wo die Telyn *)
Tönt zu dem Fluge des deutschen Liebes.

Braga's Gattin, die in einer goldenen Schale Aepfel
bewahrte, deren Genuß den Göttern die Unsterblich-
keit erhielt. — *) „Uller's," des schönen Gottes,
den Pfeile und Schlittschuhe (oder, wie Klop-
stock sagte, Schrittschuhe) auszeichneten. —
*) „Des Celten," Orpheus des Thrakiers. Virg.
Georg. 4, 524. Ovid. Metam. 11, 51. — *) „Glyn,"

2 Willst du zu Strophen werden, o Lieb,
oder

Ununterwürfig, Pindar's Gesängen gleich,
Gleich Zeus erhabnem, trunkenem Sohne,
Frei aus der schaffenden Seele taumeln?

3 Die Wasser Hebrus' wälzten sich adlerschnel'
Mit Orpheus Leier, welche die Haine zwang,
Daß sie ihr folgten, die den Felsen
Taumeln und himmelab wandeln lehrte.

4 So floß der Hebrus. Großer Unsterblicher
Mit fortgerissen folgte dein fliehend Haupt,
Blutig, mit tochter Stirn, der Leier
Hoch im Getöse gestürzter Wogen. [daher

5 So floß der Fluß, des Oceans Sohn
So fließt mein Lieb auch ernst und gedankenvoll
Deß spott' ich, der es unbegeistert
Richterisch und philosophisch höret.

6 Den segne, Lieb, ihn segne mit festlichen
Entgegengeh'nden hohen Begrüßungen,
Der dort an dieses Tempels Schwellen
Göttlich, mit Neben umlaubt, hereintritt!

7 Dein Priester wartet. Sohn der Olympier
Wo bleibst du? kommst du von dem begeisterten
Pindus der Griechen? oder kommst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln?

8 Wo Zeus und Flaccus nebeneinander (einst)
Mit Zeus und Flaccus Cicero donnerte,
Wo Maro mit dem Capitele
Um die Unsterblichkeit göttlich zankte. [Sei

9. Stolz, mit Verachtung sah er die Ewig
Von Zeus' Palästen: „Einst wirst du Trümme
sein,

Dann Staub, und dann des Sturms Gespiele,
Du, Capitol, und du, Gott der Donner!“

10 Wie? oder kommst du von der Britannie
Eiland herüber? Liebe sie, Ebert, nur!
Sie sind auch deutschen Stamms, Ursöhne
Jener, die kühn mit der Woge kamen.

11 Sei mir begrüßet! mir kommst du stet
gewünscht,
Wo du auch herkommst, Sohn der Olympier
Lieb vom Homer, und lieb vom Maro,
Lieb von Britanniens Göttereiland;

12 Allein geliebter, trunken und weisheitsvoll
Von Weingebirgen, wo die Unsterblichen
Taumelnd herumgehn, wo die Menschen
Unter Unsterblichen Götter werden.

Göttin der Freundschaft. — *) „Scipionen“
erklärt Klopstock selbst: „Kennern, wie Scipio war.“
*) „Maro u. s. w.“ f. Virg. Aen. 9, 448. —
*) „Ebert“ f. oben unter Ebert die biogra-
phischen Notizen. — *) „Braga“ oder Bragor
Gott der Dichtkunst. — *) „Telyn“, Leier der
Barben. — *) „Mimer“, Quell der Dichtkunst

13 Da kommst du jetzt her, hast aus dem
Mimer¹¹⁾ schon
Die geistervolle, silberne Fluth geschöpft!
Schon glänzt die Trunkenheit des Quells dir,
Ebert, aus hellem, entzücktem Auge.¹²⁾

14 Die ganze Lenzflur streute mein Genius,
Der unsern Freunden rufet, damit wir uns
Hier in des Wingolf lichten Hallen
Unter dem Flügel der Freud' umarmen.

Zweites Lied.

1 Sie kommen! Gramern¹⁾ gehet im Rhyth-
mustanz

Mit hochgehob'ner Leier Iduna vor!
Sie geht, und sieht auf ihn zurücke,
Wie auf die Wipfel des Hains der Tag sieht.

2 Sing noch Beredsamkeiten!²⁾ Die erste
weckt [auf!

Den Schwan in Glasor³⁾ schon zur Entzückung
Sein Fittig steigt, und sanft gebogen
Schwebet sein Hals mit des Liebes Tönen.

3 Die deutsche Nachwelt singet der Barden
Lied

(Wir sind ihr Barden) einst bei der Lanze Klang.
Sie wird von dir auch Lieder singen,

Wenn sie daher zu der kühnen Schlacht zeucht.

4 Schon hat den Geist der Donnerer aus-
gehaucht, [fort;

Schon wälzt sein Leib sich blutig im Rheine
Noch bleibt am leichenvollen Ufer

Während der eilende Geist noch schweben.

5 Du schweigst, Freund, und siehest mich
weinend an!

„Warum starb die liebende Radilin,⁴⁾

„Wie die junge Morgenröthe,

„Alter und sanft, wie die Sommermondnacht?

6 Nimm diese Rosen, Gisele!⁵⁾ Belleda⁶⁾

„Sie mit Zähnen heute noch sanft genäst,

„Sie dein Lied mir von den Schmerzen

„Ihr Gespielin der Liebe vorsang.

7 Du lächelst? Ja, dein Auge voll Bärt-
lichkeit

„Dir mein Herz schon dazumal zugewandt,

13 Da kommst du jetzt her. Schon hat der Re-
bengott,

Sein hohes, geistervolles Horn über dich
Reich ausgegossen; Evan schaut dir,
Ebert, aus hellen, verklärten Augen. [laub,

14 Dir streute, Freund, mein Genius Neben-
Der unsern Freunden rufet, damit wir uns,
Wie in der Elisäer Feldern,
Unter den Flügeln der Freud' umarmen.

Als ich zum ersten Mal dich sahe,
Als ich dich sah, und du mich nicht kanntest.

8 Wenn einst ich todt bin, Freund, so
besinge mich!

Dein Lied voll Thränen wird den entfliehenden
Dir treuen Geist noch um dein Auge,
Das mich beweint, zu verweilen zwingen.

9 Dann soll mein Schutzgeist, schweigend
und unbemerkt,

Dich dreimal segnen, dreimal dein sinkend
Haupt

Umfliegen, und nach mir, der scheidet,
Dreimal noch sehn, und dein Schutzgeist
werden.

10 Der Thorheit Hasser, aber auch Men-
schenfreund,

Allzeit gerechter Rabner,⁷⁾ dein heller Blick,
Dein froh und herzlich voll Gesicht ist

Freunden der Tugend und deinen Freunden

11 Nur liebenswürdig; aber den Thoren bist
Du furchtbar. Scheuche, wenn du noch

schweigst, sie schon

Zurück! Laß selbst ihr kriechend Lächeln
Dich in dem rügenden Zorn nicht irren!

12 Stolz und voll Demuth, arten sie
nimmer aus.

Sei unbekümmert, wenn auch ihr zahllos Heer
Stets wüchse, und wenn in Völkerschaften

Auch Philosophen die Welt umschwärmten!

13 Wenn du nur Einen jedes Jahrhun-
derts nimmst

Und ihn der Weisheit Lehrlingen zugesellst:
Wohl dir! Wir wollen deine Siege

Singen, die dich in der Fern' erwarten.

der Weisheit. — ¹²⁾ Zwischen Str. 13 und
hat der Dichter in der neuern Bearbeitung noch
eine Strophe eingeschoben:

„Wohin beschworst du, Dichter, den Folgenden?
Was trau' ich, was seh' ich? Bautest du wieder auf
Iduna, oder, wie am Dirce

„Am Amphion, Walhalla's Tempel?“

„Iduna,“ ein Druiden-Tempel. — „Walhalla's
Tempel,“ hier identisch mit Wingolf.

„Gramern“ s. oben unter Gramer die

biographischen Notizen. — ²⁾ Eine Ode von Gra-
mer heißt „die geistliche Beredsamkeit.“ —

³⁾ „Glasor,“ Hain in Walhalla, dessen Bäume
goldne Zweige haben. — ⁴⁾ „Radilin,“ Gramer's
Braut. — ⁵⁾ „Gisele,“ Nikolaus Dietrich, ge-
boren 1724 zu Güns in Ungarn, kam früh nach

Hamburg, studirte Theologie, starb als Superinten-
dent in Sondershausen 1865, lyrischer und didaktischer
Dichter. — ⁶⁾ „Belleda,“ die aus Tacitus bekannte
deutsche Seherin; der Name ist hier übertragen. —

14 Dem Enkel winkend stell' ich dein
 heilig Bild
 Zu Tibur's Lacher und zu der Houghmeß
 Freund; *)
 Da sollst du einst den Namen (wenig
 Führeten ihn) des Gerechten führen.

Drittes Lied.

1 Lieb, werde sanfter, fließe gelinder fort,
 Wie auf die Rosen hell aus des Morgens
 Hand

Der Thau herabträuft! Denn dort kommt er,
 Fröhlicher heut und entwölkt, mein Gellert. ¹⁾

2 Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
 Und schönste Tochter lesen, und reizender
 Im Lesen werden, dich in Unschuld,
 Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen.

3 Auf meinem Schooß, in meinen Umarmungen [wird,
 Soll einst die Freundin, welche mich lieben
 Dein süß Geschwätz mir sanft erzählen,
 Und es zugleich an der Hand der Mutter

4 Die kleine Lilie lehren. Des Herzens
 Werth [Reiz,
 Zeigt auf dem Schauplatz Reiner mit jenem
 Den du ihm gabst. Da einst die beiden
 Edleren Mädchen mit stiller Großmuth,

5 Euch unnachahmbar, welchen nur Schön-
 heit blüht,
 Sich in die Blumen setzten, da weint' ich,
 Freund,

Da flossen ungesch'ne Thränen
 Aus dem gerührten, entzündten Auge.

6 Da schwebte lange freudiger Ernst um mich.
 „O Jugend!“ rief ich, „Jugend, wie schön
 bist du!

Welch göttlich Meisterstück sind Seelen,
 Die sich hinauf bis zu dir erheben!“

7 Der du uns auch liebst, Olbe, ²⁾ komm
 näher her,

Du Kenner, der du, edel und feuervoll,
 Unbiegsam beiden, beiden furchtbar,
 Stümper der Tugend und Schriften haffest!

8 Der du bald Zweifler und Philosoph
 bald warst,

Bald Spötter aller menschlichen Handlungen,
 Bald Milton's und Homer's Priester.
 Bald Misanthrope, bald Freund, bald Dichter,

¹⁾ „Kabener“ s. unten in der Abtheilung Prosa
 das Biographische. — ²⁾ „Zu der Houghmeß
 Freund,“ zu Swift, dem Lobredner der Pferde-
 menschen in seinem Roman „Gulliver's Reisen.“

¹⁾ „Gellert“ s. oben das Biographische
 (S. 16). — ²⁾ „Olbe“ starb als Arzt in Ham-

9 Viel Zeiten, Rühnert, ³⁾ hast du schon
 durchgelebt,
 Von Eisen Zeiten, silberne, goldene!
 Komm, Freund, komm wieder zu des Briten
 Zeit, und zurück zu des Mäoniden!

10 Noch Zween erblick' ich. Den hat ver-
 eintes Blut,
 Mehr noch die Freundschaft zärtlich mir zu-
 gesellt,

Und den des Umgangs süße Reizung
 Und der Geschmack mit der hellen Stirne:

11 Schmidt, ⁴⁾ der mir gleich ist, den du
 Unsterblichen

Des Hains Gesängen neben mir auferziehst
 Und Rothe, ⁵⁾ der sich freier Weisheit
 Und der vertrauteren Freundschaft weihte.

Viertes Lied.

1 Ihr Freunde seht noch, die ihr mich
 künftig liebt!

Wo seid ihr? Eile, säume nicht, schöne Zeiten
 Kommt, außertorne, helle Stunden,
 Da ich sie seh' und sie sanft umarme!

2 Und du, o Freundin, die du mich
 lieben wirst,
 Wo bist du? Dich sucht, Beste, mein ein-
 sames,

Mein fühlend Herz, in dunkler Zukunft,
 Durch Labyrinth der Nacht hin such's dich

3 Hält dich, o Freundin, etwa die zärt-
 lichste

Von allen Frauen mütterlich ungestüm:
 Wohl dir! Auf ihrem Schooße lernst du
 Tugend und Liebe zugleich empfinden.

4 Doch, hat dir Blumentränze des Früh-
 lings Hand [weht

Gestreut, und ruhst du, wo er im Schatten
 So fühl' auch dort sie! Dieses Auge,

Ach, dein von Zärtlichkeit volles Auge [Blick

5 Und der in Bähren schwimmende süß
 (Die ganze Seele bildet in ihm sich mir,
 Ihr heller Ernst, ihr Flug zu denken,
 Leichter als Tanz in dem West und schöner)

6 Die Miene, voll des Guten, des Edle-
 voll,

Dies vor Empfindung bebende sanfte Herz,
 Dies Alles, o, die einst mich liebet,
 Dieses geliebte Phantom ist mein; du,

burg 1750. — ²⁾ „Rühnert,“ zuletzt Bürgermeister
 in Artern. — ³⁾ „Schmidt.“ Hann's Bruder
 starb 1807 als Kammerpräsident zu Weimar. —
⁴⁾ „Rothe,“ später Archivar in Dresden, starb
 dort 1808.

7 Du selber fehlst mir! Einsam und wehmuthsvoll
Und still und weinend irr' ich und suche dich,
Dich, Beste, die mich künftig liebet,
Ach, die mich liebt, und noch fern von mir ist!

Fünftes Lied.

1 Sahst du die Thräne, welche mein
Herz vergoß,
Mein Ebert? Trauernd lehn' ich auf dich
mich hin.

Sing' mir ¹⁾ begeistert als vom Dreifuß,
Britischen Ernst, daß ich froh, wie du, sei!

2 Doch jetzt auf einmal wird mir das
Auge hell,
Gesichten hell und hell der Begeisterung.

Ich seh' in Wingolf's fernen Hallen
Lief in den schweigenden Dämmerungen,

3 Dort seh' ich langsam heilige Schatten
gehn,

Nicht jene, die sich traurig von Sterbenden
Erheben, nein, die, in der Dichtkunst
Stund' und der Freundschaft, um Dichter
schweben.

4 Sie führet, hoch den Flügel, Begeist-
rung her.

Berdeckt dem Auge, welches der Genius
Nicht schärft, siehst du sie, seelenvolles,
Ahnendes Auge des Dichters, du nur!

5 Drei Schatten kommen; neben den Schat-
ten tönt's,

Wie Rimer's Quelle droben vom Eichenhain
Mit Ungeßüm herausscht und Weisheit
Lehret die horchenden Wiederhalle; [Lungen

6 Wie aus der hohen Drüben Versamm-
lung Braga's Telyn nieder vom Opferfels
In's lange tiefe Thal der Waldschlacht
Sapunglos sich der Warden Lied stürzt.

7 Der du dort wandelst, ernstvoll und
heiter doch,

Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,
Die Lippe voll von Scherz (es horchen

Ihm die Bemerkungen deiner Freunde,

8 Ihm horcht entzückt die feinere Schä-
ferin), ²⁾

Wer bist du, Schatten? Ebert, er neiget sich
Mir und lächelt. Ja, er ist es!

Siehe, der Schatten ist unser Gärtner! ³⁾

9 Uns werth, wie Flaccus war sein Quin-
tilius,

Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichster,
Ach, lehre, Gärtner, deinen Freunden
Ewig zurück! Doch du fliehst fern weg!

10 Fleuch nicht, mein Gärtner, fleuch nicht!
du flohst ja nicht,

Als wir an jenen traurigen Abenden,
Um dich voll Wehmuth still versammelt,
Da dich umarmten und Abschied nahmen.

11 Die letzten Stunden, welche du Ab-
schied nahmst,

Der Abend soll mir festlich auf immer sein!
Da lernst' ich, voll von ihrem Schmerze,
Wie sich die wenigen Eblen liebten!

12 Viel Mitternächte werden noch einst
entfliehn;

Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heigt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten und euch Exempel wurden!

Sechstes Lied.

1 In meinem Arme, freudig und weis-
heitsvoll,

Sang Ebert: Evan, Evae Hagedorn!
Da tritt er auf dem Nebenlaube

Muthig einher, wie Lyäus, Zeus Sohn!

2 Mein Herz entglühet. Herrschend und
ungeßüm

Bebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!
Evan, mit deinem Weinlaubstabe,

Schöne, mit deiner gefüllten Schale!

3 Ihn deckt als Jüngling eine Lyäerin,
Nicht Orpheus' Feindin, weißlich mit Ne-
ben zu.

Und dies war allen Wassertrinkern

Wundersam; und die in Thälern wohnen,

4 In die des Wassers viel von den Hü-
geln her [stredt.

Stürzt, und kein Weinberg längere Schatten
So schließ er, keinen Schwäßer fürchtend,
Nicht ohne Götter, ein kühner Jüngling.

5 Mit seinem Lorbeer hat dir auch Pa-
tareus ¹⁾ [kränzt.

Und eingeflochtner Myrte das Haupt um-
Wie Pfeile von dem goldnen Röcher

Tönet dein Lied, wie des Jünglings Pfeile

6 Schnellrauschend flangen, da der Un-
sterbliche

¹⁾ „Sing' mir.“ Klopstock bemerkt dazu: „Er
aus den englischen Dichtern mit vielem
vor.“ — ²⁾ „Feinere Schäferin.“ Hierzu
der Dichter: „Bezieht sich auf sein Schäfer-
: Die geprüfte Treue.“ — ³⁾ „Gärtner.“

Karl Christian, geboren zu Freiberg 1712, Pro-
fessor in Braunschweig, gestorben 1747, besonders
als Kritiker auf die Productionen seiner Freunde
wirkend.

¹⁾ „Patareus,“ einer von Apoll's Weinamen.

Nach Peneus Tochter durch die Gefilde flog;
Oft wie des Satyr's Hohngelächter,
Als er den Wald noch nicht laut durchlachte.

7 Zu Wein und Liedern wähen die
Thoren dich
Allein geschaffen; denn den Unwissenden
Hat, was das Herz der Edlen hebet,
Stets sich in dämmernder Fern' verloren.

8 Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein
Leben tönt
Mehr Harmonien, als ein unsterblich Lied!
In unsokratischem Jahrhundert
Bist du für wenige Freund' ein Muster.

Siebentes Lied.

1 Er sang's. Jetzt sah ich fern in der
Dämmerung
Des Hains am Wingolf Schlegeln¹⁾ aus
dicht'rischen

Geweiheten Epheuschatten schweben,
Und in Begeistrung, vertieft und ernstvoll

2 Auf Lieder sinnen. Tönet! da töneten
Ihm Lieder, nahmen Geniusbildungen
Schnell an. In sie hatt' er der Dichtkunst
Flamme geströmt aus der vollen Urne.

3 Noch Eines nur fehlt dir: falt' auch des
Richters Stirn,
Daß, wenn zu uns sie etwa vom Himmel
kommt,
Die goldne Zeit, der Hain Thuiaston's
Leer des undicht'rischen Schwarmes schatte!

Achtes Lied.

1 Komm, goldne Zeit, die selten zu Sterb-
lichen

Heruntersteiget, laß dich erslehn und komm
Zu uns, wo dir es schon im Haine
Weht und herab von dem Quell schon tönet!

2 Gedankenvoller, tief in Entzückungen
Verloren, schwebt bei dir die Natur. Sie
hat's

Gethan, hat Seelen, die sich fühlen,
Fliegen den Geniussflug, gebildet.

3 Natur, dich hört' ich im Unermeßlichen
Hervandeln, wie mit Sphärengesängen,
Argo,¹⁾ von Dichtern nur vernommen,
Strahlend im Meere der Lüfte wandelt.

4 Aus allen goldnen Zeiten begleiten dich,
Natur, die Dichter, Dichter des Alterthums,
Der spätem Nachwelt Dichter! Segnend
Sehn sie ihr heilig Geschlecht hervorgehn.

Friedrich der Fünfte (1750).

1 Welchen König der Gott über die Röni
Mit einweihendem Blick, als er geboren wa
Sah vom hohen Olymp, dieser wird M
schenfreund

Sein und Vater des Vaterlands.

2 Viel zu theuer durch's Blut blühen
Jünglinge
Und der Mutter und Braut nächtliche Thr
erkaufte,

Locht mit Silbergetön ihn die Unsterblich
In das eiserne Feld umsonst! [berers,

3 Niemals weint' er am Bild eines G
Seines Gleichen zu sein! Schon da f
menschlich Herz

Raum zu fühlen begann, war der Grobe
Für den Edleren viel zu klein. [habner

4 Aber Thränen nach Ruhm, welcher
Keines Höflings bedarf, Thränen, geliebt
sein [ling

Vom glückseligen Volk, weckten den Jün
In der Stunde der Mitternacht;

5 Wenn der Säugling im Arm hoffend
Mütter schlief,

Einst ein glücklicher Mann! Wenn sich i
Greises Blick

Sanft in Schlummer verlor, jezo verjün
ward,

Noch den Vater des Volks zu sehn.

6 Lange sinnt er ihm nach, welch' e
Gedank' es ist,

Gott nachahmen, und selbst Schöpfer d
Glückes sein

Vieler Tausend! Er hat eilend die Höh' erreid
Und entschließt sich, wie Gott zu sein.

7 Wie das ernste Gericht furchtbar i
Wage nimmt,

Und die Könige wägt, wann sie gestorb
sind,

Also wägt er sich selbst jede der Thaten v
Die sein Leben bezeichnen soll;

8 Ist ein Christ, und belohnt rebli
Thaten erst;

Und dann schauet sein Blick lächelnd auf i
herab, [Ar

Die der Muse sich weihn, welche, mit still
Handelnd, edler die Seelen macht;

9 Winkt dem stummen Verdienst, das
der Ferne steht
Durch sein Muster gereizt, lernt es Unster
lichkeit.

¹⁾ „Schlegeln,“ Joh. Adolph s. oben S. 21.

¹⁾ „Argo,“ Sternbild.

¹⁾ S. Sueton's Leben des Cäsar, Cap. 7.

Denn er wandelt allein, ohne der Muse Lied,
Sichres Wegs zur Unsterblichkeit. [singt,

10 Die von Sion herab Gott den Messias
Fromme Sängerin, eil' ich zu den Höhen
hin,

Wo den Königen Lob, besseres Lob ertönt,
Die Nachahmer der Gottheit sind!

11 Fang den lyrischen Flug stolz mit dem
Namen an,

Der oft, lauter getönt, dir um die Saite schwebt,
Singst du einst von dem Glück, welches die
gute That

Auf dem freieren Throne lohnt!

12 Daniens Friederich ist's, welcher mit
Blumen dir

Jene Höhen bestreut, die du noch steigen mußt;
Er, der König und Christ, wählt dich zur
Führerin,

Bald auf Golgatha Gott zu sehn.

Der Zürchersee (1750).

1 Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfin-
dung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh
Gesicht,

Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

2 Von des schimmernden Sees Traubenge-
staden her,

Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strahle

Auf dem Flügel der Abendluft!

3 Komm, und lehre mein Lied jugendlich
heiter sein,

Siehe Freude, wie du! gleich dem beseelerten
Schnellen Jauchzen des Jünglings,

Ganz, der fühlenden Fanny ¹⁾ gleich!

4 Schon lag hinter uns weit Uto, ²⁾ an
dessen Fuß

Nach in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge,

Von Neben, vorbei geflohn.

5 Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen
Höh',

¹⁾ „Fanny,“ die Schwester seines Freundes
Klopstock, die er als Hauslehrer in Langensalza
kannte und durch mehrere Dben verherrlichte.
Klopstock's Neigung nicht, und reichte
dem Kammerath Streuber in Eisenach die
Hand. — ²⁾ „Uto,“ ein Berg. — ³⁾ „Galler's
Doris,“ ein Gedicht, worin Galler seiner spätern
Liebe ein feuriges Liebesbekenntniß ausspricht. —

Und der Jünglinge Herz schlug schon empfin-
dender,

Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

6 „Galler's Doris“, ³⁾ die sang, selber des
Liebes werth,
Girzel's Daphne, ⁴⁾ den Kleist innig wie
Gleimen liebt;

Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden wie Hagedorn.

7 Jezo nahm uns die Au in die beschattenden
Rühlen Arme des Walds, welcher die Insel trönt;
Da, da lachest du, Freude,
Volles Maaß auf uns herab!

8 Göttin Freude, du selbst! dich, wir
empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Mensch-
lichkeit,

Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

9 Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeist-
rung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein
Obem sanft

In der Jünglinge Herzen,
In die Herzen der Mädchen gießt.

10 Ach, du machst das Gefühl siegend, es
steigt durch dich

Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe

Nun entzauberter Mund durch dich.

11 Lieblich winket der Wein, wenn er
Empfindungen,

Bess're, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher

Von der thauenden Ros' umkränzt;

12 Wenn er bringt bis in's Herz, und zu
Entschließungen,

Die der Säuser erkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,

Was nicht würdig des Weisen ist.

13 Reizend klinget des Ruhms lodender
Silberton

In das schlagende Herz, und die Unsterb-
lichkeit

Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

⁴⁾ „Girzel's,“ Johann Caspar, gestorben zu Zürich
1803; seine Freundschaft mit Gleim knüpfte sich
bei einem Aufenthalt in Potsdam 1747 an. Girzel
hat die Fahrt auf dem Zürchersee ausführlich be-
schrieben in einem Briefe an Kleist vom 4. August
1750 (s. Klopstock's Nachlaß, Leipzig 1821, I, 101.)

14 Durch der Lieder Gewalt bei der Urentelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Ent-
zückung Ton

Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

15 Dann ihr sanfteres Herz bilden, und,
Liebe, dich,
Fromme Jugend, dich auch gießen in's sanfte
Herz,

Ist beim Himmel! nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edlen werth!

16 Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In den Armen des Freundes wissen ein Freund
zu sein,

So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit! [Schattungen,

17 Treuer Bärtlichkeit voll, in den Um-
In den Lüften des Waldes, und mit gesenk-
tem Blick

Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:

18 Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich
ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir
verstreut,

Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand!

19 O so bauten wir hier Hütten der
Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schatten-
wald

Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

Die Frühlingsfeier (1759).

1. Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelhöre der
Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten, und in Entzückung
vergehn.

2 Nur um den Tropfen am Eimer, ¹⁾
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

3 Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Sieben-
gestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des
Allmächtigen!

¹⁾ Jesajas, 40, 15.

4 Da ein Strom des Lichts rauscht' und in
Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte, wie vom Fel
Der Wolf' herab, und den Orion gürtete,
Da entrannst du, Tropfen, der Hand!
Allmächtigen!

5 Wer sind die Tausendmaltausend, wer
Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnte
und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr, wie
Erden, die quollen
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strah
zusammenströmten!

6 Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ich nicht unsterblich!

7 Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

8 Du wirst die Zweifel alle mir enthüll
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldne Würmchen ha

9 Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Maies, so werde dann
Wieder verfliegender Staub,
Ober was sonst der Ewige will!

10 Ergeuß von Neuem, du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

11 Umwunden wieder, mit Palmen [Herrn!
Ist meine Harf' umwunden! Ich singe dem
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht, und Wunder Alles!

12 Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die
Schöpfung an;

Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie! [Rühling

13 Lüfte, die um mich wehn, und sanfte
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

14 Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

15 Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln
die Winde! [Strom!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der

er, wie du es Sterblichen sein kannst,
 es bist du, sichtbar, Unendlicher!
 Der Wald neigt sich, der Strom fliehet,
 und ich

nicht auf mein Angesicht?
 Herr! Gott! barmherzig und gnädig! *)
 über, erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
 laßt dein Gewand ist?

Nacht ist Segen der Erde;
 du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschenken
 den stärkenden Halm,
 die herzerfreuende Traube;

du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, 'du Naher!
 umher ist Alles still.

Es Würrchen, mit Gold bedeckt, merkt auf.
 vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ich, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich
 dürste, zu preisen!

herrlicher offenbarst du dich,
 dunkler wird die Nacht um dich
 aller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den
 zündenden Strahl?

er Jehova's Donner?

er ihn, hört ihr ihn,
 schütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!

zsig und gnädig!

let, gepriesen

n herrlicher Name!

[Donner.

und die Gewitterwinde, sie tragen den
 rauschen! wie sie mit lauter Woge den
 Wald durchströmen!

in schweigen sie. Langsam wandelt
 warze Wolke.

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den
 fliegenden Strahl?

er hoch in der Wolke den Donner des
 Herrn?

: Jehova! Jehova!

er geschmettete Wald dampft;

über nicht unsre Hütte!

Vater gebot

Werberber,

rer Hütte vorüberzugehn.

Ich, schon rauscht, schon rauscht

und Erde vom gnädigen Regen!

— wie dürstete sie! — die Erd' erquidt,

der Himmel der Segensfüll' entlastet.

der Moß, als auf Sinai der Herr in

27 Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr
 im Wetter;

In stillem, sanftem Säuseln
 Kommt Jehova, *)

Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

Der Eislauf (1764). *)

1 Bergraben ist in ewige Nacht
 Der Erfinder großer Name zu oft.
 Was ihr Geist grübelnd entbedt, nützen wir;
 Aber belohnt Ehre sie auch?

2 Wer nannte dir den kühneren Mann,
 Der zuerst am Mast Segel erhob?
 Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
 Welcher dem Fuß Flügel erfand?

3 Und sollte der unsterblich nicht sein,
 Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
 Die das Ross, muthig im Lauf, niemals gab,
 Welche der Reih'n selber nicht hat?

4 Unsterblich ist mein Name dereinst!
 Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
 Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
 Kreiset umher, schöner zu sehn.

5 Du kennest jeden reizenden Ton
 Der Musik! Drum gib dem Tanz Melodie!
 Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
 Wenn sie des Flugs Eile gebeut!

6 O Jüngling, der den Wassertothurn
 Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
 Laß der Stadt ihren Ramin! Komm mit mir,
 Wo des Krystalls Ebne dir winkt!

7 Sein Licht hat er in Düste gehüllt,
 Wie erhellt des Winters werdender Tag
 Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen
 gleich,
 Streute die Nacht über ihn aus.

einer Wolke vor ihm vorüberging (2 Mosis, 34,
 16). — *) Vergl. 2 Buch der Könige 19, 12.

*) G. F. Gramer erzählt in seiner Schrift „Klopstock in Fragmenten aus Briefen“ (nicht zu verwechseln mit Gramer's Schrift: „Klopstock. Er und über ihn“): Der Dichter sei mit Claudius (dem Wandsbeker Boten), damals einem Jüngling von 21 Jahren, oft auf den Lyngbyer See (in der Nähe der Park von Sorgenfrei, s. Str. 5, 3 „Wald“, und das Schloß Frederiksdal) gegangen, um dort Schrittschuhe zu fahren, und habe gegen Claudius geäußert, er wolle einen Eistanz erfinden (Str. 4), zu dem Claudius, ein tüchtiger Musiker, eine Musik machen solle (Str. 5). — Der Liebe Klopstock's zum Eislauf verdanken wir noch die Gedichte: Der Ramin, die Winterfreuden, Braga die Kunst Tialf's.

8 Wie schweigt um uns das weiße Gefühl!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Rothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

9 Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Palmes Frucht? und Freuden des
Weins?

Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!

10 Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen
siehst!

Also! nun flieg schnell mir vorbei!

11 So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künste nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.

12 Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrene Läufer tönen dort her!
Fuß und Last gingen noch nicht über's Eis,
Neze noch nicht unter ihm fort.

13 Sonst späht dein Ohr ja Alles; vernimm,
Wie der Tobeston wehllagt auf der Fluth!
O wie tönt's anders, wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

14 Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn, wo dort Tiefen sie bedt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

15 Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod.
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach
dorthin!

Sänkest du doch, Jüngling, und stirbst.

Die frühen Gräber (1764).

1 Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib', Gedanken-
freund!

Sehet, er bleibt, das Gewöll wallte nur hin.

2 Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Lode
träuft,

Und zu dem Hügel herauf röthlich er kommt.

3 Ihr Ebleren, ach! es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
Ach wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahе sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

Die Sommernacht (176

1 Wenn der Schimmer von de
nun her
In die Wälder sich ergießt, und G
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn:

2 So umschatten mich Gedanken an
Der Geliebten, und ich seh' in dem
Nur es dämmern, und es weht mi
Von der Blüthe nicht her.

3 Ich genoss einst, o ihr Todten, es
Wie umwehten uns der Duft und die
Wie verschönt warst von dem Mon
Du, o schöne Natur!

Wir und Sie (1766).

1 Was that dir, Thor, dein B
Dein spott' ich, glüht dein Herz!
Bei seines Namens Schall!

2 Sie sind sehr reich und sind
Wir sind nicht reich und sind nid
Das hebt Uns über Sie.

3 Wir sind gerecht, das sind E
Hoch stehn Sie, träumen's höher
Wir ehren fremd Verdienst.

4 Sie haben hohen Genius;
Wir haben Genius, wie Sie;
Das macht Uns Ihnen gleich.

5 Sie bringen in die Wissensd
Bis in ihr tiefstes Mark hinein;
Wir thun's und thaten's lang.

6 Wen haben Sie, der kühnen
Wie Händel, ¹⁾ Zaubereien tönt?
Das hebt Uns über Sie.

7 Wer ist bei Ihnen, dessen F
Die trunkne Seel' im Wille täufst
Selbst Kneller ²⁾ gaben Wir.

8 Wann traf Ihr Barde ganz d
In Bildern weint er. Griechenla
Sprich du Entscheidung aus!

9 Sie schlagen in der finstern
Wo Schiff an Schiff sich donnert
Wir schlügen da wie Sie.

¹⁾ „Händel,“ Georg Friedrich, der durch seinen Messias) berühmte Kirchen- geboren 1684 zu Halle, Capellmeister fürsten von Hannover und spätern K England, Georg, mit dem er nach Lon wo er 1751 starb. — ²⁾ „Kneller,“ geboren zu Lübeck 1648, berühmter Poi ging 1674 nach England, wo er groß machte. —

10 Sie rüden auch in jener Schlacht,
Die Wir allein verstehn, heran;
Vor Uns entflöhen Sie.

11 O, sähn Wir Sie in jener Schlacht,
Die Wir allein verstehn, einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt,

12 Hermanne unsre Fürsten sind,
Oherusler unsre Heere sind,
Oherusler, kalt und kühn!

13 Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

O s s e (1767). *

1 Still auf dem Blatt ruhte das Lieb,
noch erschrocken

Vor dem Getös des Rhapsoden, der es herlas,
Unbekannt mit der sanftern Stimme
Laut und dem volleren Ton.

2 Da, wo er schrie, lag ein Homer. Auf
den Dreifuß

Seht' ihn sein Bahn und verbarg ihm, daß
ihm stuzte,

Stand der Strom des Gesangs, des Dichters
Genius zornig entfloß.

3 Aber o lern', Sängerin selbst, von Leonens
Aubernder Kunst, wenn dem Inhalt sie wie
Wachs schmilzt,

Und der Seele des Liebes gleiche
Schöne Gespielinnen wählt!

4 Hörst du, wie sie an der Gewalt des
Rhapsoden

Wohlet das Lieb, wie dem Ohre sie es bildet?

Und nicht, Sängerin, dieser Töne

Wendungen auch Melodie?

5 Ja, Melodie, innig vertraut mit des
Herzens [Flöte

Innerstem Gefühl! Nicht die Haltung, wie die
Flötet, oder wie deine Stimme.

Aber die Flöte sich hebt.

Sage, warum bebst du? was stürzt dir
die Thräne

Und herab? was besänstigt nun dein Herz dir?

Wird Leone nicht auch? und rührt dich

Der Dichter allein?

Leone, Personification der Kunst schöner
Darstellung, die der Dichter mit der
des Rhapsoden und der Sängerin zu-
stellt, um sie mit jener contrastiren zu lassen,
um diese zu erheben. Der Vortrag der alten
entspricht aber gewiß nicht der Vorstel-
lung Klopstock's.

Handbuch. I.

7 Höre, für sie dichtet er; hör', auch die kleinste
Kunst des Gesangs ist Leonen nicht verborgen!
Folgt' ihr, wie in des stolzen Rhythmus
Tanz sie mit Leichtigkeit schwebt!

8 Pflanze für sie Blumen im Gain an
dem Bache,
Rossa, daß ich, wenn mit Einflang sie viel
leicht einst

Meiner Lieder Gefühl begleitet,
Kränze Leonen ihr Haar!

A esthetiker (1782).

1 Würdet ihr nicht Satzungen auf dem
geweihten

Dichter? erhebt zu Gesetz sie? und dem Künstler
Ward doch selbst kein Gesetz gegeben,
Wie's dem Gerechten nicht ward.

2 Lernt: die Natur schrieb in das Herz
sein Gesetz ihm!

Thoren, er kennt's, und sich selbst streng, ist
er Thäter,

Kommt zum Gipfel, wo ihr im Antritt,
Gehet ihr einmal, schon sinkt. [trefft ihr's

3 Regelt ihr gar lyrischen Flug, o so
Aug' in den Stern dem Gesange der Alcäe,
Trefft, je schöner es blidt, je stärker
Ihr's mit der passenden Faust.

4 Ist auch ein Lieb, würdig Apoll's, der Achäer
Trümmern entflohn, der Quiriten, ein Melema,
Oder Eidos, nur eins der Thöre
Sophokles', dem ihr nicht trefft?

P s a l m (1789).

1 Um Erden wandeln Monde,

Erden um Sonnen,

Aller Sonnen Heere wandeln

Um eine große Sonne:

Vater unser, der du bist im Himmel.

2 Auf allen diesen Welten, leuchtenden und
erleuchteten,

Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an
Leibern;

Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes.
Geheiligt werde dein Name!

3 Er, der Hoherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
Zu uns komme dein Reich.

4 Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jegiges und ihr Zukünftiges ordnete!
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden.

5 Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor,
Reifet den goldenen Apfel, die Purpurtraube
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im
Walde;

Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schöße zerschmettert es [im Walde!
Am Halm, am Zweig, an dem Hügel und
Unser tägliches Brot gib uns heute!

6 Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
Vergib uns unsre Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern.

7 Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit.
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden.

Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöß' uns vom Uebel.

8 Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt,
Der dem Tode ruft, [Wandrer labt,
Zum Ziele durch Einöden führt und den
Anbetung dir!

Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen!

Das Gebet des Herrn.*)

1 Du, deß sich alle Himmel freu'n,
Auch meine Seele freut sich dein,
Daß du, du selbst, der ewig ist,
Herr, Herr, daß du mein Vater bist,
Mein Vater bist!

2 Weit, über unser Stammeln weit
Gehst deines Namens Herrlichkeit.
Ihn heilige, von Lieb' entbrennt,
Wer deinen großen Namen nennt,
Unendlicher!

*) Vergl. den vorhergehenden Psalm und weiter
unten das „Vater unser“ unter M a s s m a n n.

3 Du herrschest. Gott, wer herrscht dir gleich
Die Welten alle sind dein Reich!
Am väterlichsten herrschest du
Durch Christum. Gib uns Christi Ruh!
Du bist versöhnt.

4 Der du dich uns durch ihn enthüllst,
Das ist nur selig, was du willst.
Dein Will', o Liebender, gescheh'
Auf Erden, in der Himmel Höh',
Du Liebender!

5 In unsers Lebens klein'rer Noth
Sei mit uns! Gib uns unser Brot!
Labst du den Leib, schickst du ihm Schmerz;
Froh, still, voll Dank sei unser Herz!
Erhalt' uns dir!

6 Vergib uns unsre Missethat,
Die, Vater, dich erzürnet hat,
Wie wir, vom Haß des Bruders rein,
Beleidigungen ihm verzeihn!
Erbarme dich!

7 Zu heiß sei die Versuchung nicht!
Uns leucht', Erbarmender, dein Licht,
Wenn uns der Fluch der Sünde schreckt,
Und Nacht vor uns dein Antlitz deckt,
Erbarmender!

8 Erlöß', erlöß' uns, unser Gott,
Aus dieser und aus aller Noth!
Laß sterbend uns dein Herz erflehn
Und todt zu deiner Ruh' eingehn,
Gott, dem wir trau'n!

9 In deines Himmels Heiligthum,
Auf deiner Erd' erschallt dein Ruhm.
Du bist der Herr der Herrlichkeit
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Halleluja!

Aus dem Bardiet

„Hermann und die Fürsten.“

Lied von Teutoburg.

Ein Chor der Barden.

1 Schwester Cannä's, Wilseld's Schlacht!
Wir sahn dich mit wehendem, blutigem Haar
Mit dem Flammenblick der Vertilgung
Unter den Barden Walhalla's schweben!

2 Hermann sprach: Sieg oder Tod!
Die Römer: Sieg!
Und drohend flog ihr Adler.
Das war der erste Tag.

3 Sieg oder Tod! begann
Ihr Feldherr nun. Hermann schwieg,
Schlug. Der Adler flatterte.
Das war der zweite Tag.

Zwei Thöre.

4 Der dritte kam. Sie schrien: Flucht
oder Tod!

Flucht ließ er den Freiheitsräubern nicht,
Flucht nicht den Säuglingsmördern.
Das war ihr letzter Tag!

Zwei Barden.

5 Nur Boten ließ er fliehn. Sie kamen
nach Rom.

Zurück wehte der Mähnenbusch; die Lanze
schleppte

Stäubend nach; bleich war ihr Antlitz;
So kamen die Boten nach Rom.

6 In seiner Halle saß der Imperator
Octavianus Cäsar Augustus.

Mit der Trauben Nektar füllten die Schale
Senaten dem höheren Gott. [Stimme,

7 Die Flöte Lydia's schwieg vor der Boten
Der höhere Gott rannt' an der Halle
Marmorssäule die Stirn: Varus! Varus!
Die Legionen, Varus!

8 Die Welteroiberer zitterten jezt,
Für das Vaterland [Weigernden
Die Lanze zu heben; da rollt unter den
Das Todesloos!

9 Sie hat ihr Antlitz gewendet,
Die Siegesgöttin! rufen die Weigernden.
(Wend' es auf ewig!) Er rufte: Varus! Varus!
Die Legionen, Varus!

Alle.

10 Schwester Cannä's! Winfeld's Schlacht!
Wir sahn dich mit wehendem, blutigem Haar,
Mit dem Flammenblick der Vertilgung
Unter die Barden Walhalla's schweben.

Der Messias.

Inhaltsangabe. Gesang I. Der Messias
steigt vom Volke auf den Delberg zurück und
singt noch einmal vor Gott das feierliche Gelübde
der Erlösung ab. In seiner Seele beginnen schon
die Leiden der Erlösung. Sein Engel Gabriel
ist von ihm in den Himmel gesandt, sein Gebet
zu Gott zu bringen. Beschreibung des Weges
zum Himmel und des Himmels selbst. Gloa, der
Hauptengel, kommt dem Gabriel entgegen
und führt ihn zum Altar des Messias, an dem
Gabriel opfert und das Gebet des Mittlers singt.
Dort erwartet still die Antwort des Allerhöchsten.
Unter einem Gewitter erschließt sich das Aller-
höchste des Himmels, und Gott enthüllt durch den
Hauptengel Gloa's seinen Willen und die Zukunft.
Dort empfängt Gabriel Befehle an den Engel der
Erde und die Engel der Erde, und steigt dann
zur Erde hinab. Hier findet er den Mes-

ias schlummernd; gleichwohl redet er ihn, als den
Allwissenden, an. Von da geht er durch eine
Öffnung beim Nordpole in's Innere der Erde zu
den Schutzengeln derselben, die hier auf einer klei-
nen Sonne wohnen. Hier werden auch die Seelen
früh verstorbener Kinder für den Himmel vor-
bereitet. Von dort erhebt Gabriel sich zur Sonne
und findet daselbst die Seelen Adam's und Eva's
und der heiligen Väter.

Gesang II. Die Seelen der Väter sehen den
Messias bei anbrechendem Tage erwachen, und
Adam's und Eva's Seelen begrüßen ihn mit einem
heiligen Liebe. Jesus erfährt von Raphael, dem
Schutzengel des Johannes, daß dieser Jünger in
den Gräbern am Delberge einen Besessenen betrachte.
Er geht hin und findet Samma, von Satan ge-
quält. Messias nöthigt durch verborgene Gewalt
den Satan zur Flucht, und befreit Samma von
seiner Qual. Während Jesus mit Johannes
allein in den Gräbern bleibt, eilt Satan zur Hölle,
berichtet, was er vom Messias weiß, und beschließt
dessen Tod. Abbadona widerspricht. Statt des
vor Wuth schweigenden Satans antwortet ihm
Aramelech, und billigt Satans Entschluß. Sei-
nem Beispiel folgt die ganze Hölle. Satan und
Aramelech lehren zur Erde zurück. Abbadona
folgt ihnen von fern, beklagt, beim Eintritt in
Gottes prächtige Schöpfung, seine verlorene Herr-
lichkeit, macht vergebliche Versuche, sich selbst zu
vernichten, und gelangt zur Erde. Satan und
Aramelech nähern sich gleichfalls der Erde und
lassen sich auf den Delberg nieder.

Gesang III. Der Messias ist noch in den
Gräbern. Die Leiden seiner Seele wachsen. Gloa
steigt hernieder und zählt seine Thränen. Die See-
len der Väter senden den Seraph Selia herab, um
des Messias Erlösungswerk zu beobachten. Jesus
schläft zum letzten Male ein. Selia wird durch
die Schutzengel der Jünger von den Charakteren
derselben unterrichtet. Satan erscheint dem Judas
unter der Gestalt seines Vaters im Traume. Der
Messias erwacht, und redet zu den Jüngern von
ihrer nahen Trennung. Judas hält sich seitwärts
verborgen; er hört den Messias und beginnt die
Wirkungen Satans und seiner eigenen Bosheit zu
empfinden.

Gesang IV. Kaiphas versammelt den Rath
der Priester und Ältesten, um Jesu Tod zu be-
schließen. Nachdem Kaiphas und Philo für die
Verurtheilung, und Gamaliel und Nikodemus da-
gegen gesprochen, verläßt Nikodemus mit Joseph
die Versammlung. Judas kommt und eröffnet dem
Kaiphas insgeheim seine Absicht. Kaiphas theilt
sie der Versammlung mit und belohnt den Ver-
räther. Der Messias sendet Petrus und Johannes
in die Stadt zur Bereitung des letzten Abendmahls.
Dort versammeln sich die Freunde Jesu: seine
Mutter, Lazarus der Auferweckte, der Jüngling von
Nain und seine Geliebte Sibli u. A. Die fromme
Liebe der beiden Letztgenannten. Jesus verweilt
in Betrachtungen auf Golgatha. Auf seinem

Gange nach der Stadt gesellt sich Judas zu den Jüngern. Sein Schutengel Ithuriel verläßt ihn und wird von Jesu zu Petrus' zweitem Engel bestimmt. Jesus kommt in der Stadt an und begibt mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl. Hierauf begibt er sich nach dem Ölberge.

Gefang V. Gott steigt auf Tabor hernieder, Gericht über den Messias zu halten; Gloa folgt von ferne. Ein Seraph führt die Seelen von sechs eben gestorbenen morgenländischen Weisen vorüber. Gott nimmt seinen Weg an einem Stern vorbei, auf dem ein unschuldig und unsterblich gebliebenes Geschlecht von Menschen wohnt. Gott ist auf Tabor angelangt; Gloa ruft feierlich den Messias zu Gericht. Das Leiden Jesu beginnt; in der ersten Leidensstunde spottet seiner Adramelech; in der zweiten redet ihn Abbadona an, und ergießt sich in klagende Betrachtungen; vor der dritten, schwersten Leidensstunde singt ihm Gloa ein Triumphlied von seiner künftigen Herrlichkeit. Jede der überstandenen Leidensstunden wird von den Himmeln besungen. Das Gericht ist gehalten, und Gott kehrt zu seinem Throne zurück.

Gefang VI. Jesus wird von der den Judas begleitenden Schaar gefangen genommen und gebunden. Unterdeß harret die Versammlung der Priester voll Ungeduld des Ausgangs. Drei Boten nacheinander melden die nähern Umstände der Gefangennehmung und das Herannahen Jesu. Da der Messias jedoch, bei Annas aufgehalten, noch nicht erscheint, so eilt ihm Philo entgegen, um seine Verurtheilung zu beschleunigen. Jesus erscheint vor dem Synedrium. Portia, des Pilatus Gemahlin, ist heimlich gekommen, um Jesus zu sehen, und bewundert die Art, wie Jesus die Anklage Philo's anhört. Die Anklagerede des Kaiphas. Falsche Zeugen treten auf. Kaiphas' Wuth, daß der Messias nicht erwidert. Zuletzt erklärt der Messias, daß er der Sohn Gottes und der Richter der Welt sei. Er wird zum Tode verurtheilt, und hat von der Wache Grausamkeiten zu erdulden. Unterredung Gabriel's und Gloa's hierüber. Portia entfernt sich voll Wehmuth und wendet sich an den höchsten der Götter. Petrus verleugnet den Herrn und bereut seine Sünde.

Gefang VII. Der Todestag des Messias bricht an. Gloa besingt ihn. Jesus vor Pilatus, bei dem er von Kaiphas und Philo angeklagt wird. Pilatus nimmt ihn in ein besonderes Verhör. Judas' Tod. Pilatus kehrt zurück mit der Erklärung, daß er Jesus dem Herodes senden wolle. Maria kommt, sieht ihren Sohn, und wendet sich in ihrem Schmerz an Portia. Unterredung zwischen Maria und Portia. Der Messias vor Herodes. Dieser verlangt ein Wunder von Jesus, welcher schweigt. Durch Kaiphas noch mehr gegen ihn aufgereizt, sendet ihn Herodes zu Pilatus zurück. Philo reizt durch seine Vertrauten das zum Tode gekommene Volk wider Jesus auf. Versuch des Pilatus, ihn zu retten (Barabbas), durch Philo

verleitet. Der Messias zur Geißelung gezwungen. Wiederholte Bemühungen des Pilatus zu Gunsten. Zuletzt übergiebt er auf den Vorbehalt, daß er sich nicht als Freund des Kaisers, Jesus in die Gewalt der Priester, die ihn Tode führen.

Gefang VIII. Gloa verkündet den Himmeln, daß der Versöhner zum Tode geführt werde, die Engel der Erde einen Kreis über Golgatha schließen, und weihen den Hügel zum Tode unter seinem Kreuze herannahenden Mittlers Gabriel führt die Seelen der Väter auf den Berg herab. Anrede Adam's an die Erde. Eva und Adramelech erscheinen, werden von Gloa zu gewiesen, und in's todt Meer gestürzt. Jesu auf Golgatha angekommen und wird an's Kreuz geschlagen. Erdbeben. Stillstand der ganzen Schöpfung. Der Gottmensch bittet den Vater um Gnade für das Volk. Belehrung des mitgegangenen Missethäters. Finsterniß. Die Seelen zukünftigen Menschengeschlechts werden von der Erde heruntergeführt; der Mittler steht sie liebevollem Blicke an. Leiden am Kreuze. Erschütterung, Sturm, Donner. Todesengel fallen hernieder. Eindruck derselben auf die Seelen der Väter, besonders auf Eva, deren Theilnahme ausführlicher dargestellt ist.

Gefang IX. Des Messias weitere Leiden am Kreuze. Johannes und Maria unter demselben. Petrus sucht bei seinen Freunden (Lebbäus, Andreas, Joseph, Nikodemus) Trost, und kehrt dann nach Golgatha zurück. Unterredung der Väter, besonders Abraham's, Moses' und Isaak's. Ein Cherub führt Seelen eben gestorbener frommer Heiden gegen das Kreuz herauf. Der Versöhner redet Maria und Johannes an. Seine Leiden. Erneuerter Erdbeben. Es dringt bis in eine tiefe Höhle, in die sich Abbadona geflüchtet. Er wagt sich wieder in die Nähe des Messias; seine Empfindungen beim Anblick desselben. Er sieht seinen ehemaligen Freund Abdiel und entflieht. Ein Todesengel führt Judas' Seele zum Kreuze, zeigt ihr den sterbenden Messias, dann die Seligkeit der Himmeln von ferne, und stürzt sie zuletzt in die Hölle.

Gefang X. Der Vater blickt von seinem Thron auf den Sohn herab. Dieser empfängt den nahenden Tod, betet insgeheim für die Sterbenden, blickt dann nach dem todt Meere hin, wo Satan und Adramelech sein Gericht empfinden, wendet dann sein Antlitz auf die Schaa ren der umgebenden Heiligen, und besonders auf die Seelen künftiger Menschengeschlechter, und segnet sie, indem sie von ihren Engeln fortgeführt werden. Charakteristik dieser Seelen. Auch die Seelen der Väter segnen die vorüberschwebenden. Mirjam und Debora klagen den Tod des Versöhners in einem Liede. Empfindungen des Lazarus. Uriel verkündigt den Heiligen, daß er den ersten Todesengel sich der Erde nähern gesehen habe. Der Eindruck dieser Nachricht auf die Seelen der Väter, besonders auf Adam und Eva. Gebete Adam's, in

Eva im Herzen einstimmt. Eloa ruft von ane des Tempels: der Todesengel kommt! tritt auf den Sinai, steht zum Messias um den Befehl Gottes zu vollbringen, und verbannt Jehova's Gebot. Der Messias stirbt. **Gesang XI.** Die Herrlichkeit des Messias über dem Leichnam, und dann von Solin's Allerheiligste, dessen Vorhang unter Erdbeben gerreißt. Gabriel gebietet den, sich Jeder zu seinem Grabe zu begeben. Messias verläßt den Tempel und erweckt die vom Tode: Adam, Eva, Abel, Seth, u. s. w. bis auf Simeon und Johannes den Herab (mehr als siebenzig werden einzeln brt).

Gesang XII. Joseph erhält von Pilatus die iß, den Leichnam Jesu zu begraben. Er lobdemos salben und begraben ihn. Höre erstandenen und Engel bei dem Begräbniß. alung der Freunde Jesu im Hause des es. Lob der Maria, der Schwester des Lazarus, der bei ihrem Tode zugegen, kommt in die Versammlung der From- id bemüht sich, sie zu trösten. Salem, des es Engel, stärkt ihn durch einen Traum.

Gesang XIII. Gabriel versammelt die Engel Auserstandenen um das Grab, wo sie be- Auserstehung des Messias harren. Zwei- wachhaltenden römischen Hauptmanns Die Seele Maria's, der Schwester des, kommt in die Versammlung der Heiligen. enes Verhalten Satan's und Abimelech's, a Todesengel Obaddon aus dem toten rvorgerufen werden, und Abbadona's. Die leit des Messias naht sich vom Himmel; ad Eva beten ihn an. Der Messias steht ode. auf. Triumphgesänge der Engel, der adenen, der Söhne Thirja's u. s. w. Die mes Heiden wird vor den Messias gebracht; t den Todten, und verschwindet. Nachricht : Auserstehung in der Versammlung der Philo bringt sich um. Obaddon führt ele zur Hölle.

Gesang XIV. Die Frauen am Grabe. Jesus der Maria Magdalene, neun andern from- men und dem Petrus. Diese melden es ammlung der Jünger. Des Thomas Zwei- us in Emaus. Thomas geht zum Delberg gt und betet dort. Ein Auserstandener, nicht erkennt, redet mit ihm. Jesus erscheint sammlung der Jünger.

Gesang XV. Einige der Auserstandenen er- Solche Erscheinungen zu sehen werden gt: Nephthoa, einer der Knaben, die Jesus is Boll stellte; Tabitha, die Petrus aufer- Stali; Stephanus; Barnabas Joses, der s Cypern; Portia u. s. w.

Gesang XVI. Jesus offenbart sich auf Labor versammelten Auserstandenen und Engeln der Todten und Beherrscher der Welt. Gericht über die Seelen der Jüngst-

verstorbenen. Dazwischen erscheint der Schutzengel eines Sterns, der verwandelt werden soll, und bit- tet, die Verwandlung beschleunigen zu dürfen. Fortsetzung des Gerichts. Dann steigt der Messias zur Hölle hinab und bestraft die gefallen Geister.

Gesang XVII. Der Messias erscheint dem Thomas. Er steigt mit Gabriel zu den Geistern der in der Sündfluth Umgekommenen hinab, und entscheidet ihr Schicksal. Dann folgen wieder viel- fältige Erscheinungen der Auserstandenen bei dem Grabe des Erlösers, bei einem Mahle in Lazarus' Garten, zu dem dieser Freunde und zum Fest ge- kommene Pilger eingeladen hat. Fernere Erschei- nungen, im Einzelnen aufgezählt.

Gesang XVIII. Adam wird auf seinen Wunsch, einige Folgen der Versöhnung zu sehen, eines Blicks in das Weltgericht gewürdigt. Er erzählt den Auserstandenen und Engeln, wie er Gericht halten sah: über die Christenverfolger, die Religions- verächter, die Unterdrücker der Guten, die Stifter des Götzendienstes und die bösen Könige.

Gesang XIX. Adam berichtet Weiteres von seinem Gesichte, insbesondere von der Wagnadigung Abbadona's. — Fernere Erscheinungen Jesu vor den Jüngern und Andern. Johannes hat eine Offenbarung von der Ausgießung des heiligen Geistes. Die Zeit der Himmelfahrt ist gekommen. Jesus geht mit den Jüngern auf den Delberg, wo unsichtbar die Schaaren der Heiligen versammelt sind. Er segnet die Jünger und fährt gen Him- mel. Eloa redet zu den Jüngern, die nach Jeru- salem zurückkehren, und die Ausgießung des heiligen Geistes erwarten.

Gesang XX. Triumphzug des Messias zum Himmel. Triumphgesänge der Engel, Auserstan- denen und Seelen. Seelen jüngstverstorbenen From- men schließen sich, von Engeln geführt, dem Zuge an; desgleichen die Bewohner eines Sterns. Das Triumphheer schwebt nahe bei dem Wohnstz der schullos gebliebenen Menschen vorüber. Zu- ruf derselben. Loblied zweier künftigen Christen. Unterdeß dauern die Gesänge der Schaaren zum Preise des Messias fort, bis er den Himmel er- reicht, und sich zur Rechten des Vaters setzt.

Erster Gesang. B. 1—157.

1 Sing', unsterbliche Seele, der sündigen
Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Mensch-
heit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der
Liebe der Gottheit,
Leidend getödtet und verherrlicht, wieder er-
höht hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens
erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst
stand Juda

Gegen ihn auf: er that's und vollbrachte die
große Versöhnung.
Aber, o That, die allein der Allbarmherzige
kennet,
Darf aus dunkler Ferne sich auch dir nahen
die Dichtkunst?
10 Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier
still anbete,
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller
Entzündung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit
entgegen!
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen
der Gottheit
Schaut und den Menschen, aus Staube ge-
macht, zum Tempel sich heiligt!
Rein sei das Herz! So darf ich, obwohl mit
der lebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner be-
singen
Und die furchtbare Bahn, mit verziehnem
Straucheln, durchlaufen.
Menschen, wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr
damals empfindet,
Da der Schöpfer der Welt Versöhner wurde,
so höret
20 Meinen Gesang; und ihr vor Allen, ihr we-
nigen Edeln,
Theure, herzliche Freunde des liebenswürdigen
Mittlers,
Ihr mit dem kommenden Weltgerichte vertrau-
liche Seelen,
Hört mich und singt den ewigen Sohn durch
ein göttliches Leben!
Nah an der heiligen Stadt, die sich jetzt durch
Blindheit entweihete,
Und die Krone der hohen Erwählung unweis-
send hinwegwarf,
Sonst die Stadt der Herrlichkeit Gottes, der
heiligen Väter
Pflegerin, jetzt ein Altar des Bluts, vergossen
von Mördern;
Hier war's, wo der Messias von einem Volke
sich losriß,
Daß zwar jetzt ihn verehrte, doch nicht mit
jener Empfindung,
30 Die untadelhaft bleibt vor dem schauenden
Auge der Gottheit.
Jesus verbarg sich diesen Entweiheten. Zwar
lagen hier Palmen
Vom begleitenden Volk; zwar klang dort ihr
lautes Hosanna;
Aber umsonst. Sie kannten ihn nicht, den
König sie nannten,

Und, den Gesegneten Gottes zu sehn, war
Auge zu dunkel.
Gott kam selbst vom Himmel herab.
gewaltige Stimme
Sieh', ich hab' ihn verklärt, und will ihn
Neuem verklären!
War die Verkündigerin der gegenwärtigen
Gottheit.
Aber sie waren, Gott zu verstehn, zu nicht
Sünder.
Unterdeß nahte sich Jesus dem Vater
wegen des Volkes,
40 Dem die Stimme geschah, mit Zorn zum
Himmel hinaufstieg
Denn noch einmal wollte der Sohn des Vaters
Entschließung,
Seine Menschen zu retten, dem Vater fe-
kund thun.
Gegen die östliche Seite Jerusalems lie-
Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den
lichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg,
er einsame Nächte
Unter des Vaters Anschau'n ernst in Gott
durchwachte.
Jesus ging nach diesem Gebirg. Der fi-
Johannes,
Er nur folgt' ihm dahin bis an die Gegend
der Seher,
Wie sein göttlicher Freund, die Nach-
Gebete zu bleiben
50 Und der Mittler erhob sich von dort zum
Gipfel des Berge
Da umgab von dem hohen Moria ihn ein
mer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Himmel
versöhnten.
Ringsum nahmen ihn Palmen in's
Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuseln der Gegenwart
umflossen sein Antlitz
Und der Seraph, der Jesus zum Dien-
der Erde gesandt
Gabriel nennen die Himmlischen ihn,
feiernd am Eingange
Zwoer umdufteter Cedern und dachte den
der Menschen
Und dem Triumph der Ewigkeit nach
jetzt der Erlöser
Seinem Vater entgegen vor ihm im Himmel
vorbeiging.
60 Gabriel wußte, daß nun die Zeit der
Lösung herankam.

Betrachtung entzünd' ihn; er sprach mit
 leiserer Stimme:
 du die Nacht, o göttlicher, hier im
 Gebete durchwachen?
 verlangt dein ermüdeter Leib nach seiner
 Erquickung?
 Ich zu deinem unsterblichen Haupt ein La-
 ger bereiten?
 , schon streckt der Sprößling der Seher
 den grünenden Arm aus,
 die weiche Staude des Balsams. Am
 Grabe der Seher
 dort unten ruhiges Moos in der kühl-
 enden Erde.
 Ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager
 bereiten?
 Wie bist du, Erlöser, ermüdet! Wie viel
 erträgst du
 auf der Erd', aus inniger Liebe zu
 Adam's Geschlechte!
 Ich sag's. Der Mittler belohnt ihn mit
 segnenden Blicken,
 voll Ernst auf der Höhe des Bergs am
 näheren Himmel.
 war Gott. Dort betet' er. Unter ihm
 tönte die Erde,
 im wandelnden Jauchzen durchdrang die
 Pforten des Abgrunds,
 sie von ihm tief unten die mächtige
 Stimme vernahmen.
 Wie war es nicht mehr, des Fluches
 Stimme, die Stimme,
 undet im Sturm und in donnerndem
 Wetter gesprochen,
 die Erde vernahm. Sie hörte des
 Segnenden Rede,
 die unsterblicher Schöne sie einst zu ver-
 neuen beschlossen.
 Ringsum lagen die Hügel in lieblicher
 Abenddämmerung,
 als blühten sie wieder, nach Edens
 Bilde geschaffen.
 Gebete. Er und der Vater durchschauten
 den Inhalt
 des; dies nur vermag des Menschen
 Stimme zu sagen:
 Vater, die Tage des Heils und des
 ewigen Bundes
 Ich mir, die Tage, zu größeren Werken
 erkoren,
 Schöpfung, die du mit deinem Sohne
 vollbrachtest.
 Wären sich mir so schön und herrlich,
 als damals,

Da wir der Zeiten Reih' durchschauten, die
 Tage der Zukunft,
 Durch mein göttliches Schau'n bezeichnet, und
 glänzender sahen.
 90 Dir nur ist es bekannt, mit was für Ein-
 muth wir damals,
 Du, mein Vater, und Ich und der Geist die
 Erlösung beschlossen.
 In der Stille der Ewigkeit, einsam und ohne
 Geschöpfe
 Waren wir bei einander. Voll unsrer gött-
 lichen Liebe
 Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht
 waren, herunter.
 Edens selige Kinder, ach, unsre Geschöpfe, wie
 elend
 Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub und
 entstellt von der Sünde!
 Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen.
 Da sprachst du:
 Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von
 Neuem uns schaffen!
 Also beschlossen wir unser Geheimniß, das
 Blut der Versöhnung
 100 Und die Schöpfung der Menschen, verneut
 zu dem ewigen Bilde!
 Hier erkor ich mich selbst, die göttliche That
 zu vollenden.
 Ewiger Vater, Das weißt du, Das wissen die
 Himmel, wie innig
 Mich seit diesem Entschlusse nach meiner Er-
 niedrung verlangte!
 Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen
 Ferne,
 Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und,
 o Aanan,
 Heiliges Land, wie oft hing ungewendet mein
 Auge
 An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute
 schon voll sah!
 Und wie hebt mir mein Herz von süßen,
 wallenden Freuden,
 Daß ich so lange schon Mensch, daß schon so
 viele Gerechte
 110 Sich mir sammeln, und nun bald alle
 Geschlechter der Menschen
 Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, gött-
 licher Vater.
 Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den
 Zügen der Menschheit,
 Betend vor dir; bald aber, ach, bald wird dein
 tödtend Gericht mich
 Blutig entstellen und unter den Staub der
 Todten begraben.

Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern
dich und einsam
kommen und unerbittlich in deinen Himmeln
dahergehn.

Schon durchbringt mich ein Schauer, dem
ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar und, wenn du sie auch mit dem
Borne der Gottheit
tödtetest, unempfindbar! Ich seh' den nächt-
lichen Garten

120 Schon vor mir liegen, sinke vor dir in
niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im
Todeschweiße.

Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des
Allmächtigen Bürgen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam
ertragen.

Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das
Bürgen der Gottheit,
Reiner je den Unendlichen, tödtend mit ewigem
Tode,

Ganz gedacht, und Reiner empfunden. Gott
nur vermochte

Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der
Welt! Hier bin ich!

Töbte mich, nimm mein ewiges Opfer zu
deiner Versöhnung!

Noch bin ich frei, noch kann ich dich bitten; so
thut sich der Himmel

130 Mit Myriaden von Seraphim auf und
führt mich jauchzend,

Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabenen
Throne!

Aber ich will leiden, was keine Seraphim
fassen,

Was kein denkender Cherub in tiefen Betrach-
tungen einsieht;

Ich will leiden, den fürchtbarsten Tod in
Ewiger Leiden!

Weiter sagt' er und sprach: Ich hebe gen
Himmel mein Haupt auf,

Meine Hand in die Wolken und schwöre dir
bei mir selber,

Der ich Gott bin, wie du: Ich will die
Menschen erlösen.

Jesus sprach's und erhob sich. In seinem
Antlitz war Hoheit,

Seelenruh' und Ernst und Erbarmung, als er
vor Gott stand.

140 Aber, unhörbar den Engeln, nur sich und
dem Sohne vernommen,

Sprach der ewige Vater und wandte sein
schauendes Antlitz

Nach dem Versöhner hin: Ich breite
Haupt durch die Hi-
Meinen Arm aus durch die Unendli-
sage: Ich bin

Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich wi-
Sünde vergeben.

Also sprach er und schwieg. Indem die
gen sprachen,

Ging durch die ganze Natur ein ehrfu-
volles Erbeben.

Seelen, die jezo wurden, noch nicht zu b-
begannen,

zitterten und empfanden zuerst. Ein g-
tiger Schauer

Fasste den Seraph, ihm schlug sein Herz,
um ihn lag warten

Wie vor dem nahen Gewitter die Erde,
schweigender Welttr

Sanftes Entzünden kam allein in der kün-
Christen

Seelen und süßbetäubend Gefühl des ei-
Lebens.

Aber sinnlos und zur Verzweiflung nur
empfindlich,

Sinnlos, wider Gott was zu denken,
stürzten im Abgrun

Ihren Thronen die Geister der Hölle.
Jeder dahinsank,

Stürzt auf Felsen ein Fels, brach unter d-
die Tiefe

Ungeklärt ein, und donnernd erklang
unterste Hölle.

Zweiter Gesang. B. 237—291

(Satan eilt zur Hölle.)

1 Satan ging inheß, mit Dampf und
Wollen umhüllet,

Hin durch Josaphat's Thal und über das
des Todes,

Stieg von da auf den wolkigen Karmel,
Karmel gen Himme

Hier durchirrt' er mit grimmigem Blick
göttlichen Weltbau,

Daß er, nach so vielen Jahrhunderten se-
Erbschaffung,

In der Herrlichkeit strahle, die ihm der
nerer anstuf.

Gleichwohl ahmt' er ihn nach und an
seine Gestalten

Durch ätherischen Glanz, daß die Morgenst-
wie dunkel

Und verworfen er sei, im stillen Triu-
nicht sahen.

Doch dies helle Gewand war ihm bald
unerträglich; er eilte
der schreckenden Schöpfung Bezirk zu der
Hölle zu kommen.
hatt' er sich schon bei den äußersten Welt-
gebäuden
nisch heruntergesenkt. Unermeßliche däm-
mernde Räume
n vor ihm wie unendlich sich auf. Die
nennt er den Anfang
rer Reiche, die Satan durchherrscht. Hier
sah er von ferne
tigen Schimmer, soweit die letzten Sterne
der Schöpfung
das unendliche Leere mit sterbendem Strahle
durchirrten.
hier sah er noch nicht die Hölle. Die
hatte die Gottheit
von sich und ihren Geschöpfen, den sel-
ligen Geistern,
weiter hinunter in ewige Dunkelheit ein-
geschlossen.
in unserer Welt, dem Schauplatz ihrer
Erbarmung,
kein Raum für Orte der Qual. Der
Ewige schuf sie
thar, zu dem Verderben, zu seinem stra-
fenden Endzweck
hinreichend, vollkommen. In drei schred-
lichen Nächten
er sie und wandte von ihr sein Antlitz
auf ewig.
der heldenmüthigsten Engel bewachten
die Hölle.
war Gottes Befehl, da er sie mit mäch-
tiger Rüstung
umgab. Sie sollten den Ort der
dunkeln Verdammniß
in seinem Kreis erhalten, damit der
Empörer
ihn mit seiner verfinsterten Last nicht die
Schöpfung bestürmte
das Antlitz der schönen Natur durch Ver-
wüstung entstellte.
in der Pforte der Hölle mit herrschendem
Auge sie ruhen,
er senkt sich ein strahlender Weg, wie
von Zwillingsquellen,
die Bogen, ein Strom, den noch die
Wendung nicht krümmte,
den Himmel gelehrt, nach Gottes Welten
hinüber,
in der Eindr' hier es ihnen an heiliger
Freude

Ueber die mannigfaltige Schöne der Schöpfung
nicht fehle.
Neben diesem leuchtenden Weg' eilt Satan zur
Hölle,
Reißet ergrimmt durch die Pforte sich, steigt
in dampfendem Nebel
40 Auf den hohen gefürchteten Thron. Ihn
sah kein Auge
Unter den Augen, die Nacht und Verzweiflung
trübe verstellten.
Saphiel nur, ein Herold der Höl', entbedte
den Nebel,
Welcher hinauf sich zog die erhebenden Stufen,
und sagte
Einem, der neben ihm stand: Kommt Satan's
oberste Gottheit
Etwa zur Hölle zurück? Verkündigt der dam-
pfende Nebel
Jene Rüdlehr, welcher die Götter so lange
schon harrten?
Als der Herold noch sprach, floß schnell die
umhüllende Dämm'ung
Rings von Satan; er saß auf einmal mit
zornigem Antlitz
Fürchterlich da. Gleich eilte der flüchtige sla-
vische Herold
50 Gegen das Feuergebirg', das sonst mit
Strömen und Flammen
Satan's Ankunft weit, auf den überhangenden
Hügeln,
In den gedrohten, versinkenden Thälern umher,
verkündet.
Saphiel stieg auf Flügeln des Sturms durch
die Höhlen des Berges
Gegen die dampfende Mündung empor. Ein
feuriges Wetter
Machte darauf den ganzen Bezirk der Fin-
sterniß sichtbar.
Jeder erblickt' in schimmernder Fern' den furcht-
baren König.
Alle Bewohner des Abgrunds kamen. Die
Mächtigsten eilten,
Neben ihm auf die Stufen des Throns sich
niederzusetzen.

Vierter Gesang. B. 1—102.

(Rath der Priester.)

1 Raiphas aber lag, nach Satan's dunklem
Gesichte,
Noch voll Angst auf dem Lager, von dem die
Ruhe gefloh'n war,
Schließ bald Augenblide, dann wacht' er wieder
und warf sich

Ungestüm, voll Gedanken, herum. Wie tief
 in der Feldschlacht
 Sterbend ein Gottesläugner sich wälzt; der
 kommende Sieger
 Und das bäumende Roß, der rauschenden
 Panzer Getöse
 Und das Geschrei und der Tödtenden Wuth und
 der donnernde Himmel
 Stürmen auf ihn; er liegt und sinkt mit ge-
 spaltenem Haupte
 Dumm und gedankenlos unter die Todten und
 glaubt zu vergehen;
 10 Dann erhebt er sich wieder und ist noch,
 denkt noch, fluchet,
 Daß er noch ist, und spricht mit bleichen, zuden-
 den Händen
 Himmelan Blut; Gott fluchet er, wollt' ihn
 gerne noch leugnen.
 Also betäubt sprang Raiphas auf und ließ die
 Versammlung
 Aller Priester und Ältesten im Volk schnell
 zu sich berufen.
 Mitten im hohen Palast war ein weiter Saal
 der Versammlung,
 Aus des erhabenen Libanons Hain salomonisch
 erbauet.
 Dort versammelten sich die Priester und Älte-
 sten Juda's
 Mit den Ältesten Joseph von Arimathäa, ein
 Weiser
 Unter der ganzen entarteten Nachwelt des gött-
 lichen Abrams,
 20 Von der Zahl der übriggebliebenen we-
 nigen Edeln.
 Still, wie der friedsame Mond in der hohen,
 dämmernden Wolke
 Ueber uns wallt, so ging in diesen Versamm-
 lungen Joseph.
 Auch kam Nilodemus, ein Freund des Messias
 und Joseph's.
 Raiphas trat jetzt herrisch hervor und ergrimmt
 und sagte:
 Endlich, ihr Väter Jerusalems, müssen wir
 etwas beschließen
 Und mit gewaltigem Arm den Widersacher
 vertilgen;
 Ober er führet es aus, was er wider uns
 lange schon aussann,
 Und wir halten vielleicht heut unsere letzte
 Versammlung!
 Ja, dieß Priesterthum Gottes, das Gott auf
 Sinai selber
 30 Durch den größten Propheten des Enkels
 Enkel gesetzt hat,

Das in der langen Gefangenschaft selbst Ba-
 bylons Thürme,
 Das in der Waffen Sturm die schrecklichen
 sieben Hügel
 Nicht zu erschüttern vermochten, das wird ein
 sterblicher Seher,
 Israel, uns, dem Tempel des Herrn zur Schande,
 vertilgen.
 Ist nicht Jerusalem sein? Sind nicht die Städte
 Judäa's
 Slavinnen ihres vergötterten Sehers? Ent-
 fliehet das Volk nicht
 Abergläubisch und blind dem Tempel weiserer
 Väter,
 Seine verführenden Wunder in weitentlegenen
 Wüsten
 Anzustaunen, die Wunder, die Satan durch
 ihn gethan hat?
 40 Und was blendet wohl mehr? Was ist
 dem staunenden Pöbel
 Wunderbarer, als wenn er sogar Gestorbene
 vom Tode
 Oder vielmehr ohnmächtige Kranke vom Schlum-
 mer erwecket?
 Unterdeß sind wir ruhig und warten, wenn
 uns sein Anhang
 In der Empörungen Wuth vor seinen Augen
 erwürgt hat,
 Daß er uns auch von den Todten erwecke
 Ja, Väter, ihr seht mich
 Stumm und erstaunend an! Könnt ihr noch
 zweifeln? Ja, zweifelt,
 Zweifelt nur und schlummert! Es rief ihn
 Juda zum König
 Niemals aus! Das wißt ihr nicht! Niemand
 bestreut' es mit Palmen-
 Ihm den Weg! Nie haben sie ihm Hosianna
 gesungen!
 50 Daß du, statt Hosianna, den Fluch der
 Ewigten hörtest!
 Daß im betäubten Ohre dir des Donnerers
 Stimme,
 Statt des Triumphtons, schallte! daß tief in
 dem Thore des Todes
 Könige dir von dem eisernen Stuhl aufstünden
 die Kronen
 Niederlegten, mit bitterem Spott Hosianna be-
 riefen!
 Ja, unwürdige Väter des Volks (verzeihet die
 Wort mir,
 Welches ergrimmt in heiligem Born mein wach-
 ender Geist sprach)!
 Nicht die Klugheit allein, noch viel was Höhrer
 gebeut uns,

gebeut uns, ihn schnell von dem Antlitz
 der Erde zu tilgen!
 Als redete Gott durch offenbarende Träume
 seinen Vätern. Entscheidet, ob nicht auch
 Raiphas Träume,
 Gott sendet, gesehen hat? Ich lag (voll
 Todesgrau'n war
 die Nacht) auf dem Lager und dachte dem
 endlichen Ausgang
 neuen Empörungen nach. Das dacht'
 ich und schlief dann
 schlafen und kummervoll ein. Da war
 ich im Traume
 im Tempel und eilte, mit Gott das Volk
 zu versöhnen.
 floß Blut der Opfer vor mir; ich ging
 anbetend
 in das Allerheiligste Gottes; ich hatte
 den Vorhang
 eröffnet: da sah — noch beben mir
 alle Gebeine,
 Schreckniß fällt noch auf mich, wie
 tödtend, herunter —
 da sah ich, im heiligen Schmutz, mit
 drohender Stirne
 mich kommen. Sein Auge voll Feuer, von
 göttlichem Grimm voll,
 Siehe, der Brust Bild, voll gewal-
 tiger Strahlen,
 wie Horeb auf mich! Der Cherubim
 Fittige rauschten
 erlich her von der Bundeslade! Auf
 einmal entfiel mir
 abend mein Hohepriestergewand, wie
 Asch', auf die Erde.
 Irief Aron mit schreckendem Ton, du, des
 Priesterthums Schande,
 Glender, dir sag' ich, daß du die hei-
 lige Stätte
 nicht mehr als Priester des Herrn ver-
 wegen entheiligt.
 es nicht — hier sah er mich grimmig
 mit tödtendem Blick an,
 wie man herab auf den Todfeind blickt und
 lieber ihn würgte —
 es nicht, Unwürdiger, du, der jenen
 Berruchten,
 entseßlichen Mann ungestraft das Hei-
 ligthum lästern, [schmähen
 Bruder, Moses, mich und Abraham
 die Sabbathe Gottes mit feiger Trägheit
 entweihn siehst?
 Glender, damit dich nicht schnell, wo du
 ferner verweilst,

Gottes Gnadenstuhl mit dem heiligen Feuer
 verzehre.
 Also sagt' er. Ich floh und kam mit zer-
 fliegenden Haaren
 Und mit Asch' auf dem Haupte, gewandlos,
 entstellt und verwildert
 Unter das Volk. Da stürmte das Volk und
 wollte mich tödten.
 90 Da erwacht' ich. Drei Stunden voll Qual,
 drei ängstliche Stunden
 Hab' ich seitdem, wie sinnlos, im Todeschweiße
 gelegen.
 Und noch leb' ich, noch zittert mein Herz von
 geheimem Schauer,
 Und, der Stimme beraubt, erstarrt mir die
 Zung' im Munde!
 Er muß sterben! Von euch, versammelte Väter,
 erwart' ich,
 Wie er sterben soll, schleunigen Rath! Mit
 starrendem Blicke
 Stand er hier sprachlos. Endlich erwacht' er
 wieder und sagte:
 Besser tödten wir Einen, als daß wir Alle
 verderben!
 Aber auch dieses gebeut die Weisheit: Die
 Lage des Festes
 Muß er nicht sterben, daß ihn sein slavischer
 Böbel nicht schütze.
 100 Raiphas schwieg. Kein Laut noch Geräusch
 von Lebenden wurde
 Durch die Versammlung gehört. Sie blieben
 alle verstummend
 Sizen und wie von dem Donner gerührt,
 hinstarrende Lasten.

Siebenter Gesang. B. 264—497.

(Maria und Portia.)

1 Unterbey kam die Mutter des Liebsten
 unter den Söhnen,
 Nach durchwachter, einsamer Nacht, mit dem
 Schauer der Dämm'ung
 Nach Jerusalem, fand ihn im Tempel nicht,
 wo sie ihn suchte,
 Fand den göttlichen Sohn nicht. Versenkt in
 ängstliches Staunen,
 Höret sie von den Palästen der Römer her-
 über ein dumpfes
 Tiefsaufsteigend Getöse. Sie ging dem Getöse
 entgegen,
 Ohne daran zu denken, woher es entstünde?
 Nun geht sie
 Unter dem Volke, das rings durch Jerusalem
 gegen den Richtstuhl

Drang. Bekommen, allein noch ruhig wegen
 des Aufruhrs
 10 Ursach, naht sie dem Nichtstuhl sich. Hier
 sieht sie Lebbaüs.
 Doch kaum sah Lebbaüs die Mütter, da floh
 er. Ach, flieht er?
 Warum wendet er sich? So dachte Maria.
 Die Vorsicht
 Zückt' auf sie mit diesem Gedanken das Schwert,
 das bestimmt war,
 Ihr durch die Seele zu gehen. Maria erhob
 sich und sah
 Jesus. Ihr Engel, als er die Todesblässe, mit
 der sie
 Bleich ward, als er die starrenden Augen der
 Mutter erblickte,
 Wandt' er sein Antlitz. Doch sie, da ihrem
 Auge das Dunkel,
 Ihrem Ohr die Betäubung entfalt, ging vor-
 wärts und hefte
 Näher zum Nichtstuhle hin und sah noch ein-
 mal den Sohn stehn,
 20 Sah die mächtigen Kläger um ihn und
 den richtenden Römer,
 Hörte die Stimme des Volks, die rings mit
 Wuth von dem Tode
 Wiederhallte. Was sollte sie thun? Zu wel-
 cher Erbarmung
 Sollte sie flehn? Sie schaute sich um, da war
 kein Erbarmen!
 Schaute gen Himmel empor, auch er ver-
 stummte der Mutter!
 Jezo betet ihr blutendes Herz: O, der ihn
 durch Engel
 Mir verkündigen ließ, mir ihn in Bethlehems
 Thal gab,
 Daß ich mit Mutterfreuden mich freute, mit
 denen der Mütter
 Keine sich jemals freute, mit Freuden, die
 selber die Engel
 In dem Liebe von seiner Geburt nicht alle be-
 sangen,
 30 Du, der Samuel's Mutter erhörte, da sie
 am Altare
 Stand und weint' und betet', erhör', Erbarmen,
 den Jammer
 Meiner Seele, vernimm die Angst, die mehr
 mich erschüttert,
 Als der Gebälerin Angst! Das mütterlichste
 der Herzen
 Gabest du mir und den Besten der Söhne,
 den Besten von allen
 Erdegebornen. Laß ihn nicht sterben, ist anders
 mein Flehen

Deinem göttlichen Willen gemäß, o du,
 die Himmel
 Schuf und der Thräne gebot, zu dir um
 barmung zu flehen!
 Hier verstummt' ihr Herz. Der Strom
 kommenden Schaaren
 Trieb sie seitwärts und entnahm ihr des Soh-
 n's Anblick. Sie entriß sich
 40 Jetzt dem Gedränge; sie stand, sie gi-
 ch sie suchete, fand nicht,
 Nicht die Jünger. Zuletzt verhüllte sie
 und weinte
 Sprachlos. Als sie darauf ihr Aug' aufhe-
 ba erblickt sie
 Sich an dem Seitenpalaste des Römers. Wie
 leicht daß hier Menschen
 Wohnen, denkt sie, vielleicht daß selbst in
 Schwelger Palästen
 Eine Mutter gebar, der es, Mutterliebe
 fühlen,
 Nicht zu klein ist. O, wenn es wäre, wie
 viele der Mütter
 Von dir, Portia, sagen, daß du ein men-
 schliches Herz hast;
 O, ihr Engel, die ihr bei der Krippe seit
 Geburt sang't,
 Wenn das wäre! Sie denkt's. Schon eilt
 die Marmorgeländer
 50 Unverhüllter hinauf und geht in den schau-
 genden Sälen.
 Aber nicht lang', so kommt aus einem fern
 Gewölbe
 In des Palastes Seite, die sich zu dem Ni-
 chstuhl hinzog,
 Eine Römerin her und sieht Maria. Die jun-
 ge Bleiche Römerin blieb, so wie gelöst ihr
 Haar floß [herum]
 Und das leichte Gewand die bebenden Glieder
 Voll Bewunderung stehn. Denn die Mutter
 des Unerhofften
 Zeigte, wiewohl der Schmerz sie verhüllte,
 ihren Geberden
 Eine Hoheit, von Engeln, weil die auch da
 sie verstanden,
 Noch bewundert; verhüllt vom Schmerze, wie
 sie am tiefsten
 60 Zu den Menschen hinab, von ihnen
 bewundert zu werden:
 Denn die kannten nicht, was an der Heil-
 gen die Himmlischen sahen
 Endlich redet die Römerin: Sag', o
 wer bist du?
 Wer du auch seist, noch nie hab' ich
 Hoheit gesehen,

göttlichen Schmerz! Da unterbrach sie
Maria:

du wirklich das Mitleid, das du in
deinem Gesicht hast,

in dem Herzen empfindest, so komm, o
Römerin, führe

zu Portia! Mehr noch erstaunt, ant-
wortet mit leiser

Stimme die Römerin: Ich bin Por-
tia! — Du bist

selbst? Ein geheimes, ein linderndes,
stilles Verlangen

inschte mir Portia so, da ich dich sahe.
Du bist es

Aber, o Römerin? Zwar du kennest die
Schmerzen [gehört,

Mutter nicht ganz, die zu einem Volke
du ihr hast; doch Israelitinnen selber

erzählen,
ein Herz voll Menschlichkeit sei. Der

Mann, den Pilatus
er hat kein Uebel gethan, den Ty-

rannen verklagen!
seine Mutter! Maria hat es gesprochen.

blieb vor ihr stehn und sah mit sanftem
Erstaunen,

Erstreckung sie an. Denn über den Rum-
mer des Mitleids

der höh're Gedanke. Sie konnte jetzt
nur bewundern.

Wie rief sie: Er ist dein Sohn? Glück-
selige, du bist

Göttlichen Mutter? Du bist Maria?
Dann wendet

sich von ihr und richtet gen Himmel ihr
staunendes Auge.

seine Mutter, ihr Götter! Euch mein'
ich, ihr höh're,

Götter, die mir in dem Traume voll
Ernst sich entbedten.

er heißt ihr nicht, ihr heißet nicht Pho-
bus Apollo.

Wie euer Namen auch heißt, ihr seid es,
ihr sandtet

die Mutter des Größten der Menschen,
wenn er ein Mensch ist!

Wie bittet sie? mich? Nein, bitte mich
nicht! O, führe

Mehr zu ihm hin, zu deinem erha-
benen Sohne,

Wie er der Dunkelheit mich, den Zweifeln
entreiße, von fern nur

Wie blide und mir die Lehre der Gottheit
entfalte!

Portia hatte zuletzt sich gewandt. Mit Augen
voll Liebe

Suchte Maria der Römerin Aug' und rebete
wieder:

Wie ist deine Seele bewegt! Ja, Portia liebt
mich!

Portia! o, ich war es auch, war der glück-
lichsten Mutter

Glücklichste. So hat keine der Mütter geliebt,
wie ich liebe!

Aber bei deinem Herzen voll Mitleids, o Rö-
merin, rufe

Deine Götter nicht an! Hilf selbst, sie können
nicht helfen!

Und auch du vermagst nicht zu helfen, wenn
Gottes Rathschluß,

100 Daß er sterbe, beschloß! Allein es würde
Pilatus,

Wenn des Unschuldigen Blut nicht seine Seele
befledte,

Freudiger stehen vor dem Gericht des Gottes
der Götter.

Portia schaut' auf sie hin und fing an, leise
zu reden:

O, was sag' ich zuerst? was zuletzt? Wie voll
ist mein Herz mir!

Erst sei Dieses dein Trost, ist es anders Trost
dir: Ich will dir

Helfen, Du Theure! Denn wisse, die Götter,
welche du meinstest,

Fleht' ich nicht an. Ein heiliger Traum, von
dem ich jetzt aufsteh',

Lehrte mich bessere Götter, zu denen hab' ich
gebetet.

Sieh, ein Traum, wie noch keiner um meine
Seele geschwebt hat,

110 Ach, ein himmlischer, schreckender Traum!
Ich würde dir helfen,

Wärst du auch nicht, Maria, gekommen. Der
Traum, den ich sahe,

Hatte mir schon für dich mit mächtiger Stimme
gesprochen.

Aber er endete fürchterlich, und ich verstand ihn
zuletzt nicht.

Da erwacht' ich und fand mich in kalten Schwei-
ßen. Ich eilte

Gleich, den erhabnen Verklagten zu sehen. Da
hatten die Götter

Mir des Verlangten Mutter gesandt. Hier
schwieg sie und winkte

Einer Sklavin, die ferne von ihr in der Tiefe
des Gangs stand.

Denn sie gab den Befehl, da aus ihren Hallen
sie eilte:

Eine Slavın sollte sie nur in der Ferne be-
gleiten.

120 Diese nahete jetzt und empfing die neuen
Befehle:

Geh' zu Pilatus und sag' ihm: Er ist ein
großer, gerechter,

Göttlicher Mann, den du richtest! Verdamme
du nicht den Gerechten!

Um des Göttlichen willen, Pilatus, hat ein
Gesicht mich

Heut im Schlafe geschreckt! So stille denn,
liebende Mutter,

Deine Schmerzen und komm', daß ich unter
die Blumen dich führe

Dort in die Morgensonne, damit wir die Menge
nicht hören,

Und ich dir sage, was mich die ernste Stunde
gelehrt hat.

Portia sprach's und sie stiegen hinab. Die
eblere Heidin

Sieht mit ernstem Angesicht nieder. Noch schweigt
sie, voll Wunders

130 Ueber den Traum und vertieft in neue Ge-
danken. Ihr Engel

Hatt' in ihre Seele den Traum gegossen und
immer

Aus den Lieblingsgedanken, die sie am Feu-
rigsten dachte,

Neue Gedanken entwickelt, in ihrem Herzen die
feinsten,

Hartesten Saiten gewisser zu treffen und ganz
sie zu rühren.

Jetzt entreißt sie sich ihren Betrachtungen, sagt
zu Maria:

Sokrates — zwar du kennest ihn nicht, doch ich
schaure vor Freuden,

Wenn ich ihn nenne: das edelste Leben, das
jemals gelebt ward,

Krönt' er mit einem Lobe, der selbst dies
Leben erhöhte —

Sokrates, immer hab' ich den Weisen bewun-
dert, sein Bildniß

140 Unaufhörlich betrachtet, ihn sah ich im
Traume. Da nannt' er

Seinen unsterblichen Namen: Ich Sokrates,
den du bewunderst,

Komm' aus den Gegenden über den Gräbern
herüber. Werlerne

Mich zu bewundern! Die Gottheit ist nicht,
wofür wir sie hielten,

Ich in der strengerer Weisheit Schatten, ihr
an Altären.

Ganz die Gottheit dir zu enthüllen, ist mir
nicht geboten.

Sieh', ich führe dich nur den ersten Sch
in den Vorhof

Ihres Tempels. Vielleicht, daß in diesen Tag
der Wunder,

Da die erhabenste That der Erde geschie
daß ein besserer,

Höherer Geist kommt und dich in das Hei
thum tiefer hineinführe

150 Soviel darf ich dir sagen, und dies v
biente dein Herz dir:

Sokrates leidet nicht mehr von den Bö
Elysium ist nicht

Noch die Richter am nächtlichen Strom. D
waren nur Bilder

Schwacher, irrender Züge. Dort richtet
anderer Richter,

Leuchten andere Sonnen, als in Elysiu
Thale!

Sieh' es zählet die Zahl, und die Wagsch
wägt, und das Maß m

Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der
genden höchste

Sich in das Kleine, wie fliegt ihr Wesen v
stäubt in die Luft an

Einige werden belohnt, die meisten werd
vergeben!

Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebun
O, drüben,

160 Portia, drüben über den Urnen, wie
ist es anders,

Als wir dachten! Dein schreckendes Rom
ein höherer Aufwurf

Voll Ameisen, und Eine der reblichen Thra
des Mitleids

Einer Welt gleich. Verdienne du, sie zu weine
Was diese

Heilige Welt der Geister sehr ernst jetzt fei
und was mir

Selbst nicht enthüllet ward, und ich von
nur bewundre,

Ist: der Größte der Menschen, wofern er
Mensch ist, er leidet,

Leidet mehr, wie ein Sterblicher litt, w
am tiefsten gehorsam

Gegen die Gottheit, vollendet dadurch
Tugenden größte.

Und dies Alles geschieht um der Mensch
willen! und jezo!

170 Sieh', ihn sah dein Auge! Pilatus
tet den Thäter

Dieser Thaten! Und fließt sein Blut, so ha
noch niemals

Lauter der Unschuld Blut gerufen! Hier sch
die Erscheinung.

sie rief, indem sie verschwand, aus der
 Ferne herüber:
 a! Ich schaute. Da waren um mich
 aufhebende Gräber,
 an dicht an die Gräber von allen Him-
 meln herunter
 ere Wollen; die rissen sich auf bis zur
 obersten Höhe.
 ein Mann, dem Blut entströmte, ging
 in die Wollen,
 sie sich öffneten. Schaaren unzählbarer
 Menschen zerstreuten
 auf den Gräbern und schauten mit offenen,
 verlangenden Armen
 Jenem Blutenden nach, der in die Wol-
 len hineinging.
 von ihnen bluteten auch. Die weiten
 Gefilde
 en ihr Blut und bebten. Ich sah die
 Leidenden leiden;
 sie litten mit Hohen und waren bessere
 Menschen,
 ie Menschen um uns. Ein Sturm kam
 jeto vorüber,
 tend schwebt' er einher und hüllt die
 Felder in Nacht ein.
 macht' ich. Sie schwieg. So stutzt ein
 letzter Gedanke,
 er, der Vorsicht Tiefen zu nah, auf
 Einmal zurückbebt.
 lieb Portia stehn. Maria wandte gen
 Himmel
 eldenkendes Auge. Was soll ich, Portia,
 sagen?
 Zwar ich versteh' es selber nicht ganz, was
 der Traum dich gelehrt hat;
 ich schaue dich an und verehere dich!
 Höhere Geister
 an kommen und dich in das Heiligthum
 führen! Doch darf ich
 dir sagen, so gern ich, wenn Jene reden,
 verstumme:
 er diese wandelnden Himmel so leicht,
 wie den Sprößling,
 er leimet, erschuf, der hier dem Menschen
 ein Leben
 : Ruh', voll fliehender Freud' und flie-
 hendes Schmerzes
 daß sie nicht vergäßen den Werth der
 höheren Seele
 es fühlten, daß über dem Grab' Un-
 sterblichkeit wohne,
 : nur Einer! Er heißt Jehovah, der
 Schöpfer.

200 Und der Richter der Welt! des ersten
 unter den Menschen,
 Adam's Gott, dann vieler von Adam's Söh-
 nen, dann Abram's,
 Unseres Vaters! Allein die Art, auf die wir
 ihm dienen,
 Ist den Frommen bei uns, wie sehr auch die
 Stolzen sich aufblähen,
 Dennoch dunkel. Doch hat sie der Ewige
 selber geboten!
 Und er kennet sie, wird sie enthüllen, enthüllet
 sie jezt schon.
 Jesus, der große Prophet, der Wunderthäter,
 der Redner
 Gottes, mit namlosen Freuden, mit Schauer —
 mit Staunen und Ehrfurcht
 Kenn' ich ihn Sohn — er kam, es zu thun!
 Ich sollt' ihn gebären!
 Jesus sollt' er heißen, er sollte die Menschen
 erlösen!
 210 Ründigte mir ein Unsterblicher an. Wir
 nennen sie Engel;
 Aber sie sind Erschaffne, wie wir. Doch die
 Götter der Griechen
 Und des furchtbaren Roms, wosern sie wären,
 sie wären,
 Gegen die Engel Sterbliche nur. Als ich in
 der Hütte
 Jesus, den Knaben der Wunder, gebar, da
 sangen ihm Heere
 Dieser Unsterblichen! Portia war bei ihr
 niedergesunken,
 Hielt die geöffneten Hände gen Himmel empor
 und erstaunte, [hova
 Wollt' anbeten, wollte mit leiser Stimme Je-
 nenen; allein sie fühlt es, sie darf den
 größten der Namen
 Noch nicht nennen. Sie hub sich empor und
 schaute mit Wehmuth
 220 Auf die Mutter und sprach: Er soll
 nicht sterben!
 M. Das wird er!
 Ach, schon lang' hat mir der Kummer mein
 Leben belastet:
 Denn' er sagt es, Portia, selbst! Was mir
 und den Frommen,
 Die ihm folgen, vor allem Geheimnißvollen
 am schwersten
 Und unerforschlichsten ist: Er hat zu sterben
 beschlossen!
 Ach, nun reißt sie von Neuem mir auf, die
 Wund' in der Seele!
 Deine Gespräche von Gott bedeckten sie leise;
 nun reißt sie

Wieder auf und blutet, die tiefe Wunde!
 Dich segne
 Gott, ja Abraham's Gott, er segne dich!
 Aber, o, wende
 Dies dein weinendes Auge von mir! Es
 tröstet unsanft mich!
 230 Denn er beschloß zu sterben und stirbt!
 Die Stimme verließ sie,
 Lange standen sie beide mit weggewendetem
 Antlitz.
 Endlich, wie ein Sterbender sich noch einmal
 zum Freunde
 Kehrt, sprach Portia noch: O, du, du Theu'rste
 der Mütter!
 Mutter, ich geh' und weine mit dir bei dem
 Grabe des Todten.

Dreizehnter Gesang. (V. 672 — 750).
 (Auferstehung Christi.)

1 Wie es den Tausendmaltausend der Todten
 Gottes einst sein wird,
 Hat das große Weh' von dem Falle bis an
 den Gerichtstag
 Ausgelagt, und steigt nicht mit jedem Tropfen
 der Zeit mehr,
 Der in das Meer hinträuft der Vergäng-
 lichkeit, eines Gebornen
 Weinen gen Himmel empor, noch eines Ster-
 benden Röcheln [Lode;
 Unter die Preißgesänge der Unentweiheten vom
 Wie es ihnen sein wird, wenn mit des letzten
 der Tage [Weinens
 Morgendämmerung nun das lange Wehe des
 Und des Röchelns auf ewig verstummet, sie
 werden vor Wonne
 10 Freudig erschreden, aus ihrem erhobenen
 dankenden Auge
 Thränen der Seligkeit stürzen, und ihrer
 Jubel Triumphlied
 Wird mit jener Posaune, der Todtenwederin,
 streiten,
 Streiten und überwinden — wie dann es
 wird der Gerechten
 Tausendmaltausenden sein: so war es der
 kleineren Schaar jetzt,
 Die an dem Grabe des Herrn vor Hoffen
 und vor Erwarten
 Dessen, das kommen sollte, verschmachtet war,
 da die Wolken
 Rissen, da Gabriel dort, eine Flamme Gottes,
 herabsuhr,
 Da er von Bethlehem über die Schädelstätte
 zum Grabe

Flog, da von Ephrata's Hütte bis hin zu
 Kreuze, vom Kreuz
 20 Bis hinunter in's Grab die Erde
 da Satan
 Wie ein Gebirge dahin, des Leichnames
 wie Hügel
 Stürzten, da weg von dem Grabe den
 der Unsterbliche wä
 Da sich mit Freuden Gottes Jehovah
 da Jesus
 Auferstand!
 Auszusprechen, was jezo geschah, mit
 Liebe von fern nur
 Dieser Höhe zu nah'n, davon, wie der
 Nachhall,
 Nur zu stammeln, von jener Wonne
 stand'ner, von dein
 Und von derer Freude, die jetzt dich
 zu lüth'n ist
 Dieser feurige Wunsch und — indem id
 gebens gen Himme
 30 Strebe mit ihm, vergebens — ein
 tiger Ueberzeuger,
 Daß ich am Grabe noch walle, noch nid
 Ernte gesät bin,
 Welche die große Folge der Auferstehun
 Herrn ist.
 Stille war erst am verlassnen Grabe.
 lange, so wurde
 Deiner Begnadeten Kreis vor Seligkeit
 und jauchzte,
 Wie die Morgensterne, die Erstgeborne
 Schöpfung. [An
 Denn sie sahen den Sohn, nach seinen A
 Auferstanden; nicht mehr, wie am A
 mit sinkendem Hau
 Herrlich schwebest du über dem Felsen
 offenen Grabes,
 Göttlich, unaussprechlich amstrahlt mit
 mit Siege,
 40 Halleluja, mit Siege, des ewigen
 Triumphs,
 Du, der mächtig ist, du, des Namen
 ist, dem sich
 [Aller Knie einst beugen, im Himmel Aller
 Aller und unter der Erde, den Ephrata B
 geboren,
 Den Gethsemane, den die Schädelstätte ge
 Den uns wiedergegeben das Grab hat!
 dich, Tiefe,
 Vor dem Sieger, und hebe vor ihm, o
 die Händ' auf!
 Hebt, Erzengel, die Harfen vor ihm, ihr,
 der Thronen,

ie Himmel der Himmel empor, und,
 Stimmen der Menschen,
 : schwache mit euch, seufzt ihr aus dem
 Staube die Freude,
 aß er lebet, empor! An des Ewigleben-
 den Throne
 t ihr einst, die jetzt die beklommene
 Freude nur seufzen,
 sprechliche Wonne dem großen Begna-
 digen fingen,
 der als Brüder euch, die Engel als
 Brüder nicht aufnahm,
 dem Fleisch und Gebein von Adam's
 Fleisch und Gebeine.
 er mächtig ist! riefen mit lauterem Jubel
 die Seelen,
 ie Engel, o du, des Namen heilig ist,
 dem sich
 : Kniee beugen, dem unser geheimstes
 Gefühl sich
 : Tiefe der Tiefen wirft, den Namen
 nicht nennen,
 dein heiliger nicht und hoherhab'ner vor
 allen,
 : Beginner und o du Vollender, ge-
 tödtet vom Anfang
 ir ewig, für ewig erwacht und vom
 Anbeginne!
 dein Schlummer selber war kurz, nach-
 dem du nun wirklich
 : neunten, der dunkelsten Todesstunde
 (sie war sonst
 Stunde der Nacht) entschlafen warst,
 zu erwachen
 : wie du schufst, da, gerufen von deiner
 Stimme, die Sonnen
 : um sie die gehorchenden Erden, du
 göttlicher Erster,
 du gnädiger, gnädiger Letzter, der Alles
 verneuet,
 himmlischer macht! Auch wir sind Letzte.
 Wir leben,
 : unsterblich durch dich und bleiben in
 jeder Aeone,
 : und der Ewigkeit ganze Fülle, so lange
 du Gott bist,
 : bei dir! Sie verstummten. Denn seines
 göttlichen Anblicks
 : lichte sie der Auferstandne. Von dieser
 Entzückung
 : mit niedergestürzt, verstummten sie Alle.
 So rauschen
 : die Gefilde der Erde nicht mehr und
 senken sich erdwärts,

Hat sein Wetter auf sie ein ganzer Himmel
 ergossen.
 Wenige Halme nur heben sich mit zitternder
 Aehre
 Dennoch auf. So schwungen sich jetzt in der
 Heiligen Kreise
 Neben der Mutter die sieben Söhne, Mär-
 tyrer alle,
 Webend empor und verstummten nicht mehr
 und feierten und sangen.

Zwanzigster Gesang.

(Himmelfahrt Christi, Schluß des Gedichtes.)

1 Jeho kam der Triumph dem Himmel so nah',
 daß Jehova's
 Thron sie im Glanz herstrahlen der ganzen
 Herrlichkeit sahen.
 Da den Triumph, den Triumph die nächsten
 Engel erblickten,
 Standen sie Alle zuerst erstaunt; bald aber
 erhob sich
 Wonneausruf voll frohes Erschreckens. Die
 Stunde, da Christus
 Wieder würde, der Ueberwinder, den Himmel
 betreten,
 War der Himmlischen Keinem bekannt, war's
 selber der Thronen
 Ersten nicht. Sie hatten nur fern mit der
 Welten Getöne
 Jubel gehört. Von Gebirge rief zu Gebirge
 der Cherub, —
 10 Rief: „Der Messias!“ dem Cherub; aus
 Hainen rusten in Haine
 Seelen und Seraphim sich: „Der Messias!“ vom
 Strahl zu dem Strahle,
 Bis hinaus zu den Opferaltären, hinaus zu
 der hohen
 Wolke des Allerheiligsten scholl: „Der Messias!“
 Hinauf scholl
 Zu dem Thron: „Der Messias!“ daß weit
 um sie her der Wälder,
 Daß der Ströme Geräusch unhörbar ward,
 des Krystallmeers
 Woge selbst vor der Stimme der Rufenden!
 Aber da Jesus,
 Da der große Vollender nunmehr mit einem
 der letzten
 Sonnenschimmer den Himmel betrat, da ent-
 sanken der Engel
 Kronen, da streuten mit sanfterer Freude die
 Himmlischen alle
 20 Palmen auf den erhabenen Weg, der zum
 Throne des Herrn führt.

Auch die Triumphbegleiter, die Seraphim und
die Erstand'nen
Streueten Palmen, und gingen einher mit
freudiger Demuth.

Aber die Seelen, belastet vom neuen Him-
melsgefühle,

Wären in einem der Haine des Wegs geblieben,
hätt' ihnen

Gabriel nicht mit der goldnen Posaune zu
folgen gerufen.

Jesus nahte dem Thron. Da wurde stiller
die Stille;

Und da rufte den Seelen nicht mehr die
Posaune; die Väter

Standen; noch folgten die Engel, nicht lang',
so blieben auch sie stehn,

Sanken nieder, daß sie anbeteten. Gabriel hatte,
30 Keiner der Endlichen sonst, des Thrones

unterste Stufe
Mit dem Messias betreten. Dort kniet' er,

beinah' unsichtbar
Durch den herunterströmenden Glanz, und

schaute zu Gott auf.

Siehe, der Hoherhabene war, der U-
liche war, er,

Den noch Alle kennen, dem Alle danken
werden, [der

Aller Freudenthränen noch weinen, - Got
Unseres Mittlers, der Allbarmherzige

in der vollen
Gottesliebe verklärt! Der Sohn des Vater

Bundes [We
Stifter, er, der erwirgt von dem Anbegin

Den noch Alle kennen, dem Alle danken
werden, [daß

40 Aller Freudenthränen noch weinen,
Für die Sünde der Welt, der Getödtete

der Erstand'ne, [J
Jesus, der Mittler, der Allbarmherzige war

Gottesliebe verklärt! So sah den Vater
Himmel

Aller Himmel. So sahe den Sohn des A
Himmel Himmel! Indem betrat die

des Thrones
Jesus Christus und setzte sich zur Rechten
Vaters.

Gottbold Ephraim Lessing,

geboren den 22. Januar 1729 zu Ramenz in der
Lausitz, vom zwölften Jahre an auf der Fürsten-
schule zu Meißen, ging 1746 nach Leipzig, um
Theologie zu studiren, widmete sich aber vorzugs-
weise der schönen Literatur und dem Theater, lebte
dann abwechselnd in Berlin (Verbindung mit
Moses Mendelssohn und Nicolai; „Briefe, die
neueste Literatur betreffend“), Potsdam und Leipzig,
1760 Secretär bei dem preussischen General von
Lauenzien in Breslau, 1768 in Berlin (Lacoon
erscheint), 1767 in Hamburg (Dramaturgie), 1770
Bibliothekar in Wolfenbüttel, 1775 Reise nach

Italien, starb den 15. Februar 1781. — D
tische Werke (Miß Sara Sampson, Minna
Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der
u. a.), Fabeln, Sinngedichte, Oden, Lieder, 1
tisches. Zahlreiche ästhetisch-kritische, an-
rische, literarische, theologische Schriften
Loon, Wie die Alten den Tod gebildet,
Ursprung und Wesen der Fabel, Hambu
Dramaturgie, Erziehung des Menschengese
u. s. w.). Kritische Ausgabe seiner sämt-
chen Werke von R. Lachmann (Leipzig 184
1840). 13 Bände.

Die drei Ringe. *)

1 Vor grauen Jahren lebt ein Mann im
Osten,

Der einen Ring von unschätzbarem Werth
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer

In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wa
Daß ihn der Mann im Osten darum r
Vom Finger ließ, und die Verfügung t
10 Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so: Er ließ den Ri
Von seinen Söhnen dem geliebtesten,
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vern
Der ihm der liebste sei, und stets der li

*) Indem wir hier nur aus Nathan dem Weisen
(III, 7) die vielbesprochene (der dritten Novelle des
ersten Buchs von Boccaccio's Decamerone nachge-
bildete) Parabel von den drei Ringen aufnehmen,
verweisen wir den Leser auf die zweite Abtheilung

des Buches (Prosa und Dichtungen in ung
dener Rede), worin er Lessing auch als I
(durch Minna von Barnhelm und Anderes
bührend vertreten finden wird.

der Geburt, in Kraft allein
als Haupt, der Fürst des Hauses
werde.

Dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
er endlich von drei Söhnen,
rei ihm gleich gehorsam waren,
er folglich gleich zu lieben
brechen konnte. Nur von Zeit
ihm bald der, bald dieser, bald
— so wie jeder sich mit ihm
, und sein ergießend Herz
wei nicht theilten, — würdiger
den er dann auch einem Jeden
Schwachheit hatte zu versprechen.
n so, so lang es ging. Allein
m Sterben, und der gute Vater
legenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Söhnen, die sich auf sein Wort
zu tranken. Was zu thun?
geheim zu einem Künstler,
ach dem Muster seines Rings
bestellt, und weder Kosten
sparen heißt, sie jenem gleich,
gleich zu machen. Das gelingt.
Da er ihm die Ringe bringt,
st der Vater seinen Musterring
ab. Froh und freudig ruft
er, jeden insbesondre,
insbesondre seinen Segen
— und stirbt. ¹⁾

Vater todt, so kommt ein jeder
Ring, und jeder will der Fürst
in. Man untersucht, man zankt,
man sonst! der rechte Ring war nicht
Jeder Sohn schwur vor dem
Richter,

er aus seines Vaters Hand
haben (wie auch wahr!), nachdem
ihm das Versprechen schon
Ringes Vorrecht einmal zu
nicht minder wahr!). Der Vater,
er, könne gegen ihn
weisen sein, und eh' er dieses
in einem solchen lieben Vater,
st, eh' muß er seine Brüder,
sonst von ihnen nur das Beste
glauben sei, des falschen Spiels
er wolle die Verräther
enden wissen, sich schon rächen.

irung der unvollständigen Verse be-
aß der die Erzählung stellenweise
Dialog weggelassen ist.

Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun
den Vater

Nicht bald zur Stelle schafft, so weiß ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich
Räthsel

Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
70 Vor Gott und Menschen angenehm. Das
muß

Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können? Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht! sagt an!
— ihr schweigt?

Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt! Der echte Ring
Bermuthlich ging verloren. Den Verlust
80 Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches,
wollt: [nehmt

Geht nur! — Mein Rath ist aber der: Ihr
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
90 In seinem Hause dulden wollen! — Und
gewiß,

Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht brüden mögen,
Um Einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach.
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
100 Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülfe! Und wenn sich dann der Steine
Kräfte

Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend Tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weiserer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. — Geht! — So
sagte der

Bescheidne Richter.

Christoph Martin Wieland,

geboren den 5. September 1788 zu Oberholzheim bei Wiberach, studirte zu Kloster Bergen (bei Magdeburg) und auf den Universitäten Erfurt und Tübingen, besuchte auf Bodmer's Einladung 1752 die Schweiz, ward 1760 (er hatte Jurisprudenz studirt) Kangleidirector in Wiberach, 1769 durch den Freiherrn von Dalberg als Professor der Philosophie nach Erfurt berufen, 1772 als Prinzen-

erzieher nach Weimar, starb den 20. Januar — Rittergedichte (Oberon 1780), komischen und Märchen, Lyrisches (aus früheren), Didaktisches, Dramatisches, Romanthron, Aristippus, die Abderiten u. s. w.), Gespräche, Zeitschriften (Deutscher Merkurisches Museum), Uebersetzungen (Shakespeare, Lucian, Cicero's Briefe).

Oberon.

(Erster Gesang, Stanze 9 bis zum Schluß.)

1 Der Paladin, mit dessen Abenteuern
Wir euch zu ergötzen (sofern ihr noch ergötzbar seid)

Entschlossen sind, war seit geraumer Zeit
Gebunden durch sein Wort, nach Babylon zu steuern.

Was er in Babylon verrichten sollte, war
Halbbrechend Werk, sogar in Karl's des Großen Tagen;

In unsern würd' es auf gleiche Gefahr
Um allen Ruhm der Welt kein junger Ritter wagen.

2 „Sohn,“ sprach sein Oheim zu ihm, der heilige
Vater in Rom,
Zu dessen Füßen, mit einem reichlichen Strom
Büßfert'ger Zähren angefeuchtet,

Er, als ein frommer Christ, erst seine Schuld
gebeichtet,

„Sohn“, sprach er, als er ihm den Ablass
segnend gab,

„Reuch hin in Frieden! Es wird dir wohl
gelingen,

Was du beginnst. Allein vor allen Dingen,
Wenn du nach Joppen kommst, besuch' das
heil'ge Grab!“

3 Der Ritter küßet ihm in Demuth den
Pantoffel,

Gelobt Gehorsam an und zieht getrost dahin.
Schwer war das Werk, wozu der Kaiser ihn
Verurtheilt hatte; doch mit Gott und Sanct
Christophel

Hofft er, zu seinem Ruhm sich schon heraus zu
ziehen.

Er steigt zu Joppen aus, tritt mit dem Pilgerstabe
Die Wallfahrt an zum werthen heil'gen Grabe,
Und fühlt sich nun an Muth und Glauben
zwiefach kühn.

4 Drauf geht es mit verhängtem Bügel

Auf Bagdad los. Stets denkt er:
es bald?

Allein da lag noch mancher steile Hügel
Und manche Wüstenei und mancher dichter
Dazwischen. Schlimm genug, daß

Heidenland
Die schöne Sprache von De wasserhörte
„Ist dies der nächste Weg nach Bagdad?“
fragt er zu

An jedem Thore, doch von keiner See
standen.

5 Einst traf der Weg, der eben vor ihm
Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und
Wald links, bald rechts, den ganzen lange
Und mußte oft erst mit seinem breiten
Durch's wilde Gebüsch sich einen Ausgang
Er ritt bergan, um freier umzuschau'n
Weh ihm! der Wald scheint sich vor
Seiten,

Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten

6 Was ganz natürlich war, dächte ihm
Zauberspiel.

Wie wird ihm erst, da in so wilden Ort
Woraus kaum möglich war, bei Tage
finden,

Zulezt die Nacht ihn überfiel!

Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel;
Kein Sternchen glimmt durch die verwinkelten
Wipfel;

Er führt sein Pferd, so gut er kann, am
Und stößt bei jedem Schritt die Stämme
einen Baum

7 Die dicke rabenschwarze Hülle,
Die um den Himmel hängt, ein unbeladener
Und was zum ersten Mal in seine Ohren
Der Löwen donnerndes Gebrülle

Tief aus den Bergen her, das, durch
Lobesstille

Der Nacht noch schrecklicher, von Felsen
Den Mann, der nie gebebt in seinem
Leben,

Den machte Alles dies zum ersten Mal

Der Held, wiewohl kein Weibes-
sohn [Ton
stern sah, fühlt doch bei diesem
Anie die Sehnen sich entstricken,
Willen läuft's ihm eiskalt über'n
Rücken.

uth, der ihn nach Babylon
bt, kann keine Furcht ersticken;
inem Schwert, sein Roß stets an
der Hand, [wand.

en Pfad, der sich durch Felsen
nicht lange fortgezogen,

in der Fern den Schein von
Feuer zu sehn.

pumpt sogleich mehr Blut in
seine Wangen,

Zweifel und Verlangen,

h Wesen vielleicht in diesen
öden Höhn

ort er fort, dem Schimmer nach-
zugehn,

rbt und bald sich wieder zeigt,
hob sich senket oder steigt.

mal gähnt im tiefften Felsen-
grund

e an, vor deren finstern Schlund
Feuer flammt. In wunder-

baren Gestalten

dunkeln Nacht das angestahlte
Gestein,

Debüsch verseht, das aus den
schwarzen Spalten

im Widerschein

Feuer brennt. Mit lustver-
mengtem Grauen

Ritter stehn, den Zauber an-
zuschauen.

schallt aus dem Bauch der Gruft
ein donnernd Halt!

stand vor ihm ein Mann von
rauber Gestalt,

antel bedeckt von wilden Ragen-
fellen,

mmengeflücht, die rauhen Schenkel
schlug;

warzer Bart hing ihm in krausen
Wellen

Ragen herab, und auf der
Schulter trug

rnast als Reule, schwer genug,
Stier auf Einen Schlag zu fällen.

ter, ohne vor dem Mann
ieder und seinem Bart zu er-
schrecken,

Beginnt in der Sprache von Oc, der einz'gen,
die er kann,

Ihm seinen Nothstand zu entdecken.

„Was hör' ich,“ ruft entzündt der alte Wald-
mann aus,

„O süße Musik vom Ufer der Garonne!

Schon sechzehn Mal durchläuft den Sternen-
kreis die Sonne,

Und all die Zeit entbehr' ich diesen Ohren-
schmaus.“

13 „Willkommen, edler Herr, auf Libanon
willkommen!

Wiewohl sich leicht erachten läßt,

Daß Ihr den Weg in dieses Drachennest

Um meiner willen nicht genommen.

Kommt, ruhet aus und nehmt ein leichtes
Mahl für gut,

Wobei die Freundlichkeit des Wirths das Beste
thut!

Mein Wein (er springt aus diesem Felsenteller)
Verbünnt das Blut und macht die Augen heller.“

14 Der Held, dem dieser Gruß gar große
Freude gab,

Folgt ungesäumt dem Landsmann in die Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab, [Grotte.

Und steht entwaffnet da gleich einem jungen
Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alquif's

Stab,

Da Jener jetzt den blanken Helm entschnallet,
Und ihm den schlanken Rücken hinab

Sein langes gelbes Haar in großen Ringen
waltet.

15 „Wie ähnlich,“ ruft er, „o wie ähnlich,
Stück für Stück!

Stirn, Auge, Mund und Haar!“ — „Wem
ähnlich?“ fragt der Ritter.

„Verzeihung, junger Mann, es war ein Augen-
blick, [so bitter!

Ein Traum aus besserer Zeit! so süß und auch
Es kann nicht sein! — Und doch, wie Euch

dies schöne Haar
Den Rücken herunter fiel, war mir's, ich seh'

ihn selber
Von Kopf zu Fuß. Bei Gott! sein Abdruck ganz

und gar;
Nur er von breit'rer Brust und Eure Loden

gelber.“

16 „Ihr seid der Sprache nach aus meinem
Lande; vielleicht

Ist's nicht umsonst, daß Ihr dem guten
Herrn so gleicht,

Um den ich hier in diesem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, schon sechzehn

Jahre weine.

im Begriff ihn weiblich abzuwalzen,
seitwärts hielt ein Zwerg mit seinem
Fallen."

"Von Zorn entbrannt, rief ich: Du
Grobian,

hat der Knabe dir gethan,
ehelos ist, ihm also mitzuspielen?
und rühr' ihn noch mit einem Finger an,
s dich jückt, mein Schwert in deinem
Wanst zu fühlen!

Wie mir Jener zu, bist du's? dich sucht
ich just,

lange dürst' ich nach der Lust,
nachglühend Herz in deinem Blut zu
fühlen!

Kennst du mich nicht, so wiss', ich bin
der Sohn

Herzogs Dietrich von Ardennen!
later Siegewin (mög' er im Abgrund
brennen!)

über meinen einst bei einem offenen
Kennen

unterlist den Sieg davon; [Lohn.
durch die Flucht allein entging er seinem
Lache hab' ich ihm geschworen;
ist mir zahlen für ihn! Da! sieh zu
deinen Ohren!"

Und mit dem Worte rennt er gegen mich,
unbereit zu solchem Tanze,
sien nicht versah, mit eingelegter Lanze.
Hüft parirt' ich seinen Stich [Gile
einem linken Arm, um den ich in der
mantel schlug, und auf der Stell' empfing
einem Degenknopf der Unhold eine Beule
chten Schlaf, wovon der Athem ihm
verging."

Er fiel, mit Einem Wort, um nimmer
aufzustehen.

ien plötzlich sich im Walde Reiter sehen
her Zahl; doch des Erschlagnen Tod
ien, war dem feigen Troß nicht Noth.
ien, während wir des Knaben Wunde
banden,

Und fern, bis wir aus ihren Augen
schwanden.

legten sie den Leichnam auf ein Roß,
ien eilends fort zum kaiserlichen Schloß."

Unwissend, wie bei Karl mein Handel
sich verschlimmert,

ich meinen Weg, des Vorgangs un-
bekümmert.

ngen an. Mein alter Oheim, Abt
mit Denys, ein Mann, mit Weisheit
hochbegabt,

Führt beim Gehör das Wort. Wir werden
wohl empfangen,
Und Alles wär' erwünscht für uns ergangen;
Doch wie man eben sich zur Tafel setzen will,
Hält Hohenblat am Schloß mit Scharlot's
Leiche still."

31 „Zwölf Knappen tragen sie, in schwarzen
Flor verhummet,
Die hohen Stufen hinan, und, wer sie sieht,
verstummet

Und steht erstarrt. Sie nehmen ihren Lauf
Dem Saale zu. Die Thüren springen auf:
Da tragen zwölf Gespenster eine Bahre,
Mit blut'gem Linnen bedeckt, bis mitten in
den Saal.

Der Kaiser selbst erblickt, uns Andern stehn
die Haare

Zu Berg', und mich trifft's wie ein Wetter-
strahl."

32 „Indem tritt Amory hervor, hebt von
der Leiche

Das blut'ge Tuch und — „Sieh! (ruft er
dem Kaiser zu)

Dies ist dein Sohn! und hier der Frevler,
der dem Reiche.

Und dir die Wunde schlug, der Mörder unsrer
Ruh'!

Weh mir! ich kam zu spät dazu!
Sich nichts versehend, fiel dein Scharlot im
Gesträuche

Durch Meuchelmord, nicht wie in offnem Feld
Von Rittershand ein ritterlicher Held."

33 „Wie viel Verdruß dem alten Herrn
auch täglich

Sein böser Sohn gebracht, so blieb er doch
sein Sohn,

Sein Fleisch und Blut. Erst stand er un-
beweglich;

Dann schrie er laut vor Schmerz: mein Sohn!
mein Sohn!

Und warf sich in Verzweiflung neben
Den Leichnam hin. Mir war der bange
Baterton

Ein Dolch ins Herz; ich hätt' um Scharlot's
Leben

In diesem Augenblick mein bestes Blut ge-
geben."

34 „Herr, rief ich, höre mich! Mein Will
ist ohne Schuld.

Er gab sich für den Sohn des Herzogs von
Ardennen;

Und was er that, bei Gott! es hätte die
Geduld

Von einem Heil'gen morden können!

Er schlug den Knaben dort, der ihm kein
Leid gethan,
Sprach lästerlich von meines Vaters Ehre,
Fiel ungewarnt mich selber mörderisch an —
Den möcht' ich sehn, der kalt geblieben wäre!"

35 „Ha! Bösewicht! schreit Karl, mich hörend,
springt entbrannt
Bom Leichnam auf mit Löwengrimm im Blicke,
Reißt einem Knecht das Eisen aus der Hand,
Und, hielten ihn mit Macht die Fürsten nicht
zurück,

Er hätt' in seiner Wuth mich durch und durch
gerannt.

Auf einmal rüttelt sich der ganze Ritterstand;
Ein wetterleuchtender Glanz von hundert bloßen
Wehren

Scheint stracks in jeder Brust die Mordlust
aufzustören."

36 „Die Hall' erdonnert von Geschrei,
Das Estrich bebt, die alten Fenster klirren;
Aus jedem Mund schallt Mord! Verrätherei!
Die Sprachen scheinen sich aufs Neue zu ver-
wirren;

Man schraubt, man rennt sich an, man zückt die
drohende Hand.

Der Abt, den noch allein Sanct Benedicts
Gewand

Vor Frevel schützt, hält endlich unsern Degen
Mit aufgehob'nem Arm sein Scapulier ent-
gegen."

37 „Ehrt, ruft er laut, den heil'gen Vater
in mir,

Deß Sohn ich bin! Im Namen des Gottes,
dem ich diene,

Gebiet' ich Fried'! — Er rief's mit einer Miene
Und einem Ton, der Heiden zur Gebühr
Genöthigt hätt'. Und stracks auf einmal legen
Des Aufruhrs Wogen sich, erhellt sich jeder
Blick,

Und jeder Dolch und jeder nackte Degen
Schleicht in die Scheide still zurück."

38 „Nun trug der Abt den ganzen Verlauf
der Sache

Dem Kaiser vor. Die Ueberredung saß
Auf seinen Lippen. Allein was half mir das?
Die Leiche des Sohns liegt da und schreit
um Rache.

Hier, ruft der Vater, sieh und sprich
Dem Mörder meines Sohns das Urtheil!

Sprich's für mich!
Ja, rachebüstender Geist, dein Gaumen soll
sich laben

An seinem Blut! Er sterb' und nässe die
Raben!"

39 „Jetzt schwoll mein Herz empor. Ich bin
kein Mörder, ich
Ich überlaut. Der Richter richtet nicht billig
In eigener Sache. Der Kläger Amory
Ist ein Verräther, Herr! Hier steh' ich, frei
und willig,

Will in sein falsches Herz mit meines Lebens
Fahr [und we
Beweisen, daß er ein Schall und Lügner ist
Und bleiben wird, so lang sein Hauch die
Luft vergiftet.

Sein Werk ist alles dies, er hat es angestiftet!"

40 „Ich bin, wie er, von fürstlichem Ge-
schlecht, [Recht
Ein Pair des Reichs und fordre hier mein
Der Kaiser kann mir's nicht versagen!

Da liegt mein Handschuh, laßt ihn's wagen
Ihn aufzunehmen, und Gott in seinem Gericht
Entscheide, welchen von uns die Stimme die-
ses Blutes [Muthes

Zur Hölle donnern soll! Die Quelle meiner
Ist meine Unschuld, Herr! Mich schreckt kein
Donner nicht."

41 „Die Fürsten des Kaiserreichs, so viel vor
ihnen zugegen,
Ein jeder sieht sich selbst in meiner Verdan-
nung gekränkt.

Sie murmeln dem Meere gleich, wenn sie
von fern zu regnen

Der Sturm beginnt; sie bitten, bringen, legen
Das Recht ihm vor. Umsonst! den starrten
Blick gesenkt

Auf Scharlot's blutiges Haupt, kann nichts das
Vater bewegen,

Wiewohl auch Hohenblat, der's für ein Leichtes
hält [stellt.

Mir obzusiegen, selbst sich unter die Bittenden

42 „Herr, spricht er, laß mich gehn, den Fre-
ler abzustrafen;

Ich wage nichts, wo Pflicht und Recht mich
schützt. [erhört

Ha! rief ich laut, von Scham und Grimm
Du spottest noch? Erzittre! Immer schlafst
Des Rächers Blitze nicht! — Mein Schwert

ruft Hohenblat,
Soll, Mörder, sie auf deine Scheitel häufen! —

Doch Karl, den meine Gluth noch mehr er-
bittert hat,

Befiehlt der Wache, mich zu greifen."

43 „Dies rasche Wort empört den ganzen
Saal

Von Neuem; alle Schwerter blitzen,
Das Ritterrecht, das Karl in mir verlegt, zu
schützen.

ist ihn! ruft der Kaiser abermal;
 er sieht mit vorgehaltenen Rlingen
 dem Kreis die Ritter mich umringen.
 dens droht, schier im Gedräng erstickt,
 eistliche Herr mit Bann und Interdict."

„Des Reiches Schicksal schien an einem
 Haar zu schweben,
 rauen Rätthe fleh'n den Kaiser auf den
 Knien,

Recht der Ritter nachzugeben.
 hr sie fleh'n, je minder rührt es ihn;
 idlich Herzog Rayms (der oft in seinem
 Leben,

Karl den Kopf verlor, den seinen ihm
 geliehn)

Rund zum Ohr ihm hält, dann gegen
 uns sich kehret,
 im begehrten Kampf des Kaisers Urlaub
 schwöret."

Herr Hüon fährt dann zu erzählen fort:
 rad's auf dieses einz'ge Wort
 usruhr sich gelegt, die Ritter alle zurüde
 en, und Karl, wiewohl im Herzen er-
 grimmt,

Der Wuth im halbentwölkten Blicke,
 hten Tag zum Urtheilskampf bestimmt;
 ible Theile sich mit großer Pracht ge-
 rüstet,

s Triumphs gewiß, sich Amory gebrüstet.
 Der stolze Mann, wiewohl in seiner
 Brust

iger pocht, der seinen Muth erschüttert,
 iness Arms von Eisen sich bewußt,
 anchen Wald von Lanzen schon zer-
 splittert.

te nie vor einem Feind gezittert,
 umpf auf Tod und Leben war ihm Lust.
 A sein Troß und seine Riesenstärke
 m ihn bei diesem blut'gen Werke.

„Gelommen war nunmehr der blut'ge
 Tag,

mett alles Voll. Mit meinem blanten
 schild an der Brust, und, wie ich sagen
 mag,

Men mit Liebe begrüßt, erschien ich in
 den Schranken.

Hand der Kläger da. In einem Erler
 lag

te Karl, umringt von seinen Fürsten,
 hien, in offenem Vertrag

mory, nach meinem Blut zu dürsten."
 „Die Sonne wird getheilt. Die Richter
 setzen sich;

Begner scheint vor Ungebuld zu brennen,

Bis die Trompete ruft. Nun ruft sie, und
 wir rennen,

Und treffen so gewaltiglich [und ich
 Zusammen, daß auf's Knie die Rosse stürzen,
 Und Hohenblat uns kaum im Sattel halten
 können.

Gilfertig machen wir uns aus den Bügeln los,
 Und nun in einem Bliß sind beide Schwerter
 bloß."

49 „Daß ich von unserm Kampf dir ein
 Gemälde mache,

Verlange nicht! An Grimm und Stärke war,
 Wie an Erfahrung, mein Gegner offenbar
 Mir überlegen; doch die Unschuld meiner Sache
 Beschützte mich, und machte meine Kraft
 Dem Willen gleich." Der Sieg blieb lange
 zweifelhaft;

Schon floß aus manchem Duell des Klägers
 Blut herunter,

Und Hüon war noch unverletzt und munter.

50 Der wilde Amory, wie er sein dampfend
 Blut [Wuth,

Den Panzer färben sieht, entbrennt von neuer
 Und stürmt auf Hüon ein, gleich einem Un-
 gewitter,

Das Alles vor sich her zertrümmert und ver-
 heert,

Bliß Schlag auf Schlag, so daß mein junger
 Ritter

Der überlegnen Macht mit Mühe sich erwehrt.
 Ein Arm, an Kraft mit Roland's zu vergleichen,
 Bringt endlich ihn nach langem Kampf zum
 Weichen.

51 Des Sieges schon gewiß, faßt Amory
 sogleich

Mit beiden angestregten Händen
 Sein mächtig Schwert, den Kampf auf Einen
 Schlag zu enden.

Doch Hüon's gutes Glück entglitscht dem Todes-
 streich,

Und bringt, eh Jener sich in's Gleichgewicht
 zu schwingen

Bermag, da wo der Helm sich an den Kragen
 schnürt, [klingen,

So einen Hieb ihm bei, daß ihm die Ohren
 Und die entnerote Hand den Degengriff verliert.

52 Der Stolze sinkt zu seines Gegners
 Füßen,

Und Hüon, mit gezüctem Schwert,
 Dringt auf ihn ein. „Entlade dein Gewissen,"
 Ruft er, „wenn noch das Leben einen Werth
 In deinen Augen hat. Gesteh' es auf der
 Stelle."

„Bandit!" schreit Amory, indem er alle Kraft

Zum letzten Stoß mit Grimm zusammenrafft,
„Nimm dies und folge mir zur Hölle!“

53 Zum Glücke streift der Stoß, mit un-
gewisser Hand
Vom Boden auf geführt, durch eine schnelle
Wendung,

Die Hüon macht, unschädlich nur den Rand
Des linken Arms. Allein mein Ritter, in
der Blendung

Des ersten Zorns, vergift, daß Hohenblat,
Um öffentlich vor Karl'n die Wahrheit kund
zu machen,

Noch etwas Athem nöthig hat,
Und stößt sein breites Schwert ihm wüthend
in den Rachen.

54 Der Frevler speit in Wellen rother Fluth
Die schwarze Seele aus. Der Sieger steht
entsündigt

Und rein gewaschen in des Klägers Blut
Vor allen Augen da. Des Herolds Ruf ver-
kündigt

Es laut dem Volk. Ein helles Jubelgeschrei
Schallt an die Wollen. Die Ritter eilen herbei,
Das Blut zu stillen, das an des Panzers Seiten
Herab ihm quillt, und ihn zum Kaiser zu
begleiten.

55 „Doch Karl,“ so fährt der junge Ritter
fort

Dem Mann vom Felsen zu erzählen,
„Karl hielt noch seinen Groll. Kann dieser
neue Mord

Mir, rief er, meinen Sohn beseelen?
Ist Hüon's Unschuld anerkannt? [fallen?
Ließ Hohenblat ein Wort von Widerruf ent-
Auf ewig sei er denn aus unserm Reich ver-
bannt [gefallen!“

Und all sein Land und Gut der Krone heim-

56 „Streng war dies Urtheil, streng der
Mund, [dagegen?

Aus dem es ging; allein was konnten wir
Das einzige Mittel war, außs Bitten uns
zu legen. [rund

Die Pairs, die Ritterschaft, wir alle knieten
Um seinen Thron uns schier die Kniee wund,
Und gaben's endlich auf, ihn jemals zu be-
wegen,

Als Karl zuletzt sein langes Schweigen brach.
„Wohlan, ihr Fürsten und Ritter, Ihr wollt's,
wir geben nach.“

57 „Doch höret den Beding, den nichts zu
widerrufen

Vermögend ist! (Hier neigt' er gegen mich
Herunter zu des Thrones Stufen
Den Scepter.) Ich begnadige dich!

Allein aus allen meinen Reichen [entw
Soll dein verbannter Fuß zur Stunde
Und, bis du Stüd für Stüd mein la
Gebot [

Vollbracht, ist Wiederkunft unmitt
58 „Zieh hin nach Babylon, und
festlichen S

Wenn der Khalif im Staat an seiner
runde [ver

Mit seinen Emirn sich beim hohen
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur
liegt,

Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel
spritze!

Ist dies gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Thrones, zunächst an
Und küß' als deine Braut sie d
öffentlich!“

59 „Und wenn dann der Khalif, de
solchen Sce

In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit
So wirf dich an der goldnen Lehne
Vor seinem Stuhle hin nach Morgen!
Und, zum Geschenk für mich, das
Freundschaft

Erbitte dir von ihm vier seiner Baden
Und eine Handvoll Haar aus seinem
Bart!“

60 „Geh hin, und, wie gesagt, eh' di
Haar vollze

Was ich dir hier von Wort zu Wort
Ist deine Wiederkunft unmittelbarer Z
Wir bleiben übrigens in Gnaden d
wogen.“

Der Kaiser sprach's und schwieg. Allein
uns dabei

Zu Muthe war, ist nothlos zu beschrei
Ein Jeder sah, daß so gewogen bleibe
Nichts besser als ein Todesurtheil sei.“

61 „Ein dumpfes Murren begann im
Saal zu w

„Bei Sanct Georg!“ (sprach einer vo
Rittern,

Der auf der Lancelot und Tristan rauher
Manch Abenteuer mit Ehren abgethan)

„Sonst pfleg' ich auch nicht leicht vor
Ding zu zi

Setz' einer seinen Kopf, ich setz' ihm
bran!

Doch was der Kaiser da dem Hüon angefi
Hätt' auch, so brav er war, Herr (
nicht begom

62 „Was red' ich Viel? Es war zu off

Daß Karl durch dies Gebot mir nach dem
Leben trachte.

Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,
Ob Ahnung oder Troß, was mich so toll-
kühn machte,

Genug, ich trat vor ihn und sprach mit Zu-
versicht:

Was du befohlen, Herr, kann meinen Muth
nicht beugen.

Ich bin ein Franke! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und seid Ihr alle Zeugen!"

63 „Und nun, kraft dieses Worts, mein guter
Scherasmin,

Siehst du mich hier, nach Babylon zu reisen,
Entschlossen. Willst du mir dahin

Den nächsten Weg aus diesen Bergen weisen,
So habe Dank! Wo nicht, so mach' ich's, wie
ich's kann." —

„Mein bester Herr," versetzt der Felsenmann,
Indem die Zähren ihm am Bart herunter
beben,

„Ihr ruft, wie aus dem Grab, mich in ein
neues Leben!"

64 „Hier schwör' ich Euch (und da, zum heil'-
gen Pfand,

Ist diese alte zwar, doch nicht entnernte
Hand!),

Mit Euch, dem theuren Sohn und Erben
Von meinem guten Herrn, zu leben und zu
sterben.

Das Wort, wozu der Kaiser Euch gesandt,
Ist schwer; doch ist damit auch Ehre zu er-
werben!

Genug, ich führ' Euch hin und steh' Euch
festen Muths

Bis auf den letzten Tropfen Bluts!" [Treue,

65 Der junge Fürst, gerührt von solcher
Fällt dankbarlich dem Alten um den Hals.

Drauf legen sich die beiden auf die Streue,
Und süß schläft, als wär' es Flaum. Und
als

Der Tag erwacht, erwacht mit muntern Blicken
Der Ritter auch, schnallt seine Rüstung an;
Der Alte nimmt den Quersack auf den Rücken,
Den Knüttel in die Hand, und wandert frisch
voran.

Johann Friedrich Freiherr von Cronegl,

geboren den 2. September 1781 zu Ansbach,
studirte in Halle und Leipzig, wo er sich mit
den dortigen Dichterkreise befreundete, ward 1762
Kriegsrath Ansbachischer Hof-, Regierungs-
und Justizrath, bereiste vor dem Amtsantritt

noch Italien und Frankreich, und starb auf
einer Reise zu seinem Vater in Nürnberg den
31. December 1768. — Lyrisches, Didakti-
sches, Dramatisches (Olinth und Sophronia;
Rodrus).

An Herrn M.

1 Bald werd' ich dich, o Gegend, wieder
sehen,

In der ich einst das erste Licht erblickt;

Ich irre bald auf jenen stillen Höhen,

Die nun der Lenz mit neuen Farben schmückt.

Sei mir gegrüßt, o Land, das mich erzeuget!

Sei mir gegrüßt, geliebte Einsamkeit!

Bald wird der Wald, der jezt noch traurig
schweiget,

Von Liedern laut, der Zärtlichkeit geweiht.

Komm, mein M! Du riefst in unsre Felber

Die Grazien, der Gegend unbekannt.

Die schüchtern sah'n sie nicht die stummen Wälder

Die den noch nie betret'nen Regnißstrand!

Komm! der Wald soll froh von Liedern
klingen;

Und komme selbst mit schwachen Tönen ein.

Und suchst kühn, Horazen nachzusingen,

Du singst beherzt, gleich ihm, von Lieb' und
Wein.

Ich, den kein Schwung zum Helikon geführt,
Seh' schwindelnd nur, verzweiflungsvoll nach
dir. [rühret,

Die Nachwelt wird noch durch dein Lieb ge-
20 Mein Grab umschließt einst meinen Ruhm
mit mir.

An die Einsamkeit.

1 O Einsamkeit, die ich voll Ehrfurcht grüße,
Komm, hülle mich in deine Schatten ein!

Wenn ich in dir mich vor der Welt verschließe,
Leb' ich der Freundschaft und mir selbst allein.

O könnt' ich stets in stillen Wäldern leben,
Von Ehrsucht frei, von eitelm Volk entfernt,

In Wüsten, wo die Seele sich erheben,

Und, frei von Zwang, sich selbst empfinden lernt!

2 Der Wälder Nacht und heilig öde Stille
Ist jener gleich, die meine Brust erfüllt.
Es sei die Nacht, in der ich mich verhülle,
Elysium, von dir ein Schwesterbild!
Die Stille zeugt die göttlichsten Gedanken,
Es fühlt sich selbst der stolzgewordne Sinn;
Es flieht der Geist des Erdballs enge Schranken,
Und schwinget sich zu seinem Ursprung hin.

3 Empfanget mich, ihr schauervollen Schatten!
Und wenn ich einst mein Leben durchgemacht,
So sollt ihr noch der Asche Ruh' verstaten;
Empfangt mich dann mit doppelt finst'rer Nacht!
Die Muse treibt aus dem geweihten Haine
Von meinem Grab Neugierige zurück,
Und birgt den Rest der ruhenden Gebeine
Der Sterblichen unheilig kühnem Blick.

Ermunterung zu weiser Freude.

1 Flieh' die niedrigen Sorgen
Und das stolze Geräusch der Stadt!
Nur in ruhigen Hainen
Weilet Frieden und Freiheit noch.

2 Komm! hier winkt dir die Freude,
Nicht mit Purpur und Gold geschmückt,
Leicht im weißen Gewande,
Ungekünstelt, durch Unschuld schön.

3 Keine Krone von Lorbeer'n
Drückt die sittsame Stirne stolz;
Von muthwilligen Westen
Wird das flatternde Haar zerstreut.

4 Weisheit, Mutter der Freude,
Strahl der Gottheit, erfülle mein Herz!
Bald tiefsinnig, bald scherzhaft,
Immer Weisheit, dir selbst nur gleich!

5 Nein, das ist nicht die Weisheit,
Die betrübt über Alles seufzt;
Nein, das ist nicht die Weisheit,
Die der Fleiß bei der Lampe sucht.

6 Glücklich leben ist Weisheit,
Gott verehren ihr höchster Grad.
Nicht im Wiß, im Verstand nicht,
In dem Herzen nur wohnet sie.

7 Hier im stiefsamen Thale
Scherzt die schüchterne Weisheit gern,
Wo die lächelnde Muse
Sie mit thauvollen Rosen krönt.

An einen Freund.

1 Wann sich ein Reimer untersteht
Und beines Cronegk's Asche schmächt,
So sei dein Amt, sein Herz zu rächen!
Hier liegt ein Jüngling, kannst du sprechen!
Der seines Lebens kurze Zeit
Unschuld'ger Musen Scherz geweiht.
Hätt' ihm die Parze läng'res Leben
Und wen'ger Flüchtigkeit gegeben,
So würden seine Schriften rein
10 Und kritisch ausgebeßert sein.
Die Nachwelt wird ihn zwar nicht nennen
(Und dies erträgt er ohne Schmerz);
Doch sollte sie sein Herz recht kennen,
So schätzte sie gewiß sein Herz.

Michael Denis,

(pseudon. Sined der Barbe), geboren den
27. September 1729 zu Schärding am Inn (da-
mals bair., jetzt österr.), trat 1747 zu Wien in
den Jesuitenorden, ward 1759 Lehrer am Theresia-

num daselbst, 1791 Custos der kaiserl. Biblio-
und Hofrath, starb den 29. Sept. 1800; mit Krei-
mann an der Spitze der Barden-Poeten stehend.
Oden, Lieder; Uebersetzung des Ossian.

Die Zeit. *)

1 Zeit, wie fliegst du daher! Sieh, der ge-
schwinde Pfeil
Und der streifende Nord und der gestürzte Strom

Bleiben müde zurück. Selbst der Gedanken
Kriechet arbeitsam hinter dir.

2 Dennoch schilt dich der Thor, wenn er
sellschaftlos,
Ueberlassen sich selbst, lange Secunden zu
Dennoch schilt er dich trüg', wenn ihm du
auf sich selbst
Mancher schauernde Blick entfährt.

*) Ausnahmsweise haben wir uns bei den beiden
Gedichten von Denis eine Abkürzung erlaubt, wo-
durch indeß Einheit und Zusammenhang keine Stö-
rung erlitten haben.

3 Wenn um's goldene Bett schwarze Ph-
tome stehn,

sein jagender Geist Dornen auf Schwa-
nen fühlte,
r lautere Ruf seines Gewissens jetzt
die nächtliche Stille tönt:

dann wünscht er den Tag, welcher den
Musenfreund
vom Abendroth her, seiner uneingedenk,
Floren in's Meer weiser Betrachtungen
: wachenden Lampe find't.

ber schilt er auch dann, flüchtige Zeit,
dich trüg', [winkt,
im Thore des Thals ihm die Verweisung
m Staube sein Geist wartender Ewigkeit
: voll entgegenbebt?

enn das, was er verlebte, klein wie ein
Atomus,

Jahrhunderte schon, dennoch ein Atomus,
: lustigen Raum schwimmend ein Nord
verhaucht,

: schweißenden Stirne schwebt?

dann flucht er dem Wahn, der ihn so
lang getäuscht,

m flatternden Sinn Jahre vertändeln
hieß; [den ein,
erst sieht er den Werth eilender Stun-
t sein Leben zurück — und stirbt.

eit! unschätzbares Gut! Weise nur
kennen dich;

r geizen nach dir. Jeglicher Augenblick
Weisen gebraucht; Weisen ist nur be-
wußt,

it Eine Minute lehrt.

Das Gewitter.

rrlich und furchtbar bist du, gewaltiger
versammler, Himmelsverfinsterer! [wort,
rbengebieter — und kreis'te sein Nacht-
: die Sonne kreis't —

an dich.

war der Tag. Dein Finger gebot
rücken. Da zogen nach Süden
usend Thälern und tausend lodenden
Sümpfen

ulichen Hauche, verdickten sich dort
schwarzen Wolkengebirgen. Von da
bein Blitzgespann,

bein erdenerschütternder Wagen
das Antlitz der Welt ergehn.

me barg sich. Immer stiller,
ward der Waldgesang.

hwalbe Flügel streiften an der Erbe,
iden summeten ahnend umher,

Schnaubend warf der Stier den Nacken auf,
Und suchte den strömenden Wind.

20 Aber von dir war ihm noch nicht zu strö-
men geboten;

Unbewegt, unerfrischt stand die Luft.

Endlich gebotst du dem Winde zu strömen:

Da trug er in seiner weitkreisenden,

Tief niederhangenden Wolkennacht

Deinen erschrecklichen Wagen herauf.

Riß auf Riß zerbarst die Nacht

Deinen geschlängelten, glühenden Reilen

Vor dem Wagen her.

Aber der Wagen trachte noch nicht,

30 Er rollte nur.

Nun war der Wagen über unserm Haupte.

Dem Drude seiner schweren Räder

Erhebten die Thürme der Kaiserstadt,

Erbehte bis in ihren tiefen Schooß die Weste.

Jeglicher blendende Blick,

Ercilt vom betäubenden Analle,

War des nahen Todes Zeuge.

Bleich und stumm war mein Geschlecht. —

Aber die zackigen Reile

40 Fuhren ergrimmt umher:

Einer durchwühlte den Busen der Flur,

Ein andrer begrub sich in der erschrockenen

Donau Fluth,

Dieser erlosch in dem unendlichen Raume der

Himmel,

Jener traf der schönsten Eiche Haupt.

Also fuhren die Reile. Doch hatte

Der auf dem Wagen den Reilen geboten,

Meines Geschlechts zu schonen.

Und jezo gab er seinen Wassern

Befehl, hernieder zu stürzen.

50 Da wurden die Wolkengebirge zur Ebne,

Und der Wagen trachte nimmer,

Er rollte nur.

Nun war er hinüber, der Wagen, nach Norden;

Doch irrte von Berge zu Berge

Der langsam sterbende Nachhall seines Gerolls.

Da schwang sich mein freierer Blick zum Himmel:

Der farbige Bogen, — die Brücke der Götter,

Als Obin noch herrschte, noch Asgard stand,

Und jezo der Schatten, Allvater,

60 Von beinen besänftigten Augenbrauen —

Er wölbte sich hell in Osten empor.

Wie flares Gestein, so schimmerte rings

Der Segen der Wolken auf Laub und Gras.

Da tauchten die Vögel, da tauchten die Heerden

Den munteren Fuß in's erfrischende Raß,

Und neues Gefühl des Lebens erhob

Das jagende Menschengeschlecht.

Karl Mastalier,

geboren den 16. November 1781 zu Wien, Jesuit, Professor der Literatur an der Universität und Mitglied der Akademie, gestorben den

6. October 1795. — Lyrische Gedichte (besonders Oden), Uebersetzungen (aus Horaz), Lob- und Trauerreden.

Schlachtgesang.

1 Auf! in das Feld zum Streite!
Des Krieges Donner rollen daher. —
Denkt an verlassner Bräute
Und Kinder weiche Thränen nicht mehr!
Sieg oder Tod sei die Lösung der Krieger!
Ruhm und Unsterblichkeit krönet die Sieger.
Auf! an der Helden Seite
Ist weder Siegen, noch Sterben zu schwer.
2 Schon bricht der Dämm'ung Schleier,
Schon blüht der Tag von den Waffen zurück.
Auf! in dem Busen Feuer,
Und Sieg und Tod im männlichen Blick!
Hauet euch Bahn durch die feindlichen Glieder!
Dort an des Sieges Ziel sehn wir uns
wieder.

Fort! jeder Schritt ist theuer:
Es gilt des Vaterlands Freiheit und Glück!
3 Horch, wie aus eh'nen Schlünden
Des Lobes heulend Feldgeschrei schallt!
Horch, wie zerstreut von Winden,
Der Schlachtlärm vom Gebirg' wiederhallt!
Noch ist es heiß im gewaltigen Kampfe,
Noch steht der Tag hinter schweflichtem Dampfe.
Laß uns die Feinde finden,
O Sonne, biß sie den Frevel bezahlt!
4 Ha! wie er flieht, der schwache
In Furcht und Angst verworr'ne Hauf!
Heut ist der Tag der Rache:
Verfolgt des Sieges glänzenden Lauf!
Laßt uns die Ernte der Lorbeern erst mähen
Morgen dann zählen wir unsre Trophäen.
Ha! für gerechte Sache
Nähm' ich's mit hundert Feinden noch auf.

Karl Friedrich Bretschmann,

geboren den 4. December 1788 zu Bittau, studirte die Rechte zu Wittenberg, ward Oberamtsadvocat in Bittau, später Gerichtsactuar, wurde

1797 in den Ruhestand versetzt, und starb den 16. Januar 1809. — Bardengesänge, Lustspiele, Sinngedichte u. s. w.

Des alten Deutschlands Jugend. *)

1 Voll Kraft und schön und groß,
Frisch, wie der Eichenbaum,
Wächst Deutschlands Jugend auf. —
Der Knabe wandelt laun.
So stärkt ihn Kampf und Lauf.
Dann zwischen drohenden Lanzen
Lernt er den Waffentanz,
Schlank wie die Schlange, tanzen,
Und er bekommt den Kranz.
10 Am Tische seiner ältern Brüder
Sitzt er nun stolz im Rath
Und horcht auf Bardenlieder,

Voll von der Väter That;
Und, Sieg an Sieg, lernt er sie bald.
Dann pocht sein Herz ihm mit Gewalt;
Dann träumt ihm Nachts von heißem Strei
Und, plötzlich aufgewacht,
Sucht er des Bildes Aehnlichkeit, [angesagt
Und eilt, sobald der Hahn den Morgen
20 Hinaus zur kriegerischen Jagd.

Er kommt! Seht, wie die Bären ihn,
Seht, wie die Wölfe heulend flieh'n!
Habt ihr des Bären Stärke,
Habt ihr des Wolfes Muth,
Tyrannen, die ihr dürstet
Nach freier Völker Blut?
Ihr habt sie nicht! O rettet euch!
Denn seine Jagd, bald gilt sie euch!

Ermüdet sinkt er dann
30 Am Felsenbache nieder,
Und ruht bei seiner Beut' im Gras.
Er singet mit der Lerche Lieder,

*) Eine Stelle aus einer größern Dichtung, „der Gesang Rhyngulph's des Barden, als Varus geschlagen war,“ die aus fünf Liedern besteht, deren jedes durchschnittlich 260 Verse umfaßt.

ruft der zaubernden Sonne zu,
 sie in träger Ruh
 Morgenroths vergaß.
 Auf einmal tritt mit Siegerpracht
 Sonn' empor, der weichen Nacht
 graue letzte Nebel fliehen.
 ühlt der sanften Wärme Macht,

40 Er sieht im Thau die Wiesen blühen,
 Er athmet frische Frühlingsluft,
 Durchbalsamt von der Blüthe Duft.
 Da strahlet Freud' aus seinen Blicken,
 Da fühlt er Andacht, fühlt Entzücken,
 Da feiert er den Vater der Natur!
 Er ist Druid, und Altar ist die Flur.

Christian Felix Weiße,

am 26. Januar 1726 zu Annaberg in
 Sachsen, studierte in Leipzig, wurde später
 Leutweinnehmer daselbst, starb den 16. Dec-
 1804. — Kleinere Gedichte, Dramati-

sches (Komische Opern, Trauer- und Lustspiele),
 Wochenblatt für Kinder („der Kinderfreund“);
 Redaction der von Nicolai gegründeten Zeitschrift
 „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (seit 1760).

Das Veilchen.

Barum, geliebtes Veilchen, blühst
 Du so entfernt im Thal?
 Hastest dich unter Blättern, fliehst
 Der stolzen Blumen Zahl?
 2 Und doch voll Liebreiz duftet du,
 Sobald man dich nur pflückt,
 Und süße Wohlgerüche zu,
 Als manche, die sich schmückt.
 3 Du bist der Demuth Ebenbild,
 Die in der Stille wohnt,
 Und den, der ihr Verdienst enthüllt,
 Mit frommem Dank belohnt.

An den Schlaf.

1 Komm, süßer Schlaf, erquicke mich!
 Mein müdes Auge sehnet sich,
 Der Ruhe zu genießen;
 Komm, sanft es zuzuschließen!
 2 Wie aber, Freund, o schloßest du
 Von nun an es auf ewig zu?
 Und diese Augenlider
 Säh'n nie den Morgen wieder?

3 So weiß ich, daß ein schön'res Licht
 Einst meinen Schlummer unterbricht,
 Und einen Tag mir gönnet,
 Der keinen Abend kennet.

Die Lilliputer.

1 In Lilliput — ich glaub' es kaum,
 Doch Swift erzähl't — gibt's Leute,
 So groß als ungefähr mein Daum;
 Man denk' erst in die Weite!
 Da müssen sie gewiß so klein,
 Als bei uns eine Mücke sein.
 2 O wär' ich dort! Wie groß wär' ich!
 Man nännte mich den Riesen,
 Und mit den Fingern würd' auf mich,
 Wo man mich sah', gewiesen.
 „Dort,“ sprächen sie, „dort gehet er!“
 Und vor mir ging' Bewund'ung her.
 3 Doch, wenn ich nun nicht klüger wär',
 Als jetzt, sie aber wären
 Gesitteter, verständiger, —
 Wie? — Würden sie mich ehren?
 Ich glaube kaum. Sie würden schreien:
 „Am Leibe groß, am Geiste klein!“

Johann Gottlieb Willamov,

geboren den 15. Januar 1786 zu Mohrungen,
1758 Professor am Gymnasium daselbst, 1767
Rector der deutschen Schule zu Petersburg, 1776
Lehrer an einem Fräuleinstift, mußte wegen Schul-

den in's Gefängniß wandern, starb bald nach
der Freilassung, den 28. Mai 1777. — Fabeln
(meist in dialogischer Form), Dithyramben.

Der Arzt und der Kranke.

1 Nun? wie befind't man sich? —
„Schlecht, mein Herr Doctor, schlecht!
Ich bin so matt, ich kann mich fast nicht
rühren!“ —

Die Korzen werden triumphiren,
Wenn England ihnen hilft. —
„Mein Schlaf ist auch nicht recht.“ —
Der alte Paoli ist doch ein Eisenfresser!
„Vorgestern war mir ungleich besser,
Als heute.“ —

10 Genua hat mehr mit ihm zu thun,
Als mit dem Theodor. —

„Könnt' ich nur etwas ruhn!
Das würde mehr, als Arznei mich stär-
ken.“ —

Noch Eins! Es läßt sich England merken,
Daß es mit Portugal gemeinschaftliche Sache,
Den Spaniern zuwider, mache. —

„Gut, mein Herr Doctor, gut!
Aber was sagen Sie . . .“ —

Wer weiß' was Frankreich thut? —
20 „Aber was sagen Sie zu meinem Fieber
denn“ —

„Ach! damit hat's nicht Noth. — Auch mit
Subsidien

Kann Frankreich schon genug dem span'schen
Hofe dienen. —

„Aber ich sehe nicht, was mir das nützen
soll!“ —

Nur gutes Muths! Was gilt's? es bessert sich
mit Ihnen!

Doch meine Zeit ist kurz. Mein Herr! Sie
leben wohl!

Der junge Dichter und der Maler.

1 Wen stellt dies Bildniß vor, mein Herr? —

„Den Tartarchan.“ —
Und dies? — „Das ist der Großsultan.“ —
Und jenes dort? — „Das ist ein Fürst der
Cherokesen.“ —

Und wonach haben Sie die Herren denn gemacht?
Sind Sie auf Reisen je gewesen? —

„Das thäte Noth! Ich hätte fast gelacht!
Hab' ich denn nicht Beschreibungen gelesen?
Wenn ein unbärtiger Poet,

Der in dem Buch der Welt kaum anfängt
zu studiren,

10 Mit dreister Faust an's Drama geht,
Um Denkungsart und Sitten zu poliren,
Wovon er doch noch nichts versteht:

So ist's auch mir erlaubt, in kühn erlognen
Bildern

Das, was ich nie gesehen, zu schildern.“

Der junge Baum und der Wind.

Gemach, Herr Wind, gemacht! o weh!
Du siehst ja, daß ich allein hier steh!
An Eichenwäldern mag dein Horn sich rächen
Ich bin ein junger Baum, du wirfst mich no-
cherbrechen! —

„Ein junger Baum bist du? Gut, lieber jung-
Baum!

Um desto mehr kannst du dich schmiegen.

Sieh dort die alten Bäume liegen,

Noch fast' ich sie nur kaum.

Nur fein Geduld! Je mehr ich dich zerzausen
werde,

Je fester wurzelst du dich in die Erde.“

Gottlieb Konrad Pfeffel,

geboren den 28. Juni 1736 zu Kolmar, studirte
Jurisprudenz in Halle, erblindete 1757, grün-
dete 1778 ein Erziehungsinstitut, das während
der Revolution unterging, wurde 1808 Präsi-

dent des Consistoriums zu Kolmar, starb den
1. Mai 1809. — Fabeln, Parabeln, poetische
Erzählungen (minder gelungen seine Lieder, Epi-
keln und Balladen).

Der Retter.

Von einem Weib verfolgt, entrann
Ein Haselhuhn in eine Höhle.
Da sprang ein schlimmerer Tyrann,
Ein rascher Fuchs, ihm an die Kehle.
Doch schnell macht' es ein Jäger frei:
Sein Hund, der ihm die Spur verrathen,
Zerriß den Fuchs; er schoß den Weib,
Und ließ das gute Hühnchen — braten.

Das Johannismwürmchen.

1 Ein Johannismwürmchen saß,
Seines Demantsteins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.¹⁾
2 Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.
3 „Ach, was hab' ich dir gethan?“
Rief der Wurm ihr zu.
„Ei!“ fuhr ihn das Unthier an,
„Warum glänzt du?“

Der Ortolan.

Es tagte kaum, so hörte man
Der Vögel Lied im Hain erschallen.
„Singt immer!“ sprach ein Ortolan,
„Der Fettste bin ich doch von Allen.“

Des Kameel und das Trampelhier.

„Fort! geh' mir aus dem Wege!“
So sprach an einem Stege
Zum biedern Trampelhier
Einst das Kameel. — „Dir weichen?“
Sprach jenes; „ei! wofür?“ —

„Meinst du, daß unser einer,
Rief das Kameel, „von deiner
Verworfenen Raste sei?
Du hast nur einen Budel,
Und ich, ich habe zwei.“

Der Bei.

1 Der Löwe schuf den Stier zum Bei.
Der ganze Troß der Thiere
Rief mit des Aufruhrs Selbstgeschrei:
„Weg mit dem dummen Stiere!“ —
„Wohlan!“ versetzte gnadenvoll
Der Herrscher; „die Gemeine soll
Selbst einen Bei sich wählen.“ —
„Nun,“ rief die frohe Schaar ihm zu,
„Herr Sultan, sollst du sehen,
10 Daß wir weit besser uns, als du,
Auf das Verdienst verstehen.“
Stracks macht sich der Congress bereit,
Und wählt in weiser Einigkeit
Zu seinem Bei — den Esel.

Die Gule, der Vater, die Gans
und die Rabe.*)

(An Wolf.)

1 In einer Klosterschule hauste
Ein alter Rauz, den ein Noviz
Aus seiner Ahnen Rittersitz,
Dem Kirchthurm, in der Jugend mauste
Und sich zum Stubenburschen zog.
Er fraß vertraut mit einem Vater
Und einer Gans aus einem Trog
Und laute täglich, was der Vater
Professor seinem Schülerchor
10 Aus dem Plutarch und Diobor
Erzählte, seinen Tischgenossen
Cum notis variorum vor.

*) Nach Florian's Fabel: Le Hibou, le Chat,
l'Oison et le Rat. Florian gibt der Fabel eine
allgemeine Anwendung.

1) Der Bardenhain scheint auf eine speciellere
Bedeutung hinzudeuten.

Dann waren Beide lauter Ohr
 Und machten wohl auch eigne Glossen
 Voll kritischer Belesenheit.
 Oft übten sich die drei Tironen
 Mit Alopischer Beredsamkeit
 In scharfen Disputationen.
 Einst theilte sie der große Streit
 20 Vom Werth der alten Nationen.
 „Ich,“ sagte Mauz, „war allezeit
 Für die Aegypter: diese lehrten
 Uns Weisheit und Gerechtigkeit.
 Und o! wie liebten, wie verehrten
 Sie ihre Götter nicht!“ — „Und ich,“
 Versetzt der Kauz, „erkläre mich
 Für die unsterblichen Athener.
 Athen war stets der Musen Sitz.
 Was ist erhabner, was ist schöner,
 30 Als ihre Werke, die der Wiß,
 Mit Kunst und mit Genie gepaaret,
 Der späten Nachwelt aufbewahret!
 Und ihre Helden! Hat man wohl
 Mehr Anmuth mit mehr Kraft gefunden?“ —
 „Ha!“ rief die Gans, „beim Capitol!
 Ihr faselt! Habt ihr Rom vergessen?
 Wer kann mit diesem Volk sich messen?
 Vom Nordpol bis zum Südpol
 Gleicht in dem ganzen Alterthume
 40 Und in der neuern Zeit an Macht,
 An Wissenschaft, an Waffenruhm,
 Selbst an des Ueberflusses Bracht
 Kein Volk den fürstlichen Quiriten!
 Sie, sie sind meine Favoriten!“ —
 Nun schrien auf einmal alle drei;
 Die Fugen in der Synagoge
 Sind gegen diesem Dialoge
 Ein Meisterstück der Melodei.
 Schon sprachen Schnabel, Zahn und Laze,
 50 Als eine grundgelehrte Nase,
 Die manche Dissertation
 Des Vater Rectors aufgezehret,
 Von ihrem Aristarchenthron
 (Es war ein großes Lexikon),
 Wo sie den Streit mit angehört,
 Herunter rief: „Ich merke schon,
 Was euch entzweit. Aegypten ehrte
 Die Katzen; dem Athener war
 Die Gule heilig; Rom ernährte
 60 Im Rathhaus eine Gänseschaar.“
 Dies, lieber Voss, ist die Geschichte
 Der Lehrsysteme. Jedes trägt
 Ein Muttermal in dem Gesichte,
 Vom Egoismus aufgeprägt.

Die Pilger.

(An Lavater.)

1 Ein Imam schickte seine Söhne
 Nach Mekka zu des Sehers Grab.
 Sie reisen, wie die Diogene,
 Das heißt zu Fuß. Beim Abschied
 Der fromme Greis, mit einer Thrä
 Des Segens, Jedem einen Stab,
 Und sprach: „Laßt diesen euch regie
 Ein Gott gab ihm die Wunderkraft,
 Euch stets den rechten Weg zu führ
 10 Sie traten ihre Pilgerschaft
 Jetzt muthig an. Einst rief im Ge
 Der jüngste Bruder: „Laßt doch seht
 Wer wohl den schönsten Steden süß
 Strads blieb die Karawane stehen.
 Die Stäbe werden recensirt
 Und in die Läng' und in die Quere
 Gedreht, gebogen, abvisirt,
 Und Jeder schwur bei Gott und Eh
 Daß seiner doch der schönste wäre.
 20 Als man sich heiser demonstirt,
 So kam es, wie in unsern Tagen,
 Zum Schelten und zuletzt zum Sch
 Die Stöcke zischten durch die Luft,
 Hier flog ein Ohr, dort eine Nase,
 Hier sprang ein Zahn aus seiner K
 Dort lag ein scheeles Aug' im Graß
 Ein Derwisch, weiß und fromm, i
 Freund, zog von ungefähr die Straß
 Er lief auf die Athleten zu
 30 Und rief mit eines Seraphs S
 „Laßt ab, Unsinnige, laßt ab
 Von eurem mörderischen Grimme!
 Der Vater gab euch diesen Stab,
 Um euch auf rechte Bahn zu leiten,
 Und den gebraucht ihr ihm zum Sp
 Als Werkzeug toller Streitigkeiten —
 Wie Christen die Religion!“

Die Tabakspfeife.

1 „Gott grüß Euch, Alter! Schme
 Pfeischen?
 Weist her! — Ein Blumentopf
 Von rothem Thon mit goldnem Reisch
 Was wollt Ihr für den Kopf?“ —
 2 „O Herr, den Kopf kann ich nicht
 Er kommt vom bravsten Mann,
 Der ihn, Gott weiß es, einem Vassen
 Bei Belgrad abgewann.

„Herr, da gab es rechte Beute!
 Prinz Eugen!
 rummet sah man unsre Leute
 irken Glieder mäh'n.“ —
 Ein andermal von Euren Thaten!
 Alter, seid kein Tropf,
 diesen doppelten Ducaten
 ren Pfeisentopf!“ —
 Ich bin ein armer Kerl, und lebe
 einem Gnadensold;
 Herr, den Pfeisentopf, den gebe
 ht um Alles Gold!
 ört nur! Einst jagten wir Husaren
 eind nach Herzenslust,
 ß ein Hund von Janitscharen
 auptmann in die Brust.
 Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel
 hätt' es auch gethan —
 ag' ihn sanft aus dem Getümmel
 em Edelmann.
 Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
 er mir all sein Geld
 sen Kopf, drückt' mir die Hände,
 ieb im Tod noch Geld.
 as Geld mußt du dem Wirth'e schenken,
 imal Plünd'ring litt,

So dacht' ich, und zum Angedenken
 Nahm ich die Pfeife mit.

10 Ich trug auf allen meinen Bügen
 Sie wie ein Heiligthum,
 Wir mochten weichen oder siegen,
 Im Stiesel mit herum.

11 Vor Prag verlor ich auf der Streife
 Das Bein durch einen Schuß;
 Da griff ich erst nach meiner Pfeife
 Und dann nach meinem Fuß.“ —

12 „Schön, Vater, Ihr entloßt mir Zähren.
 O sagt, wie hieß der Mann?
 Damit auch mein Herz ihn verehren
 Und ihn beneiden kann.“ —

13 „Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
 Dort liegt sein Gut am Rhein . . .“ —
 „Das war mein Ahne, lieber Alter,
 Und jenes Gut ist mein. [nun leben!

14 Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir
 Vergesset Eure Noth!
 Kommt, trinkt mit mir von Walter's Neben
 Und eßt von Walter's Brot!“ —

15 Nun topp! Ihr seid sein wahrer Erbe!
 Ich ziehe morgen ein,
 Und Guer Dank soll, wenn ich sterbe,
 Die Türkenpfeife sein!

Johann Benjamin Michaelis,

den 31. December 1746 zu Bittau, stu-
 medicin in Leipzig, widmete sich aber vor-
 e der schönen Literatur, lebte meist in
 Bedrängniß, (Befanntschaft mit Gellert,

Weiße, Lessing, Gleim), 1770 Redacteur des Ham-
 burger Correspondenten und Theaterdichter, lebte
 zuletzt bei Gleim, starb den 30. Sept. 1772. — Lie-
 der, Fabeln, Satiren.

Knabe und der Schmetterling.

Ein Knabe, der sich zum Vergnügen
 die Schmetterlinge fing,
 den Trauermantel fliegen.
 Allerliebster Schmetterling!
 rief er leuchtend, „laß dich fangen!
 Ist in meinem Schränkchen prangen,
 erliebster Schmetterling!“
 er, lief durch Wiesen, Thal und Hügel
 Vogel nach, der bald sich niederließ,
 h sonnte, und mit leichtem Flügel
 Rörberhute sich entriß,
 haben jetzt auf Seitenwege brachte,
 rückwärts flog, schnell links, schnell
 rechter Hand,
 ann er ihn nun fest zu haben dachte,
 n er ihn gelockt, verschwand. —

Wird nicht der Knabe müde werden?
 Wer das hofft, kennt den Menschen nicht.
 Wer fragt nach Schweiß, wer nach Beschwerden,
 Wenn unsre Neigung für sie spricht? —
 20 Der Knabe ließ sich immer äffen;
 Der Vogel fliegt zum Bach, er — nach
 Und wirft, doch endlich ihn zu treffen,
 Den Hut darüber in den Bach.

Doch selber der verlorne Hut
 Entflammt ihn nur zu neuem Muth.
 Er jagt, und schlägt, und seht! — er fing,
 Als schon die Sonne unterging,
 Zwar freilich mit verlornem Hute,
 Zwar Hand und Kleid voll Staub und Blute,
 30 Zwar zitternd vor des Vaters Zorn, jedoch
 er fing —

Den allerliebsten Schmetterling!

Die Affen und der Spiegel.

1 Durch's liebe Ungefähr, das Mancher Glücks-
 stern ist,
 Entbedten auch an einem Hügel,
 Wo ihn ein Wandrer eingebüßt,
 Zween Affen einen Taschenspiegel.
 Hans, der nicht wußte, was es war,
 Befah den Schatz von allen Orten.
 „Ei!“ rief er endlich, „das ist Morten!
 Du bist getroffen — auf ein Haar!
 Sieh!“ rief er, und wies sich im Glase.
 10 „Ach, sieh einmal die stumpfe Nase,
 Den sträub'gen Kopf — wie ähnlich! Ha!
 Leihhaftig, Bruder, stehst du da!“ —
 „Weiß her!“ sprach Morten. „Ei, Hans, willst
 du mich betrügen?“

Rief er, als er in Spiegel sah;
 „Ist hier ein Zug von meinen Zügen?
 Die Nase platt, die Augen klein —
 Dein ganz Gesicht trifft überein!
 Das Bild ist also rechtlich dein.
 Doch willst du mir's zum Angedenken
 20 Der alten Freundschaft gütigst schenken?
 So nehm' ich's dankbar an. Trennt dich
 Tod von mir,
 So hab' ich doch ein Bild von dir.“
 Was hilft's, die Thoren zu betriegen?
 Der ärgste Narr sucht allemal
 Sorglos zu seinen eignen Zügen
 Ein brüderlich Original.
 So oft ich aus dem Schauspiel wandre,
 Hör' ich von Keinem: „Das war ich!“
 Ein Luchs ist Jeder gegen Andre,
 30 Ein Maulwurf Jeder gegen sich.

Christian Daniel Friedrich Schubart,

geboren den 26. März 1789 zu Obersonthem in
 Schwaben, sollte Theologie studiren, beschäftigte
 sich aber mehr mit Poesie und Musik, ergab sich
 einem wilden und unsteten Treiben, 1768 Musik-
 director in Ludwigsburg, später abgesetzt und des
 Landes verwiesen, gab nach vielfachem Herumirren
 in Augsburg die deutsche Chronik heraus, zog sich
 dann nach Ulm zurück, ward 1777 auf die Festung

Hohenasberg gebracht, wurde nach zehnjähriger
 Kerkerhaft Musik- und Theaterdirector zu Stutt-
 gart, starb den 10. October 1791. —
 Deutsche Gedichte (Lieder im Volkston, Sym-
 pathen). Deutsche Chronik (1771 — 1778)
 Vaterlands-Chronik; Aesthetik der Tonkunst (un-
 vollendet); Leben und Gesinnungen, von ihm selbst
 aufgesetzt.

Capit d.

1 Auf, auf! ihr Brüder, und seid stark!
 Der Abschiedstag ist da.
 Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
 Wir sollen über Land und Meer
 In's heiße Afrika.
 2 Ein dichter Kreis von Lieben steht,
 Ihr Brüder, um uns her;
 Uns knüpft so manches theure Band
 An unser deutsches Vaterland;
 Drum fällt der Abschied schwer.
 3 Dem bieten graue Eltern noch
 Zum letzten Mal die Hand;
 Den herzen Bruder, Schwester, Freund,
 Und Alles schweigt, und Alles weint,
 Töbelaß von uns gewandt.
 4 Ist hart! — Drum wirble du, Tambour,
 Den Generalmarsch drein!
 Der Abschied macht uns sonst zu weich;
 Wir weinten, kleinen Kindern gleich!
 Es muß geschieden sein.

5 Lebt wohl, ihr Freunde! Seh'n wir uns
 Vielleicht zum letzten Mal,
 So denkt: nicht für die kurze Zeit,
 Freundschaft ist für die Ewigkeit,
 Und Gott ist überall.
 6 An Deutschlands Grenze füllen wir
 Mit Erde unsre Hand,
 Und küssen sie. Das sei der Dank
 Für deine Pflege, Speis' und Trank,
 Du liebes Vaterland!
 7 Wenn dann die Meereswoge sich
 An unsern Schiffen bricht,
 So segeln wir gelassen fort;
 Denn Gott ist hier, und Gott ist dort,
 Und der verläßt uns nicht!
 8 Und ha! wenn sich der Tafelberg
 Aus blauen Düsten hebt,
 So strecken wir empor die Hand,
 Und jauchzen: Land! Ihr Brüder, Land
 Daß unser Schiff erhebt.
 9 Und wenn Soldat und Officier
 Gesund an's Ufer springt,
 Dann jubeln wir: Ihr Brüder, ha!

id wir ja in Afrika!
 laß dankt und singt.
 Wir leben drauß im fernen Land
 utische brav und gut;
 zen soll man weit und breit:
 utischen sind doch brave Leut',
 den Geist und Muth.
 Ind trinken auf dem Hoffnungsap
 nen Götterwein,
 den wir, von Sehnsucht weich,
 nen Freunde, dann an euch,
 hränen fließen drein.

Der Gefangene.

fangner Mann, ein armer Mann!
 schwarze Eisengitter
 ich den fernen Himmel an,
 ich' und weine bitter.
 e Sonne, sonst so hell und rund,
 trüb' auf mich herunter;
 nmt die braune Abendstund',
 sie blutig unter.
 it ist der Mond so gelb, so bleich,
 t im Wittwenschleier;
 rne mir — sind Fadeln gleich
 r Lobtenfeier.
 ag sehen nicht die Blümlein blüh'n,
 hlen Lenzeswochen;
 ber sah' ich Rosmarin
 ft der Gräber stehen!
 rgebenß wiegt der Abendhauch
 h die goldnen Aehren;
 nur in meinem Felsenbauch
 arme brausen hören!
 as hilft mir Thau und Sonnenschein
 fen einer Rose?
 nichts ist mein, ach! Nichts ist mein
 ttererdenschöße!
 nn nimmer an der Gattin Brust,
 a der Kinder Wangen
 ttenwonne, Vaterlust
 melsthränen hangen.
 fangner Mann, ein armer Mann!
 m den Lieben allen,
 h des Lebens Dornenbahn
 uernächten wallen.
 i gähnt mich an die Einsamkeit,
 he mich auf Nesseln;
 h mein Beten wird entweiht
 kurren meiner Fesseln.

10 Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
 Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
 Und Teufel für die Ketten schuf,
 Um sie damit zu strafen.

11 Was hab' ich, Brüder, euch gethan?
 Kommt doch und seht mich Armen!
 Gefangner Mann, ein armer Mann!
 Ach, habt mit mir Erbarmen

Die Linde.

1 Warst so schön, breitwipflichter Baum,
 Als dir schwellen die Knospen,
 Als du Blüthendüfte verhauchtest;
 Warst so schön!

2 Dich umsummt' am Lenzabend der Käfer,
 Geflügelte Ameisen schwärmten,
 Wie Mittagswölkchen, von der Sonne
 Versilbert, um deinen Blüthenzweig.

3 Die Blüthe fiel; da warst du grün
 Und stärktest mein Auge,
 Daß an's falsche Dunkel meines Kerkers
 Gewöhnt, blinzl' im Sonnenstrahl.

4 Und nun bist du halbnacht;
 Der Herbststurm blies um deinen Scheitel
 Und deinen Schmutz; die goldnen Blätter
 Wälzt nun wogend der Oben des Sturms.

5 Die schwarzen Nester starren trauernd,
 Ihrer Decke beraubt, in die Luft.
 Dich flieht der Sperling, denn du bist
 Ihm nicht mehr Hülle gegen den Sperber. —

6 Einst knospete ich, o Linde,
 Schöner, als du; trug Blüthen
 Des Knaben, des Jünglings, die süßer
 Dufteten, als du im Frühlingschmud.

7 Meine geringelten Seidenlocken
 Waren schöner, als dein grünes Haar.
 Schöner, als deines Finken und Distelvogels,
 Scholl mein Gesang und Flügelspiel.

8 Ich war ein Mann, breitwipflicht
 Und lieblich im Sonnenstrahl spielend.
 Meines Geistes Fittig deckte die Meinen,
 Wie dein schattender Wipfel den Pilger.

9 Aber ach! mein Herbst ist gekommen,
 So früh ist schon mein Herbst gekommen!
 Das Schicksal blies mit kalstürmendem Odem,
 Und meine Blätter fielen.

10 Heiser ist mein Gesang;
 Die geflügelte Rechte lahmt
 Auf den braunen Tasten
 Des goldenen Saitenspiels.

11 Meine Phantasie, der Riese,
Zuckt ausgestreckt, wie ein Geripp'
Im Staube. Mein Wiß, die Rose,
Liegt entblättert, zerknickt.

12 Fern ist meine Liebe,
Meine Kinder sind ferne; —
Der schwarze, starre, enthaarte Ast
Vermag nicht mehr zu schatten die Liebe

Matthias Claudius,

(pseudon.asmus oder der Wandsbecker Bote), geboren den 15. August 1740 zu Reinfeld bei Lübeck, studirte Jurisprudenz in Jena, lebte dann als Privatmann in Wandsbeck bei Hamburg, ward 1776 Oberlandescommissär zu Darmstadt, legte aber im nächsten Jahre die Stelle nieder

und lehrte nach Wandsbeck zurück, ward Revisor der Holsteinischen Bank in Altona, aber in Wandsbeck wohnen, wo er den 21. Januar 1815 starb. — Lieder (in volkstümlichem Tadeln, Sprüche, Erzählungen, Gespräche, & u. s. w. Die Zeitschrift: Der Wandsbecker Bote

Rheinweinlied.

1 Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europa, ihr Herren Becher,
Ist solch ein Wein nicht mehr.

2 Er kommt nicht her aus Hungarn, noch
aus Polen,
Noch wo man franzmänn'sch spricht. [holen!
Da mag Sanct Veit, der Ritter, Wein sich
Wir holen ihn da nicht.

3 Ihn bringt das Vaterland aus seiner
Fülle;

Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Muth!

4 Er wächst nicht überall im deutschen Reiche,
Und viele Berge, hört!
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche
Und nicht der Stelle werth.

5 Thüringens Berge, zum Exempel,
bringen

Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht; man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

6 Im Erzgebirge dürst ihr auch nicht
suchen,

Wenn Wein ihr finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Kobaltfuchen
Und etwas Laufegold.

7 Der Bloßberg ist der lange Herr
Philister,

Und macht nur Wind, wie der.
Drum tanzen auch der Ruck und sein Rüster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

8 Am Rhein, am Rhein, da wachsen
unsre Reben;

Gesegnet sei der Rhein!

Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein.

9 So trinkt ihn denn und laßt uns alle
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig ist,
Wir gäben ihm den Wein.

Weihelied.

1 Stimmt an mit hellem, hohem M
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang!
Das Waldthal hall' ihn wieder!

2 Der alten Vorden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgefunnes Land,
Dir weihn wir uns auf's Neue!

3 Zur Ahnentugend wir uns weihn,
Zum Schutze deutscher Hütten;
Wir lieben deutsches Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten.

4 Die Vorden sollen Lieb' und Wein,
Doch öfters Tugend preisen,
Und sollen biedre Männer sein
In Thaten und in Weisen.

5 Ihr Kraftgesang soll himmeln
Mit Ungestüm sich reißen,
Und jeder echte deutsche Mann
Soll Freund und Bruder heißen!

Am ersten Maimorgen.

1 Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Sorg' und keine Sitte hören,
Will mich wälzen, und für Freude schreien
Und der König soll mir das nicht wehren

eute kommt mit seiner Freuden Schaar
 aus der Morgenröthe Hallen,
 Blumenkranz um Brust und Haar,
 auf seiner Schulter Nachtigallen!
 und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
 er träuft von Thau und Duft und
 Segen —

ein Thyrsus sei ein Knospenreis,
 und lauml' ich meinem Freund entgegen!

Die Sternseherin.

Ich sehe oft um Mitternacht,
 was ich mein Werk gethan,
 Niemand mehr im Hause wacht,
 Stern' am Himmel an.
 Sie gehn da, hin und her zerstreut,
 Lämmer auf der Flur;
 Hubeln auch, und aufgereiht,
 Perlen an der Schür;
 Und funkeln alle weit und breit,
 funkeln rein und schön.
 Ich seh' die große Herrlichkeit,
 kann nicht satt mich sehn.
 Dann saget unterm Himmelszelt
 ein Herz mir in der Brust:
 „gibt was Bessres in der Welt,
 all' ihr Schmerz und Lust.“
 Ich werf' mich auf mein Lager hin,
 liege lange wach,
 suche es in meinem Sinn,
 sehne mich darnach.

Christiana.

Es stand ein Sternlein am Himmel,
 Sternlein guter Art;
 that so lieblich scheinen,
 lieblich und so zart.
 Ich wußte seine Stelle
 Himmel, wo es stand;
 Abends vor die Schwelle
 suchte, bis ich's fand;
 Und blieb dann lange stehen,
 große Freud' in mir,
 Sternlein anzusehen,
 dankte Gott dafür.
 Das Sternlein ist verschwunden;
 suche hin und her,
 ich es sonst gefunden,
 hab' es nun nicht mehr.

Bei dem Grabe meines Vaters. *)

1 Friede sei um diesen Grabstein her,
 Sanfter Friede Gottes! Ach sie haben
 Einen guten Mann begraben,
 Und mir war er mehr!

2 Träufte mir von Segen, dieser Mann,
 Wie ein milder Stern aus bess'ren Welten!
 Und ich kann's ihm nicht vergelten,
 Was er mir gethan!

3 Er entschlief — sie gruben ihn hier ein.
 Leiser, süßer Trost vom ew'gen Leben
 Und ein Abniden von dem ew'gen Leben
 Düst' um sein Gebein!

4 Bis ihn Jesus hoch und hehr,
 Freundlich wird erwecken — ach! sie haben
 Einen guten Mann begraben,
 Und mir war er mehr!

Abendlied eines Bauersmanns.

1 Das schöne große Taggestirne
 VollenDET seinen Lauf.
 Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
 Lieb Weib, und dann tisch' auf!

2 Kannst hier nur auf der Erde bedcken,
 Hier unter'm Apfelbaum!
 Da pflegt es Abends gut zu schmedden,
 Und ist am besten Raum.

3 Und rufe flugs die kleinen Gäste,
 Denn hör', mich hungert's sehr!
 Bring' auch den Kleinsten aus dem Neste,
 Wenn er nicht schläft, mit her!

4 Es leuchtet uns bei unserm Mahle
 Der Mond so silberrein,
 Und guckt von oben in die Schale
 Und thut den Segen drein.

5 Nun Kinder, esset! eßt mit Freuden,
 Und Gott gesegn' es euch!
 Sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden,
 Bin arm und bin doch reich!

Urian's Nachricht von der neuen Ansklärung.

Urian.

1 Ein neues Licht ist aufgegangen,
 Ein Licht, schier wie Rarfunkelstein!
 Wo Hohlheit ist, es aufzufangen,
 Da fährt's mit Ungestüm hinein.

*) Vergl. unter Hölty's Gedichten die „Elegie
 bei dem Grabe meines Vaters.“

Es ist ein sonderliches Licht!
Wer es nicht weiß, der glaubt es nicht.

Chor.

Erzähl' Er doch von diesem Licht!
Was kann es? und was kann es nicht?

Urian.

2 Erst lehrt es euch die Menschenrechte;
Seht, wie die Sache euch gefällt:
Bis jezo waren Herr und Knechte,
Und Knecht' und Herren in der Welt;
Von nun an sind nicht Knechte mehr,
Sind lauter Herren hin und her.

Chor.

Sind also keine Knechte mehr,
Sind alles Herren hin und her!

Urian.

3 Sonst war Verschiedenheit im Schwange,
Und Menschen waren klug und dumm;
Es waren kurze, waren lange,
Und dick und dünne, grad' und krumm.
Doch nun, nun sind sie allzumal
Schier eins und gleich, glatt wie ein Mal.

Chor.

Nun aber sind sie allzumal
Schier eins und gleich, glatt wie ein Mal!

Urian.

4 Man nannte Freiheit bei den Alten,
Wo Kopf und Kragen sicher war,
Wo Ordnung und Gesetze galten,
Und Niemand krümmte dir ein Haar.
Doch nun ist frei, wo Jedermann
Rad schlagen und rumoren kann.

Chor.

Doch nun ist frei, wo Jedermann
Rad schlagen und rumoren kann!

Urian.

5 Vernunft, was man nie leugnen mußte,
War je und je ein nützlich Licht.
Indeß was sonst sie nicht wußte,

Das wußte sie doch sonst nicht.
Nun sitzt sie breit in ihrem Kreis,
Und weiß nun auch, was sie nicht weiß.

Chor.

Das macht sie gut! . . . in ihrem Kreis —
Und weiß nun auch, was sie nicht weiß!

Urian.

6 Religion war hehre Gabe
Für uns bisher, war Himmelsbrot;
Und Menschen gingen drauf zu Grabe,
Sie sei und komme her von Gott.
Nun kommt sie her, weiß selbst nicht wie?
Man saugt nun aus den Fingern sie.

Chor.

Nun kommt sie her, wir wissen wie?
Sie saugen aus den Fingern sie.

Urian.

7 Auch wißt ihr wohl vom Potentaten,
Wie der großmächtiglich regiert,
Und wie, ohn' Streit und Advocaten,
Dem Scepter Ehr' und Furcht gebührt.
Doch nun ist Scepter gar nicht viel,
Nicht besser als ein — Stiel.

Chor.

Uns ist und bleibt der Scepter viel!
Euch lassen wir den andern Stiel.

Schlußchor.

8 Wir fürchten Gott, wie Petrus schrieb
Und ehren unsern König hoch.
Was Wahrheit ist und Wahrheit bleibt
Im Leben und im Tode noch,
Das ist uns heilig, ist uns hehr!
Ihr Fälscher, fälscht morgen mehr!

9 Was himmeln die Menschen treibt,
Sie besser macht, was Probe hält,
Was Wahrheit ist und Wahrheit bleibt
Für diese und für jene Welt,
Das ist uns heilig, ist uns hehr!
Ihr Fälscher, fälscht morgen mehr!

Johann Georg Jacobi,

geboren den 2. September 1740 zu Düsseldorf, studierte seit 1758 zu Göttingen und Helmstedt Theologie, ward Professor der Philosophie zu Halle (Freundschaft mit Gleim), 1769 Canonicus zu

Halberstadt, 1784 Prof. der schönen Literatur in Freiburg im Breisgau und Regierungsrath, starb selbst den 4. Jan. 1814. — Lieder, Episteln, -Sinn- und Lustspiele; prof. Aufsätze in der Zeitschrift

Lieder.

1 O weh und aber weh dem Mann,
Der Schönes nicht auf Erden liebt,
Sich keines Dings erfreuen kann,

Sein volles Herz an keins ergiebt!
O wehe, wer sich nie vereint
Mit Wies' und Quell und Blüthenast,
Die Gattin auch und seinen Freund
Mit halber Seele nur umfaßt!

Jeder wehe, weh dem Mann,
 Liebt, den Liebe drängt!
 Sucht, und fest daran
 Herz auf immer hängt!
 Es trägt, verschwindet's bald.
 Ist am Quell verdirbt;
 Ebusen wird es kalt;
 Die treue Gattin stirbt.
 Ob ich lieben oder nicht,
 Aber wehe mir!
 Abt das Sonnenlicht
 Auf lauter Gräber hier.
 Ob an mein Herz gedrückt,
 In und Todtenbein;
 Ich die Gruft geschmückt;
 Nach der Leichenstein.
 Wohin? — denn Lieb' ist noth,
 Wankt und Alles weicht;
 Ob's und geht in Tod. —
 Weit der Himmel reicht? —
 Ach, du Gotteskraft,
 Und Wiesenquell erneut,
 Wirkt, ohn' Ende schafft,
 Es Grab voll Blumen streut!
 Dein Athem ist's allein,
 Taub lebendig weht;
 In Sternen ihren Schein,
 Wenn Erd' und Meer vergeht.
 Ach erhebe mich,
 Unsichtbaren Welt!
 Liebt's, und ewiglich
 , was an dir sich hält.

f Das Fest aller Seelen.

In Frieden alle Seelen!
 Ist ein banges Quälen,
 Ist süßen Traum;
 Geboren kaum,
 Ist hinüberschieden:
 Ruh'n in Frieden!
 Hier Gespielen suchten,
 In, nimmer fluchten,
 Ihrer treuen Hand
 In Druck verstand:
 In hinnen schieden,
 Ruh'n in Frieden!
 Der Mädchen Seelen,
 Den nicht zu zählen,
 Der Freund verließ,
 Die Welt verstieß:
 In hinnen schieden,
 Ruh'n in Frieden!

4 Und der Jüngling, dem, verborgen,
 Seine Braut am frühen Morgen,
 Weil ihn Lieb' in's Grab gelegt,
 Auf sein Grab die Kerze trägt:
 Alle, die von hinnen schieden,
 Alle Seelen ruh'n in Frieden!

5 Alle Geister, die, voll Klarheit,
 Wurden Märtyrer der Wahrheit,
 Kämpften für das Heiligthum,
 Suchten nicht der Marter Ruhm:
 Alle, die von hinnen schieden,
 Alle Seelen ruh'n in Frieden!

6 Und die nie der Sonne lachten,
 Unter'm Mond auf Dornen wachten,
 Gott, im reinen Himmelslicht,
 Einst zu sehn von Angesicht:
 Alle, die von hinnen schieden,
 Alle Seelen ruh'n in Frieden!

7 Und die gern im Rosengarten
 Bei dem Freudenbecher harrten,
 Aber dann, zur bösen Zeit,
 Schmeckten seine Bitterkeit:
 Alle, die von hinnen schieden,
 Alle Seelen ruh'n in Frieden!

8 Auch, die keinen Frieden kannten,
 Aber Muth und Stärke sandten
 Ueber leichenvolles Feld
 In die halb entschlaf'ne Welt:
 Alle, die von hinnen schieden,
 Alle Seelen ruh'n in Frieden!

9 Ruh'n in Frieden alle Seelen,
 Die vollbracht ein banges Quälen,
 Die vollendet süßen Traum;
 Lebensfakt, geboren kaum,
 Aus der Welt hinüber schieden:
 Alle Seelen ruh'n in Frieden!

Die Tempel.

1 „Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
 Die, seit Jahrhunderten umstürmt,
 Umdonnert, das Gewölk durchschau'n,
 Ihm reißet aus der Berge Schooß
 Ihr kümmerlich den Marmor loß,
 Um eine Wohnung ihm zu bauen?“

2 „Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
 Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
 Durch die gestirnten Hallen schimmert!
 Was sollen dem, der ewig war
 Und sein wird, Tempel und Altar,
 Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?“

3 Wir blicken hin: allwaltend schwebt
 Er auf Gewittern; Dennoch hebt

Sich unser Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schlehdorn liebt,
Die Blume schmückt, und Wasser gibt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.

4 Ihm bauen wir, der Welt an Welt
In's Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt und Erden gründet,
Zum Guten weißlich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und Alles ordnet, Alles bindet.

5 Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Nop und den Cedernwipfel;
Ein festes Band; allein zu groß
Für unsern Blick! wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

6 Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedeckte Felsen wild
Aus dicht verschlung'nen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder jagen!

7 Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom braust

Er nieder; seine Tanne saust;
Nur Allmacht stempelt seine Werke.

8 Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne dreh'n,
Und Sonnen auf- und untergehn
Beim Wechsellied der Nachtigallen.

9 Ihn suchen, ahnen, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier
Der Weinstock an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumichter Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

10 Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaß und Ordnung hin:
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

11 Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele steigt empor,
Und wandelt schon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.

Johann Kaspar Lavater,

geb. den 16. Nov. 1741 zu Zürich, studirte daselbst Theologie, bekleidete verschiedene Pfarrstellen in seiner Vaterstadt, ward bei der Eroberung Zürich's (den 26. Sept. 1799) meuchlerisch verwundet, und

kränkelte bis zu seinem Tode am 2. Jan. 1801 — Gedichte (besonders religiöse und patriotische) auch größere epische Dichtungen. Ascetische Schriften. Physiognomik (1775 — 1778).

Die Schlacht bei Granson.*)

1 Ergrimmt, die Waffen in der Hand,
Voll Fluch den frechen Mund,
Betrat das Helbenvaterland
Der Herzog von Burgund.

2 Entgegen eilten wir dem Feind
Mit Schweizerheldenmuth,
Und lachten, brüderlich vereint,
Der allzustolzen Wuth,

3 Und seiner Zelte tief im Thal
Und seiner Helme Pracht,
Und lachten seiner Wagen Zahl
Und seiner Rosse Macht.

4 Wir fanden, achtzehntausend Mann,
Vor sechzigtausenden,
Da sah'n wir nur den Himmel an,
Und sah'n sie, ruhig, stehn.

5 Laut betete das ganze Heer
Der Schweizer auf dem Knie;
Und Er, er schwur bei seiner Ehr':
„Zu Staub vertilg' ich sie!“

6 Dreimal griff der Burgunder an,
Und dreimal ohne Frucht.
Ein Hauptmann fiel, — die Helben sah'n
Ihn todt und nahmen Flucht.

7 Sie floh'n (wie war die Angst so groß!)
Gleich Hirschen aus dem Feld,
Und ließen Wagen uns und Roß,
Kanonen, Schild und Zelt.

8 Was, Herzog, half dir nun dein Schwur
So wenig, als dein Heer!

*) Vergl. in der Abtheilung Prosa unter Johannes Müller „Die Schlacht bei Gran-son.“

klugest unsrer Fünzig nur,
zwanzigmal wir mehr.
Heran nun! theilt die Beuten aus,
lagt dem Himmel Dank!
Al' in Granison und Karthaus
rohe Siegesgesang!

Der Rheinfluss bei Schaffhausen.

Wer, wer gibt mir den Pinsel, wer Far-
ben, dich zu entwerfen,
Gedanke der Schöpfung! Dich, maje-
stätischer Rheinfluss!
du Schwung des Gesangs, der Harfe
rauschender Vollklang —
du erfliegst sie nicht, die Wuth des
stürmenden Sturzes
Fluthengebirge! Ha! wie er geschleu-
dert daherschäumt!
vom Bogen gedrückt, ihr seid zu lang-
sam! — Ihr kriecht nur
den Flammen der Sonn', ihr furcht-
bar wehenden Adler!
Seid ihr mir nicht, nicht Schattenbilder
der Schnelle
verstäubenden Sturzes des hochleben-
digen Schneestroms,

10 Der an Felsen empor (er höhle sie!) über
die Felsen
Brauset, ein Wellengewitter, ein immer don-
nernder Donner!
Schauernd staun' ich euch an, ihr rufenden
Wogengewölle!
Ihr verschlingt mir den Odem, ihr raubt den
Lippen die Stimme!
Unter dir zittert die Erde! Der Fels bebt!
Brächtiger Aufruhr!
Wer, wer zäumt ihn, den Strom? Wer stellt
die Brust ihm entgegen?
Sonnen hielte der auf! Er hielt' im Zaume
Kometen,
Wann der Richter sie schnell zu Weltentzün-
dungen fortrollt!
Löschte mit Winken die strömende Gluth des
flammenden Erdballs,
Der ihn zäumte, den Strom, der immer all-
mächtiger fortstürzt,
20 Höhen und Tiefen verschlingt, in weiß
aufsiedende Nebel
Seine Herrlichkeit hüllt, und aus dem brau-
senden Aufschäum
Uebertäubend dem Schauenden ruft, wie mit
Stimmen der Meere:
„Gott ist! Herrlich ist Gott! ist Allmacht!
Fühle dein Nichts hier!“

Johann Gottfried von Herder,

den 25. August 1744 zu Morungen in
Preußen, wandte sich von der Chirurgie bald zur
Literatur und Philosophie, die er in Königsberg
(Kant) studirte, ward Lehrer am Friedrichs-
gymnasium, dann an der Domschule zu Riga, 1767
1768 Reiseprediger des Prinzen von Hol-
stein, reiste nach Frankreich, machte in Straß-
burg die Bekanntschaft, wurde 1771 Hof-
- und Consistorialrath zu Büdaburg, 1776
Lehrer, Generalsuperintendent und Ober-Con-
sistorialrath in Weimar, später Vicepräsident des
Consistoriums, besuchte 1788 Italien, ward
vom Kurfürsten von Baiern geädelt, starb

als Präsident des Ober-Consistoriums den 18. De-
cember 1803. — Werke: I. Zur schönen Lite-
ratur und Kunst: Lieder, Legenden, Parabeln
und Paramythien, Cantaten, Dramen mit Gesängen,
der Sid (nach spanischen Romanzen), Stimmen der
Völker in Liedern, Uebersetzungen (aus Jakob Balde,
der griechischen Blumenlese, Horaz, Pindar, Dichtern
des Morgenlandes); mannigfache Abhandlungen über
Literatur und Kunst. — II. Zur Philosophie
und Geschichte: Die Ideen zur Philosophie der
Geschichte der Menschheit und vieles Andere. —
III. Zur Religion und Theologie: Vom
Geiste der hebräischen Poesie und Anderes.

Das menschliche Herz.

1 In ein Gewebe banden
die Götter Freud' und Schmerz,
die webten und erfanden
das arme Menschenherz.
2 Das arme Herz, gewebet
aus Lust und Traurigkeit,

Weißt du, was dich belebet?
Ist's Freude? ist es Leid?
2 Die Göttin selbst der Liebe
Sah es bedauernd an;
„O zweifelhafte Triebe,
Die dieses Herz gewann!
In Wünschen nur und Sehnen
Wohnt seine Seligkeit,

Und selbst der Freude Thränen
Verkündigen ihm Leid!"

3 Schnell trat ihr holder Knabe
Hinzu mit seinem Pfeil:
„Auf! meine beste Gabe,
Sie werde ihm zu Theil!
Ein unbezwingbar Streben
Sei Liebe dir, o Herz!
Und Liebe sei dein Leben,
Und Freude sei dein Schmerz!"

Die Schwestern des Schicksals.

1 Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Reid!
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

2 Blick' umher, o Freund, und siehe
Sorgsam wie der Weise sieht!
Was vergehen muß, vergehet;
Was bestehen kann, besteht;
Was geschehen will, geschieht.

3 Heiter sind des Schicksals Schwestern,
Keine blassen Furien.
Durch der Sanftverschlung'nen Hände
Webt ein Faden sonder Ende
Sich zum Schmuck der Grazien.

4 Denn seit aus des Vaters Haupte
Pallas jugendlich entsprang,
Wirkt sie den goldnen Schleier,¹⁾
Der mit aller Sterne Feier
Droben glänzt Aeonen lang.

5 Und an ihrem Meisterwerke
Hänget stets der Parze Blick.²⁾
Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

6 Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Reid!
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

¹⁾ „Den goldnen Schleier,“ den gestirnten Himmel mit der bewundernswürdigen Ordnung der Bewegungen, ein Gewebe der Pallas, d. h. ein Werk der Weisheit, das schon Aeonen lang dort oben glänzt. — ²⁾ Das Meisterwerk der Pallas mit seiner Harmonie und Schönheit nehmen sich die Parzen zum Vorbilde, indem sie den Lebensfaden der sterblichen Wesen spinnen.

Das Flüchtigste.

1 Tadel nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süßes Lied!
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste flieht.

2 Sieh, wie dort im Tanz der Ho-
lenzen und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

3 Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verflingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt!

4 Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Gluth,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen;
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

5 Selbst die Blüthe deines Strebe
Aller Muses schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens,
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

6 Aus dem Meer der Götterfreud
Ward ein Tropfen uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

7 Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit.
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Lied des Lebens.

1 Flüchtiger, als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n!

2 Rosen! denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer;
Rosen! denn sie blüh'n und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige

schönen Jugendthat.
 Ihm, der bis auf die Reife
 gelebt sein Leben hat!
 Tage, werdet uns zum Kranze,
 des Greises Schläf' umzieht,
 um sie in frischem Glanze
 ein Traum der Jugend blüht!
 die dunkeln Blumen kühlen
 mit Ruhe, doppelt süß;
 die lauen Lüfte spielen
 blüch' uns in's Paradies.

Die Dämmerung.

Der Aether und die Liebe war
 älteste hohe Götterpaar;
 zugten die Unsterblichen,
 Himmel und die Seligen.
 Und tiefer in der Wolken Reich
 ihr Geschlecht der Wolke gleich;
 ewig schön und ewig jung,
 gen uns die Dämmerung.
 Aus Licht und Schatten webten sie
 Menschen täuschend Dasein hie;
 Dämmerung ist unser Blick,
 Dämmerung ist unser Glück.
 Der Jugend holdes Morgenroth
 erget, was der Tag uns droht;
 Blume schwülen Mittag kühlt
 Zephyr, der am Abend spielt.
 Und Ohr und Auge täuscht sich gern,
 Herz es pocht in die Fern'
 wünscht und hat und glaubet's kaum,
 auch sein schönstes Glück ist Traum.
 Die Hoffnung, ewig schön und jung,
 als ein Kind der Dämmerung;
 ihre Schwester, Sehnsucht, liebt
 Schleier, der die Lieb' umgibt.
 Ich dank' euch, die ihr um mich schwebt,
 ihr die Hülle mir gewebt;
 Lieb' und Aether, leicht, o leicht
 einst ein heller Pilgerkleid!

Das Kind der Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome
 Sorge nieder und sann:
 ilbet' im Traum der Gedanken
 finger ein leimernes Bild.
 „Was hast du, sinnende Göttin?“
 Zeus, der eben ihr naht. —

„Ein Bild, von Thone gebildet,
 Beleb's, ich bitte dich, Gott!“

3 „Wohlan denn, lebe!“ Es lebet.
 „Und mein sei dieses Geschöpf!“
 Dagegen rebet die Sorge:

„Nein, laß es, laß es mir, Herr!“

4 „Mein Finger hat es gebildet“ —
 „Und ich gab Leben dem Thon,“
 Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
 Da trat auch Tellus hinan:

5 „Mein ist's, sie hat mir genommen
 Von meinem Schooße das Kind.“ —

„Wohlan,“ sprach Jupiter, „wartet!
 Dort kommt ein Entscheider, Saturn.“

6 Saturn sprach: „Habet es alle!
 So will's das hohe Geschick.

Du, der das Leben ihm schenkte,
 Nimm, wenn es stirbet, den Geist.“

7 „Du, Tellus, seine Gebeine,
 Denn mehr gehöret dir nicht.
 Dir, seiner Mutter, o Sorge,
 Wird es im Leben geschenkt.“

8 „Du wirst, so lang' es noch athmet,
 Es nie verlassen, dein Kind.

Dir ähnlich, wird es von Tage
 Zu Tage sich mühen in's Grab.“

9 Des Schicksals Spruch ist erfüllet
 Und Mensch heißt dieses Geschöpf.
 Im Leben gehört es der Sorge,
 Der Erd' im Sterben und Gott.

Der Himmel.

1 Dünste steigen auf und werden
 In den Wolken Blitz und Donner,
 Oder Regentropfen.

2 Dünste steigen auf, und werden
 In dem Haupte Born und Unmuth,
 Oder werden Thränen.

3 Freund, bewahre deinen Himmel
 Vor dem Dunst der Leidenschaften!
 Deine Stirn sei Sonne!

Verschiedener Umgang.

1 Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
 Mit Gleichgültigen und Guten
 Sei dir ja nicht einerlei.

2 Ein Tropfen Regenwasser
 Fiel auf ein glühend Eisen,
 Und war nicht mehr.

3 Er fiel auf eine Blume,
Und glänzt' als eine Perle
Und blieb ein Tröpfchen Thau.

4 Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde,
Und ward zur Perle selbst.

L i e b e. *)

1 Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen-, wie des Himmels Sang;
Und mir fehlte die Liebe: —

Liebe, Liebe,
Ohne dich sind meine Lieder todter Schellenklang!

2 Hätt' ich Prophezeiung, alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnistiefen,
Hätt' ich, Berge zu versetzen, Macht;
Und mir fehlte die Liebe: —

Liebe, Liebe, [Wissen Nacht!
Ohne dich wär' all mein Glaube, all mein

3 Gäß' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Gluth;
Und mir fehlte die Liebe: —

Liebe, Liebe, [Wuth!
Ohne dich ist Thun und Leiden leere, blinde

4 Liebe, du bist gütig, freundlich, milde,
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz und ungeberdig nie,
Nicht argwöhnisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine; [freuet dich!

Nur die Wahrheit, nicht die Lüge, Gutes

5 Alles deckt die Liebe, hoffet, duldet,
Duldet Alles, was sie nie verschuldet.
Liebe, du wirst bleiben, du allein!

Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden, [wird sein.
Alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur

Der Regenbogen.

1 Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

2 Tausend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmerung.

*) Vergl. 1 Cor. 13

3 Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sicherm Felsenboden.

4 Weh! der Bogen schwindet!
Seine Farben blassen,
Von den festen Säulen
Glänzt nur noch ein Wölkchen.

5 Aber seht, der Himmel
Bläuet sich! Die Sonne
Herrscht allgewaltig,
Und die Auen duften.

6 Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.

7 Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochener Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

Das Lied vom Schmetterling.

1 Liebes, leichtes, lust'ges Ding,
Schmetterling,
Das da über Blumen schwebet,
Nur von Thau und Blüthen lebet,
Blüthe selbst, ein fliegend Blatt,
Das mit weichem Rosenfinger
Wer bepurpurt hat?

2 War's ein Sphäre, der dein Ale
So bestreut,
Dich aus Morgenduft gewebet,
Nur auf Tage dich belebet,
Seelchen? und dein kleines Herz
Poht da unter meinem Finger,
Fühlet Todeschmerz.

Fluch dahin, o Seelchen! sei
Froh und frei,
Mir ein Bild, was ich sein werde,
Wann die Raupe dieser Erde
Auch wie du ein Zephyr ist,
Und in Duft und Thau und Honig
Jede Blüthe küßt!

Die Lerche.

1 Begrüßet seist du, du Himmelschwi
Des Frühlings Bote, du Liederfreundin,
Sei mir begrüßet, geliebte Lerche,
Die beides lehret, Gesang und Leben!

Morgenröthe, des Fleißes Freundin,
 u Felber, belebst du Hirten;
 n munter den Schlaf vom Auge,
 n singet die frühe Lerche.
 lärkst dem Landmann die Hand am
 Pfluge,

den Ton ihm zum Morgenliede:
 f und singe, mein Herz voll Freude,
 und singe, mein Herz voll Dankes!"
 alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
 erjünget vom langen Schläfe;
 i Bäume, sie hören wundernd
 n oben und grünen wieder.
 Zweige sprießen, die Blätter keimen,
 entschlüpfet und horcht dem Liede;
 girren im jungen Neste,
 zweifelnd die alten Stimmen.
 du ermunterst sie, kühne Lerche,
 n Blicke des jungen Frühlings,
 Beifall und Reid erhoben,
 entfliegen, doch stets im Ohre.
 unftig schwingst du dich auf zum
 Himmel,

ist bescheiden zur Erde nieder.
 nistest du tief am Boden,
 frohlockend zum Himmel wieder.
 i gab, o fromme, bescheid'ne Lerche,
 Beifall und Stolz erhoben,
 e Freundin des frühen Fleißes,
 der Himmel dir auch zum Lohne
 unermüdblich beherzte Stimme,
 der Freude, den langen Frühling.
 lomele, die Liebergöttin,
 m langen Gesange weichen.
 n ach! der Liebe, der Sehnsucht
 Klagen
 ielens Gesang ersterben;
 der Andacht, der Ton der Freude,
 des Fleißes hat langen Frühling.

Im Meer bei Neapel.*)

idet von des Sommers schwerem
 Brande
 darnieder mich an's kühle Meer.
 n wallten küssend hin zum Strande
 n Ufers, das rings um mich her
 frischen, blumichten Gewande
 r Schmetterlinge gaukelnd Heer.

rs Aufenthalt in Italien fällt in die
 und 1789. Um Neujahr 1789 reiste
 nach Neapel.

Der Liebe luft'ger Schleier, rings umflogen
 Von Zephyretten, spielte mit den Wogen.

2 Und über mir, hoch über mir in Lüften
 Des blauen Aethers säufelte der Baum,
 Der rein und lauter von der Erde Düften,
 Ein himmlisches Gewächs, den grünen Saum
 Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften,
 Und gibt dem Fluge der Begeisterung Raum;
 Die schlank, schöne Königin der Bäume,
 Die Pinie hob mich in goldne Träume.

3 Ich hörte; aus des Meeres leisen Wogen
 Erhob sich einer Stimme süßer Ton:
 „Ich kenne dich! du hast mich nie betrogen,
 Du liebst die Wahrheit, und verdienst zum
 Lohn,

Daß dir die Hülle werd' emporgezogen,
 Die alle Wesen bis zum lichten Thron
 Der schaffenden Natur in Schatten hüllet;
 Vernimm mich, und dein Wunsch wird dir
 gestillet.“

4 „Was rings um dich dir deine Blicke
 zeigen,
 Was alldurchwaltend die Natur bewegt;
 Was droben dort in jenem heil'gen Schweigen
 Des Aethers, brunten sich im Würmchen regt,
 Und in der Welle spielt und in den Zweigen
 Der Fichte rauscht, und dir im Herzen schlägt,
 Und dir im Auge, jezt von Thränen trübe,
 Jezt freudetrunken, himmlisch glänzt, ist —
 Liebe.“

5 „Die Liebe nur ist Schöpferin der Wesen,
 Ihr Herz und Geist, ist ihre Lehrerin
 Und Lehre. Willt du rings im Buche lesen,
 Das um dich liegt, ließ diesen Inhalt drin;
 Und will dein Geist, und will dein Herz
 genesen,

So folge rein der hohen Führerin.
 Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens,
 Natur und Wahrheit suchet, sucht vergebens.“

6 „Sie ist Natur, sie wählt und knüpft
 Gestalten,

Sie bildet Wesen und beseligt sie.
 Sie läßt, den Keim zur Blume zu entfalten,
 Die Blume liebend blühen in süßer Müh'.
 Die zarten Bande, die das Weltall halten,
 Die ewig rege, junge Sympathie,
 Die Harmonie, nach der die Wesen brennen,
 Wie willst du anders es als Liebe nennen?“

7 Schau, wie die Welle freundlich hier am
 Rande

Des Ufers scherzet, und es zart begrüßt;
 Sie gleitet weg von dem geliebten Strande,
 Zerfließend, wie der Lippe Ruß zerfließt,
 Und kehrt zurück zu dem geliebten Lande,

Wie wiederkehrend sich das Herz ergießt;
So drängen sich mit immer neuem Schwellen
In aller Schöpfung Meer der Liebe Wellen."

8 „Und sieh, wie dort der ganze Himmel
trunken

Sich spiegelt in des Meeres Angesicht;
In Amphitritens Silberschooß versunken,
Walt dort und zittert noch der Sonne Licht;
Und droben blühen schon der Liebe Funken,
Die Sterne; sieh! auch Luna säumet nicht!
Sie schleicht heran mit zarten Silberfüßen,
Um ihren Liebling, ihren Freund zu grüßen."

9 „Da sieht sie sich bescheiden in dem
Spiegel

Der Wellen an, und weilt und schämet sich;
Und sehrend hebt die Welle sich zum Hügel,
Sie liebt, sie will umfassen, Luna, dich:
Denn auf ihr glimmt der Liebe strahlend Siegel,
Ihr zarter Blick, durchbringend dich und mich,
Der Göttin Anblick, die mit süßen Schmerzen
Dein Herz durchbringt und aller Wesen Herzen."

10 „Den Göttern selbst bei ihren Götter-
mahlen

Ist Lieb' allein der Freuden Ueberfluß;
Da labet Zeus sich in den süßen Strahlen
Des schönen Jünglings mit dem ew'gen Kuß;
Er blickt ihn an, er blickt zu tausend Malen
Und fühlt der Gottheit Wesen und Genuß,
Fühlt Götterfeu'r in seinen Adern fließen
Und neues Leben sich durch's Weltall gießen."

11 „Der Götter Bild und Liebling in der
Kette

Der Erdenwesen, er, der schönste Ring,
Der Mensch — o, daß er noch das Kleinod
hätte,

Das Zeus ihm liebend um den Busen hing!
Er fühlte mit den Göttern um die Wette
Den Kuß, mit dem ihn die Natur umfing,
Und Liebe, sie, die Führerin der Wesen,
Wüß' auch von ihm zur Führerin erlesen."

12 „Ach! aber er, zu stolz für diese Freuden
Der Unschuld auf beblümter, schöner Flur,
Verschmähet sein Glück und suchte Leiden
Der Unvernunft auf falscher Weisheitsspur.
So taumelt er, getrennet jetzt von Beiden,
Der Lieb' und ihrer Tochter, der Natur.
Mitleidig ließ die Göttin im Getümmel
Der Sorgen ihn, und flog hinauf zum Himmel."

Die Nacht.

1 Kommst du wieder, heil'ge, stille Mutter
Der Gestirn' und himmlischer Gedanken,

Kommst du zu uns wieder? Dich erwartet
Lehrend schon die Erd', und ihre Blumen
Beugen matt ihr Haupt, aus deinem Reld
Nur zwei Tropfen Himmelsthan zu kosten.
Und mit ihnen neiget sich ermattet

Meine bilderüberfüllte Seele,
Harrend, daß dein sanfter Schwamm sie lösche
10 Und mit Bildern andrer Welten tränke,
Und mein lechzend Herz mit Ruhe labe.

Sternenreiche, goldgekrönte Göttin,
Du, auf deren schwarzem, weitem Mantel
Tausend Welten funkeln, die du alle
Sanft gebarest, und ihr rastlos Wesen,
Ihren Feuerschwung, ihr reges Streifen
Mit dem Arm der ew'gen Ruhe festhältst —
Welch ein Lobgesang ertönt in allen
Welten dir, du aller Sternenchöre

20 Leise Führerin! — Ein hohes Loblied,
Dem der Sturm verstummet, dem die Sprach
Dem des Herzens Laut, dem alle Töne
Sanft entschlummern in ein heilig Schweigen
Heilig Schweigen, das die Welt jetzt fülle
Sanfter Strom, der in den ew'gen Ufern
Endloser Schöpfung feierend hinrollt! —
Und du herrlicher Gesang der Sterne,
Licht aus Licht, des Himmels sanfte Sprache! —

Weite Nacht umfasset meine Seele!
30 Meere der Unendlichkeit umfassen
Meinen Geist, die Himmel aller Himmel!
Nächtlich still, ein Meer voll lichter Scenen
Wie das Weltmeer; voll von Feuerfunken.

Holde Nacht, ich knie vor deinem Altar!
Alle Funken des allweiten Aethers
Sind das Stirnband deiner heil'gen Schläf
Voll von Gotteschrift. Wer kann sie lesen
Diese Flammenschrift des Unerforschten
Auf der Stirn der Nacht? Sie spricht: Jehovah

40 Ist nur Einer und sein Nam' unendlich
Und sein Kind die Nacht. Ihr hoher Nam
Heißt Geheimniß: ihren heil'gen Schleier
Deckte Niemand auf. Sie hat geboren
Welten, Räume, Zeiten. Ihren Kindern
Stehen ewig vor Gesetz und Ordnung,
Lieb' und strenges Schicksal, alle leitend,
Alle leitend zum lebend'gen Vater.

Laß den Schleier sinken, heil'ge Mutter,
Schlage zu dein Buch voll Gotteschriften.
50 Denn ich kann nicht weiter, kann nicht höher
Klimmen in Gedanken. Reige lieber
Her das Füllhorn deiner Ruh' und träuße
Träuße sanft mir zu, o du, des Schlafes
Und der Träume Mutter, träuße sanft mir
Zu Vergessenheit von meinen Sorgen!

h nicht, wie ihre Schlummerbinde
 llet, wie mit Mutterhänden
 fallend Augenlid mir zuschließt?
 ster, die schon vor mir gaukeln! —
 hte, treffliche Gestalten
 elt. Ein süßes Licht umstrahlt

mich,

wachend Auge nie gesehen.

Mondb! o welche schöne Sterne!
)? schwimm' ich? steig' ich? sink' ich
 nieder

Thron des Unerforschten? Engel,
 d um mich, die Gespielen
 bens, und auch du mein Bruder,
 Schutzgeist, den ich nimmer kannte —
 mir die Hand? bist hold und
 freundlich?

mich mit in diese Lobgesänge,
 ie mein Geist verhaßte.

n're wohl indeß, du träge Bürde
 rdenganges. Ihren Mantel
 dich die Nacht, und ihre Lampen
 über dir im heil'gen Bette:
 ächter steigen auf und nieder
 Sternen, und des Himmels Pforte
 offen in verborgnen Träumen.

ngel, aller Sel'gen Seelen
 hes Concert; sie bliden alle,
 onnen auf zu welcher Sonne!
 Mittelpunkt in allen Kreisen! —
 Allumfasser, Allersfüller. —

neinem Wandelstern unsichtbar,
 htbar einst dem Sonnenbürger! —
 und alle bliden so vertraulich
 nieder! — Seht ihr mich, ihr Sterne,
 Staubes Staub, der ich euch denke,
 und' euch nenne, die Gespielen
 e süßesten, erhabnen Wollust,
 sten Ruhe stille Zeugen?

ge des Himmels, süße Kinder
 rten Nacht, du hold Geschwister
 wacht, meiner Ruh' und Hoffnung:
 pflanzt ihr so lange, lange
 euren schönen Feierkleidern,
 er und eh' die Erde da war;

ich nicht mehr, wenn lange, lange
 mehr ist; wenn der dumpfe, ferne
 don, das Seufzen seiner Pole
 concert nicht mehr wird stören,
 are Hymnen mehr wird jammern;
 dann, Goldselge, mit euch ziehen?
 aren amarantinen Lauben
 mich ein Kranz der Lieb' und Un-
 schuld? —

Daß ich, stimmend ein in euren reinen
 Jubel, auch vertraulich niederwinke,
 Einem Irrenden ein Strahl der Leitung,
 Einem Trauernden ein Stern der Hoffnung?

Rosen. *)

1 In einer tödtend schweren Hungersnoth
 Versagte Rosa von Viterbo sich
 Den kleinsten Ueberfluß, und bracht' ihn still
 Den Armen. Einst traf unversehens sie
 Der karge Vater auf dem Wege: „Kind,
 Was hast du da?“ — „Es sind nur Rosen,
 Vater!“

— „So zeige sie!“ — Voll Schreden that
 das Kind

Die Schürze auf, und sieh! es waren Rosen.
 Raum aber hatt' der Karge sich gewandt,
 10 Mar, was ihm Rose schien, erquidend Brot.

Ihr kargen Väter, die ihr auch nur Rosen
 Verleihn und Rosen, Rosen sehen wollt
 In harter Hungersnoth, seht was ihr wünschet!
 Dem Armen werde jede Rose Brot.

Der gerettete Jüngling.

1 Eine schöne Menschenseele finden,
 Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
 Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
 Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Patmos
 Wiederlehrend, war, was er gewesen,
 Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
 Wächter, daß ihr Inn'res sie bewahrten.

In der Menge sah er einen schönen
 10 Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
 Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
 Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling,“ sprach er zu dem Bischof,
 „Nimm in deine Hut! Mit deiner Treue
 Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
 Mir und dir vor Christo die Gemeinde.“

*) Diese Legende folgt in Herder's Werken un-
 mittelbar auf die Vorrede zu den Legenden und
 steht in enger Verbindung mit den letzten Worten
 derselben: „Muß das Schöne bloß nützlich sein?
 Kann es nicht auch stärkend und erquidend werden?“
 Daraus erklärt sich, warum Herder ein größeres
 Gewicht auf die Rückwandlung der Rosen in Brot
 legt (vergl. die Nutzenanwendung: „Ihr kargen
 Väter u.“). — Vergl. unter Bechstein „Elisa-
 beth's Rosen.“

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Untermies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
20 Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Reiz dem Jüngling.
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
30 Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
30 War: „Wo ist mein Sohn?“ — „Er ist
gestorben!“

Sprach der Greis und schlug die Augen nieder. —
„Wann und wie?“ — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber.“ —
„Dieses Jünglings Seele,“ sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir! Jedoch wo ist er?“ —
„Auf dem Berge dort!“ — „Ich muß ihn
sehen!“

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieses wollt' er).

„Führet,“ sprach er, „mich zu eurem Führer!“

40 Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
Wandte sich, er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn, und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht. Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.

50 Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckte sein Antlitz
Stumm und starr; dann stürzte statt der

Antwort

Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Rückte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenkt vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet

Miteinander; in den schönen Jüngling

60 Gieß sich ganz Johannes' schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des
Jünglings

Also tief erlannt' und innig festhielt,
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct-Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Der Schiffbruch.

1 Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug. „Wo ist Don Alonso?“
Riefen sie (er war des Schiffes Priester).
„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim!“ sprach er von dem Bord
„Meine Pflicht beginnt, die eure endet!“

Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
10 Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

Welch ein Geist war größer? jenes Eats
Der im Jorne sich die Wunden aufriß,
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer ersinket?

Die Geschwister.

1 Im einsamen Hain, auf grüner Wiese
Spielten oft am Muttergottesbilde
Eine Schwester und ein Bruder. Unschuld
Spielete mit ihnen, Lieb' und Anmuth.

Auch die Mutter saß am heiligen Bilde
Oft, und süß erzählte sie den Kindern,
Wie das Jesukind im Arm der Mutter
Gut einst war und gute Kinder liebte. —
„Liebet es uns auch?“ — „Ja, wenn i
gut seib;

Es hört Alles, was ich zu euch sage.“

10 Einst am Abend, als im schönsten Glanz
Unser Sonne die Geschwister beide
Sich erfreuten, sprach der rasche Knabe:

„Wenn einmal das Kind, das uns auch liebt
(Spricht die Mutter), zu uns niederstiege!“

„Gerne gäb' ich ihm die schönsten Blumen,“
Sprach die Schwester. — „Gerne,“ sprach
Bruder,

„Gäb' ich ihm die allerschönsten Früchte.
Heilge Mutter, laß das Kind hernieder!“

Und die Mutter strafte sie mit Worten
20 Sanft belehrend. Aber ihr im Herzen
Blieb das Wort; und bald darauf im Traum
Sah sie sich die Mutter Gottes neigen,
Und das Kind, mit ihren Kindern spielend.

Lieblieh war der Traum. Der Himmelsstern
Sprach: „Für eure schönen Frucht' und Blumen
Was soll ich euch geben? Du, o Bruder,
Spielest bald mit mir auf einer andern,
Schönern Au; da will ich süße Früchte,
Wie du nie sie kostetest, dir schenken.“

zweiter, werd' ich wiederkommen,
gut bist, und den Kranz dir reichen.

du sein von guten Kindern,
, und gut, wie deine Mutter.“
nte sie und wach' erschrocken
te zu dem Bilde betend:
in, so laß mir meinen Knaben,
! Wo nicht, dein Will' geschehe.“
urzem ward der Traum erfüllet;
nabe starb. Er sah im Sterben
(er) einen Himmelsknaben
ihm süße Früchte reichen,
schon die süßen Früchte.
ochter wuchs und ward der Mutter
Als am Altar sie kniete,
erschien ihr im Gebete
und kränzte sie mit Blumen.
kte, waren meistens schöne
losen in dem Kranze,
e Blumen; und ihr Leben
es Kranzes Abbild: Lieb' und
Unschuld.

Die Orgel. *)

mir an, wer diesen Wunderbau
en alles Lebenden erfand!
, der, von Gottes Hauch beseelt,
Behmuth herzerschütternde
leisem Klageflötenton
Cymbeln- und Schalmeyenklang,
ummetenhall und mit dem Ruf
n Posaune kühn verband!
ten Hirtenrohre stieg der Schall
ulendonner und der wedenden
met'. Es stürzen Gräber! Horch,
regen sich!

Wie schwebet jetzt
f aller Schöpfung Fittigen
Und die Lüfte rauschen. Hört!
st! Er kommt! Sein Donner ruft!
wehendem beseelten Ton
stürme *) spricht der Gütige
bange Herz antwortet ihm —
Stimmen nun und Seelen sich

nicht nicht, wie die Tradition, die
zur Erfinderin der Orgel, räumt ihr
viel Antheil an der Erfindung ein,
n Namen einer „Christlichen Muse.“
Neben die Legende ist in der allge-
späthe von Esch und Gruber, Theil
keltia alles Wissenswerthe zusam-
*) „Menschenstimme“, vox humana,

Zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn —
Ein Halleluja! — betet, betet an!

Apoll erfand die Cither, Maja's Sohn
Bespannete die Lyra, Pan erfand
Die Flöte; wer war dieser mächt'ge Pan,
Der aller Schöpfung Athem hier vereint?

* * *

Cäcilia, die edle Römerin,
Verschmähete der weichen Saiten Klang,
In ihrem Herzen ²⁾ betend: „Wäre mir
30 Gewährt, den Lobgesang zu hören, den
Die Knaben sangen in des Feuers Gluth, ³⁾
Das Lied der Schöpfung!“

Da berührt ihr Ohr
Ein Engel, der ihr sichtbar oft erschien,
Der Betenden. Entzündet hörte sie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn'
und Mond,
Und Licht und Finsterniß, und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Frost und Sturm
Und Thau und Regen, Reif und Eis und Schnee,
40 Und Berg und Thal in ihrem Frühlings-
schmuck,

Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald,
Und alle Vögel in den Lüften, was
Auf Erden Obem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.

Sie sank
Anbetend nieder: „Wird', o Engel, mir
Ein Nachhall dieses Liedes!“ —

Gilg ging
Er hin zum Künstler, den Bezaleel's ⁴⁾
50 Geweihter Geist belebte, gab ihm Maß
Und Zahl in seine Hand. Es stieg ein Bau
Der Harmonieen auf! Das Gloria
Der Engel tönt, einmüthig stimmte
Die Christenheit ihr hohes Credo an,
Der Seelen große Gottvereinigung.
Und als beim Sacrament das heilige
Er kommt! Gesegnet, der da kommt!
erscholl,

Hernieder ließen sich die Seligen
Und nahmen an der Andacht Opfer. Erd'
60 Und Himmel ward Ein Chor; den Bösewicht
Erschütter' an des Tempels Pforte schon
Die Tuba, die den Tag des Jorns ertlang.

ein Register der Orgel. — ²⁾ In der Legende
heißt es: cantantibus organis (hochzeitliche Musik)
illa in corde suo soli Domino decantabat. —
³⁾ Prophet Daniel, Cap. 3. — ⁴⁾ Bezaleel's,
f. 2 Buch Mosi, Cap. 31.

Mit allen Christenherzen freute sich
 Cäcilia, genießend, was das Herz
 Der Betenden verlangt, Einigung
 Der Seel und Herzen, Christovereinigung.
 „Wie nenn' ich,“ sprach sie, „den viel-
 arm'gen Strom,
 Der uns ergreift und in das weite Meer
 Der Ewigkeiten trägt?“ — „Nenne,“ sprach
 70 Der Engel, „es, was du dir wünschetest,
 Organ des Geistes, der in Allem schläft,
 Der aller Völker Herzen reget, der
 Anstimmen wird der ew'gen Schöpfung Lieb,
 Im reichsten Labyrinth die vollste
 Vereinigung, der Andacht Organum!“

Cäcilia. *)

- 1 Wo glänzt die Lilie,
 Die nie verwelket?
 Wo blüht die himmlische
 Ros' ohne Dornen?
 Im Kranze blühen sie
 Schulbloßer Liebe.
 Engel bewachen sie,
 Laben mit Düften sie
 Des Paradieses.
- 2 Am Hochzeitsfeste war
 Alles versammelt,
 Da saß Cäcilia
 Als Braut des Himmels,
 Ihr Bräutigam neben ihr,
 Ein schöner Jüngling.
 Flöten- und Saitenklang
 Lönten zum Chorgesang
 Lieblicher Stimmen.
- 3 Nur dir, Cäcilia,
 Im stillen Herzen
 Erklang ein andrer Ton
 Barterer Liebe.
 Die heil'ge Seele war
 Im Himmel droben,
 Horchend dem hohen Klang,
 Singend den Weihgesang
 Der Engelsbrüder.
- 4 Als ihr in Einsamkeit
 Der Liebling nahte:
 „Darf ich vertrauen dir?“

*) Nicht in der Sammlung der Legenden, sondern
 in den „Früchten aus den sogenannt goldnen
 Zeiten des 18. Jahrhunderts“ befindlich; der Stoff
 aus der Auroa legonda des Erzbischofs Jacobus
 de Voragine.

Sprach sie vertraulich,
 „Freund meiner Seele du,
 Wiß ein Geheimniß:
 Da, wo ich stehe, steht,
 Da, wo ich gehe, geht,
 Mit mir ein Jüngling.“

5 „O könntest schauen du
 Sein süßes Antlitz!
 O könntest hören du
 Die Engelsstimme!
 Er wird ein Freund dir sein
 Er ist dir ähnlich, —
 Wenn wir in Lauterkeit,
 Wenn wir in süßem Streit
 Himmlisch uns lieben.“

6 Darauf berührte sie
 Sein holdes Auge,
 Und er sah neben ihr
 Stehen den Engel.
 Glänzend in Himmelsglanz,
 Strahlend im Blicke,
 Kränzt er mit Blumen sie,
 Labte mit Düften sie
 Des Paradieses.

7 „Nimm,“ sprach der Him
 Zu dem Geliebten,
 „Auch eine Blume hier,
 Die nie verwelket!
 Sie wird dich laben stets
 Mit reiner Liebe.
 Nimm diese Lilie!
 Nimm hier die himmlische
 Ros' ohne Dornen!“

Erkönigs Tochter. *)

- 1 Herr Oluf reitet spät und weit,
 Zu bieten auf seine Hochzeitsleut'.
- 2 Da tanzen die Elfen auf grüne
 Erkönigs Tochter reicht ihm die Har
- 3 „Willkommen, Herr Oluf, was
 hier?
 Tritt her in den Reihen und tanz mit!
- 4 „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen
 Früh morgen ist mein Hochzeitstag.“
- 5 „Hör' an, Herr Oluf! tritt tanzen
 Zwei güldene Sporen schenk' ich dir,
- 6 „Ein Hemd von Seide, so weiß!
 Meine Mutter bleicht's mit Mondensch

*) Aus den „Stimmen der Völker in
 vergl. Goethe's Erkönig.

darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
gen ist mein Hochzeitstag.“ —

„an, Herr Oluf! tritt tanzen mit mir!
sien Goldes schenk' ich dir.“ —

„en Haufen Goldes nähm' ich wohl;
en ich nicht darf noch soll.“ —

„ich willt, Herr Oluf, nicht tanzen
mit mir,

„ich' und Krankheit folgen dir.“

„thät einen Schlag ihm auf sein Herz;
ner fühlt' er solchen Schmerz.

„hob ihn bleichend auf sein Pferd;
n nun zu deinem Fräulein werth!“

„als er kam vor Hauses Thür,
itter zitternd stand dafür.

„br' an, mein Sohn! sag' an mir gleich:
eine Farbe blaß und bleich?“ —

„nd soll sie nicht sein blaß und bleich?
in Erlenkönigs Reich.“ —

„br' an, mein Sohn, so lieb und traut:
ich nun sagen deiner Braut?“ —

„sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
n da mein Pferd und Hund.“

„ich Morgen, und als es Tag kaum war,
die Braut mit der Hochzeitschaar.

„e schenkten Bier, sie schenkten Wein.
„Herr Oluf, der Bräutigam mein?“ —

„Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund',
„allda sein Pferd und Hund.“

„e Braut hob auf den Scharlach roth:
Herr Oluf, und er war todt.

Die goldene Hochzeit.

(Nach dem Schottischen.)

„Vor manchen, manchen Jahren,
ich zuerst dich sah,

„r deine Lode rabenschwarz,
an deine Wange da.

„t ist die Wange blässer,

„: Silber glänzt dein Haar;

„: dennoch bist du lieber mir,
lieber,

„mir der Jüngling war.

„Des Lebens schroffen Hügel
legen Hand in Hand

„; wie es Wind und Wetter gab,

„über Fels und Sand.

„t ist der Abend milber,

„: steigen sanft hinab,

„: dort am Fuß erwartet uns
mitten

„Brautgemach, das Grab.

3 Wohlauf, ihr Söhn' und Töchter,
Singt unsern Hochgesang,
Und streuet Myrten vor uns her
Den kurzen Weg entlang!
Und preiset jede Stunde,
Die uns der Himmel gab!
Je-länger-und-je-lieber,
Ja lieber,
Umschatt' einst unser Grab!

Bilder, Epochen und Epigramme.

1. Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hängen,
Neigen sie die Äste freundlich nieder;
Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt,
Beugt er sich, damit er Andern helfe.

2. Anklagen.

Ein Thor, der klaget
Stets Andre an.
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann.
Nicht sich, noch Andre klaget
Der Weise an.

3. Der Mond.

Und grämt dich, Ebler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort
Und läßt die Hunde bellen,
Und schweigt, und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen.

4. Das Leben.

Ein Gastmahl ist das Leben.
Nimm, was dir wird gegeben!
Was nicht ist da,
Was dir nicht nah,
Erbettle nicht;
Erwarte, bis es dir gegeben!
Sei froh, und wenn die Nacht eindriht,
Dann bange nicht;
Steh' freudig auf und danke für dein Leben!

5. Freundschaft.

Wie der Schatte früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit den Bösen;
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit den Guten
Wächst, wie der Abend Schatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

6. Wenige Spannen drüber.

Was machst du nieder im Wolke,
Unter der Wolke
Voll Sturm und Blitz?
Spann' auf die Schwingen! Ueber der Wolke
Ist Himmelsitz.

7. Wahl der Dichtkunst.

Wirf weg die lydische Flöte,
Die dich entstellt!
Und nimm die Laute der Tugend,
Und nimm die Harfe der Götter,
Sie rührt, erhebt, gefällt.

8. Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts auch umge-
wendet hinaufstrahlt,
So, vom Schicksal gebeugt, strebe der Gute
empor!

9. Wissenschaft und Tugend.

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du
hier sein,
Tugend, als hielte der Tod dich schon am
sträubenden Haar!

10. Wissenschaft ohne Anwendung.

Wer sich um Weisheit müht, und nicht an-
wendet die Weisheit,
Gleicht dem Manne, der pflügt, aber zu säen
vergißt.

11. Wissenschaft für Andere.

Wer für Andre nur weiß, der trägt, wie ein
Blinder, die Fadel,
Leuchtet voran, und geht selber in ewiger
Nacht.

12. Der Spiegel im Dunkeln.

Wer aus Liebe zu Gott der Menschheit
Pflichten entsaget,
Sitzt im Finstern und hält immer den Spiegel
vor sich.

13. Strenge gegen sich selbst.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die
üppigen Reben!
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube
dereinst.

14. Der Strom des Lebens.

Fließe, des Lebens Strom! Du gehst in
Wellen vorüber,

Wo mit wechselnder Höh' eine die
begräbt.
Mühe folget der Mühe; doch kenn' ich
Freuden,
Als besiegte Gefahr oder vollendete
Leben ist Lebenslohn, Gefühl sein
Kampfspreis.
Fließe, wogiger Strom, nirgend ein stehender
Sumpf!

Der Cid.

Der Cid ist ein romantisches Epos, nach spanischen Romanzen frei gedichtet, welche die Thaten des spanischen Nationalhelden Don Rodrigo Sohn Diego's (von den Feinden Cid = Herr, König und Volk Campeador = Kampfheld genannt) besingen. Die Herder'sche Dichtung ist in die vier Abtheilungen: I. Der Cid unterbinde dem Großen; II. Der Cid unterbinde dem Starken; III. Der Cid unterbinde dem Tapfern; IV. Der Cid zu Tode. Diese vier Haupttheile fassen zusammen 70 Romanzen.

Erste Romanze.

1 Trauernd tief saß Don Diego.
Wohl war Reiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,

2 An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauses der von Rainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.

3 Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe,
Da indeß sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

4 Sonder Schlaf und sonder Speise,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht;

5 Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen, ihn zu trösten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.

6 Endlich schüttelt er die Bürde
Los des grausam stummen Grams,
Läßet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;

7 Bindet ihnen ihrer Aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden;
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

on ist er ohne Hoffnung,
 gste seiner Söhne,
 igo, seinem Muth
 Hoffnung wiedergab.
 tflammt'n Liegeraugen
 dem Vater rückwärts:
 richt er, „Ihr vergesset,
 und wer ich bin!“
 Ich nicht aus Euren Händen
 enwehr empfangen,
 mit einem Dolche
 t gebot'ne Schmach!“
 iend flossen Freudenthränen
 rlichen Wangen.
 h er, den Sohn umarmend,
 go, bist mein Sohn!“
 : gibt dein Zorn mir wieder,
 erzen heilt dein Unmuth!
 nicht, deinen Vater,
 s Hauses Feind“
 sich dein Arm!“ — „Wo ist er?“
 „Wer entehret
 ?“ Er ließ dem Vater
 i erzählen, Zeit.

Dritte Romanze.

rt den Schimpf des Hauses,
 envoll Rodrigo,
 ine jungen Jahre,
 mes Feindes Macht.
 sturiens Gebirgen
 maz tausend Freunde,
 z Rath der Erste,
 e in der Schlacht.“
 venn er die dem Vater
 chmach bedenket,
 t alles Andre?
 r vom Himmel nur.
 eit ist er seiner Ehre
 adet die der Jugend?
 t aus echtem Stamme
 ieugeborne Kind.
 mget er den Degen
 den einst Mudarba
 : tapfre Bastard;
 ig der Degen da,
 er, vor Alter rostend,
 en Tod betrau're).
 ihn an sich gürtet,
 Degen an:
 sagt sei es, du edler
 ein Arm dich fasset,
 bastards Arm! Und fühlest
 i noch Stärke fehlt:“

8 „Rückwärts wird er niemals weichen,
 Wenn er dich im Kampfe führet,
 Ebler, du von gutem Stahle!
 Doch von besserem ist sein Herz.“

9 „Werth wird dessen, dem du dientest,
 Der sein, dem fortan du dienest;
 Würd' er jemals unwerth deiner,
 Nun, so dienst du Keinem mehr!“

10 „Tief in seine Eingeweide
 Birgt er dich! — Hinaus in's Freie!
 (Rief er); denn die Stund' ist kommen,
 Der gerechtesten Rache Zeit!“

11 Heimlich, daß es Niemand wußte,
 Ging er aus des Vaters Hause;
 Und noch war es keine Stunde,
 Traf er seinen stolzen Feind.

Dritte Romanze.

1 Auf dem Plaze des Palastes
 Traf Rodrigo auf Don Gormaz;
 Einzeln, Niemand war zugegen,
 Redet' er den Grafen an:

2 „Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
 Mich, den Sohn des Don Diego,
 Als Ihr Eure Hand ausstrecktet
 Auf sein ehrenwerth Gesicht?“

3 „Wußtet Ihr, daß Don Diego
 Ab von Layn Calvo stamme,
 Daß nichts reiner und nichts edler
 Als sein Blut ist und sein Schild?“

4 „Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe,
 Ich, sein Sohn, kein Mensch auf Erden,
 Raum der mächt'ge Herr des Himmels,
 Dies ihm thäte ungestraft?“ —

5 „Weißt du,“ sprach der stolze Gormaz,
 „Was wohl sei des Lebens Hälfte,
 Jüngling?“ — „Ja,“ sprach Don Rodrigo,
 „Und ich weiß es sehr genau.“

6 „Eine Hälfte ist, dem Edlen
 Ehr' erzeigen, und die andre,
 Den Hochmüthigen zu strafen,
 Mit dem letzten Tropfen Bluts“

7 „Abzuthun die angethane
 Schand!“ Als er dies gesagt,
 Sah er an den stolzen Grafen,
 Der ihm diese Worte sprach:

8 „Nun, was willst du, rascher Jüngling?“ —
 „Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz!“
 Sprach der Eid; „Ich hab's gelobet!“ —
 „Streiche willst du, gutes Kind!“

9 Sprach Don Gormaz; „Eines Pagen
 Streiche hättest du verdient.“
 O ihr Heiligen des Himmels!
 Wie ward Eid auf dieses Wort!

Vierte Romanze.

1 Thränen rannen, stille Thränen
Rannen auf des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß,

2 Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren
Und an seines Feindes Macht.

3 Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuversicht und Hoffnung;
Alle lehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

4 Noch versenkt in tiefer Sorge,
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unter'm Arme,
Und die Händ' auf seiner Brust,

5 Lang' ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd: „Iß, o guter Greis!“

6 Spricht er,weisend auf die Tafel.
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachst du, sprichst du mir dies Wort?“ —

7 „Ja, mein Vater! und erhebet
Euer edles, werthes Antlitz!“ —
„Ist gerettet unsre Ehre?“ —
„Edler Vater, er ist todt.“ —

8 „Sehe dich, mein Sohn Rodrigo!
Gerne will ich mit dir speisen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Ist der Erste seines Stammes!“

9 Weinend kniete Rodrigo,
Küssend seines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angesicht.

Achte Romanze.

1 Eingefallen in Kastilien
Waren Könige der Mauren
Fünf. Verwüstung, Lärm und Feuer,
Mord und Tod zog ihnen vor.

2 Ueber Burgos schon hinüber
Montes d'Oca, Belsorado,
San Domingo und Nazara,
Steht verheeret alles Land.

3 Weggetrieben werden Heerden
Schafe, Christen, Christenkinder,
Männer, Weiber, Knaben, Mädchen;
Jene weinen, diese fragen:

„Mutter, wohin ziehen wir?“

4 Ruhmreich sammeln schon die Mauren

Ihren Raub, zurückzuführen;
Denn Niemand begegnet ihnen,
Niemand, auch der König nicht.

5 Zu Bivar auf seinem Schlosse
Hörte diese Noth Rodrigo.

Noch war er nicht zwanzig Jahre,
Doch an Muth war er ein Mann.

6 Auf sein Ross, es hieß Babieça,
Stieg er, wie hoch in den Wolken
Gott auf seinen Donnerwagen,
Und durchrannte rings das Land.

7 Die Vasallen seines Vaters
Bot er auf; sie waren alle
Angelangt zu Montes d'Oca
Und erwarteten ihren Feind.

8 Guter Himmel! von den Mauren
Zog fortan nicht Einer weiter. —
Aber die geraubten Heerden,
Männer, Weiber, Christenkinder,
Alle ziehen ihres Wegs

9 Froh und frei. Die fünf gefang'nen
Mohrenkönige — dem König
Don Fernando schickt Rodrigo
Die Gefangnen zum Geschenk.

Zehnte Romanze.

1 Nie erscholl ein Ruhm gerechter,
Größer nie, als Don Rodrigo's;
Denn fünf Könige der Mauren,
Mauren aus der Moreria,
Waren ihm Gefangene.

2 Und nachdem er mit Bereidung
In Vasallenpflicht und Zinspflicht
Sie genommen, sandt' er alle
Wieder in ihr Land zurück.

3 Als nach sieben langen Jahren
(Nie wär' er von ihr gewichen)
Don Fernando jezt die feste
Stadt Coimbra, fest durch Mauern
Und durch Thürme, überwand:

4 Weiht' er der Mutter Gottes
Die prachtvollste der Moscheen;
Hier in diesem heil'gen Tempel
Hielt Rodrigo Ritterwacht.

5 Hier mit eignen Königshänden
Gürtet ihm das Schwert der König;
Und die Königin, sie führet
Selber ihm den Belter zu.

6 Die Infantin Donna Urala
Schnallt' ihm an die goldnen Sporen.
„Mutter,“ sprach sie, „welch ein Ritter!
Einen schönern sah ich nie!“

7 „Glücklich ist das Bauermädchen,
Das ihn ohne Scheu des Bormurks

ig nied'rer Sitte.
hauen nach Gefallen,
eu ihn sehen darf.“
licher ist die Gemahlin,
usführt seine Mutter,
Schönsten, den ich sah.“
sprach die Königstochter,
mit der Rosenlippe;
im verschwieg'nen Busen
so ihr stilles Herz.

Sechzehnte Romanze.

Altar und aus der Kirche
hochzeitfeier prächtig,
drigo und Ximene.¹⁾
in Ximenens Seite
König, der Vermählten
an Rodrigo's Seite
fromme, gute Bischof,²⁾
Herren langer Zug.
durch einen Ehrenbogen
Zug hin zum Palaste.
gt aus allen Fenstern
abgestickt Tapeten,
Boden bedekten Zweige,
äuter, Rosmarin.
den Straßen, auf den Gassen
an bis zum Palaste
getrennten Chören,
itensspiel und Cymbeln,
ch, Freud' und Lustgesang.
ar Fannez (unter allen
Cid's ihm stets der erste),
Dienern reich begleitet,
müdt mit reichen Hörnern,
rächtigt sich als Stier;
olin auf einen Esel,
einem Rosse tummelnd;
Belatz mit Blasen
bsen, die er auswarf,
A zur lauten Lust.
lich lacht darob der König,
Bagen, der den Damen
bred den Teufel spielte,
bvoll Maravedi's,
sen unter's Volk. — —
von Ximenens Seele
tummelnde Gelächter
ernt; sie ist zu glücklich,
sie sich lustig zeige.
cht ihr gerührtes Schweigen,
aufste Fröhlichkeit.

r des Don Gormaz. — ²⁾ Rayn Galvo.

Achtzehnte Romanze.

- 1 Gen Zamora, wo der König
Eben Hof hielt mit den Edeln,
Ramen maurische Gesandte
Zum Rodrigo von Bivar.
- 2 Von fünf Königen der Mauren,
Die er einst in Pflicht genommen,
Waren sie die Abgesandten,
Ihm zu reichen den Tribut:
- 3 Hundert Pferd' Araberstammes,
Eble Rosse, brunter zwanzig
Weiße, zart wie Hermelin;
- 4 Zwanzig apfelfarbne graue,
Dreißig rothe, dreißig braune,
Allesammt mit reichen Dedden
Ueberlegt und stolz gezäumt.
- 5 Für Donna Ximena brachten
Reichen Schmuck sie an Juwelen,
Zwei kostbare Hyacinthen;
Auch zwei Kisten Seidenstoffe
Ihren Knappen zur Livrei.
- 6 Ehrerbietig, wie Vasallen,
Naheten sie ihrem Lehnsherrn,
Nannten ihn Gebieter Cid.
- 7 „Freunde,“ sprach der Cid, „ihr irret!
Wo mein Herr, der König, Hof hält,
Bin ich selber ein Vasall nur.
Der Tribut, den ihr mir bringet,
Er gehöret meinem Herrn.“
- 8 „Sagt,“ erwiderte der König,
„Euren Herren, daß ihr Lehnsherr
Kein Monarch zwar sei, doch leb' er
Mit Monarchen. Ich besitze
Nichts, was ich nicht ihm verdanke,
Meinem Felbherrn, eurem Cid.“
- 9 Alsokehrten die Gesandten
Heimwärts, ohne recht zu wissen,
Wer Vasall, wer König sei.

Achtundvierzigste Romanze.

- 1 Daß er Cid beleidigt habe,
Neuet jezt König Alfonso;
Doch der Cid, er steht in Waffen,
Es geht nach Valencia.
- 2 Dasteht nun der Cid gerüstet;
Aufgestützt auf seinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieca heißt die Zügel,
Heiß erwartend ihren Reiter,
Und des Cid's Baniere tauschen
In der Lust, erwartend ihn.
- 3 „Warum weinet Ihr, Ximene?
Ist so schwach denn unsre Liebe,

Daß sie nicht ertragen könne
Einige Abwesenheit?"

4 „Jeder Edele ist dem König
Dienste schuldig; dem Gerechten
Leistet man sie pflichtgemäßig,
Undankbaren schenkt man sie.“

5 „Muth und Sinn ist Euer Erbtheil;
Tochter eines Heldenstammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frei von jeder Weibesschwachheit,
So, Kimene, laß ich Euch.“

6 „Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähernd, stehend;
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und, um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf!“

7 „Zu Vergnügungen verlaß ich
Euch die Sorge für die Heerden,
Für die Wolle, für's Gefieder;
Nie, Kimene, nie seid müßig!
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.“

8 „Eure reiche Kleidung schließet
Ein bis auf mein Wiedertommen;
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann!
In Abwesenheit des Mannes
Kleidet einfach sich die Frau.“

9 „Junge Mädchen fern vom Feuer,
Wie den Berg; doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren Ihr entfernt,
Sie nichts merken von Gefahr!
Laßt sie nicht von Eurer Seite;
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt.“

10 „Zeigt den Hausgenossen Würde,
Euren Frauen seid gesprächig,
Gegen Freunde seid bescheiden,
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend streng und ernst!“

11 „Keiner Freundin, auch der besten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige;
Denn das Band der Ehgenossen
Ist ein zart vertraulich Band.“

12 „Nie erwirbt man sich Hochachtung,
Wo man Alles von sich wissen,
Alles übersehen läßt.
Die geschwägige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geschwäg,
Macht dabei sich selbst verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauses seine Macht.“

13 „Sollt es Euch bisweilen Mühe
Kosten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen, — denn der Freude
Botschaft, sie verbirgt sich schwer:
So entdeckt es, sie zum Schweigen
Zu gewöhnen, euren Töchtern!
Ihrem Vater zu gefallen,
Schweigen, weiß ich, sie gewiß.“

14 „Nehmet Rath von keinem Manne
Fragt, was ich Euch rathe würde,
Wär ich da, und folgt dem Rath,
Und in schweren Dingen — schreibt!
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.“

15 „Zweiundzwanzig Maraveb's
Laß ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre
Ubel steht nicht im Ersparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.“

16 „Seid Ihr gelbbebürtig, laßt
Keinen als nur mich es wissen;
Keinen Eurer Leute setzet
Je zum Pfande, suchet lieber
Geldessummen auf mein Wort.“

17 „Auf mein bloßes Wort, Kimene!
Dieses, wie des Himmels Beste,
Weiß man, ist fest und gewiß.
Wie ich mich für Andre schlage,
Glaubt, so werden sich auch Andre
Froh bemühen für mich und Euch.“

18 „Lebet wohl! und einen Kuß noch!
Einen nur, ich bringe keinen
Aus den Schlachten dir zurück.
Lebe wohl, meine Kimene! —
Fort! die Krieger möchten sagen,
Ich sei hier dein Bräutigam.“

Zweiundsechzigste Romanze.

1 Eingeschlummert, matt vor Alter,
Saß auf seinem hölzern Stuhle
Eid, der Feldherr; neben ihm
Saß Kimene mit den Töchtern,
Stehend eine feine Leinwand.
Ihnen winkte mit dem Finger
Sie, des Vaters süßen Schlummer
Nicht zu stören; Alles schwieg —

2 Als zwei persische Gesandten,
Den ruhmvollen Eid zu grüßen,
Kommen mit Geräusch und Pracht.
Denn der Ruf von seinen Thaten,
Von der Größe seines Werthes
Drang durch Mauren und Araber
Hin in's ferne Persien.

des Helben Ruhm ergriffen,
 der Sultan ihm Geschenke,
 Spezereien.
 gelanget mit Kameelen
 vor ihn die Gesandten.
 „Diaz,“ sprach der Eine
 abgefuntem Blicke,
 „Diaz, tapfrer Feldherr!
 ichtig großer Sultan
 seine Freundschaft an.“
 i dem Leben Mahom's schwur er:
 dich in seinem Lande,
 Hälfte seines Reiches
 gerne dir als Freund.
 chtung dir zu zeigen,
 r dir die Geschenke.“
 wortete der Sid:
 igt dem Sultan, eurem Herren,
 Ehre seiner Botschaft
 ange unverbient.
 that, es war nur wenig;
 bin, ward oft verläumbet.
 sich bei uns erkundet,
 sei, er hätte schwerlich
 Ehre noch erzeiget.
 ar' er Christ, ich machte
 Richter meines Werths.“
 sprach der Sid und zeigte
 auf seine Schätze:
 ahlin und die Töchter,
 ht überdeckt mit Perlen,
 ymud und Edelsteine,
 Herzens Güte und Unschuld
 us jeglichem Gesicht.
 r seiner Töchter Schönheit
 beide hoch erstaunt,
 mehr, noch mehr erstaunet
 ne schlichten Sitten,
 n einfaches Haus.
 in Spanien besiegte
 Ruhm die ärgsten Reider.
 önen, edlen Töchter
 Sol und Donna Elvira
 Lohn. An zwei Infanten
 is und Navarra's
 glücklich sie vermählt.
 enundsechzigste Romanze.
 en, gute alte Fahnen,
 Sid so oft begleitet,
 iegreich aus den Schlachten,

Raufchet ihr nicht in den Lüften
 Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
 Daß euch eine Thräne fehlt?
 Denn es brechen seine Blicke,
 Er sieht euch zum letzten Mal.

2 Lebet wohl, ihr schönen Berge
 Teruel und Albaracin,
 Em'ge Zeugen seines Ruhmes,
 Seines Glückes, seines Muths!
 Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
 Und du Aussicht auf das Meer hin
 Ach, der Tod, er raubt uns Alles,
 Wie ein Habicht raubt er uns.
 Seht! es brechen seine Augen —
 Er blickt hin zum letzten Mal.

3 Was hat er gesagt, der gute
 Sid? Er liegt auf seinem Lager;
 Wo ist seine Eisenstimme?
 Raum noch kann man ihn verstehen,
 Daß er seinen Freund Babieca,
 Ihn noch einmal sehen will.

4 Babieca kommt, der treue
 Mitgefährt' des wadern Helben
 In so mancher, mancher Schlacht.
 Als er die ihm wohlbekannten
 Guten alten Fahnen siehet,
 Die sonst in den Lüften wehten,
 Hingebeugt auf's Sterbelager,
 Unter ihnen seinen Freund:

5 Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
 Auch geendet, steht mit großen
 Augen stumm da, wie ein Lamm.
 Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
 Er auch nichts zu seinem Herrn.
 Traurig sieht ihn an Babieca,
 Sid ihn an zum letzten Mal.

6 Gerne hätt' sich Alvar Fannez
 Mit dem Tode jezt geschlagen;
 Ohne Sprache steht Kimene;
 Sid, er drückt ihr noch die Hand.

7 Und nun rauschen die Paniere
 Stärker; durch das offne Fenster
 Weht ein Wind her von den Höhen —
 Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
 Edel; denn der Sid entschläft.

8 Auf! nun auf! Trommeten, Trommeln,
 Pfeifen, Clarinetten tönent,
 Uebertönent Klag' und Seufzen!
 Denn der Sid befahl es da;
 Ihr geleitet auf die Seele
 Eines Helben, der entschlief!

Karl Ludwig von Arnob,

geboren den 30. November 1744 zu Wallerstein in Franken, studirte in Halle die Rechte, ward preussischer Officier, lebte zehn Jahre in Potsdam (Bekanntheit mit Gleim, Mendelssohn, Ramler und Anderen), 1774 Erzieher des Prinzen Constantin von Weimar, lebte später mit dem Charakter als

Major, mit Wieland, Goethe, Herder enge befreundet, zu Weimar, dann zu Ilmenau, zuletzt in Jena, wo er den 23. Februar 1834 starb. — Kleinere Gedichte der lyrischen, elegischen und epigrammatischen Gattung; Uebersetzungen (Propertius, Lucretius).

Hymnus an Selene.

1 Dich nun will ich begrüßen im feiernden
Tone des Liebes,
Holbe Gespielin der Nacht, Vertraute schweigen-
gender Stunden,
Führerin jenes Chors, das nächtlich leuchtet
am Himmel,
Glänzender Spiegel des Tages, du helle
Knospe der Erde!
Zwar die Veränderlichste von allen bist du;
benn immer
Wechselt die holbe Gestalt, und zeigt und
bildet sich anders.
Aber du bist die Schönste, der Himmels-
töchter die schönste.
Hat sich der müde Tag nun unter Rosen
begraben, [sendet:
Und die Fadel des Lichts der untern Erde ge-
10 Steigst du empor an der Bühne des Him-
mels, ein glänzender Lichtball,
Und umwebest mit Gold die breiten Säume
des Aethers.
Immer herrlicher wächst der glänzende Strahl,
bis er endlich
Ueber des Waldgebirgs erhabenen Gipfeln
hervorbricht, [ergießet.
Und in's dämmernde Thal die lichten Fluthen
Wundergestalten verbreiten sich hier, in der
Näh', in der Ferne,
Streden in Riesenschatten sich aus, umschwe-
ben des Waldsees
Schimmerzerflossenen Duft, und leuchten und
sprühen in Funken
Von dem gießenden Bach, und lauschen im
düstern Gesträuche.
Einsam hast du nunmehr die Höhe des
Himmels erstiegen,
20 Herrschend über die Welt. In unver-
rücketer Heit're
Sitzest du da, und sendest herab die thauigen
Strahlen,
Oder versammelst um dich den Hof licht-
glänzender Wolken.

Feierlich nahen sie sich in weitumkreisenden
Häufen,
Hulbigend still, o Königin, dir! Oft schickst
du den Westwind
Unter sie, und er verjagt ihr dünnzerfließendes
Gewebe, [vorüber
Führt sie in buntem Glanz an deinem Licht.
Dann auch scheinst du selbst ein leichteres
Spiel zu beginnen,
Schlüpfest unter sie hin, und erscheinst und
verbirgest dich wieder.
Wer kann alle sie singen, die Freuden, die
du gewährest?
30 Zahllos sind die Geschenke der Ewigkeit;
sie zu verehren
Ist der Sterblichen Pflicht, zu preisen im
ewigen Hymnen.
Groß ist über die Welt die Macht des
herrlichen Titan,
Und er rufet die Wesen hervor, und belebet
sie alle.
Aber den Scepter der Nacht verlieh er der
Schwester, damit sie
Milder dieselbe beherrsche. Wer pries die
einsame Nacht wohl,
Wer ihr finstereich und die dunkeln, ver-
lassenen Schatten,
Wenn nicht du sie erfreuest mit Licht, sie
durch Wechsel ergößest?
Immer gehorchend folgst du daher dem Wink
des Bruders,
Leihst von ihm den schimmernden Glanz; doch
hast du den Einfluß
40 In sein mächtiges Reich durch sanfteren
Wechsel erhalten,
Aenderst der Winde bewegliches Chor, gebietest
den Stürmen,
Lässest heitere Lust und milde Regen hervorgehen
Aus dem denkenden Manne, du meine
Freundin, wie oftmals
Hängt mein Blick noch an dir in mitternächt-
lichen Stunden!
Auf von den Schatten der Erde, den trüben
verworrenen Schatten,

du mich hin zu Gefilden des reinen
ätherischen Himmels.
mich oft zu dir in die lichtdurchwalleten
Fluren!
du auch, wie sie sagen, ein Land, mit
Bergen und Thälern
eschmüdet, und gleich der niedern be-
wohneten Erde:
führe mich hin von dem Schutt der schon
veraltenden Erde
ig hinauf zu dir, in die neubelebten
Sitze!
mich, wenn du sie hast, in die stillen
Auen des Friedens!

Aus den „Lebensblüthen in Distichen.“

- 1 Menschengesetze, wie seid ihr so schwacher
Schutz dem Gebrühten!
Gottesgesetz, du bist tief, wie der Dinge Natur!
- 2 Wie ein Gesunder das Glied nicht, so fühlet
ein Mann nicht die Stärke,
Die er besitzt; wer sich's rühmt, deutet Ge-
brechlichkeit an.
- 3 Meister des Muthes zu sein, ist mehr als
Erob'rer der Städte;
Lehre die Ruhmsucht uns, eigne Erob'rer zu sein!
- 4 Glaub', es liegt dein Geschick, o Mensch,
dir im Busen verborgen;
Ihm entspinnt sich das Seil, das durch
dein Leben dich führt.

Gottfried August Bürger,

am den 1. Januar 1748 zu Wolmerswende bei
Crotte (im Halberstädtischen), studirte erst in
Theologie, dann seit 1768 in Göttingen
Recht, 1772 Amtmann zu Altengleichen bei
Göttingen, unterhielt mit dem dortigen Dichterkreise

(Gainsbund) eine enge Verbindung, legte 1784 sein
Amt nieder, ward Docent zu Göttingen, 1789 außer-
ordentlicher Professor daselbst, starb den 8. Juni 1794.
— Lieder, Balladen und Romane, Sonnette,
Uebersetzungen (aus Homer, Shakspeare u. A.).

Das Lied vom braven Mann. *)

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Orgelton und Glockenklang!
hohes Muths sich rühmen kann,
lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Ich, daß ich singen und preisen kann,
singen und preisen den braven Mann!
Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
hob durch Welschland, trüb und feucht;
Bollen flogen vor ihm her,
denn der Wolf die Heerde scheucht.
Die Felsen, zerbrach den Forst,
Seen und Strömen das Grundeis horst.
Im Hochgebirge schmolz der Schnee,
Sturz von tausend Wassern scholl;
Biesenthal begrub ein See,
landes Heerstrom wuchs und schwoll;
rollten die Wogen entlang ihr Gleis,
rollten gewaltige Felsen Eis.
Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Inaderstein von unten auf,
ne Brücke drüber her;
sitten stand ein Häuschen drauf.

*) Liegt eine wirkliche Begebenheit zu Grunde,
auf der Tisch zu Verona ereignete.

Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
O Zöllner! o Zöllner! entfleck geschwind.

5 Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?“

6 Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

7 Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!“

8 Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gassern, groß und klein:
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und
Wind.

9 Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenlang?
Wohlan! so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald naht der Mitte der Umsturz sich;
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

10 Rasch galoppirt ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!“

11 Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen braveren Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

12 Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter! Retter! komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach,
Laut trachten und stürzten die Bogen nach.

13 „Halloh! halloh! frisch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Höllner nach Rettung den Strom und Wind.

14 Sieh! schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Rittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

15 Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerlahn;
Trop Wirbel, Sturm und Wogenbrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe, der Rachen war allzulein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

16 Und dreimal zwang er seinen Rahn
Trop Wirbel, Sturm und Wogenbrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Raum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

17 Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben d'ran;
Doch that er's wohl um Goldeslang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

18 „Hier!“ rief der Graf, „mein wahrer
Freund!

Hier ist dein Preis! komm her! nimm hin!“
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn!
Doch höher und himmlischer wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Rittel trug.

19 „Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Höllner werd' Eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!“
So rief er mit herzlichem Viederton,
Und wandte den Rücken und ging davon.

20 Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenlang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

Die Ruh. *)

1 Frau Magdalis weint' auf ihr lestes Stüd
Brot,

Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach! Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen.

2 „Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?“
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Ruh, die bisher sie ernähret.

3 Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis' Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief sie mit sanftem Gebrülle.

4 Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

5 Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

6 Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend
bis früh.

Schwer abgemüdet, im Schwallen
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

*) Das Gedicht erschien zuerst im Göttinger
Musen Almanach 1785 mit der Anmerkung: „Ein
wahrer und nur für das Bedürfniß der Poesie um-
gebildeter Stoff.“

that ihr des Hirtenhornes Getön
von Neuem zu wissen.

nun hab' ich nichts aufzustehn!^a
igte sie nieder in's Rissen.
it weckte des Hornes Geschmetter ihr

Herz,
r der Güte zu preisen;
et und habert entgegen ihr Schmerz
ger der Wittwen und Waisen.

horch! Auf Ohr und auf Herz wie
ein Stein

mit bröhnendem Schalle.
ein Schauer durch Mark und Gebein;
ihr, wie Brüllen im Stalle.

Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld,
e nicht meine Verbrechen!^a

t, es erhebe sich Geistertumult,
ches Jagen zu rächen.

m aber hatte vom schrecklichen Ton
g der Nachhall verloren,

ihr noch lauter und deutlicher schon
len vom Stalle zu Ohren.

irmherziger Himmel, erbarme dich
mein,

den Bösen in Banden!^a

sie das Haupt in die Rissen hinein,
n und Sehen ihr schwanden.

: schlug ihr, indem sie im Schweiße
zerquoll,

de Herz, wie ein Hammer;

s, noch lauterer Brüllen erscholl,
vor dem Bett in der Kammer.

i sprang sie mit wilbem Entsetzen
heraus,

die Laden der Zelle.

hlte der Morgen; der Dämmerung
Graus

r erfreulichen Helle.

als sie mit heiligem Kreuz sich versehen:
e mir gnädiglich, Amen!^a

sie zitternd, zum Stalle zu gehn,
allmächtigem Namen.

Bunder! hier lehrte die herrlichste Ruh,
und so blank wie ein Spiegel,

e mit silbernem Sternchen ihr zu.
nen entsank ihr der Riegel.

t füllte die Krippe frischduftender Klee,
den Stall, sie zu nähren;

' ein Gimerchen, weiß wie der Schnee,
nden Euter zu leeren.

trug ein zierlich beschriebenes Blatt
und Hörner gewunden:

ste der guten Frau Magdalis hat
ther mich gebunden.^a

19 „Gott hatt' es ihm gnädig verlieh-
die Noth

Des Armen so wohl zu ermessen;
Gott hatt' ihm verliehen ein Stüdlein Brot,
Das konnt' er alleine nicht essen.“ —

20 Mir dünkt', ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen;
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

21 „So,“ schwur mir ein Maurer,¹⁾ so ist
es geschehn!^a

Mein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edeln doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzlichlich, Amen!

Der wilde Jäger.²⁾

1 Der Wild- und Rheingraf stieß in's Horn:
„Halloh, halloh, zu Fuß und Roß!“

Sein Hengst erhob sich wiehern vorn,
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klist' und klast' es, frei vom Roppel,
Durch Korn und Dorn, durch Haide und Stoppel.

2 Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Ruppel blank.
Zum Hochamt ruste dumpf und klar
Der Gloden ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtvollen Christenmenge.

3 Rischrasch quer über'n Kreuzweg ging's
Mit Horridoh und Hufschall!
Sieh da! sieh da! kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbers Blinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

4 Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts
Mit milbem Frühlingsangesicht,
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz vom Aug', wie Ungewitter.

5 „Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Rein Spiel, das lieblicher behagt!“
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte,
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

¹⁾ „Ein Maurer,“ ein Freimaurer.

²⁾ Keine bestimmte einzelne Sage, sondern im Allgemeinen die Sagen vom wilden Jäger liegen zu Grunde. Wild- und Rheingrafen, Grafen de Gunrücks; der Rheingrafenstein bei Kreugnach.

6 „Schlecht stimmt deines Hornes Klang,
Sprach der zur Rechten sanften Muths,
„Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst dir heut nichts Guts.
Laß dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!“

7 „Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!“
Ziel rasch der linke Ritter drein.
„Was Glodenklang! Was Chorgeplärr!
Die Jagdblust mag Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren,
Und Euch von Jenem nicht bethören!“

8 „Ha! wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scher' an's Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verbrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“

9 Und hurre hurre vorwärts ging's
Feld ein und aus, Berg ab und an;
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzigem Gehörne.

10 Und lauter stieß der Graf in's Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen!“

11 Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld,
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauren Schweiß des Armen!“

12 Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß heßt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

13 „Hinweg, du Hund!“ schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an;
„Sonst heß' ich selbst beim Teufel! dich;
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!“

14 Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Roß und Mann zerstampfte
Die Halmen, daß der Ader dampfte.

15 Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an,
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Greilt das Wild des Angers Plan,
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Heerden.

16 Doch hin und her, durch Flur und Wald
Und her und hin, durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

17 „Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier graßt
So mancher armen Wittwe Ruh.
Ihr Einz und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!“

18 Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß heßt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

19 „Bewegner Hund, der du mir wehst
Ha, daß du deiner besten Ruh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Bettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergößen,
Euch stracks in's Himmelreich zu hegen!“

20 „Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasasa!“ —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stüd für Stüd die Heerde.

21 Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerem Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

22 Risch ohne Rast mit Peitschenknaß,
Mit Horridoh und Hussasah,
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Witte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

23 „Laß ab, laß ab von dieser Spur
Entweiche Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Creatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!“

r Rechte sprengt besorgt heran,
 nt den Grafen sanft und gut:
 heßt ihn der linke Mann
 nstohem Frevelmuth.
 ! trotz des Rechten Warnen
 om Linken sich umgarnen.
 berberben hin, Verderben her!
 st er, „macht mir wenig Graus!
 t's im dritten Himmel wär',
 ch's keine Fledermaus!
 ott und dich, du Narr, verdrießen,
 h meine Lust doch büßen!“
 schwingt die Peitsche, stößt in's Horn:
 Gesellen, drauf und dran!“
 inden Mann und Hütte vorn,
 n schwinden Roß und Mann;
 l und Schall und Jagdgebrülle
 t auf einmal Todtenstille.
 hroden blidt der Graf umher;
 t's Horn, es tönet nicht;
 nd hört sich selbst nicht mehr;
 ung der Peitsche sauset nicht;
 sein Roß in beide Seiten,
 nicht vor-, nicht rückwärts reiten.
 uf wird es düster um ihn her,
 r düstrer, wie ein Grab;
 uscht es, wie ein fernes Meer.
 seinem Haupt herab
 thar mit Gewittergrimme,
 el eine Donnerstimme:
 a Wüthrich teuflischer Natur,
 n Gott und Mensch und Thier!
 und Weh der Creatur
 e Missethat an ihr
 dich vor Gericht gefohert,
 der Rache Fadel lodert!“
 leuch, Unhold, fleuch, und werde jezt,
 an bis in Ewigkeit,
 und Teufel selbst gehezt,
 red der Fürsten jeder Zeit,
 verruchter Lust zu frohnen,
 öpfer, noch Geschöpf verschonen!“
 i schwefelgelber Wetterschein
 hierauf des Waldes Laub.
 elt ihm durch Mark und Bein,
 o so schwül, so dumpf und taub;
 weht ihm kaltes Grausen,
 len folgt Gewittersausen.
 s Grausen weht, das Wetter saust,
 der Erd' empor, huhu!
 e schwarze Riesensauß;
 t sich auf, sie trallt sich zu,
 sie ihn beim Wirbel paden,
 sein Angesicht im Naden.

Handbuch. I.

33 Es flimmt und flammt rund um ihn her,
 Mit grüner, blauer, rother Gluth;
 Es wallt um ihn ein Feuermeer,
 Darinnen wimmelt Höllenbrut.
 Jach fahren tausend Höllenhunde,
 Laut angehezt, empor vom Schlunde.

34 Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
 Und flieht, laut heulend Weh und Ach!
 Doch durch die ganze weite Welt
 Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
 Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
 Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

35 Im Naden bleibt sein Antlitz stehn,
 So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt;
 Er muß die Ungeheuer sehn,
 Laut angehezt vom bösen Geist,
 Muß sehn das Knirschen und das Jappen
 Der Rachen, welche nach ihm schnappen.

36 Das ist des wilden Heeres Jagd,
 Die bis zum jüngsten Tage währt,
 Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
 Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
 Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
 Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

Auf die Morgenröthe.

1 Wann die goldne Frühe, neu geboren,
 Am Olymp mein matter Blick erschaut,
 Dann erblaff ich, wein' und seufze laut:
 Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!

2 Grauer Lithon, du empfängst Auroren
 Froh außs Neu, sobald der Abend thaut;
 Aber ich umarm' erst meine Braut
 An des Schattenlandes schwarzen Thoren.

3 Lithon, deines Alters Dämmerung
 Milbert mit dem Strahl der Rosenstirne
 Deine Gattin, ewig schön und jung.

4 Aber mir erloschen die Gestirne,
 Sanft der Tag in öde Finsterniß,
 Als sich Molly ¹⁾ dieser Welt entriß.

An das Herz.

1 Lange schon in manchem Sturm und Drange
 Wandeln meine Füße durch die Welt.
 Bald, den Lebensmüden beigeßelt,
 Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

2 Leise sinkend faltet sich die Wange,
 Jede meiner Blüthen welkt und fällt.
 Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
 Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

¹⁾ Seine zweite Gattin.

3 Trotz der Zeit Despotenallgewalt
Fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend, wie die Nachtigall, zu schlagen.

4 Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Lethon's Lippen Goldes sagen
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!

Ludwig Heinrich Christoph Gölty,

geboren den 21. December 1748 zu Marien-
see in Hannover, studirte Theologie in Göt-
tingen (Mitstifter des Göttinger Dichterbundes),

kränkelte lange in der Heimath, starb zu
nover den 1. September 1776. Gefül-
lyriker.

Das Landleben.

1 Wunderfeliger Mann, welcher der Stadt
entfloh!

Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch
des Bachs,

Jeder blinkende Riesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

2 Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vor-
überwallt;

Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet. [auf ihn,

3 Seine Nachtigall tönt Schlummer herab
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Baum' auf sein Bette scheint.

4 Dann bewundert er dich, Gott, in der
Morgenflur,

In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,

Dich im Wurm und im Knospenzweig;

5 Ruht im wehenden Gras, wann sich die
Rühl' ergießt,

Oder strömet den Queß über die Blumen aus,
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milbe der Abendluft. [benvult

6 Sein bestrohetes Dach, wo sich das Tau-
Sonnt und spielt und hüpfet, winket ihm süßre
Rast,

Als dem Städter der Goldsaal,

Als der Polster der Städterin. [herab,

7 Und der spielende Trupp schwirret zu ihm
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den
Forb,

Bidet Arumen und Erbsen,

Bidet Körner ihm aus der Hand. [voll,

8 Einsam wandelt er oft, Sterbegeanken
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz
ein Grab,

Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;

9 Und das steinerne Mal unter dem
berbusch,

Wo ein biblischer Spruch freudig zu
Wo der Tod mit der Sense,
Und ein Engel mit Palmen steht. [er

10 Wunderfeliger Mann, welcher der
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

Auftrag.

1 Ihr Freunde, hängt, wann ich
ben bin,

Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimme

2 Der Rüster zeigt dann freundlich den
senden

Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldnen Saiten flattert.

3 Oft, sagt er staunend, tönen im Aber
Von selbst die Saiten leise, wie Biento
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's und sah'n, wie die Kränze bebte

Aufmunterung zur Freude. *)

1 Wer wollte sich mit Grillen plage
So lang uns Lenz und Jugend blüh'n
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirp' in düstre Falten zieh'n?

2 Die Freude winkt auf allen Wege
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgeg
Wenn wir am Scheidewege stehn.

*) Gölty's letztes Lied. Er sang es, als er
das Grab vor sich sah.

rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
 e Laube kühl und grün,
 it der liebe Mond so helle,
 rch Adams Bäume schien.
 tönt der Busch voll Nachtigallen
 kling hohe Wonne zu,
 it, wann ihre Lieder schallen,
 gerrißne Seelen Ruh.
 anderschön ist Gottes Erde,
 , darauf vergnügt zu sein!
 ich, biß ich Asche werde,
 : schönen Erde freun!

i dem Grabe meines Vaters. *)

Alle, die im Herrn entschliefen!
 er, selig bist auch du!
 hten dir den Kranz und riesen,
 ngst in Gottes Ruh;
 elst über Millionen Sternen,
 Handvoll Staub, die Erde, nicht,
 i Wink durch tausend Sonnenfern,
 Gottes Angesicht;

3 Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
 Trinlest durstig aus dem Lebensquell;
 Nächte, voll von Labyrinth, tagen,
 Und dein Blick wird himmelhell.

4 Doch in deiner Ueberwinderkrone,
 Senkst du noch den Vaterblick auf mich,
 Betest für mich an Jehova's Throne,
 Und Jehova höret dich.

5 Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
 Den mir Gott aus seiner Urne gab,
 Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
 Auf mein Sterbebett herab,

6 Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
 Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft,
 Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
 Wo die Auferstehung reift;

7 Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
 Wonnestrahlend und beglückt, wie du,
 Und mit dir auf Einem Sterne lebe,
 Und in Gottes Schooße ruh'!

8 Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
 Deinen Purpur auf sein Grab zu streu'n!
 Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
 Hingesäetes Gebein!

Christian Graf zu Stolberg,

15. October 1748 zu Hamburg, studirte
 die Rechte (Hainbund), 1777 Amtsmann
 tel im Holsteinischen, dänischer Kam-
 e 1800 sein Amt nieder, lebte seitdem

auf seinem Gute Wyndebbe im Holsteinischen, wo
 er den 18. Januar 1821 starb. — Lyrische Ge-
 dichte, Schauspiele mit Chören, Uebersetzungen aus
 dem Griechischen.

meine sterbende Schwester.

nospe! so schön blühte keine noch
 Töchtern des Mai's, denen der
 Morgenthau

stenden Busen
 träufelt und Lenzgeruch.
 nun neigst du herab, Rose, dein
 lechzendes [nur,
 wellendes Haupt! Wenige Sonnen
 ühest, o Schönste,
 ieder in Eden auf! [bung dann
 ig thauen auf dich, kühlende La-
 ne hinab; Lüfte der Sommernacht
 Palme des Sieges
 egen der Dulderin!

i Vater starb 1775. Vergl. unter
 das Gedicht „Bei dem Grabe meines

4 Deiner Leiden entleimt jedem ein blühender
 Zweig zum Kranze des Lohns, der dich um-
 Wie so heiter, o Beste? [flechten soll!
 Zeigt dein Engel den Kranz dir schon?

5 Weinend naht' ich und sank sprachlos
 an deine Brust;
 Lächelnd küstest du mich, aber nur bitterer
 Floß die Wehmuth, und nezte
 Deine Wange, Geliebteste!

Der Segen.

1 Wie nach frischem Wasser ächzet
 Ach! das heißgejagte Reh,
 Meine Seele schmachtend lechzet
 So nach Labfal aus der Höh'.
 Unserer Wüste hier ergießet
 Sich kein Born; kein Bächlein fließet.
 Dort nur aus dem Urquell quillt
 Trost, der meine Sehnsucht stillt!

2 Aus dem Urquell, der Erbarmen
Allen Schöpfenden vertheilt,
Der des langbeklommenen, armen
Herzens Reuewunden heilt!
Tropfen seines Segens wolle
Thau'n auf mich der Segenvolle!
Ström' er Wonne, ström' er Schmerz,
Nur um Segen fleht mein Herz.

3 Segne mich mit Vatergnade,
Leuchten laß dein Angesicht
Ueber mir! Herr, meinem Pfade
Sei du Hüter, sei du Licht!
Wollst auf mich dein Antlitz heben,
Den die Welt nicht gibt, ihn geben —
Flehend lieg' im Staub' ich hier —
Geben deinen Frieden mir!

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

geboren den 7. November 1750 zu Bramstedt in
Holstein, studirte mit dem Vorhergehenden, seinem
Bruder, in Göttingen (Theilnahme am Hainbund),
dänischer Kammerjunker, 1777 bischöflich lübeckischer
Minister zu Kopenhagen, 1789 dänischer Gesandter
in Berlin, 1791 Präsident der lübeckischen Regie-
rung zu Gütin, legte 1800 seine Aemter nieder
und trat in Münster zur katholischen Kirche über,
machte eine Reise nach Rom, lebte dann nach-

einander zu Münster, Latensfeld (bei Bi-
und auf seinem Gute Sondermühlen (im
brückischen), wo er den 6. December 1819
— Oden, Lieder, Balladen und Ron-
zamben, Schauspiele mit Chören, Ueberset-
(Ilias, Aeschylos, Ossian). — Prosa: R
Deutschland, der Schweiz und Italien;
Alfred's des Großen; Geschichte der R
Jesu u. s. w.

Der Harz.

1 Herzlich sei mir begrüßt, werthes Che-
ruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Rühnheit, freieres Geistes,
Denn das blache Gefild umher! [enden
2 Dir gab Mutter Natur aus der vergeu-
Urne männlichen Schmutz, Einfalt und Würde
dir,
Wolkenhöhnende Gipfel
Donnerhallende Ströme dir!
3 Im antwortenden Thal waltet die goldene
Fluth des Segens, und strömt in den ge-
nügamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht lärglich die Garben zählt.
4 Schafe weiden die Trift; auf der ge-
wässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan. [benen
5 Wie der schirmende Forst deinen erha-
Naden schattet! Er nährt stolzes Geweihe dir,
Dir den schnaubenden Reuler,
Der entgegen der Wunde rennt! [goldenem
6 Dein wohlthätiger Schooß, selten mit
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen
uns,
Das den Ader durchschneidet,
Und das Erbe der Väter schützt.

7 Dir gibt reinere Luft und die teut-
Reuschheit Jugend von Stahl. Moosigen
gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug. [geist
8 Dort im wehenden Hain wohnt d
Felsen jauchzten zurück, wenn sich der R
Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.
9 Und dein Hermann vernahm's. Stur
sein Arm! sein S
Wetterflamme! Betäubt stürzten die tr
Römerabler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teut's! [hi
10 Doch des Helbengeschlechts Enkel
Hermann's Namen in Nacht, bis ihn
er dein Sol
Klopstock's mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit. [ewig
11 Heil, Cheruskia, dir! Furchtbar
Gleich dem Broden, dein Ruhm! Don
verkünden d
Freiheitschlachten und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

An die Natur.

1 Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!

mich an deiner Hand,
 ein Kind am Gängelband!
 Wenn ich dann ermüdet bin,
 Ich dich am Busen hin,
 In süße Himmelsluft,
 Lebend an der Mutter Brust.
 Ach, wie wohl ist mir bei dir!
 Ich dich lieben für und für!
 Ich gehn auf deiner Spur,
 Du, heilige Natur!

Von einem deutschen Knaben.

Mein Arm ist stark, und groß mein Muth!
 Er, mir ein Schwert!
 Nicht mein junges Blut!
 Der Vater werth.
 Ich finde fürder keine Ruh'
 In Knabenstand;
 O Vater, stolz, wie du,
 Für's Vaterland!
 Ich früh in meiner Kindheit war
 Mit Spiel der Krieg;
 Ich träumt' ich nur Gefahr
 Und nur und Sieg.
 Ein Feldgeschrei erweckte mich
 Der Türken Schlacht;
 Ich sah ein Faustschlag, welchen ich
 Ich zugebacht!
 Einmal unsrer Krieger Schaar
 Auf Straße zog,
 Ein Vogel, der Husar
 Vorüberflog:
 Ich gaffte starr und freute sich
 Den froher Schwarm;
 Der Vater, härmte mich,
 Um meinen Arm.
 Mein Arm ist stark und groß mein Muth!
 Er, mir ein Schwert!
 Nicht mein junges Blut!
 Der Vater werth.

Von einem schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

Sohn, da hast du meinen Speer!
 Mein Arm wird er zu schwer.
 Den Schild und dies Geschöß;
 Ich du forthin mein Roß!
 Ich sehe, dies nun weiße Haar
 An deinem Helm schon fünfzig Jahr;

Jedes Jahr hat eine Schlacht
 Schwert und Streitart stumpf gemacht.

3 Herzog Rudolph hat dies Schwert,
 Art und Kolbe mir verehrt;
 Denn ich blieb dem Herzog hold,
 Und verschmähte Heinrich's Sold.

4 Für die Freiheit floß das Blut
 Seiner Rechten! Rudolph's Muth
 That mit seiner linken Hand
 Noch dem Franken Widerstand.

5 Nimm die Wehr und wappne dich!
 Kaiser Konrad rüstet sich!

Sohn, entlaste mich des Harms
 Ob der Schwäche meines Arms!

6 Bilde nie umsonst dies Schwert
 Für der Väter freien Herd!
 Sei behutsam auf der Wacht!
 Sei ein Wetter in der Schlacht!

7 Immer sei zum Kampf bereit!
 Suche stets den wärmsten Streit!
 Schone dich, der wehrlos steht;
 Haue den, der widersteht!

8 Wenn dein Hause wankend steht,
 Ihm umsonst das Fähnlein weht,
 Erhöhe dann, ein fester Thurm,
 Der vereinten Feinde Sturm!

9 Deine Brüder fraß das Schwert,
 Sieben Söhne Deutschlands werth!
 Deine Mutter härmte sich
 Stumm und starrend, und verblich.

10 Einsam bin ich nun und schwach;
 Aber, Knabe, deine Schmach
 Wär' mir härter siebenmal,
 Als der sieben andern Fall.

11 Drum so scheue nicht den Tod,
 Und vertraue deinem Gott!
 So du kämpfst ritterlich,
 Freut dein alter Vater sich!

Lied

auf dem Wasser zu singen.

1 Mitten im Schimmer der spiegelnden
 Wellen

Gleitet, wie Schwäne, der wankende Rahn.
 Ach! auf der Freude sanftschimmernden Wellen
 Gleitet die Seele dahin, wie der Rahn;
 Denn von dem Himmel herab auf die Wellen
 Tanzt das Abendroth rund um den Rahn.

2 Ueber den Wipfeln des westlichen Haines
 Winket uns freundlich der röthliche Schein;
 Unter den Zweigen des östlichen Haines
 Säuselt der Calmus in röthlichem Schein.

Freude des Himmels und Ruhe des Haines
 Athmet die Seel' im erröthenden Schein.

3 Ach! es entschwindet mit thauigem Flügel
 Mir auf den wiegenden Wellen die Zeit.
 Morgen entschwindet mit schimmerndem Flügel
 Wieder, wie gestern und heute, die Zeit;
 Bis ich auf höherem strahlenden Flügel
 Selber entschwinde der wechselnden Zeit.

An das Meer (1777).

1 Du heiliges und weites Meer,
 Wie ist dein Anblick mir so hehr!
 Sei mir im frühen Strahl begrüßt,
 Der zitternd deine Lippen küßt!

2 Wohl mir, daß ich, mit dir vertraut,
 Viel tausendmal dich angeschaut!
 Es lehrte jedesmal mein Blick
 Mit innigem Gefühl zurück.

3 Ich lausche dir mit trunknem Ohr,
 Es steigt mein Geist mit dir empor,
 Und senket sich mit dir hinab
 In der Natur geheimes Grab.

4 Wenn sich zu dir die Sonne neigt,
 Erröthend in dein Lager steigt,

Dann tönet deiner Wogen Klang
 Der müden Erde Wiegenfang.

5 Es lauschet dir der Abendstern
 Und winket freundlich dir von fern;
 Dir lächelt Luna, wann ihr Licht
 Sich millionenfältig bricht.

6 Oft eil' ich aus der Haine Ruh'
 Mit Wonne deinen Wogen zu,
 Und senke mich hinab in dich,
 Und kühle, labe, stärke mich.

7 Der Geist des Herrn den Dichter
 Die Erde mütterlich ihn säugt;
 Auf deiner Wogen blauem Schooß
 Wiegt seine Phantasie sich groß.

8 Der blinde Sänger stand am Meer,
 Die Wogen rauschten um ihn her;
 Und Riesenthaten goldner Zeit
 Umrauschten ihn im Feierkleid.

9 Es kam zu ihm auf Schwanensd'
 Melodisch die Begeisterung,
 Und Ilias und Odyssee
 Entstiegen mit Gesang der See.

10 Hätt' er gesehen, wär' um ihn
 Verschwunden Himmel, Erd' und Meer,
 Sie sangen vor des Blinden Blick
 Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

Johann Heinrich Voß,

geboren den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf
 im Mecklenburgischen, ging 1772 nach Göttingen,
 wo er Philologie (unter Heyne) und Theologie
 studirte und ein eifriges Mitglied des Hainbundes
 wurde; dann nach Wandsbeck zu Claudius, 1778
 als Rector nach Otterndorf, 1782 als Rector nach
 Gütin, gab später sein Amt Krankheits halber
 auf, ging 1802 nach Jena und 1805 nach Heidel-

berg, wo er den 30. März 1826 starb. —
 Lieder, Idyllen (Luise, 1795), Elegien,
 Setzungen (Homer, Virgil, Ovid, Hesiod, Di-
 Theokrit, Horaz, Tibull, Aristophanes, &
 gemeinschaftlich mit den Söhnen: Schäl
 Aeschylus, Propertius); mythologische Briefe
 handlungen über alte Geographie; Zeitmessu-
 deutschen Sprache; Kritiken und Streitschrift

Der vierzigste Geburtstag.

1 Auf die Postille gebückt, zur Seite des
 wärmenden Ofens,
 Saß der rebliche Lamm in dem Lehnstuhl,
 welcher mit Schnitzwerk
 Und braunnarbigem Fuchst voll schwellender
 Haare geziert war:
 Lamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem
 gesegneten Freidorf,
 Organist, Schulmeister zugleich und ehrfamer
 Ruster;
 Der fast allen im Dorf, bis auf wenige
 Greise der Vorzeit,

Einst Taufwasser gereicht, und Sitte
 und Erkenntniß,
 Dann zur Trauung gespielt, und hinweg
 Manchen gesungen.
 Oft nun faltend die Händ', und oft
 lauterem Murmeln
 10 Laß er die tröstenden Spruch' und E-
 nungen. Aber all-
 Starrte sein Blick, und er sank in erquick-
 Mittagsschlummer.
 Festlich prangte der Greis in gestreifter
 mantener¹⁾ Jacke;

¹⁾ Kalumant (Calamant), ein wollener, d

bei entglittener Brill' und silberfarbenem
Haupthaar
auf dem Buche die Mütze von violet-
tenem Sammet,
Fuchspelze verbrämt, und geschmückt mit
goldener Troddel.
er feierte heute den siebenzigsten frohen
Geburtstag,
des erlebten Heils. Sein einziger
Sohn Zacharias,
er als Kind auf dem Schemel gepredigt,
und, von dem Pfarrer
gehört für die Kirche, mit Noth vollendet
die Laufbahn
durch die lateinische Schul' und die theuere
Akademie durch,
war jetzt einhellig erwählter Pfarrer zu
Merlitz,
seit Kurzem vermählt mit der wirthlichen
Tochter des Vorfahrs.
er hatte der Sohn zur Verherrlichung
seines Geburtstags
Tabak mit der Frucht und stärkende
Weine gesendet,
in dem Briefe gelobt, er selbst und die
freundliche Gattin
wären nicht Hohlweg' und verschneiete
Gründe die Durchfahrt,
endlich kämen sie beide, das Fest mit dem
Vater zu feiern,
zu empfangen den Segen von ihm und
der würdigen Mutter.
versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte
der Vater
sich gespendet zum Mahl, und mit Müt-
terchen auf die Gesundheit
Sohns Zacharias gellingt und der
freundlichen Gattin,
die so gerne noch sähen, und Töchterchen
nährten, und bald auch
Enkelchen, ach! an der Wiege der Enkelin
oder des Enkels!
noch sprachen sie fort von den Tagen des
Grams und der Tröstung,
wie sich Alles nunmehr auflös' in behag-
liches Alter.
es gewollt, mit Vertrau'n und Beharrlich-
keit, führet zum Ausgang!
es erfahren wir selbst, du Traueste,
solches der Sohn auch!
ich doch immer gesagt, wenn du weinetest:
Frau, nur geduldig!

gewachter Stoff. — 2) „Uhlen“ mit der

Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je
näher die Rettung!
40 Schwer ist aller Beginn; wer getrost fort-
geht, der kommt an!
Feuriger rief es der Greis, und las die er-
bauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie
kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste
dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete süße
Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches
Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und
mit Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und
den Verwalter;
Hatte gesetzt und geuhlt,²⁾ und mit feinerem
Sande gestreuet,
Keine Gardinen gehängt um Fenster und
lustigen Alkov,
50 Mit rothblumigem Teppich gedeckt den
eichenen Klappstisch,
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen
Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen
Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter
dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheu't die zinnernen
Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims; auch hingen ein Paar
stettinische Krüge,
Blaugeblümt, an den Pflöden, die Feuer-
kiste³⁾ von Messing,
Desem⁴⁾ und Mangelholz und die zierliche Elle
von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt
und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte;
unten befestigt
60 Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult
ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten
Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden
von Messing,

Uhle (einem borstigen Wandbesen, in einer Klop-
stock'schen Ode Gule genannt) Staub und Spinnen-
gewebe abfegen. — 3) „Feuerkiste“, ein blechernes
Feuerstübchen für die Füße. — 4) „Desem“,
eine Art Wage.

(Ihre selige Mutter, die Rüsterin, laßt ihn
zum Brautſchaft,)
 Hatte ſie abgeſtäubt und mit glänzendem Wachſe
 gebonet.
 Oben ſtand auf Stufen ein Hund und ein
 züngelnder Löwe,
 Beide von Gyps, Trintgläſer mit eingekliſ-
 ſenen Silbern,
 Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Taffen
 und Aepfel.
 Als ſie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in
 athmendem Schlummer,
 Stand das Mütterchen auf vom hiſenbe-
 flochtenen Spinnſtuhl
 70 Langſam, trippelte dann auf knirrendem
 Sande zur Wanduhr
 Leiſ', und knüpfte die Schnur des Schlag-
 gewichts an den Nagel,
 Daß ihm den Schlaf nicht ſtörte das klingende
 Glas und der Kutut.
 Jetzt ſah ſie hinaus, wie die ſtöbernden Flocken
 am Fenſter
 Rieſelten, und wie der Oſt dort wirbelte, dort
 in den Eſchen
 Raucht' und die Spuren verwehte der hüpfenden
 Krähen am Scheunthor.
 Lange mit ernſtem Geſicht, ihr Haupt und
 die Hände bewegend,
 Stand ſie vertieft in Gedanken, und flüſterte
 halb, was ſie dachte:
 „Lieber Gott, wie es ſtürmt, und der Schnee in
 den Gründen ſich anhäuft!
 Armer, wer jetzt auf Reiſen hindurch muß,
 ferne der Einkehr!
 80 Auch wer Weib zu erwärmen und Kind,
 auswandert nach Reiſholz,
 Hungrig oft und zerlumpt! Kein Menſch wohl
 jagte bei ſolchem
 Wetter den Hund aus der Thüre, wer ſeines
 Vieh's ſich erbarmet!
 Dennoch kommt mein Söhnchen, das Feſt mit
 dem Vater zu feiern!
 Was er wollte, das wollt' er von Kind auf!
 Gar zu beſonders
 Wühlt mir das Herz! Und ſeht, wie die Raß'
 auf dem Tritte des Tiſches
 Schnurrt und das Pfötchen ſich leckt, und Bart
 und Nacken ſich putzt!
 Das bedeutet ja Fremde, nach aller Ver-
 nünftigen Urtheil!“
 Sprach's und trat an den Spiegel, die feſt-
 liche Haube zu ordnen,
 Welche der Vater verſchob, mit dem Fuß aus-
 gleichend den Zwieſpalt;

90 Denn er leerte das Glas auf die Enteln,
 ſie auf den Entel.
 Nicht ganz ſchäme ſich meiner die Frau im
 modischen Kopfzeug!
 Dachte ſie leiſ im Herzen, und lächelte ſelber
 der Thorheit.
 Neben dem ſchlummernden Greis' an der an-
 deren Ede des Tiſches,
 Deckte ſie jezo ein Tuch von feingemodeltem
 Drillich,
 Stellte dann die Taffen mit zitternden Händen
 in Ordnung.
 Auch die blechene Doſ', und darin großlum-
 pigen Zucker,
 Trug ſie hervor aus dem Schrank, und ſcheuchte
 die ſummennden Fliegen,
 Die ihr Mann mit der Klappe verſchont zur
 Wintergeſellſchaft;
 Auch dem Geſims' enthob ſie ein Paar Thon-
 pfeifen mit Roſen,
 100 Grün und roth, und legte Tabak
 auf den zinnernen Teller.
 Als ſie drinnen nunmehr den Empfang der
 Kinder bereitet,
 Ging ſie hinaus vorſichtig, damit nicht knarrte
 der Drücker.
 Aus der Gefindeſtube darauf, vom rummeln-
 den Spulrad,
 Rief ſie, die Thür halb öffnend, Marie, die
 geſchäftige Hausmagd,
 Welche gehaspeltes Garn von der Wind' ab-
 ſpulte zum Weben,
 Haſtiges Schwungs, von dem Weber gemahnt
 und eigenem Ehrgeiz.
 Heiſer ertönte der Ruf, und gehemmt war
 plötzlich der Umſchwung:
 „Flint, lebendige Kohlen, Marie, aus dem
 Ofen geſcharret,
 Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnſtuhl
 wärmet im Rücken,
 110 Daß ich friſch (denn er ſchmeckt viel kräf-
 tiger) brenne den Kaffee!
 Heize mit Rien dann wieder und Torf, und
 hüchenem Stammholz,
 Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf
 aufwache der Vater!
 Sinkt das Feuer in Gluth, dann ſchiebe den
 knorrigen Klop nach,
 Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen
 Froſte zur Abwehr.
 Siebziggährige ſind nicht Fröſtlinge, wenn ſie
 im Sommer
 Gern an der Sonn' ausruh'n, und am wärmen-
 den Ofen im Winter.

die Kinderchen wohl brauch't's gründliche Wärme zum Aufthaun.^a Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgehn:
durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unflug;
ein wähliges Paar, wie das unsrige, bammelt hindurch wohl.
den Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut und den Milchlüh'n,
I wärmende Streu in das Fach. Schön-
mädchen und Blüming
en am Trog, und ledten die Hand und ließen sich trauern.^a
und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharrtet,
Feu'ung hinein, und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.
stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
er Gluth in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
ab schwigten die Bohnen, und bräunten sich, während ein würzig
stender Qualm aufdampfte, die Ruch' und die Diele^b) durchräuchernd.
langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
te Bohnen darauf, und fest mit den Knien sie zwängend,
den Rumpf in der Linken, und dreh't in der Rechten den Knopf um;
h hüpfende Bohnen vom Schooß haus-
hälterisch sammelnd,
auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf;
Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:
Marie, und sperre den wachsamem Hund in das Badhaus;
wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
mit auch Thom's an die Rarpfen für unsern Sohn und den Pastor,
s zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
vor dunkler Nacht; sonst geht ihm der kitzlige Fischer

^aDiele, der festgeschlagene Fußboden
n, dann der Theil des Hauses, der einen

Schwerlich zum Hälter^c) hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel.
Wenn er auch trodenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splittertel! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihm. Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Laubenschlag und sieh', ob der Schlitten nicht ankommt.^a
Raum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maschigen Beutel;
Lodte den treuen Monarch mit Geburtstagsbroden zum Badhaus,
150 Fern an den Garten hinab und schloß mit der Krampe den Kerler.
Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend auf den Ofen und streckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thom's mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror; und sie sagt' in der Eile den Auftrag:
„Splittere Holz für die Gans und hol' in dem Beutel die Rarpfen,
Thom's, vor dunkler Nacht; sonst geht dir der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab; trotz unserem Sohn und dem Pastor!“
Thom's antwortete drauf, und stellte die Häckerlinglad' hin:
160 „Splitter, Marie, und Rarpfen verschaff' ich dir, früher denn Noth ist.
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzlig zeigt der Fischer,
Treib' ich den Rigel ihm aus; und bald ist der Hälter geöffnet!“
Also der rüstige Knecht; da ramnte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Laubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände,
Stedte sie unter die Schürz', und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete; siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl, wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
solchen Fußboden hat, Hausflur. — ^c) „Hälter,“ Fischlasten.

Stieg sie herab, und brachte der eifigen
Mutter die Botschaft,
170 Welche der Milch abschöpfte den Rahm
zu festlichem Kaffee.

„Mutter, es kommt wie ein Schlitten, ich weiß
nicht sicher, doch glaub' ich
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter
den Löffel,

Unter ihr bebten die Knie, und sie lief mit
klopfendem Herzen,
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der
Pantoffel.

Jene lief zu der Pfort', und öffnete. Näher
und näher

Kam das Gelling' und das Klatschen der Peitsch'
und der Pferde Getrampel.

Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross'
in den Hofraum,

Blank geschirrt, und der Schlitten mit halb
schon offnem Verdeckstuhl

Hielt an der Thür, und es schnoben, beschneit
und dampfend, die Kener.

180 Mütterchen rief: „Willkommen daher!

Willkommen, ihr Kindlein!

Lebt ihr auch noch?“ und reichte die Händ' in
den schönen Verdeckstuhl;

„Lebt in dem grimmig'n Ost mein Töchterchen?“

Dann von den Kindern,

Selbst sich zu schonen, ermahnt: „Laßt, Kinder-
chen!“ sprach sie, „dem Sturmwind

Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen
Kerne der Vornwelt!

Stets war unser Geschlecht steinalt und Ver-
ächter des Wetters,

Aber die jüngere Welt ist zart, und scheuet
die Zugluft.“

Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten ent-
sprang, umarmte sie eilig,

Füllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem
Fußsack,

Und lieblosete viel, mit Ruß und bedauerndem
Streicheln,

190 Zog dann Weid', in der Linken den Sohn,
in der Rechten die Tochter,

Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahr-
zeugs Sorge vertrauend.

„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch
gesund am Geburtstag?“

Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem
Haupte die Mutter:

„Still! das Väterchen hält noch Mittagschlum-
mer im Lehnstuhl!

Laß mit kindlichem Ruß dein junges Gemahl
ihn erwecken;

Dann wird wahr, daß Gott im Schla-
Seinigen segnet.“

Sprach's, und führte sie leis' in der
gesäubertes Zimmer

Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug
bezifferten Tafeln,

Wo sie an Pflöck' aufhängte die nor-
Wintervermummung

200 Mäntel, mit Flocken geweißt, un-
Töchter bewunderten Lei-

Auch den Flor, der die Wangen geschirm-
das seidene Halstuch

Und sie umschloß die Enthüllten mit ström-
Thräne der Inbrunn

„Töchter und Sohn, willkommen! an's
willkommen noch ein

Ihr, uns Altenden Freud'; in Freud'
altet und greiset,

Stets einmüthiges Sinns, und umwohn-
gedeiheuden Kindern

Nun mag brechen das Auge, da dich wi-
sehen im Amtssrod,

Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch
blühendes Herzblatt!

Armes Kind, wie das ganze Gesicht
glühet vom Ostwind!

O du Seelengesicht! denn ich duze dich,
du es forderst!

210 Aber die Stub' ist warm, und glei-
Kaffee bereit sein!“

Ihr um den Nacken die Arme gesch-
liebteste die Tochter

„Mutter, ich duze dich auch, wie die lei-
die mich geboren;

Also geschah's in der Bibel, da Herz und
vereint war;

Denn du gebarst und erzogst mir den wa-
Sohn Zacharias,

Der an Wuchs und Gemüth, wie er
nachartet dem Vater

Mütterchen, habe mich lieb, ich will
artiges Kind sein.

Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das
ich beständig,

Auch wenn der Ost nicht weht. Mein
chen sagte mir oßn

Klopfend die Wang', ich würde noch kra-
lauter Gesundheit.“

220 Jezzo sagte der Sohn, sein Weil-
stellend der Mutter

„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So
und geschlant, wie sie de

Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten
der Vornwelt.

ie der Mutter nur nicht das Herz ab-
 schwache des Vaters!
 denn, und bring' als Gabe den zärtlichsten
 Kuß zum Geburtstag."
 allhaft lächelte drob und sprach die treff-
 liche Gattin:
 zur Geburtstagsgabe! Was Besseres
 bring' ich im Koffer
 an Vater zur Lust und dem Mütterchen,
 ohne dein Wissen!"
 h's, und faßte dem Manne die Hand;
 die führende Mutter
 ste leise die Thür und ließ die Kinder
 hineingehn.
 Aber die junge Frau, voll Lieb' im
 lächelnden Antlitz,
 e voraus und küßte den Greis. Mit
 verwunderten Augen
 er empor, und hing in der trauesten
 Kinder Umarmung.

An Klopstock.

Schon harret, Klopstock, dein im Elysium
 Sänger Festreih'n, welche der Mensch-
 lichkeit
 t Jehova dort, und Zeus dort
 ten, in dämmernder Fröh' und heller,
 Vorahndend Mittag, und die erhabene
 bindung vielfachschallendem Saitenspiel
 hmennd, daß ringsum die Völker
 erten, trunken von Kraft und Schönheit.
 Einsam in Wehmuth dacht' ich Vergäng-
 lichkeit
 freundes Trennung. Plötzlich vom Genius
 chtet, schau ich fern des Friedens
 ische Flur und der Lethe Bächlein.
 Durch reges Aufstehn ehrte der Sänger
 Chor
 hohen Jüngling, der vom Teutonenhain
 Eichenlaub um Stirn und Teln
 in bescheidener Würd' einherging,
 Aus Greisesrunzeln, wie aus Gewölkt,
 enthüllt,
 ord-Apollon. Schau, mit gehelltem Aug'
 schend, ruft dich Milton, ruft dich
 i, stolz ob der alten Sippenschaft.
 Doch rasch hervortritt Pindaros: „Freude
 dir,
 cher Gastfreund! Unfres Geschlechts
 auch du
 unfres Sinns! Hellenensinn ist
 s zu weiserer Kunst und Anmuth,

7 Abhold der Pierrath! Dir und den
 Wenigen
 Dankt reinen Anhang, dir den beseelten Tanz
 Die Sprache Mana's, dir des Wortes
 Festlichkeit! Reiche die Hand, Aläos,
 8 Herold der Freiheit! Reiche sie, Brutus'
 Freund!
 Der Teut-Hellen hier sang den Entfesseler
 Deutschlands in Winfeld, sang auch David's
 Sohn, den Befreier der Welt von Jrrsal."
 9 Er sprach's. Gedrängt nun kamen die
 thrakischen
 Gottsfühner Orpheus, Linos und Thamyras;
 Homeros kam in Laub und Purpur
 Feierlich und der Ausone Maro,
 10 Gesellt dem sophokleischen Varius;
 Doch ihm voran drang Aeschylos ungestüm;
 Ein Barbenchor auch kam, getröstet
 Um den Bardiet, der in Nacht dahinschwand.
 11 Noch brannte Durst euch neuer Erkun-
 digung,
 Da zog dich Sappho leise zum Myrtenthal,
 Wo deiner Lieb' Anruf Petrarca
 Sanft der empfindenden Laura vorsang.
 12 Lieb' hauchte ringsum, sel'ge Lieb', im
 Hain;
 Nicht Laub noch Bächlein flüsterte. Schon entfloß
 Sehnsucht dem Aug', als ach! getränkt dir
 Sidli, die blühende Braut, sich angeschlossen!
 13 Lang hier erfreu' uns, jugendlich froher
 Greis!
 Doch wann zu Lethe's friedlichem Schattenquell
 Du gleiches Muths hinwollst, vergiß nicht
 Unserer Lieb', und o harre meiner!

Darstellung.

1 Wer unlässiges Ohr's nächtlich am Helikon
 Lauscht und frommes Gefühl's phöbischem
 Harfenklang,
 Als willkommener Gastfreund
 Hyperborischer Waldungen, [kunst
 2 Wohl erkennt er und trifft heiliger Musen-
 Vielfach redenden Ton, von dem zerrüttenden
 Donnerhalle der Windsbraut
 Bis zum säuselnden Frühlingswehn,
 3 Jeden Geist des Gesangs bildend in
 jedem Zug
 Durch vollendenbes Wort, welches die Lust
 umfließt,
 Durch harmonische Stimmung,
 Durch nachahmenden Rhythmostanz.

4 Wohlgewitziget auch schöpft er des Wortes
Kraft

Aus des heimischen Sprachgenius frischstem
Und urlauterem Sprudel,
Von fremdartiger Ader rein,

5 Wo sein lebender Bach nieder am Moos-
gellüft

Rollt durchsichtige Fluth durch das geregte Laub;
Nicht, wo lauliche Tränle
Sumpft, vom dienstbaren Huf getrübt.

6 Gram dem trägen Gespräch, gram dem
verschollenen

Und alltäglichen Tand, redet er Leidenschaft,
Edler Seelen Erhebung,
Ernst und Würde des Alterthums.

7 Er, sich selber getreu, ob auch Ver-
kennende

Dort anringen und dort, er, in Athene's Hut,
Gleich dem Dulder Odysseus,
Strebt nach Ehre des Vaterlands.

8 Trop dir, arger Ryllop, Feind der Un-
sterblichen,

Trop der Rirle Getränk und dem Sirenenlaut,
Lenkt er Scylla gefahrlos
Und Charybdis vorbei, der Held!

9 Jetzt, durch graues Orleans Brandungen
unversehrt,

Ach! wie froh! wie bethrünt! küßt er das
Vaterland,

Zwar den Seinen ein Fremdling
Und treuherziger Freund' entblößt.

Gott ist die Liebe.

1 Gott ist die Lieb'! Ihr Himmel hallet:
Die Lieb' ist Gott! im Sternchor!
Aus unsers Herzens Tiefen wallet
Gesang: die Lieb' ist Gott! empor.

Er warf wie Staub der Sonnen Sonnen,
Und Welten kreisten rings in Wonnen.
In mattrer Erdenfreude kreist,
In Wonne halb des Menschen Geist.

2 Gott ist die Lieb', auch wann Gewittern
Der Städt' und Wälder Flamme faust,
Wann aufgewühlt die Berge zittern,
Und hoch in's Land die Woge braust!
Gott ist die Liebe, wann umnachtet
Auch Krieg und Pest die Völker schlachtet,
Wann auch der große Geistesstob
Der Völker Licht zu löschen droht.

3 Gott ist die Liebe! Bald erstehet
Der edle Geist in junger Kraft;
Der Morgenröthe Fittig wehet,

Und heiter strahlt die Wissenschaft.
Bald höher steigt und höher immer
Die Menschlichkeit, der Gottheit Schimmer;
Vom Vorgeschnack der Himmelslust,
Von Menschenliebe bebt die Brust.

4 Doch ob der Geist sich endlos hübe,
Vor dir ist, Gott, sein Wissen Dunst!
Die reinste Gluth der Menschenliebe
Ist nur ein Fünkeln deiner Brunst!
Einst hebst du uns vom Lebensstraume
Zu deines Urlichts fernstem Saume!
Wir nah'n mit Bittern deinem Licht,
Und hüllen unser Angesicht!

Der Herbstgang.

1 Die Bäume stehn der Frucht entladen,
Und gelbes Laub verweht in's Thal;
Das Stoppelfeld in Schimmerfaden
Erglänzt am niedern Mittagsstrahl.
Es kreist der Vögel Schwarm und ziehet;
Das Vieh verlangt zum Stall, und fliehet
Die magern Au'n, vom Reife sahl.

2 O, geh am sanften Scheidetage
Des Jahrs zu guter Letzt hinaus,
Und nenn' ihn Sommertag, und trage
Den letzten, schwer gesund'nen Strauß!
Bald steigt Gewölk, und schwarz dahinter
Der Sturm und sein Genos, der Winter,
Und hüllt in Floden Feld und Haus.

3 Ein weiser Mann, ihr Lieben, haschet,
Die Freude im Vorüberfliehn,
Empfängt, was kommt, unüberraschet,
Und pflückt die Blumen, weil sie blühn.
Und sind die Blumen auch verschwunden,
So steht am Winterherd umwunden
Sein Festpocal mit Immergrün.

4 Noch trocken führt durch Thal und Hügel
Der längstvertraute Sommerpfad.
Nur röthlich hängt am Wasserspigel
Der Baum, den jüngst ihr grünen saht.
Doch grünt der Kamp vom Winterorne,
Doch grünt, beim Roth der Hagedorne
Und Spillbeer'n, unsre Lagerstatt.

5 So, still an warmer Sonne liegend,
Sehn wir das bunte Feld hinan,
Und dort, auf schwarzer Brache pflügend
Mit Lustgepfeif, den Adermann.
Die Kräh'n in frischer Furche schwärmen
Dem Pfluge nach und schrei'n und lärmern,
Und dampfend zieht das Gaulgespann.

6 Natur, wie schön in jedem Kleide!
Auch noch im Sterbefleib wie schön!

sch in Wehmuth sanfte Freude,
 chelt thranend noch im Gehn.
 elles Laub, das niederschauert,
 lümchen, kispelt: „Nicht getrauert!
 erden schöner auferstehn!“

Spottsonett. *)

as singelt ihr und klingelt im Sonetto,
 tt' im Flug euch grade von Toscana
 zur heimatlichen Tramontana
 blich Englein, zart, wie Amoretto?
 uf, Klingler, hört von mir ein andres
 Detto!

oll entsteigt mir echtem Sohn von Mana
 der pomphaft hallenden Campana,
 mmennd wallt zum Eisenmenuetto.
 lein Haar, des Siegers, krönt mit Ros
 und Lilie [Charis,

hythmos und des Wohlklangs holbe
 , o Kindlein, eures Larifaris!
 ich kühl' ein Kranz hellgrüner Petersilie!
 hwülem Anhauch ward euch das Ge-

müth heiß
 bert ach! in unheilbarem Südschweiß.

An Goethe. **)

1 Auch du, der, sinnreich durch Athenens
 Schenkung,

Sein Flügelroß, wenn's unfügjam sich bäumet
 Und Funken schnaubt, mit Kunst und Milde
 zäumet,

Zum Hemmen niemals, nur zur freien Lenkung,

2 Du hast, nicht abhold künstelnder Beschrän-
 kung,

Zwei Bierling' und zwei Dreiling' uns gereimet,
 Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier
 leimet,

Den Geist mit Stümmung lähmend und
 Verrentung?

3 Laß, Freund, die Unform aller Truva-
 duren,

Die einst vor Barbarn, halb galant, halb
 mystisch,

Ableierten ihr klingendes Sonetto!

4 Und lächle mit, wo äffische Naturen
 Mit rohem Sang und Klingklang asterchri-
 stisch

Als Lumpenpilgrim' wallen nach Loretto!

Johann Martin Miller,

den 2. December 1750 zu Ulm, besuchte
 n, um Theologie zu studiren (Theilnahme
 nbunde), 1781 Prediger und Professor am
 ium zu Ulm, 1797 Professor der Theologie

dieselbst, 1804 Consistorialrath, starb den 21. Juni
 1814. — Lieber, Romane (Siegwart, in dem
 sich der Charakter der Empfindsamkeitsperiode
 besonders ausprägt), Kanzelreden.

Zufriedenheit.

las frag' ich viel nach Geld und Gut,
 ich zufrieden bin?

lott mir nur gesundes Blut,
 b' ich frohen Sinn,

ag' aus dankbarem Gemüth
 Morgen: und mein Abendlied.

o Mancher schwimmt im Ueberfluß,
 as und Hof und Geld,

doch immer voll Verdruß,
 at sich nicht der Welt.

er hat, je mehr er will,
 weigen seine Klagen still.

if die Schlegel und ihre Anhänger zielend,
 as Sonett eifrig pflügten und dabei be-
 auf klangreiche Reimwörter (häufig Fremd-
 wörter) einzusetzen.

3 Da heißt die Welt ein Jammerthal,
 Und dächt mir doch so schön,
 Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
 Läßt Keinen leer ausgehn.

Das Käserchen, das Vögelein
 Darf sich ja auch des Maies freu'n.

4 Und uns zu Liebe schmücken ja
 Sich Wiese, Berg und Wald;

Und Vögel singen fern und nah,
 Daß Alles wiederhallt.

Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
 Die Nachtigall bei süßer Ruh.

5 Und wenn die goldne Sonn' aufgeht,
 Und golden wird die Welt;

Wenn Alles in der Blüthe steht,
 Und Aehren trägt das Feld:

**) Vergleiche unten die Sonette von Goethe.

Dann denk' ich: „Alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.“

6 Dann lob' ich Gott und preise Gott,
Und schweb' in hohem Muth,
Und denk': „Es ist ein guter Gott,
Er meint's mit Allen gut.
Drum will ich immer dankbar sein,
Und mich der Güte Gottes freu'n!“

Frühlingslied.

1 Der Winter kerkert uns nicht mehr
In dumpf geheizte Zimmer;
Es strahlt der Aether flodenleer
Und warm vom Sonnenschimmer.
Das Bächlein durchrieselt den blumigen Rain,
Und Vögelein singen im knospenden Hain.

2 Doch ach! so manchen Kranke
Daheim das Schmerzenslager;
Und mancher Arme schleicht durch
Von Kummer bleich und hager.
O Sonne, bereite du Balsam dem
Und strahle dem Trauernden Ein
Herz!

3 Und Manchen, ach! der letzte
Mit mir des Mai's sich freute,
Entrug die schwarze Todtenbahr'
In bangem Grabgeläute.

Ihm duftet kein Blümchen, so lieblich
Ihm tönet vergebens der Vögelein

4 Ruht sanft, ihr Todten! Hör
Kein Frühlingslied mehr klingen:
Einst wird des Albelebers Ton
Zu eurem Grab auch bringen.
Dann leben von Sorgen und Thrän
Und ewig umblüht uns ein schöne

Christian Adolph Overbeck,

geboren den 21. August 1755 zu Lübeck, studirte in
Göttingen die Rechte, wurde Advocat in seiner Vater- | Stadt und später Bürgermeister und Syndic
capitels daselbst, starb den 9. März 182

Fischerlied.

1 Wer gleicht uns freudigen
Fischern im Rahn?
Wir wissen die schmeibigen
Fische zu fahn.
Wir sitzen und schweben
Geslügelten Lauf;
Wir tanzen, und heben
Die Füße nicht auf.

2 Bald hauchen uns säumende
Lüftchen in's Ohr;
Bald heben uns schäumende
Wogen empor.
Dann brüllt's an den Klippen
Und Felsen hinan;
Dann schüttern die Rippen
Dem taumelnden Rahn.

3 Doch lacht nur des saufenden
Sturms unser Muth,
Und erntet der brausenden
Tiefe Tribut.
Wir freu'n uns des Meeres,
So wilb es auch scheint,
Und trau'n ihm, als wär' es
Mit Planken umzäunt.

4 Wir fahren mit sinkende
Vollmond hinaus,
Und lehren mit blinkendem
Rahne nach Haus.
Uns geben die Netze,
Früh Morgens gestellt,
Lebendige Schätze
Und Abends schon Gold.

5 Wohl bergen uns schütz
Hütten die Nacht,
Bis wieder das blickende
Sternchen erwacht.
So geht es, und nimmer
Geh't's anders, als gut;
Ein Fischer hat immer
Gar fröhlichen Muth.

Groß in mancherlei Thrän

1 Warum sind der Thrän
Unter'm Mond so viel?
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?

2 Nicht doch, lieben Brüder
Ist das unser Muth?
Schlagt den Kummer nieder!
Es wird Alles gut.

3 Aufgeschaut mit Freuden,
Himmelauf zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
zieht er gar nicht gern.

4 Er will gern erfreuen,
Und erfreut so sehr!
Seine Hände streuen
Gegens g'nug umher.

5 Nur dies schwach Gemüthe
rägt nicht jedes Glüd,
Löst die reine Güte
elbst von sich zurück.

6 Wie's nun ist auf Erden,
So sollt's nicht sein.
Ist uns besser werden,
Leich wird's besser sein.

7 Der ist bis zum Grabe
Wohlberathen 'hie,
Welchem Gott die Gabe
Des Vertrauens verlieh.

8 Den macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Wer getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß.

9 Sind wir nicht vom Schlummer
Immer noch erwacht?
Leben und sein Kummer
Währt nur Eine Nacht.

10 Diese Nacht entfliehet,
Und der Tag bricht an;
Eh' man sich's versiehet —
Dann ist's wohlgethan!

Leopold Friedrich Günther von Gösingk,

am 13. Juli 1748 zu Grünigen bei Halber-
stadt Jurisprudenz, wurde Kanzleidirector
in Magdeburg, dann

Land- und Steuerrath in Wernigerode, 1789 geadelt,
1793 Oberfinanzrath in Berlin, starb den 18. Februar
1828. — Episteln, Lieder, Sinngedichte.

An meinen Bedienten.

Mich muß ich doch es einmal sagen,
Länger nicht verschweigen kann.
Heinrich! Von den guten Tagen,
Hattest, naht der letz' heran!
Lebst du wachsen meine Jungen
Zahl von ihren Forderungen,
Heinrich, meine Renten nicht.
Nurstet hast du meine Kleider,
Nur Gut, du weißt es selber, bricht.
Wie so oft du auch den Schneider
Lebst du doch für mich ihn nicht.
Nun ich in dem alten Rode
Leb an dem Renettenbaum,
Jungen kommen auf dem Stode,
Actenriemen statt dem Baum,
Lutter Strumpfband statt der Peitsche
Nun — ha! das geht durch's Mark!
Die Kleider, die der Deutsche
Nur holt, sind dagegen Quark!
Du weißt, verschenkt' ich meinen
Blessen;

War der Blesse mir so werth!
Hafer, den er sonst gefressen,
Frisen manch gemaltes Pferd;
Fuß im Feld umher spazieren,
Freuden war ich lendenlahm,
Am Abend nur mit seinen Thieren

Fris mir im Galopp entgegenkam,
Aller Nationen Pferde kannte,
Aller Arten Hunde Namen nannte,
30 Und vom Tigerrath in Afrika
Schreckliche Geschichten mir erzählte,
Und mich küssend, und mich streichelnd quälte:
„Nun erzähl' du auch mir was, Papa!“
Werde, guter Heinrich, drum nicht böse,
Daß ich auch von dir mich trennen muß.
Ich, der nie Fortunens Gürtel löse,
Dem sie selten einen lauen Ruß
Nur erlaubet, soll ich armen Bauern
Guten Rath nach Louisd'orgewicht
40 Künftig geben? und sie kalt bedauern,
Wenn für sie kein fetter Truthahn spricht?
Soll ich um ein Höschen für die Jungen
Mit dem Schneider lärmern, zanken, drohn,
Bis ich noch den Groschen abgedungen,
Ach! vielleicht des Mannes ganzen Lohn?
Willst du mich vor Sonnenaufgang wecken,
Noch ein Licht auf meinen Leuchter stecken,
Wenn bei keinem Nachbar Licht mehr brennt,
Jede Meß ein Büchlein auszuheden,
50 Das man in der nächsten nicht meh
kennt?

Sieh! dies Alles, was ich ohne kalten
Schauer kaum einmal recht denken kann,
Mußt' ich thun, dich länger zu behalten;
Darum fasse dich und sei ein Mann!

Wolltest du nicht oft von mir sonst wissen,
 Was man Weisheit nenne? Höre mich!
 Wenn es sein muß, selbst auch das zu wissen,
 Was man liebt und schäzet, wie ich dich!
 Hast du nichts bei mir gelernt, so lerne
 60 Wenigstens dieß Eine noch von mir!
 O! Zufriedenheit folgt in die Ferne
 Dann gewiß auf jedem Schritte dir.
 Komm nur morgen früh herauf, und siehe,
 Ob ich mich nicht hurtiger, als du,
 Ohne Murren ob der kleinen Mühe,
 Anzieh'n will, vom Kopf bis auf den Schuh.
 Der du dich für mich des Schlafes gerne,
 Wie so süß der dein' auch ist, entschlugst,
 Und in hohem Schnee die Blendlaterne
 70 Vor mir her so rasch und willig trugst,
 Als ich die, die ich nun ganz besitze,
 Nur zu sehen, keine Nacht fast schlief,
 Und durch Fluß und Wald, in Frost und
 Hitze,

Oft mit dir in dunkeln Nächten lief:
 O du müßtest, wär' er noch so selten,
 Doch den Herrn bald finden, der fortan
 Freund, wie ich, dir sei, und das vergelten,
 Was ich, leider! nur verdanken kann!

Singedichte.

1. An die Nation.

Halt du auf deine Bühne vi
 Halt deine Dichter theuer!
 Vergnügen gibt Italiens Spiel,
 Und Ruhm der Dichter Feier.
 Das Erste kostet dir nicht viel,
 Das Letzte — keinen Dreier.

2. Auf einen faulen Bibliot Man geb' ihm Landescaffen! Dafi der Mann

Was man ihm anvertrauet, rührt er gen

3. Geistererscheinung.

Wie doch die Leute sind! Raum
 Herr Almo
 So soll auch schon sein Geist erscheine
 Und als er lebte, sprach man doch,
 Er habe keinen!

4. Lob des Frühlings.

Frühling, Jeder lobt dich doch,
 Selbst der mürrische Segist,
 Weil er dann kein Holz mehr brau
 Und sein Korn am theursten ist.

Johann Wolfgang von Goethe,

geboren den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M.,
 gewann durch Privatunterricht unter der Leitung
 seines Vaters früh eine vielseitige Bildung, 1765
 bis 1768 in Leipzig, wo er die Rechte studiren
 sollte, aber sich mehr mit Poesie und Kunst be-
 schäftigte (Laune des Verliebten, die Mitschuldigen),
 vom Herbst 1768 bis Frühjahr 1770 kränkelnd
 im elterlichen Hause, dann auf der Universität in
 Straßburg bis Herbst 1771 (Bekannthschaft mit
 Herder); hierauf, mit Ausnahme eines Aufenthaltes
 am Reichskammergericht zu Weylar (1772) und
 mehrerer Ausflüge (Schweizerreise 1775) in Frank-
 furt bis November 1775 (Götz, Werther, Clavigo
 und Anderes). Von da an lebte er am Weimar-
 schen Hofe als Freund und Rathgeber des Herzogs
 und eine Reihe von Jahren hindurch auch als Theil-
 nehmer an Staatsgeschäften, 1779 wirklicher Ge-
 heimerrath (abermalige Schweizerreise), 1782 Kam-
 merpräsident und geadelt (Anfänge des Egmont;
 Iphigenie und Tasso in Prosa; Anfänge des Wilhelm
 Meister u. s. w.); 1786 Reise nach Italien (Iphi-
 genie vollendet), 1788 Rückkehr (Tasso vollendet),
 1790 Aufenthalt in Venedig, 1792 Theilnahme am
 Feldzuge in die Champagne in Begleitung des Her-
 zogs, 1795 — 1805 vertrautes Zusammenwirken mit

Schiller (Zenien, Votivtafeln, Balladen, &
 und Dorothea und Anderes), 1797 dritte S
 reise. Nachdem er sich von den Staatsg
 zurückgezogen hatte, behielt er noch die Ob
 der wissenschaftlichen und Kunstanstalten,
 sondere die Leitung des Theaters, und ka
 einem langen, der Poesie, bildenden Ku
 Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft (L
 lehre, Pflanzenlehre, Mineralogie, Geologie,
 rologie) gewidmeten Leben den 22. März 1
 Kleinere Gedichte (Lieder, Oden, Elegien, &
 und Romanzen, Episteln, Epigramme,
 u. s. w., westfälischer Divan); Episches (G
 und Dorothea, Achilleis, Heineke Fuchs);
 tisches (Götz, Clavigo, Egmont, Iphigenie
 Natürliche Tochter, Faust und vieles &
 Romane (Werther, Wilhelm Meister's &
 Wanderjahre, Wahlverwandtschaften u. s. w.
 graphisches (Wahrheit und Dichtung, die
 nach Italien, in die Champagne, in die
 u. s. w., Annalen); Wissenschaftliches (Opt
 benlehre, Metamorphose der Pflanze u.
 außerdem eine große Anzahl literarisch
 anderer Aufsätze, Recensionen, Gespräche,
 u. s. w.

Vorklage.

nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
an sich so seltsam aus!

ich gar von Haus zu Haus
Blätter alle sammeln.

3 eine lange, weite Strecke
an von einander stand,

mit nun unter einer Decke
an Leser in die Hand.

h schäme dich nicht der Gebrechen,
schnell das kleine Buch!

ist voller Widerspruch,
e sich's nicht widersprechen?

An die Günstigen.

1 Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.

Lob und Tadel muß ja sein!
Niemand beichtet gern in Prosa;

Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Mäusen stillen Hain.

2 Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt, und was ich lebte,

Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,

Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liebern aus.

Gedichte der ersten Periode. *)**Meinen Freund Berisch (1767).**

de spricht Goethe's Achtung für Berisch, sei-
willen gegen Leipzig und seinen Unmuth
Berleumder seines Freundes aus).

verpflanze den schönen Baum,
er! er jammert mich;

heres Erdreich
nte der Stamm.

loch hat seiner Natur Kraft
rde ausjaugendem Geize,

uft verderbender Fäulniß,
egengift, widerstanden.

ieh, wie er im Frühling
line Blätter schlägt!

rangenbust

a Geschmeiße Gift.

der Raupe tödtlicher Zahn
kumpf an ihnen,

nkt ihr Silberglanz
onnenrscheine.

lon seinen Zweigen
ht das Mädchen

ranthranze;

hoffen Jünglinge.

ber sieh! der Herbst kommt,
ht die Raupe,

der listigen Spinne
kaums Unverwelklichkeit.

schwebend zieht sich
her Tagu'swohnung

rochtfreundin herüber
wohlthätigen Baum,

unterscheiden folgende drei Perioden 1) Per.
vorher (1765 — 1784); 2) Per. der class.
periode (1784 — 1805); 3) Per. des effecti-
verfallismus (bis zu Goethe's Tod).

, Handbuch. 1.

8 Und kann nicht schaden;

Aber die Vielkünstliche
Ueberzieht mit grauem Efel

Die Silberblätter;

9 Sieht triumphirend,
Wie das Mädchen schauernd,

Der Jüngling jammernd
Vorübergeht.

10 Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! er jammert mich.

Baum, danke dem Gärtner,
Der dich verpflanzt!

Die Freude

(aus dem Leipziger Lieberbüchlein).

1 Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,

Mich freut sie lange schon;
Bald dunkel und bald helle,

Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,

Bald blau, bald grün!
O daß ich in der Nähe

Doch ihre Farben sähe!

10 Sie schwirrt und schwebet, rastet nie!
Doch still, sie setzt sich an die Weiden.

Da hab' ich sie! da hab' ich sie!

Und nun betracht' ich sie genau,

Und seh' — ein traurig dunkles Blau. —
So geht es dir, Bergliebster deiner Freuden!

Mit einem gemalten Band

(aus der Zeit seines Aufenthalts in Strassburg).

1 Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand

Gute junge Frühlingsgötter
Tänzelnd auf ein lustig Band.

2 Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
Al in ihrer Munterkeit;

3 Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genug.

4 Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand;
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Der Wanderer (1771).

Wanderer.

1 Gott segne dich, junge Frau,
Und den saugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier
In des Ulmbaums Schatten
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerbe treibt dich
Durch des Tages Hitze
10 Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wanderer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.
Rühl wird nun der Abend;
Zeige mir den Brunnen,
Daraus du trinkst,
Liebes junges Weib!

Frau.

20 Hier den Felsenpfad hinauf!
Geh' voran! Durch's Gebüsch
Geh' der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reichhinstreuende Natur!

Frau.

30 Weiter hinauf!

Wanderer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wanderer.

Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seid ihr,
Tiefgegrabene Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
40 Tausend Enteln zeigen solltet.

Frau.

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Doben sind her Steine viel
Um meine Hütte.

Wanderer.

Doben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durch's Gebüsch hinan,
Hier.

Wanderer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

50 Das ist meine Hütte.

Wanderer.

Eines Tempels Trümmer!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! Ueber dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
60 O du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wanderer.

Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!

Und du, einsame Schwester dort!
Wie ihr,

70 Düsteres Moos auf dem heiligen Ho
Majestätisch trauernd herabschaut

trümmerten
 Füßen,
 wüster!
 ombeergesträuchtes Schatten
 hut und Erde,
 Gras wankt drüber hin!
 so, Natur,
 isterstück Meisterstück?
 indlich zertrümmerst du
 thum?
 In drein?

Frau.
 nabe schläft!
 n der Hütte ruhn,
 Willst du hier
 em Freien bleiben?
 ! Nimm den Knaben,
 asser schöpfen gehe,
 aber, schlaf!

Wanderer.
 deine Ruh!
 immlicher Gesundheit
 b, ruhig athmet!
 n über Nesten
 rgangenheit,
 eist auf dir!
 r umschwebt,
 ötter selbstgefühl
 b genießen.
 a, blüh' auf,
 länzenden Frühlings
 schmud,
 vor deinen Gesellen!
 die Blüthenhülle weg,
 aus deinem Busen
 frucht,
 er Sonn' entgegen!

Frau.
 Gott! — Und schläft er noch?
 ichts zum frischen Trunk,
 ud Brot, das ich dir bieten kann.

Wanderer.
 mte dir.
) Alles blüht umher

Frau.
 n wird bald
 sein
 O bleibe, bleibe, Mann,
 uns das Abendbrot!

Wanderer.
 hier?
 Frau.
 n dem Gemäuer her.

Die Hütte baute noch mein Vater
 120 Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
 Hier wohnen wir.
 Er gab mich einem Adermann,
 Und starb in unsern Armen. —
 Hast du geschlafen, liebes Herz?
 Wie er munter ist, und spielen will!
 Du Schelm!

Wanderer.
 Natur! du ewig leimende,
 Schaffest Jedem zum Genuß des Lebens,
 Hast deine Kinder alle mütterlich
 130 Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
 Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
 Unfühlend, welchen Zierrath
 Sie verflebt;
 Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
 Zum Winterhaus für ihre Brut;
 Und du flickest zwischen der Vergangenheit
 Erhabne Trümmer
 Für dein Bedürfniß
 Eine Hütte, o Mensch,
 140 Genießest über Gräbern! —
 Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.
 Du willst nicht bleiben?

Wanderer.
 Gott erhalt' euch,
 Segn' euern Knaben!

Frau.
 Glück auf den Weg!

Wanderer.
 Wohin führt mich der Pfad
 Dort über'n Berg?

Frau.
 Nach Cuma.

Wanderer.
 Wie weit ist's hin?

Frau.
 150 Drei Meilen gut.

Wanderer.
 Leb wohl!
 O leite meinen Gang, Natur,
 Den Fremblings-Reisetritt,
 Den über Gräber
 Heiliger Vergangenheit
 Ich wandle!
 Leit' ihn zum Schutzort,
 Vor'm Nord gedeckt,
 Und wo dem Mittagstrahl
 160 Ein Pappelwäldchen wehrt.
 Und lehr' ich dann
 Am Abend heim
 Zur Hütte,

Bergoldet vom letzten Sonnenstrahl:
 Laß mich empfangen solch ein Weib,
 Den Knaben auf dem Arm!

Eigennetherlied

(aus Oß von Verlichingen, um 1772).

1 Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
 Im wilden Wald, in der Mitternacht,
 Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
 Ich hörte der Eulen Geschrei:

Wille wau wau wau!

Wille wo wo wo!

Wito hu!

2 Ich schoß einmal eine Raß' am Zaun,
 Der Anne, der Her', ihre schwarze liebe Raß';
 Da kamen des Nachts sieben Wehrwölfe zu mir,
 Waren sieben Weiber vom Dorf.

Wille wau wau wau!

Wille wo wo wo!

Wito hu!

3 Ich kannte sie all', ich kannte sie wohl,
 Die Anne, die Ursel, die Rät'h',
 Die Liese, die Barbe, die Ev', die Beth;
 Sie heulten im Arcise mich an.

Wille wau wau wau!

Wille wo wo wo!

Wito hu!

4 Da nannt' ich sie all' bei Namen laut:
 Was willst du, Anne? was willst du, Beth?
 Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich,
 Und ließen und heulten davon.

Wille wau wau wau!

Wille wo wo wo!

Wito hu!

Geistesgruß (1774). *)

1 Hoch auf dem alten Thurme steht
 Des Helden edler Geist,
 Der, wie das Schiff vorübergeht,
 Es wohl zu fahren heißt.

2 „Sieh, diese Senne war so stark,
 Dies Herz so fest und wild,
 Die Knochen voll von Rittermark,
 Der Becher angefüllt;“

3 „Mein halbes Leben stürmt ich fort,
 Verbeht' die Gälst' in Ruh,
 Und du, du Menschenschifflein dort,
 Fahr immer, immer zu!“

*) Auf einer mit Lavater und Wasedow unternommenen Lahnfahrt entstanden.

Der König in Thule

1 Es war ein König
 Gar treu bis an das Ende
 Dem sterbend seine Buß
 Einen goldenen Becher gab

2 Es ging ihm nicht
 Er leert' ihn jeden Schäl
 Die Augen gingen ihm aus
 So oft er trank daraus

3 Und als er kam zu Tode
 Zählt' er seine Städt' in Thule
 Gönnt' Alles seinen Erben
 Den Becher nicht zugleich

4 Er saß beim König
 Die Ritter um ihn her,
 Auf hohem Vätersaale
 Dort auf dem Schloß a

5 Dort stand der alte König
 Trank letzte Lebensgluth
 Und warf den heiligen Becher
 Hinunter in die Fluth.

6 Er sah ihn stürzen,
 Und sinken tief in's Meer
 Die Augen thaten ihm weh
 Trank nie einen Tropfen

Mahomet's Gesang (1774)

1 Seht den Felsenquader
 Freudehell,

Wie ein Sternenbild!

Ueber Wolken

Nährten seine Jugend

Gute Geister

Zwischen Klippen im Meer

Jünglingfrisch

Tanzte er aus der Wolk

10 Auf die Marmorfel

Jauchzet wieder

Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge

Jagt er bunten Rieseln

Und mit frühem Führe

Reißt er seine Brüderqu

Mit sich fort.

Drunten werden in

Unter seinem Fußtritt

20 Und die Wiese

Lebt von seinem Hauch.

*) Erschienen im Göttinger Muse der Entstehung nach aber wahrsche 1778 angehörig.

Doch ihn hält kein Schattenthäl,
Keine Blumen,
Die ihm seine Arme umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln;
Nach der Ebne bringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
30 In die Ebne, silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem alten Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
40 Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenenden zu fassen!
Denn uns frisst in öder Wüste
Hierger Sand, die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit! —

Kommt ihr alle! —
50 Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlecht
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und in rollendem Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.
Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

60 Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; tausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Prometheus (1774).*)

1 Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkenbunст,

Der Dichter nennt das Gedicht mit Recht „heid-

Und übe, dem Anaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n!
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
10 Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Nermereß
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nährtet kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
20 Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Rehr' ich mein verirrt's Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
30 Wer rettete vom Tode mich,
Von Slaverei?
Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsband
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
40 Hast du die Thränen gestillet
Je des Gedängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiebet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?
Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
50 Blüthenträume reiften?

nischer als heidnisch.“ Daß es der Ausdruck einer vorübergehenden Stimmung war, zeigen Gedichte wie Ganymed, Grenzen der Menschheit und andere (s. weiter unten), die der Leser gleich daneben halten möge.

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Künstlers Abendlied (1774).

1 Ach, daß die inn're Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

2 Ich zitt're nur, ich stott're nur,
Und kann es doch nicht lassen!
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

3 Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell genießet:

4 Wie sehn' ich mich, Natur,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen;

5 Wirft alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern.

Der Musensohn (um 1774).

1 Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte reget,
Und nach dem Maße beweget
Sich Alles an mir fort.

2 Ich kann sie kaum erwarten,
Die erste Blum' im Garten,
Die erste Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder;
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

3 Ich sing' ihn in der Weite,
Auf Eisess Läng' und Breite,
Da blüht der Winter schön!
Auch diese Blüthe schwindet,
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

4 Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

5 Ihr gebt den Sohlen Flügel,
Und treibt durch Thal und Hügel
Den Liebling weit von Haus,
Ihr lieben holden Mäusen!
Wann ruh' ich an dem Busen
Der Meinen wieder aus?

Adler und Taube

(erschien zuerst im Göttinger Almanach 1774)

1 Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt' hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt an Qual

Drei lange, lange Nächte lang.

Zuletzt heilt ihn

10 Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.

Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und redt die Flügel — ach!

Die Schwingkraft weggeschnitten! —
Hebt sich mühsam kaum

Am Boden weg

Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tief trauernd

Auf dem niedern Fels am Bach;

20 Er blickt zur Eich' hinauf,

Hinauf gen Himmel,

Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrten

Dahergerauscht ein Taubenpaar,

Läßt sich herab und wandelt nickend

Ueber goldnen Sand am Bach,

Und ruckt einander an;

Ihr röthlich Auge buhlt umher,

Erblickt den Innigtrauernden.

30 Der Tauber schwingt neugierig

Zum nahen Busch und blickt

Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.

Du trauerst? liebelt er,

Sei gutes Muthes, Freund!

Hast du zur ruhigen Glückseligkeit

Nicht Alles hier?

Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges fassen?

des Tages Gluth dich schützt?
 du der Abendsonne Schein
 weichem Moos am Bache nicht
 aufst entgegenheben?
 idelst durch der Blumen frischen Thau,
 aus dem Ueberfluß
 abgebüßtes dir
 Speise, ledest
 hten Durst am Silberquell —
 nd, das wahre Glück
 Genügsamkeit,
 Genügsamkeit
 überall genug. —
 e! sprach der Adler, und tief ernst
 er tiefer in sich selbst;
 heit! du redest wie eine Taube!

Seefahrt (1776).*)

lange Tag' und Nächte stand mein Schiff
 befrachtet;
 r Winde harrend, saß, mit treuen
 Freunden
 buld und guten Muth erziehend,
 Hafen.
 sie waren doppelt ungeduldig:
 gönnen wir die schnellste Reise,
 e hohe Fahrt dir; Güterfülle
 drüben in den Welten deiner,
 rückkehrendem in unsern Armen
 ' und Preis dir.
 am frühen Morgen ward's Getümmel,
 n Schlaf entjauchzt uns der Matrose;
 immelt, Alles lebet, webet,
 n ersten Segenshauch zu schiffen.
 die Segel blühen in dem Hauche,
 : Sonne lodt mit Feuerliebe;
 ie Segel, ziehn die hohen Wollen,
 n an dem Ufer alle Freunde
 gslieber nach, im Freudetaumel
 freuden wähnend, wie des Einschiff-
 morgens,
 r ersten hohen Sternennächte.
 gottgesandte Wechselwinde treiben
 ts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
 scheint sich ihnen hinzugeben,
 leise sie zu überlisten,
 am Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Das Gedicht enthält durchweg persönliche Be-
 züge, die sogleich klar werden, wenn man die
 leimariſchen Jahre und die nächstvorher-
 Zeit näher kennen lernt.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
 Ründet leise wandelnd sich der Sturm an,
 Drückt die Vögel nieder auf's Gewässer,
 30 Drückt der Menschen schwellend Herz dar-
 nieder.

Und er kommt. Vor seinem starren Wüthen
 Streckt der Schiffer kug die Segel nieder;
 Mit dem angsterfüllten Valle spielen
 Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
 Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
 Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
 Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
 Soll der Gute so zu Grunde gehen?

40 Ach, er sollte? ach, er könnte? Götter!
 Doch er stehet männlich an dem Steuer;
 Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
 Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
 Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
 Und vertrauet, scheiternd oder landend,
 Seinen Göttern.

Wandrer's Nachtlied (1776).*)

Der du von dem Himmel bist
 Alles Leid und Schmerzen stillest,
 Den, der doppelt elend ist,
 Doppelt mit Erquickung füllest,
 Ach, ich bin des Treibens müde!
 Was soll all der Schmerz und Lust?
 Süßer Friede,
 Komm', ach komm' in meine Brust!

M u t h.

(Spätestens Anfang 1776.)

Sorglos über die Fläche weg,
 Wo vom kühnsten Wager die Bahn
 Dir nicht vorgegraben du siehst,
 Mache dir selber Bahn!
 Stille, Liebchen, mein Herz!
 Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
 Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

H o f f n u n g.

(Wahrscheinlich 1777.)

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
 Hohes Glück, daß ich's vollende!

*) Den 12. Februar 1776, „am Gang des
 Ottersberges“ entstanden.

Laß, o laß mich nicht ermatten!
 Nein, es sind nicht leere Träume;
 Jetzt nur Stangen, diese Bäume
 Geben einst noch Frucht und Schatten.

Sorge (um 1777).

Rehre nicht in diesem Kreise
 Neu und immer neu zurück!
 Laß, o laß mir meine Weise,
 Gönne, o gönne mir mein Glück!
 Soll ich fliehen? soll ich's fassen?
 Nun, gezweifelt ist genug.
 Willst du mich nicht glücklich lassen,
 Sorge, nun so mach' mich klug!

Der Fischer.

(Späters 1778.)

1 Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
 Ein Fischer saß daran,
 Sah nach dem Angel ruhevoll,
 Rühl bis an's Herz hinan.
 Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
 Theilt sich die Fluth empor;
 Aus dem bewegten Wasser rauscht
 Ein feuchtes Weib hervor.

2 Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
 Was lockst du meine Brut
 Mit Menschenwitz und Menschenlist
 Hinauf in Todesgluth?
 Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
 So wohlig auf dem Grund,
 Du stiegst herunter, wie du bist,
 Und würdest erst gesund.

3 Labt sich die liebe Sonne nicht,
 Der Mond sich nicht im Meer?
 Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
 Nicht doppelt schöner her?
 Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
 Das feuchtverklärte Blau?
 Lockt dich dein eigen Angesicht
 Nicht her in ew'gen Thau?

4 Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
 Neht' ihm den nackten Fuß;
 Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
 Wie bei der Liebsten Gruß.
 Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
 Da war's um ihn geschehn;
 Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
 Und ward nicht mehr gesehn.

Erkönig (1781).

1 Wer reitet so spät durch Nacht und
 Es ist der Vater mit seinem Kind;
 Er hält den Knaben wohl in dem Arm
 Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2 Mein Sohn, was birgst du so bang
 Gesicht? —

Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
 Den Erlkönig mit Kron' und Schw
 Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

3 „Du liebes Kind, komm, geh' m
 Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
 Manch bunte Blumen sind an dem
 Meine Mutter hat manch gülden Gewo

4 Mein Vater, mein Vater, und
 nicht,

Was Erlkönig mir leise verspricht?
 Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
 In dürrn Blättern säuselt der Wind

5 „Willst, seiner Knabe, du mit mi
 Meine Töchter sollen dich warten schön
 Meine Töchter führen den nächtlichen
 Und wiegen und tanzen und singen dich

6 Mein Vater, mein Vater, und
 nicht dort

Erlkönigs Töchter am düstern Ort?
 Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es
 Es scheinen die alten Weiden so grau

7 „Ich liebe dich, mich reizt dein
 Gestalt;

Und bist du nicht willig, so br
 Gewalt!“ —

Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt
 an!

Erlkönig hat mir ein Leids gethan!

8 Dem Vater grauset's, er reitet g
 Er hält in den Armen das ächzende
 Erreicht den Hof mit Müß' und Not
 In seinen Armen das Kind war todt

Aus Wilhelm Meister's Lehrj (Um 1782.)

1. Der Sänger.

1 Was hör' ich draußen vor dem
 Was auf der Brücke schallen?
 Laß den Gesang vor unserm Ohr
 Im Saale wiederhallen!
 Der König sprach's, der Page lief;
 Der Knabe kam, der König rief:
 Laßt mir herein den Alten!

grüßet seid mir, edle Herrn!
 ihr, schöne Damen!
 icher Himmel! Stern bei Stern!
 net ihre Namen!
 l voll Pracht und Herrlichkeit
 Augen, euch! Hier ist nicht Zeit,
 münd zu ergötzen.
 : Säng' drückt die Augen ein,
 ag in vollen Tönen;
 er schauten muthig drein,
 den Schooß die Schönen.
 ig, dem das Lied gefiel,
 , zum Lohne für sein Spiel,
 dne Kette bringen.
 goldne Kette gib mir nicht,
 e gib den Ritters,
 n kühnem Angesicht
 ide Lanzen splintern.
 dem Ranzler, den du hast,
 ihn noch die goldne Last
 rn Lasten tragen.

singe, wie der Vogel singt,
 den Zweigen wohnet;
 , das aus der Rehle bringt,
 , der reichlich lohnet;
 f ich bitten, bitt' ich Eins:
 den besten Becher Weins
 n Golbe reichen!
 setz' ihn an, er trank ihn aus:
 voll süßer Labe!
 al hochbeglücktes Haus,
 ist kleine Gabe!
 Euch wohl, so denkt an mich,
 let Gott so warm, als ich
 n Trunk Euch danke!

2. Der Harfenspieler.

r nie sein Brot mit Thränen aß,
 die kummervollen Nächte
 em Bette weinend saß,
 it euch nicht, ihr himmlischen Mächte!
 : führt in's Leben uns hinein,
 den Armen schuldig werden;
 berlaßt ihr ihn der Pein;
 le Schuld rächt sich auf Erden.

3. Derselbe.

die Thüren will ich schleichen,
 d fittsam will ich stehn;
 Hand wird Nahrung reichen,
 werde weiter gehn.
 er wird sich glücklich scheinen,
 ein Bild vor ihm erscheint;

Eine Thräne wird er weinen,
 Und ich weiß nicht, was er weint.

4. Mignon.

1 Kennst du das Land, wo die Citronen
 blühen,

Im dunklen Laub die Gold-Orangen glühen,
 Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
 Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
 Kennst du es wohl?

Dahin! dahin

Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

2 Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht
 sein Dach;

Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
 Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
 Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
 Kennst du es wohl?

Dahin! dahin

Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

3 Kennst du den Berg und seinen Wollen-
 steg?

Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
 In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
 Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
 Kennst du ihn wohl?

Dahin! dahin

Gehet unser Weg! O Vater, laß uns ziehn!

Oden aus den Jahren 1779 bis 1782.

1. Gesang der Geister über den Wassern (1779).*)

1 Des Menschen Seele

Gleicht dem Wasser:
 Vom Himmel kommt es,
 Zum Himmel steigt es,
 Und wieder nieder
 Zur Erde muß es,
 Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
 Steilen Felswand
 10 Der reine Strahl,
 Dann stäubt er lieblich
 In Wollenwellen
 Zum glatten Fels,
 Und leicht empfangen,
 Wallt er verschleiernd,
 Leis'rauschend,
 Zur Tiefe nieder.

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedich-
 ten, III, 487.

Unseres Daseins
Reise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
40 Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
50 Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Aus der ältesten Epigrammen-Gruppe (1782).

1. Dem A d e r m a n n.

Flach bededet und leicht den goldenen Samen
die Furche; [Gebein.
Guter, die tiefere bedt endlich dein ruhend
Fröhlich gepflügt und gesät! Hier leimet
lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem
Grabe sich nicht.

2. Anakreon's Grab.

Wo die Rose hier blüht, wo Reben um
Lorbeer sich schlingen,
Wo das Turtelchen lacht, wo sich das Grill-
chen ergötzt,

Welch ein Grab ist hier, das alle G
Leben
Schön gepflanzt und geziert? Es i
Anakreon's Ruh.
Frühling, Sommer und Herbst ge
glückliche Dichter
Vor dem Winter hat ihn endlich be
geschützt.

3. Die Geschwister.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder
Dienste der Götter beru
Bat sich Prometheus herab, seine
schlechte zum Trost.
Über den Göttern so leicht, doch s
ertragen den Menschen,
Ward nun ihr Schlummer und Schla
nun ihr Schlaf und zur

4. Der Park.

Welch ein himmlischer Garten entspri
Neb' und aus W
Wird und lebet und glänzt herrlich u
vor mir!
Wohl den Schöpfer ahmet ihr nach, ihr
der Erde,
Fels und See und Gebüsch, Vögel un
und Gewild.
Nur daß eure Stätte sich ganz zun
vollende,
Fehlet ein Glücklicher hier, fehlt ei
Sabbat die Ruh.

Wandrer's Nachtlied (1783).

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Raum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Wa
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Gedichte der zweiten Periode.

Bueignung (1784). *)

1 Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,

*) S. über die Entstehungszeit meinen Com-
mentar zu Goethe's Gedichten, III, 525.

Daß ich, erwacht, aus meiner stillen
Den Berg hinauf mit frischer Seele g
Ich freute mich bei einem jeden Schrit
Der neuen Blume, die voll Tropfen h
Der junge Tag erhob sich mit Entzüd
Und Alles ward erquickt, mich zu erqi

Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht'
10 In diesen Arm!

Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Kußt drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal —

20 Ich komme! ich komme!

Wohin? ach wohin?

Hinauf! hinauf strebt's.

Es schweben die Wolken

Abwärts, die Wolken

Reigen sich der sehnenenden Liebe.

Mir! Mir!

In eurem Schooße

Aufwärts!

Umfangend umfassen!

30 Aufwärts an deinen Busen,

Alliebender Vater!

4. Grenzen der Menschheit.

1 Wenn der uralte
Heilige Vater

Mit gelassener Hand

Aus rollenden Wolken

Segnende Blicke

Ueber die Erde sä't,

Kuß ich den lezten

Saum seines Kleides,

Kindliche Schauer

10 Treu in der Brust.

Denn mit Göttern

Soll sich nicht messen

Irgend ein Mensch.

Hebt er sich aufwärts,

Und berührt

Mit dem Scheitel die Sterne:

Nirgend's haften dann

Die unsichern Sohlen,

Und mit ihm spielen

20 Wolken und Winde.

Steht er mit festen,

Markigen Knochen

Auf der wohlgegründeten

Dauernden Erde:

Reicht er nicht auf,

Nur mit der Eiche

Oder der Rebe

Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet

30 Götter von Menschen?

Daß viele Wellen

Vor Jenen wallen,

Ein ewiger Strom;

Uns hebt die Welle,

Berschlingt die Welle,

Und wir versinken.

Ein kleiner Ring

Begrenzt unser Leben,

Und viele Geschlechter

40 Reihen sich dauernd

An ihres Daseins

Unendliche Kette.

5. Das Göttliche.

1 Edel sei der Mensch,

Hülfreich und gut!

Denn das allein

Unterscheidet ihn

Von allen Wesen,

Die wir kennen.

Heil den unbekannten,

Höhem Wesen,

Die wir ahnen!

10 Sein Beispiel lehr' uns

Jene glauben.

Denn unführend

Ist die Natur:

Es leuchtet die Sonne

Ueber Bö's und Gute,

Und dem Verbrecher

Glänzen, wie dem Besten,

Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,

20 Donner und Hagel

Rauschen ihren Weg,

Und ergreifen,

Vorüber eilend,

Einen um den Andern.

Auch so das Glück

Lappt unter die Menge,

Faßt bald des Knaben

Lothige Unschuld,

Bald auch den tadeln

30 Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen

Großen Gesetzen

Müssen wir alle

Aus Morgenluft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der
Wahrheit.

13 Und wenn es dir und deinen Freun-
den schwüle

Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes-Rühle,
Umhaucht auch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wollenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle, [helle.
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird

14 So kommt denn, Freunde, wenn auf
euren Wegen

Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen —
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten
schmückt,

Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Entel um uns
trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Amor als Landschaftsmaler (Anfangs 1788).

1 Sah ich früh auf einer Felsenspiße,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannt,
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

10 Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!
Willst du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden.
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:
20 Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte;
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken bringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch erquidter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;

Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
30 Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese:
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grün —
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!

Hell und rein lasirt er drauf den Himmel,
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzündt und neu geboren
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
40 Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das Schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen
Grad' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
50 Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles Flug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rührt
Sich ein Windchen, und bewegt die Wipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommenen Mädchens,
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte,
60 Fängt das Mädchen an, den Fuß zu rühren.
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.
Da nun Alles, Alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen, und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerschönsten,
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen
Wie ein Felsen, still und fest geblieben?

Siebente römische Elegie (1789 oder 1790).*)

1 O wie fühl' ich in Rom mich so froh
gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten
Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf mein
Scheitel sich senkte,

*) Ueber die Entstehungszeit s. meinen Com-
mentar II, 101 f., 120 f.

und gestaltlos die Welt um den Er-
matteten lag, [Geistes
ich über mein Ich, des unbefriedigten
e Wege zu spähn, still in Betrachtung
versank! [die Stirne,
umleuchtet der Glanz des helleren Aethers
us ruhet, der Gott, Formen und Farben
hervor.

hell glänzet die Nacht, sie klingt von
weichen Gesängen,
und mir leuchtet der Mond heller, als
nordischer Tag.

« Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum'
ich? Empfänget
ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den
Gast?

hier lieg' ich, und strecke nach deinen
Knieen die Hände

ab aus; o vernimm, Jupiter Kenius, mich!
ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen;
es faßte

den Wanderer, und zog mich in die
Hallen heran.

du ihr einen Heroen herauszuführen
geboten?

die Schöne? Vergib! laß mir des
Irrthums Gewinn!

Tochter Fortuna, sie auch, — die herr-
lichsten Gaben

heilt als ein Mädchen sie aus, wie
es die Laune gebeut.

u der wirthliche Gott? O dann so ver-
stoße den Gastfreund

von deinem Olymp wieder zur Erde
hinab!

ter, wohin versteigest du dich? — Vergib
mir; der hohe

olymische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
mich, Jupiter, hier, und Hermes führe
mich später,

s Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab.

in den venetianischen Epigrammen (1790).

laun an dem blauerem Himmel erblickt' ich
die glänzende Sonne,
vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen
geschmückt,

den emsigen Winzer die Rebe der Pappel
verbinden,

die Wiege Virgil's kam mir ein lau-
licher Wind:

Da gesellte die Muse sich gleich zum Freunde;
wir pflügen [derer freut.

Abgeriss'nes Gespräch, wie es den Wan-
2 In der Gondel lag ich gestreckt und

fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, stehn.

Mancherlei Waare findest du da für manches
Bedürfniß:

Weizen, Wein und Gemüse, Scheite, wie
leichtes Gesträuch.

Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein
verlorener Lorbeer

Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne,
verledest du mich?

Lohn erwartet' ich eher. Die Nymphe lispelte
lächelnd:

Dichter sünd'gen nicht schwer. Leicht ist die
Strafe; nur zu! —

3 Diese Gondel vergleich' ich der sanft ein-
schaukelnden Wiege,

Und das Kästchen darauf scheint ein ge-
räumiger Sarg.

Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg
wirschwanken und schweben

Auf dem großen Canal rastlos durch's Leben
dahin. —

4 Welch ein heftig Gedränge nach jenem
Laden! Wie emsig

Wägt man, empfängt man das Geld, reicht
man die Waare dahin!

Schnupftaback wird hier verkauft. Das heißt
sich selber erkennen!

Nieswurz holt sich das Volk ohne Verord-
nung und Arzt. —

5 Ruhig am Arsenal stehn zwei altgriechische
Löwen;

Klein wird neben dem Paar Pforte, wie
Thurm und Canal.

Räme die Mutter der Götter herab, es schmie-
ten sich beide

Vor den Wagen, und sie freute sich ihres
Gespanns.

Aber nun ruhen sie traurig; der neue ge-
flügelte Rater

Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig
Patron. —

6 Jupiter Pluvius, heut erscheinst du ein
freundlicher Dämon;

Denn ein vielfach Geschenk gibst du in
Einem Moment:

Gibst Venedig zu trinken, dem Lande grü-
nendes Wachsthum,

Manches kleine Gedicht gibst du dem Büchel-
chen hier. —

Aus Morgenluft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der
Wahrheit.

13 Und wenn es dir und deinen Freun-
den schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes-Rühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wollenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle, [helle.
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird

14 So kommt denn, Freunde, wenn auf
euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten
schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns
trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe bauern.

Amor als Landschaftsmaler (Anfangs 1788).

1 Sah ich früh auf einer Felsenspiße,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannt,
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

10 Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!
Willst du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden.
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit feinem Finger an zu zeichnen:
20 Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte;
Und den Saum der Wollen macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wollen bringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch erquidter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;

Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
30 Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.
Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese:
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grün,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!

Hell und rein lasirt er drauf den Himmel,
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
40 Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das Schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
Grab' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
50 Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles flug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rührt
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommenen Mädchens,
Und was mich Erstaunen mehr erstaunte,
60 Fängt das Mädchen an, den Fuß zu rühren.
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.
Da nun Alles, Alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen, und der Schlei-
Und der zarte Fuß der Allerschönsten,
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen
Wie ein Felsen, still und fest geblieben?

Siebente römische Elegie (1789 oder 1790).*)

1 O wie fühl' ich in Rom mich so froh,
gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten
Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf mei-
Scheitel sich senkte,

*) Ueber die Entstehungszeit s. meinen Com-
mentar II, 101 f., 120 f.

und gestaltlos die Welt um den Er-
 matteten lag, [Geistes
 ich über mein Ich, des unbefriedigten
 Wege zu spähn, still in Betrachtung
 versank! [die Stirne,
 imleuchtet der Glanz des helleren Aethers
 us rufet, der Gott, Formen und Farben
 hervor.
 hell glänzet die Nacht, sie klingt von
 weichen Gesängen,
 und mir leuchtet der Mond heller, als
 nordischer Tag.
 e Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum'
 ich? Empfänget
 ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den
 Gast?
 hier lieg' ich, und strecke nach deinen
 Knieen die Hände
 id aus; o vernimm, Jupiter Kenius, mich!
 ch hereingekommen, ich kann's nicht sagen;
 es faßte
 den Wanderer, und zog mich in die
 Hallen heran.
 du ihr einen Heroen herauszuführen
 geboten?
 die Schöne? Vergib! laß mir des
 Irrthums Gewinn!
 Tochter Fortuna, sie auch, — die herr-
 lichsten Gaben
 heilt als ein Mädchen sie aus, wie
 es die Laune gebeut.
 u der wirthliche Gott? O dann so ver-
 stoße den Gastfreund
 von deinem Olymp wieder zur Erde
 hinab!
 er, wohin versteigest du dich?" — Vergib
 mir; der hohe
 himische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
 mich, Jupiter, hier, und Hermes führe
 mich später,
 s Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab.

den venetianischen Epigrammen
 (1790).

lamm an dem blauerem Himmel erblickt ich
 die glänzende Sonne,
 vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen
 geschmückt,
 den emsigen Winzer die Rebe der Pappel
 verbinden,
 die Wiege Virgil's kam mir ein lau-
 licher Wind:

Da gesellte die Muse sich gleich zum Freunde;
 wir pflügen [derer freut.
 Abgeriss'nes Gespräch, wie es den Wan-
 2 In der Gondel lag ich gestreckt und
 fuhr durch die Schiffe,
 Die in dem großen Canal, viele befrachtete, stehn.
 Mancherlei Waare findest du da für manches
 Bedürfniß:

Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie
 leichtes Gesträuch.

Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein
 verllorener Lorbeer

Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne,
 verletzest du mich?

Lohn erwartet' ich eher. Die Nymphe lispelte
 lächelnd:

Dichter sünd'gen nicht schwer. Leicht ist die
 Strafe; nur zu! —

3 Diese Gondel vergleich' ich der sanft ein-
 schaukelnden Wiege,
 Und das Kästchen darauf scheint ein ge-
 geräumiger Sarg.

Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg
 wir schwanken und schweben
 Auf dem großen Canal rastlos durch's Leben
 dahin. —

4 Welch ein heftig Gedränge nach jenem
 Laden! Wie emsig
 Wägt man, empfängt man das Geld, reicht
 man die Waare dahin!
 Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt
 sich selber erkennen!
 Nießwurz holt sich das Volk ohne Verord-
 nung und Arzt. —

5 Ruhig am Arsenal stehn zwei altgriechische
 Löwen;
 Klein wird neben dem Paar Pforte, wie
 Thurm und Canal.
 Räme die Mutter der Götter herab, es schmie-
 gen sich beide
 Vor den Wagen, und sie freute sich ihres
 Gespanns.

Aber nun ruhen sie traurig; der neue ge-
 flügelte Rater
 Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig
 Patron. —

6 Jupiter Pluvius, heut erscheinst du ein
 freundlicher Dämon;
 Denn ein vielfach Geschenk gibst du in
 Einem Moment:
 Gibst Venedig zu trinken, dem Lande grü-
 nendes Wachsthum,
 Manches kleine Gedicht gibst du dem Büchel-
 chen hier. —

7 Vieles hab' ich versucht: gezeichnet, in
 Kupfer gestochen,
 Oel gemalt, in Thon hab' ich auch Manches
 gedruckt,
 Unbeständig jedoch, und nichts gelernt, noch
 geleistet;
 Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meister-
 schaft nah:
 Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich un-
 glücklicher Dichter
 In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben
 und Kunst. —

8 Sämmtliche Künste lernt und treibet der
 Deutsche; zu jeder
 Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie
 ernstlich ergreift.
 Eine Kunst nur treibt er, und will sie nicht
 lernen: die Dichtkunst.
 Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir
 haben's erlebt. —

9 Eines Menschen Leben, was ist's? Doch
 Tausende können
 Reden über den Mann, was er und wie
 er's gethan.
 Weniger ist ein Gedicht; doch können es
 Tausend genießen,
 Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur,
 dichte nur fort! —

10 Klein ist unter den Fürsten Germanien's
 freilich der meine;
 Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur,
 was er vermag.
 Aber so wende nach Jinen, so wende nach
 Außen die Kräfte
 Jeder, da wär's ein Fest, Deutscher mit
 Deutschen zu sein!
 Doch, was priesest du ihn, den Thaten und
 Werke verkünden?
 Und bestochen erschien deine Verehrung viel-
 leicht;
 Denn mir hat er gegeben, was Große selten
 gewähren,
 Neigung, Ruße, Vertrau'n, Felder und Garten
 und Haus.
 Niemand brauchst' ich zu danken als Ihm, und
 Manches bedurst' ich,
 Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als
 ein Dichter, verstand.
 Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa
 gegeben?
 Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Ge-
 dichte bezahlt.
 Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich
 mochte mich lesen,

England, freundlich empfangst du de
 rütteten Gast.
 Doch was fördert es mich, daß auch
 der Chineser
 Malet mit ängstlicher Hand Werthern
 Lotten auf Glas?
 Niemals frug ein Kaiser nach mir, es
 kein König
 Um mich bekümmert; und Er war mir
 und Mäcen.

Epistel (1794).

(Diese Epistel gehörte zu den ersten Früchten
 Goethe's Verbindung mit Schiller. Er beab-
 einen ganzen Cyclus von Episteln zu se-
 weßhalb der vorliegenden zweiten in den
 am Schluß die Worte beigefügt waren: „D-
 setzung folgt.“ Er brachte es aber nicht
 als zwei, und so mußte er diesen in der
 lung der Gedichte das klagende Motto v-
 „Gerne hätt' ich fortgeschrieben, Aber, es ist
 blieben.“ In der ersten sucht der Dichte-
 Freund, der sich über die Folgen des vielen
 bedenklich geäußert hatte, mit folgenden
 zu beruhigen: der Eindruck der Lectüre ist ei-
 tig vorübergehend; so wie man im Gespi-
 wöhnlich sich selbst nur, sogar im Worte
 dern, hört, so ließt Jeder sich selbst aus
 Buche heraus, oder, wenn er ein kräftige
 ist, in dasselbe hinein; daher man sich wol
 Lectüre in seiner Gesinnung bestärken, aber
 ändern kann; nur ganz neue, jugendliche
 lassen sich allenfalls durch Lectüre für Die-
 Jenes gewinnen. Das Leben allein bill-
 Mann. Wer durch Worte für sich einnehmen
 muß Jedem etwas bringen, wie Homer es
 in dessen Gedichten sich Alle, vom Könige
 Bettler, verehelt wiederfinden. Zur Ver-
 des Gesagten erzählt der Dichter ein Mär-
 das er in Venedig einen gerlumpten M-
 dem Volke hat vortragen hören, worauf die
 Entzücken gehorcht, weil ihm darin als wir
 schien, was Alle im Herzen begehrten. —
 schließt sich nun die nachfolgende zweite

1 Würdiger Freund, du runzelst die
 dir scheinen die E-
 Nicht am rechten Orte zu sein; die Fro-
 ernsthafte,
 Und besonnen verlangst du die Antwo-
 weiß ich, beim H-
 Nicht, wie eben sich mir der Schall im
 bewegte.
 Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sag
 so möchte

etwegen die Menge sich halten im Leben
und Lesen,
sie könnte; doch denke dir nur die Töchter
im Hause,
mit der kuppelnde Dichter mit allem
Bösen bekannt macht.
Es ist leichter geholfen, versey' ich, als
wohl ein Andrer
denken möchte. Die Mädchen sind gut
und machen sich gerne
zu schaffen. Da gib nur dem einen die
Schlüssel zum Keller,
es die Weine des Vaters besorge, so-
bald sie vom Winzer
vom Kaufmann geliefert die weiten Ge-
wölbe bereichern.
Es zu schaffen hat ein Mädchen, die
vielen Gefäße,
Fässer und Flaschen in reinlicher Ord-
nung zu halten.
betrachtet sie oft des schäumenden Mostes
Bewegung,
das Fehlende zu, damit die wallenden
Blasen
die Oeffnung des Fasses erreichen, trink-
bar und helle
h der edelste Saft sich künftigen Jahren
vollende.
ermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu
schöpfen,
letzt geistig der Trant und rein die Tafel
belebe.
der Andern die Küche zum Reich; da
gibt es, wahrhaftig!
genug, das tägliche Mahl, durch Som-
mer und Winter,
durstig stets zu bereiten und ohne Be-
schwerde des Beutels.
im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe
die Küchlein
zu erziehen und bald die schnatternden
Enten zu füttern.
was ihr die Jahreszeit giebt, das bringt
sie bei Zeiten
auf den Tisch, und weiß mit jeglichem
Tage die Speisen
zu wechseln; und reist nur eben der
Sommer die Früchte,
kann sie an Vorrath schon für den Winter.
Im kühlen Gewölbe
ihr der kräftige Kohl und reifen im
Eisig die Gurken;
die lustige Kammer bewahrt ihr die Gaben
Pommonens.

Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und
allen Geschwistern;
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres
Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den
Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und
reift im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann
zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie
gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen
uns gaben.
40 Eine Schwester besorgt den Garten, der
schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu
umgeben, verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vor-
hof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugend-beglückende
Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines,
gedrängtes
Königreich und bevölke dein Haus mit treuem
Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber
sitzen, und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser;
die Nadel
Ruhet im Jahre nicht leicht: denn noch so
häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen
erscheinen.
50 Wie sich das Nähen und Fliden vermehrt,
das Waschen und Bügeln,
Hundertfältig, seitdem in weißer arabischer
Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken
und Schleppen
Gassen lehret und Gärten, und Staub erregt
im Tanzsaal!
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein
Duzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit; sie
machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe
des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücher-
verleiher gesendet.

Die Eisbahn (1796). *)

- 1 Wasser ist Körper und Boden der Fluß.
Das neueste Theater
Thut in der Sonne Glanz zwischen den Ufern
sich auf.
- 2 Wahrlich es scheint nur ein Traum! Be-
deutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernst, über die Fläche
dahin.
- 3 Eingefroren sahen wir so Jahrhunderte
starren,
Menschengefühl und Vernunft schlich nur ver-
borgen am Grund.
- 4 Nur die Fläche bestimmt die kreisenden
Bahnen des Lebens;
Ist sie glatt, so vergift Jeder die nahe Gefahr.
- 5 Alle streben und eilen und suchen und
fliehen einander;
Aber Alle beschränkt freundlich die glattere Bahn.
- 6 Durch einander gleiten sie her, die Schüler
und Meister,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte
sich hält.
- 7 Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht
Lob und nicht Tadel
Hielte Diesen zurück, förderte Jenen zum Ziel.
- 8 Euch, Präconen des Pfuschers, des Meisters
Verkleinerer, wünscht ich,
Mit ohnmächtiger Wuth stumm hier am Ufer
zu sehn.
- 9 Lehrling, du schwankst und zauderst und
scheuest die glattere Fläche.
Nur gelassen! Du wirst einst noch die Freude
der Bahn.
- 10 Willst du schon zierlich erscheinen, und
bist nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blühet die Anmuth
hervor.
- 11 Fallen ist der Sterblichen Loos. So
fällt hier der Schüler
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefähr-
licher hin.
- 12 Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn,
so lacht man am Ufer;
Wie man bei Bier und Taback über Besiegte
sich hebt.

*) Die mit „Winter“ überschriebene vierte Ab-
theilung des Epigrammen-Cyclus „Vier Jahres-
zeiten“ erschien zuerst als ein selbständiges Ganzes
im Musenalmanach für das Jahr 1797 unter der
Ueberschrift „die Eisbahn.“

- 13 Gleite fröhlich dahin, gib Ra-
werdenden Schüler
Freue des Meisters dich, und so
des Tags.
- 14 Siehe, schon naht der Frühling
strömende Wasser;
Unten, der sanftere Blick oben der
das Eis.
- 15 Dieses Geschlecht ist hinweg, zer-
bunte Gesellschaft;
Schiffen und Fischern gehört wie
wallende Fluth.
- 16 Schwimme, du mächtige Scholle,
und kommst du als
Nicht hinunter, du kommst doch w
Tropfen in's Meer.

Hermann und Dorothea (1796)

- 1 Also das wäre Verbrechen, d
Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der v
gefelt?
- 3 Daß ich die Alten nicht hinter
die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in da
gefolgt?
- 3 Daß ich Natur und Kunst zu
mich treulich bestrebe;
Daß kein Name mich täuscht, daß n
Dogma beschränkt?
- 4 Daß nicht des Lebens bedingende
mich, den Menschen, veri
Daß ich der Heuchelei dürstige Ma
schmäht?
- 5 Solcher Fehler, die du, o Muse,
gepfleget,
Reihest der Böbel mich; Böbel nur sie
- 6 Ja, sogar der Bessere selbst, gu
und bieder, [mi
Will mich anders; doch du, Muse,
- 7 Denn du bist es allein, die n
die innere Jugend
Frisch erneuest, und sie mir bis
verspricht.
- 8 Aber verdopple nunmehr, o Göt-
heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich
nicht mehr.
- 9 Da bedarf man der Kränze, f
und Andere zu täuschen
Kränzte doch Cäsar selbst nur aus d
das Haupt.

10 Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt,
so laß es am Zweige
Weiter grünen, und gib einst es dem Wür-
digern hin!

11 Aber Rosen winde genug zum häus-
lichen Kranze!

Bald als Lilie schlingt silberne Lode sich durch.

12 Schüre die Gattin das Feuer, auf rein-
lichem Herde zu kochen!

Werfe der Anabe das Reis, spielend, geschäftig
dazu!

13 Laß im Becher nicht fehlen den Wein!
Gesprächige Freunde,
Gleichgesinnte, herein! Kränze, sie warten
auf euch.

14 Erst die Gesundheit des Mannes, der,
endlich vom Namen Homeros
Rühn uns befreiend, uns auch ruft in die
vollere Bahn.

15 Denn wer wagte mit Göttern den Kampf?
und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter,
ist schön.

16 Darum höret das neuste Gedicht! Noch
einmal getrunken!

Euch bestechet der Wein, Freundschaft und
Liebe das Ohr.

17 Deutschen selber führ' ich euch zu, in die
stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der
Mensch noch erzieht.

18 Uns begleite des Dichters Geist, der
seine Luise
Nach dem würdigen Freund, uns zu ent-
zünden, verband.

19 Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie
führ' ich vorüber;

Aber es siege der Muth in dem gesunden
Geschlecht.

20 Hab' ich euch Thränen in's Auge gelockt,
und Lust in die Seele
Eingend gestöbt, so kommt, brüdet mich herzlich
an's Herz!

21 Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret
Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht
geprüft? [zurück,

22 Blidet heiterer nun auf jene Schmerzen
Denn euch ein fröhlicher Sinn Manches ent-
behrlich erklärt.

23 Menschen lernten wir kennen und Na-
tionen; so laßt uns,
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

Legende vom Hufeisen (1797).

1 Als noch, verlannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf den Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
10 Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.
So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen war.
Er sagte zu Sanct Peter drauf:
„Heb' doch einmal das Eisen auf!“
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
20 Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So etwas vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätt' müssen Kron' und Scepter sein.
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite lehrt,
30 Und thut, als hätt' er's nicht gehört.
Der Herr, nach seiner Langmuth, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
40 Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Marmel aufbewahrt.
Nun ging's zum andern Thor hinaus
Durch Wief' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hiß' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
50 Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';

Das Beerlein schmedte seinem Gaum.
 Der Herr, nach einem kleinen Raum,
 Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
 Wornach Sanct Peter schnell sich bückt.
 So läßt der Herr ihn seinen Rücken
 Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
 Das dauert eine ganze Zeit.
 60 Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
 „Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
 Hätt'st du's bequemer haben mögen.
 Wer geringe Dinge wenig acht't,
 Sich um geringere Mühe macht.“

Der Bauberlehrling (1797).

1 Hat der alte Hexenmeister
 Sich doch einmal wegbegeben!
 Und nun sollen seine Geister
 Auch nach meinem Willen leben;
 Seine Wort' und Werke
 Merkt' ich, und den Brauch,
 Und mit Geistesstärke
 Thu' ich Wunder auch.
 Walle! walle
 Manche Strede,
 Daß, zum Zwecke,
 Wasser fließe,
 Und mit reichem, vollem Schwalle
 Zu dem Bade sich ergieße.

2 Und nun komm, du alter Bese!
 Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
 Bist schon lange Knecht gewesen;
 Nun erfülle meinen Willen!
 Auf zwei Beinen stehe,
 Oben sei ein Kopf,
 Eile nun und gehe
 Mit dem Wassertopf!
 Walle! walle
 Manche Strede,
 Daß, zum Zwecke,
 Wasser fließe,
 Und mit reichem, vollem Schwalle
 Zu dem Bade sich ergieße.

3 Seht, er läuft zum Ufer nieder;
 Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
 Und mit Blitzesschnelle wieder
 Ist er hier mit raschem Gusse.
 Schon zum zweiten Male!
 Wie das Becken schwillt!
 Wie sich jede Schale
 Voll mit Wasser füllt!
 Stehe! stehe!
 Denn wir haben

Deiner Gaben
 Vollgemessen! —
 Ach, ich merkt' es! Wehe! n
 Hab' ich doch das Wort ver
 4 Ach, das Wort, worauf am
 Er das wird, was er gewesen.
 Ach, er läuft und bringt beehende
 Wärs't du doch der alte Bese!
 Immer neue Güsse
 Bringt er schnell herein,
 Ach! und hundert Flüsse
 Stürzen auf mich ein.
 Nein, nicht länger
 Kann ich's lassen;
 Will ihn fassen.
 Das ist Lude!
 Ach! nun wird mir immer
 Welche Miene! welche Blick!

5 O du Ausgeburd der Hölle!
 Soll das ganze Haus ersaufen?
 Seh' ich über jede Schwelle
 Doch schon Wasserströme laufen!
 Ein verruchter Bese,
 Der nicht hören will!
 Stod, der du gewesen,
 Steh doch wieder still!
 Willst's am Ende
 Gar nicht lassen?
 Will dich fassen,
 Will dich halten,
 Und das alte Holz beehende
 Mit dem scharfen Beile spa

6 Seht, da kommt er schleppe
 Wie ich mich nur auf dich werfe
 Gleich, o Kobold, liegst du nieder
 Krachend trifft die glatte Schärfe
 Wahrlich! brav getroffen!
 Seht, er ist entzwei!
 Und nun kann ich hoffen!
 Und ich athme frei!
 Wehe! wehe!
 Weide Theile
 Stehn in Eile
 Schon als Knechte
 Völlig fertig in die Hölle!
 Helft mir, ach, ihr hohen!

7 Und sie laufen! Raß und
 Wird's im Saal und auf den
 Welch entseßliches Gewässer!
 Herr und Meister! Hör' mich ru
 Ach, da kommt der Meister!
 Herr, die Noth ist groß!
 Die ich rief, die Geister,
 Wird' ich nun nicht los.

1 die Ede,
en! Wejen!
b's gewesen.
in als Geister
t euch nur, zu seinem Zwede,
hervor der alte Meister."

Der Schatzgräber (1797).

1 am Beutel, trank am Herzen,
ich meine langen Tage.
ist die größte Plage,
n ist das höchste Gut!
enden meine Schmerzen,
einen Schatz zu graben.
Seele sollst du haben!"
ch hin mit eignem Blut.
so zog' ich Kreis um Kreise,
nunderbare Flammen,
id Knochenwerk zusammen;
hwörung war vollbracht.
die gelernte Weise
nach dem alten Schatz
angezeigten Plaze;
und stürmisch war die Nacht.
ich sah ein Licht von weiten,
am gleich einem Sterne
us der fernsten Ferne,
es zwölfe schlug.
galt kein Vorbereiten;
ird's mit einemale
Glanz der vollen Schale,
schöner Knabe trug.
de Augen sah ich blinken
htem Blumenkranz;
Trankes Himmelsglanze
in den Kreis herein.
ieß mich freundlich trinken;
bach't: es kann der Knabe
schönen lichten Gabe
nicht der Böse sein.
inle Muth des reinen Lebens!
rsteht du die Belehrung,
mit ängstlicher Beschwörung
id an diesen Ort.
er nicht mehr vergebens!
rbeit, Abends Gäste!
hoch, frohe Feste!
künftig Zauberwort!"

Schmerzlied (1802).

1 Wir singen und sagen vom Grajen so
Der hier in dem Schlosse gehauset, [gern,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich Jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg;
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlosselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoßen.

2 Da bist du nun, Gräselein, da bist du
zu Haus;
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht.
Der Morgen hat Alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Stroh, in's Gestelle!

3 Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die raschle so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein, so zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Rednergeberden und Sprechergewicht
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möchte doch schlafen.

4 „Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen;
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönneest, und wenn dir nicht
graut,

So schmausen die Zwerge behaglich und laut
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.“
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!“

5 Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folgt ein singendes klingenbes Chor
Possirlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören wie Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zulezt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

6 So rennet nun Alles im vollen Galopp
Und kurt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich Jeder ein Schätzchen.

Da pfeift es und geigt es und klinget und
 klirrt, [wirrt,
 Da ringelt's und schleift es und rauschet und
 Da pispert's und knistert's und flüstert's und
 schwirrt;

Das Gräßlein, es blidet hinüber,
 Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

7 Nun tappelt's und rappelt's und Kapp-
 pert's im Saal

Von Bänken und Stühlen und Tischen;
 Da will nun ein Jeder am festlichen Mahl
 Sich neben dem Liebchen erfrischen;
 Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
 Und Braten und Fisch und Geflügel herein,
 Es kreiset beständig der köstliche Wein;
 Das toset und toset so lange,
 Verschwindet zuletzt mit Gesange.

8 Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
 So schweige das Loben und Tosen!
 Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
 Erfuhr er, genöß er im Großen.
 Trompeten und klingender singender Schall
 Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
 Sie kommen und zeigen und neigen sich all',
 Unzählige selige Leute!
 So ging es und geht es noch heute.

Tischlied (1802).*)

1 Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
 Himmlisches Behagen!
 Will's mich etwa gar hinauf
 Zu den Sternen tragen?
 Doch ich bleibe lieber hier,
 Kann ich redlich sagen,
 Beim Gesang und Glase Wein
 Auf den Tisch zu schlagen.

2 Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
 Wie ich mich geberde!
 Wirklich ist es allerliebste
 Auf der lieben Erde;
 Darum schwör' ich feierlich
 Und ohn' alle Fährde,
 Daß ich mich nicht freventlich
 Wegbegeben werde.

3 Da wir aber allzumal
 So beisammen weilen,
 Däch' ich, Länge der Pokal

*) Das „Tischlied“ wurde nebst mehreren anderen der „Geselligen Lieder“ durch ein Kränzchen hervorgerufen; vergl. unter Schiller's Gedichten „Die vier Weltalter, An die Freunde, Bunschlied.“

Zu des Dichters Zeilen.
 Gute Freunde ziehen fort ¹⁾
 Wohl ein hundert Meilen,
 Darum soll man hier am Ort
 Anzustoßen eilen.

4 Lebe hoch, wer Leben schafft!
 Das ist meine Lehre.
 Unser König denn voran!
 Ihm gebührt die Ehre.
 Gegen inn- und äußern Feind
 Setzt er sich zur Wehre,
 An's Erhalten denkt er zwar,
 Mehr noch, wie er mehre.

5 Freunden gilt das zweite Glas,
 Zweien oder dreien,
 Die mit uns am guten Tag
 Sich im Stillen freuen,
 Und der Nebel trübe Nacht
 Leis und leicht zerstreuen;
 Diesen sei ein Hoch gebracht,
 Alten oder neuen!

6 Breiter waltet nun der Strom
 Mit vermehrten Wellen.
 Leben jetzt im hohen Ton
 Redliche Gesellen!
 Die sich mit gebrängter Kraft
 Brav zusammenstellen
 In des Glückes Sonnenschein
 Und in schlimmen Fällen.

7 Wie wir nun zusammen sind,
 Sind zusammen Viele.
 Wohl gelingen denn, wie uns,
 Andern ihre Spiele!
 Von der Quelle bis an's Meer
 Mahlet manche Mühle,
 Und das Wohl der ganzen Welt
 Ist's, worauf ich ziele.

Trost in Thränen (1803).

1 Wie kommt's, daß du so traurig bist,
 Da Alles froh erscheint?
 Man sieht dir's an den Augen an,
 Gewiß, du hast geweint.

2 „Und hab' ich einsam auch geweint,
 So ist's mein eigener Schmerz,

¹⁾ Goethe sagt in den Annalen: „Das bel mich ergreift, ich weiß nicht wie war 22. Februar (1802) gebichtet, wo der durchligste Erbprinz, nach Paris reisend, zum Male bei uns einkehrte.“ Schiller lieferte zu Abend das Gedicht: „Dem Erbprinzen von We als er nach Paris reiste.“

ränen fließen gar so süß,
 in mir das Herz.“
 Die frohen Freunde laden dich,
 an unsre Brust!
 Daß du auch verloren hast,
 den Verlust!
 Er lärmt und rauscht und ahnet nicht,
 dich, den Armen, quält.
 Du, verloren hab' ich's nicht,
 es mir auch fehlt!“
 Er raffe denn dich eilig auf!
 ein junges Blut;
 In Jahren hat man Kraft
 zu Erwerben Muth.
 Ich nein, erwerben kann ich's nicht,
 mir gar zu fern;
 So hoch, es blinkt so schön,
 den jener Stern.“
 Die Sterne, die begehrt man nicht,
 tut sich ihrer Pracht,
 Entzünden blidt man auf
 der heitern Nacht.
 Und mit Entzünden blidt' ich auf
 den lieben Tag;
 Den laßt die Nächte mich,
 ich weinen mag!“

zu Schiller's Glocke (1805).*)

Grenze dieser Stadt bedeute,
 Friede set ihr erst Geläute!

So geschah's! Dem fiedenreichen
 Klange
 sich das Land, und segensbar
 des Glück erschien; im Hochgesange
 in wir das junge Fürstenpaar;
 In gewühl, in lebensregem Drange
 te sich die thät'ge Völkerschaa,.
 lich ward an die geschmückten Stufen
 der Ehre der Künste vorgerufen.

Andenken des verbliebenen Freundes auf
 der neuen Bühne zu feiern, ließ Goethe
 das Lied von der Glocke“ dramatisch vorstellen.
 Die Darstellung sich dann der Vortrag dieses
 angeschlossen. Zur Erläuterung der ersten
 diene Folgendes: Das Weimar'sche Land
 nach dem Erscheinen jenes Liebes (im
 nach 1800) einige Jahre der Ruhe.
 schieden mit dem 9. November 1804 für
 ein Fest, der Einzug der russischen Kaisers-
 der Erbprinzessin Maria Paulowna,
 Schiller mit der Hulldigung der
 begrüßt wurde.

2 Da hör' ich schreckhaft mitternäch't'ges
 Läuten,
 Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
 Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
 An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
 Den Lebenswürb'gen soll der Tod erbeuten?
 Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
 Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
 Nun weint die Welt, und sollten wir nicht
 weinen?

3 Denn er war unser! Wie bequem gesellig
 Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
 Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
 Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
 Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
 Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
 Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen;
 Das haben wir erfahren und genossen.

4 Denn er war unser! Mag das stolze
 Wort
 Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
 Er mochte sich bei uns im sichern Port
 Nach wilhem Sturm zum Dauern den gewöhnen.
 Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
 In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
 Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
 Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

5 Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
 Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
 Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen
 Sinne

Geheimnißvoll und klar entgegenkam.
 Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
 Verwechselt er die Zeiten wunderbar,
 Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
 Der Dämmerung, der Nacht, die uns ent-
 kräftigt.

6 Ihm schwellen der Geschichte Fluth auf
 Fluthen,
 Verspülend, was getadelt, was gelobt,
 Der Erbherrscher wilde Heeresgluthen,
 Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
 Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
 Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
 Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
 Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

7 Nun glühte seine Wange roth und röther
 Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
 Von jenem Muth, der früher oder später
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
 Von jenem Glauben, der sich stets erhöht
 Bald kühn hervorbrängt, bald geduldig schmiegt,
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
 Damit der Tag des Eblen endlich komme.

8 Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches Werk hat reichgestaltig [erhöht.
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

9 Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Arcis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und
Sitte,

Das dunkle Buch, mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend mit erfahren.

10 Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblüht,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der störenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquidt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

11 Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.

So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreut es uns, wofür uns längst
graut.

Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schauet
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geabelt.

12 Auch manche Geister, die mit ihm ge-
rungen,

Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.

Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das
Leben

Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

13 So bleibt er uns, der vor so manchen
Jahren —

Schon zehne sind's ¹⁾ — von uns sich weggelehrt
Wir haben alle segnenreich erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganzen Schaaern
Das Eigenste, was ihm allein gehört,
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwin-
dend,

Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Gedichte der dritten Periode.

Sonette (1807 und 1808).*)

1. Das Sonett.

1 Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben,
Ist heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen.
Du kannst dich auch, wie wir, bestimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeschrieben.

*) Von den hier zusammengestellten Sonetten gehören die beiden ersten noch der zweiten Periode an. Nr. 2 findet sich bereits in dem Vorspiel „Was wir bringen“ aus dem Jahre 1802; Nr. 1 muß in einer noch frühern Zeit entstanden sein. Wozu konnte Goethe'n die Belehrung zum Sonett nicht vergehen (s. oben unter Wozu' Gedichten „An Goethe“), wogegen Platen diese Sinnesänderung in dem Gedicht „Das Sonett an Goethe“ (s. unter Platen's Gedichte) feierte. Die Nummern 3 — 5 sind aus einer Sonettengruppe genommen, welche Goethe auf Anregung der Sonette von Ringer, Schlegel, Gries und J. Werner 1807 und 1808 dichtete. In Nr. 8 gibt der Dichter ein Bild einer ihn noch in spätern Jahren überraschenden Leidenschaft: er selbst ist der thalwärts wandelnde Strom, Dreas die ihn überraschende Leidenschaft; sein ruhig

2 Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen;
Und wie sie sich denn auch geberden mögen,
Das Werk ist doch zuletzt vollendet blieben.

3 So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

4 Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu
betten.

Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holz
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

2. Natur und Kunst.

1 Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;

fortfließendes Dasein wird durch sie gehemmt; die
Jugendgefühle erwachen wieder in seiner Brust,
beginnt für ihn ein neues Leben.

¹⁾ Am 10. Mai 1815 wurde die Vorstellung
der Glocke und der Vortrag des Epilogs wieder
holt, und zu diesem Zwecke hatte Goethe
Strophen 12 und 13 hinzugebildet und auch son-
noch einige Veränderungen mit dem Stücke
genommen.

derwille ist auch mir verschwunden,
 e scheinen gleich mich anzuziehen.
 gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
 n wir erst, in abgemess'nen Stunden,
 und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
 Natur im Herzen wieder glühen.
 st's mit aller Bildung auch beschaffen;
 werden ungebund'ne Geister
 Vollendung reiner Höhe streben.
 Großes will, muß sich zusammen-
 raffen;
 schränkung zeigt sich erst der Meister,
 Befes nur kann uns Freiheit geben.

Mächtiges Ueberraschen.

Strom entauscht unwölktem Felsen-
 saale,
 n sich eilig zu verbinden;
 sich spiegeln mag von Grund zu
 Gründen,
 t unaufhaltsam fort zu Thale.
 omisch aber stürzt mit Einemmale —
 i Berg und Wald in Wirbelwinden —
 s, Behagen dort zu finden,
 t den Lauf, begrenzt die weite Schale.
 Welle sprüht und staut zurück und
 weichet,
 t bergan, sich immer selbst zu trinken;
 ist nun zum Vater hin das Streben.
 schwankt und ruht, zum See zurück-
 gedeichet;
 piegelnd sich, beschaun das Blinken
 nschlags am Fels, ein neues Leben!

Die Zweifelnden.

liebt und schreibt Sonette? Weh'
 der Grille!
 des Herzens, sich zu offenbaren,
 e suchen, sie zusammenpaaren?
 , glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.
 ungebunden spricht des Herzens Fülle
 noch aus; sie mag sich gern bewahren,
 rmen gleich durch alle Saiten fahren;
 er senken sich zu Nacht und Stille.
 quält ihr euch und uns, auf jedem
 Stege [wälzen,
 t vor Schritt den läst'gen Stein zu
 irt's lastet, immer neu zu mühen?

Die Liebenden.

egentheil, wir sind auf rechtem Wege!
 barrste freudig aufzuschmelzen,
 Feuer allgewaltig glühen.

5. Mädchen.

- 1 Ich zweifle doch am Ernst verchränkter
 Beilen!
 Zwar lausch' ich gern bei deinen Symbespielen;
 Allein mir scheint, was Herzen redlich fühlen,
 Mein süßer Freund, das soll man nicht beseilen.
- 2 Der Dichter pflegt, um nicht zu lange
 weilen,
 Sein Innerstes von Grund aus umzumühlen;
 Doch seine Wunden weiß er auszukühlen,
 Mit Zaubermort die tiefsten auszuheilen.

Dichter.

- 3 Schau, Liebchen, hin! wie geht's dem
 Feuerwerler?
 Drauf ausgelernt, wie man nach Massen wettert,
 Irrgänglich-Flug minirt er seine Grüste;
- 4 Allein die Macht des Elements ist stärker,
 Und eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert
 Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

Die wandelnde Glocke (1813).

- 1 Es war ein Kind, das wollte nie
 Zur Kirche sich bequemen,
 Und Sonntags fand es stets ein Wie,
 Den Weg ins Feld zu nehmen.
- 2 Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
 Und so ist dir's befohlen,
 Und hast du dich nicht hingewöhnt,
 Sie kommt und wird dich holen.“
- 3 Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
 Da droben auf dem Stuhle.“
 Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
 Als ließ es aus der Schule.
- 4 „Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
 Die Mutter hat gesadelt.“
 Doch welch ein Schrecken! hinterher
 Die Glocke kommt gewadelt.
- 5 Sie wadelt schnell, man glaubt es kaum
 Das arme Kind im Schrecken,
 Es läuft, es kommt, als wie im Traum;
 Die Glocke wird es beden.
- 6 Doch nimmt es richtig seinen Hufsch,
 Und mit gewandter Schnelle
 Gilt es durch Ager, Feld und Busch
 Zur Kirche, zur Kapelle.
- 7 Und jeden Sonn- und Feiertag
 Gedenkt es an den Schaden,
 Läßt durch den ersten Glodenschlag,
 Nicht in Person sich laden.

Der getreue Eckart (1813).

1 „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche
Graus!

Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken, das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen uns leer nur die Krüge.“ [schnell.

2 So sprechen die Kinder und brüden sich
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!

Die Gulden sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.“

3 Gesagt, so geschehn! Und da naht sich
der Graus

Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wüthige Meer,
In's weite Gethal und Gebirge. [schnell,

4 Die Kinderlein ängstlich gen Hause so
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:

„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!“ —
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis
auf's Blut“ —

„Nein, keineswegs, Alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein!“

5 „Und der es euch anrath und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart. [zählt;

Vom Wundermann hat man euch immer er-
Nur hat die Bestätigung Jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.“

6 Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7 Das Wunder, es bauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:

„Wie ist's mit den Krügen ergangen?“
Die Mäuslein sie lächeln, im Stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwagen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge. [Gesicht

8 Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem
Ein Vater, ein Lehrer, ein Alberman spricht:
So horchet und folget ihm pünktlich!

Und liegt auch das Bünglein in peinlicher Huth,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Der Todtentanz (1813).

1 Der Thürmer der schaut zu Mitt
Nacht

Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond der hat Alles in's Helle ge-
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein
In weißen und schleppenden Hemden.

2 Das redt nun, es will sich ergötzen so
Die Knöchel zur Munde, zum Kranze,
So alt und so jung, und so arm und so
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter g-
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln. [das

3 Nun hebt sich der Schenkel, nun n-
Geberden da gibt es vertrackte;

Dann klippert's und klappert's mitunter h-
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich
Da raunt ihm der Schall, der Ver-
in's Ohr:

„Geh, hole dir einen der Laten!“ [

4 Gethan wie gedacht! Und er flüchte
Nun hinter geheiligte Thüren.

Der Mond und noch immer er scheint s-
Zum Tanz, den sie schauerlich führen.

Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gefleibet ei-
Und husch! ist es unter dem Rasen.

5 Nur einer, der trippelt und stolpert;
Und tappet und grasst an den Gräften
Doch hat kein Geselle so schwer ihn ver-
Er wittert das Tuch in den Lüften.

Er rüttelt die Thurmthür, sie schlägt ihn zu-
Geziert und gesegnet, dem Thürmer zum G-
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

6 Das Hemd muß er haben, da rastet er
Da gilt auch kein langes Besinnen;

Den gothischen Zierrath ergreift nun der
Und klettert von Rinne zu Binnen.

Nun ist's um den armen, den Thürmer ge-
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel h-
Langbeinigen Spinnen vergleichbar. [

7 Der Thürmer erbleicht, der Thürme-
Gern gäb' er ihm wieder den Laten.

Da häfelt — jetzt hat er am längsten geleb-
Den Zipfel ein eiserner Baden. [Sch

Schon trübet der Mond sich verschwinde-
Die Glode sie donnert ein mächtiges Ein-
Und unten zerschellt das Gerippe.

im west-östlichen Divan
(1814—1820).

Bildung (Buch Hasis).

Reimart¹⁾ hoff ich mich zu finden,
den soll mir auch gefallen;
Sinn, sodann auch Worte finden;
Nal soll mir kein Klang erschallen,
n besondern Sinn begründen,
nagst, Begünstigter vor Allen!
e ein Funke, fähig zu entzünden
, wenn Flammen grimmig wallen,
ugend glüh'n von eignen Winden,
schen, schwand zu Sternenhallen,
n dir sich fort mit ew'gen Gluthen,
Herz von Frischem zu ermuten.
ne Rhythmen reizen freilich,
sfreut sich wohl darin;
ern sie abscheulich,
, ohne Blut und Sinn!
st erscheint sich nicht erfreulich,
, auf neue Form bedacht,
Form ein Ende macht.

Sinn (Buch des Sängers).

h nur auf meinem Sattel gelten!
n Hütten, euren Zelten!
froh in alle Ferne,
Nüße nur die Sterne.¹⁾
uch die Gestirne geseht,
Land und See,²⁾
h daran ergötzt,
in die Höh'.

Reimart¹⁾ Hasisens ist die durch Rückert
t allbekannte Form des Ghazels.
is Hauptgewicht auf die Wieder-
Gleichklangs, die er denn auch in
n des Divans angestrebt hat, ohne
jen des Ghazels Genüge zu leisten.
ersten Strophe ist: Ich hoffe mich
Reimart anzunehmen; aber zunächst
n dahin gerichtet, mich in Hasis
hineinzufinden; die öftere Wieder-
einklauts kann mir wohl gefallen,
nie anwenden, wo nicht der Sinn
dies bei Hasis der Fall ist.
anmer's Fundgruben (IV, 86) wird
ine erzählt, daß er einen Antrag
eit mit dem Worte zurückgewiesen:
Nüße sehe er nur die
Worte des Koran's nach Ham-
ig (Fundgruben I, 1): „Er hat
geseht als Leiter in der Finster-
See.“

3. Vier Gnaden (Buch des Sängers).*)

1 Daß Araber an ihrem Theil
Die Weite froh durchziehen,
Hat Allah zu gemeinem Heil
Der Gnaden vier verliehen:
2 Den Turban erst, der besser schmückt,
Als alle Kaiserkronen,
Ein Zelt, das man vom Orte rückt,
Um überall zu wohnen;
3 Ein Schwert, das tüchtiger beschützt,
Als Fels und hohe Mauern;
Ein Liebdchen, das gefällt und nützt,
Worauf die Mädchen lauern.
4 Und Blumen sing' ich ungestört
Von ihrem Shawl herunter;
Sie weiß recht wohl, was ihr gehört,
Und bleibt mir hold und munter.
5 Und Blum' und Früchte weiß ich auch
Gar zierlich aufzutischen;
Wollt ihr Moralien zugleich,
Ich geb' euch von den frischen.

4. Fünf Dinge (Buch der Be-
trachtungen).**)

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor;
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht ent-
sprossen,
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen,

*) In Chardin Voyages I, 258 heißt es: „Die Araber sagen, Gott habe sie vor andern Völkern mit vier Gaben begünstigt: mit einem Turban, der ein besseres Ansehen gebe als die Tiaren der Monarchen; mit Segelten, die schöner seien als Häuser; mit Säbeln, die sie besser schützen als andere Völker ihre Schlösser und Burgen; mit Gedichten, die viel vortrefflicher seien als die der umgebenden Nationen.“

**) S. Pendnameh in den Fundgruben II, 229: Cinq sortes de choses ne sont jamais le produit de cinq autres, et ne sauraient en provenir: grave dans la mémoire cet avis que tu reçois de moi. L'amitié ne se trouve point dans les coeurs des rois. Tu ne verras point de politesse dans les hommes d'une condition vile, et un homme d'un mauvais caractère ne parviendra point à la grandeur. L'envieux qui regarde avec jalousie la fortune d'autrui, pourrait-il avoir l'odorat sensible au parfum de la compassion? Le menteur ne mérite pas qu'on attende de lui aucune fidélité.“ — „Fünf andere“ sind offenbar auch dem Stoffe nach goetheisch, so daß wir in den fünf ersten östliche, in den fünf andern westliche Lebensweisheit vor uns hätten.

Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe,
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße,
Der Lügner hofft vergebens Treu' und Glauben;
Das halte fest und Niemand laß dir's rauben!

5. Fünf andere (ebendaselbst).

Was vertürzt mir die Zeit?

Thätigkeit!

Was macht sie unerträglich lang?

Müßiggang!

Was bringt in Schulden?

Harren und Dulden!

Was macht gewinnen?

Nicht lange besinnen!

Was bringt zu Ehren?

Sich wehren!

6. Vermächtniß altpersischen Glaubens (Buch des Parsen).*)

1 Welch Vermächtniß, Brüder, sollt' euch kommen

Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den ihr Jüngere geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

2 Wenn wir oft gesehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelstein' auf ihn und seine Großen
Ausgesä't, wie dicke Hagelschlossen:

3 Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
Darnawend's¹⁾ unzähl'gen Gipfelhügeln

4 Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tausendmal in so viel Lebenstagen

Mich mit ihr, der kommenden, getragen,

5 Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln,
Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

6 Und so sei ein heiliges Vermächtniß
Brüderlichem Wollen und Gedächtniß
Schwerer Dienste tägliche Bewah-

rung!

Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

7 Regt ein Neugeborner fromme Hände
Daß man ihn sogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geist im Feuerbade!
Fühlen wird er jedes Morgens Gnade.

8 Dem Lebend'gen übergebt die Todten;
Selbst die Thiere deckt mit Schutt und Boden;
Und, so weit sich eure Kraft erstreckt,
Was euch unrein dünkt, es sei bededet.

9 Grabet euer Feld in's zierlich Reine,
Daß die Sonne gern das Feld bescheine.
Wenn ihr Bäume pflanzt, so sei's in Reih;
Denn sie läßt Geordnetes gedeihen.

10 Auch dem Wasser darf es in Canälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie euch Senderud²⁾ aus Bergrevieren
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

11 Sanften Fall des Wassers nicht
schwächen,
Sorgt die Gräben fleißig auszustechen;
Rohr und Winse, Molch und Salamander,
Ungeköpfe, tilgt sie miteinander.

12 Habt ihr Erd' und Wasser so im Reine
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

13 Ihr, von Müß' zu Mühe so gepeinigt
Seid gewiß, nun ist das All gereinigt,
Und nun darf der Mensch als Priester wagen
Gottes Gleichniß aus dem Stein zu schlagen.

14 Wo die Flamme brennt, erkennet freudig
Hell ist Nacht und Glieder sind geschmeidig;
An des Herbes raschen Feuerkräften
Reißt das Rohe Thier- und Pflanzensäften.

15 Schleppt ihr Holz herbei, so thut's mit
Wonne,

Denn ihr tragt den Samen ird'scher Sonne;
Pflüct ihr Pambeh,⁴⁾ mögt ihr traulich sagen
Diese wird als Docht das Heil'ge tragen.

16 Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mißgeschick verwehren,
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

17 Das ist unsers Daseins Kaiserfiegel,
Uns und Engeln reiner Gottespiegel,
Und was nur am Lob des Höchsten stammelt
Ist im Kreis' um Kreise³⁾ dort versammelt.

*) Ein Kreis, dem Tode nahe, einer der meist in Gebirgswinkeln lebenden Nachkommen der alten Parsen, hinterläßt seinen Stammesgenossen als Vermächtniß die Ermahnung, im Einzelnen getreulich beim angeerbten Glauben zu verharren. — ¹⁾ Darnawend, Gebirge im Norden der Provinz Faristan. — ²⁾ In Zend-Avesta II, 322 wird geboten, die Leichname auf hohe Dörter zu bringen, damit

die Vögel („das Lebend'ge“) sie aufzehren. — ³⁾ „Senderud“, ein Flüsschen, das Isfahan durchströmt, gibt sein Wasser an viele Canäle. — ⁴⁾ Pambeh, Baumwolle. — ⁵⁾ Die Parsen verlegen das Paradies in den Umkreis der Sonne. — Zum ganzen Gedichte vergl. Goethe's Abhandlung über die Parsen in „Noten u. zu besserem Verständniß des Divans.“

U dem Ufer Senderud's entjagen,
Darnawend die Flügel schlagen,
agt, ihr freudig zu begegnen,
dort her ewig euch zu segnen.

Künstlerlied (1816).

u erfinden, zu beschließen,
Künstler, oft allein;
Wirkens zu genießen,
eudig zum Verein!
m Ganzen schau, erfahre
e eignen Lebenslauf,
ie Thaten mancher Jahre
dir in dem Nachbar auf.
Der Gedanke, das Entwerfen,
estalten, ihr Bezug,
wird das andre schärfer,
m Ende sei's genug!
ersunden, Flug ersonnen,
gebildet, zart vollbracht,
n jeher hat gewonnen
r kunstreich seine Macht.
Die Natur im Vielgebilde,
Gott nur offenbart,
weiten Kunstgefilde
ein Sinn der ew'gen Art;
ist der Sinn der Wahrheit,
h nur mit Schönerm schmückt,
etrost der höchsten Klarheit
i Tag's entgegnblickt.
Die beherzt in Reim und Prose
, Dichter sich ergehen,
es Lebens heitre Rose
auf Malertafel stehn,
eschwiftern reich umgeben,
s Herbstes Frucht umlegt,
e von geheimem Leben
ren Sinn erregt.
ausendfach und schön entfließe
aus Formen deiner Hand,
i Menschenbild genieße,
n Gott sich hergewandt.
ein Werkzeug ihr gebrauchet,
euch als Brüder dar,
sangweis flammt und rauchet
ale vom Altar.

Urworte. Orphisch (1817). *)

ΔΑΙΜΩΝ. Dämon.

1 Wie an dem Tag, der dich der Welt
verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gebiechen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

ΤΡΥΧΗ. Das Zufällige.

2 Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns
wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl so, wie ein Andrer han-
delt;
Im Leben ist's halb hin-, halb wiederfällig,
Es ist ein Land und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis ge-
ründet,
Die Lampe harret der Flamme, die entzündet.

ΕΡΩΣ. Liebe.

3 Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom
Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Oede schwang,
Er schwebt heran auf lustigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag ent-
lang, [wieder;
Scheint jetzt zu fliehn, im Fliehen lehrt er
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

ΑΝΑΓΚΗ. Nöthigung.

4 Da ist's denn wieder, wie die Sterne
wollten;
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür
stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und
Grille. [Jahren
So sind wir, scheinfrei, denn nach manchen
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

*) Goethe hat selbst diese Dichtung erläutert
(III. 341; Ausgabe in vierzig Bänden).

EPIQUE. Hoffnung.

5 Doch solcher Grenze, solcher ehr'nen
Mauer
Höchst widerwärt'ge Grenze wird entriegelt.
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich, leicht und ungezügelt;
Aus Wollendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt;
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle
Zonen;
Ein Flügelschlag — und hinter uns Aeonen!

Sprüche (1819). *)

1 Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht
Verlange nichts,
Als was die gestrigen gebracht.¹⁾
2 Wer geboren in bösesten Tagen
Dem werden selbst die bösen behagen.²⁾
3 Prüft das Geschick dich, weiß es wohl
warum:
Es wünschte dich enthalten. Folge stumm!³⁾
4 Noch ist es Tag, da rühre sich der
Mann;
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann.⁴⁾
5 Mein Erbtheil, wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Uder die Zeit.⁵⁾
6 Gutes thu' rein aus des Guten Liebe!
Das überliefe deinem Blut;
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe,
Den Enkeln kommt es doch zu gut.

*) Die „Sprüche in Reimen“ in Goethe's Werken umfassen vier Abtheilungen. Die beiden ersten (1. Gott, Gemüth und Welt, 2. Sprichwörterlich) sind spätestens 1814 entstanden. Die dritte Abtheilung (Sprüche) wurde 1819 redigirt; die Redaction der vierten Abtheilung (Zahme Renien) gehört einer noch spätern Zeit an. Die dritte, aus der hier eine Reihe von Sprüchen ausgehoben ist, findet sich auch im Divan wieder. Viele derselben haben mit den andern Gedichten des Divans gemeinsame Quellen. —

1) Chardin Voyages, 8, 38: „Ne requerez point de ce jour et de cette nuit autre chose que ce que l'on a eu auparavant“ als Aufschrift eines Karawanenraus. — 2) G. von Diez Denkwürdigkeiten von Asien I, 192 (Buch der Reden): „Wer keine guten Tage erlebt hat, der hält schlimme für gute.“ — 3) Vergl. Faust I, 132. — 4) Evangelium Johannis 9, 4. — 5) Goethe's alter Wahlspruch war: Tempus divitiae meae, tempus ager meus. — 6) Abkürzung eines Gedichtes von Enweri (s. in v. Hammer's Geschichte der schönen

7 Enweri sagt's,⁶⁾ ein herrlichster
Männer,
Des tiefsten Herzens, höchsten Hauptes R
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Z
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit.

8 Wer auf die Welt kommt, ba
neues Hau
Er geht und läßt es einem Zweiten.
Der wird sich's anders zubereiten,
Und Niemand baut es aus.

9 „Was brachte Lothman nicht hervor
Den man den Garst'gen hieß!“
Die Süßigkeit liegt nicht im Rohr,
Der Zucker der ist süß.

10 Herrlich ist der Orient
Ueber's Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Haßis liebt und kennt,
Weiß, was Calberon gesungen.

Bei der Betrachtung von Schill
Schädel (1826).

1 Im ernstesten Beinhaus war's, wo
schaute,
Wie Schädel Schädeln angeordnet paß
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraut

2 Sie steh'n in Reih'n geklemmt, di
sich haften,
Und derbe Knochen, die sich tödtlich sch
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu

3 Entrenkte Schulterblätter! was sie
Fragt Niemand mehr; und zierlich
Glieder,

Die Hand, der Fuß zerstreut aus Lebens

4 Ihr Müden also lagt vergebens
Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, ver
Seid ihr herauf zum lichten Tage wie

5 Und Niemand kann die dürre
lieben,

Welch herrlich edlen Kern sie auch bea
Doch mir Adepten war die Schrift gesch

6 Die heil'gen Sinn nicht Jedem
barte,

Als ich in Mitten solcher starren Men
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahr

7 Daß in des Raumes Moberkalt
Enge

Ich frei und wärmeführend mich erquie
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspr

Redekünste Persiens die Proben aus Enweri
lichten G. 92).

mich geheimnißvoll die Form ent-
 zückte!
 edachte Spur, die sich erhalten!
 , der mich an jenes Meer entrückte,
 s fluthend strömt gesteigerte Ge-
 stalten!
 Befäß, Orakelsprüche spendend,
 ich werth, dich in der Hand zu
 halten,
 ch höchsten Schatz aus Nober fromm
 entwendend?
 ie freie Lust zu freiem Sinnen,
 innenlicht andächtig hin mich wen-
 dend?
 as kann der Mensch im Leben mehr
 gewinnen,
 sich Gott-Natur ihm offenbare,
 das Feste läßt zu Geist zerrinnen,
 das Geisterzeugte fest bewahre.

Vermächtniß (1829).

n Wesen kann zu Nichts zerfallen!
 'ge regt sich fort in Allen,
 n erhalte dich beglückt!
 n ist ewig; denn Gesetze
 n die lebend'gen Schätze,
 chen sich das All geschmückt.
 s Wahre war schon längst gefunden,
 Geisterschaft verbunden;
 : Wahre, saß es an!
 es, Erdensohn, dem Weisen,
 die Sonne zu umkreisen
 : Geschwister wies die Bahn.
 ort nun wende dich nach innen!
 drum findest du da drinnen,
 ein Edler zweifeln mag.
 ne Regel da vermissen,
 s selbständige Gewissen
 ne deinem Sittentag.
 : Sinnen hast du dann zu trauen;
 sches lassen sie dich schauen,
 in Verstand dich wach erhält.
 hem Blick bemerkte freudig,
 ble, sicher wie geschmeidig,
 uen reich begabter Welt.
 ieße mäßig Füll' und Segen!
 sei überall zugegen,
 n sich des Lebens freut.
 Vergangenheit beständig,
 istige voraus lebendig,
 enblick ist Ewigkeit.

6 Und war es endlich Dir gelungen,
 Und bist du vom Gefühl durchdrungen:
 Was fruchtbar ist, allein ist wahr;
 Du prüfst das allgemeine Walten,
 Es wird nach seiner Weise schalten,
 Geselle dich zur kleinsten Schaar.

7 Und wie von Alters her im Stillen
 Ein Liebewerk nach eigenem Willen
 Der Philosoph, der Dichter schuf:
 So wirst du schönste Gunst erzielen;
 Denn edlen Seelen vorzufühlen
 Ist wünschenswerthester Beruf.

Germann und Dorothea (1796 und 1797). *)

Kalliope.

Schicksal und Antheil.

1 Hab' ich den Markt und die Straßen doch
 nie so einsam gesehen!
 Ist doch die Stadt wie gelehrt! wie ausge-
 storben! Nicht fünfzig,
 Däucht mir, blieben zurück, von allen unsern
 Bewohnern.
 Was die Neugier nicht thut! So rennt und
 läuft nun ein Jeder,
 Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen
 zu sehen.
 Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's
 immer ein Stündchen,
 Und da läuft man hinab, im heißen Staube
 des Mittags.
 Möcht ich mich doch nicht rühren vom Platz,
 um zu sehen das Elend
 Guter fliehender Menschen, die nun, mit ge-
 retteter Habe,
 10 Leider, das überrheinische Land, das schöne,
 verlassend,
 Zu uns herüber kommen, und durch den glück-
 lichen Winkel
 Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krüm-
 mungen wandern.
 Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du
 milde den Sohn fort
 Schicktest, mit altem Linnen und etwas Essen
 und Trinken,
 Um es den Armen zu spenden; denn Geben
 ist Sache des Reichen.

*) Vergleiche „Ueber Goethe's Hermann und Do-
 rothea“ in der Abtheilung Prosa unter A. W. von
 Schlegel.

Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Flegelste!
 Sehr gut nimmt das Rutschchen sich aus,
 das neue; bequemlich
 Sätzen Biere darin, und auf dem Bode der Rutscher.
 Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ede!
 20 So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte,
 Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.
 Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
 Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
 Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
 Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
 Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
 Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nachend daher gehn.
 Wirfst du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank ist geplündert.
 Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
 30 Von dem feinsten Rattun, mit seinem Flanelle gefüttert,
 Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.
 Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth und sagte:
 Ungern vermiß' ich ihn doch, den alten lattenen Schlafrock,
 Echt ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
 Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
 Immer gehn im Surtout und in der Peltsche sich zeigen,
 Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Müze.
 Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon Einige wieder,
 Die den Zug mit gesehen; er muß doch wohl schon vorbei sein.
 40 Seht, wie Allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
 Glühen! und Jeglicher führt das Schnupstuch und wischt sich den Schweiß ab.
 Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach solchem Schauspiel so weit nicht

Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genau am Erzählten.
 Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
 Solch ein Wetter ist selten zu solcher Gnu gekommen,
 Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
 Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Regen zu sehen,
 Und von Morgen wehet der Wind mit herrlicher Kühlung.
 Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon;
 50 Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.
 Als er so sprach, vermehrten sich immer die Schaaren der Männer
 Und der Weiber, die über den Markt hinaus nach Hause begaben;
 Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
 Rasch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
 An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
 Im geöffneten Wagen (er war zu Lande verfertigt).
 Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
 Mancher Fabrikten befiß man sich da um manches Gewerbes.
 Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Thorweg
 60 Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
 Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
 Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
 Apotheker mit ihm: die sollen uns Alles erzählen,
 Was sie draußen gesehen und was zu schauen nicht froh macht.
 Freundlich kamen heran die Weiden, und grüßten das Ehepaar,
 Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen unter dem Thorweg,
 Staub von den Füßen schüttelnd, und Luft mit dem Luche sich sächelnd.
 Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,
 Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:

so sind die Menschen fürwahr! und einer
ist doch wie der andre,
er zu gaffen sich freut, wenn den Näch-
sten ein Unglück befället!
doch Jeder, die Flamme zu sehn, die
verderblich emporschlägt,
den armen Verbrecher, der peinlich zum
Tode geführt wird.
er spaziert nun hinaus, zu schauen der
guten Vertriebenen
b, und Niemand bedenkt, daß ihn das
ähnliche Schicksal
, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder
doch künftig.
erzeiglich find' ich den Leichtsinn; doch
liegt er im Menschen.
es sagte darauf der edle, verständige
Pfarrherr,
die Pflanze der Stadt, ein Jüngling näher
dem Manne.
Dieser kannte das Leben, und kannte der
Hörer Bedürfnis,
vom hohen Werthe der heiligen Schriften
durchdrungen,
uns der Menschen Geschick enthüllen, und
ihre Gesinnung;
so kannt' er auch wohl die besten welt-
lichen Schriften.
er sprach: ich table nicht gern, was immer
dem Menschen
unschädliche Triebe die gute Mutter Natur
gab;
was Verstand und Vernunft nicht immer
vermögen, vermag oft
ein glücklicher Gang, der unwiderstehlich
uns leitet.
die Neugier nicht den Menschen mit
heftigen Reizen,
, erfähr' er wohl je, wie schön sich die
weltlichen Dinge
gegen einander verhalten? Denn erst
verlangt er das Neue,
et das Nützliche dann mit unermüdetem
Fleiß;
ich begehrt er das Gute, das ihn erhebet
und werth macht.
der Jugend ist ihm ein froher Gefährte
der Leichtsinn,
die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam
geschwinde die Spuren
t des schmerzlichen Uebels, sobald es nur
irgend vorbeizog.
ich ist er zu preisen, der Mann, dem in
reiferen Jahren

Sich der gesezte Verstand aus solchem Froh-
sinn entwickelt,
Der, im Glück wie im Unglück, sich eifrig und
thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzt
den Schaden.
100 Freundlich begann sogleich die ungebul-
dige Hausfrau:
Saget uns, was ihr gesehn; denn das begehrt'
ich zu wissen.
Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit
Nachdruck,
Werd' ich sobald mich freun nach dem, was
ich Alles erfahren.
Und wer erzählt es wohl, das mannigfal-
tigste Elend!
Schon von ferne sahn wir den Staub, noch
eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von
Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's
Thal geht, erreichten,
War Gedräng und Getümmel noch groß der
Wandrer und Wagen.
110 Leider sahen wir noch genug der Armen
vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerz-
liche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten
Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige
Gabe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne,
und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen
gesezt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn Alles ist
nöthig und nützlich,
Nun zu sehen das Alles, auf mancherlei
Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung ge-
flüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die
wollene Decke;
120 In dem Badtrog das Bett und das Lein-
tuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim
Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle
Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Theure
zurückläßt. [Sorgfalt,
Also führten auch hier, mit unbesonnener

Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und
Pferde beschwerend:

Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und
den Käfig.

Auch so leuchten die Weiber und Kinder, mit
Bündeln sich schleppend,

Unter Körben und Butten voll Sachen keines
Gebrauches;

Denn es verläßt der Mensch so ungern das
Rechte der Habe.

130 Und so zog auf dem staubigen Weg der
drängende Zug fort,

Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren
Thieren der Eine

Wünschte langsam zu fahren, ein Andern
eifrig zu eilen.

Da entstand ein Geschrei der gequetschten
Weiber und Kinder,

Und ein Blölen des Viehes, dazwischen der
Hunde Gebelzer,

Und ein Wehlaut der Alten und Kranken,
die hoch auf dem schweren

Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und
schwankten.

Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem
Rande des Hochwegs

Irrte das Inarrende Rad; es stürzt in den
Graben das Fuhrwerk,

Umgeschlagen, und weithin entstürzten in
Schwunge die Menschen,

140 Mit entsetzlichem Schrein, in das Feld
hin, aber doch glücklich.

Später stürzten die Kasten, und fielen näher
dem Wagen.

Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete
nun sie

Unter der Last der Kisten und Schränke zer-
schmettert zu schauen.

Und so lag zerbrochen der Wagen, und hilf-
los die Menschen;

Denn die übrigen gingen und zogen eilig
vorüber,

Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom
Strome.

Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken
und Alten,

Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr
dauerndes Leiden

Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt,
ächzen und jammern,

150 Von der Sonne verbrannt und ersiebt
vom wogenden Staube.

Der gerührte Hauswirth spricht die Hoffnung aus,
daß Hermann die Unglücklichen getroffen haben

möge. Um die traurigen Bilder zu versch
läßt er die beiden Freunde zu einem Glase
wein in das kühlere Sälchen des Hinterhaus
Den nachdenklich zögernden Apotheker ermun
zum Trinken, indem er ihn an das ununterb
Glück erinnert, mit dem Gott die Stadt se
schrecklichen Brande gesegnet. Der Pfarrer
des Wirthes gläubig vertrauensvolle Gest
Dieser erinnert sich, mit welch' erhebendem
er oft, nach seinen Geschäftsreisen, den Rhe
wieder begrüßt habe; doch, daß das schör
desselben ein Wall gegen die Franken werde
habe er nimmer gedacht. Er hofft auf Got
uern Schutz und baldigen Frieden, und u
daß das Friedensfest auch das Hochzeitsfest
Hermann werden möge. Da verkündet das
der stampfenden Pferde und des rollenden
die Rückkehr des Jünglings.

Terpsichore.

Hermann.

1 Als nun der wohlgebildete Soh
Zimmer hereintrat
Schaute der Prediger ihm mit scharfen
entgegen,

Und betrachtete seine Gestalt und sein
Benehmen

Mit dem Auge des Forschers, der lei
Nienen enträthsel

Lächelte dann und sprach zu ihm mil
lichen Worten:

Kommt Ihr doch als ein veränderter M
Ich habe noch nie

Euch so munter gesehen und Eure Bl
lebhaft.

Fröhlich kommt Ihr und heiter; man
Ihr habet die Ga

Unter die Armen vertheilt und ihren
empfangen.

10 Ruhig erwiderte drauf der Soh
ernstlichen Worten

Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es
aber mein Herz h

Mich heißen zu thun, sowie ich gena
erzähle.

Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten
zu suchen

Und zu wählen; nur spät war erst das
del zusammen,

Auch der Wein und das Bier ward la
sorglich gepadet.

Als ich nun endlich vor's Thor und c
Straße hinaustam

Strömte zurück die Menge der Bürg
Weibern und Kind

entgegen; denn fern war schon der Zug
 der Vertriebenen.
 er hielt ich mich dran und fuhr be-
 hende dem Dorf zu,
 sie, wie ich gehört, heut' übernachteten
 und rasten.
 nun meines Weges die neue Straße
 hinanfuhr,
 in ein Wagen in's Auge, von tüchtigen
 Bäumen gesüget,
 zwei Ochsen gezogen, den größten und
 stärksten des Auslands;
 er aber ging, mit starken Schritten,
 ein Mädchen,
 mit langem Stabe die beiden gewal-
 tigen Thiere,
 sie an und hielt sie zurück, sie leitete
 klüglich.
 ich das Mädchen erblickte, so trat sie
 den Pferden gelassen
 und sagte zu mir: nicht immer war
 es mit uns so
 froh, als ihr uns heut' auf diesen
 Wagen erblicket.
 Ich nicht bin ich gewohnt, vom Fremden
 die Gabe zu heischen,
 oft ungern gibt, um los zu werden
 den Armen;
 mich dränget die Noth zu reden. Hier
 auf dem Stroh
 die erst entbundene Frau des reichen
 Besizers,
 mit Stieren und Wagen noch kaum,
 die Schwangre, gerettet.
 nur kommen wir nach, und kaum das
 Leben erhielt sie.
 liegt, neugeboren, das Kind ihr nadenb
 im Arme,
 mit Wenigem nur vermögen die Unsern
 zu helfen,
 wir im nächsten Dorf, wo wir heute
 zu rasten gedenken,
 sie finden, wiewohl ich fürchte, sie sind
 schon vorüber.
 Ihr Euch irgend von Leinwand nur was
 Entbehrliches, wenn ihr
 aus der Nachbarschaft seid, so spendet's
 gütig den Armen.
 sprach sie, und matt erhob sich vom
 Stroh die bleiche
 Frau, schaute nach mir; ich aber sagte
 dagegen:
 Menschen fürwahr! spricht oft ein
 himmlischer Geist zu,

Daß sie fühlen die Noth, die dem armen
 Bruder bevorsteht;
 Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühl:
 von Euren
 Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten
 Nothdurft zu reichen.
 Und ich löste die Knoten der Schnur, und
 gab ihr den Schlafrock
 Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden
 und Leintuch.
 50 Und sie dankte mit Freuden und rief:
 der Glückliche glaubt nicht,
 Daß noch Wunder geschehn; denn nur im
 Elend erkennt man
 Gottes Hand und Finger, der gute Menschen
 zum Guten
 leitet. Was er durch Euch an uns thut,
 thu' er Euch selber.
 Und ich sah die Wöchnerin froh die verschie-
 bene Leinwand,
 Aber besonders den weichen Flanell des
 Schlafrock's besühlen.
 Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem
 Dorf zu, in welchem
 Unsre Gemeinde schon rastet und diese Nacht
 durch sich aufhält;
 Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, Alles
 und Jedes.
 Und sie grüßte mich noch, und sprach den
 herzlichsten Dank aus,
 60 Trieb die Ochsen; da ging der Wagen.
 Ich aber verweilte,
 Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt
 war mir im Herzen,
 Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte,
 die Speisen
 Unter das übrige Volk zu spenden, oder so-
 gleich hier
 Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich
 vertheilte.
 Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen
 und fuhr ihr
 Sachte nach, und erreichte sie bald und sagte
 behende:
 Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht
 Leinwand alleine
 Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nack-
 ten bekleide,
 Sondern sie fügte dazu noch Speis' und man-
 ches Getränk,
 70 Und es ist mir genug davon im Rasten
 des Wagens.
 Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben
 in deine

Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und
Pferde beschwerend:

Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und
den Käfig.

Auch so leuchten die Weiber und Kinder, mit
Bündeln sich schleppend,

Unter Körben und Butten voll Sachen keines
Gebrauches;

Denn es verläßt der Mensch so ungern das
Lebte der Habe.

130 Und so zog auf dem staubigen Weg der
drängende Zug fort,

Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren
Thieren der Eine

Wünschte langsam zu fahren, ein Andern
eifrig zu eilen.

Da entstand ein Geschrei der gequetschten
Weiber und Kinder,

Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der
Hunde Gebelzer,

Und ein Wehlaut der Alten und Kranken,
die hoch auf dem schweren

Uebergepadten Wagen auf Betten saßen und
schwankten.

Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem
Rande des Hochwegs

Irrte das Inarrende Rad; es stürzt' in den
Graben das Fuhrwerk,

Umgeschlagen, und weithin entstürzten im
Schwunge die Menschen,

140 Mit entsetzlichem Schrein, in das Feld
hin, aber doch glücklich.

Später stürzten die Kasten, und fielen näher
dem Wagen.

Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete
nun sie

Unter der Last der Kisten und Schränke zer-
schmettert zu schauen.

Und so lag zerbrochen der Wagen, und hülfs-
los die Menschen;

Denn die übrigen gingen und zogen eilig
vorüber,

Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom
Strome.

Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken
und Alten,

Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr
dauerndes Leiden

Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt,
ächzen und jammern,

150 Von der Sonne verbrannt und ersticht
vom wogenden Staube.

Der gerührte Hauswirth spricht die Hoffnung aus,
daß Hermann die Unglücklichen getroffen haben

möge. Um die traurigen Bilder zu ver-
läßt er die beiden Freunde zu einem Glase
wein in das kühlere Sälchen des Hinterhau-
Den nachdenklich zögernden Apotheker ermun-
zum Trinken, indem er ihn an das ununter-
Glück erinnert, mit dem Gott die Stadt se-
schrecklichen Brande gesegnet. Der Pfarr-
des Wirthes gläubig vertrauensvolle Gef-
Dieser erinnert sich, mit welch' erhebendem
er oft, nach seinen Geschäftsreisen, den Rhe-
wieder begrüßt habe; doch, daß das schö-
desselben ein Wall gegen die Franken werden
habe er nimmer gedacht. Er hofft auf Got-
nern Schutz und baldigen Frieden, und u-
daß das Friedensfest auch das Hochzeitsfest
Hermann werden möge. Da verkündet das
der stampfenden Pferde und des rollenden
die Rückkehr des Jünglings.

Terpsichore.

Hermann.

1 Als nun der wohlgebildete Soh-
Zimmer hereintrat
Schaute der Prediger ihm mit scharfen
entgegen,

Und betrachtete seine Gestalt und sein
Benehmen

Mit dem Auge des Forschers, der lei-
Mienen enträthsel-

Lächelte dann und sprach zu ihm mi-
lichen Worten:

Kommt Ihr doch als ein veränderter I-
Ich habe noch nie

Euch so munter gesehen und Eure W-
lebhaft.

Fröhlich kommt Ihr und heiter; man
Ihr habet die Go-

Unter die Armen vertheilt und ihren
empfangen.

10 Ruhig erwiderte drauf der Soh-
ernstlichen Worten

Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es
aber mein Herz h-

Mich heißen zu thun, sowie ich gena-
erzähle.

Mutter, Ihr tramtet so lange, die alten
zu suchen

Und zu wählen; nur spät war erst das
bel zusammen,

Auch der Wein und das Bier ward la-
sorglich gepadet.

Als ich nun endlich vor's Thor und
Straße hinaustam-

Strömte zurück die Menge der Bürg-
Weibern und Kind-

entgegen; denn fern war schon der Zug
der Vertriebnen.
 Aber hielt ich mich dran und fuhr be-
 hende dem Dorf zu,
 So sie, wie ich gehört, heut' übernachten
 und rasten.
 Ich nun meines Weges die neue Straße
 hinanfuhr,
 mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen
 Bäumen gefüget,
 zwei Ochsen gezogen, den größten und
 stärksten des Auslands;
 Aber aber ging, mit starken Schritten,
 ein Mädchen,
 mit langem Stabe die beiden gewal-
 tigen Thiere,
 sie an und hielt sie zurück, sie leitete
 klüglich.
 Mich das Mädchen erblickte, so trat sie
 den Pferden gelassen
 und sagte zu mir: nicht immer war
 es mit uns so
 uervoll, als ihr uns heut' auf diesen
 Wagen erblicket.
 Ich noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden
 die Gabe zu heißen,
 er oft ungern gibt, um los zu werden
 den Armen;
 mich drängt die Noth zu reden. Hier
 auf dem Stroh
 die erst entbundene Frau des reichen
 Besitzers,
 Ich mit Stieren und Wagen noch laum,
 die Schwangre, gerettet.
 nur kommen wir nach, und laum das
 Leben erhielt sie.
 liegt, neugeboren, das Kind ihr naßend
 im Arme,
 mit Wenigem nur vermögen die Unsern
 zu helfen,
 wir im nächsten Dorf, wo wir heute
 zu rasten gedenken,
 sie finden, wiewohl ich fürchte, sie sind
 schon vorüber.
 War' Euch irgend von Leinwand nur was
 Entbehrliches, wenn ihr
 aus der Nachbarschaft seid, so spendet's
 gütig den Armen.
 sprach sie, und matt erhob sich vom
 Stroh die bleiche
 erin, schaute nach mir; ich aber sagte
 dagegen:
 Menschen fürwahr! spricht oft ein
 himmlischer Geist zu,

Daß sie fühlen die Noth, die dem armen
 Bruder bevorsteht;
 Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle
 von Eurem
 Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten
 Nothdurft zu reichen.
 Und ich löste die Knoten der Schnur, und
 gab ihr den Schlafrock
 Unser Vaters dahin, und gab ihr Hemden
 und Leintuch.
 50 Und sie dankte mit Freuden und rief:
 der Glückliche glaubt nicht,
 Daß noch Wunder geschehn; denn nur im
 Elend erkennt man
 Gottes Hand und Finger, der gute Menschen
 zum Guten
 leitet. Was er durch Euch an uns thut,
 thu' er Euch selber.
 Und ich sah die Wöchnerin froh die verschie-
 dene Leinwand,
 Aber besonders den weichen Flanell des
 Schlafrock's befühlen.
 Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem
 Dorf zu, in welchem
 Unsr Gemeine schon rastet und diese Nacht
 durch sich aufhält;
 Dort besorg' ich sogleich das Rinderzeug, Alles
 und Jedes.
 Und sie grüßte mich noch, und sprach den
 herzlichsten Dank aus,
 60 Trieb die Ochsen; da ging der Wagen.
 Ich aber verweilte,
 hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt
 war mir im Herzen,
 Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte,
 die Speisen
 Unter das übrige Volk zu spenden, oder so-
 gleich hier
 Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weißlich
 vertheilte.
 Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen
 und fuhr ihr
 Sachte nach, und erreichte sie bald und sagte
 behende:
 Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht
 Leinwand alleine
 Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nack-
 ten bekleide,
 Sondern sie fügte dazu noch Speis' und man-
 ches Getränk,
 70 Und es ist mir genug davon im Kasten
 des Wagens.
 Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben
 in deine

Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten
den Auftrag.

Du vertheilst sie mit Sinn, ich müßte dem
Zufall gehorchen.

Drauf versetzte das Mädchen: mit aller Treue
verwend' ich

Eure Gaben; der Dürstige soll sich derselben
erfreuen.

Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten
des Wagens,

Brachte die Schinken hervor, die schweren,
brachte die Bröte,

Flaschen Weines und Biers, und reicht ihr
Alles und Jedes.

Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch
leer war der Kasten.

So Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin
Füßen, und zog so

Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden
der Stadt zu.

Der Apotheker nimmt von Hermann's Erzählung Veranlassung, sich in so bedrängter Zeit als einen Nichtverhebelichten glücklich zu preisen. Ihm widerspricht Hermann, der sich jetzt gerade am leichtesten zur Heirath entschließen möchte. Der Vater freut sich über seine Worte; und die Mutter erzählt, wie auch ihr Ehebündniß in traurigen Stunden vor zwanzig Jahren, nach einem furchtbaren Brande, der das Städtchen verhehrte, geschlossen worden sei, und lobt den Sohn, daß auch er in unruhvollen Tagen an die Heirath denke. Der Vater stimmt bei, meint aber, es sei besser, von den Eltern ein wohlbestelltes Haus zu überkommen, als die Wirthschaft ganz von vorne beginnen zu müssen, und ermahnt den Sohn, sich nach einer Braut mit schöner Mitgift umzusehen; namentlich macht er ihn auf die Töchter des reichen Kaufmanns an der andern Marktseite aufmerksam. Allein Hermann erzählt, wie er den Mädchen, mit denen er als Kind oft spielte, und die er auch nachher noch zuweilen besuchte, später immer als Zielscheibe des Spottes gedient habe; besonders bei seinem letzten, zu Ostern abgestatteten Besuche, wo die Töchter zum Klavier sangen und er dem Texte der Lieder nachfragte, sei er durch eine spöttische Bemerkung des Kaufmanns und das Gelächter aller Anwesenden so verletzt worden, daß er geschworen, nie mehr die Schwelle zu betreten. Die Mutter versucht, ihm seinen Verdruß auszureben und empfiehlt ihm besonders Minchen, die jüngste der Töchter. Da er aber auf seinem Sinne verharret, fährt der Vater zornig auf und wirft ihm vor, daß er immer nur zu Pferden und knechtischen Arbeiten Lust bezeigt habe, und nicht höher hinaufftrebe, um auch einmal dem Vater zur Ehre zu gereichen. Schweigend steht der Sohn auf, um sich zu entfernen; aber Jener ruft noch entrüstet die Warnung nach, ihm nur ja nicht ein bürgerliches Mädchen als Schwieger-

tochter zuführen zu wollen; die Frau seines müßte ihm in Zukunft sein mühevoller durch Muß und gefälligen Umgang. Darüber verläßt Hermann das Zimmer.

Thalia.

Die Bürger.

Der Vater setzt das begonnene Gespräch fort. Er fürchtet, daß Hermann ihn niemals, doch zu wünschen sei, übertreffen werde, immer nach dem Neuen und Bessern gestrebt für das Wohl seiner Mitbürger thätig. Aber die Mutter tadelt seine Ungerechtigkeiten den Sohn und meint, man müsse die Kinder, wie sie Gott gegeben, und Jeden auf seine Weise glücklich werden lassen; sie hofft jedoch, daß Hermann einst ein trefflicher Vater und auch nicht der Letzte im Rathe sein werde. Er wirft dem Vater vor, daß er täglich durch seine Worte seinen Muth niederbeuge. Dann verläßt die Stube, um den Sohn aufzusuchen. Die Mutter belächelt die Wunderlichkeit des Weibervolkes, das gerne Jeden nach Belieben schalten ließe und drein Alles belobt sehen möchte. Uebrigens er bei dem Sage: Wer nicht vortwärts kommt zurück. Dagegen erklärt sich der Vater zwar dem Bessern und Neuen nicht abgeneigt, aber die Mittel des gewöhnlichen Bürgers beschränkt, um es zu erreichen, besonders gleich mit dem Kaufmanne, der, bei seinen auch die Wege kenne, wie das Beste zu haben. Er führt hierbei das prächtige Haus des Kaufmanns am Markte an, das, wie alle Häuser des Städtchens, so auch die Apotheke zum goldenen Löwen, früher die schönsten, von dem schönen Grottenwerk, das von Muscheln glanz und Korallen schimmerte, und dem Saale. Doch das sei nun alles veraltet und zu lassen, weil es dem neuern Geschmacke nicht entspreche. Er möchte wohl sich dem neuern Geschmacke fügen; allein er scheue der Arbeitslohn, weswegen er auch die jüngstige Vergoldung des seine Officin bezeichnenden Engels unterließ.

Euterpe.

Mutter und Sohn.

1 Also sprachen die Männer sich haltend. Die Mutter ging indessen, den Sohn erst vor den Thoren zu suchen, Auf der steinernen Bank, wo sein gewöhnlicher Sitz war. Als sie daselbst ihn nicht fand, so ging sie in die Ställe zu schauen.

b er die herrlichen Pferde, die Hengste,
 selber besorgte,
 ie er als Fohlen gekauft und die er Nie-
 mand vertraute.
 und es sagte der Knecht: er ist in den Garten
 gegangen.
 a durchschritt sie behebende die langen, dop-
 pelten Höfe,
 ief die Ställe zurück und die wohlgezim-
 merten Scheunen,
 O trat in den Garten, der weit bis an die
 Mauern des Städtchens
 reichte, schritt ihn hindurch, und freute sich
 jeglichen Wachsthum's,
 stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen
 die Nester
 hten des Apfelbaums, wie des Birnbaums
 lastende Zweige,
 ahn gleich einige Raupen vom kräftig stro-
 pendem Kohl weg;
 tem ein geschäftiges Weib thut keine Schritte
 vergebens.
 So war sie an's Ende des langen Gartens
 gekommen,
 So zur Laube mit Geißblatt gedeckt: nicht
 fand sie den Sohn da,
 Wen so wenig als sie bis jetzt ihn im Garten
 erblickte.
 Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das
 aus der Laube,
 Aus besonderer Gunst, durch die Mauer
 des Städtchens gebrochen
 hatte der Ahnherr einst, der würdige Burge-
 meister.
 Und so ging sie bequem den trocknen Graben
 hinüber,
 So an der Straße sogleich der wohlumzäu-
 nete Weinberg
 steileren Pfads, die Fläche zur Sonne
 gelehret.
 Und den schritt sie hinauf und freute der
 Fülle der Trauben
 Sich im Steigen, die kaum sich unter den
 Blättern verbargen.
 Schattig war und bedeckt der hohe mittlere
 Laubgang,
 So man auf Stufen erstieg von unbehauenen
 Platten.
 Und es hingen herein Gutedel und Muscateller,
 Und köstlich blaue daneben von ganz beson-
 derer Größe,
 Die mit Fleiß gepflanzt, der Gäste Nachtmahl
 zu zieren.
 Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,

Kleinere Trauben tragend, von denen der köst-
 liche Wein kömmt.
 Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes
 erfreuend
 Und des festlichen Tags, an dem die Gegend
 im Jubel
 Trauben liehet und tritt, und den Most in die
 Fässer versammelt,
 Feuerwerke des Abends von allen Orten und
 Enden
 Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste
 geehrt wird.
 Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem
 Sohne gerufen
 40 Zwei- auch dreimal, und nur das Echo
 vielfach zurückkam,
 Daß von den Thürmen der Stadt, ein sehr
 geschwäziges, herklang.
 Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte
 sich niemals
 Weit, er sagt es ihr denn, um zu verhüten
 die Sorge
 Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor
 dem Unfall.
 Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem
 Wege zu finden;
 Denn die Thüren, die untren, sowie die obren
 des Weinbergs,
 Standen gleichfalls offen; und so nun trat
 sie in's Feld ein,
 Daß mit weiter Fläche den Rücken des Hügels
 bedeckte.
 Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden,
 und freute
 50 Sich der eigenen Saat und des herrlich
 nickenden Kornes,
 Daß mit goldener Kraft sich im ganzen Felde
 bewegte.
 Zwischen den Aedern schritt sie hindurch, auf
 dem Raine, den Fußpad,
 Hatte den Birnbaum im Auge, den großen,
 der auf dem Hügel
 Stand, die Grenze der Felder, die ihrem
 Hause gehörten.
 Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen.
 Er war in der Gegend
 Weit und breit gesehn, und berühmt die
 Früchte des Baumes.
 Unter ihm pflügten die Schnitter des Mahls
 sich zu freuen am Mittag,
 Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten
 zu warten;
 Bänke fanden sie da von rohen Steinen und
 Rajen.

60 Und sie irrete nicht; dort saß ihr Her-
mann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die
Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg'; er lehrte der
Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan und rührt' ihm leise
die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihn,
Thränen im Auge.
Mutter, sagt' er betroffen, Ihr überrascht
mich! Und eilig
Trodnet' er ab die Thräne, der Jüngling
edlen Gefühls.
Wie? du weinst, mein Sohn? versetzte die
Mutter betroffen:
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das nie-
mals erfahren!
Sag', was beklemmt dir das Herz? was treibt
dich, einsam zu sitzen
70 Unter dem Birnbaum hier? was bringt
dir Thränen in's Auge?
Und es nahm sich zusammen der treffliche
Jüngling und sagte:
Wahrlich; dem ist kein Herz im ehernen Busen,
der jezo
Nicht die Noth der Menschen, der umgetrieb-
nen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um
sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen
bekümmert.
Was ich heute gesehn und gehört, das rührte
das Herz mir;
Und nun ging ich hinaus und sah die herr-
liche, weite
Landschaft, die sich vor uns in fruchtbaren
Hügeln umherschlingt,
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen
sich neigen,
80 Und ein reichliches Obst uns volle Kammern
versprechen.
Aber, ach! wie nah ist der Feind! Die Fluthen
des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was sind nun
Fluthen und Berge
Jenem schrecklichen Volle, das wie ein Gewitter
daherzieht!
Denn sie rufen zusammen aus allen Enden
die Jugend,
Wie das Alter, und bringen gewaltig vor,
und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach
der Menge die Menge.

Ach! und ein Deutscher wagt in seinem
zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem Alles bedr-
den Unfall?
Liebe Mutter, ich sag' Euch, am heutigen
verdrießt mich,
90 Daß man mich neulich entschuldigt, als
die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der
einzige Sohn nur,
Und die Wirthschaft ist groß und wichtig unser
Gewerbe;
Aber wär' ich nicht besser, zu widerstehen da
vorne
An der Grenze, als hier zu erwarten Glanz
und Knechtschaft?
Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im
innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande
zu leben
Und zu sterben, und Andern ein würdige
Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend
beisammen,
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben
den Fremden,
100 O, sie sollten uns nicht den herrlichen
Boden betreten,
Und vor unsern Augen die Früchte des Landes
verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber
und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen be-
schlossen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir dünkt
und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer
das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause
lehren! Von hier aus
Geh' ich grad' in die Stadt, und übergebe den
Kriegern
Diesen Arm und dies Herz, dem Vaterlande
zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Eifer
Gefühl mir
110 Auch den Busen belebt, und ob ich nicht
höher hinauf will!
Da versetzte bedeutend die gute, verständige
Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihm
leichtlich in's Auge:
Sohn! was hat sich in dir verändert und
deinem Gemüthe,

zu zu deiner Mutter nicht redest, wie
 gestern und immer,
 und frei, und sagst, was deinen Wünschen
 gemäß ist?
 jetzt ein Dritter dich reden, er würde
 fürwahr dich
 loben und deinen Entschluß als den
 edelsten preisen,
 dein Wort verführt und deine bedeu-
 tenden Reden.
 Ich table dich nur; denn sieh', ich kenne
 dich besser.
 Du verbirgst dein Herz, und hast ganz
 andre Gedanken.
 Ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel,
 nicht die Trompete,
 begehrtst du zu scheinen in der Montur
 vor den Mädchen;
 es ist deine Bestimmung, so wacker und
 brav du auch sonst bist,
 zu verwahren das Haus und stille das
 Feld zu besorgen.
 Sage mir frei: was drängt dich zu
 dieser Entschließung?
 Hast sagte der Sohn: Ihr irret, Mutter.
 Ein Tag ist
 dem anderen gleich. Der Jüngling reiset
 zum Manne;
 im Stillen reist er zur That oft, als
 im Geräusche
 des schwankenden Lebens, das manchen
 Jüngling verderbt hat.
 Hab so still ich auch bin und war, so
 hat in der Brust mir
 sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasset
 und Unbill,
 Ich verstehe recht gut, die weltlichen Dinge
 zu sondern;
 hat die Arbeit den Arm und die Füße
 mächtig gestärket.
 Fühl' ich, ist wahr, ich darf es kühnlich
 behaupten.
 Ich tabelt Ihr mich mit Recht, o Mutter,
 und habt mich
 allwahren Worten ertappt und halber
 Verstellung.
 Gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe
 Gefahr mich
 dem Hause des Vaters, und nicht der
 hohe Gedanke,
 in Vaterland hülfreich zu sein und schreck-
 lich den Feinden.
 Worte waren es nur, die ich sprach: sie
 sollten vor Euch nur

Meine Gefühle verdecken, die mir das Herz
 zerreißen.
 Und so laßt mich, o Mutter! Denn da ich
 vergebliche Wünsche
 Hege im Busen, so mag auch mein Leben
 vergeblich dahingehn.
 Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne
 schadet sich selber,
 Der sich hingibt, wenn sich nicht Alle zum
 Ganzen bestreben.
 Fahre nur fort, so sagte darauf die verstan-
 dige Mutter,
 Alles mir zu erzählen, das Größte wie das
 Geringste;
 Denn die Männer sind heftig, und denken
 nur immer das Letzte,
 Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht
 von dem Wege;
 150 Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel
 zu denken, und wandelt
 Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu
 gelangen.
 Sage mir Alles daher, warum du so heftig
 bewegt bist,
 Wie ich dich niemals gesehn, und das Blut dir
 wallt in den Adern,
 Wider Willen die Thräne dem Auge sich bringt
 zu entstürzen.
 Da überließ sich dem Schmerze der gute
 Jüngling und weinte,
 Weinte laut an der Brust der Mutter und
 sprach so erweicht:
 Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich
 kränkend getroffen,
 Das ich niemals verdient, nicht heut' und
 keinen der Tage.
 Denn die Eltern zu ehren war früh mein
 Liebsteß, und Niemand
 160 Schien mir klüger zu sein und weiser,
 als die mich erzeugten,
 Und mit Ernst mir in dunkler Zeit der Kind-
 heit geboten.
 Vieles hab' ich fürwahr von meinen Gespielen
 erduldet,
 Wenn sie mit Tücke mir oft den guten Willen
 vergalten;
 Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch
 Streiche gerochen:
 Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn
 er Sonntags
 Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem
 Schritte;
 Lachten sie über das Band der Mühe, die
 Blumen des Schlafroßs,

Den er so stattlich trug, und der erst heute
verschenkt ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir;
mit grimmigem Wüthen
170 Fiel ich sie an und schlug und traf mit
blindem Beginnen,
Ohne zu sehen wohin. Sie heulten mit blu-
tigen Nasen,
Und entrißen sich kaum den wüthenden Trit-
ten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater
zu dulden,
Der statt Anderer mich gar oft mit Worten
herumnahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten
Sizung erregt ward;
Und ich küßte den Streit und die Ränke
seiner Kollegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert, denn
Vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu
ehrende Wohlthat,
Die nur sinnen, für uns zu mehrn die Hab'
und die Güter,
180 Und sich selber Manches entziehn, um zu
sparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät
zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück
der Hause beim Hausen,
Nicht der Ader am Ader, so schön sich die
Güter auch schließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern
die Söhne,
Ohne die Freude des Tags und mit der Sorge
für morgen.
Sagt mir, und schauet hinab, wie herrlich
liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Wein-
berg und Gärten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne
Reihe der Güter;
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo
an dem Giebel
190 Sich das Fenster uns zeigt von meinem
Stübchen im Dache;
Denk ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht
ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen
die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige
Stunden genügte:
Ach! da kommt mir so einsam vor die Kam-
mer, der Hof und

Garten, das herrliche Feld, das über die Hü-
gel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre die
Gattin.
Da antwortete drauf die gute Mutter so
ständig:
Sohn, mehr wünschst du nicht, die Braut
die Kammer zu führen
Daß die Arbeit des Tags dir freier
eigener werde,
200 Als der Vater es wünscht und die Mutter
Wir haben dir immer
Zugerebet, ja dich getrieben, ein Mädchen
wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzt sagt es
das Herz mir;
Wenn die Stunde nicht kommt, die recht
wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt
Wählen im Weiten,
Und es wirkt die Furcht, die falsche zu greifen
am meisten.
Soll ich dir sagen, mein Sohn, so hast
ich glaube, gewählt;
Denn dein Herz ist getroffen und mehr
gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad' nur heraus, denn mir
sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die
gewählt hast.
210 Liebe Mutter, Ihr sagt's! versetzte lebhaft
der Sohn drauf.
Ja, sie ist's, und führ' ich sie nicht als Braut
mir nach Hause
Heute noch, ziehet sie fort, verschwindet viel
leicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs, und im tran-
rigen Hin- und Herziehen
Mutter, ewig umsonst gebieth mir die reich
Besitzung
Dann vor Augen; umsonst sind künftige Tage
mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten
sind mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, sie selbst nicht
tröstet den Armen.
Denn es löset die Liebe, das fühl' ich, je-
liche Bande,
Wenn sie die ibrigen knüpft; und nicht das
Mädchen allein läßt
220 Vater und Mutter zurück, wenn sie den
ermählten Mann folgt
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von
Mutter und Vater,

er das Mädchen sieht, das einzig-
geliebte, davonziehn.
lasset mich gehn, wohin die Verzweif-
lung mich antreibt.
mein Vater, er hat die entscheidenden
Worte gesprochen;
sein Haus ist nicht mehr das meine,
wenn er das Mädchen
liebt, das ich allein nach Haus zu führen
begehre.
setzte behebend die gute, verständige Mutter:
wie Felsen doch zwei Männer gegen
einander!
regt und stolz will keiner dem andern
sich nähern,
keiner zum guten Worte, dem ersten, die
Zunge bewegen.
sag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoff-
nung in meinem
, daß er sie dir, wenn sie gut und
brav ist, verlobe,
ich arm, so entschieden er auch die Arme
versagt hat. [Art aus,
er redet gar Manches in seiner heftigen
r doch nicht vollbringt; so gibt er auch
zu das Versagte.
ein gutes Wort verlangt er, und kann
es verlangen;
er ist Vater! Auch wissen wir wohl, sein
Born ist nach Tische,
heftiger spricht und Anderer Gründe
bezweifelt,
bedeutend; es reget der Wein dann jeg-
liche Kraft auf
Seines heftigen Wollens, und läßt ihn
die Worte der Andern
vernehmen, er hört und fühlt alleine
sich selber.
es kommt der Abend heran, und die
vielen Gespräche
nun zwischen ihm und seinen Freunden
gewechselt.
ist er fürwahr, ich weiß, wenn das
Mädchen vorbei ist,
er das Unrecht fühlt, das er Andern
lebhaft erzeugte.
! wir wagen es gleich; das Frisch-
gewagte geräth nur;
wir bedürfen der Freunde, die jezo bei
ihm noch versammelt
; besonders wird uns der würdige Geist-
liche helfen.
sprach sie behebend, und zog, vom Steine
sich hebend,

250 Auch vom Sitze den Sohn, den willig
folgenden. Beide
Ramen schweigend herunter, den wichtigen
Vorsatz bedenkend.

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Die drei Freunde, der Wirth, der Prediger und
der Apotheker, sitzen noch immer beisammen, das
begonnene Gespräch fortführend; der Prediger redet,
ohne das Streben nach Neuem zu tadeln, der Nei-
gung, im Alten zu verharren, das Wort und preist
das Loos und die Bestimmung des Landmanns,
zumal des Kleinstädters, der Landwirthschaft mit
Bürgergewerbe vereinigt. Da tritt die Mutter mit
dem Sohne herein und theilt dem Vater Hermann's
Wahl und Entschluß mit. An ihre Worte schließt
sich des Sohnes einfach herzliche Bitte um die Zu-
stimmung des Vaters. Allein dieser schweigt. Da
nimmt der Geistliche sich Hermann's an und sucht
den Vater zur Einwilligung zu bewegen. Der
Apotheker dagegen ermahnt zu besonnener Vorsicht,
und erbietet sich, das Mädchen zu prüfen, und die
Gemeinde, zu der sie gehört, zu befragen. Her-
mann stimmt freudig bei, wünscht jedoch, daß der
Pfarrer sich dem Apotheker anschließe, und hofft zu-
versichtlich ein erfreuliches Resultat ihrer Nachfor-
schungen. Der Vater gibt, obwohl nicht gerne,
seine Zustimmung, und Hermann eilt voll Freude
mit dem Versprechen, sich ganz nach der Entschei-
dung der beiden Freunde zu richten, hinaus in den
Stall.

1 Hermann eilte zum Stalle sogleich, wo
die muthigen Hengste
Ruhig standen und rasch den reinen Hafer
verzehreten
Und das trodene Heu, auf der besten Wiese
gehauen. [an,
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß
Zog die Riemen sogleich durch die schön ver-
silberten Schnallen,
Und befestigte dann die langen, breiteren Bügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der
willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der
Deichsel bewegend.
Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage
mit saubern
10 Striden die rasche Kraft der leicht hin-
ziehenden Pferde.
Hermann saßte die Peitsche; dann saß er und
rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen
Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaster
zurück,

Rief zurück die Mauern der Stadt und die
 reinlichen Thürme.
 So fuhr Hermann dahin, der wohlbelannten
 Chaussee zu,
 Rasch, und säumete nicht, und fuhr bergan
 wie bergunter.
 Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes
 erblickte,
 Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen
 Häuser,
 Dacht' er bei sich selbst nun anzuhalten die
 Pferde.
 20 Von dem würdigen Dunkel erhabener
 Linden umschattet,
 Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle ge-
 wurzelt,
 War mit Rasen bedeckt ein weiter gründer
 Ager
 Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen
 Städtern ein Lustort.
 Flachgegraben befand sich unter den Bäumen
 ein Brunnen.
 Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich
 steinerne Bänke,
 Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig
 hervorquoll,
 Reinlich, mit niederer Mauer gefast, zum
 Schöpfen bequemlich.
 Hermann aber beschloß in diesem Schatten die
 Pferde
 Mit dem Wagen zu halten. Er that so und
 sagte die Worte:
 30 Steiget, Freunde, nun aus und geht,
 damit ihr erfahret,
 Ob das Mädchen auch werth der Hand sei,
 die ich ihr biete.
 Zwar ich glaub' es und mir erzählt ihr nichts
 Neues und Seltnes;
 Hätt' ich allein zu thun, so ging' ich behend'
 zu dem Dorf hin,
 Und mit wenig Worten entschiebe die Gute
 mein Schicksal.
 Und ihr werdet sie bald vor allen Andern
 erkennen;
 Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine
 vergleichbar.
 Aber ich geb' euch noch die Zeichen der rein-
 lichen Kleider:
 Denn der rothe Laß erhebt den gewölbten
 Busen,
 Schön geschnürt, und es liegt das schwarze
 Nieder ihr knapp an;
 40 Sauber hat sie den Saum des Hemdes
 zur Krause gefaltet,

Die ihr das Rinn umgibt, das rund
 reinlicher Anmuth;
 Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zi-
 cirund;
 Stark sind vielmal die Böpfe um
 Nabeln gewidelt;
 Vielgefaltet und blau fängt unter der
 der Rod an,
 Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgeb
 Knöchel.
 Doch das will ich euch sagen, und no
 ausdrücklich erbitter
 Redet nicht mit dem Mädchen, und laß
 merken die Absicht,
 Sondern befragt die Andern, und hör
 sie Alles erzählen.
 Habt ihr Nachricht genug, zu beruhigen
 und Mutter,
 50 Kehret zu mir dann zurück, und u
 denken das Weitre
 Also dacht' ich mir's aus, den Weg he
 wir gefahren.
 Also sprach er; es gingen darauf die J
 dem Dorf zu,
 Wo in Gärten und Scheunen und
 die Menge von M
 Wimmelte, Rarrn an Rarrn die breite
 dahin stand.
 Männer versorgten das brüllende Vieh u
 Pferd' an den Wa
 Wäsche trodneten emsig auf allen Ged
 Weiber,
 Und es ergözten die Kinder sich, plät
 im Wasser des Ba
 Also durch die Wagen sich drängend,
 Menschen und Thi
 Sahen sie rechts und links sich um, d
 sendeten Späher,
 60 Ob sie nicht etwa das Bild des bezei
 Mädchens erblickten
 Aber keine von allen erschien die he
 Jungfrau.
 Stärker fanden sie bald das Gedränge.
 war um die Wage
 Streit der drohenden Männer, worin
 mischten die Weiber
 Schreiend. Da nahte sich schnell mit wü
 Schritten ein Alter
 Trat zu den Scheltenden hin; und si
 verlang das Getö
 Als er Ruhe gebot, und väterlich er
 bedrohte.
 Hr uns, rief er, noch nicht das Unglück
 gebändigt,

Daß wir endlich verstehn, uns unter einander
 zu dulden
 Und zu vertragen, wenn auch nicht Jeder die
 Handlungen abmißt?
 O Unverträglich, fürwahr, ist der Glücklichel
 Werden die Leiden
 Publick euch lehren, nicht mehr, wie sonst, mit
 dem Bruder zu hadern?
 Wartet einander den Platz auf fremdem Boden,
 und theilet
 Was ihr habet, zusammen, damit ihr Barm-
 herzigkeit findet.
 So sagte der Mann, und Alle schwiegen;
 verträglich
 Bedienten Vieh und Wagen die wieder besänf-
 tigten Menschen.
 Als der Geistliche nun die Rede des Mannes
 vernommen,
 Und den ruhigen Sinn des fremden Richters
 entdeckte,
 Trat er an ihn heran und sprach die bedeu-
 tenden Worte:
 Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen
 Tagen dahinlebt,
 Von der Erde sich nährend, die weit und
 breit sich aufthut,
 Und die erwünschten Gaben in Jahren und
 Monden erneuert,
 So geht Alles von selbst, und Jeder ist sich
 der Klügste,
 Und der Beste; und so bestehen sie neben
 einander,
 Und der vernünftigste Mann ist wie ein andrer
 gehalten:
 Was was alles geschieht, geht still, wie von
 selber, den Gang fort.
 Aber, zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege
 des Lebens,
 Stürzt das Gebäude nieder und wühlet Garten
 und Saat um,
 Wühlt den Mann und das Weib vom Raume
 der traulichen Wohnung,
 Weppt in die Irre sie fort durch ängstliche
 Tage und Nächte:
 Ach! da sieht man sich um, wer wohl der
 verständigste Mann sei,
 Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte
 vergebens.
 So mir, Vater, ihr seid gewiß der Richter
 von diesen
 Unseligen Männern, der ihr sogleich die
 Gemüther beruhigt?
 Wie ihr erscheint mir heut als einer der ältesten
 Führer,

Die durch Wüsten und Irren vertriebene
 Völker geleitet.
 Denk ich doch eben, ich rede mit Josua oder
 mit Moses.
 Und es versetzte darauf mit ernstem Blicke
 der Richter:
 Wahrlich, unsere Zeit vergleicht sich den sel-
 tensten Zeiten,
 Die die Geschichte bemerkt, die heilige, wie
 die gemeine.
 100 Denn wer gestern und heut' in diesen
 Tagen gelebt hat,
 Hat schon Jahre gelebt: so drängen sich alle
 Geschichten.
 Denk ich ein wenig zurück, so scheint mir ein
 graues Alter
 Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die
 Kraft noch lebendig.
 O, wir Andern dürfen uns wohl mit Jenen
 vergleichen, [Busche
 Denen in ernster Stund' erschien im feurigen
 Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken
 und Feuer.
 Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu-
 sprechen geneigt war
 Und das Schicksal des Mannes und der Seinen
 zu hören verlangte,
 Sagte beugend der Gefährte mit heimlichen
 Worten in's Ohr ihm:
 110 Sprecht mit dem Richter nur fort und bringt
 das Gespräch auf das Mädchen;
 Aber ich gehe herum, sie aufzusuchen, und komme
 Wieder, sobald ich sie finde. Es nickte der
 Pfarrer dagegen,
 Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen
 suchte der Späher.

Alto.

Das Zeitalter.

1 Als nun der geistliche Herr den fremden
 Richter befragte,
 Was die Gemeinde gelitten, wie lang sie von
 Hause vertrieben;
 Sagte der Mann darauf: nicht kurz sind
 unsere Leiden;
 Denn wir haben das Bittere der sämtlichen
 Jahre getrunken,
 Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoff-
 nung zerstört ward.
 Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das
 Herz ihm erhoben,
 Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen
 geschlagen,

Als sich der erste Glanz der neuen Sonne
 heranhob,
 Als man hörte vom Rechte der Menschen, das
 allen gemein sei,
 10 Von der begeisternden Freiheit und von
 der löblichen Gleichheit!
 Damals hoffte Jeder sich selbst zu leben; es
 schien sich
 Aufzulösen das Band, das viele Länder um-
 strickte,
 Das der Müßiggang und der Eigennuß in
 der Hand hielt.
 Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden
 Tagen
 Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon
 so lange gewesen,
 Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen
 verdiente?
 Waren nicht jener Männer, der ersten Ver-
 kühner der Botschaft,
 Namen den höchsten gleich, die unter die
 Sterne gesetzt sind?
 Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und
 der Geist und die Sprache?
 20 Und wir waren zuerst als Nachbarn lebhaft
 entzündet.
 Drauf begann der Krieg, und die Büge be-
 waffneter Franken
 Rüdten näher; allein sie schienen nur Freund-
 schaft zu bringen.
 Und die brachten sie auch: denn ihnen erhöht
 war die Seele
 Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren
 Bäume der Freiheit,
 Jedem das Seine versprechend, und Jedem die
 eigne Regierung.
 Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute
 das Alter,
 Und der muntere Tanz begann um die neue
 Standarte.
 So gewannen sie bald, die überwiegenden
 Franken,
 Erst der Männer Geist mit feurigem, munterm
 Beginnen,
 30 Dann die Herzen der Weiber mit unwider-
 stehlicher Anmuth.
 Leicht selbst schien uns der Druck des viel-
 bedürftigen Krieges;
 Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern
 Augen die Ferne,
 Lockte die Blicke hinaus in neu eröffnete
 Bahnen.
 O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut
 sich der Bräut'gam

Schwinget im Tanze, den Tag der gewünscht
 Verbindung erwartend!
 Aber herrlicher war die Zeit, in der uns die
 Höchste,
 Was der Mensch sich denkt, als nah und
 reichbar sich zeigte.
 Da war Jedem die Zunge gelöst; es sprach
 die Greise,
 Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns
 und Gefühles.
 40 Aber der Himmel trübte sich bald. Um den
 Vortheil der Herrschaft
 Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, die
 Gute zu schaffen;
 Sie ermordeten sich und unterdrückten die
 neuen
 Nachbarn und Brüder, und sandten die eige-
 nützige Menge.
 Und es praßten bei uns die Obern und raubten
 im Großen,
 Und es raubten und praßten bis zu den
 Kleinsten die Kleinen;
 Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig
 für morgen.
 Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs
 die Bedrückung;
 Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die
 Herren des Tages.
 Da fiel Mummer und Muth auch selbst an
 gelafnes Gemüth an;
 50 Jeder sann nur und schwur, die Bedrü-
 ckung alle zu rächen,
 Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen
 Hoffnung.
 Und es wendete sich das Glück auf die Seite
 der Deutschen,
 Und der Franke floh mit eiligen Marschen
 zurüde.
 Ach, da fühlten wir erst das traurige Schick-
 sal des Krieges!
 Denn der Sieger ist groß und gut, zu-
 mindest scheint er's;
 Und er schonet den Mann, den besiegt, er
 wär' er der seine,
 Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern
 ihm dienet.
 Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn
 wehrt nur den Tod an,
 Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht
 die Güter.
 60 Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und
 es lehrt die Verzweiflung
 Aus dem Herzen hervor das frevelhafte
 ginnen.

ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die
 wilde Begierde
 mit Gewalt auf das Weib, und macht
 die Lust zum Entsetzen.
 Und sieht er den Tod, und genießt die
 letzten Minuten
 an, freut sich des Bluts und freut sich
 des heulenden Jammers.
 Da erhob sich darauf in unsern Män-
 nern die Wuth nun,
 Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen
 die Reste.
 Ergriff die Waffen, gelodt von der Eile
 des Flüchtlings;
 Dem blassen Gesicht und scheu unsicheren
 Blicke.
 Stills nun erklang das Getön der stür-
 menden Glode,
 Die künftige Gefahr hielt nicht die grim-
 mige Wuth auf.
 Sie verwandelte sich des Feldbaus fried-
 liche Rüstung
 in Wehre; da troff von Blute Gabel
 und Senfe.
 Begnadigung fiel der Feind, und ohne
 Verschonung;
 Und rastete die Wuth und die feige, tüdtische
 Schwäche.
 Ich den Menschen doch nie in dieser
 schändlichen Verirrung
 sehn! Das wüthende Thier ist ein
 besserer Anblick.
 Er doch nie von Freiheit, als könn'
 er sich selber regieren!
 Unden erscheint, sobald die Schranken
 hinweg sind,
 Das Böse, das tief das Gesetz in die
 Winkel zurücktrieb.
 Der Mann! versetzte darauf der Pfarrer
 mit Nachdruck:
 Ihr den Menschen verkennt, so kann ich
 euch darum nicht schelten;
 Ihr doch Böses genug erlitten vom
 wüsten Beginnen!
 Ist ihr aber zurück die traurigen Tage
 durchschauen,
 Ist ihr selber gestehen, wie oft ihr auch
 Gutes erblicktet,
 Das Treffliche, das verborgen bleibt in
 dem Herzen,
 Ist Gefahr es nicht auf, und drängt die
 Noth nicht den Menschen,
 Als Engel sich zeig', erscheine den an-
 dern ein Schutzgott.

Lächelnd versetzte darauf der alte, würdige
 Richter:
 90 Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem
 Brande des Hauses
 Man den betrubten Besitzer an Gold und
 Silber erinnert,
 Das geschmolzen im Schutt nun überblieben
 zerstreut liegt.
 Wenig ist es fürwahr, doch auch das Wenige
 köstlich;
 Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut
 sich des Fundes.
 Und so lehr' ich auch gern die heitern Ge-
 danken zu jenen
 Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das
 Gedächtniß.
 Ja, ich will es nicht leugnen, ich sah ich
 Feinde versöhnen,
 Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich sah
 auch der Freunde,
 Sah der Eltern Lieb' und der Kinder Unmög-
 liches wagen;
 100 Sah, wie der Jüngling auf einmal zum
 Mann ward; sah, wie der Greis sich
 Wieder verjüngte, das Kind sich selbst als
 Jüngling enthüllte,
 Ja, und das schwache Geschlecht, so wie es
 gewöhnlich genannt wird,
 Beigte sich tapfer und mächtig und gegen-
 wärtigen Geistes.
 Und so laßt mich vor allen der schönen That
 noch erwähnen,
 Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die
 treffliche Jungfrau,
 Die auf dem großen Gehöft allein mit den
 Mädchen zurückblieb;
 Denn es waren die Männer auch gegen die
 Fremden gezogen.
 Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufsener
 Gesindels,
 Plündernd, und drängte sogleich sich in die Zim-
 mer der Frauen.
 110 Sie erblickten das Bild der schön er-
 wachsenen Jungfrau
 Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder
 zu heißen.
 Da ergriff sie wilde Begier; sie stürmten ge-
 fühllos
 Auf die zitternde Schaar und auf's hochherzige
 Mädchen.
 Aber sie riß dem einen sogleich von der Seite
 den Säbel,
 Hieb ihn nieder gewaltig; er stürzt' ihr blutend
 zu Füßen.

Dann mit männlichen Streichen befreite sie
 tapfer die Mädchen,
 Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen
 dem Tode.
 Dann verschloß sie den Hof, und harrte der
 Hülfe, bewaffnet.
 Als der Geistliche nun das Lob des Mädchens
 vernommen,
 120 Stieg die Hoffnung sogleich für seinen
 Freund im Gemüth auf,
 Und er war im Begriff, zu fragen, wohin sie
 gerathen?
 Ob auf der traurigen Flucht sie nun mit dem
 Volf sich befinde?
 Aber da trat herbei der Apotheker behebde,
 Rupfte den geistlichen Herrn und sagte die
 wispernden Worte:
 Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen
 Hundert gefunden,
 Nach der Beschreibung! So kommt und sehet
 sie selber mit Augen;
 Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das
 Weitere hören.
 Und sie lehrten sich um, und weg war gerufen
 der Richter
 Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes,
 verlangten.
 130 Doch es folgte sogleich dem Apotheker
 der Pfarrherr
 An die Lücke des Bauns, und Jener deutete
 listig.
 Seht ihr, sagt' er, das Mädchen? Sie hat
 die Puppe gewickelt,
 Und ich erkenne genau den alten Cattun und
 den blauen
 Rissenüberzug wohl, den ihr Hermann im
 Bündel gebracht hat.
 Sie verwendete schnell, fürwahr, und gut die
 Geschenke.
 Diese sind deutliche Zeichen, es treffen die
 übrigen alle;
 Denn der rothe Lap erhebt den gewölbten
 Busen,
 Schön geschnürt, und es liegt das schwarze
 Nieder ihr knapp an;
 Sauber ist der Saum des Hemdes zur Krause
 gefaltet,
 140 Und umgibt ihr das Kinn, das runde,
 mit reinlicher Anmuth;
 Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches
 Gerund,
 Und die starken Böpfe um silberne Nadeln
 gewickelt; [Größe,
 Eibt sie gleich, so sehen wir doch die treffliche

Und den blauen Rock, der, vielgefaltet
 Busen
 Reichlich herunterwallt zum wohlget
 Knöchel.
 Ohne Zweifel, sie ist's. Drum kommet,
 wir vernehmen,
 Ob sie gut und tugendhaft sei, ein haa
 Mädchen.
 Da versetzte der Pfarrer, mit Blick
 Sibende prüfend:
 Daß sie den Jüngling entzündt, fürwa
 ist mir kein Wund
 150 Denn sie hält vor dem Blick des
 renen Mannes die
 Glücklich, wem doch Mutter Natur die
 Gestalt gab!
 Denn sie empfiehlt ihn stets, und nirge
 er ein Fremdling.
 Jeder naht sich gern, und Jeder möch
 weilen,
 Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der
 noch gesellet.
 Ich versichr' euch, es ist dem Jüngl
 Mädchen gefunden
 Das ihm die künftigen Tage des
 herrlich erheitert,
 Treu mit weiblicher Kraft durch alle
 ihm beisteht.
 So ein vollkommener Körper gewiß v
 auch die Seele
 Rein, und die rüstige Jugend verspr
 glückliches Alter.
 160 Und es sagte darauf der Apoth
 denklich:
 Trüget doch öfter der Schein! Ich m
 Aeußern nicht tra
 Denn ich habe das Sprüchwort so oft
 gefunden:
 Th' du den Scheffel Salz mit dem
 Bekannten vergeh
 Darfst du nicht leichtlich ihm trauen; di
 die Zeit nur gem
 Wie du es habest mit ihm, und wie die
 schaft bestehe.
 Lasset uns also zuerst bei guten Leu
 umthun,
 Denen das Mädchen bekannt ist, und
 von ihr nun erz
 Auch ich lobe die Vorsicht, versetzte de
 liche folgend:
 Frein wir doch nicht für uns! Für
 frein ist bedenklich
 170 Und sie gingen darauf dem
 Richter entgegen,

er in seinen Geschäften die Straße wieder
heraufkam.

Und zu ihm sprach sogleich der kluge Pfarrer
mit Vorsicht:

Sagt! wir haben ein Mädchen gesehen, das
im Garten zunächst hier
unter dem Apfelbaum sitzt, und Andern Kleider
verfertigt

aus getragnem Cattun, der ihr vermuthlich
geschenkt ward.

Das gefiel die Gestalt; sie scheint der Wadern
eine.

Saget uns, was ihr wißt; wir fragen aus
löblicher Absicht.

Es in den Garten zu blicken der Richter so-
gleich nun herzutrat,

Sagt' er: diese kennet ihr schon; denn wenn
ich erzählte

So von der herrlichen That, die jene Jung-
frau verrichtet,

Da sie das Schwert ergriff und sich und die
Ihren beschützte —

Diese war's! Ihr seht es ihr an, sie ist
rüstig geboren,

Aber so gut wie stark; denn ihren alten Ver-
wandten

Legte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer
dahinriß

Aber des Städtchens Noth und seiner Be-
sitzung Gefahren.

Und, mit stillem Gemüth, hat sie die Schmer-
zen ertragen

Aber des Bräutigams Tod, der, ein edler
Jüngling, im ersten

Jahre des hohen Gedankens nach edler Freiheit
zu streben,

Selbst hinging nach Paris und bald den
schrecklichen Tod fand;

So denn wie zu Hause, so dort, bestritt er
Willkür und Ränke.

So sagte der Richter. Die Beiden schieden
und dankten.

Die beiden Freunde scheiden mit Danksgungen
vom Richter, nachdem sie ihm für die Dürfti-

gen unter den Vertriebenen eine Gabe, der Pfar-
rer ein Goldstück, der Apotheker einige Pfeifen

überreicht haben. Sie finden Hermann
unter den Linden gedankenvoll an den Wagen ge-

setzt; die beglückwünschenden Worte des Pfarrers
er ohne Zeichen der Freude an; denn unter-

den ist in ihm der Zweifel aufgestiegen, ob das
Mädchen nicht schon ihre Hand vergeben habe und

ihren Antrag zurückweisen werde. Der Apotheker
erinnert die Sitte früherer Zeiten, wo ein Freund
zu Hause zu den Eltern der Erlorenen geschickt

wurde, um deren Gesinnung auszuforschen, und,
je nach dem Ergebnis, sich weiter zu erklären; auf
diese Weise habe man einem jungen Mann Ver-
druß und Beschämung erspart. Aber Hermann,
der auf seine Worte kaum gehört, hat sich schon
entschlossen, selbst aus dem Munde des Mädchens
sein Schicksal zu erfahren, und bittet die Freunde,
gleich mit dem Wagen zu den Eltern zurückzukeh-
ren und diesen das Resultat ihrer Nachforschungen
mitzutheilen; er selbst wolle, sei es nun mit ihr
oder ohne sie, auf dem nähern Wege, am Birn-
baum hin, den Weinberg hinunter zurückkehren.
Die Freunde steigen ein, der Apotheker nicht ohne
Besorgniß darüber, daß er dem Seelsorger, der die
Zügel ergreift, Leib und Gebeln anvertrauen soll.
Dem weggrollenden Wagen steht der Jüngling, in
Gedanken verloren, nach.

Crato.

Dorothea.

1 Wie der wandernde Mann, der vor dem
Sinken der Sonne

Sie noch einmal in's Auge, die schnell verschwin-
dende, faßte,

Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite
des Felsens

Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke
nur wendet,

Eilet es vor und glänzt und schwankt in
herrlichen Farben:

So bewegte vor Hermann die liebliche Bil-
dung des Mädchens

Sanft sich vorbei, und schien dem Pfad' in's
Getreide zu folgen.

Aber er fuhr aus dem staunenden Traum
auf, wendete langsam

Nach dem Dorfe sich zu, und staunte wieder;
denn wieder

10 Kam ihm die hohe Gestalt des herrlichen
Mädchens entgegen.

Fest betrachtet' er sie; es war kein Scheinbild,
sie war es

Selber. Den größeren Krug und einen kleinern
am Heutel

Tragend in jeglicher Hand, so schritt sie ge-
schäftig zum Brunnen.

Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab
ihm ihr Anblick

Muth und Kraft; er sprach zu seiner Ver-
wunderten also:

Find' ich dich, wackeres Mädchen, so bald auf's
Neue beschäftigt,

Hülfsreich Andern zu sein und gern zu erquiden
die Menschen?

Sag', warum kommst du allein zum Quell,
der doch so entfernt liegt,

Da sich Andere doch mit dem Wasser des
Dorfes begnügen?
20 Freilich ist dieß von besonderer Kraft und
lieblich zu kosten.
Jener Kranken bringst du es wohl, die du
treulich gerettet?
Freundlich begrüßte sogleich das gute Mädchen
den Jüngling,
Sprach: so ist schon hier der Weg mir zum
Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so Vieles
gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist, wie der
Gaben, erfreulich.
Kommt und sehet doch selber, wer eure
Milde genossen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen
Erquidten.
Daß ihr aber sogleich vernehmet, warum
ich gekommen,
Hier zu schöpfen, wo rein und unablässig
der Quell fließt,
30 Sag' ich euch dieß: es haben die unvor-
sichtigen Menschen
Alles Wasser getrübt im Dorfe, mit Pferden
und Ochsen
Gleich durchwatend den Quell, der Wasser
bringt den Bewohnern.
Und so haben sie auch mit Waschen und
Reinigen alle
Tröge des Dorfes beschmutzt und alle Brun-
nen besudelt;
Denn ein Jeglicher denkt nur, sich selbst und
das nächste Bedürfnis
Schnell zu befried'gen und rasch, und nicht des
Folgenden denkt er.
Also sprach sie und war die breiten Stufen
hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das
Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich
über, zu schöpfen;
40 Und er faßte den andern Krug und
beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der
Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten
sich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, sagte darauf der heitere
Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten
sie Beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; sie aber sagte zum
Freunde:

Sage, wie find' ich dich hier? und ohne
Wagen und Pferde
Ferne vom Ort, wo ich erst dich gesehn? wie
bist du gekommen?
Hermann schaute denkend zur Erde; dann hob
er die Blicke
Ruhig gegen sie auf und sah ihr freundlich
in's Auge,
50 Fühlte sich still und getrost. Jedoch ihr
von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte
nicht Liebe,
Aber hellen Verstand und gebot verständig
zu reden.
Und er faßte sich schnell und sagte zum
Mädchen: [erwiedern.
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen
Deinetwegen kam ich hierher! was soll ich's
verbergen? [Eltern,
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden
Denen ich treulich das Haus und die Güter
helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unsre Geschäfte
sind vielfach.
Alle Felder besorg' ich; der Vater waltet
im Hause
60 Fleißig; die thätige Mutter belebt im
Ganzen die Wirthschaft.
Aber du hast gewiß auch erfahren, wie sehr
das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu
plaget die Hausfrau,
Immer sie nöthigt zu wechseln und Fehler
um Fehler zu tauschen.
Lange wünschte die Mutter daher sich ein
Mädchen im Hause,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit
dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe ver-
lorren.
Nun, als ich heut' am Wagen dich sah, in
froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Ge-
sundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen,
war ich betroffen,
70 Und ich eilte nach Hause, den Eltern und
Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienst. Nun komm'
ich dir aber zu sagen,
Was sie wünschen, wie ich. — Verzeih' mi
die stotternde Rede. —
Scheuct euch nicht, so sagte sie drauf, das
Weitre zu sprechen;

abigt mich nicht, ich hab' es dankbar
 empfunden.
 nur grab' heraus; mich kann das
 Wort nicht erschrecken:
 möchtet ihr mich als Magd für Vater
 und Mutter,
 sehen das Haus, das wohlerhalten
 euch dasteht;
 glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen
 zu finden,
 Arbeit geschickt und nicht von rohem
 Gemüthe.
 : Antrag war kurz; so soll die Antwort
 auch kurz sein.
 gehe mit euch, und folge dem Rufe
 des Schicksals.
 Pflicht ist erfüllt, ich habe die Wäch-
 nerin wieder
 Ihnen gebracht, sie freuen sich alle
 der Rettung;
 und die meisten beisammen, die übrigen
 werden sich finden.
 allen gewiß, in kurzen Tagen zur
 Heimath
 kehren; so pflegt sich stets der Ver-
 triebne zu schmeicheln:
 täusche mich nicht mit leichter Hoff-
 nung in diesen
 Tagen, die uns noch traurige Tage
 versprechen:
 löst sind die Bande der Welt; wer
 knüpft sie wieder,
 allein nur die Noth, die höchste, die
 uns bevorsteht!
 h im Hause des würdigen Mannes
 mich dienend ernähren,
 in Augen der trefflichen Frau, so thu'
 ich es gerne;
 n wanderndes Mädchen ist immer von
 schwankendem Rufe.
 gehe mit euch, sobald ich die Krüge
 den Freunden
 ebracht und noch mir den Segen der
 Guten erbeten.
 Ihr müßet sie sehen und mich von
 ihnen empfangen.
 hörte der Jüngling des willigen
 Mädchens Entschließung,
 b, ob er ihr nun die Wahrheit sollte
 gestehen.
 schien ihm das Beste zu sein, in dem
 Wahn sie zu lassen,
 sein Haus sie zu führen, zu werben
 um Liebe nur dort erst.

Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am
 Finger des Mädchens;
 Und so ließ er sie sprechen, und horchte fleißig
 den Worten.
 Laßt uns, fuhr sie nun fort, zurücke kehren!
 Die Mädchen
 Werden immer getabelt, die lange beim Brun-
 nen verweilen,
 Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich
 zu schwagen.

Beim Ausbruch weigert sich Dorothea, ihm einen
 der Krüge zu geben, und knüpft daran ein Gespräch
 über die Bestimmung des Weibes, zu dienen und
 immer für Andere thätig und hülfreich zu sein.
 Unterdeß haben sie die Scheuer erreicht, wo die
 Wächnerin liegt. Sie und ihre Kinder sammt dem
 Richter laben sich an dem mitgebrachten Wasser.
 Dorothea kündigt ihnen ihren Entschluß an, dem
 Jüngling als Magd in das Haus seiner Eltern
 zu folgen, und nimmt Abschied. Während sie den
 Segen der weinenden Wächnerin empfängt, preißt
 der Richter Hermann's Umsicht, die er in der
 Wahl einer solchen Hausgenossin beweise, und
 empfiehlt ihm, das Mädchen wohl zu halten.
 Unterdeß sind Mehrere herbeigekommen, aus deren
 Abschiedsumarmungen Hermann seine Geliebte mit
 Mühe wegzieht.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Während die beiden Liebenden, der sinkenden
 Sonne entgegen, die dann und wann durch Gewitter-
 wolken strahlet, dem Städtchen zuwandeln, erkun-
 digt sich Dorothea bei ihrem Begleiter nach der
 Gemüthsart der Eltern, um ihnen leichter genügen
 zu können. Hermann schildert Beide, besonders
 aber den Vater, der auch etwas auf den Schein
 halte und äußere Zeichen der Liebe und der Ver-
 ehrung wünsche. Dorothea spricht freudig die Hoff-
 nung aus, Beide zu befriedigen. Bei ihrer Frage,
 wie sie aber ihm selbst, dem einzigen Sohne, be-
 gegnen solle, sind sie eben unter dem Birnbaum
 angelangt, wo die Gegend, theilweise vom Mond
 erhellt, vor ihnen liegt. Hermann wagt keine wei-
 tere Antwort, als „Laß dein Herz dir es sagen,“
 und mahnt, nachdem er ihr noch die väterliche
 Wohnung und das Fenster seines Zimmers gezeigt,
 des drohenden Gewitters wegen, zum Ausbruch.
 Indem sie, im Weinberg angelangt, die Stufen
 im Laubgang herabsteigen, verrenkt sich Dorothea
 schlappend den Fuß. Ueber das böse Vorzeichen
 scherzend, schlägt sie vor, einen Augenblick zu ver-
 zihen, damit er nicht wegen der hinkenden Magd
 von den Eltern getabelt werde.

Urania.

Ausicht.

Hermann's Eltern und die beiden Hausfreunde
 hatten unterdessen seiner Rückkehr; die Mutter wird

über sein Ausbleiben ungeduldig und tadelte die Freunde, daß sie sich sobald von ihm getrennt. Der Apotheker nimmt davon Veranlassung, eine Geschichte aus seiner Kindheit zu erzählen, wie sein Vater ihn für immer von aller Ungebild durch lebhafteste Vergegenwärtigung des Todes geheilt habe. Der Prediger mißbilligt des Vaters Verfahren. In diesem Augenblick treten Hermann und Dorothea herein.

1 Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich,
Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigam's Bildung vergleichbar;
Ja es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.

Hermann stellte den Eltern sie vor mit fliegenden Worten.

Hier ist, sagt' er, ein Mädchen, so wie ihr im Hause sie wünschet.
Lieber Vater, empfanget sie gut; sie verdient es. Und liebe

Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthschaft,

10 Daß ihr seht, wie sehr sie verdient, euch näher zu werden.

Gilg führt' er darauf den trefflichen Pfarrer bei Seite,

Sagte: würdiger Herr, nun helft mir aus dieser Besorgniß

Schnell, und löset den Knoten, vor dessen Entwicklung ich schaudre.

Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht erworben,

Sondern sie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,

Daß unwillig sie flieht, sobald wir gedenken der Heirath.

Aber entschieden sei es sogleich! Nicht länger im Irrthum

Soll sie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.

Gilet und zeigt auch hier die Weisheit, die wir verehren!

20 Und es wendete sich der Geistliche gleich zur Gesellschaft.

Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters

Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte,

Mit behaglicher Art, im guten Sinne gesprochen:

Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geschmack, der seiner Zeit es gewiesen,

Immer die Schönste zum Tanze geführt, und endlich die Schönste

In sein Haus, als Frau, sich geholt; das Mütterchen war es.

Denn an der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gleich sich erkennen,

Welches Geistes er sei, und ob er sich eigenen Werth fühlt.

30 Aber ihr brauchet wohl auch nur wenig Zeit zur Entschließung?

Denn mich dünket fürwahr, ihm ist so schwer nicht zu folgen.

Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder

Innen, und stille war der ganze Kreis nun auf einmal.

Aber das treffliche Mädchen, von solchen spöttischen Worten,

Wie sie ihr schienen, verlegt und tief in der Seele ergriffen,

Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken

Uebergossen; doch hielt sie sich an und nahm sich zusammen,

Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:

Traun! zu solchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,

40 Der mir des Vaters Art geschilbert, des trefflichen Bürgers;

Und ich weiß, ich stehe vor euch, dem gebildeten Manne,

Der sich klug mit Jedem trägt, und gemäß den Personen.

Aber so scheint es, ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,

Die nun die Schwelle betritt und die euch zu dienen bereit ist;

Denn sonst würdet ihr nicht mit bitterm Spotte mir zeigen,

Wie entfernt mein Geschick von eurem Sohn und von euch sei.

Freilich tret ich nur arm, mit kleinem Bündel in's Haus ein,

Daß mit Allem versehen die frohen Bewohner gewiß macht;

Aber ich lerne mich wohl, und fühle das ganze Verhältniß.

50 Ist es edel, mich gleich mit solchem Spotte zu treffen,

Der auf der Schwelle beinah mich schon aus
dem Hause zurücktreibt?
Bang bewegte sich Hermann, und winkte dem
geistlichen Freunde,
Daß er in's Mittel sich schlüge, sogleich zu
verschleichen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran und schaute des
Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und
Thränen im Auge.
Da befohl ihm sein Geist, nicht gleich die
Verwirrung zu lösen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu
prüfen des Mädchens.
Und er sagte darauf zu ihr mit versuchenden
Worten:
Sicher, du überlegtest nicht wohl, o Mädchen
des Auslands,
60 Wenn du bei Fremden zu dienen dich
allzu eilig entschloßest,
Was es heiße, das Haus des gebietenden
Herrn zu betreten;
Denn der Handschlag bestimmt das ganze
Schicksal des Jahres,
Und gar Vieles zu dulden verbindet ein ein-
ziges Jawort.
Sind doch nicht das Schwerste des Diensts
die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden
Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht sich
der thätige Freie;
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn
er ungerecht tadelte,
Oder Dieses und Jenes begehrt, mit sich
selber in Zwiespalt,
Und die Festigkeit noch der Frauen, die leicht
sich entzürnet,
70 Mit der Kinder roher und übermüthiger
Unart:
Das ist schwer zu ertragen, und doch die
Pflicht zu erfüllen
Ungeäuert und rasch, und selbst nicht mürrisch
zu stoßen.
Doch du scheinst mir dazu nicht geschickt, da
die Scherze des Vaters
Schon dich treffen so tief, und doch nichts
gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr
ein Jüngling gefalle.
Also sprach er. Es fühlte die treffende Rede
das Mädchen,
Und sie hielt sich nicht mehr; es zeigten sich
ihre Gefühle

Mächtig, es hob sich die Brust, aus der ein
Seufzer hervorbrang,
Und sie sagte sogleich mit heiß vergossenen
Thränen:
80 O, nie weiß der verständige Mann, der im
Schmerz uns zu rathe
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die
Brust zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes
Schicksal uns auslegt.
Ihr seid glücklich und froh, wie sollt' ein
Scherz euch verwunden!
Doch der Strahlende fühlt auch schmerzlich die
leise Berührung.
Nein! es hülf' mir nichts, wenn selbst mir
Verstellung gelänge;
Zeige sich gleich, was später nur tiefere
Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht ein stillverzehrendes
Glenb.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hause
nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen
zu suchen,
90 Die ich im Unglück verließ, für mich nur
das Bessere wählend.
Dies ist mein fester Entschluß; und ich darf
euch darum nun bekennen,
Was im Herzen sich sonst wohl Jahre hätte
verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen:
nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der
Magd nicht geziemet,
Sondern, weil mir fürwahr im Herzen die
Neigung sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein
Erreter erschien.
Denn als er erst auf der Straße mich ließ,
so war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glück-
lichen Mädchens,
Daß er vielleicht schon als Braut im Herzen
möchte bewahren.
100 Und als ich wieder am Brunnen ihn fand,
da freut' ich mich seines
Anblicks so sehr, als wär' mir der Him-
mlischen einer erschienen.
Und ich folgt' ihm gern, als nun er zur
Magd mich geworben.
Doch mich schmeichelte freilich das Herz (ich
will es gestehen)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich viel-
leicht ihn verdienen,

Wenn ich würde des Hauses dereinst unent-
behrliche Stütze.
Aber, ach! nun seh' ich zuerst die Gefahren,
in die ich
Mich begab, so nah' dem Stillgeliebten zu
wohnen.
Nun erst fühl' ich, wie weit ein armes Mäd-
chen entfernt ist
Von dem reicheren Jüngling, und wenn sie
die Tüchtigste wäre.
110 Alles das hab' ich gesagt, damit ihr das
Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Besin-
nung verdanke.
Denn das muß' ich erwarten, die stillen
Wünsche verbergend,
Das er sich brächte zunächst die Braut zum
Hause geführt;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen
Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löst
das Geheimniß
Von dem Busen sich los, jetzt, da noch das
Uebel ist heilbar.
Aber das sei nun gesagt. Und nun soll im
Hause mich länger
Hier nichts halten, wo ich beschämt und ängst-
lich nur stehe,
Frei die Neigung bekennend und jene thörichte
Hoffnung.
120 Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt
mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) soll
mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewalt-
sam herabschlägt,
Noch der saufende Sturm. Das hab ich Alles
ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am ver-
folgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich
lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von
Allem zu scheiden.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es ist
nun geschehen.
Also sprach sie, sich rasch zurück nach der
Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das
sie brachte, bewahrend.
130 Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen
das Mädchen,
Um den Leib sie fassend, und rief verwundert
und staunend:

Sag', was bedeutet mir dies? und diese ver-
geblichen Thränen?
Nein, ich lasse dich nicht; du bist mir des
Sohnes Verlobte.
Aber der Vater stand mit Widerwillen da-
gegen,
Auf die Weinende schauend, und sprach die
verdrießlichen Worte:
Also das ist mir zuletzt für die höchste Nach-
sicht geworden,
Daß mir das Unangenehmste geschieht noch
zum Schlusse des Tages!
Denn mir ist unleidlicher Nichts, als Thränen
der Weiber,
Leidenschaftlich Geschrei, das heftig verworren
beginnet,
140 Was mit ein wenig Vernunft sich ließe
gemächlicher schlichten.
Mir ist lästig, noch länger dies wunderliche
Beginnen
Anzuschauen. Vollendet es selbst; ich gehe
zu Bette.
Und er wandte sich schnell, und eilte zur
Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett stand, und wo er zu
ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn und sagte die flehen-
den Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnt nicht über
das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung
zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Ver-
stellung vermehrt hat.
Rebet, würdiger Herr! denn euch vertraut'
ich die Sache.
150 Häufet nicht Angst und Verdruß; voll-
endet lieber das Ganze!
Denn ich möchte so hoch euch nicht in Zu-
kunft verehren,
Wenn ihr Schadenfreude nur übt statt herr-
liche Weisheit.
Lächelnd versetzte darauf der würdige Pfarrer
und sagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das schöne
Bekennniß
Dieser Guten entlockt, und uns enthüllt ihr
Gemüthe?
Ist nicht die Sorge zugleich dir zur Wonn'
und Freude geworden?
Rede darum nur selbst! was bedarf es frem-
der Erklärung?
Nun trat Hermann hervor und sprach die
freundlichen Worte:

dich die Thränen nicht reu'n, noch diese
 flüchtigen Schmerzen;
 Denn sie vollenden mein Glück und, wie
 ich wünsche, das deine.
 das treffliche Mädchen als Magd, die
 Fremde, zu dinge,
 ich zum Brunnen; ich kam, um deine
 Liebe zu werben.
 ach! mein schüchterner Blick, er konnte
 die Neigung
 des Herzens nicht sehen, nur Freundlichkeit
 sah er im Auge,
 aus dem Spiegel du ihn des ruhigen
 Brunnens begrüßtest.
 in's Haus nur zu führen, es war schon
 die Hälfte des Glückes.
 nun vollendest du mir's! O, sei mir
 gesegnet! —
 es schaute das Mädchen mit tiefer Rüh-
 rung zum Jüngling,
 es vermied nicht Umarmung und Kuß,
 den Gipfel der Freude,
 Wenn sie den Liebenden sind die lang
 ersehnte Versicherung
 igen Glücks im Leben, das nun ein un-
 endliches scheint.
 den Uebrigen hatte der Pfarrer Alles
 erklärt.
 das Mädchen kam, vor dem Vater sich
 herzlich mit Anmuth
 nd, und so ihm die Hand, die zurück-
 gezogene, küssend,
 ch: Ihr werdet gerecht der Ueberraschten
 verzeihen,
 die Thränen des Schmerzes und nun
 die Thränen der Freude.
 vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir
 auch dieses,
 laßt nur mich in's Glück, das neu mir
 gegönnte, mich finden!
 der erste Verdruß, an dem ich Verworrene
 schuld war,
 Sei der letzte zugleich! Wozu die Magd
 sich verpflichtet,
 zu liebendem Dienst, den soll die Tochter
 euch leisten.
 der Vater umarmte sie gleich, die Thränen
 verbergend.
 ich kam die Mutter herbei und küßte sie
 herzlich,
 telte Hand in Hand; es schwiegen die
 weinenden Frauen.
 faßte darauf der gute verständige Pfarr-
 herr

Erst des Vaters Hand und zog ihm vom Finger
 den Trauring
 (Nicht so leicht; er war vom rundlichen Gliebe
 gehalten),
 Nahm den Ring der Mutter darauf und ver-
 lobte die Kinder;
 Sprach: noch einmal sei der goldenen Reisen
 Bestimmung,
 190 Fest ein Band zu knüpfen, das völlig
 gleiche dem alten.
 Dieser Jüngling ist tief von der Liebe zum
 Mädchen durchdrungen,
 Und das Mädchen gesteht, daß auch ihr der
 Jüngling erwünscht ist.
 Also verlob' ich euch hier und segn' euch
 künftigen Zeiten,
 Mit dem Willen der Eltern, und mit dem
 Beugniß des Freundes.
 Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen
 der Nachbar.
 Aber als der geistliche Herr den goldenen
 Reif nun
 Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt'
 er den andern staunend,
 Den schon Hermann zuvor am Brunnen sorg-
 lich betrachtet.
 Und er sagte darauf mit freundlich scherzenden
 Worten:
 200 Wie! du verlobest dich schon zum zweiten-
 mal? Daß nicht der erste
 Bräutigam bei dem Altar sich zeige mit hin-
 derndem Einspruch!
 Aber sie sagte darauf: O, laßt mich dieser
 Erinnerung
 Einen Augenblick weihen! Denn wohl ver-
 dient sie der Gute,
 Der mir ihn scheidend gab und nicht zur
 Heimath zurückkam.
 Alles sah er voraus, als rasch die Liebe der
 Freiheit,
 Als ihn die Lust im neuen veränderten Wesen
 zu wirken
 Trieb, nach Paris zu gehn, dahin, wo er
 Rerker und Lob fand.
 Lebe glücklich, sagt' er. Ich gehe; denn Alles
 bewegt sich
 Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich Alles
 zu trennen.
 210 Grundgesetze lösen sich auf der festesten
 Staaten,
 Und es löst der Besitz sich los vom alten
 Besitzer,
 Freund sich los vom Freund; so löst sich Liebe
 von Liebe.

Ich verlasse dich hier; und, wo ich jemals
 dich wieder
 Finde — wer weiß es? Vielleicht sind diese
 Gespräche die letzten.
 Nur ein Frembling, sagt man mit Recht, ist der
 Mensch hier auf Erden;
 Mehr ein Frembling als jemals ist nun ein
 Jeder geworden.
 Uns gehört der Boden nicht mehr; es wan-
 dern die Schätze;
 Gold und Silber schmilzt aus den alten,
 heiligen Formen;
 Alles regt sich, als wollte die Welt, die ge-
 staltete, rückwärts
 220 Lösen in Chaos und Nacht sich auf, und
 neu sich gestalten.
 Du bewahrst mir dein Herz; und finden ber-
 einst wir uns wieder
 Ueber den Trümmern der Welt, so sind wir
 erneute Geschöpfe,
 Umgebildet und frei und unabhängig vom
 Schicksal.
 Denn was fesselte den, der solche Tage durch-
 lebt hat!
 Aber soll es nicht sein, daß je wir, aus diesen
 Gefahren
 Glücklich entronnen, uns einst mit Freuden
 wieder umfassen,
 O, so erhalte mein schwebendes Bild vor
 deinen Gedanken,
 Daß du mit gleichem Muth zu Glück und
 Unglück bereit seist!
 Locket neue Wohnung dich an und neue Ver-
 bindung,
 230 So genieße mit Dank, was dann dir
 das Schicksal bereitet.
 Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten
 dich dankbar.
 Aber dann auch setze nur leicht den beweg-
 lichen Fuß auf;
 Denn es lauert der doppelte Schmerz des
 neuen Verlustes.
 Heilig sei dir der Tag; doch schätze das Leben
 nicht höher
 Als ein anderes Gut, und alle Güter sind
 trüglisch.
 Also sprach er: und nie erschien der Edle mir
 wieder.
 Alles verlor ich indeß, und tausendmal dacht'
 ich der Warnung;
 Nun auch denk' ich des Worts, da schön mir
 die Liebe das Glück hier

Neu bereitet und mir die herrlichsten Si-
 nungen aufschließt.
 240 O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß
 selbst an dem Arm dich
 Haltend, bebe! So scheint dem endlich gelan-
 deten Schiffer
 Auch der sicherste Grund des festesten Bodens
 zu schwanken.
 Also sprach sie, und steckte die Ringe neben
 einander.
 Aber der Bräutigam sprach mit edler männ-
 licher Rührung:
 Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschüt-
 rung,
 Dorothea, der Bund! Wir wollen halten
 und dauern,
 Fest uns halten und fest der schönen Güter
 Besizthum.
 Denn der Mensch, der zu schwankenden Zeiten
 auch schwankend gesinnt ist,
 Der vermehret das Uebel und breitet es weiter
 und weiter;
 250 Aber wer fest auf dem Sinne beharrt,
 der bildet die Welt sich.
 Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchter-
 liche Bewegung
 Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und
 dorthin.
 Dies ist unser! so laß uns sagen und so es
 behaupten!
 Denn es werden noch stets die entschlossenen
 Völker gepriesen,
 Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber
 und Kinder
 Stritten und gegen den Feind zusammen-
 stehend erlagen.
 Du bist mein; und nun ist das Meine meiner
 als jemals.
 Nicht mit Kummer will ich's bewahren und
 sorgend genießen,
 Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen
 diesmal die Feinde,
 260 Oder künftig, so rüste mich selbst und
 reiche die Waffen.
 Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus
 und die liebenden Eltern,
 O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher
 entgegen.
 Und gedächte Jeder wie ich, so stände die
 Macht auf
 Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle
 des Friedens.

Christoph August Tiedge,

am 14. December 1752 zu Gardelegen in
Sachsen, studirte zu Halle die Rechte, entsagte
der juristischen Laufbahn, war eine Zeit-
lang Lehrer, knüpfte eine nähere Verbindung mit
Herder, 1793 Domcommissär zu Halberstadt,

lebte dann in Magdeburg, Halle, Berlin, reiste
1805 — 1808 mit Frau Elise von der Necke,
wohnte hierauf an verschiedenen Orten, zuletzt in
Dresden, wo er den 8. März 1841 starb. — Ly-
rische und elegische Gedichte, das Lehrgebieth. Urania."

An die Natur.

Ist mich allein, verfolgende Gefühle
Sorg und Pein!
Nimm mich auf in deine frische Rühle,
Muttergärtchen!
Lass ich frei, entflohn der bunten Halle
Über Lust;
Lass ich Eins mit dir, Natur, und falle
In die Brust.
Wo bin ich mein! Violellaub und Eppich
Sich reich
Nimm mir zum Sitz, den grünen Teppich
Büschelsträuch.
Lobden der Nachtigall bewohnen
Lärchenhaus,
Wo zieht die dunkelgrünen Kronen
Hinaus.
Wo naht sich mir, im Wispelton der Blätter,
Ist der Ruh,
Nimm mir die sanften Friedensgötter
Nimm sie zu.
Wo mag der Felsengrott' entschweben,
Wohergetön
Nimm dem längst verhallten schönen Leben
Zuwehn. [verschlungen,
Erinnerung deß, was Grab und Zeit
Auf den Hain [rungen,
Wohermuth dann, wie zarte Dämme-
rung streun.
Wo wird sich zum Göttersitz beseelen,
Nimm den Gesang,
Wo laut verhallter Philomelen,
Hörtenklang.
Wo dunkle Grün erfüllt ein heilig Grauen,
Wo, Natur,
Wo leuchtet rings um mich die Blumenauen
Erneuerflur.
Wo, sprichst in tausend Huldgestalten
Nimm den Geist;
Wo still wird mir deine Wahrheit halten,
Wo, Natur, verheißt. [Herzen
Wo sprichst: „Ich bin's, die jene lichten
Himmels hält;
Wo auch dich so fest an meinem Herzen,

Wie eine Welt. [wandern,
Du mögest hin durch Nacht und Klippen
Dich halt' ich, Sohn,
Mit diesem Arm, und hange mit dem andern
An Gottes Thron!"

Alcides.

(aus der Urania.)

1 Mit dem Hochgefühl des Sehns,
Das zu Götterthaten weilt,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will,
Und an einem Scheidewege
Steht er sinnend, plötzlich still.

2 Dunkler ist, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor;
Ahnungsvoll, und schnell und schneller
Wällt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwei erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

3 Eine der Gestalten leuchtet,
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau besudelt,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!“ sprach sie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!“ —

4 Zauber sprüht aus ihren Blicken,
Und ein weicher Schlummerdust
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.

5 Ruhig naht sie, wie der Friede;
Aber, wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide

Von der Jugend angeschreckt,
„Keine Freuden goldner Tage,
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein.“

6 Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen aber weicht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlicher Unsterblichkeit.“ —
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Jugend schwur.

7 Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Krieger kämpfend
Seine große Heldebahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Fürchterlicher eine Hyder,
Als in Verna's Sumpf, den Tod.

8 Ach, daß ihn die Jugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Uebervunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Jdole
Seine ganze Hoheit auf.

9 Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue,
Hangen an Jolens Blicke.
Sieh! er reißt sie ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

10 Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm an's Herz!
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.

Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Scistes letzten Schwung;
Auf dem Deth in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

11 Und der Gott erringet wieder
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich in's Reich der Jugend auf.

Die Welle (Triolett).

Wohin, du trübe Welle?
Wohin mit solcher Schnelle,
Als trügst du einen Raub?
„Ich bin des Lebens Welle,
Besleht mit Uferstaub;
Ich eil' aus den Gewühlen
Des engen Stromes weit
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit.“

Sehnsucht nach Ruhe (Triolett).

Fließ hinab, mein stilles Leben!
Hier ist nicht das Thal der Ruh;
Trüb und schleichend zitterst du,
Von Cypressennacht umgeben,
Deinem Wasserfalle zu!
Fließ, o fließ hinab, mein Leben,
Wo die Segnungen der Ruh
Um ein still'res Ufer schweben!
Fließ, o fließ hinab, mein Leben!
Dort wie still! was zögerst du?

Ludwig Theobul Rosgarten.

geboren den 1. Febr. 1758 zu Greismühlen in
Mecklenburg, studirte zu Greifswalde Theologie,
1792 Prediger in Altenkirchen auf Rügen, 1808
Professor der Geschichte und griechischen Literatur,

später auch der Theologie in Greifswalde, wo
den 26. October 1818 starb. — (Hyllen-
cunde), Legenden, lyrische Gedichte, Nor-
dramen.

Das Amen der Steine.

1 Vom Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue frohe Botschaft.

Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu D
wallte

An seines Führers Hand der fromme G
Und predigte das Wort mit Jünglingsf

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersät war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinig mehr, als böshaft, sprach der Knabe:
„Eh'würd'ger Vater, viele Menschen sind
10 Versammelt hier, und harren auf die Predigt.“

Der blinde Greis erhob sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete,
So herzlich, daß die Thränen milbiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.

Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet. und gesprochen:
„Dein ist das Reich, und dein die Kraft,
und dein

Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten“ —

20 Da riefen rings im Thal viel tausend
Stimmen:

„Amen, ehrwürdiger Vater! Amen! Amen!“

Der Knab' erschrak; reumüthig kniet' er nieder,
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.

„Sohn,“ sprach der Greis, „hast du denn
nicht gelesen:

Wenn Menschen schweigen, werden Steine
schrein?

Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zu Troß versteinen,
30 So wird im Stein ein Menschenherz
sich regen.“

Das Gesicht des Arsenius.

1 Arsenius hört' eine Stimm' ihm rufen:
„Komm, und ich will der Menschen Thun
dir zeigen!“

Der Klausner ging hinaus zum ersten Mal;
Und einen Mohren sah er, welcher, emsig
Holz habend, einen schweren Bündel häufte,
Und da er ihn zu heben nicht vermochte,
Ihn immerfort mit neuen Scheitern mehrte.

Der Klausner ging hinaus zum andern Mal,
Und einen Menschen sah er, welcher Wasser
10 Aus einem Teich in eine löchrige
Cisterne goß. Verloren war die Mühe:
Das Wasser floß zurück, der Teich blieb immer
Gefüllt, und immer die Cisterne leer.

Der Klausner ging hinaus zum dritten Mal,
Und sah gestreckten Laufs zwei trop'ge Reiter
Mit starten, in die Queer gelegten Ballen
Ansprengen gegen eines Tempels Thor.

Umsonst! Anrennend mit den Ballen, prallten
Sie stets zurück, und blieben ewig draußen.

20 Da sprach Arsenius: „Herr, deute mir,
Was ich gesehn!“ Und dieses war die Deu-
tung:

Der Mohr, der immerfort sein Bündel häuft,
Das ist der Mensch, der manche Sünde that,
Und weil er solche abzuthun verzweifelt,
Die alte Sünde stets mit neuer häuft.

Der Thor, der Wasser schöpft, wie in ein
Sieb, [immer
Das ist der Mensch, der Gutes thut, doch
Dazwischen mehr des Bösen. Müß' und
Arbeit

Und auch des Guten Frucht verliert ein solcher.

30 Die toll'n Reiter, die mit Unverstand
Das Thor zu sprengen meinen, daß sind die,
Die mit Gewalt und Uebermuth die Burg
Des Himmels zu erstürmen drohn. Umsonst!
Es öffnet sich das diamantne Thor [Liebe.
Der Demuth nur, dem Glauben und der

August Friedrich Ernst Langbein,

geboren den 6. September 1757 zu Radeberg bei
Dresden, studirte in Leipzig Jurisprudenz, 1785
Advocat in Dresden, 1800 Privatgelehrter in Ber-

lin, 1820 Censor, starb den 2. Januar 1835.
— Gedichte (erzählend, meist humoristisch), Ro-
mane.

Das blinde Roß.

1 „Was ragt dort für ein Glodenhaus
Im Ring des Markts hervor?
Den Flug des Windes ein und aus
Hemmt weder Thür noch Thor.
Eritt Volkslust oder Schreden ein,
Wenn diese Glode schallt?
Und was besagt das Bild von Stein
In hoher Roßgestalt?“ —

2 Ihr seid der erste Fremdling nicht,
Der nach den Dingen fragt.
Was unsre Chronik davon spricht,
Sei willig euch gesagt.
Des Undanks Rügenglocke heißt
Das edle Alterthum,
Und unsrer wahrer Väter Geist
Umschwebt es noch mit Ruhm.

3 Undank war schon zu ihrer Zeit
Der schänd'ge Lohn der Welt;

Drum hat der Alten Biederkeit
Dies Schreckniß aufgestellt.
Wer jener Schlange Stich empfand,
Dem war die Macht verliehn:
Er konnte stracks mit eigner Hand
Die Rügenglocke ziehn. [geschah,

4 Da kam, wenn's auch bei Nacht
Die Obrigkeit herbei,
Und fragt' und forschte, hört' und sah,
Was hier zu schlichten sei.
Da galt nicht Rang, da galt nicht Gold,
Mocht's Herr sein oder Knecht,
Die Richter sprachen, ohne Sold,
Für Jeden gleiches Recht.

5 Es sind wohl hundert Jahre her,
Da lebte hier ein Mann,
Der durch geschäftigen Verkehr
Biel Hab' und Gut gewann.
Von Reichthum zeugte seine Tracht,
Sein Keller und sein Herd;
Auch hielt er sich zur Lust und Pracht
Ein wunderschönes Pferd.

6 Einst ritt er in der Dämmerung,
Da stürzten aus dem Hain
Mit Mordgeschrei und Tigersprung
Sechs Räuber auf ihn ein.
Sein Leben, um und um bedrängt,
Hing nur an einem Haar;
Doch seines Rosses Schnelligkeit
Entriß ihn der Gefahr.

7 Es brachte, hoch mit Schaum bedeckt,
Ihn wundenfrei nach Haus.
Er breitete, zum Dank erweckt,
Des Pferdes Tugend aus.
Er that ein heiliges Gelübb:
„Mein Schimmel soll fortan
Den besten Hafer, den es gibt,
Bis an den Tod empfangen!“

8 Allein das gute Thier ward krank,
Ward steif und lahm und blind,
Und den ihm angelobten Dank
Vergaß sein Herr geschwind.
Er bot es feil, und ward nicht roth,
Und jagt' es Knall und Fall,
Weil Niemand einen Heller bot,
Mit Schlägen aus dem Stall.

9 Es harrte sieben Stunden lang
Gesenkten Haupt's am Thor,
Und wenn ein Tritt im Hause klang,
So spikt' es froh das Ohr.
Doch glänzte schon der Sterne Pracht,
Und Niemand rief's herein,
Und es durchschlieft die ganze Nacht
Auf frostigem Gestein.

10 Und noch am andern Tage blief
Der arme Gaul dort stehn,
Bis ihn des Hungers Stachel trieb,
Nach Nahrung fort zu gehn.
Die Sonne strahlte hell, doch ihn
Umhüllte Finsterniß;
Und er, der sonst geflügelt schien,
Ging sacht und ungewiß.

11 Er hob und schob vor jedem Tr
Den rechten Fuß voran,
Und prüfte tastend, Schritt vor Schritt
Die Sicherheit der Bahn.
Durch alle Gassen streifte so
Am Boden hin sein Mund;
Und ein verstreutes Hälmchen Stroh
War ihm ein werther Fund.

12 Schon von des Hungers wilber M
Verzehrt bis aufs Gebein,
Geriet' er einst um Mitternacht
In's Glodenhaus hinein.
Er suchte gierig Sättigung,
Ergriff der Glocke Strang,
Und setzte nagenb sie in Schwung,
Daß sie die Stadt durchklang. —

13 Den Richtern scholl der Ruf in's I
Sie kamen eilig an,
Und hoben ihre Händ' empor,
Als sie den Kläger sahn.
Sie lehrten nicht mit Scherz und Spo
Zurück in ihr Gemach;
Sie riefen staunend: „Es war Gott,
Der durch die Glocke sprach!“

14 Und auf den Markt geladen war
Der reiche Mann sofort.
Gewedt vom Boten, sprach er hart:
„Ihr träumt! Was soll ich dort?“
So ging er trozig, doch er stand
Zur Demuth schnell belehrt,
Als er den Kreis der Richter fand,
Und mitten drin sein Pferd. [S

15 „Kennt ihr dies Wesen?“ hob
Der edeln Richter an;
„Des Lebens wärt ihr längst beraubt,
Hätt's nicht so brav gethan!
Und was ist seiner Tugend Lohn?
Ihr gebt's, o Mann von Eis,
Dem Wettersturm, dem Bubenhohn,
Dem Hungertode preis!“

16 „Die Rügenglocke hat getönt,
Der Kläger stehet hier,
Durch nichts wird eure That beschönt,
Und so gebieten wir:
Daß ihr sogleich das treue Pferd
In euren Hausstall führt,

bis an's Ende pflegt und nährt,
 3 euch, als Christ, gebührt!
 7 Der Reiche sah nicht wenig scheel,
 1 ihn der Spruch verdroß;
 5 fühlt' er seines Unbaths Fehl

Und führte heim das Roß. —
 So meldet ehrlich, kurz und plan
 Die Chronik den Verlauf,
 Und zum Gedächtniß stellte man
 Nachher das Steinbild auf.

(Johann Christoph) Friedrich von Schiller,

den 10. (nach Schwab den 11.) Novem-
 9 zu Marbach, zuerst für den geistlichen
 bestimmt, bereitete sich auf der vom Herzog
 irtemberg errichteten militärischen Pflanz-
 der nachherigen Karlsacademie, anfangs für
 istische, später für das medicinische Fach
 Räuber); 1780 Regimentsarzt in Stutt-
 1782 nach Mannheim, lebte eine
 zu Bauerbach, einem in Franken gelegenen
 r Frau von Wolzogen, lehrte nach Mann-
 rüd (Gründung der rheinischen Thalia),
 urch des Dichters Körner Vater veranlaßt,
 ach Leipzig und bald darauf nach Dresden,
 ach Weimar (Bekannthschaft mit Wieland
 rder), 1789 Professor der Geschichte zu
 790 Vermählung mit Charlotte von Lenge-
 95 nähere Bekannthschaft mit Goethe, mit
 er von da bis zu seinem Tode in neid-
 betteister zusammen strebte. Seit der Voll-
 des Don Carlos (1787), dem außer den
 noch Fiesco und Rabale und Liebe vor-
 gen waren, hatte Schiller's poetische Thätig-
 keit, und er war mit philosophischen (beson-

ders ästhetischen) und geschichtlichen Studien be-
 schäftigt gewesen. Die Verbindung mit Goethe
 rief für Beide einen neuen poetischen Frühling her-
 vor; Schiller dichtete in Verbindung mit dem
 Freunde die Botivtafeln und Xenien, wetteifernd
 mit ihm mehrere seiner Balladen, in stetem Geistes-
 verkehr mit ihm Wallenstein, Maria Stuart, Mac-
 beth, Jungfrau von Orleans, Turandot, Braut
 von Messina, Wilhelm Tell, Phädra, Demetrius
 (unvollendet). Ende 1799 verlegte Schiller blei-
 bend seinen Wohnsitz nach Weimar; 1802 ge-
 abelt; er starb den 9. Mai 1805. — Lyrische Ge-
 dichte, kulturhistorische Lehrgedichte, Epigrammati-
 sches, Balladen und Romanzen; Dramen (die be-
 deutendern sind oben genannt); historische Schrif-
 ten (Abfall der Niederlande, Dreißigjähriger Krieg
 und mehrere kleinere); philosophische, namentlich
 ästhetische Abhandlungen (Ueber naive und senti-
 mentalische Dichtung, Briefe über die ästhetische
 Erziehung des Menschengeschlechts, Ueber Anmuth
 und Würde u. s. w.); Recensionen, kleinere Auf-
 sätze verschiedenen Inhaltes; Zeitschriften (Rhei-
 nische Thalia, die Horen, Musesalmanach).

Gedichte der ersten Periode (1780 — 1785).

Hektor's Abschied (1780).

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
 1 Will mit den unnahbar'n Händen ¹⁾
 2 Katoßlus schrecklich Opfer bringt?
 3 Ich künftig deinen Kleinen lehren
 4 werfen und die Götter ehren,
 5 der finstre Orkus dich verschlingt? ²⁾

Hektor.

1 Heures Weib, gebiete deinen Thränen!
 2 r Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
 3 arme schützen Pergamus.
 4 nd für den heil'gen Herd der Götter
 5), und des Vaterlandes Retter
 6 ich nieder zu dem styg'schen Fluß. ³⁾

re Lesarten. ¹⁾ Willst dich, Hektor,
 ir entreißen, Wo des Aeaciden mordend
 — ²⁾ Wenn hinunter dich der Xanthus
 — ³⁾ Theures Weib, geh, hol' die Todes-

Andromache.

3 Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
 Müßig liegt ¹⁾ dein Eisen in der Halle,
 Priam's großer Heldenstamm verdirbt.
 Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheint,
 Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
 Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

4 All mein Sehnen will ich, all mein Denken
 In des Lethe stillen Strom versenken, ²⁾
 Aber meine Liebe nicht.
 Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern;
 Gürte mir das Schwert um, laß das Trauren!
 Hektor's Liebe stirbt im Lethe nicht.

lange, Laß mich fort zum wilden Kriegerstange!
 Meine Schultern tragen Ilium. Ueber Aschanar
 unsre Götter! Hektor fällt, ein Vaterlands-Erröter,
 Und wir sehn uns wieder in Elysium. — ¹⁾ Ein-
 sam liegt. — ²⁾ All mein Sehnen, all mein Den-
 ken Soll der schwarze Lethefluß ertränken.

Die Größe der Welt (um 1781). *)

1 Die der schaffende Geist einst aus dem
Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Win-
des Flug,

Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Unter werf, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.

2 Sterne sah ich bereits jugendlich aufstehn,
Tausendjährigen Gangs durch's Firmament
zu gehn,

Sah sie spielen
Nach den lodenden Zielen;
Irrrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon sternenleer.

3 Anzuheuern den Flug weiter zum Reich
des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug
des Lichts.

Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluthen im Wach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

4 Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein
Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an, Waller, was
suchst du hier?“ —

„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade,
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.“

5 „Steh! Du segelst umsonst — vor dir
Unendlichkeit —
„Steh! Du segelst umsonst — Pilger, auch
hinter mir!“

Senke nieder
Ablergedank, dein Gefieber!
Rühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein muthloses Unter hie!

Das Glück und die Weisheit (um 1781).

1 Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einst das Glück der Weisheit zu: *)
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sei meine Freundin du!

*) Die Größe der Welt ist vom Dichter ohne
alle Aenderung aus der Anthologie in die Gedicht-
sammlung aufgenommen worden.

Ältere Lesarten. *) Flog einst Fortun'

2 Mit meinen reichsten, schönsten Gabe
Beschenkt' ich ihn so mütterlich,
Und sieh, er will noch immer haben, *)
Und nennt noch geizig mich.

3 Komm, Schwester, laß uns Freundschaft
schließen!

Du marterst dich an deinem Pflug; *)
In deinen Schooß will ich sie gießen,
Hier ist für dich und mich genug.“ *)

4 Sophia lächelt diesen Worten, *)
Und wischt den Schweiß vom Angesicht:
„Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden; *)
Versöhnet euch! Dich brauch' ich nicht.“ *)

Die Schlacht (um 1781).

1 Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden, eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehbar das Gefilde.

Blide kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengesichtern
Niederjagt die Front der Major:

10 Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Commando.
Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blizt dorthier vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn.
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig! Hört ihr den Gesang?

Trommelwirbel, Pfeifenklang
20 Schmettert durch die Glieder!
Wie braust es fort im schönen, wilden Lalt!
Und braust durch Mark und Bein!
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fliegt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer,
Laß brausen in Gottes Namen fort!

der Weisheit zu. — *) Mein Füllhorn goß ich
dem Verschwenker In seinen Schooß so mütter-
lich, Und sieh! er fordert drum nicht minder. —
*) Du leuchst so schwer an deinem Pflug. —
*) Auf, folge mir! du hast genug. — *) Die
Weisheit läßt die Schaufel sinken. — *) Dort eilt
dein Freund, sich zu erhenken. — *) Versöhnet euch
— ich brauch' dich nicht.

schon athmet die Brust.

Ist los — schon wogt der Kampf, ¹⁾
in wolkigen Pulverdampf,
Nun die Würfel.

Umarmen die Heere sich,

heult's von Ploton zu Ploton;

Knie geworfen

in Vorhern, Viele stehen nicht mehr auf.

Ist die streifende Kartätsche,

manns Rumpf ²⁾ springt der Hinter-
mann,

istung rechts und links und um und um,

er niederwölzt der Tod.

er löscht aus, heiß brennt die Schlacht,

brütet auf dem Heer die Nacht —

Ohlen Brüder!

ändern Welt wieder!

tript an den Naden das Blut,

wechseln mit Todten, der Fuß

t über den Leichnamen —

„Ach du, Franz?“ — „Grüße mein
Lottchen, Freund!“

Aber immer wüthet der Streit —

will ich — Gott! Kameraden, seht

is wie die Kartätsche springt! —

will ich beim Lottchen, Freund!

ere sanft, wo die Kugelsaat

stürz' ich Verlassner hinein.“ ³⁾

dorthin schwankt die Schlacht,

brütet auf dem Heer die Nacht;

Ohlen, Brüder!

ändern Welt wieder!

„Ach! was stampft ⁴⁾ im Galopp vorbei?

stanten fliegen,

rasseln in den Feind,

er Donner ruhen.

Brüder!

reißt die feigen Glieder,

er Fahne sinkt!

n ist die scharfe Schlacht,

bricht siegend durch die Nacht!

rommelwirbel, Pfeifenklang

schon Triumphgesang!

I, ihr geliebten Brüder,

ändern Welt wieder!

Der Flüchtling (um 1781).

1. Frisch athmet des Morgens lebendiger
Hauch;

Purpurisch zuckt durch düstrer Tannen Nigen

Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch;

In goldnen Flammen blizen

Der Berge Wolkenspitzen.

Mit freudig melodisch gewirbeltem Lieb

Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,

Die schon in lachender Wonne

Jugendlich schön in Aurora's Umarmungen

10 Sei, Luft, mir gesegnet!

Dein Strahlenguß regnet

Erwärmend hernieder auf Ager und Au.

Wie silberfarb flittern

Die Wiesen! Wie zittern

Tausend Sonnen in perlendem Thau!

In säuselnder Rühle

Beginnen die Spiele

Der jungen Natur.

Die Zephyre lösen

20 Und schmeicheln um Rosen,

Und Düste beströmen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken
dampfen!

Laut wiehern und schnauben und knirschen
und stampfen

Die Rosse, die Farren;

Die Wagen ertarren

In's ächzende Thal.

Die Waldungen leben,

Und Adler und Falken und Habichte schweben,

Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

30 Den Frieden zu finden,

Wohin soll ich wenden

Am elenden Stab?

Die lachende Erde

Mit Jünglingsgeberde

Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenroth, und röthe

Mit purpurnem Russe Hain und Feld!

Säusle nieder, Abendroth, und flöte

Sanft in Schlummer die erstorbne Welt;

Morgen — ach! du röthest

Eine Todtenflur,

Ach! und du, o Morgenroth, umflötest

Meinen langen Schlummer nur.

Tod ist los — schon wogt sich der

²⁾ Auf Vormanns Rumpfe. — ³⁾ Schlum-

! Wo die Kanone sich heiser (statt

st, stürz' ich u. s. w. — ⁴⁾ In der

steht „stampft“ statt „stampft“. Jene

en die Ausgaben von Grufius, die Karls-

auch noch die ältern Gotta'schen beibe-

Geschichte der zweiten Periode (1785 — 1795).

Einer jungen Freundin in's Sammbuch
(1788). *)

1 Ein blühend Kind, von Grazien und
Scherzen [Welt!
Umhüpft, so, Freundin, spielt um dich die
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.

Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trogen kann.

2 Froh taumelst du im süßen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen hast, dahin.

Sei glücklich in dem lieblichen Betrüge!
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.

Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.

Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Woll werden sie zu deinen Füßen liegen.
Je näher dir, je näher ihrem Grab.

Die Künstler (1788 — 1789).

Inhaltsübersicht. Vers 1 — 12. Schilderung des hohen Culturzustandes im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Vers 13 — 33. Die Menschheit vergesse nicht, daß die Kunst es war, die sie für diesen Zustand vorbereitete, und setze die Himmelstochter nicht ihren Dienerinnen: Fleiß, Geschicklichkeit und Kenntniß hintan. Vers 34 — 53. Die Schönheit hat die Menschen für die Wahrheit vorbereitet. Vers 54 — 65. Schönheit ist Wahrheit in einer mildern, für Menschen angemessenen: Gestalt. Vers 66 — 77. Der Schöpfer hat dem Menschen, der in den Schranken seiner Sinnlichkeit für die reine Wahrheit nicht empfänglich ist, Schönheit und Kunst als einstweiligen Ersatz gegeben. Vers 78 — 89. Der Einfluß des Schönen auf die ersten Menschen, die

Einwirkung der ästhetischen Gefühle auf die Sitten wird geschildert. Vers 90 — 101. Die Würde und der erhabene Beruf des Künstlers.

Hierauf beginnt ein neuer, großer Abschnitt, der die allmähliche Entwicklung der Kunst darstellt. Nachdem (102 — 115) der Zustand der Menschheit vor dem Erscheinen der Kunst geschildert worden, entwickelt der Dichter den Gang, den diese in ihrer stufenweisen Ausbildung (namentlich unter den Griechen) genommen, und unterscheidet dabei vier Hauptstufen: 1) Bloße Nachahmung der Natur, 2) Bildung des Schönen mit Bewußtsein, 3) Bildung des Ideals, 4) größere freie Kunstschöpfungen, Verschmelzen vieler Einzelheiten zu einem größern Ganzen. Zugleich wird überall die Einwirkung dieser Entwicklungsstufen der Kunst auf die Gesamtbildung der Menschen dargestellt. Der Dichter schließt diese Partie mit einer lobpreisenden und recapitulirenden Anrede an die Künstler (316 — 350) und geht dann über zum Wiederaufleben der Kunst im Abendlande nach der langen Nacht des Mittelalters (351 — 382). Sodann wird abermals die hohe Würde der Kunst, insbesondere der so glänzend sich entwickelnden Wissenschaft gegenüber, hervorgehoben, worauf die Künstler zum Schluß (443 — 477) an ihre Hauptpflichten gemahnt werden.

Vers 1—101.

1 Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige

Stehst du an des Jahrhunderts Reige,
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,
Der reife Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
10 Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwilbrung
stieg!

Berauscht von dem errungenen Sieg,
Berleue nicht, die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden, verlassnen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe schon der künftigen Geisterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugetehrt,
20 Und die besiedende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies,
Und das Geheimniß der erhabnen Tugend

*) Seiner nachherigen Gattin Charlotte von Lengefeld.

en Räthseln dich errathen ließ,
 er nur ihn wieder zu empfangen,
 de Arme ihren Liebling gab;
 nicht mit ausgeartetem Verlangen
 niedern Dienerinnen ab!

Fleiß kann dich die Biene meistern,
 Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer
 sein, [Geistern,

wissen theilest du mit vorgezogenen
 ist, o Mensch, hast du allein.

Durch das Morgenthor des Schönen
 bu in der Erkenntniß Land;

an Glanz sich zu gewöhnen,
 am Reize der Verstand.

dem Saitenklang der Musen

in Beben dich durchdrang,

die Kraft in deinem Busen,

bereinst zum Weltgeist schwang.

erst, nachdem Jahrhunderte verflossen,
 nde Vernunft erfand,

Symbol des Schönen und des Großen
 geoffenbart dem kindischen Verstand.

es Bild hieß uns die Tugend lieben;
 er Sinn hat vor dem Laster sich

gesträubt,

ein Solon das Gesetz geschrieben,
 te Blüthen langsam treibt.

vor des Denkers Geist der kühne

es ew'gen Raumes stand,

hinauf zur Sternenbühne,

nicht ahnend schon empfand?

ine Glorie von Orionen

gesicht, in hehrer Majestät,

schaut von reineren Dämonen,

id über Sternen geht,

auf ihrem Sonnenthrone,

thar herrliche Urania,

abgelegter Feuertrone

— als Schönheit vor uns da.

nuth Gürtel umgewunden,

zum Kind, daß Kinder sie verstehn.

als Schönheit hier empfunden,

ist als Wahrheit uns entgegengehn.

er Erschaffende von seinem Angesichte
 uschen in die Sterblichkeit verwies,

späte Wiedertekehr zum Lichte

erem Sinnespfad ihn finden hieß,

alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm
 wandten,

e, die Menschliche, allein

verlassenen Verbannten

big in die Sterblichkeit sich ein.

ebt sie, mit gesenktem Flügel,

i Liebling, nah am Sinnenland,

Und malt mit lieblichem Betrüge
 Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme

Die zarte Menschheit noch geruht,

Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,

80 Da rauchte kein unschuldig Blut.

Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,

Bersmährt der Pflichten knechtisches Geleit;

Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, lenket

Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.

Die ihrem leuschen Dienste leben,

Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschid;

Wie unter heilige Gewalt gegeben,

Empfangen sie das reine Geisterleben,

Der Freiheit süßes Recht, zurück.

90 Glückselige, die sie — aus Millionen

Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,

In deren Brust sie würdigte zu thronen,

Durch deren Mund die Mächtigen gebeut,

Die sie auf ewig flammenden Altären,

Erlor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,

Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,

Die sie in sanftem Bund um sich vereint!

Freut euch der ehrenvollen Stufe,

Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!

100 In die erhabne Geisterwelt

Ward ihr der Menschheit erste Stufe.

Schluß (B. 443—477).

443 Der Menschheit Würde ist in eure
 Hand gegeben,

Bewahret sie!

[heben.

Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich

Der Dichtung heilige Magie

Dient einem weisen Weltenplane;

Still lenke sie zum Oceane

Der großen Harmonie!

450 Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte

Die ernste Wahrheit zum Gedichte,

Und finde Schutz in der Dämonen Thor.

In ihres Glanzes höchster Fülle,

Furchtbarer in des Reizes Hülle

Erstehe sie in dem Gesange,

Und räche sich mit Siegesklänge

An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freisten Mutter freie Söhne,

Schwingt euch mit festem Angesicht

460 Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!

Um andre Kronen buhlet nicht!

Erhebet euch mit kühnem Flügel

Hoch über euren Zeitenlauf!

Fern dämmre schon in eurem Spiegel

Das kommende Jahrhundert auf.

Auf tausendfach verschlungenen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
470 Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,

Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunkenen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit,
In Einen Strom des Lichts zurück!

Gedichte der dritten Periode (1795 — 1805).

Macht des Gesanges (1795).

1 Ein Regenstrom aus Felsenriffen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

2 Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Und seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

3 Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

4 So rafft von jeder eiteln Würde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahen,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liebes Zauber walten.

5 Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Neuethränen

Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwärmen.

Das Mädchen aus der Fremde (1796)

1 In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

2 Sie war nicht in dem Thal gebo
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

3 Weseliegend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

4 Sie brachte Blumen mit und Frü
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichen Natur.

5 Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Blumen, Jenem Früchte aus;
Der Jüngling und der Greis am Sta
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

6 Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen aller schönste dar.

Dithyrambe (1796). *)

1 Nimmer, das glaubt mir, erscheiner
Götter,
Nimmer allein.

*) In allen Ausgaben der Schiller'schen Ge
sind die Verse 1, 6 und 7 jeder Strophe

iß ich Bacchus, den lustigen, habe,
 uch schon Amor, der lächelnde Knabe,
 der herrliche, findet sich ein.
 n, sie kommen, die Himmlischen alle,
 ernen erfüllt sich die irdische Halle.
 t, wie bewirth' ich, der Erbegeborne,
 en Chor?

mir euer unsterbliches Leben,
 Was kann euch der Sterbliche geben?
 eurem Olymp mich empor!
 e, sie wohnt nur in Jupiters Saale;
 mit Nektar, o reicht mir die Schale!
 ich' ihm die Schale! Schenke dem
 Dichter,

r ein!

die Augen mit himmlischem Thau,
 en Styr, den verhassten, nicht schaue,
 Unfern sich dünke zu sein!
 het, sie perlet, die himmlische Quelle;
 n wird ruhig, das Auge wird helle.

Theilung der Erde (1795).

mt hin die Welt! rief Zeus von
 seinen Höhen
 schen zu; nehmt! sie soll euer sein.
 it' ich zum Erb' und ew'gen Leben,
 lt euch brüderlich darein. [richten,
 eilt, was Hände hat, sich einzu-
 sich geschäftig Jung und Alt.
 smann griff nach des Feldes Früchten,
 ler bürschte durch den Wald. [fassen,
 Kaufmann nimmt, was seine Speicher
 wählt sich den edlen Firnewein,
 g sperrt die Brücken und die Straßen
 ht: der Behente ist mein. [geschehen,
 z spät, nachdem die Theilung längst
 Poet, er kam aus weiter Fern;
 war überall nichts mehr zu sehen,
 z hatte seinen Herrn. [Allen
)' mir! so soll ich denn allein von
 sein, ich, dein getreuster Sohn!
 r laut der Klage Ruf erschallen,
 sich hin vor Jovis Thron.

e in je zwei Verse zerlegt; die obige
 , wodurch in jeder Strophe drei reim-
 vermieden werden, hat Schiller in einem
 ndeten) Manuscript zu einer neuen Aus-
 Gebichte angegeben (siehe den Anhang
 Commentar über Schiller's Gebichte,
 ge, III, 585).

Handbuch. I.

6 Wenn du im Land der Träume dich
 verweilet,
 Bersezt der Gott, so habre nicht mit mir.
 Wo warst du denn, als man die Welt ge-
 theilet? —

Ich war, sprach der Poet, bei dir.

7 Mein Auge hing an deinem Angesichte,
 An deines Himmels Harmonie mein Ohr.
 Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
 Berauscht, das Irdische verlor!

8 Was thun? spricht Zeus, — die Welt
 ist weggegeben,
 Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht
 mehr mein.

Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
 So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Der Abend.

(Nach einem Gemälde (1795).

1 Senke, strahlender Gott, die Fluren dürsten
 Nach erquickendem Thau, der Mensch ver-
 schmachtet,

Matter ziehen die Rosse,
 Senke den Wagen hinab.

2 Siehe, wer aus des Meeres krystallner
 Woge [Herz sie?
 Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein
 Rascher fliegen die Rosse,
 Lethys, die göttliche, winkt.

3 Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
 Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido,
 Stille halten die Rosse,
 Trinken die kühlende Fluth.

4 An dem Himmel herauf, mit leisen
 Schritten,
 Kommt die duftende Nacht, ihr folgt die holde
 Liebe. Ruhet und liebet!
 Phöbus, der liebende, ruht.

Die Sänger der Vornwelt (1795).

1 Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo
 sind' ich die Sänger,
 Die mit dem lebenden Wort horchende Völker
 entzündt,

Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den
 Menschen gesungen,
 Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln
 des Liebs?

Ach! noch leben die Sänger, nur fehlen die
 Thaten, die Lyra

Freudig zu wecken, es fehlt ach! ein empfan-
gendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von
Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer em-
pfundenes Wort!
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte
Jeder mit Andacht,
10 Was der Genius ihm, lebend und bil-
dend, erschuf.
An der Gluth des Gesanges entflammten des
Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger
die Glut, —
Nährt' und reinigte sie, der Glückliche! dem
in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des
Lieds,
Dem noch vor: außen erschien, im Leben, die
himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen
vernimmt.

Pompeji und Herculaneum (1796).

1 Welches Wunder begibt sich? Wir flehten
um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schooß
uns heraus?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt, unter
der Lava verborgen,
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das ent-
flo'ne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das
alte Pompeji
Findet sich wieder, auß's Neu' bauet sich Her-
cules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Por-
tikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze
durch seine [herein!
10 Sieben Mündungen sich stuthend die Menge
Nimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das be-
reitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Drost folge der grausende
Chor! [das Forum?
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr
Was für Gestalten sind das auf dem kuru-
lischen Stuhl?
Traget, Victoren, die Beile voran! Den
Sessel besteige
Nichtend der Prätor, der Zeug' trete, der
Kläger vor ihn.

Reinliche Gassen breiten sich aus, mit
hetem Pflaster
Ziehet der schmalere Weg neben den Hä-
sic hin.
Schützend springen die Dächer hervor,
zierlichen Zimme
20 Reih'n um den einsamen Hof heimlich —
traulich sich her.
Deffnet die Läden geschwind und die lange
verschütteten Thüren!
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten
Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das
Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter
brennenden Farben;
Wo ist der Künstler? Er warf eben den
Pinself hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter
Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen
ein. [vorüber,
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor
30 Umsichtige Genien dort keltorn den purpurnen
Wein;
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort
ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt
noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Cen-
tauren, auf einem
Anie nur schwebend, und treibt frisch mit dem
Thyrus ihn an.
Anaben, was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch
die schönen Geschirre;
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etru-
rischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön ge-
flügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, be-
stellt den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mäch-
tigen Titus geprägt;
40 Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es
fehlt kein Gewicht.
Stedet das brennende Licht auf den zierlich
gebildeten Leuchter.
Und mit glänzendem Del fülle die Lampe
sich an.
Was verwahret dieß Kästchen? O seht, was
der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende
Pasten zum Schmuck!

t die Braut in das duftende Bad, hier
stehn noch die Salben,
inke find' ich noch hier in dem gehöhlten
Krystall.

wo bleiben die Männer, die Alten?
Im ernstern Museum
noch ein löstlicher Schatz seltener Rollen
gehäuft. [Tafeln;

I findet ihr hier zum Schreiben, wächserne
nichts ist verloren, getreu hat es die Erde
bewahrt.

die Penaten, sie stellten sich ein; es
finden sich alle

wieder, warum bleiben die Priester
nur aus? [Hermes,

Sabuceus schwingt der zierlich geschenkelte
die Victoria fliegt leicht aus der hal-
tenden Hand.

Altäre, sie stehen noch da, o kommet,
o zündet,

schon entbehrte der Gott, zündet die
Opfer ihm an!

Der Kaufmann (1795).

hin segelt das Schiff? Es trägt sibo-
nische Männer,

von dem frierenden Nord bringen den
Bernstein, das Zinn.

es gnädig, Neptun, und wiegt es
schonend, ihr Winde,
wirthender Bucht rausch' ihm ein trink-
barer Quell.

ihr Götter, gehört der Kaufmann.
Güter zu suchen

er, doch an sein Schiff knüpset das
Gute sich an.

Die Johanner (1795).

ch leidet sie euch, des Kreuzes furcht-
bare Rüstung,

ihr, Löwen der Schlacht, Alton und
Rhodus beschützt,

die syrische Wüste den bangen Pilgrim
geleitet,

mit der Cherubim Schwert steht vor dem
heiligen Grab.

ein schönerer Schmuck, umgibt euch die
Schürze des Wärters,

ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des
edelsten Stamms,

Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden
Labung bereitet,

Und die niedrige Pflicht christlicher Milde voll-
bringt. [Einem

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfst in
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme
zugleich.

Kolumbus (1795).

Steure, muthiger Segler! Es mag der
Witz dich verhöhnen,

Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige
Hand.

Immer, immer nach West! Dort muß die
Küste sich zeigen,

Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd
vor deinem Verstand.

Traue dem leitenden Gott und folge dem schwei-
genden Weltmeer;

Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den
Fluthen empor.

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem
Bunde; [gewiß.

Was der eine verspricht, leistet die andre

Der epische Hexameter (1796).

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos
strömenden Wogen;

Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur
Himmel und Meer.

Das Distichon (1796).

Im Hexameter steigt des Springquells
flüssige Säule,

Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Die achtzeilige Stanze (1796).

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich
schmachtende — dreimal

Fliehst du schamhaft und lehrst dreimal ver-
langend zurück.

Das Kind in der Wiege (1795).

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher
Raum noch die Wiege.

Werde Mann, und dir wird eng die unend-
liche Welt.

Der spielende Knabe (1795).

Spiele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf
 der heiligen Insel
 Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich
 nicht.
 Liebend halten die Arme der Mutter dich
 über dem Abgrund,
 Und in das fluthende Grab lächelst du schuld-
 los hinab.
 Spiele, liebliche Unschuld, noch ist Artabien
 um dich, [Trieb;
 Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen
 Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete
 Schranken,
 Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht
 und der Zweck.
 Spiele, bald wird die Arbeit kommen, die
 hagre, die ernste,
 Und der gebietenden Pflicht mangelt die Lust
 und der Muth.

Erwartung und Erfüllung (1796).

In den Ocean schiffst mit tausend Masten
 der Jüngling,
 Still, auf gerettetem Boot, treibt in den
 Hafen der Greis.

Der Naturkreis (1796).

Alles, du ruhige, schließt sich in deinem
 Reiche: so lehret
 Auch zum Kinde der Greis kindisch und kind-
 lich zurück.

Unsterblichkeit (1795).

Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschst
 unsterblich zu leben?
 Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin list,
 es bleibt.

Noten Tafeln (1796).

Was der Gott mich gelehrt, was mir
 durch's Leben geholfen,
 Säng' ich, dankbar und fromm, hier in dem
 Heiligthum auf.

1. Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der
 zündet sich Neues
 In der organischen Welt, in der ei-
 benden an.

2. Zweierlei Wirkungsart:

Wirke Gutes, du nährst der Men-
 göttliche Pflanze;
 Bilde Schönes, du streust Keime der
 lichen aus.

3. Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schön empfinden, dir
 doch vernünftig zu w
 Und als ein Geist zu thun, was di
 Mensch nicht verma

4. Pflicht für Jeden.

Immer strebe zum Ganzen! Und laß
 selber kein Ganzes
 Werden, als dienendes Glied schließ' a
 Ganzes dich an.

5. Aufgabe.

Reiner sei gleich dem Andern, doch
 sei Jeder dem Höc
 Wie das zu machen? Es sei Jeder vol
 in sich.

6. Das eigene Ideal.

Allen gehört, was du denkst; dein
 ist nur, was du fi
 Soll er dein Eigenthum sein, fühle den
 den du denkst.

7. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh'
 die Andern es treib
 Willst du die Andern verstehn, blick' in
 eigenes Herz.

Ferien (1796).**Literarischer Sodikus.)**

Jezzo, ihr Distichen, nehmt euch zusam
 es thut sich der Thie
 Graugend euch auf; mir nach, Kinder!
 müssen hindurch.

*) Von dem Literarischen Sodikus sagt
 in den Gesprächen mit Erdmann, daß e

1. Zeichen des Widder's.

den Widder stoßt ihr zunächst, den
Führer der Schafe;
im Dyllischen Pterch springet er
trotzig hervor.

sei, der vielleicht durch Phaeton's Fahrt
mel (in Ovid's Metamorphosen) auf die
ührt ward. Die Xenien entsprangen aus
sten Stimmung der beiden Dichter über die
ge Aufnahme, welche Schiller's Horen ge-
hatten. Goethe, dem damals die Xenien
rtial zu Gesicht kamen, schlug vor, die
Zeltschriften mit ähnlichen Gastgeschenken
eren. Der Plan erfuhr später noch manche
tungen; aber in dem Jodiasus spricht er
deutlich genug aus. — Nr. 1 bezieht
die „Bibliothek der schönen Wissenschaften,“
von Nicolai, fortgesetzt von Weiße, und
om Leipziger Buchhändler Dyl. Als Re-
galt damals Friedrich Jacobs, der be-
philologe, der 1837 in das Schiller-Album

im Thierkreis hieß ich dir einst. O wär'
ich es! Freudig
ich mein Bließ den Beherrschern des nächt-
lichen Reiches zum Lösgeld,
u, Götlicher, lehrtest zurück den sehnennden
Völkern.

Professor von Jakob („Namensbruder“)
Herausgeber der Annalen der Philosophie,
e Horen heftig angegriffen worden waren.

8. Rudolph Zacharias Becker in
Herausgeber des Kaiserl. privileg. Reichs-

— Nr. 4. Hermann, Herausgeber der
Allgem. Deutschen Bibliothek, die in Kiel er-

— Nr. 5. Der Dichter Ramler in
, der sich an den Werken anderer Dichter
genannte Verbesserungen versündigte, die
en manches Gute wegschnitten. — Nr. 6.

1. Heinrich Voß. — Nr. 7. Wieland.

. Ad. Heinrich Friedrich Schlichte-
Herausgeber des „Nekrologs merkwürdiger
i.“ — Nr. 10. Kapellmeister Reichardt,

auf seinem Landgute zu Giebichenstein
e lebend. — Nr. 11. Hofrath Schüb,

in Jena, Herausgeber der Allgemeinen
zeitung. — Nr. 12. „Leipziger allgem.

Anzeiger“ und „Gothaer gelehrte Zei-
— Nr. 13. Nikolai in Berlin, der

großen Zahl von Xenien bedacht wurde.
Johann Joachim Eschenburg, Prof.

Alinum zu Braunschweig. Das Xenion
f seine „Theorie und Literatur der schönen
ksten“ an. — Nr. 15. Joh. Christoph

ig zu Dresden, Verfasser voluminöser
über deutsche Sprachlehre und deutschen Styl.

16. Campe in Braunschweig (die Däer
Fribanus gestempelt), bekannt als Sprach-

— Nr. 17. Nach Friedrich Jacobs

2. Zeichen des Stier's.

Nebenan gleich empfängt euch sein Namens-
bruder; mit stumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, stößt euch der
Hallische Stier.

3. Zeichen des Fuhrmann's.

Alsobald knallet in G** des Reiches wür-
diger Schwager;
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt
doch vorbei.

4. Zeichen des Bären.

Nächst dran strecket der Bär zu R** die
bleiernen Tazen
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die
Fliegen vom Kleid.

5. Zeichen des Krebses.

Geht mir dem Krebs in B** aus dem Weg;
manch' lyrisches Blümchen,
Schwellend in üppigem Wuchse, kneipte die
Scheere zu Tod.

6. Zeichen des Löwen.

Jezzo nehmt euch in Acht vor dem wadern
Gutinischen Leuen,
Daß er mit griechischem Zahn euch nicht ver-
wunde den Fuß.

7. Zeichen der Jungfrau.

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zier-
lichen Jungfrau zu Weimar.
Schmolzt sie auch oft — wer verzeiht Launen
der Grazie nicht?

8. Zeichen des Raben.

Vor dem Raben nur sehet euch vor, der
hinter ihr krächzet!
Das nekrologische Thier setzt auf Rabaver
sich nur.

9. Zeichen der Wage.

Jezzo wäre der Ort, daß ihr die Wage be-
trätet;
Aber dies Zeichen ward längst schon am
Himmel vermißt.

eigener Erklärung auf die in Leipzig erscheinenden
„Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der
schönen Künste“ zielend, die er mit Manso und
Schas herausgab. — Nr. 18. Manso in Bres-
lau, der die beiden Dichter durch scharfe Kritiken
in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften
gereizt hatte.

10. Zeichen des Scorpions.

Aber nun kommt ein böses Insect aus
G—b—n her;
Schmeichelnd naht es; ihr habt, flieht ihr
nicht eilig, den Stich.

11. Zeichen des Schützen.

Seid ihr da glücklich vorbei, so naht euch
dem zielenden Hofrath
Schütz nur getrost; er liebt und er versteht
auch den Spaß.

12. Gans.

Laßt sodann ruhig die Gans in L**g
und G**a gagagen;
Die heißt Keinen, es quält nur ihr Geschnatter
das Ohr.

13. Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn stutzt mir den alten Ber-
linischen Steinbock;
Das verbrieft ihn, so gib't's etwas zu lachen
für's Volk.

14. Zeichen des Pegasus.

Aber seht ihr in B** den Grad ad
Parnassum, so bittet
höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege ge-
wählt.

15. Zeichen des Wassermanns.

Uebrigens haltet euch ja von dem Dr**
Wassermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbe-
strom aus.

16. Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die
furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit
Lauge und Sand.

17. Fische.

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich
in Sulzer's Cisterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grun-
deln heraus.

18. Der fliegende Fisch.

Nedt euch in Breslau der fliegende Fisch,
erwartet's geduldig;
In sein wäffriges Reich zieht ihn Neptun
bald hinab.

19. Glück auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, i
hab' sie verschwiegen
Aber wir werden uns noch aller erinnern -
nur zu!

Der Handschuh (1797).

1 Vor seinem Löwengarten,
Das Kampffspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Ballone
Die Damen in schönem Kranz.
Und wie er winkt mit dem Finger,
Aufthut sich der weite Zwinger,
Und herein mit bedächtigem Schritt
10 Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.
Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor;
20 Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und redet die Zunge,
Und im Kreise, scheu
Umgeht er den Leu,
30 Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.
Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus.
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Taten.
Und der Leu mit Gebrüll
40 Richtet sich auf, da wird's still.
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Rapsen.

Alt von des Altars Rand
 Handschuh von schöner Hand
 den Tiger und den Leu'n
 hinein.

zu Ritter Delorges spottender Weis
 sich Fräulein Runigund:

„Ritter, ist eure Liebe so heiß,
 mir's schwört zu jeder Stund',
 Ht mir den Handschuh auf!“
 Der Ritter in schnellem Lauf
 inab in den furchtbar'n Zwinger
 in Schritte;

der Ungeheuer Mitte
 er den Handschuh mit ledem Finger.
 mit Erstaunen und mit Grauen
 die Ritter und Edelfrauen,
 gelassen bringt er den Handschuh zurück.
 Ist ihm sein Lob aus jedem Munde;
 mit zärtlichem Liebesblick —
 ist ihm sein naheß Glück —
 mit ihm Fräulein Runigunde.
 Wirft ihr den Handschuh in's Gesicht:
 „ant, Dame, begeh'r ich nicht!“
 kßt sie zur selben Stunde.

Kraniche des Ibykus (1797).

in Kampf der Wagen und Gesänge,
 Korinthus Landesenge
 chen Stämme froh vereint,
 kus, der Götterfreund.
 nkte des Gesanges Gabe,
 er süßen Mund Apoll;
 ert er, an leichtem Stabe,
 rgium, des Gottes voll.
 on winkt auf hohem Bergekrüden
 th des Wandrers Bliden,
 Poseidons Fichtenhain
 mit frommem Schauder ein.
 gt sich um ihn her, nur Schwärme
 nichen begleiten ihn,
 in nach des Südens Wärme
 lichem Geschwader ziehn.
 id mir begrüßt, befreundte Schaaren,
 zur See Begleiter waren;
 en Zeichen nehm' ich euch,
 os, es ist dem euren gleich.
 her kommen wir gezogen,
 n um ein wirthlich Dach;
 der Gastliche gewogen,
 dem Fremdling wehrt die Schmach!“
 munter fördert er die Schritte,
 sich in des Waldes Mitte.

Da sperren, auf gebrangem Steg,
 Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
 Zum Kampfe muß er sich bereiten,
 Doch bald ermattet sinkt die Hand;
 Sie hat der Leier zarte Saiten,
 Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

5 Er ruft die Menschen an, die Götter,
 Sein Flehen bringt zu keinem Retter;
 Wie weit er auch die Stimme schickt,
 Nichts Lebendes wird hier erblickt.

„So muß ich hier verlassen sterben,
 Auf fremdem Boden, unbeweint,
 Durch böser Buben Hand verderben,
 Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

6 Und schwer getroffen, sinkt er nieder,
 Da rauscht der Kraniche Gefieder;
 Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
 Die nahen Stimmen furchtbar tröhn.

„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
 Wenn keine andre Stimme spricht,
 Sei meines Mordes Klage' erhoben!“
 Er ruft es, und sein Auge bricht.

7 Der nackte Leichnam wird gefunden,
 Und halb, obgleich entstellt von Wunden,
 Erkennt der Gastfreund in Korinth
 Die Züge, die ihm theuer sind.

„Und muß ich so dich wiederfinden,
 Und hoffte mit der Fichte Kranz
 Des Sängers Schläfe zu umwinden,
 Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

8 Und jammernb hören's alle Gäste,
 Versammelt bei Poseidons Feste,
 Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
 Verloren hat ihn jedes Herz.
 Und stürmend drängt sich zum Prytanen
 Das Volk, es fordert seine Wuth,
 Zu rächen des Erschlagenen Morden,
 Zu sünnen mit des Mörders Blut.

9 Doch wo die Spur, die aus der Menge,
 Der Völker fluthendem Gedränge,
 Gelodet von der Spiele Pracht,
 Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
 Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
 That's neidisch ein verborgner Feind?
 Nur Helios vermag's zu sagen,
 Der alles Irdische bescheint.

10 Er geht vielleicht mit frechem Schritte
 Jetzt eben durch der Griechen Mitte;
 Und während ihn die Rache sucht,
 Genießt er seines Frevels Frucht.
 Auf ihres eignen Tempels Schwelle
 Trost er vielleicht den Göttern, mengt
 Sich dreist in jene Menschenwelle,
 Die dort sich zum Theater drängt.

11 Denn Bank an Bank gedrängt sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpsbrausend, wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

12 Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Rhodis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Rüste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schauerlüste
Des Chores grauser Melodie, —

13 Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus,
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

14 Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fadel düsterrothe Blut,
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Rattern
Die giftgeschwollenen Bäuche blähen.

15 Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißen bringt,
Die Bande um die Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend,
Schallt der Erinngen Gesang;
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

16 „Wohl dem, der frei von Schuld
und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstoßen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!“

17 „Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flüchtigen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,

Versöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei!“

18 So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund. [schw

19 Und zwischen Trug und Wahr
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Räuel flucht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

20 Da hört man auf den höchsten Stau
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus!
Die Kraniche des Jbylus!“
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

21 „Des Jbylus!“ Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Jbylus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

22 Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzeßchlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Daß ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar;
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

23 Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht er's im Busen gern bewahren;
Umsonst, der schredenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Rassandra (1802).

Freude war in Troja's Hallen,
 die hohe Feste fiel;
 Lhymnen hört man schallen
 der Saiten goldnes Spiel;
 Hände ruhen müde
 dem thränenvollen Streit,
 der herrliche Pelide
 n's schöne Tochter freit.
 Und geschmückt mit Lorbeerreißern
 sch waltet Schaar auf Schaar
 der Götter heil'gen Häusern,
 es Lhymbrier's Altar.
 pf erbrausend durch die Gassen
 t sich die bacchant'sche Lust,
 in ihrem Schmerz verlassen
 nur Eine traur'ge Brust.
 Freudlos in der Freude Fülle,
 jellig und allein,
 delte Rassandra stille
 pollo's Lorbeerhain.
 es Waldes tiefste Gründe
 tete die Seherin,
 sie warf die Priesterbinde
 end zu der Erde hin.
 „Alles ist der Freude offen,
 Herzen sind beglückt,
 die alten Eltern hoffen,
 die Schwester steht geschmückt.
 allein muß einsam trauern,
 mich flieht der süße Wahn,
 geflügelt diesen Mauern
 ich das Verderben nah.“
 „Eine Fadel seh' ich glühen,
 nicht in Hymen's Hand;
 den Wolken seh' ich's ziehen,
 nicht wie Opferbrand.
 seh' ich froh bereiten,
 im ahnungsvollen Geist
 ich schon des Gottes Schreiten,
 sie jammervoll zerreißt.“
 „Und sie schelten meine Klagen,
 sie höhnen meinen Schmerz!
 m in die Wüste tragen
 ich mein gequältes Herz,
 den Glücklichen gemieden,
 den Fröhlichen ein Spott!
 eress hast du mir beschieden,
 ischer, du arger Gott!“
 „Dein Orakel zu verkünden,
 um warfdest du mich hin
 die Stadt der ewig Blinden
 dem aufgeschlossnen Sinn?

Warum gabst du mir zu sehen,
 Was ich doch nicht wenden kann?
 Das Verhängte muß geschehen,
 Das Gefürchtete muß nah.“

8 „Frommt's, den Schleier aufzuheben
 Wo das nahe Schreckniß droht?
 Nur der Irrthum ist das Leben,
 Und das Wissen ist der Tod.
 Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
 Nimm vom Aug' den blut'gen Schein!
 Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
 Sterbliches Gefäß zu sein.“

9 „Meine Blindheit gib mir wieder,
 Und den fröhlich dunkeln Sinn!
 Nimmer sang' ich freud'ge Lieder,
 Seit ich deine Stimme bin.
 Zukunft hast du mir gegeben,
 Doch du nahmst den Augenblick,
 Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
 Nimm dein falsch' Geschenk zurück!“

10 „Nimmer mit dem Schmutz der Bräute
 Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
 Seit' ich deinem Dienst mich weihte
 An dem blutigen Altar.
 Meine Jugend war nur Weinen,
 Und ich kannte nur den Schmerz;
 Jede herbe Noth der Meinen
 Schlug an mein empfindend Herz.“

11 „Fröhlich seh' ich die Gespielen;
 Alles um mich lebt und liebt
 In der Jugend Lustgefühlen,
 Mir nur ist das Herz getrübt,
 Mir erscheint der Lenz vergebens,
 Der die Erde festlich schmückt.
 Wer erfreute sich des Lebens,
 Der in seine Tiefe blickt?“

12 „Selig preiß' ich Polyglenen
 In des Herzens trunknem Wahn,
 Denn den Besten der Hellenen
 Hoffst sie bräutlich zu umfahn.
 Stolz ist ihre Brust gehoben,
 Ihre Wonne faßt sie kaum;
 Nicht euch, Himmlische, dort oben
 Meidet sie in ihrem Traum!“

13 „Und auch ich hab' ihn gesehen,
 Den das Herz verlangend wählt;
 Seine schönen Blicke flehen,
 Von der Liebe Gluth beseelt.
 Gerne möcht' ich mit dem Gatten
 In die heim'sche Wohnung ziehn;
 Doch es tritt ein styg'scher Schatten
 Mächtig zwischen mich und ihn.“

14 „Ihre bleichen Larven alle
 Sendet mir Proserpina,

Wo ich wandre, wo ich walle,
 Stehen mir die Geister da;
 In der Jugend frohe Spiele
 Drängen sie sich grausend ein, —
 Ein entsetzliches Gemühe!
 Nimmer kann ich fröhlich sein.“

15 „Und den Mordstahl seh' ich blinken,
 Und das Mörderauge glühn,
 Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
 Kann ich vor dem Schreckniß fliehn,
 Nicht die Blicke darf ich wenden,
 Schauend, wissend, unverwandt
 Muß ich mein Geschick vollenden,
 Fallend in dem fremden Land!“

16 Und noch hallen ihre Worte,
 Horch! da bringt verworrner Ton
 Fernher aus des Tempels Pforte,
 Lobt lag Ithetis großer Sohn!
 Eris schüttelt ihre Schlangen,
 Alle Götter fliehn davon,
 Und des Donners Wollen hangen
 Schwer herab auf Iliön.

Der Graf von Habsburg (1803).

1 Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
 Im alterthümlichen Saale,
 Saß König Rudolph's heilige Macht
 Beim festlichen Krönungsmahle.
 Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
 Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
 Und alle die Wähler, die sieben,
 Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
 Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
 Die Würde des Amtes zu üben.

2 Und rings erfüllte den hohen Ballon
 Das Volk in freud'gem Gedränge;
 Laut mischte sich in der Posaunen Ton
 Das jauchzende Rufen der Menge.
 Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
 War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
 Und ein Richter war wieder auf Erden.
 Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
 Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
 Des Mächtigen Beute zu werden.

3 Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
 Und spricht mit zufriedenen Blicken:
 „Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
 Mein königlich Herz zu entzünden;
 Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer
 der Lust,
 Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
 Und mit göttlich erhabenen Lehren.
 So hab' ich's gehalten von Jugend an,

Und was ich als Ritter gepflegt und geth,
 Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“

4 Und sieh! in der Fürsten umgebenden Art
 Trat der Sänger in langem Talare.
 Ihm glänzte die Lode silberweiß,
 Gebleicht von der Fülle der Jahre.
 „Süßer Wohlklang schläft in der Saiten Bol
 Der Sänger singt von der Minne Solb,
 Er preiset das Höchste, das Beste,
 Was das Herz sich wünscht, was der Sinn
 begehrt;

Doch sage, was ist des Kaisers werth
 An seinem herrlichsten Feste?“ — [spricht

5 „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,
 Der Kaiser mit lächelndem Munde,
 „Er steht in des größeren Herren Pflicht,
 Er gehorcht der gebietenden Stunde;
 Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
 Man weiß nicht, von wannen er kommt und
 braust,

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
 So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
 Und wedet der dunkeln Gefühle Gewalt,
 Die im Herzen wunderbar schliefen.“

6 Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
 Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
 „Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Helt,
 Den flüchtigen Gemsbod zu jagen.
 Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschöß;
 Und als er auf seinem stattlichen Roß
 In eine Au kommt geritten,
 Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
 Ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn;
 Voran kam der Mefner geschritten.“

7 „Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
 Das Haupt mit Demuth entblößet,
 Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
 Was alle Menschen erlöset.
 Ein Bächlein aber tauschte durch's Fels,
 Von des Gießbachs reißenden Fluthen ge-
 schwellt,

Das hemmte der Wanderer Tritte;
 Und beiseit legt Jener das Sacrament,
 Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
 Damit er das Bächlein durchschritte.“

8 „Was schaffst du,“ redet der Graf
 ihn an,

Der ihn verwundert betrachtet. —

„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
 Der nach der Himmelstrost schmachtet;
 Und da ich mich nahe des Waches Steg,
 Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
 Im Strudel der Wellen gerissen.
 Drum, daß dem Lebenden werde ein Heil,

das Wasserlein jetzt in Eil
mit nackenden Füßen.“
eßt ihn der Graf auf sein ritterlich
Pferd,

ihm die prächtigen Bäume,
e den Kranken, der sein begehrt,
ilige Pflicht nicht versäume.
er, auf seines Knappen Thier,
noch weiter des Jagens Begier;
die Reise vollführet.

hsten Morgen, mit dankendem Blick,
er dem Grafen sein Roß zurück,
im Zügel geführt.“

cht wolle das Gott,“ rief mit
Demuthsinn

„daß zum Streiten und Jagen
h beschritte fürderhin,
i Schöpfer getragen!

u's nicht haben zu eignem Gewinnst,
gewidmet dem göttlichen Dienst!

ab' es dem ja gegeben,
h Ehr' und irdisches Gut
rage und Leib und Blut
und Athem und Leben.“

mög' auch Gott, der allmächtige
Hort

ehen der Schwachen erhöhet,
uch bringen hier und dort,
ihn jetzt geehret!

i mächtiger Graf, bekannt
lich Walten im Schweizerland,
i sechs liebliche Töchter,

sie — rief er begeistert aus —
en euch bringen in euer Haus,
i die spätesten Geschlechter!“

mit sinnendem Haupt saß der
Kaiser da,
er vergangener Zeiten.

dem Säng' in's Auge sah,
ihn der Worte Bedeuten.
des Priesters erkennt er schnell,
st der Thränen stürzenden Quell
ntels purpurnen Falten.
blidte den Kaiser an,
te den Grafen, der das gethan,
te das göttliche Walten.

er Alpenjäger (1804).

du nicht das Lämmlein hüten?
st so fromm und sanft,
von des Grafes Blüten,
i des Baches Rausch. —

„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“ —

2 Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Gloden
In des Waldes Lustgesang. —

„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

3 Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?

Draußen ladet dich kein Garten,
Wild ist's auf den wilden Höhen. —

„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“ —

4 Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Fliehet die zitternde Gazelle.

5 Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung.
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

6 Jezo auf dem schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad,
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

7 Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Fesselspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

8 Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Heerde?“

Die Sprüche des Confucius. I. (1795.)

1 Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflohen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

2 Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt;

Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt;
Keine Neu', kein Zaubersegen
Kann die Stehende bewegen.

3 Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That!
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

II. (1799?)

1 Dreifach ist des Raumes Maaf.
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge fort in's Weite,
Endlos gießet sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.

2 Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt in's Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Breite und Tiefe (1797).

1 Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet, und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut:
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

2 Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hält' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschläft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

3 Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein, im schmalen Raum,
Verbirgt den Stolz des Walbes, den Baum.

Licht und Wärme (1797).

1 Der beste Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;

Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weicht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

2 Doch Alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgebräng'
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh,
Schließt endlich sich der Liebe zu.

3 Sie geben, ach! nicht immer Gut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zählen!
Drun paart, zu eurem schönsten Glück,
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick.

Hoffnung (1797).

1 Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen;
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

2 Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberchein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

3 Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Die Worte des Glaubens (1797).

1 Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde;
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht an die drei Worte glaubt.

2 Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Slaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

3 Und die Jugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einsalt ein kindlich Gemüth.

4 Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wankt:
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

5 Die drei Worte bewahret euch, inhaltsschwer,
Sie pflanzen von Munde zu Munde;
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inneres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

Näthsel (1801 und 1802).

1.

1 Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einer grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

2 Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nahest, zu flieh'n.

3 Sie wird erst mit dem Strom, und
schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt!

2.

1 Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerälteste Greis.

2 Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

3 Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

4 Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntre Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

3.

1 Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz;
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgefühet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

2 Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalt
In seinem wundervollen Ring;
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

Erwartung (1799).

1 Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.
O schmücke dich, du grünbelaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen!
Ihr Zweige, baut ein schallendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu empfangen;
Und all ihr Schmeichellüste, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

2 Stille! Was schlüpft durch die Feden
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.
O lösche deine Fadel, Tag! Hervor,
Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauscher's Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen;
Nur Hesper, der verschwiegene, allein
Darf, still herblickend, ihr Vertrauter sein.

3 Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Zieheth durch den Silberteich.
Mein Ohr durchtönt ein Harmonienfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem
Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Ruß.

Und alle Wesen sah' ich Wonne tauschen;
Die Traube winkt, die Pflirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen;
Die Lust, getaucht in der Gewürze Fluth,
Trinkt von der heißen Wange mir die Blut.

4 Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod, und seine Farben blassen;
Rühen öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluthen lassen;
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen;
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

5 Seh' ich nicht Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Laruswand.
O sehnend Herz, ergöze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
O, führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum,
Und in das Leben tritt der holde Traum.
Und leiß, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genacht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Wilhelm Tell (1804).

1 Wenn rohe Kräfte friedlich sich ent-
zweien,

Und blinde Wuth die Kriegerflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heilige rührt,
Den Unter löst, an dem die Staaten hängen:
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

2 Doch wenn ein Volk, das fromm die
Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts be-
gehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch
ehrt,

Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liebes we
Und solch' ein Bild darf ich dir freudig zeig
Du kennst's, denn alles Große ist dein eig

Das Mädchen von Orleans (1801)

1 Das edle Bild der Menschheit zu
höhnern,
Im tiefften Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit
Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den G
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn betriegt er und verlegt
Glauben.

2 Doch, wie du selbst, aus kindlich
Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich lei

3 Es liebt die Welt, das Strahlende
schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu zieht
Doch fürchte nicht! es gibt noch schöne Her
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhall
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Die deutsche Muse (1800).

1 Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

2 Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.

3 Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang,
Und in eigner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

Das Lied von der Glocke (1799).

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

1 Fest gemauert in der Erden
 Steht die Form, aus Lehm gebrannt
 Heute muß die Glocke werden;
 Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
 Von der Stirne heiß
 Rinnen muß der Schweiß,
 Soll das Werk den Meister loben;
 Doch der Segen kommt von oben.
 Zum Werke, das wir ernst bereiten,
 10 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
 Wenn gute Reden sie begleiten,
 Dann fließt die Arbeit munter fort.
 So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
 Was durch die schwache Kraft entspringt;
 Den schlechten Mann muß man verachten,
 Der nie bedacht, was er vollbringt.
 Das ist's ja, was den Menschen zieret,
 Und dazu ward ihm der Verstand,
 Daß er im innern Herzen spüret,
 20 Was er erschafft mit seiner Hand.
 Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
 Doch recht trocken laßt es sein,
 Daß die eingepreßte Flamme
 Schlage zu dem Schwalch hinein;
 Kocht des Kupfers Brei!
 Schnell das Zinn herbei,
 Daß die zähe Glockenspeise
 Fließe nach der rechten Weise!
 Was in des Dammes tiefer Grube
 30 Die Hand mit Feuers Hülse baut,
 Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
 Da wird es von uns zeugen laut.
 Noch bauern wird's in späten Tagen
 Und rühren vieler Menschen Ohr,
 Und wird mit dem Betrübten klagen,
 Und stimmen zu der Andacht Chor.
 Was unten tief dem Erdensohne
 Das wechselnde Verhängniß bringt,
 Das schlägt an die metallne Krone,
 40 Die es erbaulich weiter klingt.
 Weiße Blasen seh' ich springen,
 Wohl! die Massen sind im Fluß.
 Laßt's mit Aschensalz durchbringen,
 Das befördert schnell den Guß.
 Auch vom Schaume rein
 Muß die Mischung sein,
 Daß vom reinlichen Metalle
 Rein und voll die Stimme schalle.
 Denn mit der Freude Feierklänge
 50 Begrüßt sie das geliebte Kind
 Auf seines Lebens erstem Gange.

Den es in Schlafes Arm beginnt.
 Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
 Die schwarzen und die heitern Loose;
 Der Mutterliebe zarte Sorgen
 Bewachen seinen goldnen Morgen —
 Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
 Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
 Er stürmt in's Leben wild hinaus,
 60 Durchmüht die Welt am Wanderstabe;
 Fremd lehrt er heim in's Vaterhaus.
 Und herrlich in der Jugend Prangen,
 Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
 Mit züchtigen, verschämten Wangen,
 Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
 Da faßt ein namenloses Sehnen
 Des Jünglings Herz, er irrt allein,
 Aus seinen Augen brechen Thränen,
 Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
 70 Erröthend folgt er ihren Spuren,
 Und ist von ihrem Gruß beglückt,
 Das Schönste sucht er auf den Fluren,
 Womit er seine Liebe schmückt.
 O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
 Der ersten Liebe goldne Zeit!
 Das Auge sieht den Himmel offen,
 Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
 O daß sie ewig grünen bliebe,
 Die schöne Zeit der jungen Liebe!
 80 Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
 Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
 Sehn wir's überglast erscheinen,
 Wird's zum Gusse zeitig sein.
 Jetzt, Gesellen, frisch,
 Prüft mir das Gemisch,
 Ob das Spröde mit dem Weichen
 Sich vereint zum guten Zeichen.
 Denn wo das Strenge mit dem Barten,
 Wo Starkes sich und Milde paarten,
 90 Da gibt es einen guten Klang.
 Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
 Ob sich das Herz zum Herzen findet!
 Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
 Lieblich in der Bräute Loden
 Spielt der jungfräuliche Kranz,
 Wenn die hellen Kirchenglocken
 Laden zu des Festes Glanz.
 Ach! des Lebens schönste Feier
 Endigt auch des Lebens Mai,
 100 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
 Reißt der schöne Wahn entzwei.
 Die Leidenschaft flieht,
 Die Liebe muß bleiben;
 Die Blume verblüht,
 Die Frucht muß treiben.

Der Mann muß hinaus
 In's feindliche Leben,
 Muß wirken und streben
 Und pflanzen und schaffen,
 110 Erlisten, erraffen,
 Muß wetten und wagen,
 Daß Glück zu erjagen.
 Da strömet herbei die unendliche Gabe,
 Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
 Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
 Und drinnen waltet
 Die züchtige Hausfrau,
 Die Mutter der Kinder,
 Und herrschet weise
 120 Im häuslichen Kreise,
 Und lehret die Mädchen
 Und wehret den Knaben,
 Und reget ohn' Ende
 Die fleißigen Hände,
 Und mehrt den Gewinn
 Mit ordnendem Sinn,
 Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
 Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
 Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
 130 Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
 Und füget zum Guten den Glanz und den
 Schimmer

Und ruhet nimmer.
 Und der Vater mit frohem Blick
 Von des Hauses weitschauendem Giebel
 Ueberzählet sein blühend Glück,
 Siehet der Pfosten ragende Bäume
 Und der Scheunen gefüllte Räume
 Und die Speicher, vom Segen gebogen,
 Und des Kornes bewegte Wogen,
 140 Rühmt sich mit stolzem Mund:
 „Fest, wie der Erde Grund,
 Gegen des Unglücks Macht,
 Steht mir des Hauses Pracht!“
 Doch mit des Geschicks Mächten
 Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
 Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen;
 Schön gezack't ist der Bruch.
 Doch bevor wir's lassen rinnen,
 150 Betet einen frommen Spruch!
 Stoßt den Zapfen aus!
 Gott bewahr' das Haus!
 Rauchend in des Hentels Bogen
 Schießt's mit feuerbraunen Wogen.
 Wohlthätig ist des Feuers Macht,
 Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
 Und was er bildet, was er schafft,
 Das dankt er dieser Himmelskraft.

Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
 160 Wenn sie der Fessel sich entrafft,
 Eintritt auf der eignen Spur,
 Die freie Tochter der Natur.
 Wehe, wenn sie, losgelassen,
 Wachsend ohne Widerstand
 Durch die vollbelebten Gassen
 Wälzt den ungeheuren Brand!
 Denn die Elemente hassen
 Das Gebild' der Menschenhand.
 Aus der Wolke
 170 Quillt der Segen,
 Strömt der Regen,
 Aus der Wolke, ohne Wahl,
 Zudt der Strahl!
 Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm
 Das ist Sturm!
 Roth wie Blut
 Ist der Himmel;
 Das ist nicht des Tages Blut!
 Welch Getümmel
 180 Straßen auf!
 Dampf wallt auf!
 Flackernd steigt die Feuersäule,
 Durch der Straßen lange Reile
 Wächst es fort mit Windeseile;
 Kochend wie aus Ofens Rachen
 Glühn die Lüfte, Ballen tragen,
 Pfosten stürzen, Fenster klirren,
 Kinder jammern, Mütter irren,
 Thiere wimmern
 190 Unter Trümmern,
 Alles rennet, rettet, flüchtet,
 Taghell ist die Nacht gelichtet;
 Durch der Hände lange Kette
 Um die Wette
 Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
 Spritzen Quellen Wassermogen;
 Heulend kommt der Sturm geflogen,
 Der die Flamme brausend sucht;
 Brasselnd in die dürre Frucht
 200 Fällt sie, in des Speichers Räume,
 In der Sparren dürre Bäume;
 Und als wollte sie im Wehen
 Mit sich fort der Erde Wucht
 Reißen in gewalt'ger Flucht,
 Wächst sie in des Himmels Höhen
 Riesengroß!
 Hoffnungslos
 Weicht der Mensch der Götterstärke,
 Müßig sieht er seine Werke
 210 Und bewundernd untergehn.
 Leergebrannt
 Ist die Stätte

Stürme rauhes Bette.
 Oben Fensterhöhlen
 Das Grauen,
 Himmels Wolken schauen
 ein.
 Blick
 In Grabe
 Der Habe
 Auch der Mensch zurück —
 Oblich dann zum Wanderstabe.
 Iers Wuth ihm auch geraubt,
 Der Trost ist ihm geblieben:
 Die Häupter seiner Lieben,
 Ihm fehlt kein theures Haupt.
 Der Erd' ist's aufgenommen,
 Die Form ist die Form gesüßt.
 Auch schön zu Tage kommen,
 Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
 Der Guß mißlang!
 Die Form zersprang!
 Vielleicht, indem wir hoffen,
 Daß Unheil schon getroffen.
 Im Schooß der heil'gen Erde
 In wir der Hände That,
 Der Sämann seine Saat,
 Daß sie entkeimen werde
 Gen, nach des Himmels Rath.
 In löstlicheren Samen bergen
 Lernend in der Erde Schooß
 En, daß er aus den Särgen
 Soll zu schönern Loos.
 Dem Dome,
 Und bang,
 Glode
 Ang.
 Gleiten ihre Trauerschläge
 Wandrer auf dem letzten Wege.
 Ach! die Gattin ist's, die theure,
 Ist die treue Mutter,
 Schwarze Fürst der Schatten
 Aus dem Arm des Gatten,
 Zarten Kinder Schaar,
 Ruhend ihm gebär,
 In der treuen Brust
 Sah mit Mutterlust. —
 Hauses zarte Bande
 Ist auf immerdar;
 In sie wohnt im Schattenlande,
 Hauses Mutter war;
 Fehlt ihr treues Walten,
 Rge wacht nicht mehr;
 Aister Ställe schalten
 Fremde, liebeleer.

Bis die Glode sich verfühlet,
 Laßt die strenge Arbeit ruhn;
 Wie im Laub der Vogel spielt,
 Mag sich Jeder gütlich thun.
 270 Winkt der Sterne Licht,
 Ledig aller Pflicht,
 Hört der Bursch die Vesper schlagen;
 Meister muß sich immer plagen.
 Munter fördert seine Schritte
 Fern im wilden Forst der Wandrer
 Nach der lieben Heimathhütte.
 Blökend ziehen heim die Schafe,
 Und der Rinder
 Breitgestirnte, glatte Schaaren
 280 Kommen brüllend,
 Die gewohnten Ställe füllend.
 Schwer herein
 Schwankt der Wagen,
 Kornbeladen;
 Bunt von Farben,
 Auf den Garben
 Liegt der Kranz,
 Und das junge Volk der Schnitter
 Fliegt zum Tanz. —
 290 Markt und Straße werden stiller,
 Um des Lichts gesell'ge Flamme
 Sammeln sich die Hausbewohner,
 Und das Stadthor schließt sich knarrend.
 Schwarz bedeckt
 Sich die Erde;
 Doch den sichern Bürger schreckt
 Nicht die Nacht,
 Die den Bösen gräßlich wecket;
 Denn das Auge des Gesetzes wacht.
 300 Heil'ge Ordnung, segensreiche
 Himmelstochter, die das Gleiche
 Frei und leicht und freudig bindet,
 Die der Städte Bau gegründet,
 Die herein von den Gefilden
 Rief den ungesell'gen Wilden,
 Eintrat in der Menschen Hütten,
 Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
 Und das theuerste der Bande
 Wob, den Trieb zum Vaterlande!
 310 Tausend fleiß'ge Hände regen,
 Helfen sich in munterm Bund,
 Und im feurigen Bewegen
 Werden alle Kräfte kund;
 Meister rührt sich und Geselle
 In der Freiheit heil'gem Schutz,
 Jeder freut sich seiner Stelle,
 Bietet dem Verächter Trutz.
 Arbeit ist des Bürgers Bierde,
 Segen ist der Mühe Preis;

320 Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!

Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,

330 Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,

Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbricht mir das Gebäude!

Seine Absicht hat's erfüllt, —

Daß sich Herz und Auge weide

An dem wohl gelungenen Bild.

Schwingt den Hammer, schwingt,

Bis der Mantel springt!

340 Wenn die Glock' soll auferstehen,

Muß die Form in Stücke gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen

Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;

Doch wehe, wenn in Flammenbächen

Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!

Blind wüthend, mit des Donners Krachen,

Zersprengt es das geborstne Haus,

Und wie aus offnem Höllenrachen

Speit es Verderben zündend aus!

350 Wo rohe Kräfte sinnlos walten,

Da kann sich kein Gebild gestalten;

Wenn sich die Völker selbst befreien,

Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh', wenn sich in dem Schooß der Städte

Der Feuerzunder still gehäuft;

Das Volk, zerreißend seine Kette,

Zur Eigenhülfe schrecklich greift!

Da zerret an der Glocke Strängen

Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,

360 Und, nur geweiht zu Friedensklängen,

Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;

Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,

Die Straßen füllen sich, die Hallen,

Und Bürgerbanden ziehn umher;

Da werden Weiber zu Hyänen

Und treiben mit Entsetzen Scherz;

Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,

Zerreißen sie des Feindes Herz.

370 Nichts Heiliges ist mehr; es lösen

Sich alle Bande frommer Scheu;

Der Gute räumt den Platz dem Bösen,

Und alle Laster walten frei.

Gefährlich ist's, den Leu zu weden,
Verderblich ist des Tigers Bahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Daß ist der Mensch in seinem Wahn.

Weh' denen, die dem Ewigblinden

Des Lichtes Himmelsfadel leihn!

380 Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünd

Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!

Sehet, wie ein goldner Stern,

Aus der Hülse, blank und eben,

Schält sich der metallne Kern!

Von dem Helm zum Kranz

Spielt's wie Sonnenglanz,

Auch des Wappens nette Schilder

Loben den erfahrenen Bilder.

390 Herein! herein!

Gesellen alle, schließt den Reihen,

Daß wir die Glocke tausend weihen!

Concordia soll ihr Name sein.

Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine

Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,

Wozu der Meister sie erschuf:

Hoch über'm niedern Erdenleben

Soll sie im blauen Himmelszelt,

400 Die Nachbarin des Donners, schweb

Und grenzen an die Sternenwelt;

Soll eine Stimme sein von oben,

Wie der Gestirne helle Schaar,

Die ihren Schöpfer wandelnd loben

Und führen das bekränzte Jahr.

Nur ewigen und ernsten Dingen

Sei ihr metallner Mund geweiht,

Und stündlich mit den schnellen Schwingen

Verühr' im Fluge sie die Zeit;

410 Dem Schicksal leihe sie die Zunge;

Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,

Begleite sie mit ihrem Schwunge

Des Lebens wechselvolles Spiel.

Und wie der Klang im Ohr vergehet,

Der mächtig tönend ihr entschallt:

So lehre sie, daß Nichts bestehet,

Daß alles Irdische verhallt.

Jezo mit der Kraft des Stranges

Wiegt die Glock' mir aus der Gruft

Daß sie in das Reich des Klanges

Steige, in die Himmelsluft.

Ziehet, ziehet, hebt!

Sie bewegt sich, schwebt!

Freude dieser Stadt bedeute,

Friede sei ihr erst Geläute!

Die vier Weltalter (1802). *)

kohl perlet im Glase der purpurne Wein,
 glänzen die Augen der Gäste,
 ist sich der Sänger; er tritt herein,
 in Guten bringt er das Beste;
 ohne die Leier im himmlischen Saal
 Freude gemein auch beim Nektarmahl.
 Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
 die Welt sich, die ewige, spiegelt;
 Alles gesehen, was auf Erden geschieht,
 was uns die Zukunft versiegelt.
 In der Götter urältestem Rath
 horchte der Dinge geheimste Saat.
 Er breitet es lustig und glänzend aus,
 das sammengesfaltete Leben,
 den Tempel schmückt er das irdische Haus,
 was er die Muse gegeben,
 was ist so niedrig, keine Hütte so klein,
 was einen Himmel voll Götter hinein.
 Und wie der erfindende Sohn des Zeus
 das Schildes einfachem Runde
 die, das Meer und den Sternentkreis
 mit göttlicher Runde,
 was er ein Bild des unendlichen All
 in Augenblicks flüchtig verrauchenden
 Schall. [Welt,
 kommt aus dem kindlichen Alter der
 Völker sich jugendlich freuten,
 sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
 in Geschlechtern und Zeiten.
 Menschenalter hat er gesehen,
 was sie am fünften vorübergehn.
 Was regierte Saturnus schlicht und gerecht,
 was es heute wie morgen,
 was die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
 suchten für gar nichts zu sorgen,
 was ihnen und thaten weiter nichts mehr,
 was er gab Alles freiwillig her.
 Was kam die Arbeit; der Kampf begann
 gegen Heuern und Drachen,
 was Helben fingen, die Herrscher, an,
 was die Mächtigen suchten die Schwachen,
 was der Streit zog in des Salamander's Feld,
 was die Schönheit war immer der Gott der Welt.
 Was dem Kampf ging endlich der Sieg
 hervor,
 was die Kraft entblühte die Milde;

*) Das Gedicht, so wie die beiden folgenden
 (Freunde, Wunschlied) wurden für das ge-
 meine Kränzchen gedichtet, dessen unter Goe-
 thes Dichten bei dem „Liedlied“ (S. 150) ge-
 dacht wird.

Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
 Da erhoben sich Göttergebilde!
 Das Alter der göttlichen Phantasie,
 Es ist verschwunden, es lehret nie.

9 Die Götter sanken vom Himmelsthron,
 Es stürzten die herrlichen Säulen,
 Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
 Die Gebrechen der Erde zu heilen;
 Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
 Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

10 Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
 Der die frohe Jugendwelt zierte,
 Der Mönch und die Nonne zergerißelten sich
 Und der eiserne Ritter turnierte;
 Doch war das Leben auch finster und wild,
 So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

11 Und einen heiligen leuschen Altar
 Bewahrten sich stille die Musen,
 Es lebte, was edel und sittlich war,
 In der Frauen züchtigem Busen,
 Die Flamme des Liebes entbrannte neu
 An der schönen Minne und Liebestreu.

12 Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
 Die Frauen, die Sänger umflechten,
 Sie wirken und weben Hand in Hand
 Den Gürtel des Schönen und Rechten.
 Gesang und Liebe in schönem Verein,
 Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

An die Freunde (1802).

1 Lieben Freunde, es gab schönere Zeiten
 Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
 Und ein edler Volk hat einst gelebt.
 Könnte die Geschichte davon schweigen,
 Tausend Steine würden redend zeugen,
 Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.
 Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
 Dieses hoch begünstigte Geschlecht.
 Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
 Und der Lebende hat Recht.

2 Freunde! Es gibt glücklichere Zonen,
 Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
 Wie der weitgereiste Wanderer spricht.
 Aber hat Natur uns viel entzogen,
 War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
 Unser Herz erwärmt an ihrem Licht.
 Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
 Wird die Myrte unsers Winters Raub,
 Grünert doch, die Schläfe zu bekronen,
 Uns der Rebe munt'res Laub.

3 Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
 Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,

An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

4 Prächtiger, als wir in unserm Norden,
Wohnt der Bettler an den Engelsporten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sanct Peter's wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit,
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

6 Großes mag sich anderswo begeben,
Als bei uns, in unserm kleinen Leben;
Neues hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie,
Was sich nie und nirgend's hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Punschlied (1803).

1 Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

2 Preßt der Citrone
Saftigen Stern!
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

3 Jetzt mit des Zuckers
Vinderndem Saft
Zähmet die herbe,
Brennende Kraft.

4 Gießet des Wassers
Sprudelnden Schwall!
Wasser umfänget
Ruhig das All.

5 Tropfen des Geistes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

6 Eh' es verduftet,
Schöpfet es schnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

Abschied vom Leser (1795). *)

1 Die Muse schweigt; mit jungfräulichen
Wangen,

Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen,
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht.
Nur wenn ein Herz empfänglich für das Schöne
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne.

2 Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten; sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

3 Der Lenz erwacht, auf den erwärmten
Tristen
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staube würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntre Sängerkhor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche samen.

Die Jungfrau von Orleans (1800 und 1801). **)

Prolog.

1. Auftritt. Thibaut d'Arc, ein reicher
Landmann zu Dom Remy, sagt, die Bedrängnisse und
Gefahren der Zeit erwägend, zwei seiner Töchter,
Margot und Louison, ihren Bewerbern zu und

*) Mit diesen Stangen wurde ursprünglich in
dem Mufenalmanach für das Jahr 1796 die Samm-
lung der vermischten Gedichte geschlossen. In dem
oben zum Gedicht „Dithyrambe“ erwähnten Manu-
script hat Schiller diesen Stangen die eblere Ueber-
schrift „Sängers Abschied“ gegeben.

**) Vergleiche „Schiller's Jungfrau von Orleans“
in der Abtheilung Prosa unter Karl Hoff-
meister.

en eine Mitgift. Margot ermahnt die Tochter, Johanna, dem Beispiel der Mutter zu folgen. Auf des Vaters Aufforderungen sich die beiden Paare, die Anstalten zu treffen.

tritt. Thibaut wirft der fortwährenden Johanna vor, daß sie, ihren Schwager, Raimond's, ihres Bewerbers, Reiskälte erwidere. Raimond nimmt sie in dem er auf ihre edlere, höhere Natur deutet. Aber gerade ihr ungewöhnliches Wesen und Treiben ist es, das Vater beunruhigt. Sie sucht die Einsamkeit ihr Lager in nächtlichen Stunden und mit ihrer Herde besonders gern an dem alten Druidenbaume. Er will Raimond's zeigen, daß nur das Gnadenbild seine Tochter, keinen Glauben schenken, und er einen Traum, worin er Johanna auf dem Königsthron gesehen. Er deutet den Warnungstraum auf einen tiefen Fall der Tochter, die wegen ihrer ausgezeichneten Gaben Hochmuth im Herzen nährt. Raimond dagegen, wie bescheiden, wie still sie ihre Pflichten übe, wie ein unbegrenzter Segen ihr ganzes Wirken lohne. Allein der Segen schreckt den Vater. Er wendet sich zu Raimond abbrechend, noch zu Johanna, und warnt sie, die Einsamkeit und Gemeinschaft mit dem Geisterreiche zu meiden.

tritt. Bertrand, ein anderer Landmann, dem Helme in der Hand auf, und erschauenden Thibaut und Raimond, dem Helm gekommen ist. In Baucouleur ein Feindgeräth eingelaufen, hat ihm eine Gefahr denselben aufgebrängt. Johanna, die schon geworden ist, entreißt ihm den Helm und bittet, ihr den ritterlichen Schmuck zu lassen und erinnert daran, wie männlich-kühn sie einem Wolf um ein Lamm gerungen. Auf's Erkundigen nach den Kriegsnachrichten berichtet Bertrand den Verlust zweier Länder und aller Länder nördlich der Loire. Ihm erzählt er die Belagerungsanstalten vor der Aufzählung der einzelnen Völker, die mächtigen Herzog von Burgund folgen, der stolze Isabeau, der Mutter des Königs, aber wider ihren Sohn aufgeregt, der ein englischer Heerführer, beschreibt die Lage und die gefährliche Lage von Orleans, die Unfähigkeit im Heer und Hoflager des Königs erzählt, wie nur ein einziger Ritter, der sechsundzwanzig Fähnlein für den König aufstellt. Auf Johanna's begierige Frage, wo er sich befindet, erwidert Bertrand, daß er kaum eine Meile von Baucouleur sich befindet. Dann erzählt er noch, wie man in dieser Stadt beschaffen an Burgund zu ergeben. Da flammt in Johanna das Gefühl ihrer Sendung in hoher Aufregung auf:

Johanna (in Begeisterung).

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe! Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf. Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern!

Sein Maß ist voll, er ist zur Ernte reif. Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen Und seines Stolzes Saaten niedermähen; Gerath vom Himmel reißt sie seinen Ruhm, Den er hoch an den Sternen aufgehangen. Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn, eh' der Roggen

Gelb wird, eh' sich die Mondescheibe füllt, Wird kein engländisch Ross mehr aus den Wellen Der prächtig strömenden Loire trinken.

Bertrand.

Ach, es geschehen keine Wunder mehr!

Johanna.

Es geschehn noch Wunder — Eine weiße Taube Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier

Ausfallen, die das Vaterland zerreißen. Darniederkämpfen wird sie diesen stolzen Burgund, den Reichsverräther, diesen Talbot, Den himmelsstürmend hunderthändigen, Und diesen Salisbury, den Tempelschänder, Und diese frechen Inselwohner alle Wie eine Herde Lämmer vor sich jagen. Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott.

Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen, Durch eine zarte Jungfrau wird er sich Verherrlichen, denn er ist der Allmächtige!

Thibaut.

Was für ein Geist ergreift die Dirn?

Raimond.

Es ist

Der Helm, der sie so kriegerisch beseelt. Seht eure Tochter an. Ihr Auge blitzt, Und glühend Feuer sprühen ihre Wangen!

Johanna.

Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms, Das schönste, das die ewige Sonne sieht In ihrem Lauf, das Paradies der Länder, Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges, Die Fesseln tragen eines fremden Volks? — Hier scheiterte der Heiden Macht. Hier war Das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht; Hier ruht der Staub des heiligen Ludewig; Von hier aus ward Jerusalem erobert.

Bertrand (erstaunt).

Hört ihre Rede! Woher schöpfte sie Die hohe Offenbarung? — Vater Arc! Auch gab Gott eine wundervolle Tochter!

Johanna.

Wir sollen keine eignen Könige
 Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
 Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
 Verschwinden — der den heil'gen Pflug beschützt,
 Der die Trist beschützt und fruchtbar macht
 die Erde —
 Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
 Der die Städte freudig stellt um seinen
 Thron —
 Der dem Schwachen beisteht und den Bösen
 schreckt,
 Der den Reib nicht kennet — denn er ist
 der Größte —
 Der ein Mensch ist und ein Engel der Er-
 barmung
 Auf der feindsel'gen Erde. — Denn der Thron
 Der Könige, der von Golde schimmert, ist
 Das Obdach der Verlassenen — hier steht
 Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
 Der Schuldige, vertrauend naht sich der Gerechte
 Und scherzet mit den Löwen um den Thron!
 Der fremde König, der von Außen kommt,
 Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
 In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
 Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
 Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
 Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?

Lhibaut.

Gott schütze Frankreich und den König! Wir
 Sind friedliche Landleute, wissen nicht [Noß
 Das Schwert zu führen, noch das kriegerische
 Zu tummeln. — Laßt uns still gehorchend
 harren,
 Wen uns der Sieg zum König geben wird.
 Das Glück der Schlachten ist das Urtheil
 Gottes,
 Und unser Herr ist, wer die heil'ge Delung
 Empfängt und sich die Kron' aufsetzt zu Rheims.
 — Kommt an die Arbeit! Kommt! Und
 denke Jeder
 Nur an das Nächste! Lassen wir die Großen,
 Der Erde Fürsten um die Erde losen;
 Wir können ruhig die Zerstörung schauen,
 Denn sturmesst steht der Boden, den wir bauen.
 Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
 Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt:
 Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
 Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder!

(Alle außer der Jungfrau gehen ab.)

Vierter Antritt.

Johanna (allein).

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Tristen,
 Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
 Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
 Johanna sagt euch ewig Lebewohl!
 Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
 Die ich gepflanzt, grünet fröhlich fort!
 Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
 Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
 Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
 Johanna geht, und nimmer lehrt sie wieder!
 Ihr Plätze alle meiner stillen Freuden,
 Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
 Zerstreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden!
 Ihr seid jetzt eine hirtlose Schaar!
 Denn eine andre Heerde muß ich weiden
 Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
 So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
 Mich treibt nicht eitle, irdisches Verlangen.
 Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
 Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
 Und ihm befohl, vor Pharao zu stehen,
 Der einst den frommen Knaben Isai's,
 Den Hirten, sich zum Streiter außersehen,
 Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
 Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
 „Geh hin! Du sollst auf Erden für mich
 zeugen.“

„In rauhes Erz sollst du die Glieder schmitten,
 Mit Stahl bebeden deine zarte Brust!
 Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
 Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
 Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren,
 Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
 Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
 Vor allen Erdenfrauen dich verklären.“

„Denn, wenn im Kampf die Muthigsten
 verzagen,
 Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
 Dann wirst du meine Driflamme tragen
 Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
 Den stolzen Ueberwinder niederschlagen;
 Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
 Errettung bringen Frankreichs Heldensohnen,
 Und Rheims befreien und deinen König
 krönen!“

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen:
 Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
 Mit Götterkraft berührt mich sein Eisen,
 Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
 In Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
 Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,

bruf hör' ich mächtig zu mir bringen,
 blachtroß steigt, und die Trompeten
 klingen.
 (Sie geht ab.)

Erster Aufzug.

Auftritt. Dunois, Bastard von Orleans, gen Du Chatel, einen königlichen Offizier Unmuth über die Unthätigkeit des Königs in der höchsten Bedrängniß seines Reichs, selbstspielern und Troubadours umringt, der sie gibt. Er wolle, des Connetable Weizend, den unwürdigen Regenten verlassen im Schicksal preisgeben.

Auftritt. Der König (Karl VII. von Frankreich) und meldet, ziemlich gleichgültig, daß der Connetable sein Schwert zurückgeschickt habe. Er hält, den Werth eines Mannes jetzt nicht anzuschlagen. Das Gespräch mit den Boten bald abbrechend, beauftragt der König Du Chatel, eben angelommene Gesandte des Königs René aus der Provence, Meister im Rathe zu bewirthen und zu beschenken. Du Chatel sieht sich genöthigt, den König über die traurige Lage der Finanzen ganz aufzuklären. Karl besteht dennoch auf der Forderung, daß der Connetable zugleich seine enthußtische Verehrung geschenkt und der Sänger ausspricht. Eine Anspielung Dunois auf das Treiben der Königin veranlaßt, für das dieses Fürsten, der die alte provençalische Liebe wieder herzustellen suchte, einer aufzutreten. Er erzählt, wie René Fürsten der Liebe erwählt. Dunois, der ihn, will nicht die Herrschaft der Liebe anerkennen. Er ermahnt den König zu kämpfen, und nach dem Siege sich die Liebe Myrten zu krönen. Rathsherren werden gemeldet, die der König herbeisenden befehlt.

Auftritt. Drei Rathsherren von Orleans beschreiben die bedrängte Lage der Stadt, wie der Commandant mit dem Feinde verhandelt, wonach er am zwölften Tage, dahin kein Entsatzheer erschiene, die Stadt verlassen wolle, und bitten, binnen dieser Frist zu senden. Auf Dunois' Frage, wie der Connetable seine Zustimmung zu diesem Vorhaben geben können, melden sie den Fall nicht. In demselben Augenblick trifft eine wichtige Nachricht ein. Die schottischen Franzosen drohen mit sofortigem Abzuge, wenn nicht rückständige Sold gezahlt werde. Du Chatel weiß nicht zu helfen. Die Rathsherren eilfertig, vor Allem ihrer Noth zu gedenken. Der König ist ganz verzweiflungsvoll und dem eintretenden Agnes Sorel entgegen.

4. Auftritt. Agnes Sorel, des Königs Geliebte, hat bereits von der Drohung der Schotten gehört und bringt dem Du Chatel ein Kästchen mit Juwelen auf. Sie bietet ihr ganzes Vermögen zum Verkauf, zur Verpfändung an, um nur die Truppen zu befriedigen. Ueber diesen Edelmut entzückt, hält der König vor Dunois ihrer uneigennütigen Liebe eine Lobrede. Dunois will in ihrem Benehmen nur die Verzweiflung einer Rasenden erblicken. Sorel rath dem Könige, solchen Worten keinen Glauben zu schenken, und, ihrem Beispiel der Entsagung folgend, allen Schmuck des Lebens gegen den Gewinn der Krone einzusetzen. Lächelnd erinnert sich jetzt Karl der Prophezeiung einer Nonne, die ihm geweissaget, ein Weib werde ihm die Krone seiner Väter erkämpfen. Auf Sorel's Versicherung, er werde durch seiner Freunde tapferes Schwert obliegen, äußert er auch seine Hoffnung auf die Wirkung der Zwietracht, die dem Vernehmen nach im Lager der Feinde zwischen den stolzen englischen Lords und dem Herzoge von Burgund herrsche. Er habe La Hire mit neuen Versöhnungsanträgen an Letztern abgeschickt. In diesem Augenblick meldet Du Chatel, am Fenster stehend, das Hereinsprengen La Hire's in den Hof.

5. Auftritt. La Hire berichtet, der Herzog von Burgund wolle nur unter der Bedingung, daß Du Chatel ausgeliefert werde, sich auf Versöhnungsanträge einlassen; des Königs Anerbieten zu einem Zweikampf habe er höhrend zurückgewiesen; das Parlament habe Karl und sein Geschlecht des Throns verlustig erklärt. Dann erzählt er auf des Königs Frage, ob er nichts bei der Mutter versucht habe, den glänzenden Einzug des jungen englischen Königs in Paris, die Eidleistung des Herzogs von Burgund, das Straucheln des Kindes beim Hinanstiegen zum Throne und das schamlose Benehmen der Mutter Karl's, die mit empörenden Worten den Knaben auf den Thron gehoben. Tief gebeugt, rath jetzt der König den Rathsherren von Orleans, die Stadt an Burgund zu übergeben, besteht trotz der durch Dunois unterstützten Bitten der Rathsherren darauf, und will sich hinter die Loire zurückziehen. Sorel bekämpft dieses Vorhaben und sucht ihn zu ermannen. Allein Karl vertieft sich in düstres Sinnen über das furchtbare Schicksal des Hauses Valois. Der Geliebten Hoffnung, daß der Himmel in seiner sanften Seele einen Arzt für alle Wunden sich bereitet habe, kann er nicht theilen; er fühlt, daß er nicht die Kraft besitze, ein wild empörtes Volk zu bezähmen. Agnes hält diesen Laumel der abtrünnigen Franzosen für vorübergehend und ermahnt ihn, Orleans und jeden Fußbreit Landes zu vertheidigen. Umsonst, zum persönlichen Kampfe hat er sich dargestellt, aber des Volkes Leben will er nicht verschwenden. Dunois zeigt ihm das Unkönigliche dieser Denkungsweise; allein der König bleibt bei seinem Plan. Da kündigt ihm Dunois voll Entrüstung den Ent-

schluß an, sich unter Orleans Trümmer zu begraben. Vergebens versucht Agnes eine rasche Versöhnung der Zürnenden, und Dunois entfernt sich mit den Rathsherren. Verzweiflungsvoll schickt Agnes ihm La Hire zur Begütigung nach.

6. Auftritt. Nach einem kurzen Selbstgespräch, worin er sich über den drohenden Verlust der Krone zu trösten sucht, und den unerträglichen Troß der herrischen Vasallen beklagt, wendet sich Karl mit Wiederholung seines Befehls an den noch immer zaudernden Du Chatel. Dieser wirft sich ihm zu Füßen und bietet sein Haupt zur Versöhnung des Herzogs von Burgund dar. Der tief gerührte König erkennt jetzt, wie schlimm es um ihn stehen müsse, da seine Vertrauten ihm den Weg der Schande als Rettungsmittel zeigen. Entschieden weist er das Anerbieten zurück und erneuert seinen Befehl. Du Chatel entfernt sich.

7. Auftritt. Der König sucht seine Geliebte durch die Vorstellung zu trösten, daß das Land jenseits der Loire unter einem glücklichen Himmel liege und der Poesie und Liebe günstiger sei. Allein Agnes fühlt nur den Schmerz über die Verbannung des Königs aus dem Lande seiner Väter.

8. Auftritt. La Hire kommt zurück und bringt eine Siegesnachricht. Dem unglaublich staunenden König kündigt er an, daß er bald noch größere Wunder glauben werde, und deutet auf den Erzbischof von Rheims, der eben den versöhnten Dunois hereinführt.

Neunter Auftritt.

Erzbischof von Rheims. Dunois. Du Chatel mit Raoul, einem geharnischten Ritter, zu den Vorigen.

Erzbischof

(führt den Bastard zu dem König und legt ihre Hände in einander).

Umarmt euch, Prinzen!

Laßt euren Groll und Hader jezo schwinden,
Da sich der Himmel selbst für uns erklärt.

(Dunois umarmt den König.)

Karl.

Reißt mich aus meinem Zweifel und Erstaunen.
Was kündigt dieser feierliche Ernst mir an?
Was wirkte diesen schnellen Wechsel?

Erzbischof

(führt den Ritter hervor und stellt ihn vor den König).
Redet!

Raoul.

Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht,
Lothringisch Volk, zu deinem Heer zu stoßen,
Und Ritter Baudricour aus Baucouleurs
War unser Führer. Als wir nun die Höhen

Bei Vermanton erreicht und in das Thal,
Das die Yonne durchströmt, herunter stiegen,
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen bligten, da wir rückwärts sahn.
Umrungen sahn wir uns von beiden Heeren,
Nicht Hoffnung war zu siegen noch zu fliehen;
Da sank dem Tapfersten das Herz, und Alles,
Verzweiflungsvoll, will schon die Waffen strecken.
Als nun die Führer mit einander noch
Rath suchten und nicht fanden — sieh! da
stellte sich

Ein seltsam Wunder unsern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt,
Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn; um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar; ein Glanz
Vom Himmel schien die Höhe zu umleuchten,
Als sie die Stimm' erhob und also sprach:
Was jagt ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären sein mehr denn des Sand's am
Meere,

Gott und die heilige Jungfrau führt euch an!
Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß sie die Fahn', und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige.
Wir, stumm vor Staunen, selbst nicht wollend,
folgen

Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin,
Und auf den Feind gerad' an stürmen wir.
Der, hochbetroffen, steht bewegungslos,
Mit weit geöffnet starrem Blick das Wunder
Anstaunend, das sich seinen Augen zeigt —
Doch schnell, als hätten Gottes Schreden ihn
Ergriffen, wendet er sich um [werfend,
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von sich
Entschart das ganze Heer sich im Gefilde;
Da hilft kein Nachwort, keines Führers Ruf;
Vor Schreden sinnlos, ohne rückzuschau'n,
Stürzt Mann und Roß sich in des Flusses
Bette,

Und läßt sich würgen ohne Widerstand;
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht, zu
nennen!

Zweitausend Feinde bedekten das Gefild,
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,
Und von den Unfern ward kein Mann vermißt.

Karl.

Seltam, bei Gott! höchst wunderbar und
seltsam!

Sorel.

Und eine Jungfrau wirkte dieses Wunder?
Wo kam sie her? Wer ist sie?

Raoul.

Wer sie sei,
 kein dem König offenbaren.
 sich eine Seherin und gott-
 Prophetin und verspricht,
 zu retten, eh' der Mond noch wechselt.
 das Volk und dürstet nach Gesechten.
 dem Heer, gleich wird sie selbst
 hier sein.

Glocken und ein Geflirr von Waffen,
 aneinander geschlagen werden.)
 ein Auslauf? das Geläut der Glocken?
 das Volk begrüßt die Gottgesandte.

Karl (zu Du Chatel).
 herein —

(Zum Erzbischof.)

Was soll ich davon denken?
 was bringt mir Sieg und eben jetzt,
 ein Götterarm mich retten kann!
 ist in dem Laufe der Natur,
 ich — Bischof, darf ich Wunder
 glauben?

Stimmen (hinter der Scene).
 der Jungfrau, der Erretterin!

Karl.

!

(Zu Dunois.)

Nehmt meinen Platz ein, Dunois!
 dieses Wundermädchen prüfen.
 existiert und von Gott gesandt,
 den König zu entdecken wissen.

sich, der König steht zu seiner Rechten,
 Agnes Sorel, der Erzbischof mit den
 gegenüber, daß der mittlere Raum
 leer bleibt.)

Behuter Austritt.

Gen. Johanna, begleitet von den
 und vielen Ritters, welche den
 der Scene anfüllen; mit edlem An-
 sie vorwärts und schaut die Umstehenden
 der Reihe nach an.

(nach einer tiefen feierlichen Stille).
 wunderbares Mädchen —

Johanna

ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn
 anschauend).

Orleans! Du willst Gott versuchen!
 in diesem Platz, der dir nicht ziemt!
 Größeren bin ich gesendet.

ist entschiedenem Schritte auf den König
 in Anle vor ihm und steht sogleich

wieder auf, zurücktretend. Alle Anwesenden brücken
 ihr Erstaunen aus. Dunois verläßt seinen Sitz,
 und es wird Raum vor dem König.)

Karl.

Du siehst mein Antlitz heut' zum erstenmal;
 Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?

Johanna.

Ich sah dich, wo dich Niemand sah, als Gott.
 (Sie nähert sich dem König und spricht
 geheimnißvoll.)

In jüngst verwichner Nacht, besinne dich!
 Als Alles um dich her in tiefem Schlaf
 Begraben lag, da stand'st du auf von deinem
 Lager

Und that'st ein brünstiges Gebet zu Gott.
 Laß die hinausgehn, und ich nenne dir
 Den Inhalt des Gebets.

Karl.

Was ich dem Himmel
 Vertraut, brauch' ich vor Menschen nicht zu
 bergen.

Entbede mir den Inhalt meines Flehns,
 So zweifl' ich nicht mehr, daß dich Gott
 begeistert.

Johanna.

Es waren drei Gebete, die du that'st:
 Gib wohl Acht, Dauphin, ob ich sie dir nenne!
 Zum Ersten flehdest du den Himmel an,
 Wenn unrecht Gut an dieser Krone hängte,
 Wenn eine andre schwere Schuld, noch nicht
 Gebüßt, von deiner Väter Zeiten her,
 Diesen thränenvollen Krieg herbeigerufen,
 Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk
 Und auszugießen auf dein einzig Haupt
 Die ganze Schale seines Zorns.

Karl (tritt mit Schrecken zurück).

Wer bist du, mächtig Wesen? Woher kommst du?
 (Alle zeigen ihr Erstaunen.)

Johanna.

Du that'st dem Himmel diese zweite Bitte:
 Wenn es sein hoher Schluß und Wille sei,
 Das Scepter deinem Stamme zu entwinden,
 Dir Alles zu entziehen, was deine Väter,
 Die Könige in diesem Reich besaßen —
 Drei einz'ge Güter flehdest du ihn an
 Dir zu bewahren: die zufriedne Brust,
 Des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe.
 (Der König verbirgt das Gesicht, heftig weinend;
 große Bewegung des Erstaunens unter den An-
 wesenden. Nach einer Pause.)

Soll ich dein dritt' Gebet dir nun noch nennen?

Karl.

Genug! Ich glaube dir! So viel nermag
 Kein Mensch! Dich hat der höchste Gott gesendet.

Erzbischof.

Wer bist du, heilig wunderbares Mädchen?
Welch' glücklich Land gebar dich? Sprich!

Wer sind

Die gottgeliebten Eltern, die dich zeugten?

Johanna.

Ohn'wüß'ger Herr, Johanna nennt man mich.
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Dom Remi,
Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kind auf — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inselvolf,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen und den fremdgeborenen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt,
Und daß sie schon die große Stadt Paris
Ihm' hätten und des Reiches sich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheim'schen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich geboren, steht
Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geschahn,
Und eine heil'ge Eiche steht daneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten saß ich gern,
Die Herde weidend, denn mich zog das Herz;
Und ging ein Laum mir in den wüsten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieser Eiche schlief.
— Und einmahl, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter diesem Baum
Geseßen und dem Schläfe widerstand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber sonst, wie ich,
Als Schäferin gekleidet, und sie sprach zu mir:
„Ich bin's. Steh' auf, Johanna! Laß die
Herde.“

„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!
Nimm diese Fahne! Dieses Schwert um-
gürte dir!“

„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
Und trön' ihn mit der königlichen Krone!“
Ich aber sprach: Wie kann ich solcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und sie versetzte: „Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht.
„Sieh' mich an! Eine keusche Magd, wie du,
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren,

„Und göttlich bin ich selbst!“ — Und sie
berührte

Mein Augenlid, und als ich aufwärts sah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und süßer Ton verschwebte in den Lüften.
— Und so drei Nächte nach einander ließ
Die Heilige sich sehn und rief: „Steh' auf,
Johanna!“

„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft.“
Und als sie in der dritten Nacht erschien,
Da zürnte sie, und scheltend sprach sie dieses
Wort:

„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
„Das harte Dulden ist ihr schweres Loos;
„Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden;
„Die hier gebietet, ist dort oben groß.“
Und also sprechend ließ sie das Gewand
Der Hirtin fallen, und als Königin
Der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen sie hinauf, [wen.
Langsam verschwindend in das Land der Won-
(Alle sind gerührt, Agnes Sorel, heftig weinend,
verbirgt ihr Gesicht an des Königs Brust.)

Erzbischof (nach einem langen Stillschweigen).
Vor solcher göttlichen Beglaubigung
Muß jeder Zweifel ird'scher Klugheit schweigen.
Die That bewährt es, daß sie Wahrheit spricht:
Nur Gott allein kann solche Wunder wirken.
Dun ois.

Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unschuld ihres Angesichts.

Karl.

Und bin ich Sünd'ger solcher Gnade werth?
Untrüglich allerforschend Aug', du siehst
Mein Innerstes und kenneest meine Demuth!

Johanna.

Der Hohen Demuth leuchtet hell dort oben;
Du beugtest dich, drum hat er dich erhoben.

Karl.

So werd' ich meinen Feinden widerstehn?

Johanna.

Bezwungen leg' ich Frankreich dir zu Füßen!

Karl.

Und Orleans, sagst du, wird nicht übergehn?

Johanna.

Oh' siehst du die Loire zurüde fließen.

Karl.

Werd ich nach Rheims als Ueberwinder ziehn?

Johanna.

Durch tausend Feinde führ' ich dich dahin.

(Alle anwesenden Ritter erregen ein Getöse mit
ihren Lanzen und Schilden und geben Zeichen
des Muths.)

Dunois.

und die Jungfrau an des Heeres Spitze!
folgen blind, wohin die Göttliche
führt! Ihr Seherauge soll uns leiten,
hüten soll sie dieses tapf're Schwert!

La Hire.

eine Welt in Waffen fürchten wir,
sie einher vor unsern Schaaren zieht.
Hott des Sieges wandelt ihr zur Seite:
führt uns an, die Mächtigen, zum Streite!
Ritter erregen ein großes Waffengeheul und
treten vorwärts.)

Karl.

eilig Mädchen, führe du mein Heer,
eine Fürstin sollen dir gehorchen.

Schwert der höchsten Kriegsgewalt,
das uns
Königsherr im Zorn zurückgesendet,
eine würdigere Hand gefunden.
Nimm du es, heilige Prophetin,
sei fortan —

Johanna.

Nicht also, edler Dauphin!
durch dies Werkzeug irdischer Gewalt
in dem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiß
über Schwert, durch das ich siegen werde.
Ist es dir bezeichnen, wie's der Geist
lehrt; sende hin und laß es holen.

Karl.

es, Johanna.

Johanna.

Sende nach der alten Stadt
hin, dort, auf St. Kathrinens Kirchhof
in das Gewölbe, wo vieles Eisen liegt,
das alter Siegesbeute aufgehäuft.
Schwert ist drunter, das mir dienen soll.
Drei goldenen Lilien ist's zu kennen,
auf der Klinge eingeschlagen sind.
Schwert laß holen, denn durch dieses
wirst du siegen.

Karl.

ende hin und thue, wie sie sagt.

Johanna.

Die weiße Fahne laß mich tragen,
dem Saum von Purpur eingefast.
Jede Fahne sei die Himmelskönigin
mit dem schönen Jesu-Knaben,
der einer Erdenkugel schwebt,
also zeigte mir's die heil'ge Mutter.

Karl.

so, wie du sagst.

Johanna (zum Erzbischof).

Ehrwürd'ger Bischof,

Legt eure priesterliche Hand auf mich
Und spricht den Segen über eure Tochter!

(Kniet nieder.)

Erzbischof.

Du bist gekommen, Segen auszutheilen,
Nicht zu empfangen — Geh' mit Gottes Kraft!
Wir aber sind Unwürdige und Sünder.

(Sie steht auf.)

Edelknecht.

Ein Herold kommt vom engländ'schen Feld-
herrn.

Johanna.

Laß ihn eintreten, denn ihn sendet Gott!

(Der König winkt dem Edelknecht, der hinausgeht.)

11. Auftritt. Der Herold bringt vom Grafen von Salisbury den Antrag zu einem Vergleich. Johanna nimmt mit des Königs Erlaubniß für diesen das Wort und sagt dem Herold, Graf Salisbury lebe nicht mehr, ein Schuß aus Orleans habe ihn zu Boden gestreckt; seinen Auftrag brauche sie nicht zu hören, aber den Fürsten, die ihn gesandt, soll er die Kriegserklärung der Jungfrau überbringen, wofür sie nicht die Schlüssel aller bezwungenen Städte herausgäben. Jetzt möge er eilen, denn ehe er noch das englische Lager erreichen könne, werde sie schon in Orleans das Siegeszeichen aufgespißt haben. So bricht sie auf, und Alles setzt sich in Bewegung.

Zweiter Aufzug.

1. Auftritt. Die geschlagenen englischen Heerführer Talbot und Lionel und der Herzog von Burgund treten mit ihrem Gefolge in einer felsigen Gegend auf. Talbot ertheilt Befehle zur Bereitung eines sichern Lagers; Lionel spricht seinen Schmerz und Grimm über die schmachvolle Niederlage aus, die sie durch ein Weib erlitten haben. Burgund will damit trösten, daß sie nur durch Teufelsmacht haben besiegt werden können; aber Talbot und Lionel wälzen die Schuld auf ihn und sein Heer, da auf dem Burgundischen Flügel die Flucht zuerst begonnen habe. Durch scharfe Worte reizen sie einander so sehr zum Zorne, daß endlich Burgund seinen Völkern den Befehl zum Aufbruch geben will. Da kommt noch zur rechten Zeit die Königin Isabeau herbei.

2. Auftritt. Isabeau bemüht sich eifrig, die Streitenden zu beschwichtigen: sie stellt Talbot vor, wie wenig England ohne Burgunds Hülfe vermöge, und erinnert den Herzog an die Ermordung seines Vaters und an die Unzuverlässigkeit einer Versöhnung mit dem Dauphin. Die Zornenden ergeben sich ihren Vorstellungen und versöhnen sich. Dann sucht Isabeau ihren gesunkenen Muth wieder aufzurichten, und erbietet sich zur Führerin des Heeres. Die drei Heerführer

weisen sie einmüthig zurück, und wollen keine Gemeinschaft mit einer Frau, die an ihrem Sohne so unmütterlich handelt. Zu ihrer Vertheidigung führt sie an, daß er sich zu ihrem Sittenrichter aufgeworfen, und sie in die Verbannung geschickt habe; sie dürfe den Sohn hassen, der sich an ihr schwer vergangen, doch England und Burgund seien von Eifersucht und Neid getrieben. Gleichnerei verachte sie; sie gestehe, daß sie ein warmes Blut habe, und die Freiheit mehr als ihr Leben liebe. Im Weggehen bittet sie, das Gespräch leichtfertig wendend, ihr Lionel zur Kurzweil und Gesellschaft nach Melun mitzugeben. Dieser verspricht, ihr die schönsten Frankenknechte zu senden.

3. Auftritt. Die drei Feldherren Talbot, Lionel und Burgund berathen sich, was zu thun sei. Gegen die Meinung des besorgten Herzogs, der das Heer für zu schwach und entmuthigt hält, wird beschlossen, mit Anbruch des folgenden Tages dem Feinde entgegenzuziehen. Lionel und Talbot hoffen, der Jungfrau im Kampf zu begegnen. Sie entfernen sich, um sich durch Schlaf für den folgenden Tag zu erquicken.

4. und 5. Auftritt. Johanna erscheint im feindlichen Lager; Dunois, La Hire, Ritter und Krieger folgen ihr auf dem Fuße. Durch lautes Schlachtgeschrei und Waffenge töse geben sie ihre Gegenwart kund; sie werfen Sackeln in die Zelte. Dunois und La Hire wollen Johanna vom Kampfe zurückhalten; sie werfen sie mit Heftigkeit zurück und eilt fort; Dunois und La Hire folgen. — Englische Soldaten fliehen voll Entsetzen über die Erscheinung der Jungfrau daher. Ihnen eilt Talbot nach, der seinen Grimm ausspricht, daß er Niemand gegen die hereinfluthenden Feinde zum Stehen bringen kann, daß Alles um ihn, den einzigen Mächtern, in Fieberhitze rast und eine Gaullerin ihm allen Siegesruhm entreißt. Er stößt einen Soldaten nieder, der ihm fliehend entgegenstürzt, und gelobt im Weggehen, Jeden zu durchbohren, der ihm noch von Furcht und Flucht spricht.

Sechster Auftritt.

(Der Prospect öffnet sich. Man sieht das englische Lager in vollen Flammen stehn. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt Montgomery.)

Montgomery (allein).

Wo soll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod!

Hier der ergrimnte Feldherr, der, mit drohendem Schwert

Die Flucht versperrt, uns dem Tod entgegen treibt. [Her

Dort die Furchterliche, die verderblich um sich

Wie die Brunst des Feuers raset — und rings um kein Busch,
Der mich verbürge, keiner Höhle sicherer Raum!
O, wär' ich nimmer über Meer hieher geschifft,
Ich Unglückselger! Eitler Wahn bethörte mich,
Wohlfeilen Ruhm zu suchen in dem Franken-
krieg,

Und jezo führt mich das verderbliche Geschick
In diese blut'ge Mordschlacht. — Wär' ich
weit von hier
Dahem noch an der Savern blühendem Gestad',
Im sichern Vaterhause, wo die Mutter mir
In Gram zurückblieb und die zarte, süße
Braut.

(Johanna zeigt sich in der Ferne.)

Weh mir! Was seh' ich! Dort erscheint die
Schreckliche,
Aus Brandes Flammen, düster leuchtend, hebt
sie sich, [Nacht,
Wie aus der Hölle Rachen ein Gespenst der
Hervor. — Wohin entrinn' ich? Schon er-
greift sie mich
Mit ihren Feueraugen, wirfst von fern'
Der Blide Schlingen nimmer fehlend nach
mir aus.

Um meine Füße, fest und fester, wirret sich
Das Zauberknäul, daß sie gefesselt mir die
Flucht [mir auch
Versagen! Hinsehn muß ich, wie das Herz
Dagegen kämpfe, nach der tödtlichen Gestalt!
(Johanna thut einige Schritte ihm entgegen und
bleibt wieder stehn.)

Sie naht! Ich will nicht warten, bis die
Grimmige

Zuerst mich anfällt! Bittend will ich ihre Knie
Umfassen, um mein Leben flehn — sie ist ein
Weib — [kann!

Ob ich vielleicht durch Thränen sie erweichen
(Indem er auf sie zugehen will, tritt sie ihm rasch
entgegen.)

Siebenter Auftritt.

Johanna. Montgomery.

Johanna.

Du bist des Todes! Eine britische Mutter
zeugte dich.

Montgomery (fällt ihr zu Füßen).
Halt' ein, Furchtbare! Nicht den Unvertheidigten
Durchbohre! Weggeworfen hab' ich Schwert
und Schild,

Zu deinen Füßen bin' ich wehrlos, fliehend hin.
Laß mir das Licht des Lebens, nimm ein
Lösegeld!

Reich an Besizthum wohnt der Vater mir
 daheim
 Im schönen Lande Wallis, wo die schlängelnde
 Savern' durch grüne Auen rollt den Silber-
 strom,
 Und fünfzig Dörfer kennen seine Herrschaft an.
 Mit reichem Golde löst er den geliebten Sohn,
 Wenn er mich im Frankenlager lebend noch
 vernimmt.

Johanna.

Betrogner Thor! Verlorner! In der Jungfrau
 Hand

Bist du gefallen, die verderbliche, woraus
 Nicht Rettung noch Erlösung mehr zu hoffen ist.
 Wenn dich das Unglück in des Krolodils Gewalt
 Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun,
 Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
 Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit,
 Doch tödtlich ist's, der Jungfrau zu begegnen.
 Denn dem Geisterreich, dem strengen, unver-
 leßlichen,

Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
 Mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das
 mir [schickt.

Der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegen

Montgomery.

Furchtbar ist deine Rede, doch dein Blick ist
 sanft; [schaun;

Nicht schrecklich bist du in der Nähe anzu-
 sehn. Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Gestalt.
 O, bei der Milde deines zärtlichen Geschlechts
 Bleib' ich dich an. Erbarme meiner Jugend
 dich!

Johanna.

Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich
 nicht Weib!

Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht
 fre'n

Auf ird'sche Weise, schließ ich mich an kein
 Geschlecht

Der Menschen an, und dieser Panzer deckt
 kein Herz.

Montgomery.

O, bei der Liebe heilig waltendem Gesetz,
 Dem alle Herzen hulbigen, beschwör' ich dich!
 Daheim gelassen hab' ich eine holde Braut,
 Schön, wie du selbst bist, blühend in der
 Jugend Reiz.

Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.

O, wenn du selber je zu lieben hoffst, und
 hoffst [nicht

Beglückt zu sein durch Liebe, trenne grausam
 Zwei Herzen, die der Liebe heilig Bündniß
 knüpft!

Johanna.

Du rufest lauter irdisch fremde Götter an,
 Die mir nicht heilig noch verehrlich sind. Ich
 weiß [beschwörst,
 Nichts von der Liebe Bündniß, das du mir
 Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienst.
 Vertheidige dein Leben, denn dir ruft der Tod.

Montgomery.

O, so erbarme meiner jammervollen Eltern
 dich, [du

Die ich zu Haus verlassen. Ja, gewiß auch
 Verliebest Eltern, die die Sorge quält um dich.

Johanna.

Unglücklicher! Und du erinnerst mich daran,
 Wie viele Mütter dieses Landes kinderlos,
 Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
 Verlobte Bräute Wittwen worden sind durch
 euch!

Auch Englands Mütter mögen die Verzweif-
 lung nun

Erfahren und die Thränen kennen lernen,
 Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

Montgomery.

O, schwer ist's, in der Fremde sterben unbe-
 weint.

Johanna.

Wer rief euch in das fremde Land, den blühnden
 Fleiß [Herd

Der Felder zu verwüsten, von dem heim'schen
 Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
 Zu werfen in der Städte friedlich Heiligthum?
 Ihr träumtet schon in eures Herzens eitlen

Wahn, [Schmach

Den freigebornen Franken in der Knechtschaft
 Zu stürzen und dies große Land, gleichwie
 ein Boot,

An euer stolzes Meerschiff zu befestigen!

Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen
 hängt [Stern

Am Throne Gottes. Eher rißt ihr einen
 Vom Himmelswagen, als ein Dorf aus diesem
 Reich,

Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag
 Der Rache ist gekommen; nicht lebendig mehr
 Zurück messen werdet ihr das heil'ge Meer,
 Das Gott zur Länderscheide zwischen euch und
 uns

Gesetzt, und das ihr frevelnd überschritten habt.

Montgomery (läßt ihre Hand los).

O, ich muß sterben! Grausend faßt mich schon
 der Tod.

Johanna.

Stirb, Freund! Warum so zaghaft zittern
 vor dem Tod,

Dem unentfliehbar'n Geschick? — Sieh mich
an! Sieh!

Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferin
Geboren; nicht des Schwerts gewohnt ist
diese Hand,

Die den unschuldig frommen Hirtenstab geführt.
Doch, weggerissen von der heimatlichen Flur,
Von Vaters Busen, von der Schwestern lieber
Brust,

Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götter-
stimme, nicht

Eignes Gelüsten — euch zu bitterm Harm,
mir nicht

Zur Freude, ein Gespenst des Schreckens,
würgend gehn,

Den Tod verbreiten und sein Opfer sein zu-
legt! [ich sehn.

Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd'
Noch Vielen von den Euren werd' ich tödtlich sein,
Noch viele Wittwen machen, aber endlich werd'
Ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick.
— Erfülle du auch deines. Greife frisch zum
Schwert,

Um des Lebens süße Beute kämpfen wir.

Montgomery (steht auf).

Nun, wenn du sterblich bist, wie ich, und
Waffen dich

Verwunden, kann's auch meinem Arm be-
schieden sein,

Zur Höl' dich sendend, Englands Noth zu
endigen. [schid.

In Gottes gnäd'ge Hände leg' ich mein Ge-
ruß du, Verdamnte, deine Höllengeister an,
Dir beizustehen! Wehre deines Lebens dich!

(Er ergreift Schild und Schwert und bringt auf
sie ein; kriegerrische Musik erschallt in der Ferne,
nach einem kurzen Gefechte fällt Montgomery.)

Achter Auftritt.

Johanna (allein).

Dich trug dein Fuß zum Tode — Fahre hin!
(Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll
stehen.)

Erhabne Jungfrau, du wirkst Mächtiges in mir!
Du rüfdest den untriergerischen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du.
In Mitleid schmilt die Seele, und die Hand
erhebt,

Als brähe sie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühnden Leib des Wegners zu verletzen,
Schon vor des Eisens blanker Schneide schau-
bert mir,

Doch, wenn es Noth thut, alsbald ist die
Kraft mir da,

Und, nimmer irrend in der zitternden Hand,
regiert

Das Schwert sich selbst, als wär' es ein
lebend'ger Geist.

9. und 10. Auftritt. Ein Ritter mit ge-
schlossenem Visir erscheint und fährt die Jung-
frau mit Drohen und Schmähen an. Sie er-
kennt ihn an seiner Haltung als einen Fürsten, an
seiner Binde als einen Burgunder. Er erklärt
sich als den Herzog und öffnet das Visir. Du-
nois und La Hire eilen der Jungfrau zur Hülfe
herbei. Burgund schilt sie heftig, daß sie die
Schildknappen einer Teufelsbirne machen und for-
dert sie alle zum Kampf heraus. Johanna trennt
sie, Ruhe gebietend. Dann gibt sie dem Herzog
zu bedenken, wer diejenigen seien, die er zu ver-
tilgen brenne, ob sie nicht alle zu den Seinen ge-
hören; ihre Arme seien ihm geöffnet, ihnen sei er
auch noch als Feind ehrwürdig. Burgund sträubt
sich gegen den gewinnenden Ton ihrer Rede, und
fordert Dunois zu den Waffen auf, Johanna stellt
ihm vor, daß nicht die Noth sie zum Bitten zwinge,
die Franken seien Sieger und bereit, mit ihm den
Lorbeer zu theilen. Sie dringt lebhaft in ihn, auf
Frankreichs Seite zu treten, für welches der Him-
mel selbst kämpfe. Burgund, der ihre mächtigen
Worte für Eingebungen böser Geister erklärt, fühlt
sich schon wanken und ruft nochmals seine Begner
zu den Waffen. Johanna fragt ihn, ob Eintracht
stiften, ob Kampf für das Vaterland, für die ge-
rechte Sache Geschäfte der Hölle seien? woher sie,
das einfache Hirtenmädchen, die Kunde hoher Dinge,
die gewaltige Kraft der Rede habe schöpfen kön-
nen, wenn nicht von oben? Voll Erstaunen und
Rührung erklärt sich der Herzog überwältigt, und
Johanna, entzückt über ihren Sieg, läßt Schwert
und Fahne sinken, eilt auf ihn zu und umarmt
ihn mit leidenschaftlicher Freude. Dunois und La
Hire folgen ihrem Beispiel.

Dritter Aufzug.

1. Auftritt. Im Hoflager des Königs zu
Chalons finden wir Dunois und La Hire in
einem Gespräch über Johanna begriffen. Dunois
erklärt seine feste Absicht, Johanna als Braut heim-
zuführen. Vergebens erinnert ihn La Hire, der sie
ebenfalls zur Gattin wünscht, an ihre niedre Her-
kunft; Dunois findet sie vollkommen ebenbürtig,
ja über alle Fürstenthrone unendlich erhaben. La
Hire will die Entscheidung dem Könige, Dunois
der Jungfrau überlassen wissen.

2. Auftritt. Darüber kommt der König mit
Sorel, Du Chatel und Chatillon. Der
Letzgenannte, schon im Gespräch mit dem Kö-
nige, meldet ihm, der Herzog von Burgund, sein

bereit, ihn als Herrn und König an- und werde bald erscheinen. Die von stellten Bedingungen der Unterwerfung: nig ihn, wenn er zu seinen Füßen freundlich umarmen, des alten Streits versehen nicht erwähnen, Alle, auch wenn sie es wolle, in die Versöhnung zwölf Ritter als Bürgen für sein Wort vom Erzbischof eine Hostie zwischen Burgund als Versöhnungspfand theilen, — diese Bedingungen gewährt der Freuden. Selbst den Wunsch, daß Du a ersten Gruß nicht gegenwärtig sei, mit garter Schonung für Jenen. Dann reis auf, den Herzog mit hundert edeln holen, und befiehlt, daß Krieger und festlich empfangen sollen. Indes er- peten, und ein Edelmacht meldet des zug. Dunois mit La Hire und Cha- ihm entgegen. Karl äußert gegen die weinende Sorel seine Rührung über das reigniß. Der Erzbischof, am Fenster breibt den enthusiastischen Empfang des n Volke. Karl preist die Gneigtheit ie zugefügten Leiden zu vergessen, und rel, selbst ihre heftige Freude zu be- i den Herzog durch nichts zu beschämen üben.

Dritter Austritt.

in Burgund. Dunois. La Hire. und noch zwei andere Ritter von Gefolge. Der Herzog bleibt am Ein- ; der König bewegt sich gegen ihn, ert sich Burgund, und in dem Augen- r sich auf ein Knie will niederlassen, t ihn der König in seinen Armen.

Karl.

uns überrascht — euch einzuholen wir — Doch ihr habt schnelle Pferde.

Burgund.

mich zu meiner Pflicht.
die Sorel und küßt sie auf die Stirne.)

Mit eurer

Wase! Das ist unser Herrenrecht und kein schönes Weib darf sich weigern.

Karl.

Eure Hofstatt ist
er Minne, sagt man, und der Markt,
Schöne muß den Stapel halten.

Burgund.

n handeltreibend Voll, mein König!
h wächst in allen Himmelstrichen,
gestellt zur Schau und zum Genuß

Auf unserm Markt zu Brugg; das höchste aber
Von allen Gütern ist der Frauen Schönheit.

Sorel.

Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis;
Doch auf dem Markte wird sie nicht gesehn.

Karl.

Ihr steht in bösem Ruf und Leumund, Vetter,
Daß ihr der Frauen schönste Tugend schmächt.

Burgund.

Die Neberei straft sich am schwersten selbst.
Wohl euch, mein König! Früh hat euch das
Herz,

Was mich ein wildes Leben spät, gelehrt!
(Er bemerkt den Erzbischof und reicht ihm die Hand.)
Ehrwürdiger Mann Gottes, euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz;
Wer euch will finden, muß im Guten wandeln.

Erzbischof.

Mein Meister rufe, wann er will, dieß Herz
Ist freudensatt, und ich kann fröhlich scheiden,
Da meine Augen diesen Tag gesehn!

Burgund (zur Sorel).

Man spricht, ihr habt euch eurer edeln Steine
Beraubt, um Waffen gegen mich daraus
Zu schmieden? Wie? Seid ihr so kriegerisch
Gesinnt? War's euch so ernst, mich zu ver-
derben?

Doch unser Streit ist nun vorbei; es findet
Sich Alles wieder, was verloren war.

Auch euer Schmutz hat sich zurück gefunden;
Zum Kriege wider mich war er bestimmt;
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedens-
zeichen.

(Er empfängt von einem seiner Begleiter das
Schmutzlästchen und überreicht es ihr geöffnet.
Agnes Sorel sieht den König betroffen an.)

Karl.

Nimm das Geschenk, es ist ein zweifach theures
Pfand

Der schönen Liebe mir und der Versöhnung.

Burgund

(indem er eine brillante Rose in ihre Haare steckt).
Warum ist es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde sie mit gleich geneigtem Herzen
Auf diesem schönen Haupt befestigen.

(Ihre Hand bedeutend fassend.)

Und zählt auf mich, wenn ihr dereinst des
Freundes

Bedürfen solltet!

(Agnes Sorel, in Thränen ausbrechend, tritt auf
die Seite, auch der König bekämpft eine große
Bewegung, alle Umstehenden blicken gerührt auf
beide Fürsten.)

Burgund

(Indem er Alle der Reihe nach angesehen, wirft er sich in die Arme des Königs).

O, mein König!

(In demselben Augenblick eilen die drei burgundischen Ritter auf Dunois, La Hire und den Erzbischof zu und umarmen einander. Beide Fürsten liegen eine Zeitlang einander sprachlos in den Armen.)

Euch konnt' ich hassen! Euch konnt' ich entsagen!

Karl.

Still, still! Nicht weiter!

Burgund.

Diesen Engelländer
Konnt' ich krönen! Diesem Fremdling Treue
schwören!

Euch, meinen König, in's Verderben stürzen!

Karl.

Vergeßt es! Alles ist verziehen. Alles
tilgt dieser einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn!

Burgund (faßt seine Hand).

Ich will gut machen! Glaubet mir, ich will's.
Alle Leiden sollen euch erstattet werden,
Euer ganzes Königreich sollt ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf soll daran fehlen!

Karl.

Wir sind vereint. Ich fürchte keinen Feind
mehr.

Burgund.

Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wider euch. O, wüßtet ihr —
Warum habt ihr mir diese nicht geschickt?

(Auf die Sorel zeigend.)

Nicht widerstanden hätt' ich ihren Thränen.
Nun soll uns keine Macht der Hölle mehr
Entzweien, da wir Brust an Brust geschlossen!
Jetzt hab' ich meinen wahren Ort gefunden,
An diesem Herzen endet meine Irrfahrt.

Erzbischof (tritt zwischen Beide).

Ihr seid vereinigt, Fürsten! Frankreich steigt,
Ein neu verjüngter Phönix, aus der Asche;
Uns lächelt eine schöne Zukunft an.

Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüsteten, die Städte
Aus ihrem Schutt sich prangender erheben,
Die Felder bedecken sich mit neuem Grün —

Doch, die das Opfer eures Zwists gefallen,
Die Todten stehen nicht mehr auf; die Thränen,
Die eurem Streit geflossen, sind und bleiben
Geweint! Das kommende Geschlecht wird blühen;
Doch das vergangne war des Glends Raub,
Der Enkel Glüd erweckt nicht mehr die Väter.
Das sind die Früchte eures Bruderszwists!

Laßt's euch zur Lehre dienen! Fürchtet

Gottheit

Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreißt.

Loslassen

Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht
Gelehrig, wie der Fall sich aus den Lüften
Zurückschwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menschenstimme.
Nicht zweimal kommt im rechten Augenblick,
Wie heut', die Hand des Retters aus den
Wolken.

Burgund.

O Sire! Euch wohnt ein Engel an der Seite.
— Wo ist sie? Warum seh ich sie nicht hier?

Karl.

Wo ist Johanna? Warum fehlt sie uns
In diesem festlich schönen Augenblick,
Den sie uns schenkte?

Erzbischof.

Sire! Das heil'ge Mädchen
Liebt nicht die Ruhe eines müß'gen Hof's,
Und ruft sie nicht der göttliche Befehl
An's Licht der Welt hervor, so meidet sie
Beschämt den eiteln Blick gemeiner Augen.
Gewiß bespricht sie sich mit Gott, wenn sie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geschäftig ist;
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

4. Auftritt. Johanna kommt zu den Vorigen, im Harnisch, aber ohne Helm, einen Kranz in den Haaren tragend. Vom Herzoge, der sie bisher nur als schreckenverbreitende Kriegerin gesehen, ihrer Anmuth wegen bewundert, weiß sie schnell das Gespräch auf Du Chatel zu lenken, den Einzigen, der noch nicht in den frohen Bund der Versöhnten aufgenommen ist. Burgund sträubt sich einen Augenblick gegen die Ausöhnung, fühlt sich aber bald von Johanna's Worten überwältigt, und umarmt Du Chatel, indem er den Geist seines Vaters und die Todesgötter um Vergebung bittet, daß er sein Rachegeübde bricht. Der König dankt der Jungfrau, daß sie so schön ihr Wort gehalten, und fragt, wie er ihr lohnen könne. Sie ermahnt ihn, auch im Glücke stets menschlich zu bleiben, und selbst gegen den Niedrigsten Milde und Gerechtigkeit zu üben. Dann prophezeit sie ihm den wachsenden Glanz Frankreichs in den kommenden Jahrhunderten und die Revolution. Auch Burgund bittet, ihm seines Stammes Zukunft zu eröffnen. Sie deutet in unbestimmten Ausdrücken auf Karl's des Kühnen Macht, seinen Fall, auf Maria von Burgund, aus deren Ehe mit Maximilian von Oesterreich die mächtigsten Monarchen entsprossen sollten. Auf des Königs Frage, ob der jetzt erneute Freundschaftsbund fortbauern werde, antwortet sie ausweichend und warnt vor Zwietracht. Auch Agnes Sorel wünscht ein erfreuliches Orakel; doch Johanna sieht nur große Weltgeschicke

Von Dunois über ihr eigenes Schicksal das ohne Zweifel glücklich sein werde, erle, das Glück wohne nur droben im Schooß derer. Doch der König sucht sogleich ihr zu gründen, indem er sie und ihren Vater beahelt; auch für einen edeln Vatten will n, — da treten nacheinander Dunois und vor, und bitten um ihre Hand. Der bewundert Johanna's Macht über die Ge- und will die Entscheidung ihrem Herzen n. Während Johanna erröthend schweigt, sich Agnes, mit ihr diese Angelegenheit im zu berathen. Schon will sich der König; da erklärt Johanna entschieden, daß sie, gerin des höchsten Gottes, nicht eines Man- tin werden könne. Umsonst versuchen der of und der König, sie umzustimmen; sie legt entrüstet, daß man in ihr, der gott- a Ketterin, nichts als ein Weib erblicken nd sehnt sich fort aus der müßigen Ruhe ftengetümmel.

7. Auftritt. Ein Ritter meldet, der Feind die Marne gegangen und stelle sein Heer mpfe auf. Johanna, begeistert, fühlt Seele wieder frei, und eilt hinaus, die zu ordnen. Karl, Dunois und Bur- wechseln noch einige Worte über den be- den Kampf; worauf der König von Abschied nimmt, die ihn voll guter Ahnung n Vertrauens entläßt. Muthiger Trompeten- hallt und geht (über der Verwandlung des izes) in Schlachtgetümmel über. (Das fällt bei offener Scene ein und wird von den Instrumenten hinter der Scene begleitet.)

8. Auftritt. In einer freien, von Bäumen n Gegend ziehen in der Ferne Soldaten über. Darauf erscheint Talbot, tödtlich t, auf Gastolf gestützt und von Soldaten

Er läßt sich unter den Bäumen nieder- id befehlt den Andern, in die Schlacht ehren. Den herbeileitenden Lionel fordert wenigstens Paris zu retten, da Rheims sei. Lionel theilt ihm die eben erhaltene mit, daß Paris sich mit dem Dauphin habe. Da reißt Talbot, des Lebens über- seinen Verband auf. Lionel empfiehlt er Sorge Gastolf's, weil ihn die gefähr- e der Seinigen auf das Schlachtfeld rufe. eklagt voll Grimm den Sieg, den der Un- die erhabene Vernunft davontrage, und beden, der sein Leben an das Große und setzt. Auf Lionel's Ermahnung, seine ugenblicke dem Gedanken an das Jenseits en, nicht achtend, zürnt er fort, daß er e andere Tapfere, der Tapferkeit, dem ewig en Schicksal, sondern so grober Gaulelei Nach Lionel's Abschied drückt Talbot im präch seinen Unglauben an eine Fortdauer des Grabes und die tiefste Verachtung des lebens aus. — Darüber erscheinen Feinde.

ff. Handbuch. I.

7. Auftritt. Karl, Burgund, Dunois und Du Chatel mit Soldaten treten als Sieger auf. Karl bemerkt Talbot und befiehlt, dem unbekannten Sterbenden, den schon die Rüstung als einen hervorragenden Mann bezeichnet, beizuspringen. Die hinzueilenden Soldaten weist Gastolf stolz zurück. Plötzlich erkennt ihn Burgund und geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn starr an und stirbt. Dunois begrüßt den König nun, da der furchtbare Talbot nicht mehr lebe, als gesichert auf seinem Throne. Karl betrachtet den Todten eine Zeitlang schweigend; dann gesteht er sich, daß Talbot einem Hühnern, nicht ihm erlegen sei. Auf seinen Befehl bringen Soldaten den Leichnam des Helden hinweg. Karl will ihm ein ehrenvolles Grabmal setzen; die Stelle, wo sich sein Grabmal erheben wird, mitten in Frankreich, soll seine Grabscrift sein. Gastolf überreicht dem König sein Schwert als Gefangener. Der König gibt es ihm zurück und will, daß er frei seinem Herrn zum Grabe folge. Dann entsendet er Du Chatel mit der Siegesbotschaft an Sorel, die im Triumph nach Rheims geführt werden soll.

8. Auftritt. Dunois fragt den herbeileitenden La Hire nach der Jungfrau. Dieser hat sie an Dunois Seite sechtend verlassen, und Dunois hat sie von La Hire beschützt geglaubt, als er dem Könige zu Hülfe eilte. Burgund sah vor Kurzem ihre Fahne im dichtesten Feindeshaufen. Dunois ahnt Böses. Alle eilen auf des Königs Aufforderung, sie zu retten, fort.

(Eine andere öde Gegend des Schlachtfeldes. Man sieht die Thürme von Rheims in der Ferne von der Sonne beleuchtet).

Neunter Auftritt.

(Ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung mit geschlossenem Visir. Johanna verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er stille steht und sie erwartet.)

Johanna.

Arglist'ger! jetzt erkenn' ich deine Lüge!
Du hast mich trüglisch durch verstellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und
Schicksal

Von vieler Brittensohne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich selber das Verderben.

Schwarzer Ritter.

Warum verfolgst du mich und heftest dich
So wuthentbrannt an meine Fersen? Mir
Ist nicht bestimmt, von deiner Hand zu fallen.

Johanna.

Verhaßt in tiefster Seele bist du mir,
Gleichwie die Nacht, die deine Farbe ist.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags,
Treibt mich die unbezwingliche Begier.

Wer bist du? Deffne dein Visir. — Hätt' ich
Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen ſehn, ſo ſagt' ich, du wärſt Talbot.
Schwarzer Ritter.

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeiſtes?
Johanna.

Sie redet laut in meiner tiefften Bruſt,
Daß mir das Unglück an der Seite ſteht.

Schwarzer Ritter.

Johanna d'Arc! Biß an die Thore Rheims
Bißt du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbene Ruhm. Entlaſſe
Das Glück, das dir als Knabe hat gedient,
Eh' es ſich zürnend ſelbſt befreit: es haßt
Die Treu, und Keinem dient es biß an's Ende.

Johanna.

Was heißeſt du in Mitte meines Laufs
Mich ſtille ſtehen und mein Werk verlaſſen?
Ich führ' es aus und löſe mein Gelübde!

Schwarzer Ritter.

Nichts kann dir, du Gewaltge, widerſtehn,
In jedem Kampfe ſiegeſt du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna.

Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als biß das ſtolze England niederliegt.

Schwarzer Ritter.

Schau hin! Dort hebt ſich Rheims mit ſeinen
Thürmen,

Das Ziel und Ende deiner Fahrt — die Kuppel
Der hohen Kathedrale ſiehſt du leuchten:

Dort wirſt du einziehn im Triumphgepräng',
Deinen König krönen, dein Gelübde löſen.

— Geh' nicht hinein! Keh' um! Hör' meine
Warnung!

Johanna.

Wer bißt du, doppelzüngig falſches Weſen,
Das mich erſchrecken und verwirren will?
Was maßeſt du dir an, mir falſch' Orakel
Betrüglich zu verkündigen?

(Der ſchwarze Ritter will abgehen, ſie tritt ihm
in den Weg.)

Nein, du ſteheſt

Mir Rede oder ſtirbeſt von meinen Händen!
(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

Schwarzer Ritter

(berührt ſie mit der Hand, ſie bleibt unbeweglich
ſtehen).

Tödie, was ſterblich iſt!

(Nacht, Blitz und Donnerschlag. Der Ritter verſinkt.)

Johanna

(ſteht anfangs erſtaunt, ſaßt ſich aber bald wieder.)
Es war nichts Lebendes. Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerſpenſt'ger Geiſt,

Geraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines
Gottes?

Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und läm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Muth nicht weichen und nicht
wanken!

(Sie will abgehen.)

Dehuter Auftritt.

Lionel Johanna.

Lionel.

Verfluchte! rüſte dich zum Kampf — Nicht Beide
Verlaſſen wir lebendig dieſen Platz.

Du haſt die Beſten meines Volks getödtet;
Der edle Talbot hat die große Seele
In meinen Buſen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder theile ſein Geſchid.

Und daß du wiſſeſt, wer dir Ruhm verleih't,
Er ſterbe oder ſiege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürſten unſers Heers,
Und unbezwungen iſt noch dieſer Arm.

(Er dringt auf ſie ein; nach einem kurzen Gefechte
ſchlägt ſie ihm das Schwert aus der Hand.)

Treuloſes Glück!

(Er ringt mit ihr.)

Johanna

(ergreift ihn von hinten zu am Helmbuſch und
reißt ihm den Helm gewaltſam herunter, daß ſein
Geſicht entblößt wird, zugleich zuckt ſie das Schwert
mit der Rechten).

Erleide, was du ſuchteſt!

Die heilige Jungfrau opfert dich durch mich!
(In dieſem Augenblick ſieht ſie ihm in's Geſicht;
ſein Anblick ergreift ſie, ſie bleibt unwillkürlich
ſtehen und läßt dann langſam den Arm ſinken.)

Lionel.

Was zauberſt du und hemmſt den Todesſtreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmſt den
Ruhm,

Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.
(Sie gibt ihm ein Zeichen mit der Hand, ſich zu
entfernen.)

Entfliehen ſoll ich? Dir ſoll ich mein Leben
Verdanken? — Eher ſterben!

Johanna

(mit abgewandtem Geſicht).

Ich will nichts davon wiſſen, daß dein Leben
In meine Macht gegeben war.

Lionel.

Ich haſſe dich und dein Geſchent — ich will

Schonung — Töbte deinen Feind, der dich
heut, der dich töbten wollte.

Johanna.

Töbte mich

du fliehe!

Lionel.

Hal was ist das?

Johanna (verbirgt das Gesicht).

Wehe mir!

Lionel (tritt ihr näher).

Best, sagt man, alle Engländer,
im Kampf bezwingst — Warum nur mich
onen?

Johanna

das Schwert mit einer raschen Bewegung
ihn, läßt es aber, wie sie ihn in's Gesicht
faßt, schnell wieder sinken).

Heil'ge Jungfrau!

Lionel.

Warum nennst du
eil'ge? sie weiß nichts von dir; der
Himmel

ihnen Theil an dir.

Johanna (in der heftigsten Bedrängung).

Was hab' ich

! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!
Sie ringt verzweifelt die Hände.)

Lionel

et sie mit Theilnahme und tritt ihr näher).

Nich Mädchen! Ich beklage dich.

hört mich; du hast Großmuth ausgeübt
allein; ich fühle, daß mein Haß
findet, ich muß Antheil an dir nehmen!
x bist du? Woher kommst du?

Johanna.

Fort! Entfliehe!

Lionel.

ammert deine Jugend, deine Schönheit!
nblid bringt mir in das Herz. Ich möchte
rne retten — Sage mir, wie kann ich's?
! Komm! Entsage dieser gräßlichen
bung — Wirf sie von dir diese Waffen!

Johanna.

unwürdig, sie zu führen!

Lionel.

Wirf

n dir, schnell, und folge mir!

Johanna (mit Entsetzen).

Dir folgen!

Lionel.

mst gerettet werden. Folge mir!

ll dich retten, aber säume nicht.

Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Schonen, dich zu retten —
(Bemächtigt sich ihres Armes.)

Johanna.

Der Bastard naht! Sie sind's! Sie suchen mich!
Wenn sie dich finden —

Lionel.

Ich beschütze dich!

Johanna.

Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen!

Lionel.

Bist du dir theuer?

Johanna.

Heilige des Himmels!

Lionel.

Werd' ich dich wiedersehen? von dir hören?

Johanna.

Nie! Niemals!

Lionel.

Dieses Schwert zum Pfand, daß ich

Dich wiedersehe!

(Er entreißt ihr das Schwert.)

Johanna.

Rasender, du wagst es?

Lionel.

Jetzt weich' ich der Gewalt, ich seh' dich wieder!
(Er geht ab.)

Elfter Austritt.

Dunois und La Hire. Johanna.

La Hire.

Sie lebt! Sie ist's!

Dunois.

Johanna, fürchte nichts!

Die Freunde stehen mächtig dir zur Seite.

La Hire.

Flieht dort nicht Lionel?

Dunois.

Laß ihn entfliehn!

Johanna, die gerechte Sache siegt.

Rheims öffnet seine Thore; alles Volk

Strömt jauchzend seinem Könige entgegen —

La Hire.

Was ist der Jungfrau? Sie erbleicht, sie sinkt!

(Johanna schwindelt und will sinken).

Dunois.

Sie ist verwundet — Reißt den Panzer auf —

Es ist der Arm und leicht ist die Verletzung.

La Hire.

Ihr Blut entfliehet!

Johanna.

Hinströmen!

Laßt es mit meinem Leben

(Sie liegt ohnmächtig in La Hire's Armen.)

Vierter Aufzug.

(Ein festlich geschmückter Saal. Die Säulen sind mit Festons umwunden; hinter der Scene Flöten und Hoboen.)

Erster Austritt.

Johanna.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme
schweigen,

Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz;
Daß weite Rheims saßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste.

Und einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und ein Gedanke schlägt in jeder Brust;
Was sich noch jüngst in blut'gem Haß getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Lust.
Wer nur zum Stamm der Franken sich belennet,
Der ist des Namens stolzer sich bewußt;
Erneuert ist der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt seinem Königssohne.

Doch mich, die all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück;
Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieser Festlichkeit zurück,
In's brit'sche Lager ist es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde schweift der Blick,
Und aus der Freunde Kreis muß ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild

In meinem reinen Busen tragen?

Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt,

Darf einer ird'schen Liebe schlagen?

Ich, meines Landes Retterin,

Des höchsten Gottes Kriegerin,

Für meines Landes Feind entbrennen?

Darf ich's der leuchten Sonne nennen,

Und mich vernichtet nicht die Scham?

(Die Musik hinter der Scene geht in eine weiche,
schmelzende Melodie über.)

Wehe! Weh' mir! Welche Töne!

Wie verführen sie mein Ohr!

Jeder ruft mir seine Stimme,

Baubert mir sein Bild hervor!

Daß der Sturm der Schlacht mich faßte,

Speere tausend mich umtönten

In des heißen Streites Wuth!

Wieder fand' ich meinen Muth!

Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umstriden sie mein Herz!
Jede Kraft in meinem Busen
Lösen sie in weichem Sehnen,
Schmelzen sie in Wehmuths-Thränen!

(Nach einer Pause lebhafter.)

Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
In's Auge sah? Ihn tödten! Eher hätt' ich
Den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!
Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörtest du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit
Auch bei den Andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verstunnte sie, als der Walliser dich,
Der zarte Jüngling, um sein Leben flehte?
Arglistig Herz! du lügst dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!

Warum mußt' ich ihm in die Augen sehn!
Die Züge schaun des edeln Angesichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug forbert Gott;
Mit blinden Augen mußt'est du's vollbringen!
Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!
(Die Flöten wiederholen, sie versinkt in eine stille
Wehmuth.)

Fronmer Stab! O, hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!

Ach, ich sah den Himmel offen
Und der Selgen Angesicht!
Doch auf Erden ist mein Hoffen,
Und im Himmel ist es nicht!
Wußtest du ihn auf mich laden,
Diesen furchtbaren Beruf!
Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Daß der Himmel fühlend schuf?

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die, frei von Sünden,
Stehn in deinem ew'gen Haus;
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Rümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh';

ich in's Leben,
irrtensaal,
dabin zu geben,
meine Wahl!

Agnes, in lebhafter Rührung
wie sie Johanna erblickt, auf
sie. Dann aber, sich plötzlich
vor ihr nieder und spricht ihre
Eng, ihren Dank und ihr Glück
rau sie sanft emporzieht, äußert
em Vertrauen den Wunsch, daß
sein und Liebe fühlen könnte.
Jetzt grade siebenfaches Erg um
Sorel gedenkt des Grafen
Liebe; Johanna wendet sich mit
Jungfrau entschlüpfen ein paar
glückliches Geschick, worauf Agnes
Glückes und Glanges zu ver-
Doch Johanna hat keinen
Rückkehr, sie fühlt sich von der
m bedrängt. Solche Neußer-
hsel für Agnes: wenn Johanna
agen soll, wie darf sie denn
sie, die an der allgemeinen
ische Weise Theil nimmt, indem
des Geliebten im Auge hat?
preißt, im Stillen ihr eigenes
ergleichend, Sorel's glücklicheres
Gefühl so offen bekennen dürfe,
n mit der allgemeinen Wonne
Das Feuer, mit dem Johanna
echt Sorel's ganzes Vertrauen,
frau um den Hals fällt. Allein
hr mit Festigkeit, bittet, ihre
fliehen, und versetzt Agnes in
Schrecken.

Louison kommt mit Du Chatel
die Fahne der Jungfrau trägt,
Johanna im Krönungzuge,
gehend, die Fahne tragen soll.
überreichen; sie bebt schauernd
ihr Benehmen erstaunt, rollt
auseinander, um sie zu über-
ihrige sei. Johanna sieht mit
Bilde der heiligen Mutter hin,
stet Sorel's beruhigender Zu-
gürnende Himmelskönigin selbst
und La Hire äußern ihr Er-
el bekennet, daß er längst eine
und die Krönung schon beendet
Hire's Zureden verschleht seine
inna; und wie der ertönende
le gebietet, muß man ihr die
worauf sie mit den Uebrigen

tritt. Die Scene verwandelt sich
der Kathedrale. Den Krönungs-
is der Ferne. Zuschauer erfüllen
Aus ihnen heraus treten Ver-
larie und Etienne (Louison's

und Margot's Gatten) in den Vordergrund, und
besprechen sich über das ungeheure Menschengedränge.
Dann kommen auch Margot und Louison und
drücken ihre gespannte Erwartung auf das bevor-
stehende Wiedersehen ihrer Schwester aus. Hierauf
der Krönungszug. Nachdem er beendet und in
der Kirche ist, bleiben Louison, Margot,
Claude Marie, Etienne und Bertrand
auf der Bühne zurück und besprechen sich über
Johanna. Louison bemerkt, daß Johanna sie nicht
erkannt habe, und blaß und zitternd unter ihrer
Fahne dahergeschritten sei; sie habe sich über den
Anblick nicht freuen können. Margot dagegen
äußert mit mehr Befriedigung, wie sie nun ihre
Schwester im Glanze gesehen, und des Vaters
Traum sich erfüllt habe. Louison erinnert, daß er
auch traurige Gesichte gesehen. Bertrand, sie unter-
brechend, ermahnt, in die Kirche zu gehen, wozu
Margot, in der Hoffnung, dort der Schwester zu
begegnen, beistimmt. Louison dagegen schlägt augen-
blickliche Rückkehr nach Dom Remy vor; die
Schwester gehöre ihnen nicht mehr an, ihr Platz
sei bei Königen und Fürsten. Margot und Ber-
trand widersprechen. Da ertönen Pauken und Trom-
peten aus der Kirche, und auf Claude Marie's
Aufforderung eilen Alle nach dem Hintergrunde.

8. Auftritt. Thibaut erscheint in schwarzer
Kleidung. Raimond, der ihm folgt, sucht den
Gramerfüllten aus dem Gedränge froher Menschen
zurückzuhalten und zu eiliger Entfernung aus der
Stadt zu bewegen. Doch Thibaut will den Augen-
blick nutzen, will Johanna überraschen, will sie mit
Gewalt zu ihrem Gott zurückführen, sollte sie auch
darüber zu Grunde gehen. Indes stürzt Johanna
bleich und angstgetrieben aus der Kirche ohne ihre
Fahne. Volk bringt hinzu, adortirt sie, küßt ihre
Kleider und hält sie in der Entfernung auf. Rai-
mond, im schmerzlichen Gefühl, seine Geliebte zum
zweiten Male verloren zu haben, nimmt Abschied
von Thibaut und entfernt sich; der Letztere zieht
sich nach der entgegengesetzten Seite zurück.

Neunter Auftritt.

Johanna. Volk. Hernach ihre Schwestern.

Johanna

(hat sich des Volks erwehrt und kommt vorwärts).
Ich kann nicht bleiben — Geister jagen mich,
Wie Donner schallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe stürzen auf mich ein,
Des freien Himmels Weite muß ich suchen!
Die Fahne ließ ich in dem Heiligthum,
Nie, nie soll diese Hand sie mehr berühren!
Mir war's als hätt' ich die geliebten Schwestern,
Margot und Louison, gleich einem Traum
An mir vorüber gleiten sehen. — Ach!
Es war nur eine täuschende Erscheinung!

Fern sind sie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unschuld Glück!

Margot (hervortretend).

Sie ist's! Johanna ist's!

Louison (eilt ihr entgegen).

O, meine Schwester!

Johanna.

So war's kein Wahn — Ihr seid es —

Ich umfass' euch,

Dich meine Louison! dich, meine Margot!

Hier in der fremden, menschenreichen Debe
Umfang' ich die vertraute Schwesterbrust!

Margot.

Sie kennt uns noch, ist noch die gute Schwester.

Johanna.

Und eure Liebe führt euch zu mir her

So weit, so weit! Ihr zürnt der Schwester nicht,

Die lieblos ohne Abschied euch verließ!

Louison.

Dich führte Gottes dunkele Schidung fort.

Margot.

Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,

Der deinen Namen trägt auf allen Zungen,

Hat uns erweckt in unserm stillen Dorf

Und hergeführt zu dieses Festes Feier.

Wir kommen, deine Herrlichkeit zu sehn,

Und wir sind nicht allein!

Johanna (schnell).

Der Vater ist mit euch!

Wo, wo ist er? Warum verbirgt er sich?

Margot.

Der Vater ist nicht mit uns.

Johanna.

Nicht? Er will sein Kind

Nicht sehn? Ihr bringt mir seinen Segen nicht?

Louison.

Er weiß nicht, daß wir hier sind.

Johanna.

Weiß es nicht!

Warum nicht? — Ihr verwirret euch? Ihr

schweigt

Und seht zur Erde! Sagt, wo ist der Vater?

Margot.

Seitdem du weg bist —

Louison (winkt ihr).

Margot!

Margot.

Ist der Vater

Schweremüthig worden.

Johanna.

Schweremüthig?

Louison.

Tröste dich!

Du kennst des Vaters ahnungsvolle Seele!

Er wird sich fassen, sich aufrieden geben,
Wenn wir ihm sagen, daß du glücklich bist.

Margot.

Du bist doch glücklich? Ja, du mußt es sein,
Da du so groß bist und geehrt!

Johanna.

Ich bin's,

Da ich euch wieder sehe, eure Stimme
Bernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.

Da ich die Heerde trieb auf unsern Höhen,

Da war ich glücklich, wie im Paradies —

Kann ich's nicht wieder sein, nicht wieder
werden?

(Sie verbirgt ihr Gesicht an Louisons Brust.
Claude Marie, Etienne und Bertrand zeigen sich
und bleiben schüchtern in der Ferne stehen.)

Margot.

Kommt, Etienne! Bertrand! Claude Marie!

Die Schwester ist nicht stolz; sie ist so sanft

Und spricht so freundlich, als sie nie gethan,

Da sie noch in dem Dorf mit uns gelebt.

(Sene treten näher und wollen ihr die Hand re-
cken; Johanna sieht sie mit starren Blicken an
und fällt in ein tiefes Staunen.)

Johanna.

Wo war ich? Sagt mir, war das Alles nur

Ein langer Traum, und bin ich aufgewacht?

Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr?

Ich war entschlafen unterm Zauberbaum

Und bin erwacht, und ihr steht um mich her,

Die wohlbelannten traulichen Gestalten?

Mir hat von diesen Königen und Schlachten

Und Kriegesthaten nur geträumt — Es waren

Nur Schatten, die an mir vorüber gingen;

Denn lebhaft träumt sich's unter diesem

Baum. —

Wie kämet ihr nach Rheims? Wie käm' ich selbst

Hieher? Nie, nie verließ ich Dom Remi!

Gesteht mir's offen und erfreut mein Herz.

Louison.

Wir sind zu Rheims. Dir hat von diesen Thaten

Nicht bloß geträumt; du hast sie alle wirklich

Vollbracht. — Erkenne dich, blick um dich her.

Befühle deine glänzend goldne Rüstung!

(Johanna fährt mit der Hand nach der Brust, be-
sinnt sich und erschrickt.)

Bertrand.

Aus meiner Hand empfängt ihr diesen Helm.

Claude Marie.

Es ist kein Wunder, daß ihr denkt zu träumen;

Denn was ihr ausgerichtet und gethan,

Kann sich im Traum nicht wunderbarer fügen.

Johanna (schnell).
 Kommt, laßt uns fliehn! Ich geh' mit euch,
 ich lehre
 In unser Dorf, in Vaters Schooß zurück.
 Louison.
 O, komm, komm mit uns!
 Johanna.

Die Menschen alle
 Erheben mich weit über mein Verdienst!
 Ihr halt mich für dich, klein und schwach gesehn;
 Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an!
 Margot.

Du wolltest allen diesen Glanz verlassen?
 Johanna.

Ich werf' ihn von mir, den verhaßten Schmutz,
 Der euer Herz von meinem Herzen trennt,
 Und eine Hirtin will ich wieder werden.
 Wie eine niedre Magd will ich euch dienen,
 Und läßen will ich's mit der strengsten Buße,
 Daß ich mich eitel über euch erhob!
 (Trompeten erschallen)

Dehnter Austritt.

Der König tritt aus der Kirche; er ist im Krönungsornat. Agnes Sorel, Erzbischof, Burgund, Dunois, La Hire, Du Chatel, Ritter, Hofleute und Volk.

Alle Stimmen
 (rufen wiederholt, während der König vorwärts kommt).

Es lebe der König Karl der Siebente!
 (Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen, daß der König gibt, gebieten die Geolde mit erhobenem Stabe Stillschweigen)

König.
 Mein gutes Volk, habt Dank für eure Liebe!
 Die Krone, die uns Gott aufs Haupt gesetzt,
 Durch's Schwert ward sie gewonnen und erobert,
 Nur edelm Bürgerblut ist sie benetzt;
 Doch friedlich soll der Oelzweig sie umgrünen.
 Gedankt sei Allen, die für uns gesochten,
 Und Allen, die uns widerstanden, sei
 Verzehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
 Und unser erstes Königswort sei — Gnade!
 Volk.

Es lebe der König, Karl der Gütige!

König.
 Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden,
 Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
 Nur aber haben sie sichtbarer Weise
 Aus seiner Hand empfangen.

(Zur Jungfrau sich wendend)

Hier steht die Gottgesandete, die euch
 Den angestammten König wieder gab,
 Daß Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!
 Ihr Name soll dem heiligen Denis
 Gleich sein, der dieses Landes Schützer ist,
 Und ein Altar sich ihrem Ruhm erheben!
 Volk.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!
 (Trompeten.)

König (zur Johanna).
 Wenn du von Menschen bist gezeugt wie wir,
 So sage, welches Glück dich kann erfreuen?
 Doch, wenn dein Vaterland dort oben ist,
 Wenn du die Strahlen himmlischer Natur
 In diesem jungfräulichen Leib verhüllst,
 So nimm das Band hinweg von unsern Sinnen
 Und laß dich sehn in deiner Lichtgestalt,
 Wie dich der Himmel sieht, daß wir anbetend
 Im Staube dich verehren.

(Ein allgemeines Stillschweigen; jedes Auge ist
 auf die Jungfrau gerichtet)

Johanna (plötzlich auftretend).
 Gott! Mein Vater!

Elfter Austritt.

Thibaut tritt aus der Menge und steht ihr
 grade gegenüber.

Mehrere Stimmen.
 Ihr Vater!

Thibaut.
 Ja, ihr jammervoller Vater,
 Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
 Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzulagen.
 Burgund.

Ha! Was ist das?

Du Chatel.
 Jetzt wird es schrecklich tagen!
 Thibaut (zum König).

Gerettet glaubst du dich durch Gottes Macht?
 Betrogner Fürst! Verblendet Volk der Franken!
 Du bist gerettet durch des Teufels Kunst.
 (Alle treten mit Entsetzen zurück.)

Dunois.
 Rast dieser Mensch?

Thibaut.
 Nicht ich, du aber rastest,
 Und diese hier, und dieser weise Bischof,
 Die glauben, daß der Herr der Himmel sich
 Durch eine schlechte Magd verkünden werde.
 Laß sehn, ob sie auch in des Vaters Stimm
 Der dreisten Lüge Gaukeispiel behauptet,
 Womit sie Volk und König hinterging.

Antworte mir im Namen des Dreieinen:
Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?
(Allgemeine Stille; alle Blicke sind auf sie gespannt:
sie steht unbeweglich.)

Sorel.

Gott, sie verstummt!

Thibaut.

Das muß sie vor dem fürchtbarn

Namen,

Der in der Hölle Tiefen selbst
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott gesendet? — An verfluchter Stätte
Ward es eronnen, unterm Zauberbaum,
Wo schon von Alters her die bösen Geister
Den Sabbath halten — Hier verkaufte sie
Dem Feind der Menschen ihr unsterblich Theil,
Daß er mit kurzem Weltruhm sie verherrliche.
Laßt sie den Arm aufstreifen, seht die Punkte,
Womit die Hölle sie gezeichnet hat!

Burgund.

Entsetzlich! — Doch dem Vater muß man glauben,
Der wider seine eigne Tochter zeugt.

Dunois.

Nein, nicht zu glauben ist dem Rasenden,
Der in dem eignen Kind sich selber schändet.

Sorel (zur Johanna).

O, rede! Brich dies unglücksel'ge Schweigen!
Wir glauben dir! Wir trauen fest auf dich!
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber sprich! Vernichte
Die gräßliche Beschuldigung — Erkläre,
Du seist unschuldig, und wir glauben dir.
(Johanna steht unbeweglich; Agnes Sorel tritt mit
Entsetzen von ihr hinweg.)

La Hire.

Sie ist erschreckt. Erstaunen und Entsetzen
Schließt ihr den Mund. — Vor solcher gräßlichen
Anklage muß die Unschuld selbst erbeben.
(Er nähert sich ihr.)

Faß dich, Johanna. Fühle dich. Die Unschuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verleumdung mächtig niederblitzt!
In edlem Zorn erhebe dich, blick' auf,
Beschämte, strafe den unwürdigen Zweifel,
Der deine heil'ge Tugend schmächt.

(Johanna steht unbeweglich. La Hire tritt entsetzt
zurück; die Bewegung vermehrt sich.)

Dunois.

Was jagt das Volk? Was zittern selbst die
Fürsten?

Sie ist unschuldig — Ich verbürge mich,
Ich selbst für sie mit meiner Fürstenehre.
Hier werf' ich meinen Ritterschuh hin:
Wer wagt's, sie eine Schuldige zu nennen?
(Ein heftiger Donnerschlag; Alle stehen entsetzt.)

Thibaut.

Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Sprich, du seist schuldlos. Lügner' es, daß der
Feind

In deinem Herzen ist, und straf' mich Lügen!
(Ein zweiter stärkerer Schlag; das Volk entflieht
zu allen Seiten.)

Burgund.

Gott schütz' uns! Welche fürchterliche Zeichen!

Du Chatel (zum König).

Kommt, kommt, mein König! Fliehet diesen Ort!

Erzbischof (zur Johanna).

Im Namen Gottes frag' ich dich: Schweigst du
Aus dem Gefühl der Unschuld oder Schuld?
Wenn dieses Donners Stimme für dich zeugt,
So fasse dieses Kreuz und gib ein Zeichen!
(Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donner-
schläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbischof,
Burgund, La Hire und Du Chatel gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dunois. Johanna.

Dunois.

Du bist mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
Beim ersten Blick, und also denk' ich noch.
Dir glaub' ich mehr, als diesen Zeichen allen,
Als diesem Donner selbst, der droben spricht.
Du schweigst in edelm Zorn; verachtest es,
In deine heil'ge Unschuld eingehüllt,
So schändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Veracht' es, aber mir vertraue dich;
An deiner Unschuld hab' ich nie gezweifelt.
Sag' mir kein Wort; die Hand nur reiche mir
Zum Pfand und Zeichen, daß du meinem Arme
Getrost vertraust und deiner guten Sache.
(Er reicht ihr die Hand hin, sie wendet sich mit
einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; er
bleibt in starrem Entsetzen stehen.)

Dreizehnter Auftritt.

Johanna. Du Chatel. Dunois. Zuletzt
Raimond.

Du Chatel (zurückkommend).

Johanna d'Arc, der König will erlauben,
Daß ihr die Stadt verlasset ungekränkt.
Die Thore stehn euch offen. Fürchtet keine
Beleidigung. Euch schützt des Königs Frieden —
Folgt mir, Graf Dunois — Ihr habt nicht
Ehre, [Ausgang!]

Hier länger zu verweilen. — Welch ein
(Er geht. Dunois fährt aus seiner Erstarrung auf,
wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab.
Diese steht einen Augenblick ganz allein. Endlich

Simonb, bleibt eine Weile in der Ferne betrachtet sie mit stillem Schmerz. Dann auf sie zu und faßt sie bei der Hand.)

Raimond.

Im Augenblick. Die Straßen
Gebt mir die Hand. Ich will
euch führen.

Im Anblick gibt sie das erste Zeichen der
Furcht, steht ihn starr an und blickt zum
Himmel. Dann ergreift sie ihn heftig bei der Hand
und geht ab.)

Fünfter Aufzug.

3. Auftritt. Die Scene stellt einen
Feldweg, mit Kehlerhütten in der Ferne, dar.
Es ist dunkel. Zwischen Donnern und Sturm-
tönen man Knallen des Geschüßes. Ein
Krieger spricht mit seinem Weibe über das
Ungewitter, das selbst unter den wilden
Völkern nicht unter den beiden, nur durch
getrennten Heeren Frieden stifte. Seit
er zu Rheims ein Hefe geworden, gehe
erwärts, und die schon ganz geschlagenen
Heere sich von Neuem. — Darüber naht
er, nebst Johanna, die mit ihm drei
Meilen nur von Wurzeln lebend, umhergeirrt.
Er bietet ihnen Obdach an und empfiehlt
ihnen, wenn sie zum französischen Heere wollten,
zu folgen. Er schenkt ihnen den Wald durchstreifen. Er
gibt seinen Rufen, wenn er aus der Stadt
mitgeben. Auf Raimond's Bitte, den
die Rüstung abzulegen, schüttelt Jo-
hanna den Kopf. Indes hat das Kehler-
Weib zur Erquickung für Johanna
eine Kanne geholt; als diese den Becher ansehen
sah, der Kehlerbub, faßt sie in's Auge,
spricht mit dem Rufe: das ist die Hefe von
den Kehlen vom Munde. Kehler und
Hefe entfliehen mit ihm.

Vierter Auftritt.

Raimond. Johanna.

Johanna (gefaßt und sanft).

Ich bin mir folgt der Fluch, und Alles
flieht mich;

Ich selber und verlaß mich auch.

Raimond.

Verlassen! jetzt! Und wer soll euer
Helfer sein?

Johanna.

Ich bin nicht unbegleitet.
Der Donner über mir gehört.

Der Halm führt mich. Sorge nicht, ich werde
gelangen, ohne daß ich's suche.

Raimond.

Wohin? Hier stehen die Engländer,

Die euch die grimmig blut'ge Rache schwuren —
Dort stehen die Unfern, die euch ausgestoßen,
Verbannt —

Johanna.

Mich wird Nichts treffen, als was
sein muß.

Raimond.

Wer soll euch Nahrung suchen? Wer euch schützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menschen?
Euch pflegen, wenn ihr krank und elend werdet?

Johanna.

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
Von meinen Schafen lern' ich das Gesunde
Vom Gift'gen unterscheiden — Ich verstehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug,
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauschen.
Der Mensch braucht wenig, und am Leben reich
Ist die Natur.

Raimond (faßt sie bei der Hand).

Wollt ihr nicht in euch gehn?

Euch nicht mit Gott versöhnen — in den
Schooß

Der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?

Johanna.

Auch du hältst mich der schweren Sünde schuldig?

Raimond.

Muß ich nicht? Euer schweigendes Geständniß —

Johanna.

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Wesen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausstieß, du hältst mich auch für die Verworfenne,
Die ihrem Gott entsagt —

(Raimond schweigt.)

O, das ist hart!

Raimond (erstaunt).

Ihr wäret wirklich keine Zauberin?

Johanna.

Ich eine Zauberin?

Raimond.

Und diese Wunder,

Ihr hättet sie vollbracht mit Gottes Kraft
Und seiner Heiligen?

Johanna.

Mit welcher sonst?

Raimond.

Und ihr verstummtet auf die gräßliche [nig,
Beschuldigung? Ihr redet jetzt, und vor dem Ad-
Wo es zu reden galt, verstummtet ihr?

Johanna.

Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick,
Das Gott, mein Meister, über mich verhängte.

Raimond.

Ihr konntet eurem Vater nichts erwiedern?

Johanna.

Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung sein.

Raimond.

Der Himmel selbst bezeugte eure Schuld!

Johanna.

Der Himmel sprach, drum schwieg ich.

Raimond.

Wie? Ihr konntet

Mit einem Wort euch reinigen, und ließt
Die Welt in diesem unglücksel'gen Irrthum?

Johanna.

Es war kein Irrthum, eine Schidung war's.

Raimond.

Ihr littet alle diese Schmach unschuldig,
Und keine Klage kam von euren Lippen!
— Ich staune über euch; ich steh' erschüttert;
Im tiefsten Busen lehrt sich mir das Herz!
O, gerne nehm' ich euer Wort für Wahrheit,
Denn schwer ward mir's, an eure Schuld zu
glauben.

Doch konnt' ich träumen, daß ein menschlich Herz
Das Ungeheure schweigend würde tragen?

Johanna.

Verbient' ich's, die Gesandete zu sein,
Wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte?
Und ich bin nicht so elend, als du glaubst.
Ich leide Mangel, doch das ist kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig,
Doch in der Debe lern' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust; ich war
Die Unglückseligste, da ich der Welt
Am meisten zu beneiden schien — Jetzt bin ich
Geheilt, und dieser Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund;
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir ist Friede — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!

Raimond.

O, kommt, kommt, laßt uns eilen, eure Unschuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!

Johanna.

Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen!
Nur, wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget.
Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schicksal fließen.

Raimond.

Ich sollte schweigend dulden, bis der Zufall —

Johanna (ihn sanft bei der Hand fassend).

Du siehst nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'sche Band.

Ich habe das Unsterbliche mit Augen
Gesehen — Ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menschen — Siehst du dort
die Sonne

Am Himmel niedergehen — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

5. und 6. Auftritt. Isabeau mit Soldaten erscheinen in der Ferne. Die Soldaten taumeln erschrocken zurück, als sie die Jungfrau bemerken. Die Königin tritt vor, stutzt einen Augenblick, faßt sich aber bald und nimmt Johanna gefangen. Raimond entflieht voll Verzweiflung. Isabeau läßt die Gefangene fesseln, und erfährt von ihr voll Staunen, daß der Dauphin sie verbannt hat. Die Königin befiehlt, das Furchtgespenst dem Heer zu zeigen und zu Lionel zu bringen. Trotz Johanna's Bitten, sie eher zu ermorden, als zu Lionel zu senden, wiederholt sie den Befehl und entfernt sich. — Umsonst versucht nun Johanna, indem sie die Soldaten an alles ihnen zugefügte Leid erinnert, sie zu blutiger Rache zu entflammen; sie muß ihnen folgen.

7. und 8. Auftritt. Wir sehen uns in's französische Lager versetzt. Der Erzbischof ermahnt den Bastard, seinen Unmuth zu bezwingen und dem bedrängten König nicht seinen Arm zu entziehen. Dunois zürnt über die Verbannung der Jungfrau und großt besonders dem anwesenden Du Chatel. Der Erzbischof gesteht, daß man schweres Unrecht begangen zu haben fürchte, und daß Alle voll Reue und Betrübniß sind; er fleht, der Himmel möge das Geheimniß durch ein Wunder aufhellen. — Darüber wird ein junger Schäfer angemeldet, und Raimond, hereingeführt, bezeugt bei seinem Seelenheil Johanna's Unschuld und berichtet ihre Gefangennahme. Dunois, in der leidenschaftlichsten Aufregung, stürmt fort, sie noch heute zu befreien.

(Ein Wartthurm, oben eine Oeffnung.)

Neunter Auftritt.

Bastolf, Isabeau, Johanna und Lionel.

Bastolf (eilig hereintretend).

Das Volk ist länger nicht zu bändigen.
Sie fordern wüthend, daß die Jungfrau sterbe.
Ihr widersteht vergebens. Tödtet sie
Und werft ihr Haupt von dieses Thurmes Ginnen.
Ihr fließend Blut allein versöhnt das Heer.

Isabeau (kommt).

Sie setzen Leitern an, sie laufen Sturm!
Befriediget das Volk. Wollt ihr erwarten,
Bis sie den ganzen Thurm in blinder Wuth
Umkehren, und wir Alle mit verderben?
Ihr könnt sie nicht beschützen. Gebt sie hin.

Lionel.

anstürmen! Laßt sie wüthend toben!
 loß ist fest, und unter seinen Trümmern
 ich mich, eh' mich ihr Wille zwingt.
 Worte mir, Johanna! Sei die Meine,
 in eine Welt beschütz' ich dich.

Isabeau.

ein Mann?

Lionel.

Verstoßen haben dich
 von allen; aller Pflichten bist du ledig
 von dem unwürdig Vaterland. Die Feigen,
 die dich warben, sie verließen dich;
 nicht den Kampf um deine Ehre.
 gegen mein Volk und das deine
 ich dich. — Einst liebest du mich
 zu glauben,
 mein Leben theuer sei! Und damals
 im Kampf als Feind dir gegenüber;
 du keinen Freund, als mich!

Johanna.

Du bist
 der verhaßte, meines Volks.
 nun gemein sein zwischen dir und mir.
 nun kann ich dich; doch wenn dein Herz
 mir neigt, so laß es Segen bringen
 der Völker. — Führe deine Heere
 von meines Vaterlandes Boden,
 rüßel aller Städte gib heraus,
 erzwungen, allen Raub vergüte,
 Gefangnen ledig, sende Geißeln
 den Vertrag, so biet' ich dir
 den an in meines Königs Namen.

Isabeau.

in Banden uns Gesetze geben?

Johanna.

bei Zeiten, denn du mußt es doch.
 wird nimmer Englands Fesseln tragen.
 wird das geschehen! Eher wird es
 ein Grab für eure Heere sein.
 sind euch eure Besten, denkt
 sichere Rückkehr; euer Ruhm
 verloren, eure Macht ist hin.

Isabeau.

: den Troß der Rasenden ertragen?

Behuter Austritt.

in Hauptmann kommt eilig.

Hauptmann.

herr, eilt, das Heer zur Schlacht zu
 stellen!

den rüden an mit fliegenden Fahnen;
 in Waffen blüht das ganze Thal.

Johanna (begeistert).

Die Franken rüden an! Jetzt, stolzes England,
 Heraus in's Feld! Jetzt gilt es, frisch zu sechten!
 Fastolf.

Unsinnige, bezähme deine Freude!

Du wirst das Ende dieses Tags nicht sehn.

Johanna.

Mein Volk wird siegen, und ich werde sterben!
 Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

Lionel.

Ich spotte dieser Weichlinge. Wir haben
 Sie vor uns hergeschleucht in zwanzig Schlachten,
 Eh' dieses Helbenmädchen für sie tritt!
 Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine,
 Und diese haben sie verbannt. — Kommt, Fastolf!
 Wir wollen ihnen einen zweiten Tag
 Bei Crecy und Poitiers bereiten.

Ihr, Königin, bleibt in diesem Thurm, bewacht
 Die Jungfrau, bis das Treffen sich entschieden;
 Ich laß euch fünfzig Ritter zur Bedeckung.

Fastolf.

Was? Sollen wir dem Feind entgegen gehn
 Und diese Wüthende im Rücken lassen?

Johanna.

Erschreckt dich ein gefesselt Weib?

Lionel.

Gib mir

Dein Wort, Johanna, dich nicht zu befreien!

Johanna.

Mich zu befreien ist mein einz'ger Wunsch.

Isabeau.

Legt ihr dreifache Fesseln an! Mein Leben
 Verbürg' ich, daß sie nicht entkommen soll.

(Sie wird mit schweren Ketten um den Leib und
 um die Arme gefesselt.)

Lionel (zur Johanna).

Du willst es so! Du zwingst uns! Noch steht's
 bei dir:

Entfage Frankreich, trage Englands Fahne,
 Und du bist frei, und diese Wüthenden,
 Die jetzt dein Blut verlangen, dienen dir.

Fastolf (dringend).

Fort, fort, mein Felbherr!

Johanna.

Spare deine Worte!

Die Franken rüden an. Vertheid'ge dich!

(Trompeten ertönen. Lionel eilt fort.)

Fastolf.

Ihr wißt, was ihr zu thun habt, Königin!
 Erklärt das Glück sich gegen uns, seht ihr,
 Daß unsre Völker fliehen —

Isabeau (einen Dolch ziehend).

Sorget nicht,

Sie soll nicht leben, unsern Fall zu sehn.

Fastolf (zur Johanna).
Du weißt, was dich erwartet. Jetzt ersehe
Glück für die Waffen deines Volks!
(Er geht ab.)

Erster Auftritt.

Isabeau. Johanna. Soldaten.
Johanna.

Das will ich!
Daran soll Niemand mich verhindern — Horch!
Das ist der Kriegsmarsch meines Volks! Wie
muthig

Er in das Herz mir schallt und siegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau ist
Euch nah; sie kann nicht vor euch her, wie
sonst, [sie;

Die Fahne tragen — schwere Banden fesseln
Doch frei aus ihrem Rerker schwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgefangs.

Isabeau (zu einem Soldaten).
Steig' auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hin sieht, und sag' uns, wie die Schlacht sich
wendet.

(Soldat steigt hinauf.)

Johanna.
Muth, Muth, mein Volk! Es ist der letzte
Rampf! [nieder!
Den einen Sieg noch, und der Feind liegt
Isabeau.

Was siehst du?

Soldat.

Schon sind sie an einander.
Ein Wüthender auf einem Berberroß,
Im Tigerfell, sprengt vor mit den Gensdarmen.

Johanna.
Das ist Graf Dunois! Frisch, wadrer Streiter!
Der Sieg ist mit dir!

Soldat.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

Isabeau.

Daß gehen Lanzen ihm
In's falsche Herz eindringen, dem Verräther!
Soldat.

Lord Fastolf thut ihm mannhaft Widerstand.
Sie sitzen ab, sie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unsrigen.

Isabeau.

Siehst du den Dauphin nicht? Erkennst du nicht
Die königlichen Zeichen?

Soldat.

Alles ist [scheiden.
In Staub vermengt. Ich kann nichts unter-

Johanna.
Hätt' er mein Auge, oder stünd' ich
Das Kleinste nicht entginge meinem:
Das wilde Huhn kann ich im Fluge
Den Fall erkenn' ich in den höchsten
Soldat.

Am Graben ist ein fürchterlich Gedräng
Die Größten, scheint's, die Ersten kämpfend
Isabeau.

Schwebt unsre Fahne noch?

Soldat.

Hoch flatter

Johanna.
Könnst' ich nur durch der Mauer Ritze
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht
Soldat.

Weh mir, was seh' ich! Unser Feldhe
Umzingelt!

Isabeau (guckt den Dolch auf Joha
Stirb, Unglückliche!

Soldat (schnell).

Er ist t
Im Rücken faßt der tapfere Fastolf
Den Feind — er bricht in seine t
Schaaren.

Isabeau (zieht den Dolch zurück)
Das sprach dein Engel!

Soldat.

Sieg! Sieg! Sie ent
Isabeau.

Wer flieht?

Soldat.

Die Franken, die Burgunder
Bedeckt mit Flüchtigen ist das Gefilde.

Johanna.
Gott! Gott! So sehr wirst du mich ni
lassen!

Soldat.

Ein schwer Verwundeter wird dort ge
Viel Volk springt ihm zu Hülfe, es ist ei

Isabeau.

Der Unfern Einer oder Fränkischen?

Soldat.

Sie lösen ihm den Helm; Graf Duno

Johanna

(greift mit krampfhafter Anstrengung in ihre
Und ich bin nichts als ein gefesselt

Soldat.

Sieh! Halt! Wer trägt den himme
Mantel,

Verbrämt mit Gold?

Johanna (lebhaft).

Das ist mein Herr, der

Soldat.

loß wird scheu — es überschlägt sich —
stürzt —

bet schwer arbeitend sich hervor —
sie begleitet diese Worte mit leidenschaftlichen Bewegungen.)

ihern nahen schon in vollem Lauf —
den ihn erreicht — umringen ihn —

Johanna.

der Himmel keine Engel mehr?

Isabeau (hohnlachend).

es Zeit! Jetzt, Retterin, errette!

Johanna

auf die Knie, mit gewaltsam heftiger Stimme
betend).

nich, Gott, in meiner höchsten Noth!

zu dir, in heißem Flehenswunsch,

ie Himmel send' ich meine Seele.

nst die Fäden eines Spinngewebes

nachen, wie die Lauge eines Schiffs;

ist es deiner Allmacht, ehre Bande

nes Spinngewebe zu verwandeln —

ist, und diese Ketten fallen ab,

se Thurmwand spaltet sich — Du halfst

imson, da er blind war und gefesselt

ner stolzen Feinde bitterm Spott

te. — Auf dich vertrauend faßt' er

often seines Kerlers mächtig an

igte sich und stürzte das Gebäude —

Soldat.

h! Triumph!

Isabeau.

Was ist's?

Soldat.

Der König ist

n!

Johanna (springt auf).

So sei Gott mir gnädig!

ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll
abgerissen. In demselben Augenblick stürzt
auf den nächststehenden Soldaten, entreißt
Schwert und eilt hinaus. Alle sehen ihr
mit starrem Erstaunen nach.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Johanna.

Isabeau (nach einer langen Pause).

er das? Träumte mir? Wo kam sie
hin?

ach sie diese centnerschweren Bande?

Nicht glauben würd' ich's einer ganzen Welt,
Hätt' ich's nicht selbst gesehen mit meinen Augen.

Soldat (auf der Warte).

Wie? Hat sie Flügel? Hat der Sturmwind sie
Hinabgeführt?

Isabeau.

Sprich, ist sie unten?

Soldat.

Mitten

Im Kampfe schreitet sie — Ihr Lauf ist schneller
Als mein Gesicht — Jetzt ist sie hier — jetzt
dort —

Ich sehe sie zugleich an vielen Orten!

— Sie theilt die Haufen — Alles weicht vor
ihr;

Die Franken stehn, sie stellen sich auf's Neu'!

— Weh' mir! Was seh' ich! Unsre Völker werfen

Die Waffen von sich, unsre Fahnen sinken —

Isabeau.

Was? Will sie uns den sichern Sieg entreißen?

Soldat.

Grab' auf den König bringt sie an — Sie

hat ihn [Kampf.

Erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem

— Lord Fastolf stürzt — Der Feldherr ist
gefangen.

Isabeau.

Ich will nicht weiter hören. Komm herab!

Soldat.

Fliehet, Königin! Ihr werdet überfallen.

Gewaffnet Volk dringt an den Thurm heran

(Er steigt herunter.)

Isabeau (das Schwert ziehend).

So fechtet, Memmen!

Dreizehnter Auftritt.

La Hire mit Soldaten kommt. Bei seinem
Eintritt streckt das Volk der Königin die Waffen.

La Hire (naht ihr ehrerbietig).

Königin, unterwerft euch

Der Allmacht — Eure Ritter haben sich

Ergeben, aller Widerstand ist unnütz!

— Nehmt meine Dienste an. Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet sein.

Isabeau.

Jedweber Ort

Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht begegne.

(Gibt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den
Soldaten.)

(Die Scene verwandelt ſich in das Schlachtfeld.)

Vierzehnter Auftritt.

Soldaten mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen der König und der Herzog von Burgund; in den Armen beider Fürsten liegt Johanna, tödtlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens. Sie treten langsam vorwärts.

Agnes Sorel stürzt herein.

Sorel (wirft ſich an des Königs Brust).
Ihr ſeid befreit — Ihr lebt — Ich hab' euch wieder!

König.

Ich bin befreit — Ich bin's um diesen Preis!

(Zeigt auf Johanna.)

Sorel.

Johanna! Gott! Sie stirbt!

Burgund.

Sie hat geendet!

Seht einen Engel scheiden! Seht, wie sie daliegt, Schmerzlos und ruhig, wie ein schlafend Kind! Des Himmels Friede spielt um ihre Züge! Kein Athem hebt den Busen mehr, doch Leben Ist noch zu spüren in der warmen Hand.

König.

Sie ist dahin — Sie wird nicht mehr erwachen, Ihr Auge wird das Irdische nicht mehr schauen. Schon schwebt sie droben, ein verklärter Geist, Sieht unsern Schmerz nicht mehr und unsre Reue.

Sorel.

Sie schlägt die Augen auf, sie lebt!

Burgund (erstaunt).

Rehrt sie

Uns aus dem Grab zurück? Zwingt sie den Tod?
Sie richtet sich empor! Sie steht!

Johanna

(steht ganz aufgerichtet und schaut umher).

Wo bin ich?

Burgund.

Bei deinem Volk, Johanna, bei den Deinen!

König.

In deiner Freunde, deines Königs Armen!

Johanna

(nachdem sie ihn lange starr angesehen).

Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß, Ich bin's nicht.

König.

Du bist heilig, wie die Engel;

Doch unser Auge war mit Nacht bedeckt.

Johanna (sieht heiter lächelnd umher).

Und ich bin wirklich unter meinem Volk

Und bin nicht mehr verachtet und verstoßen?

Man flucht mir nicht, man sieht mich gütig an?

— Ja, jetzt erkenn' ich deutlich Alles wieder!

Das ist mein König! Das sind Frankreichs

Fahnen! [sic?]

Doch meine Fahne seh' ich nicht — Wo ist

Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;

Von meinem Meister ward sie mir vertraut,

Vor seinem Thron muß ich sie niederlegen;

Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

König (mit abgewandtem Gesicht).

Gebt ihr die Fahne!

(Man reicht sie ihr. Sie steht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand. — Der Himmel ist von einem rothigten Scheine beleuchtet.)

Johanna.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?

Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,

Im Chor der Engel steht sie glänzend da,

Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,

Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen.

Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —

Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.

Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —

Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!

(Die Fahne entfällt ihr, sie sinkt todt darauf nieder. —

Alle stehen in sprachloser Rührung. — Auf einen lei-

sen Wink des Königs werden alle Fahnen sanft auf sie

niedergelassen, daß sie ganz davon bedeckt wird.)

Karl Friedrich von Matthiſſon,

geboren den 28. Januar 1761 zu Hohenbodelshagen bei Magdeburg, studirte zu Halle Theologie, die er bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, ward Lehrer am Wasedow'schen Institut zu Dessau, darauf Hofmeister eines ländlichen Grafen; lebte zwei Jahre bei Wunstetten zu Nyon am Genfersee, wurde später zu Hesse-Homburg Hofrath, bereiste als Vorleser der Fürstin

von Anhalt-Dessau mit dieser Italien, die Schweiz und Tyrol, wurde baden'scher Legationsrath, vom König von Württemberg geachtet und zum Hoftheater-Oberintendanten und Oberbibliothekar ernannt, und zog sich 1829 nach Wörlitz zurück, wo er am 12. März 1831 starb. — Lieder (elegische Naturmalerei), Briefe (Reisebeschreibungen).

Abendlandschaft.

1 Goldner Schein
Deckt den Hain;

Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.
2 Still und hehr
Strahlt das Meer;

irts gleiten, ſanft wie Schwäne,
 m Eiland Fiſcherlähne.
 ilberſand
 am Strand;
 ſchweben hier, dort bläſſer
 bilder im Gewäſſer.
 auſchend kränzt,
 glänzt,
 id Rieb des Vorland's Hügel,
 mſchwärmt vom Seegeflügel.
 laleriſch
 küſch
 mit Gärtchen, Laub' und Quelle
 moſte Klausnerzelle.
 appeln wehn
 n Hohn;
 glühn, zum Schattendome
 verſchränkt, am Fellenſtrome.
 ebelgrau
 m Thau
 gen dort, wo Rüſtern
 uidenaltar flüſtern.
 uf der Fluth
 die Gluth;
 verblaßt der Abendſchimmer
 hohen Waldburg Trümmer.
 ollmondschein
 en Hain;
 iſpel wehn im Thale
 ſunkne Gelbenmale.

Feuerreigen.

1 Die ſilbernen Glöckchen
 r Blume des Mai's,
 e läuten zum Reihn.
 rbei in den Kreis,
 r ſchwärmenden Fein!
 ſ! purpurne Glöckchen
 d weiße zu ſtreun!
 o Mondschein die duſtige
 imel umbebt,
 werde der luſtige
 igen gewebt!
 2 O Luſt ſonder gleichen,
 m Ringe verſchränkt,
 3 Luna den Höhn
 e Drachen entlenkt,
 h nach dem Getön
 n Ariels weichen
 orden zu drehn!
 i Manches entzündender!
 undlich und mild

Hat uns ein beglückender
 Wahn es verhüllt.

3 Die Menſchen, gleich Blättern
 Verſchwinden ſie früh;
 In angſtvoller Haſt
 Erbau'n ſie mit Müh
 Den Wolkenpalast;
 Im Räumchen von Brettern
 Da finden ſie Raſt.
 Wir lachen der grämlichen
 Kunzeln der Zeit,
 Und bleiben die Nämlichen,
 Morgen wie heut!

4 Wir herrſchen in Reichen,
 Wo nimmer dein Born,
 O Jugend, verſiegt,
 Die Roſ' ohne Dorn
 Am Pfade ſich wiegt,
 Und ewig kein Zeichen
 Im Sternenbuch trägt.
 Wo Mondschein die duſtige
 Primel umbebt,
 Da werde der luſtige
 Reigen gewebt!

Heimweh.

1 Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schat-
 tenwelt
 Oſiums mein ſeliges Geiſt ſich ſenkt,
 Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
 Himmlische Träume mein Haupt umſchwebten.
 2 Der Strauch der Heimath, welcher des
 Hänſlings Neſt
 Mit Rühlung bedekte, ſäufelt doch lieblicher,
 O Freund, als alle Lorbeerwälder
 Ueber der Aſche der Weltbezwingen.
 3 Der Bach der Blumenwieſe, wo ich als
 Kind
 Biolen pflückte, murmelt melodischer
 Durch Erlen, die mein Vater pflanzte,
 Als die blanduſiſche Silberquelle.
 4 Der Hügel, wo der jauchzende Knaben-
 reihn
 Sich um den Stamm der blühenden Linde
 ſchwang,
 Entzündt mich höher, als der Alpen
 Blendende Gipfel im Roſenſchimmer.
 5 Drum möcht' ich einmal, eh' in die
 Schattenwelt
 Oſiums mein ſeliges Geiſt ſich ſenkt,
 Die Flur noch ſegnen, wo der Kindheit
 Himmlische Träume mein Haupt umſchwebten

6 Dann mag des Todes lächelnder Genius
Die Fadel plötzlich löschen! Ich eile froh
Zu Xenophon's und Platon's Weisheit
Und zu Anacreon's Myrtenlauben.

Lebenslied.

1 Kommen und Scheiden,
Suchen und Meiden,
Fürchten und Sehnen,
Zweifeln und Wähnen,
Armuth und Fülle, Verödung und Pracht
Wechseln auf Erden, wie Dämm'ung und Nacht.

2 Fruchtlos hienieden
Ringst du nach Frieden!
Täuschende Schimmer
Winken dir immer;

Doch, wie die Furchen des gleitenden Rahn
Schwinden die Raubergebilde des Wahns.

3 Auf zu der Sterne
Leuchtender Ferne
Blide vom Staube
Muthig der Glaube!

Dort nur verknüpft ein unsterbliches Band
Wahrheit und Frieden, Verein und Bestan

4 Günstige Fluthen
Tragen die Guten,
Fördern die Braven
Sicher zum Hasen,
Und, ein harmonisch verflingendes Lieb,
Schließt sich das Leben dem edlen Gemüth.

5 Männlich zu leiden,
Kraftvoll zu meiden,
Rühn zu verachten,
Bleib' unser Trachten,
Bleib' unser Kämpfen, in eherner Brust
Uns des unsträflichen Willens bewußt!

Johann Gaudenz von Salis-Seewis,

geboren den 28. December 1762 zu Seewis in
Graubünden, diente als Hauptmann in der Schweis-
zergarde zu Versailles, später Stadtvogt und Ranton-

Oberster zu Ghur, starb zu Malans den 28. Janu
1884. — Elegischer Lyriker, mit Matthiäson's
freundet und verwandten poetischen Charakters.

Bild des Lebens.

1 Auf des Erdenlebens Steige
Fällt der Freude Silberlicht
Flüchtig, wie durch rege Zweige
Bleiches Mondgestimmer bricht.
Wie sich Glanz und Nacht verdrängen,
Wo der Tag verlischt im Hain,
Wechseln auf des Schicksals Gängen
Dunkle Sorg' und Wonneschein.

2 Wenn der Strauch am Kirchhofwege
Blüthen auf den Brautzug streut,
Neigt das grüne Gehäge
Bald sich auf ein Grabgeleit.
Ulmen, unter deren Blätter
Oft die Nachtigall sich barg,
Leihen bald des Stammes Bretter
Zu der Dorfbewohner Sarg.

3 Jener West, der auf dem Weizen
Wonnetaumelnd Wogen schlägt,
Flüstert bald an Denkmalskreuzen,
Wenn ihr dürre Kranz sich regt;
Heute weht er Regenschauer,
Morgen Goldgewölke fort,
Hebet hier den Flor der Trauer,
Und entblättert Rosen dort.

4 Wenn, des Reigens Platz zu hellen,
Sich das Abendgold ergießt,
Dringt es auch in Gitterzellen,
Wo sich scheuer Gram verschließt.
Wenn das Meer im Frühroth schimmert,
Färbt sich auch die Klippenbank,
Wo, vom Nachtortan zertrümmert,
Das bemannte Schiff versank.

5 Wandrer, der am Strom der Zeiten
Mit gesenktem Blide ruht,
Sieh! auf seiner Fluth entgleiten
Wollenschatten, Rosengluth.
Die Natur in ihren Bildern
Steten Laufs, doch wandelbar,
Heißt den Schmerz durch Hoffnung mildern,
Mahnt den Leichtsinns an Gefahr.

6 Aus dem Schutte feuchter Hallen
Reimt die Steinlevoie bald,
Weiter neben Urnen wallen
Nymphen im Cypressenwald,
Auf der Wahlstatt singt die rasche
Ahnungslose Schnitterin,
Hüpft auf der vergeßnen Asche
Manches Helbenjünglings hin.

7 Horch, was dir des Tejers Leier,
Oleim's und Flaccus' Muse rath:

Weise, wer der Zukunft Schleier
Nur bekränzt, und nie durchspäht!
Trag' ein Herz, den Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit!
Lern' im Mißgeschick hoffen,
Denk' des Sturms bei heit'rer Zeit!

8 Sage nie! Den Reiz der Schmerzen
Würzt ein süßes Nachgefühl;
Fehrer Schauer hebt die Herzen
Im Orkan und Schlachtgewühl.
Hoher Muth und Kraft entquellen
Fest bestandener Gefahr;
Genien des Trosts gesellen
Sich der Schwermuth unsichtbar.

9 Späh' nicht in des Stromes Bette,
Labe dich am Rosenbord!
Knüpfe neu der Freuden Kette,
Wenn ein Blumenglied verborrt!
Donnerschläge, Waldgesänge
Wechseln neben deiner Bahn;
Wandle du durch Blumengänge
Ernst, durch Klippen froh hinan!

Lied bei einer Wassersfahrt.

1 Wir ruhen, vom Wasser gewiegt,
Im Kreise vertraulich und enge,
Durch Eintracht wie Blumengehänge
Verknüpft und in Reihen gefügt;
Uns sondert von lästiger Menge
Die Fluth, die den Rachen umschmiegt.

2 So gleiten, im Raume vereint,
Wir auf der Unendlichkeit Wellen,
Wo Freunde sich innig gesellen
Zum Freunde, der redlich es meint,
Getrost, weil die dunkelsten Stellen
Ein Glanz aus der Höhe bescheint.

3 Ach! trüg' uns die fährliche Fluth
Des Lebens so fröhlich und leise!
O drohte nie Trennung dem Kreise,
Der sorglos um Zukunft hier ruht!
O nähm' uns am Ziele der Reise
Elysiums Busen in Hut!

4 Verhallen mag unser Gesang,
Wie Flötenhauch schwinden das Leben,
Mit Jubel und Seufzen verschwoben
Des Daseins zerfließender Klang!
Der Geist wird verklärt sich erheben,
Wenn Lethe sein Fahrzeug verschlang.

Herbstlied.

1 Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rothe Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind.

2 Wie die volle Traube
Aus dem Nebenlaube
Purpurfarbig strahlt!
Am Gelände reifen
Pflirsche, mit Streifen
Roth und weiß bemalt.

3 Sieh! wie hier die Dirne
Emsig Pflaum' und Birne
In ihr Körbchen legt,
Dort mit leichten Schritten
Jene goldnen Quitten
In den Landhof trägt!

4 Flinke Träger springen
Und die Mädchen singen,
Alles jubelt froh!
Bunte Bänder schweben
Zwischen hohen Reben
Auf dem Hut von Stroh!

5 Geige tönt und Flöte
Bei der Abendröthe
Und im Mondenglanz;
Junge Winzerinnen
Winken und beginnen
Deutschen Ringeltanz.

Lied eines Landmanns in der Fremde.

1 Traute Heimath meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl; und dennoch trüben
Sehnsuchts Thränen meinen Blick.

2 Stiller Weiler, grün umfungen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch;

3 An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog;

4 An die Stauden, wo ich Meisen
Im Hollunderlasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

5 Was mich dort als Kind erfreute,
Kommt mir wieder lebhaft vor;

Das bekannte Dorfgeläute
Wiederhallt in meinem Ohr.

6 Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff ich auf der Heimath See,
Schüttle Aepfel von den Bäumen,
Wäffre ihrer Wiesen Klee,

7 Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

8 Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo, gekühlt im Abendwinde,
Unsre frohe Jugend tanzt?

9 Wann des Kirchturms Giebelspitze,
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

10 Traute Heimath meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

Das Grab.

1 Das Grab ist tief und stille,
Und schauerhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

2 Das Lied der Nachtigallen
Lönt nicht in seinen Schooß,
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügel's Moos.

3 Verlassne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund,
Der Waise Klagen bringen
Nicht in der Tiefe Grund.

4 Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

5 Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

Johann Gottfried Seume,

geboren den 29. Januar 1768 zu Boserna bei Weissenfels, studirte zu Leipzig Theologie, ward von hessischen Werbem aufgeführt und nach Amerika geschleppt, fiel nach der Rückkehr in die Hände preussischer Werber, desertirte und entging nur kaum der Todesstrafe, war dann eine Zeit lang

Lehrer, 1793 russischer Offizier, nahm nach Tode der Kaiserin seinen Abschied, hielt Vorleser in Leipzig, machte seit 1802 große Reisen (Zürich, Italien, Sicilien, Frankreich, Rußland, Schweden), starb zu Töplitz den 18. Juni 1811. Gedichte; Spaziergang nach Syrakus.

Der Wilde.

1 Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Cultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebec's übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er, ohne schlaue Rednergünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
10 Um ein kleines hingegen hatte,
Gilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Tross der Guß herab auf seinen Gürtel,

Und das grobe Haartuch seines Kleides
20 Klebte rund an seinem hagerm Leibe
Schaurig zitternd unter kaltem Regen,
Gilete der gute, wackre Wilbe
In ein Haus, das er von fern erblickte
„Herr, ach laß mich, bis der Sturm sich le-
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet seinen Eigenthümer,
„Obdach hier in euerm Hause finden!“
„Willst du, mißgestaltetes Ungeheuer,“
Schrie ergrimmt der Pflanzler ihm entg
30 „Willst du, Diebsgesicht, mir aus
Hause!“

Und ergriff den schweren Stod im Win
Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte I
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer

inen nackten Kleinen nieder,
 ste von den bunten Städten
 en Kriegern, die den Donner tragen,
 Regens Sturm, der ihn ereilte,
 Grausamkeit des weißen Mannes.
 Ind hingen sie an seinen Knieen,
 schmeichelnd sich um seinen Nacken,
 die langen schwarzen Haare,
 suchten seine Waidmannstasche,
 ie versprochenen Schätze fanden.
 Zeit darauf hatt' unser Pflanzler
 Jagd im Walde sich verirret.

Stod und Stein, durch Thal und
 Bäche,

schwer auf manchen jähen Felsen,
 umzusehen nach dem Pfade,
 ief in diese Wildniß brachte.

Spähn und Rufen war vergebens;
 nahm er, als das hohle Echo
 i hohen, schwarzen Felsenwänden.
 ging er bis zur zwölften Stunde,
 i dem Fuß des nächsten Berges
 kleines, schwaches Licht erblickte.
 und Freude schlug in seinem Herzen,
 ipte Muth und nahte leise.

draußen!" brach mit Schredenstone
 nme tief her aus der Höhle,
 lam trat aus der kleinen Wohnung.
 im Walde hab' ich mich verirret,"
 r Europäer furchtjam schmeichelnd;
 mir, die Nacht hier zuzubringen,
 nach der Stadt, ich werd' euch danken,
 rüh mir die gewissen Wege!" —
 ommt herein," versetzt der Unbekannte,
 euch! noch ist Feuer in der Hütte."
 iht ihn auf das Binsenlager,
 finster trozig in den Winkel,
 Rest von seinem Abendmahle,
 Lachs und frischen Bärenschinken,

Um den späten Fremdling zu bewirthen.
 Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
 Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
 Neben seinem Wirth der Europäer.
 80 Fest und ernsthaft schaute der Hurone
 Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
 Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
 Und mit Wollust trank vom Honigtrank,
 Den in einer großen Muschelschale
 Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
 Eine Bärenhaut auf weichem Moose
 War des Pflanzers gute Lagerstätte,
 Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
 90 Schredlich stand mit Röcher, Pfeil und
 Bogen

Der Hurone jezt vor seinem Gaste,
 Und erweckt' ihn; und der Europäer
 Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre.
 Und der Wilde gab ihm eine Schale,
 Angesüllt mit süßem Morgenstrank.
 Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
 Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
 Ueber Stod und Stein, durch Thal und Bäche,
 Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
 100 Höflich dankte sein der Europäer;
 Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
 Schaute starr dem Pflanzler in die Augen,
 Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
 „Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
 Wie vom Blitz getroffen, stand der Jäger,
 Und erkannte nun in seinem Wirth
 Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
 In den Sturmwind aus dem Hause jagte,
 Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
 110 Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
 „Seht, ihr fremden, Augen weißen Leute,
 Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!"
 Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Friedrich Adolph Krummacher,

n 18. Juli 1768 zu Tellenburg in
 , studirte in Duisburg Theologie, ward
 aselbst, 1807 Prediger zu Grefeld und
 f zu Kettwig, später Generalsuperinten-
 keraburg, 1824 Prediger in Bremen,

legte die Stelle Alters wegen nieder, starb den
 4. April 1845. — Gedichte; Parabeln und Para-
 mythien (siehe unten die Abtheilung Prosa unter
 „Krummacher"); die Kinderwelt, ein Lehrgedicht;
 Kinderschriften.

Das Licht.

sprudelt deine heil'ge Quelle,
 in Urborn, süßes Licht,

Aus welchem ewig still und helle
 Dein nie versiegtes Leben bricht?
 Entquillest du des Himmels Thoren,
 Der Schöpfung erstgeborener Sohn?

Bist du ein Hauch aus Gott geboren?
Ein Wiederglanz von seinem Thron?

2 Eh' dich Jehova ausgegossen,
Umhüllte düstres Graun der Nacht
Die stumme Tief. Er sprach — da flossen
Die Himmelsström' in stiller Macht.
Das alte Reich des Dunkels tobte
Und sank hinab mit wildem Born;
Das Heer der Sterne jauchzt' und lobte
Den Herrn, des Lichtes ersten Born.

3 Bezügelt durch die goldnen Bande,
Begann den Himmelstanz die Welt;
Die Sonn', in strahlenden Gewande,
Trat aus der Morgenröthe Zelt.
Rings um die blaue, tiefe Ferne
Gosß ihres Lichtstroms Silbergluth
Die Milchbahn; und es schwammen Sterne
Wie Tropfen in der Himmelsfluth.

4 Nun wand sich aus des Dunkels Armen
Die lichtumkränzte Erde los,
Der Himmel trug nun voll Erbarmen
Sein jüngstes Kind im blauen Schooß.
Aus feuchtem Thal die Salme quollen,
Grün schimmerten die runden Höhn,
Es wogten über schwarze Schollen
Des Lenzes Kinder wunderschön.

5 Und auch der Tiefe düstre Hallen
Durchdrang des Lichtes Wunderschein,
Verdicht zu strahlenden Krystallen,
Zu unvergänglichem Gestein.
In funkelnden Smaragden blühet
Des Baumes Blatt, des Hügel's Grün,
Im Diamant der Mittag glühet,
Die Morgenröthe im Rubin.

6 Ja, dir entquillet jedes Leben,
O Licht, dich preist des Himmels Chor;
Der Adler und die Lerche schweben
Zu deinem stillen Sitz empor;
Die Lämmerheerd' am bunten Hügel
Trinkt ruhend deinen milden Strahl,
Der Schmetterling auf goldnem Flügel
Umfliehet das sonn'ge Blumenthal.

7 Doch wunderbar, in heil'ger Fülle
Umfließt dein Strahl, o holdes Licht,
Den Menschen. In erhabner Stille
Umleuchtest du sein Angesicht;
Sein Auge trinkt des Himmels Welle
Und reichet sie dem Geiste dar.
Dicht an des Lichtes Born und Quelle
Flammt still und heimlich sein Altar.

8 Dem Urquell alles Lichts entfloßen,
Weilt hier der Geist, ein himmlisch Kind.

Noch von des Dunkels Hüll' umschlossen
Nach Licht sich sehnenb — aber blind,
Genügt ihm nicht das Licht der Erde —
Er rauscht durch aller Sonnen Bahn,
Und strebt zum ew'gen Sonnenherde
Zum Urborn selbst des Lichts hinan.

9 Er hört des Himmels Harfen klingen
Des Lichtstroms Rauschen füllt sein Ohr,
Er dehnt und regt die zarten Schwingen,
Und reißt sich von dem Staub empor.
Die Hülle sinkt, die Fesseln fallen,
Er schwebet frei und kühn daher,
Ihm öffnen sich des Himmels Hallen,
Und ihn umfängt des Lichtes Meer.

Der Sturmvogel und die Schiffenden.

1 Ein Schiff durchschneidet des Meeres blaue
Bahn.

Das Segel schwoll, die Wellen spielten
Sanft rauschend um den Kiel, Delphine wühlten
Und wälzten scherzend sich im Ocean.
Vom fernen Eiland trugen sanfte Lüfte
Des Zimmetwaldes Düfte.

Das Schiffsvoll lag im milden Sonnenschein,
Und vom Berd' ertönten Jubellieder,
Vermischt mit lautem Scherz, zum frohen Wein,
10 Und leiser plätscherten die Wogen.
Da kam ein Sturmfinst' hergeflogen
Und ließ sich auf das Steuer nieder.

Den Unglücksvogel sah der Steuermann.
„Fürwahr, du Freudestörer,“ hub er an,
„Du konntest nie uns ungelegner kommen!
Doch soll dir dein Prophetenamt nicht frommen,
Dir selbst verkünde die Gefahr!“
Er sprach's, ergriff die Büchse, traf
Des Vogels Brust; er fiel. Doch eh' des
Lodes Schlaf

20 Sein Aug' umschloß, erscholl aus seinem
Munde

Der ernste Spruch; „Ihr wähnet, im Propheten
Der Wahrheit heil'ge Kraft zu tödten!
Umsonst, es naht die ernste Stunde,
Und euer Sträuben hemmt sie nicht.
Dann wird ihr Wort zum Sturm, ihr stilles Licht
Wird sich zu Feuerflammen röthen!“

Er sprach's, da floß sein Leben aus der Bunde.
Gewölk stieg auf, hoch schwoll im Sturm
die Fluth,

Der Blitz zerriß den Mast, es scholl Gewimmer;
30 Des Oceans empörte Wuth
Verschlang des Schiffes Trümmer.

Johann Baptist von Albertini,

geboren den 17. Februar 1769 zu Neuwied, mit Schleiermacher in der Brüdergemeinde gebildet, blieb dieser treu, 1789 Lehrer und 1804 Prediger und

Inspector am Seminar zu Niebly, 1814 Bischof, starb 1831 zu Wertheisdorf bei Herrnhut. — Lyrischer Dichter (religiöse Lieder), Kanzelredner.

Wallfahrt.

1 Freude dich der Lebensreise
Im bequemen Pilgerkleid!
Singe Psalmen dem zum Preise,
Der dich führt durch Freud' und Leid!
Athme froh den frischen Morgen!
Wenn die Sonn' im Mittag steht,
Halt' im Schatten dich verborgen,
Bis des Abends Kühlung weht.

2 Jede stille Nachtherberge
Stärke deinen Pilgerfuß,
Bis dich einst die Heimath berge
In der Wonne Vollgenuß.
Führt der Weg durch Dornenheiden,
Tröste dich der sanftern Bahn!
Drohen dir des Abgrunds Schrecken, —
Muth! der Pfad steigt himmelan.

3 Ist ein steiler Berg erklimmen,
Lohnt der Aussicht Herrlichkeit;
Ist der Umblick dir benommen,
Reizt des Thales Farbenkleid.
Blumen säume nicht zu pflücken!
Freundlich lacht ihr bunter Glanz,
Ihre süßen Düft' erquicken;
Sammle sie zum Erntekranz!

4 Doch das Ziel behalt' im Auge;
Reide langen Aufenthalt!
Aus der Lust der Reise sauge
Kraft, die ernst zur Heimath wallt!
Fühlest du zuletzt dich müde —

Sei getrost! das Ziel ist nah!
Schon umweht dich ew'ger Friede,
Wenig Schritt' — und du bist da.

5 Wird dir's Reiselleid beschwerlich,
Auf des Vaters Ruf zieh's aus!
Abgebraucht ist's und entbehrlich,
Leg' es ab, du bist zu Haus.
Gib den Leib zurück der Erde,
Seele, Kind der Herrlichkeit!
Frei von Kummer und Beschwerde,
Trink' den Kelch der Seligkeit!

Pfingstgesang.

1 Du schwebtest, Geist des Herrn,
Zu Anfang auf den Tiefen;
Dein Wehen war nicht fern,
Als Gottes Stimmen riefen.
Da strahlte Morgenroth
Der Erd' in's Angesicht,
Und Leben ward aus Tod,
Aus Dunkel Sonnenlicht.

2 Noch schwebst du, Geist des Herrn,
Still über Menschenseelen.
Da führt ein Morgenstern
Bald Tag herauf, den hellen!
Und Gottes Stimme ruft,
Dein Obem wittert sich¹⁾
Und bläset Lebensluft
Durch's Herz allmächtiglich.

Johann Christoph Friedrich Haug,

geboren den 19. März 1761 zu Niederstotzingen in Württemberg, studirte die Rechte auf der Karlschule zu Stuttgart, 1788 Secretär im geheimen Cabinet, 1794 Geheimsecretär, 1817 Hof-

rath und Bibliothekar daselbst, starb den 30. Januar 1829. — Gedichte, besonders Epigramme („Zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahl's ungeheure Nase“).

Auf eine gewisse Anzeige.

Du willst ein Büchlein schreiben,
Und wenn ein bummer Streich
Passirt im deutschen Reich,
Ihn treulich einverleiben?

Gut! Einen weiß ich gleich:
Du willst ein Büchlein schreiben.

¹⁾ Vergleiche Dpiz:
Nur ein kleiner rauher Wind
Sich zu wittern jetzt beginnt.

An einen Verdeutscher von Milton's verlorenem Paradiese.

Den Milton hast du dir erlorn,
Und träumest von Unsterblichkeit.
Ach! deine Müß', mein Geld und meine Zeit
Sind, wie das Paradies, verloren!

Von Plumps Aerger.

Ich bin Gottlob! altadelig;
Jedoch mein Sohn, das ärgert mich,
Hat Einen Ahnen mehr, als ich.

Marull.

Nur von Marull's Geschichten Eine:
Der Geizhals blidte, wenn er aß,
Erfindriß durch ein Augenglas,
Damit sein Bissen größer scheine.

Wortspiel im Ernste.

Oh' ich vom Feld nach Hause kam,
Verzehrt' im Scherze William
Ein Rebhuhn, das ich aufgespart,
Und fand es weich. — Ich fand es hart.

Aus den Hyperbeln auf Herrn Wahl's ungeheure Nase.

1. Anekdot.

Er sah heraus
Aus seinem Haus.
Ein Schiffer spähte,
Was oben sei,
Und rief: Ei! ei!
Zwei umgedrehte
Kanonenböte!

2. Andere Täuschung.

Er stand und sprach vor seinem Haus;
Da hielt ein Güterwagen an.

„Geh!“ rief erstaunt der Fuhrmann an
„Den neuen Schlagbaum aufgethan!“

3. Rath.

Willst du, wie die Braminen pfl.
Auf deine Nasenspitze sehn,
So kann es, der Entfernung wegen
Nur durch ein Teleskop geschehn.

4. Erfüllte Weissagung ein Griechen.*)

Seines Nasen-Unholds Ende
Steht so ferne vom Gesicht: —
Unerreichbar ist's für seine Hände
Wenn er nießt, so hört er's nicht!

5. Die Nase an ihn.

Gut, Freundchen, daß in mich
Du fest verwachsen bist;
Sonst hätt' ich Niesen dich
Schon längst hinweggenießt.

6. Thorrapport.

„Ein Nasen-Meteor
Erschien um Mcht am Thor,
Und zog von Mcht bis Neun
Unausgesetzt herein.
Zwar gab ein hinterher
Festangewachsner Mann
Als Mensch und Kommissär
Mit Namen Wahl sich an;
Doch ward, wie sich gebührt,
Das lange Nasobject,
Als der Magie suspect,
Urpöplich arretirt.“

7. Abbitte an Herrn Wahl

Bergib mir! du bist von gere
Schmerz
Ob meinen Nasepasquillen durchdrunge
Denn, was ich Hyperbeln nam
Scherz,
Das sind in Wahrheit — Verkleineru

*) Siehe griechische Anthologie, B. II. c. Epigr. 15.

Valerius Wilhelm Reubeck,

geboren den 21. Januar 1765 zu Arnstadt, studierte in Göttingen und Jena Medicin, 1793 Kreisarzt zu Steinau in Schlesien, von 1825 an

zu Waldenburg, gestorben den 20. September 1850. — Lyrischer und philosophisch-didaktischer Dichter („Die Gesundbrunnen“).

Abendgenuß.

1 Sanft geröthet von dem Abendstrahle,
Der wie flüssig Gold die Flur umwallt,
Schwimmt der Aehrenblüthen Rauch im Thale,
Wo der Schlag der Wachtel gellend schallt.

2 Horch! es rauscht! Ein milder Sprühregen
Schüttet Blumen auf den Wiesenplan;
Iris kündet Fruchtbarkeit und Segen
Der erfrischten Pflanzenschöpfung an.

3 Von den Wiesen, die der Landmann mähte,
Steigt des Heues Balsamduft empor;
Durch den Purpurflor der Abendröthe
Funkelt Hesper's Auge still hervor.

4 Komm, o Lieber, laß uns froh genießen
Dieses Götterabends Herrlichkeit!
Freuden, die sich hier in's Herz ergießen,
Haben keinen Edlen je gereut.

5 Wann das Alter uns die Scheitel bleichet,
Müßig stockt das Rad der Lebensuhr:
Ist nicht schrecklich uns der Tod; er gleicht
Dem Entschlummern dieser Abendflur.

Hymnus an Hygiea (abgekürzt).

1 Welche der Göttinnen naht? Wem glühn
auf hundert Altären
Dankhetatomben? Erwache, Gesang! Nicht
würdiger ist ja
Eine der Himmlischen, daß in Begeisterung
du sie begrüßest,
Als Hygiea, die menschenerhaltende heilige
Göttin.

Ewig blühend in Jugend erscheint sie. Thau
der Genesung
Kränzelt ihr segensreich von den goldenen
Lothen, und ringsum
Lenzt, wie verjüngt, die Erde. Genährt vom
ätherischen Balsam,
Sprossen päonische Kräuter, und Alles berauscht
im Gedeihn sich.

Fröhlicher sehen die Mütter den holdan-
lächelnden Säugling

10 An der stillenden Brust ausblühn; sanft
röthen der Jungfrau

Wangen sich; Jünglinge glühn, durchströmt vom
Gefühl der Gesundheit,
Und graulockige Greise verjüngen sich. Aber
vor Allen

Segnet der schwer Erkrankte die heilende Macht
Hygiea's, [beseligt,
Der, vom süßen Gefühl des neuen Lebens
Mit noch zitternder Lippe den Dank der Er-
halterin stammelt.

Preis dir, Herrliche, Preis! Was lebt auf
der heiligen Erde,
Huldiget dir; denn dein ist die Macht, zu
erretten vom Tode.

Selbst du pflanzt den immer lebendigen Trieb
der Erhaltung

Allem in's Herz, was athmet. Des Walds
hülfslosen Bewohnern

20 Lehrest du selbst auf den Bergen die
heilende Würze zu finden,
Welche die Plag' abwendet, und neu die pur-
purne Welle

Kräftiget zum harmonischen Tanz in Herzen
und Abern.

Ohne dich, Göttin, erkrankt die Natur, und
verderblicher Seuchen

Schweres Gedünst wälzt über die Städte sich;
feindliche Sterne

Schütten die Pest auf das Land und den Tod
und die grause Verwesung.

Aber sobald huldvoll dein Antlitz wieder sich
wendet,

Siehe, dann klärt urplötzlich der Himmel sich;
Heil und Gesundheit

Steigen in goldenen Wolken herab; einklehret
die Freude

Wieder in Dorf und Stadt, und neu blühn
Künst' und Gewerbe.

30 Festlicher Jubel erschallt! O selig, wer
Hygiea's

Liebe gewann! Sein Leben, geschmückt mit
Blüthen und Früchten,

Ist mit Segen erfüllt, und lange Jugend be-
glückt ihn.

Stärke verleiht sie und Muth und fest aus-
dauernde Kraft ihm,

Klugen Entschluß in Gefahren und lebens-
verlängernden Frohsinn.

Preis dir, gefeierte Göttin! Sei hold auch
immer und hülfreich
Deinem geweihten Priester! Mit Lebensfülle
gesegne

Du mich hinfort, und bewahre dereinst
Alter vor Siechthum
Heil dir, Königin, Heil! O lohne mein
mit Gedeihn mir!

Christian Ludwig Reuffer,

geboren den 26. Januar 1769 zu Stuttgart, studirte
Theologie, bekleidete nacheinander mehrere geistliche
Aemter und stand zuletzt als Stadtpfarrer in Ulm,

starb den 29. Juli 1829. — Lyrische und idyllische
Gedichte in Vossischer Weise (Ein Tag auf dem
Lande, die Herbstfeier und andere).

Der Abend.

1 Tiefer wandelt die Sonn' und sinkt am
Bogen des Himmels
Mächtig hinunter in's purpurne Bad der hes-
perischen Wellen.
Hingeschwunden ist nun die brüdenbe Hitze
des Tages,
Kühlung athmet die Luft, die scherzenden
Zephyre gaukeln,
Und es strecken die Schatten verlängert sich
aus im Gefilde.

Freundlich lockt die Natur mit den sanften
Reizen des Abends
Aus den dumpfigen Zimmern hervor die
lustigen Städter,
Rings in den Gassen erblickst du die Wan-
delnden, unter einander
Bunt gemischt, hineilen zum Thor und hinaus
in die Freiheit.

10 Viele zerstreun sich in Gärten umher und
umfassen den Springquell,
Unter dem Dufte der Rosen und Lilien, während
die Jugend

Scherzend im Spiel der Pfänder sich übt und
für Küsse sie eintauscht.

Andere ziehn in die Dörfer und lagern in
fröhlichen Gruppen
Unter den Bäumen sich hin, mit Milch und
Butter sich labend.

Aber der Mann des Gewerbs, vom Geschäfte
des Tages ermüdet,
Schüttelt vom Schurze den Staub und verschließt
die einsame Werkstatt.

Jetzt rauscht in den Scheulen ein Jauchzen
müßiger Becher,

Und der Gläser Gellirr und Rundgesänge der
Freude. [des Tages;

Lebensfroh ist der Mensch und geizt mit der Reize
20 Denn der Abend ist hold dem geselligen
Treiben der Städter.

Doch auch, welche die Last des ländlichen
Tages getragen,
Enden ihr mühsam Geschäft und suchen Er-
holung nach Arbeit.
Heimwärts zieht mit den Schnittern der Herr
des begüterten Hofes,
Und es gleitet der Wagen voraus voll gol-
dener Garben.

Fröhlich schreitet die Dirne daher vom blu-
migen Kleefeld, [Bündel,
Auf dem tragenden Haupt den hochgebürdeten
Während mit buntem Gewühl die brüllende
Heerde der Rinder

Schon in die Stallungen bringt. Am Brunnen
des Dorfes versammeln
Muntere Mädchen sich jetzt und schöpfen des
quellenenden Wassers,

30 Während zur Tränke zugleich auf rasch
anrennenden Rossen

Schäuernde Jünglinge nahn; und es tönt
vom Gelächter die Gasse.

Unterdesen vereint bei der hohen Linde des
Kirchhofs

Brüderlich sich ein Gelage von guten Be-
kannten und Nachbarn,

Die mit frohem Gespräch sich die Abend-
stunden verkürzen,

Und die Geschichten der Zeit mit schlaun
Bemerkungen deuten.

Aber, o schau, wie die Sonn' am äußersten
Rande des Himmels

Tiefer und tiefer sich neigt! Jetzt streift ihr
leuchtendes Antlitz

Doppeltgestaltig die Fläche des Sees, jetzt
sinkt sie verschwindend

Unter die Fluth, und brennende Wolken durch-
flammen den Aether;

40 Denn in der Höhe noch zeugen von ihr
sanftflimmernde Strahlen

Lange, nachdem sie verschwand, und über den
Himmel verbreiten

Seltfame Wolkengebilde sich weit in röthlichem
Nachglanz,
Läuschen und wunderbar, bis auf mählig er-
dunkelndem Grunde,
Gleich verschwebendem Duft, die sterbenden
Farben erlöschten.
Auch das purpurne Licht, in welchem die
walbigen Berge
Spät noch haben ihr Haupt, erblaßt in schwin-
bendem Scheine,
Und die trauliche Dämmerung ergießt sich mit
lieblichen Schatten
Ueber Thäler und Höhen; doch ein Flor von
ergrauenden Nebeln
Steigt aus dem See, und der Abendstern geht
über dem Wald auf.

50 Einsamer wird es nunmehr und nächt-
licher rings im Gefilde,
In die Hürden verschließt der achtsame Schäfer
die Heerde;
Thür' und Thor verriegelt der Hausherr,
während im Felde
Schneller der Bote des Weges nun geht, und
müde der Wanderer
Strebt nach der Gastherberge. Des lärm-
den Tages Getümmel
Löst in feiernde Stille sich auf, da selbst in
den Wäldern
Endlich verstummt der Vögel Gesang, und
mit süßen Accenten
Nur noch die Nachtigall die horchende Gegend
bezaubert.

Friedrich Lind,

geboren den 4. März 1768 zu Leipzig, studirte dort
Jurisprudenz, 1798 Advocat in Dresden, gab 1814
die juristische Praxis auf und lebte seinen literarischen

Beschäftigungen, 1818 Sachsen-Coburg'scher Hofrath,
starb zu Dresden den 25. Juni 1848. — Lieder, Idyllen,
Erzählungen; Dramatisches (Text zum Freischütz).

Ankäs.

1 Der König von Samos, Ankäos genannt,
Zog Gräben die Hügel hinan,
Und pflanzte die Reben mit eifriger Hand;
Ein Slave trat sinnig ihn an:

2 „Laß ruhen, Ankäos, die eifrige Hand,
Und rast' im kühlen Saal!
Nie füllet der Saft, diesen Reben entwandt,
Dir, König, den goldnen Pokal.“

3 Deß lachte der König mit heiterem Sinn,
Er raunte dem Alten in's Ohr:
„Und gäb' auch der Herbst noch so großen
Gewinn,

Du füllst mir den Becher, o Thor!“ —

4 „Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlen Spiel!
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Lücke!
Zwischen Traubenstock und Most
Schwebet drohend Sturm und Frost.“

5 Bald schoßten die Reben gar lustig empor,
Bald grünte und blühte der Wein,
Bald drängten sich schwellende Beeren hervor,
Geröthet von sonnigem Schein. [Fest

6 Und als nun der König beim fröhlichen
Der Les' den Alten ersah,

Da rief er: „Schon werden die Trauben ge-
preßt,

Ist Becher und Mundschent auch da?“

7 Doch düsteren Auges erwiedert der Greis:
„Wohl schäumt in der Kelter der Most;
Doch hast du, der eifrigen Mühe zum Preis,
Noch keinen der Tropfen gekost.“

8 „Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlen Spiel!
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Lücke!
Zwischen Kelch und Kelterbaum
Dehnet sich ein weiter Raum.“

9 Und als nun der Slave beim schim-
mernden Mahl,

In finsternes Schweigen gehüllt,
Dem König credenzte den goldnen Pokal,
Mit heimlichem Grauen gefüllt:

10 Da rief ihm der König mit fröhlichem
Sinn:

„Willkommen, du sinniger Thor!
Wohl bringt mir die Mühe gar süßen Gewinn —
Was hältst du so zagend empor?“

11 Doch düsteren Auges erwiedert der Greis,
Mit Thränen im bleichen Gesicht:
„Wohl bring' ich den Becher auf Königs Geheiß.
Doch trant er des Mostes noch nicht.“

12 „Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlen Spiel!
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tüde!
Zwischen Lipp' und Kelchbrand
Schwebt der finstern Mächte Hand.“

13 Schon fasset der König den goldnen
Portal
Und hebet ihn lächelnd empor, —
Da stürzen die Winzer durch's hohe Portal,
Ein Diener tritt zitternd hervor:

14 „Herr König, ein Eber verwüstet mit
Muth
Den Weinberg, so emsig gepflegt!
Schon röcheln die rüstigen Jäger im Blut,
Vom schnaubenden Reiter erlegt!“

15 Auf reißt sich der König und fordert
den Stahl,
Und schwinget die Lanze mit Muth.
Doch trank er wohl nie mehr den goldnen Portal —
Es saugte die Erde sein Blut.

16 „Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlen Spiel!
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tüde!
Zwischen Eins und noch Einmal
Niederflammt des-Blizes Strahl!“

Der Regenbogen.

1 Siehst halt den Bogen in der Luft
Von siebenfachem Licht?
's heißt wohl, 's sei nichts als Dunst und Duft,
Doch ich, ich glaub' es nicht.

2 Ich hab' wohl oft in Baches Grund
Den Mond sich spiegeln sehn,
Ich sah wohl oft der Sonne Rund
Im Ellernteiche stehn;

3 Doch solch' gewalt'ger Strahlenring,
Wie Edelsteine klar,
Das ist dir doch ein ander Ding —
Und mir ward's offenbar.

4 Als unser alter Pfarrer starb —
Ja, Hinz, das war ein Mann,

Der nicht um Schein vor Menschen warb,
Doch Ruhm vor Gott gewann. —

5 Nun, als ihn sein Erlöser rief
Zu's schöne Himmelsland —
Er lag im Sarg, als wenn er schlief,
Die Bibel in der Hand.

6 Des Dorfes Aeltste trugen ihn
Zur grünen Ruhestatt;
Man sah ein Wetter sich verziehen,
Das schwer gedräuet hatt'.

7 Und schön und sanft sprach der Adjunct
Von des Gerechten Lohn,
Erklärt' uns Alles, Punkt für Punkt —
Es war sein eigener Sohn.

8 Mir schien die Erde zu vergehn,
Ich sah zum Himmel auf;
Da sah ich auch den Bogen stehn,
Und Engel saßen drauf.

9 Er schien dir recht ein Friedenthor
Von Aehren und von Laub;
Ganz oben sah der Reich hervor
Mit Purpurblum' und Traub'.

10 Und eh' ich noch das Aug' gewandt
Vom Thor der Himmelsburg,
Da schritt, die Bibel in der Hand,
Der alte Pfarrer durch.

11 Er ging recht mit gebucktem Schritt,
Wie wir zuletzt ihn sahn;
Es glänzte hell der goldne Schnitt
Am schwarzen Corbuan.

12 Und andre Pfarrer traten vor,
So ganz, wie zum Empfang;
Weit hinten war das Engellchor
Mit Harf' und Psalterklang.

13 Gar lieblich musicirten sie,
All', all' in weißem Kleid.
Es rief: „Geh' ein nach langer Müß'
Zu deines Gottes Freud'!“

14 Drum mein ich: geht zur bessern Welt
Ein wahrer Frommer ein,
Dann wird das Himmelschor erhell't
Mit Sternenlampen-Schein.

15 Und — wär's nun auch der Bogen nicht,
Das Himmelschor bleibt stehn.
Hinz, laß uns üben Recht und Pflicht,
Daß wir hindurch einst gehn!

Friedrich Hölderlin,

29. März 1770 zu Lauffen in Würtemberg in Tübingen Theologie, ward in Frankfurt a. M., dann Bibliothekar, verfiel in eine Geisteskrankheit, die 1807

als unheilbar erkannt wurde. Von da an lebte er in Tübingen unter der Pflege eines Tischlers bis an seinen Tod am 7. Juni 1843. — Oden, Elegien, metrische Uebersetzungen (aus Sophokles); Roman: Hyperion.

An die Parzen.

inen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Herbst zu reifem Gesange mir,
er mein Herz, vom süßen
ättiget, dann mir sterbe!
Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
sie ruht auch drunten im Orkus
nicht;
ir einft das heil'ge, das am
liegt, das Gedicht gelungen:
ommen dann, o Stille der Schatten-
welt!
bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
hinabbegleitet. Einmal
ie Götter, und mehr bedarfs nicht.

Hyperion's Schicksalslied.

Ihr wandelt broben im Licht
weichem Boden, selige Genien!
jende Götterlüfte
en euch leicht,
die Finger der Künstlerin
je Saiten.
hicksallos, wie der schlafende
ling, athmen die Himmlischen;
bewahrt
n bescheidener Knospe,
et ewig
der Geist,
die seligen Augen
n in stiller
er Klarheit.
ch uns ist gegeben,
keiner Stätte zu ruhn;
hwinden, es fallen
eidenben Menschen
blindlings von einer
de zur andern,
Wasser von Klippe
lippe geworfen,
ang in's Ungewisse hinab.

An die Deutschen.

1 Spottet ja nicht des Kindes, wenn es mit
Peitsch' und Sporn
Auf dem Rosse von Holz muthig und groß
sich dünkt!
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.
2 Oder kommt, wie der Strahl aus dem
Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher
halb?
O, ihr Lieben! so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästung!

Menschenbeifall.

1 Ist nicht heilig mein Herz, schöneren
Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilber,
Wortereicher und leerer war?
2 Ach! der Menge gefällt, was auf den
Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltfamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber find.

Rückkehr in die Heimath.

1 Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom,
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel, so seid ihr's wieder!
2 Du stiller Ort! In Träumen ersiehst
du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenben;
Und du, mein Haus, und ihr, Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!
3 Wie lang' ist's, o wie lange! Des Kindes
Ruh [Glück!
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und
Doch du, mein Vaterland, du heilig-
Duldenbes, siehe, du bist geblieben!

ir heimlich gewogen —
auten wär' es gethan!
Winde kommen gezogen! —
aus der Mauer nicht an? —
g, glimme'

de blizet, sprühet!
imels, zeig' mir hinaus,
Dach erklimme,
as heulende Haus! —
)

ruht,
d dort.
Bluth,

Bergmanns Leiche zu Falun.

ihr von des Bergmanns Leiche
schachte zu Falun,
Dott im Schattenreiche
vergönnt zu ruhn?
lachwelt Thränen weckte
jling grauer Zeit;
reugeliebten bedekte
Vergessenheit.
s Grubenlämpchens Schimmern
das junge Herz

Selber einst die Ruhstatt zimmern,
Einen Sarg aus blankem Erz;
Lag dort, bis nach sechzig Jahren,
Viele hundert Klafter tief,
Man hinab zur Stell' gefahren,
Wo der arme Bergmann schlief.

3 Doch wie, rein und aufgehoben,
Ruht im Erdschooß das Gold,
Das besiedt im Licht hier oben
Durch der Menschen Hände rollt:
So im Schooß metallner Klüfte
Schloß das ewige Gestein
In ambrosisch reine Düste
Unversehrt den Schläfer ein.

4 Wie er nun an's Licht gezogen,
Blühend wie ein Maientag,
Dem der Sonne Glanz entflohen,
Vor des Volkes Augen lag:
Fragen staunend alle Blicke,
Wer der Wunderjüngling sei?
Und es zittert an der Krücke
Auch ein Mütterchen herbei.

5 Flehend drängt die Tiefbetrübte
Durch die Menge sich und schaut —
Ja, er ist's, der Heißgeliebte!
Und sie ist des Jünglings Braut.
„Nur der Tod kann dich mir geben,
Aber ich war ewig dein!“
Sprach's, und schlief zum bessern Leben
An des Jünglings Busen ein.

August Wilhelm von Schlegel,

. September 1767 zu Hannover,
ingen zuerst Theologie, dann Phi-
hauslehrer in Amsterdam, 1796 in
ng mit Schiller), 1798 Professor,
lesungen in Berlin, begleitete 1805
Staal durch Italien, Frankreich,
heweden, hielt 1808 Vorlesungen in
19 nach Stockholm, ward schwedi-
sch, folgte 1818 dem schwedischen
s geheimer Cabinetssecretär nach
rd geabelt, lebte dann am Genfer-

see in Coppet bei Frau von Staël, 1817 zu
Paris (Studium der indischen Sprache), 1818
Professor an der Universität zu Bonn, wo er den
12. Mai 1845 starb. — Lieder, Elegien, Ro-
manzen, Sonette; Trauerspiel Ion; metrische
Uebersetzungen (Shakspeare, Calderon und andere);
Vorlesungen über Literatur und Kunst, über dra-
matische Kunst und Literatur, Kritiken, Recen-
sionen (Zeitschrift Athenäum mit seinem Bruder
herausgegeben). Aufsätze in der indischen Biblio-
thek u. s. w.

Arion.*)

ir der Löwe Meister,
t' in seiner Hand;
er alle Geister,

„Arion“ unter Lied's Gedichten,
heilung Prosa unter Hardenberg.

Und gern empfing ihn jedes Land.

Er schiffte, goldbeladen,
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

2 Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Corinth.
Oh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt

„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!

Viel kann verlieren, wer gewinnt.“

3 Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.

Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.

An wohlervorb'nen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!“

4 Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm:

„O Periander, eitle Sorgen!

Vergiß sie nun in meinem Arm!

Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm.“

5 Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.

Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

6 „Du darfst, Arion, nicht mehr leben;
Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab!“ —

„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.“ —

7 „Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?

Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn, wieder heimzukommen,
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“ —

8 „Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich nach Zitherspieler-Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.

Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!“

9 Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.

„Und wollt ihr ruhig lauschen
Laßt mich die Kleider tauschen;
Im Schmutz nur reißt Apoll mich hin.“ —

10 Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;

Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;

Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

11 Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein;
Er scheint erquickt die Lust zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.

Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht in's blaue Meer hinein.

12 Er sang: „Gefährtin meiner Stimm
Kommi, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Löne zähmt ihn gleich.

Elysiums Heroen,
Dem dunklen Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, schon grüß' ich euch!

13 Doch könnt ihr mich des Grams entbinden
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gehst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.

Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lieb gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

14 Ich muß hinab, ich will nicht jagen
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!

Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden rettet!“ —
So sprang er in die tiefe See.

15 Ihn deckten alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort;

Ob' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

16 Des Meers verworrenes Gebräu
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.

Sie konnt' ihn oft bestriden,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

17 So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Feier Bier,

Und kleine Wellen springen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem bläulichen Revier.

r Delphin sich sein entladen,
 ttet uferwärts,
 reinst an Felsgestaden
 aufgestellt in Erz.
 da sich Jedes trennte
 nem Elemente,
 rions volles Herz.
 wohl, und könnt' ich dich belohnen,
 eundlicher Delphin!
 ir hier, ich dort nur wohnen,
 ist uns nicht verlihn.
 ird auf feuchten Spiegeln
 Salatea zügel'n,
 stolz und heilig ziehn." —
 eilt nun leicht von hinnen,
 in die Fremde fuhr;
 n ihm Corinthus Binnen,
 ingend durch die Flur.
 ieb' und Lust geboren,
 t er, was verloren,
 er Freund, die Bither nur.
 t hinein: „Bom Wanderleben
 Freund, an deiner Brust.
 ie mir ein Gott gegeben,
 eler Tausend Lust.
 falsche Räuber haben
 ohlerworb'nen Gaben,
 mir des Ruhm's bewußt.“
 spricht er von den Wunder-
 bingen,
 er staunend horcht:
 solch ein Raub gelingen?
 onst die Macht geborgt.
 häter zu entdecken,
 du dich hier verstecken,
 wohl sich unbesorgt." —
 s im Hafen Schiffer kommen,
 sie zu sich her.
 rion ihr vernommen?
 t seine Wiederkehr." —
 ließen recht im Glücke
 a Larent zurücke." —
 itt Arion her.
 t sind seine schönen Glieder
 o Purpur wunderbar;
 Sohlen wallt hernieder
 saltiger Talar;
 rme zieren Spangen,
 als und Stirn und Wangen
 o das bekränzte Haar.
 ther ruht in seiner Linken,
 ält das Elfenbein.
 hm zu Füßen sinken;
 wie des Olyx's Schein.

„Ihn wollten wir ermorden;
 Er ist zum Gotte worden;
 O schläng' uns nur die Erd' hinein!" —
 26 „Er lebet noch, der Löne Meister;
 Der Sänger steht in heil'ger Huth.
 Ich rufe nicht der Rache Geister,
 Arion will nicht euer Blut.
 Fern mögt ihr zu Barbaren,
 Des Geizes Knechte fahren!
 Nie laße Schönes euren Muth!"

Die Warnung.

1 Es tritt ein Wandersmann herfür
 An eines Dorfes Schenke,
 Er setzt sich vor des Hauses Thür
 Im Schatten auf die Bänke;
 Legt seinen Bündel neben sich,
 Bittet den Wirth bescheidenlich,
 Mit einem Trunk ihn zu laben.
 2 Da zechen an dem nächsten Tisch
 Zwei wilde, rohe Buben.
 „Geda, Herr Wirth! und gebt uns frisch!
 Was lauzt ihr in den Stuben?
 Diese Nacht so durchgeschwärmt,
 Heute vor Morgens früh gelärmt!
 Wir wollen nicht nüchtern werden.
 3 Ha, Bruder, war das nicht ein Spaß!
 Es geht mir Nichts darüber.
 Und lieb' ich schon das volle Glas,
 Hab' ich doch Unfug lieber.
 Ach, wie wird verwundert sein
 All' die werthe Christengemein'!
 Wie wird der Pfaffe nicht toben!
 4 Da draußen erst den Nepomuk
 Mit seinen sieben Sternen, —
 Ich schob ihn an den Rand zurück,
 Bald muß er schwimmen lernen.
 Schüttelt was, so plumpst er 'nein,
 Rudert wohl mit dem Jesulein;
 Den hält der Narr in den Armen.
 5 Alsdann hinunter, längs dem Thal,
 Der Wallfahrt Stationen,
 Die dreizehn Steine allzumal
 Mit Christi Passionen,
 So beschmiert, verziert zum Fest,
 Daß das Lachen kein Einz'ger läßt,
 Wenn sie zum Beten da knien."
 6 Der Andre sprach: „Wenn's Prahlen gilt,
 So steh' ich alle Welten.
 Der Schnurrbart am Marienbild,
 Und dann die Kron' aus Kletten,
 Die ich ihm zu Nacht bescheert,

Sind wohl deine Geschichten werth,
Und es ist noch nicht das Beste.

7 Dort auf dem Fels am hohen Kreuz,
Statt Christi leid'ger Frage,
Hängt nun — o in der Seel' erfreut's —
Des Nachbars todte Raze.

Wenn sie nun auf ihrer Bahn
Zieh'n die Stufen der Kirch' hinan,
Das wird was Erbauliches werden."

8 Der Wandersmann schaut ernst und still,
Da sie die Red' erhuben,
Sie achten erst nicht, was er will,
In ihrem Rausch, die Buben.
Beide riefen dann zugleich:

"Rümmert euch, Dudenäuser, um euch!
Was soll das Gassen und Horchen?"

9 Der Wandersmann sagt nicht ein Wort
Und schaut nur unbeweglich,
Und ihnen wurde fort und fort
Sein Blick mehr unerträglich.

"Wenn ihr nicht die Frechheit laßt,"
Sagten sie, "solchen Heuchlergast,
Den muß man mit Schlägen verjagen." —

10 "Mich schlägt ein Anderer wohl als ihr,
Ihr mögt kein Haar mir kränken.
Ich bin auf kurze Zeit nur hier,
Doch sollt ihr mein gedenken.
Junges Blut hat Frevlermuth,
Thut nicht ferner, so wie ihr thut,
Und laßt bei Zeiten euch warnen.

11 Sonst schließt ihr einen Bund der Treu'
Mit Judas falscher Rotte;
Den Heiland kreuzigt ihr auf's Neu'
Mit solchem ledern Spotte." —

"Ja doch, da geschäh' ihm Recht,
Weil sich der einfältige Knecht,
Das erste Mal kreuzigen lassen." —

12 "Ich weiß gewiß, ihr spräch't nicht so,
Wär't ihr einst mitgegangen;
Ihr hättet nicht, der Qualen froh,
Am Kreuz ihn sehen hangen,
Wie aus bittern Wunden quoll,
Aller Lieb' und Erbarmung voll,
Sein heilig göttliches Leben.

13 Wie um ihn, ewig hoffnungslos,
Die Freund' und Mutter standen,
Und er im Busen trug ihr Loos
Bei grimmen Todesbanden,
Neigt sein Haupt in Finsterniß,
Durch den Himmel geschieht ein Riß,
Und innerlich schauert die Erde." —

14 "Ei seht! der macht uns glauben gar,
Er sei dabei gewesen.
Was er erzählt, kann man fürwahr

In alten Tröstern lesen.

Sagt uns doch, wie alt ihr seid,
Daß ihr saht, was vor ew'ger Zeit,
Und nimmer vielleicht ist geschehen?" —

15 "Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben ist kein Leben.

Wie rastlos kreist der Sonne Schwung,
Muß ich hier unten schweben.

Greiser wird das Haar mir nicht,
Nicht gerunzelter mein Gesicht,
Das niemals lachet noch weinet.

16 Ich war, wie ihr, von frechem Muth
In meinen ersten Tagen.

An mir that keine Lehre gut,
Kein Warnen half noch Sagen.

Als der Hohenpriester Amt
Heuchlerisch nun den Christ verdammt,
Da wollt' ich mein Muthchen auch fühlen.

17 Und als mit schwerer Kreuzeslast
Zum Thor ihn schleppt' die Menge,
Da hatt' ich vor den Andern Hast,
Und stieß ihn im Gedränge.

Matt und lechzend, ohne Schrei'n,
Wollt' er rasten auf einem Stein,
Da schlug ich ihn mit den Fäusten.

18 Geh', rief ich, Jesus, fort mit dir!
Zum Tod' dich endlich schide!

Der Heiland sah sich um nach mir
Und sprach mit stillem Blicke:

Ich zwar gehe bald zur Ruh,
Aber wandern sollst nun du,
Und warten, bis ich komme.

19 Dies Wort, dies Wort, dies Eine
Wort

War Heil mir und Verderben.

Es schirmt mich vor der Seele Mord,
Doch wehrt's mein leiblich Sterben.

Und mich treibt's von Land zu Land,
Und bin Manchem zum Graun bekannt,
Der ewig wandernde Jude." —

20 Der Fremdling sprach es Alles aus
Mit unbewegter Miene;

Doch brennend durch die Stirn heraus
Ein blutroth Kreuz erschiene.

Als die Zwei das Zeichen sahn,
Fällt sie an der Verzweiflung Wahn,
Sie glaubten sich schon in der Hölle.

21 Und eh' sie Seel' und Leibeskraft
Und Sinne wiederfunden,

Hat er sein Bündel aufgerafft,
Und ist schon weit verschwunden.

An des lezten Hügels Rand
Sehn sie noch, den Stab in der Hand,
Die irre Gestalt hinwanken.

22 Zu spät zernircht sie's und gereut's,
Gott läßt mit sich nicht scherzen;
Es brennt das feurig blut'ge Kreuz
In den lieblosen Herzen.
Kirchentrost ward nicht gespart,
Fuße, Gebet und Pilgerfahrt,
Doch lebten die Spötter nicht lange.

Neoptolemus an Diokles. *)

1 Bruder, gedenkst du noch mein, des Fremd-
lings, welchen sein Trieb erst,
Dann die Länder, das Meer, endlich der Tod
dir entfernt?
Indien hegt mein Grab: da wölbt sich auf
einsamer Ebne
Dambus über ihm hin, schirmend vor jengen-
dem Strahl.
Aber es wehret nicht Land, nicht Meer dem
entkörpernten Schatten,
Daß er die Heimath oft voriger Wünsche
besucht,
Und im Herzen der Freunde mit leisem
Geistergelispel
Bei sehnfüchtigem Weh liebliche Schauer erregt.
Siehe, du lebst und blühst in der Vollkraft
männlicher Jahre;
10 Mich Unwilligen riß feindlich die Parce
hinweg.
Denn ich strebte nach Thaten und Ruhm; und
Thaten und Ruhm sind
Nicht mir geworden, ich ging in der Ver-
gessenheit Nacht.
Eitler Ruhm! des Glücks, der Gelegenheit
prahlender Herold,

*) Ueber den „Neoptolemus“ in dieser Heroide gibt der Dichter selbst folgende Andeutungen: „Dieses Gedicht ist dem Andenken meines Bruders Carl August Schlegel gewidmet, der im Jahre 1782 mit einem hannoverschen Regimente im Dienste der englischen Compagnie nach Ostindien zog, und daselbst zu Madras am 9. September 1789 im 28. Jahre seines Alters starb. Er befiel sich nicht in der Schlacht von Calicut, wo ich ein Theil der hannoverschen Truppen auszeichnete, weil er als Adjutant beim Stabe des Regiments bleiben mußte (B. 109). Im Jahre 1788 nahm er in den Gebirgsgegenden von Garat zwei Monate hindurch Vermessungen vor (B. 145 — 150) . . . Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch Verbrießlichkeiten verbittert, die sich erst kurz vor seinem Tode zu seiner völligen Genußthung enbigten.“

Geht er die schweigende That, innen im Busen,
vorbei.
Bruder, was rühm' ich mich dir? du hast, zwar
Knabe noch damals,
Muthig und edel entflammt selber den Jüng-
ling gesehn.
Krieger zu sein, gelüstete mich, wie die römischen
Helden,
Wenn der Lehrer mich hieß merken die Worte
des Buchs;
Und bei Kreisen und Winkeln und jeglichem
Räthsel Cullibens
20 Stand Archimedes mir vor, Mauern und
künstlich Geschloß.
Tiefer heimischer Friede verschloß den Waffen
die Übung;
Bald ermüdeten mich Spiele vom Lager und
Kampf.
Als Britannien drum, mit Galliens Macht
Hyder Aly
Mühsam dämpfend, ein Heer warb für den
indischen Strand,
Lockten mich Krieg und Gefahr, wie gern!
Hemisphären hinüber;
Leicht zum Leben geschürzt, knüpft' ich das
Bündel mir leicht.
Sag', lebst noch im Gemüth dir jener Morgen
des Abschieds?
Rüstiger Trommeln Getön weckte die Gassen
der Stadt;
Jeder regte sich frisch, das Gepäck und die
Waffen ergreifend,
30 Lagergetümmel und Lärm füllte den fried-
lichen Ort.
Wo die ziehenden Haufen sich sammelten, rief's
überall nach:
„Glückliche Fahrt! Lebt wohl! Kehret gesund
uns zurück!“
Hier versorgte das herzliche Weib den Krieger
mit Labung,
Reichte den Säugling hin noch zu dem harti-
gen Ruß,
Und er gelobt' ihr rauh, für Weib' in der
Fremde zu sorgen,
Alles erbeutete Gut treulich zu senden nach
Haus.
Jener verhiess wohl prahlend der mohrischen
Säbel Demanten,
Rief: „Es lebe,“ — beim Trunk, — „Asiens
reichster Monarch!“
Mancher mit Leichtsinn auch verließ das
weinende Mädchen,
40 Das zu willig dem Schwur flüchtiger
Liebe getraut.

Aber ich stürmte hinein, den letzten Moment
 zu verkürzen,
 Heiß geschäftig, wo schon alle sie meiner
 geharrt.
 Brünstig segnete mich der fromm' ehrwürdige
 Vater,
 Schwestern hingen an mir, Brüder umarmten
 mich fest.
 Aber vor allen die Mutter, die liebende Mutter!
 an ihrem
 Herzen zerfloß ich, und wand, kaum noch
 besonnen, mich los.
 Wie ich mich innerlich schalt! mir sagte die
 ahnende Seele:
 Nie mehr soll ich mit euch tauschen den innigen
 Gruß.
 Doch die Mutter ergriff ein unwiderstehliches
 Drängen,
 50 Einmal ihn nur, den Sohn noch, den
 geliebten, zu sehn.
 Und sie machte sich auf, von bangenden
 Töchtern begleitet,
 Schaute vom Fenster am Platz, wo sich die
 Schaaren gereiht.
 Bei den Gefährten stand ich, und, ob ich
 sogleich sie bemerkte,
 Hob ich den Blick nicht auf, mich zu erweichen
 besorgt.
 Viel durchlief ich die Reih'n beschleunigend,
 brachte Befehle
 Hin vom Führer und her, auf das Geschäft
 nur bedacht,
 Schwang dann schnell mich zu Pferd, voreilend
 dem Zug, der begonnen,
 Und erst außen am Thor wandt' ich die
 Blicke noch heim.
 Alles Trauern ersticte das muntere Spiel
 der Hoboen,
 60 Und der Morgengesang männlicher Kehlen
 barein.
 Bald nun war ich zu Schiff, bald sah ich
 entfliehende Rüste,
 Wogend an Helgolands nadenben Klippen
 entlang.
 Sprach, wehmüthig erzürnt: „Deutschland,
 unzärtliche Mutter,
 Immer dem Ausland hold, immer nicht achtend,
 was dein!
 Habe noch Dank für Alles, was Gutes du an
 mir gepflegt;
 Fern, vergessen von dir, bleib' ich ein Deutscher
 doch stets.
 Bald wohl naht die Zeit, da wirst du der
 Männer bedürfen,

Die du um Gold süßlos sendest, die wach
 hinweg.“
 Albions grüne Hügel erhoben sich; noch
 in der Seefahrt
 70 Mühen wenig geübt, war uns der Hafen
 erwünscht.
 Dort empfingen uns Schiffe, zur längeren
 Reise gerüstet,
 Räumliche Häuser, gelenkt von des Bewohnen-
 den Wink.
 Und so fuhren wir aus im Walde besegelter
 Masten,
 Hertuls trotzdem Fels Hülfe zu bringen
 bestimmt.
 Als wir lange geirrt, von widrigen Winden
 geschaukelt,
 Wo Biscayas Bucht thürmende Wellen erhebt,
 Glitten wir leichter dahin, am Duft glück-
 seliger Inseln,
 Vom lieblosen Hauch milderer Zonen umweht.
 San Salvador, dich grüßten wir erst jenseitig
 am Weltmeer,
 80 Früchte verheißend stieg schön dein Theater
 empor,
 Dunkel bekränzt mit Orangen, mit Aloe,
 Palmen und Kotos;
 Jeder durstige Blick trank das erquickende Grün.
 O, wie lag ich entzückt am Busen der heiligen
 Freundin,
 Pflegerin, Mutter, Natur! wechselte Wunsch
 so wie Blick!
 Blühende Landschaft hier, dort unergründliche
 Meere,
 Stilles Genügen und Ruh', Streben in's Weite
 hinaus.
 Als wir die See, von Neuem gestärkt und
 gesundet, befuhren,
 Winkte mich schon von fern still Trinibada
 herbei,
 Traulich übergelehnt uralte Stirnen der Felsen.
 Hinter der zackigen Wand zog sich, umgrenzet,
 ein Thal,
 90 Friedlich mit wenigen Hütten bestreut, die
 Menschen erbauten,
 Hier gestrandet, und nun wieder zu Menschen
 entführt.
 Ich verlor mich im Traum, einsiedlerisch dort
 zu verweilen, [senkt.
 In die Natur, in mich, geistig beschauend, ver-
 Ach, ich wäre dem herbsten Verdruß und
 Kummer entwichen!
 Meiner harrete ja doch keine besfreundete Welt.
 Doch Trinibada verschwand; kein Eiland, keine
 Gestade

Bis zu der Schifffahrt Ziel; Alles nur Himmel
und Meer.
Weit erst streiften wir um in des Erdballs
südlichen Kreisen,
100 Dann in der Monsoons Reich lenkten
wir wieder die Bahn.
Endlich langten wir an, des Feinds Geschwa-
dern entkommen,
Allen Gefahren. womit Feuer und Fluthen
gedroht,
Ober der türkische Wind, der von heiterem
Himmel herabstürmt;
Und es bewillkommt' uns, kriegerisch donnernd,
Madras.
Schnell nun ward in das Feld ein Theil der
Gefährten gerufen.
Drüben im Land Malabar maßen sie rühm-
lich sich noch,
Siegend im letzten Gefecht, mit Tippos Heeren
und Frankreichs;
Denn von Europa scholl Friede nach Asien hin.
Mich verfehlte das Loos, mich schienen die
Schlachten zu fliehen;
110 Raum mit des Forschens Genuß täuscht'
ich den strebenden Geist.
Bald durchspäht ich von Neuem der zirkelnden
Masse Geheimniß,
Bald Jahrbücher des Kriegs, stolzer Eroberer
Kunst;
Labte mich dann bei Dichtern, den ewigen,
mächtig des Zaubers,
Der Zeitalter hindurch, Zonen hinüber auch gilt.
Ferner die Sitten des Volks, die Sitten ge-
sonderter Stämme,
Jeglicher Zeit Denkmal war ich zu kennen
bemüht.
Dunkel lodte mich nach der Braminen würdige
Weisheit,
Welche Europa's Sucht, trügenden Handels
Verkehr,
Menschenstreu und verwildert in Felsenhöhlen
verbannet hat,
120 Wo ihr Sibyllenton, leis' überredend,
verhallt.
Ahnend deutet' ich mir die begeisternde Seele
des Weltalls,
Tief in der heiligen Sanscrit Göttergeschichten
verwebt.
Ernstet betrachtend folgt' ich dem Zeichenzug
des Braminen,
Der zum Wandel den Geist haucht' in der
Schooß der Natur.
Manchmal flochten mir wohl anmuthigen Tanz
Wajaderen,

Nicht von der Biederkeit modiger Schönen ent-
stellt.
So verdrängt' ich die Zeit; es kamen trübere
Tage.
Nur in der Freundschaft Arm fühlt' ich so
fern mich daheim;
Und mir starben die Freunde dahin; geblendet
vom Wahnsinn,
130 Büdte wider sein Haupt Einer den
tödtenden Strahl.
Mir auch tobte gewaltig die glühende Sonn'
in den Abern,
Wölkt' im verworr'nen Gehirn oft melanco-
lischen Dunst.
Uebel des Leib's, sie gehn, die heftigsten,
über und spurlos;
Welchem die Ehr' erkrankt, nimmer geneset
sie dem.
O dies Härteste noch, wie nenn' ich's oder
verschweig' es?
Daß die Verleumdung mich, lauschend auf
Worte, bestrickt,
Schuld auf Schuld mir gehäuft, entstellend zum
Frevol den Muthwill!
Zwar ich duldet' es nicht; starr in dem reinen
Gefühl,
Rief ich das Vaterland um Recht an, rief
um Befreiung;
140 Leider! das zögernde Recht hielten die
Wellen noch auf.
Ich entriß mich indeß dem falschen Gewühle
der Städte,
Ländliche Zuflucht nur labte balsamisch die
Brust.
Doch mir schmeichelten auch entferntere Bilder
der Hoffnung,
Krieg und That und Gefahr würde bewähren
den Mann.
Drum bedacht' ich, da kaum untreuer Friede
mit Tippos
Noch bestand, wie ein Heer zöge die Berge
hindurch.
Ich durchritt und erspähte, bis Waniambabby
hinüber,
Weit von Belore her Mulecats mächtigen
Wald.
Wo noch kein europäischer Fuß betreten die
Wildniß,
150 Raß ich Thäler und Höhn, jegliche
Schluß des Gebirgs.
Treue indische Führer verscheuchten Tag's mir
die Tiger,
Schlagend an's dicke Gebüsch; stiegen die
Sterne herauf,

Dann im Freien gebettet, umringt von bewachenden Feuern,
Lag ich und schlief sorglos unter dem fernen Gebrüll.

Drohend erhob die Klaue zum offenen Kampfe das Raubthier,
Aber lächelnd bestellt Gifte der heuchelnde Freund.

Arg vergalten sie mir's, ich liebte die Menschen wie Brüder, [bir!
Bot oft tröstlich die Hand, lechzender Maria,
Endlich erschien der Tag rechtfertigend, wo ich den Ausspruch

160 Richtender Krieger, gelöst jedes Verdachtes, empfing.

Genügen konnt' ich nun erst dem Gesetz der befohlenen Ehre;

Längst erlittene Schmach rächte, geübt, mir die Hand.

War's mir doch, als wollte beinahe noch Freude sich regen,

Träume des Glücks noch baun weit in das Leben hinaus.

Aber es war umsonst: die früh entkräfteten Glieder,

Mehr das gebrochene Herz neigten sich still in die Gruft.

Hat kein segnender Vater an meinem Lager gebetet,

Keine Mutter zur Ruh sanft mir die Augen gedrückt,

O so war ich doch nicht von Allen verkannt und verlassen,

170 Neblicher Freunde Gespräch heiterte Stunden mir noch.

Jenseit wandelt' ich schon, wie lang', am stygischen Ufer,

Ob' ihr Liebenden dort traurig die Kunde vernahmt.

Nicht wehlag' ich, o Bruder, die irdische Lust und die Jugend,

Mein unrühmlich Geschick und die verschwundene Kraft.

So ergießt sich der Strom aufsprudelnd aus kühlem Geflüste,

Namenlos gehemmt bald in dem freudigen Lauf.

Nun hätt' er getränkt, er hätte Masse getragen, Schlürft' ihn tüdlich der Sand dorrender Wüste nicht ein.

Anderen Zeiten nun wälzen sich um; zwar wechseln sie uns nicht,

180 Doch in den Ortus auch bringt die Geschichte des Tags.

Schauend erfuhr ich es brüten, die Welt will neu sich gestalten,
Aber in's Chaos erst droht sie verderblichen Fall.

Alte geheiligte Sitt' und Gesetz und erträumte Verbesserung

Kämpfen auf Leben und Tod unter dem Menschengeschlecht,

Zahllos kommen die Opfer herab des berauschenden Irthums,

In der Parteiung Krieg blöbe, wie Heerden, gedrängt,

Während tyrannische Geißel sie züchtigte, trozend auf Freiheit,

Wie sie des Niedrigen Haß gegen das Hohe genannt.

Anderen drängen sich nach mit wilden entflammten Geberden,

190 Welche der Bürgerwuth blutige Beile gerafft.

Alle vermengt sie die Nacht; die unerlösbare Mauer

Ehrner Verhängnisse läßt Keinen in's Leben zurück.

Doch wer schaffend und wirkend sein Dasein droben bewährt hat,

Weidet an Trümmern sich noch rüstig verwendeter Kraft.

Darum verzeih', o Bruder, dem klagenden Laut von der Gruft her,

Der kalt athmend sich dir hat um den Busen gelegt.

Bring' dem verbrüberten Geist ein Todtenopfer von Thränen

Und von Gesang; und so lebe denn, lebe mir wohl!

Lebensmelodien.

1. Der Schwan.

Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,
Und mir schwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogene Hals und die Gestalt.

Der Adler.

Ich hauf in den felsigen Klüften,
Ich brauf in den stürmenden Lüften,
Vertrauend dem schlagenden Flügel
Bei Jagd und Kampf und Gewalt.

2. Der Schwan.

lich erquidt das Blau der heitern Lüfte,
berauschen süß des Ralmus Düste,
n ich in dem Glanz der Abendröthe
h befiedert wiege meine Brust.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald sie zersplittern,
Ich frage den Blitz, ob er tödte,
Mit fröhlich vernichtender Lust.

3. Der Schwan.

on Apollo's Winken eingeladen,
ich mich in Wohltautströmen baden,
geschmiegt zu Füßen, wenn die Lieder
nd wehn in Tempe's Mai hinab.

Der Adler.

Ich throne bei Jupiters Sitze;
Er winkt, und ich hol' ihm die Blitze;
Dann senk' ich im Schlaf das Gefieder
Auf seinen gebietenden Stab.

4. Der Schwan.

ndevoll betracht' ich oft die Sterne,
er Fluth die tiefgewölbte Ferne,
mich zieht ein innig rührend Sehnen
der Heimath in ein himmlisch Land.

Der Adler.

Ich wandte die Flüge mit Wonne
Schon früh zur unsterblichen Sonne,
kann nie an den Staub mich gewöhnen;
Ich bin mit den Göttern verwandt.

5. Der Schwan.

illig weicht dem Tod' ein sanftes Leben;
n sich meiner Glieder Band' entweben,
die Zunge sich; melodisch feiert
r Hauch den heiligen Augenblick.

Der Adler.

Die Fadel der Lobten verjünget;
Ein blühender Phönix, entschwinget
Die Seele sich frei und entschleiert,
Und grüßet ihr göttliches Glück.

Sibylla. *)

1 Einsam, in der Felsenhöhle.
Esen Ernst in keuscher Seele,

Den Anstoß zu dieser Allegorie gab eine Stelle
Ieneide (III, 441 ff.).

Wohnte Phöbus Priesterin.
Oft, in stiller Nächte Hüllen,
Nahte sich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.

2 Staunend fiel sie vor ihm nieder;
Ihr erschauerten die Glieder,
Die der hohe Gast durchdrang.
Und sie öffnete die Lippen,
Und es schollen rings die Klippen
Von prophetischem Gesang.

3 Auf geweihte Palmenblätter
Grub sie dann den Spruch der Götter,
Von Apoll ihr offenbart.

Vieler Menschen Söhne kamen,
Fragten, lasen und vernahmen,
Was der Zukunft Schooß bewahrt.

4 Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwind's, trotz dem Riegel
Ihrer Pforte, durch die Gruft,
Ach! und riß die leichten Blätter
Ohne Schützer, ohne Retter
Sausend in die öde Luft.

5 Die Prophetin, unbekümmert
Um ihr Wert, vom Sturm zertrümmert,
Haschte keines je zurlück.
Wer von ihr in bangen Nothen
Trost gehofft und Trost gebeten,
Fluchte dann auf sein Geschick.

6 So erzählt die fromme Sage,
So die Dichtung grauer Tage.
Kügler, spottet ihrer nicht!
Merket auf! ich will sie deuten;
Mit der Fabel Dunkelheiten
Gatte sich der Wahrheit Licht.

7 Wie Sibyll' in Cuma's Höhlen,
Wohnt in edler Menschen Seelen
Himmlische Beschauungskraft.
Hoher Kunde wird der innen,
Der dem Gaukelspiel der Sinnen,
Ihr zu lauschen, sich entrafte.

8 Durch des Lebens tausend Irren,
Die des Wallers Fahrt verwirren,
Zeigt die Weisheit ihm die Bahn;
Mitten hin durch Klipp' und Brandung
Leuchtet ihm zu froher Landung
Ihre Fadel hell voran.

9 Glücklich steuert' er zu Lande,
Löste Leichtsinns nicht die Bande,
Die der Ernst den Lüsten flieht.
Dann kann nichts die Fadel schirmen;
Er vernimmt vor ihren Stürmen
Der Pilotin Stimme nicht.

10 Weisheit läßt mit sich nicht scherzen.
Menschen, haltet fest im Herzen

Die Orakel der Vernunft!
Wehe, wenn euch Leidenschaften
Einmal Licht und Recht entzogen!
Hoffet keine Wiederkunft!

An die südlichen Dichter, deren Lieder
ich übersetzt hatte.

1 Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge
Manen!

Wie Göttern, biet' ich euch die eignen Gaben.
Mit euch zu leben und den deutschen Ahnen,
Ist, was mir einzig das Gemüth kann laben.
Halb Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutscher Red' euch denn begaben,
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus südlich schönen Landen.

2 Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, des Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für Einen Glauben wollten Alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen;
Da war auch Eine Poesie erklingen
In Einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

3 Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit sich eronnen;
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
Doch, mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will Nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen;
Ach, diese Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe,
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

4 Das echte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.
Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten;
Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbünden.
Kann ich neu, was ihr schuf, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröthe künden,
Und streun vor ihren Himmelsheilighummen
Der Erde Lieblosungen, süße Blumen.

Die Nebenbuhlerinnen.

1 Zwei Schwestern lieb' ich, schwesterliche
Schönen,

Die Einer hohen Mutter Büge tragen;
Nur andrer Heimath Wiege, wo sie lagen,
Konnt' in der Sitt' einander sie entwöhnen.

2 Sie fesseln mich mit ihrer Stimme Tönen,
Die zart und voll den Sinn der Rede sagen.

Wenn Eine schweigt, muß ich vermissend klagen,
Und die ich höre, scheint mir werth zu krönen.

3 Ich streb', entzündet, ihnen nachzulallen;
Doch wie ein fernes Echo, matter, trüber,
Hauch ich nur Lispeln in die rauhen Lüfte.

4 Wer kann den ölbekränzten Batis wallen
Durch deutsche Fluren heißen, und, herüber
Die Alpen, Welschlands Pomeranzendüste?

Das Sonett.

1 Zwei Reime heiß' ich viermal lehren wieder,
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppeldore schweben auf und nieder.

2 Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch
zwei Glieder,
Sich freier wechselnd, jegliches von Dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

3 Den werd' ich nie mit meinen Zeilen
kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze;

4 Doch wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Der Iambe.

Wie rasche Pfeile sandte mich Archilochos,
Bermischt mit fremden Zeilen, doch im reinsten
Maß, [Sturm.

Im Rhythmenwechsel melkend seines Muthes
Hoch trat und fest auf dein Rothurngang,

Aeschylos! [mit
Großart'gen Nachdruck schafften Doppellängen
Sammt angeschwellten Wörterpomps Erhö-
hungen.

Fröhlicheren Festtanz lehrte mich Aristophanes,
Labyrinthischeren; die verlarvte Schaar anführend
ihm, [Gill!

Hingauß' ich gierlich in der besflügelten Füßchen

Der Choliamb.

Der Choliamb scheint ein Vers für Kunst-
richter,

Die immerfort voll Naseweisheit mitsprechen,
Und Eins nur wissen sollten: daß sie Nichts
wissen.

So die Kritik hint, muß ja auch der Vers
lahm sein.
Der sein Gemüth labt am Gesang der Nacht-
eulen, [zuhält,
Und wenn die Nachtigall beginnt, sein Ohr
Dem sollte man's mit scharfer Dissonanz abhaun.

Der Hexameter.

1 Gleichwie sich dem, der die See durch-
schiff, auf offener Meerhöb'
Kings Horizont ausdehnt, und der Ausblick
nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schaar
zahlloser Gestirne
Bei hell athmender Luft abspiegelt in bläu-
licher Tiefe:
So auch trägt das Gemüth der Hexameter.
Ruhig umfassend,
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige
Bild, in den Schooß auf
Reisender Fluth, urväterlich so den Ge-
schlechtern der Rhythmen,

Wie vom Oleanos quellend, dem weithin
strömenden Herrscher,
Alle Gewässer der Erde entrieseln oder ent-
brausen.
10 Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, müh-
volleres Rudern
Fortarbeitet das Schiff, dann plötzlich der
Wog' Abgründe
Sturm aufwühlt, und den Kiel in den Wal-
lungen schaukelnd dahinreißt:
So kann ernst bald ruhn, bald flüchtiger
wieder enteilen,
Bald, o wie kühn in dem Schwung! der Hexa-
meter, immer sich selbst gleich,
Ob er zum Kampf des heroischen Lieds uner-
müdblich sich gürtet,
Ober, der Weisheit voll, Lehrsprüche den
Hörenden spendet,
Ober geselliger Hirten Idyllen lieblich um-
flüstert.
Heil dir, Pfleger Homer's! ehrwürdiger
Mund der Orakel!
Dein will ferner gedenken ich noch und andern
Gesanges.

Friedrich von Schlegel,

geboren den 10. März 1772 zu Hannover, Bruder
des Vorhergehenden, zuerst für den Kaufmannsstand
bestimmt, studirte dann zu Göttingen und Leipzig
Philologie, lebte mit seinem Bruder eine Zeit lang
in Berlin und Jena, reiste nach Paris, trat 1803
zu Köln zur katholischen Kirche über, 1808 Hof-
secretär bei der Staatskanzlei in Wien, begleitete
1809 den Erzherzog Johann nach Italien, 1819
Legationsrath beim Bundestage zu Frankfurt, zog

sich 1819 nach Wien zurück, wo er Vorlesungen
hielt, starb auf einer Reise zu Dresden den 11. Ja-
nuar 1829. — Lyrische Gedichte, Sonette, Ro-
manzen, Trauerspiel Alarcos; Geschichte der alten und
neuen Literatur, Studien des classischen Alterthums,
Ueber romantische Poesie, Ueber christliche Kunst, Ueber
Weisheit und Sprache der Indier; Philosophie der
Geschichte, Vorlesungen über neuere Geschichte; Phi-
losophie des Lebens; Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Das versunkene Schloß.

1 Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Still, wie die, ist keine
Unter des Himmels Höb'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

2 Da find't nicht Grund, noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund;
Was Leben hat und Odem,
Zieheth hinab der Schlund.
So schritten zween Wandrer
Zu Abend da heran;

Zu ihnen trat ein andrer,
Bot ihnen Gruß fortan.

3 „Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wandre schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch' Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein.“

4 Der jüngste von den Zween
Bereit der Frage war.
Er sprach; „Das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar.
Als noch die Burgen stunden,
Lebt' da ein Ritter gut;

In Trauer fest gebunden,
Grämt' er den stolzen Muth.

5 Warum er das muß dulden,
Hat Keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht,
Ob eigne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo Keiner ihn mag rathen
In offenen Grabes Mund."

6 So sprach von jenen Beiden
Der jüngste an dem Ort;
Der Frembling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten!
Wie sprichst du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't Jeder seinen Lohn.

7 Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll;
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht;
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht.

8 Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält unspannt,
Drum sucht er öde Schauer,
Al' Freude weit verbannt,
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust;
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust.

9 Wohl jene Wasser brunten
Sind voller Klag' und Schmerz;
Stets einsam wohnt dort unten
Wem sie gerührt das Herz.
Denn Alles, was vergangen,
Schwebt lodend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück.

10 Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell;
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Bande dieser Welt.

11 So bünkt mich, daß die Geister
Durch Reid in ihrem Grab
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab.

Wir sehn, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Löne,
Und der Gesang erlischt.

12 Wem alle Zuflucht offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit.
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Irdische ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lodt es ihn schmeichelnd hin."

13 So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald;
Wie er des Danks sie zeihe,
Erfinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreun euch allsogleich!"

14 Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klingend, wie von Weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor;
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr lauschend Ohr.

15 Der Fremd' ist nicht zu sehen;
Doch scheint ein Riesenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild,
Und wie hinaufgezogen
Sehn sie, die ihm nachschaun,
Kauschen empor die Wogen,
Sehn es mit Lust und Graun.

G e l ü b d e.

1 Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten!
Wohlan, es gilt: du seist befreit,
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremblings Uebermuth, Verrath
In deinem Schooß sich betten.

2 Wer hält, wem frei das Herz noch schlä
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt
Durch deine Waldgefilde:
So blüht der Fleiß, dem Reid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl,
Und jeder Kunst Gebilde.

3 Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schrauben!
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

4 So spottet Jeder der Gefahr!
Die Freiheit ruft uns Allen.
So will's das Recht, und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Uebermacht,
So wollen wir doch, zur ew'gen Nacht,
Glorreich hinüberwallen!

Im Speßhard.

1 Begrüßt sei du, viel lieber Walb!
Es rührt mit wilber Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinn'ung mir die Brust.

2 Jahrtausende wohl stand'st du schon,
O Walb, so dunkel, kühn,
Sprachst allen Menschentünsten Hohn,
Und webtest fort dein Grün.

3 Wie mächtig dieser Aeste Bug!
Und das Gebüsch, wie dicht!
Das golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht.

4 Nach oben strecken sie den Lauf,
Die Stämme grad' und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf
Der Erde Trieb und Mark.

5 Durch des Gebildes Abern quillt
Geheimen Lebensblut,
Der Blatterschmuck der Krone schwillt
In grüner Frühlingsglut.

6 Natur, hier fühl' ich deine Hand,
Und athme deinen Hauch;
Beflemmend bringt, und doch bekannt,
Dein Herz in meines auch.

7 Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht,
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

8 Du warst der Alten Haus und Burg;
Zu diesem grünen Belt
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

Abendröthe (assonirend).

1 Tiefer sinket schon die Sonne,
Und es athmet Alles Ruhe;
Tages Arbeit ist vollendet,
Und die Kinder scherzen munter.
Grüner glänzt die grüne Erde,
Eh' die Sonne ganz versunken;
Milben Balsam hauchen leise
In die Lüfte nun die Blumen,
Der die Seele zart berührt,
10 Wenn die Sinne selig trunken.
Kleine Vögel, ferne Menschen,
Berge, himmelan geschwungen,
Und der große Silberstrom,
Der im Thale schlank gewunden,
Alles scheint dem Dichter redend,
Denn er hat den Sinn gefunden;
Und das All' ein einzig Chor,
Manches Lied aus einem Munde.

Die neue Schule.

Eines schickt sich nicht für Alle,
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

1 Dieser weiß sich sehr bescheiden,
Jener bläst die Baden voll;
Dieser ist im Grusste toll,
Jener muß ihn noch beneiden;
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob sie genialisch thalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergessen,
Was des Meisters Kraft ermessen,
Eines schickt sich nicht für Alle.

2 Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geister nöthig,
Die zu allem Dienst erbötig,
Um die Heiden zu belehren.
Mag der Lärm sich neu vermehren,
Suche Jeder, wen er reibe,
Wisse Jeder, was er schreibe,
Und wenn schrecklich alle Dummen
Aus den dunklen Löchern brummen,
Sehe Jeder, wie er's treibe.

3 Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun schon alleine flammen;
Doch die Menge hält zusammen,
Viel Gesindel, treu verbündet.

Wer den Unverstand ergründet,
Hält sich Alle gern vom Leibe,
Die geboren sind vom Weibe.
Ist der Bienenschwarm erregt,
Den das neuste Wort bewegt,
Sehe Jeder, wo er bleibe.

4 Mögen sie geläufig schwätzen,
Was sie dennoch nicht begreifen;
Manche müssen irre schweifen,
Viele Künstler werden plätzen.
Jeden Sommer fliegen Späßen,
Freuen sich am eignen Schalle,
Reizte dies dir je die Galle?
Laß sie alle selig spielen,
Sorge du nur, gut zu zielen,
Und wer steht, daß er nicht falle.

An Viele.

1 Vergebens wollt ihr, daß mit eurem E
Der Dichter eins und gleich sei, der vera
Was trübe euren trägen Geist umnachtet
Besorgt, wie das Verborgne er gewinne.

2 Der Dichter, der, wie fern die Zeit entr
Vergangenheit als Gegenwart betrachtet,
Und, während ihr nach Sterblichem nur tra
Unsterblich, hier schon wird der Zukunft

3 Als noch die Flammen strömten, S
flungen,
Die alte Riesenzeit der jungen Erde
Ist nah ihm gegenwärtig, gleich wie her
4 Und wieder grüßt und ruft von
sein Werde
Den Frühling Gottes, daß er uns erneu
Hat seine Ankunft froh schon jetzt besun

Friedrich Ludwig von Hardenberg, genannt Novalis,

geboren den 2. Mai 1772 auf dem Familiengute
Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld, studierte in
Jena Philosophie (Verbindung mit Fr. Schlegel),
dann in Leipzig und Wittenberg Jurisprudenz, ging

hierauf nach Freiburg auf die Bergakademie, ward
Salinenauditeur und 1799 Salinenassessor zu We
fels, starb den 25. März 1801. — Lyrische Ged
der unvollendete Roman „Heinrich von Ofterding

Bergmannslied. *)

1 Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

2 Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

3 Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

4 Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

5 Die mächtigen Geschichten
Der längst versloss'nen Zeit
Ist sie, ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

6 Der Vorwelt heil'ge Rüste
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Rüste
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

7 Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbelanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

8 Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schäß' ihm auf.

9 Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

10 Zwar reicht er treu dem Kön
Den glückbegabten Arm;
Doch fragt er nach ihm wenig,
Und bleibt mit Freuden arm.

11 Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

*) Vergleiche in der Abtheilung Prosa unter
Hardenberg „Bergmannsleben.“

Weinlied.

grünen Bergen wird geboren
 der uns den Himmel bringt;
 er hat ihn sich erkoren,
 mit Flammen ihn durchbringt.
 wird im Lenz mit Lust empfangen,
 der Schoß schwillt still empor;
 im des Herbstes Früchte prangen,
 auch das goldne Kind hervor.
 legen ihn in enge Wiegen
 irdische Geschöß;
 von Festen und von Siegen,
 sich manches lust'ge Schloß.
 nahe Reiner seiner Kammer,
 sich ungeduldig drängt,
 Band und jede Klammer
 blischen Kräften sprengt!
 unsichtbare Wächter stellen,
 er träumt, sich um ihn her;
 betritt die heil'gen Schwellen,
 ihr lustumwund'ner Speer.
 wie die Schwingen sich entfalten,
 die lichten Augen sehn,
 seine Priester schalten,
 er tritt heraus, wenn sie ihn sehn.
 seiner Wiege dunklem Schooße
 er im Krystallgewand;
 einer Eintracht volle Rose
 bedeutend in der Hand.
 überall um ihn versammeln
 Jünger hoch erfreut,
 und frohe Jungen stammeln
 Lieb' und Dankbarkeit.
 prißt in ungezählten Strahlen
 des Leben in die Welt,
 nippt aus seinen Schalen
 er ihm ewig zugesellt.
 nahm als Geist der goldnen Zeiten
 sich des Dichters an,
 er seine Lieblichkeiten
 den Liebern aufgethan.

Seligkeit in Jesu.

n ich Ihn nur habe,
 mein nur ist,
 in Herz bis hin zum Grabe
 neue nicht vergißt,
 Nichts von Leide,
 als Andacht, Lieb' und Freude.

2 Wenn ich Ihn nur habe,
 Laß ich Alles gern,
 Folg' an meinem Wanderstabe,
 Treugesinnt, nur meinem Herrn,
 Lasse still die Andern
 Breite, lichte, volle Straßen wandern.

3 Wenn ich Ihn nur habe,
 Schlaf ich fröhlich ein;
 Ewig wird zu süßer Labe
 Seines Herzens Fluth mir sein,
 Die mit sanftem Zwingen
 Alles wird erweichen und durchbringen.

4 Wenn ich Ihn nur habe,
 Hab' ich auch die Welt,
 Selig, wie ein Himmelsknecht,
 Der der Jungfrau Schleier hält;
 Hingeseht im Schauen,
 Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

5 Wo ich Ihn nur habe,
 Ist mein Vaterland,
 Und es fällt mir jede Gabe
 Wie ein Erbtheil in die Hand;
 Längst vermiste Brüder
 Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

Die Gnadenstunde.

1 Unter tausend frohen Stunden,
 So im Leben ich gefunden,
 Blieb nur Eine mir getreu:
 Eine, wo in tausend Schmerzen
 Ich erfuhr in meinem Herzen,
 Wer für uns gestorben sei.

2 Meine Welt war mir zerbrochen;
 Wie von einem Wurm gestochen,
 Welkte Herz und Blüthe mir;
 Meines Lebens ganze Habe,
 Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
 Mir zur Qual war ich noch hier.

3 Da ich so im Stillen krankte,
 Ewig weint' und wegverlangte,
 Und nur blieb vor Angst und Wahn:
 Ward mir plötzlich, wie von oben,
 Weg des Grabes Stein gehoben,
 Und mein Innres aufgethan.

4 Wen ich sah und wen an seiner
 Hand erblickte, frage Reiner!
 Ewig werd' ich dies nur sehn;
 Und von allen Lebensstunden
 Wird nur sie, die meine Wunden
 Ewig heilte, vor mir stehn.

Ludwig Tieck,

geboren den 31. Mai 1773 zu Berlin, studirte zu Halle, Göttingen und Erlangen Geschichte und Literatur, lebte dann ohne Amt abwechselnd zu Berlin, Hamburg, Jena (Verbindung mit den beiden Schlegel) u. s. w. und auf Reisen (Italien 1805, England 1818), ward 1825 Hofrath und

Mitglied der Theater-Intendanz zu Dresden, lebte seit 1841 in Berlin, wo er den 28. April 1853 starb. — Lieder, Elegien, Romane, Sonette, romantische Schauspiele (Genovefa, Fortunat, Octavianus), Märchen, Novellen, Romane, Uebersetzungen (Shakespeare, Cervantes), Kritiken und Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Arion *)

1 Arion schiffte auf Meereswogen
Nach seiner theuren Heimath zu;
Er wird vom Winde fortgezogen,
Die See in stiller, sanfter Ruh.

2 Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht in's Morgenroth;
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern,
Beschließen sie des Sängers Tod.

3 Arion merkt die stille Lücke,
Er bietet ihnen all' sein Gold;
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht, wie vordem, hold.

4 Sie aber haben es beschlossen,
Nur Lob gibt ihnen Sicherheit.
Hinab in's Meer wird er gestoßen;
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

5 Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeresfluthen hingebettet,
Ist Freude von ihm abgewandt.

6 Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung wiederklingt;
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
Er sanft die zarten Töne singt:

7 „Klinge, Saitenspiel!
In der Fluth
Wächst mein Muth;
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.“

8 Unverbroffen
Komm' ich, Lob!
Dein Gebot
Schreckt mich nicht; mein Leben ward genossen.

9 Welle hebt
Mich im Schimmer;
Wald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Fluth begräbt.“

10 So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,

In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

11 Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn;
Die Meeressläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

12 Die Wellen tanzen, Fische springen;
Seit Venus aus den Fluthen kam,
Man dieses Jauchzen, Wommelingen
In Meeresvesten nicht vernahm.

13 Arion sieht mit trunk'nen Blicken
Lautsingend in das Seegewühl;
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

14 Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen
Nacht schon mit ihm der Felsenbank;
Arion hat den Fels errungen,
Und singt dem Führer seinen Dank.

15 Am Ufer kniet er, dankt den Götter
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

Der Frühling. *)

1 Nie vergift der Frühling wiederzukomme
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf d'
Wiese sind;

Raum ist dem Winter die Herrschaft genomme
So erwacht und lächelt das goldne Kind.

2 Dann sucht er sein Spielzeug wieder z'
sammeln,

Daß der alte Winter verlegt und verstört;
Er pußt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtligall er die Lieder lehrt. [Hän

3 Er rührt den Obstbaum mit röthlich
Er klettert hinauf die Aprilsenwand;
Wie Schnee die Blüthe noch vor dem Blo
ausbringt,

Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm d'
Arbeit gelingt.

*) Vergleiche „Arion“ oben unter August Wilhelm von Schlegel's Gedichten, und in der Abtheilung Prosa unter Hardenberg.

*) Abschnitt eines größern Gedichtes, „Frühling reife“ überschrieben.

nun geht er und schläft im walbigen
 Grund,
 sucht den Athem aus, den süßen;
 den zarten rothen Mund
 der Viole und Erdbeer' sprießen.
 glücklich und bläulich lacht
 er, wenn er erwacht!
 den verschloss'nen Garten
 er über's Gitter in Gil',
 ist den Schlüssel nicht warten,
 keine Wand zu steil.
 räumt den Schnee aus dem Wege,
 eridet das Buxbaumgehege,
 wartet auch am Abend nicht,
 ruhet und arbeitet im Mondenlicht.
 nun ruft er: „Wo säumen die Spiel-
 kameraden,
 so lang' in der Erde bleiben?
 sie sie alle eingeladen,
 um die fröhliche Zeit zu vertreiben.“
 die Lilie kommt und reicht die weißen
 Finger,
 die lila steht mit bitem Kopfschmerz da,
 sie tritt bescheiden nah, [geringer.
 um und alle Blumen, vornehm und
 der bunte Teppich ist nun gestickt,
 die tritt aus Jasminlauben hervor.
 um die Menschen; da jauchzet der Vögel
 Chor;
 Alle fühlen sich beglückt.
 Dann küßt der Frühling die zarten
 Blumenwangen,
 eridet, und sagt: „Ich muß nun gehn.“
 um sie alle an süßem Verlangen,
 mit wellen Häuptionen stehn.
 der Frühling spricht: „Vollenbet ist
 mein Thun;
 die schon die Schwalben herbestellt,
 um mich in eine andre Welt,
 in Indiens duftenden Gefilden ruhn.
 Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
 oder der schweren Traube zu entkleiden,
 die Sense das goldene Korn zu schneiden,
 will ich den Herbst euch schiden.
 Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind,
 hat zur ernsten Arbeit gesinnt;
 wenn ihr des Winters überdrüssig seid,
 kommt' ich zurück zu eurer Freud'.
 die Blumen, die Vögel nehm' ich
 mit mir, [hier?
 ihr erntet und keltert, was sollen sie
 bede! Ist die Liebe nur da,
 ist euch der Frühling ewiglich nah!“

Blick.

1 Wohlauf! Es ruft der Sonnenschein
 Hinaus in Gottes freie Welt!
 Geht munter in das Land hinein
 Und wandelt über Berg und Feld!
 2 Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
 Gar lustig rauscht er fort;
 Hörst du des Windes muntres Wehn?
 Er braust von Ort zu Ort.
 3 Es reist der Mond wohl hin und her,
 Die Sonne ab und auf,
 Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
 Nie matt in ihrem Lauf.
 4 Und, Mensch, du sitztest stets daheim
 Und sehnst dich nach der Fern?
 Sei frisch und wandle durch den Hain,
 Und sieh die Fremde gern!
 5 Wer weiß, wo dir dein Glück blüht?
 So geh' und such' es nur!
 Der Abend kommt, der Morgen flieht,
 Betrete bald die Spur!
 6 Laß Sorgen sein und Bangigkeit;
 Ist doch der Himmel blau!
 Es wechselt Freude stets mit Leid;
 Dem Glück nun vertrau!
 7 So weit dich schließt der Himmel ein,
 Gedeiht der Freude Frucht,
 Und jedes Herz wird glücklich sein,
 Und finden, was es sucht.

Nacht.

1 Im Windsgeräusch in stiller Nacht
 Geht dort ein Wandersmann;
 Er seufzt und weint und schleicht so sacht,
 Und ruft die Sterne an:
 „Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer
 In stiller Einsamkeit;
 Mir unbekannt, wohin, woher,
 Durchwandl' ich Freud' und Leid.
 Ihr kleinen goldnen Sterne,
 Ihr bleibt mir ewig ferne,
 Ferne, ferne,
 Und ach! ich vertraut' euch so gerne!“
 2 Da klingt es plötzlich um ihn her,
 Und heller wird die Nacht.
 Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
 Er dünkt sich neu erwacht.
 „O Mensch, du bist uns fern und nah,
 Doch einsam bist du nicht.
 Vertrau' uns nur! Dein Auge sah
 Oft unser stilles Licht;

Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne."

An Moralis.

- 1 Wer in den Blumen, Wäldern, Berges-
reihen,
Im klaren Fluß, der sich mit Bäumen schmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der traure tief im hellsten Glanz der Maien.
2 Nur der kann sich der heil'gen Schöne
freuen,
Den Blume, Wald und Strom zur Tief ent-
rückt,
Wo unvergänglich ihn die Blüth' entzündet,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten bräuen.
3 Noch schöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menschen Blick, erhabene Geberde,
Des Busens Ahnden, Sehnsucht nach dem
Frieden.

4 Seit ich dich sah, vertraut' ich dem Gefühle,
Du müßtest von uns gehn und dieser Erde.
Du gingst. Fahr wohl! Wir sind ja nicht
geschieden.

An A. W. Schlegel. *)

- 1 Schon fängt die alte Nacht sich an zu hellen,
Und wieder scheint Licht aus dunkler Ferne,
Die hohen Wälder, freundlich klare Sterne,
Piloten auf der weiten Bahn der Wellen.
2 Wen kümmert's, daß die Hund' am Ufer
bellen?
Besteig' dein Schiff mit frohem Muth' gerne,
Such' fremdes Land und Meer, such' neue
Sterne!
Dir werden Geister freundlich sich gesellen.
3 Es steigt der Briten Höchster lächelnd nieder,
Und Calberon, den Kränze bunt umglühen,
Der Minnesang im Goldgewand. Erblühen
4 Nun will Italien, uralte heil'ge Lieder
Vom Ganges wachen auf, und rundum brennen
Trophä'n, die dankbar deinen Namen nennen.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué,

geboren den 12. Februar 1777 zu Neubrandenburg,
trat früh in Kriegsdienste, lebte von 1803—1813
außer Dienst in Berlin und Neunhausen bei Rathe-
now, nahm als Rittmeister an den Befreiungs-
kriegen Theil, privatisirte dann, als Major pensio-
nirt, zu Neunhausen, ward 1832 im Kriegsmini-

sterium angestellt, lebte dann außer Dienst zu Halle,
und zuletzt in Berlin, wo er den 23. Januar 1843
starb. — Lieder (Kriegsgefänge); Episches (Corona,
Vertrand zu Guesclin); romantische Schauspiele
(Sigurd, Alboin); das Märchen Undine; nordische
Romane (Thiodulf, Rauberring); Prosa.

Thurmwächters Lied.

- 1 Am gewaltigen Meer,
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felsen kracht,
Da schau ich vom Thurm hinaus.
Ich erhebe einen Sang
Aus starker Brust,
Und mische den Klang
In die wilde Lust,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.
2 Dringe durch, bringe durch
Recht freudenvoll,
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll!
Verkünd' es weit durch die Nacht:
Wo wanket ein Schiff,

Durch die Fluth entlang,
Wo schwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Mensch hier wacht!
3 Ein kräftiger Mann,
Recht frisch bereit,
Wo er helfen kann,
Zu wenden das Leid,
Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand. —
Ist zu schwarz die Nacht,
Ist zu fern der Ort,
Da schickt er mit Macht
Seine Stimme fort
Mit Trost über See und Land.

*) Vergleiche oben unter August Wilhelm von
Schlegel's Gedichten: „An die südl'ichen Dichter“
und „Die Nebenbuhlerinnen.“

Der kranke Ritter.

Da draußen hallen die Schilde,
 außen wiehert es hell,
 Kämpfer sind hart aneinander;
 knappen, waffnet mich schnell!
 Was steht ihr und weilet so trübe?
 attel, und drauf und dran! —
 Gott! Ich hatt' es vergessen:
 in ein verwundeter Mann.
 Die Pfeileschauer, sie trafen
 Schulter und auch die Brust;
 ummt der Tod mir gezogen,
 in mir welket die Lust.
 Und wär' nur der Tod gekommen
 seiner gestrengen Pflicht!
 Nief ich still bei den Ahnen
 in das ewige Licht.
 So muß ich leben, ach leben
 ablige Waffenzier;
 ernhin brauset der Schlachtlärm
 ragt nicht fürder nach mir!
 Still neben mir sitzt mein Falle,
 nicht mehr jagen er kann,
 und einen Pfeil im Flügel
 leht so trübe mich an.

Das Siegesfest.

hat in Schiff und Barlen
 ist gehalten an des Reiches Marlen
 ig, und vom Strande
 uß und Klingenschlägen,
 erprobter Degen,
 prengt die grimme Feindesbande.
 zum Siegesmahle
 en die Botale,
 der Rüstung Wuchten,
 t man alsbald erbleichen
 uren Herrn an Stirne, Wang' und
 Munde.
 ndlich lächelnd spricht er: „Eine Wunde

Trägt meine Brust; bald zieht mich's zu den
 Leichen.“

Da hebt sich solch' ein Klagen,
 Wie's nur vermag zu sagen,
 Wer Helben je sah fallen,
 Hört, Bier und Licht den Waffenbrüdern allen.
 Doch es ermannet sich
 Der franke Held in Eile,
 20 Und ruft: „Nicht lasset mich
 Von hinnen also ziehn mit Klaggeheule!
 Ihr seid hier Siegesgäste,
 Ich bin hinauf geladen
 Zu Wallhall's besserer Feste;
 Das ist ja weber mein noch euer Schaden.
 Und daß auch diesen Gliedern
 Der Tod nicht möge widern,
 Will ich in heller Flamm' und Fluth sie baden.
 Auf! Rüstet mir ein gutes Schiff zur
 Stunde!

30 Darinnen legt die Feinde,
 Die heut' ich selber traf mit Todeswunde —
 Fürwahr, nicht wird geringe die Gemeinde! —
 Hoch auf's Berbed thürmt mir den Scheiter-
 haufen,

Lebendig noch mich droben!
 Dann sollen Flammen hell auslaufen
 An's Schiff; und laßt's in's weite Meer
 hintoben!

Ihr, Schlachtgefährten, müßt erheben
 Kriegsfreud'ge Lieder.
 Wer mich zumeist geliebt im Leben,
 40 Der schwing' am laut'sten nun des Sangs
 Gefieder!“ —

Und nach des Königs Wort
 Lub man in's Schiff den Wunden:
 Hin schoß es aus dem Port,
 Von Flammen feierlich ringsher umwunden.
 Am Ufer klängen
 Die Waffen laut zusammen;
 Die Helben sangen,
 Indeß aus ihren Augen Thränen drangen.
 Und fern in Flammen,
 50 In Meeres stürm'schen Wettern
 Zog auf der Sieger leuchtend zu den Göttern.

Clemens Brentano,

geboren den 9. September 1778 zu Frankfurt a. M., studirte zu Jena, lebte dann abwechselnd in Heidelberg (wo er mit Arnim die erste größere Sammlung deutscher Volkslieder herausgab), Wien, Berlin, Frankfurt, Dülmen (trat 1818 zur katho-

lischen Kirche über), Rom, Koblenz, München und starb zu Aschaffenburg den 28. Juli 1842. — Lieder (geistliche und weltliche), Romangen, Märchen und Erzählungen, Dramatisches.

Der Spinnerin Nachtlied.

1 Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

2 Ich sing' und kann nicht weinen,
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond mag scheinen.

3 Als wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun martert mich ihr Schall,
Da du von mir gefahren.

4 So oft der Mond mag scheinen,
Denk' ich wohl dein allein;
Mein Herz ist klar und rein, —
Gott wolle uns vereinen!

5 Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

6 Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein;
Der Mond scheint klar und rein;
Ich sing' und möchte weinen.

Die Gottesmauer.

1 Drauß' vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen aus zur Nacht,
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß' vor Schleswig, weit vor allen,
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

2 Drauß' vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:

„Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!“
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuester Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß' vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

3 „Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!“ —
„Mutter,“ spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!“

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

4 „Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt.“
Trommeln rundum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
Ach! nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

5 Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmern, toben, zechen,
Doch das Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lieb!“
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

6 Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Läden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Floden fliegen
Nur Rosadenpulle 'ran;

n allen Hütten liegen
 auch wohl achtzig Mann.
 Eine Mauer um uns baue!
 singt das fromme Mütterlein.
 Eine Mauer um uns baue!
 Lie fort die ganze Nacht.
 Es wird es still: „O schaue,
 was der Nachbar macht!“
 Ob innen geht die Thüre,
 Läßt er sonst heraus;
 Gottes Allmacht spüre,
 Der Schnee wohl haushoch drauß

„Eine Mauer um uns baue!“
 Sang das fromme Mütterlein.
 8 „Ja, der Herr kann Mauern bauen!
 Liebe, gute Mutter, komm,
 Gottes Wunder anzuschauen!“
 Sprach der Enkel, und ward fromm.
 Achtzehnhundert vierzehn war es,
 Als der Herr die Mauer baut;
 In der fünften Nacht des Jahres
 Hat's dem Feind davor gegraut.
 „Eine Mauer um uns baue!“
 Sang das fromme Mütterlein.

Ludwig Achim von Arnim,

den 26. Januar 1781 zu Berlin, studirte
 Jura, lebte längere Zeit in Heidelberg mit
 seinem Bruder, mit dem er „des Knaben Wunder-
 nete Sammlung älterer deutscher Volkslieder,

herausgab, dann theils in Berlin (vermählt mit Bren-
 tano's Schwester Bettine), theils auf seinem Gute
 Wiepersdorf, wo er den 21. Jan. 1831 starb. — Lieder,
 Sprüche, Novellen, Romane, romantische Schauspiele.

Frühlingslied.

Wenn des Frühlings Heere ziehen,
 Wenn die Trommel rührt,
 Möchte ich entfliehen,
 Werde ich leicht verführt,
 Und Händedruck zu nehmen,
 Kann mich gar nicht schämen.
 Wie die Lanzen blinken,
 Köpfe brechen auf,
 Die Federbüsche winken,
 Über Windes Lauf.
 Auf die Lippen fallen,
 Stimmen lodend schallen.
 Zwing' deine Blüthenfahnen,
 Im Morgenchein,
 Strieget anzumahnen,
 Schwören, treu zu sein!
 Frühlingskrieg verbunden,
 Reint zu ew'gen Stunden.

Ermutigung.

Hebe doch die Augen auf,
 Seele, aus dem Ueberdruß!
 Ein Fluß im schnellen Lauf,
 Ein goldnen Wolke Bild im Flusse!
 Es fest und kann nicht mit verfließen,
 Gibt auch ruhiges Genießen,

Stehet überm Strom der flücht'gen Zeit,
 Schafft sich träumend eine Ewigkeit.

2 Weinet auch die Rebe heut' —
 Sie muß grünen, blühen, Früchte tragen;
 Laß der Knospe Heimlichkeit
 Vor dem hellen Lichte anfangs zagen, —
 Daß sie ausbricht, möcht' das Herz ihr brechen,
 Doch sie wird sich bald im Glanze rächen.
 Wie's ihr geht, so ging es aller Welt;
 Liebe Seele, sei der Lust gefellt!

Gottes Nähe.

1 Ich sitz' allein
 Im Sonnenschein,
 Und wein' und wein'!
 Die Sonn' allein
 Verläßt mich nicht;
 Ihr Angesicht
 Sie wendet nicht,
 Und Gott den Herrn
 Glaub' ich von Fern'
 10 In ihr zu sehn
 So schön, so schön!
 In jeder Welt'
 Sein Bildniß hell,
 In meiner Brust,
 Mir kaum bewußt,
 Steht auch sein Bild
 So mild, so mild!

Joseph Freiherr von Eichendorff,

geboren den 10. März 1788 auf dem Gute Lubowitz bei Ratibor, studirte in Halle und Heidelberg die Rechte, zog 1818 als freiwilliger Jäger mit nach Frankreich, trat dann in den Staatsdienst, stand

nacheinander in Breslau, Danzig, Königsberg u. zuletzt als Geh. Regierungsrath in Berlin, zog dann in's Privatleben zurück und starb den 26. März 1857. — Dichter; Novellen; Romane; Dramatische

Dichters.

Für Alle muß vor Freuden
Mein treues Herze glühn,
Für Alle muß ich leiden,
Für Alle muß ich blühn;
Und wenn die Blüthen Früchte haben,
Da haben sie mich längst begraben.

Der wandernde Musikant.

1 Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still.
Recht lustig sei vor allen
Wer's Reisen wählen will!

2 Wenn's kaum in Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:
Da weht recht durch's Gemüthe
Die schöne Blüthenzeit.

3 Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

4 O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

5 Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind;
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

6 Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich;
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis in's Himmelreich.

Auf meines Kindes Tod.

I.

1 Von fern die Uhren schlagen,
Es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster,
Dein Bettlein ist gemacht.

2 Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus;
Wir sitzen einsam drinnen
Und lauschen oft hinaus.

3 Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür,
Du hätt'st dich nur verirret,
Und käm'st nun müd' zurück.

4 Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren, —
Du fandest längst dein Haus.

II.

1 Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh,
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

2 Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen
Sie singen treu dich ein.

3 Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen; —
Schlaf wohl, mein süßes Kind!

III.

1 Mein liebes Kind, Ade!
Ich konnt' Ade nicht sagen,
Als sie dich fortgetragen,
Vor tiefem, tiefem Weh.

2 Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehst du im Myrtenkranze,
Und lächelst aus dem Glanze
Mich still vor Mitleid an.

3 Und Jahre nahn und gehn,
Wie bald bin ich verstorben! —
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiedersehn!

Nachklang.

1 Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus,
Und schaute fröhlich nieder,
In's alte Thal hinaus;

uft mit lindem Spielen
durch das Frühlingslaub,
Hüthensfoden fielen
ber Brust und Haupt.
Als ich erwacht, da schimmert
Lond vom Waldebrand,

Im salben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land;
Und wie ich ringshin sehe:
Die Foden waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

Konrad Friedrich Ernst Schulze,

22. März 1789 zu Gelle, studirte in
Geologie, nahm 1814 an dem Be-
Theil, starb den 26. Juni 1817. —
besonders formvollendete roman-

tisch-epische Dichtungen („Cäcilie,“ worin er
seine frühe verstorbene Geliebte verherrlichte, und
„die bezauberte Rose,“ ein gekröntes Preis-
gedicht).

Lied der Vögelein.

n Zweig zu Zweig zu hüpfen,
Dies' und Busch zu schlüpfen,
in weichen Grases Schooß,
das Loos
ien bunten Sängern,
r,
: süßes Loos!
webt nieder, laue Lüfte,
t, ihr Wiesendüfte,
metterlinge, tummelt euch,
eig zu Zweig,
rer Schaar zu spielen
en,
selnden Gesträuch!
grünen Dämmerseine,
rinth der Haine
wir uns ein blühend Dach;
: Bach,
zu lauschen, zaubert
adert
isre Lieder nach.
) wenn der Tag geschieden,
en wir zufrieden
1 unsrer Mutter Schooß.
das Loos
en bunten Sängern,
r,
süßes Loos!

An Cäcilie.

3 der gleichnamigen romantischen
Dichtung.)

vollbracht, das Werk, das ich
ersonnen,
Sehnsucht schmerzlicher Gewinn.

An deinem Sarge ward es einst begonnen,
Auf deinen Hügel leg' ich's trauernd hin.
Es spiegeln alle Thränen, alle Wonnen
Des tiefbewegten Herzens sich darin.
O, nimm es an! Es war im bitterm Leide
Mein einz'ger Trost und meine letzte Freude.

2 Dem Schiffer gleich, der an den bunten
Höhen

Des schönen Ufers staunend niederfuhr,
Und manche Stadt, manch' prangend Schloß
gesehen,

Und manchen Hain und manche holde Flur,
Bis jetzt die Wind' aufs hohe Meer ihn
wehen,

Wo jedes Bild verschwebt und jede Spur,
So seh' ich auch in nebelgraue Weiten
Die Täuschung fliehn, und Freud' und Trost
entgleiten.

3 Denn wie du warst im Leben und im
Leiden,

In Lieb' und Lust, im Schmerz und im Gefühl,
Das suchst' ich treu in Wort und Bild zu
fleiden

Und anzureihn an holder Lüne Spiel.
So ließ ich nie dich aus der Seele scheiden,
Und nahte mich an deiner Hand dem Ziel.
Doch mit dem Kranz, den du mir jetzt gewunden,
Ist flüchtig auch der sel'ge Bahn entschunden.

4 Du sitzt still auf deinem goldnen Throne,
Bernimmst nicht mehr der Erde Lust und Pein,
Kannst mit lebend'gem Dank und ird'schem
Lohne

Das treue Herz des Sängers nicht erfreun.
Doch schmückt durch dich ihn seine Lorbeerkrone;
Was ihn verherrlicht, Alles ist es dein!
Weil du es gabst, und weil es dich gesungen,
Hat sich sein Lied dem niedern Staub ent-
schwungen.

5 Und soll auch jetzt dies jugendliche Leben
Mir ohne Lied und ohne Lust entfliehn,
Wohl mancher Traum muß unerfüllt ent-
schweben, [blühn;
Wohl manche Blum' im Reimen schon ver-
Dir hab' ich mich mit Freuden hingegeben,
Und nimmer welkt, was du mir einst verleiht.
Nur einmal kann der Lenz dem Herzen prangen,
Doch bleibt sein Duft, wenn auch sein Glanz
vergangen.

6 So mag denn weit dies fromme
erschallen,
Wo deutscher Ernst und deutsche Treue;
Und wie sich hell in klarer Bäche Wallen
Mit nahem Licht der ferne Stern enthül
So leuchte jetzt, wie in des Himmels Ho
Auf Erden auch, Cäcilia, dein Bild!
Doch du nimm hold das Letzte, was
biete!
Es war auch mir des Lebens letzte Blüt

Siegfried August Mahlmann,

geboren den 18. Mai 1771 zu Leipzig, studierte
dieselbst Mathematik und Philosophie, darauf Haus-
lehrer in Liefland, lehrte 1798 in seine Vaterstadt
zurück, lebte dort mit dem Titel Hofrath als Re-

bacteur der Zeitung für die elegante Welt
später der Leipziger politischen Zeitung,
den 16. December 1826. — Lyrisches, Dr-
tisches.

Vater unser. *)

1 Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet;
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet.
Deine ewig herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht;
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

2 Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen;
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandern alle Sonnen.
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Gram;
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt:
Geheiligt werde dein Name!

3 Der du die ewige Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie heilig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubelton:
Herr! Herr! in deinem Gottesreich
Ist Alles recht, ist Alles gleich:
Zu uns komme dein Reich!

4 Kommt, Engel, aus den heil'gen H
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmelsblumen auszusä'n,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bist's, die Alles wirkt und schafft!
Dein Weg ist Nacht; geheimnißvoll
Der Pfad, den Jeder wandern soll;
Doch in deine Nähe
Führst du Alle, daß sie heilig werden.
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden.

5 Laß Aehren reifen im Sonnenstrahl,
Die Frucht erglänz' im grünen Laube,
Es weide die Heerd' im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube,
Und Alles genieße mit Dank und mit Freude!
Unser täglich Brot gib uns heute!

6 Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben,
Erbarme dich unser!
Schwachheit ist des Menschen Loos;
Deine Gnad' ist grenzenlos,
Dein Erbarmen unermesslich.
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben,
Und vergib uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben.

7 Herr! Herr! unsre Zuversicht!
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken,
Ueber der Endlichkeit enge Schranken
Hoch empor, über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf's Morgenroth

*) Vergleiche unter Klopstock's Gedichten „Psalm“
und „Das Gebet des Herrn.“

trer Nacht. Herr, unsre Zuversicht,
 en uns alle nach deinem Licht,
 nem hochheiligen Angesicht!
 Selbst, verlaß uns nicht!
 uns nicht in Versuchung,
 n erlöf uns vom Uebel.

8 Denn du bist Herr, und du bist Gott,
 Unser Vater!
 Dein ist das Reich, dein ist die Macht,
 Dein ist die Herrlichkeit,
 Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
 Amen!

Caroline Luise Brachmann,

en 9. Februar 1777 zu Dresden, be-
 nach Novalis und Schiller für die Poesie
 endete ihr Leben durch Selbstmord in

Halle den 17. September 1822. — Lyrische Ge-
 dichte, Balladen, das Gottesurtheil (Mittergebidht in
 fünf Gesängen), Novellen und kleine Romane.

Kolumbus.

as willst du, Fernando, so trüb und
 bleich?
 ist mir traurige Mähr? —
 er Feldherr, bereitet euch!
 ger bezähm' ich das Heer.
 st nicht die Küste sich zeigen will,
 ihr ein Opfer der Wuth;
 rn laut, wie Sturmgebrüll,
 herrn heiliges Blut!

ch' noch dem Ritter das Wort ent-
 flohn,
 gte die Menge sich nach,
 ten die Krieger, die wüthenden, schon,
 ogen, in's stille Gemach,
 ung im wilden, verlöschenden Blick,
 hen Gesichtern den Tod:
 r, wo ist nun dein gleißendes Glück?
 uns vom Gipfel der Noth!
 gibst uns nicht Speise, so gib uns
 denn Blut!

iesen die Schrecklichen, „Blut!“
 lte der Große den Felsenmuth
 der stürmenden Fluth.
 gt mein Blut euch, so nehmt es und
 lebt!

noch ein einziges Mal
 ne dem leuchtenden Osten entschwebt,
 mir den segnenden Strahl!
 leuchtet der Morgen kein rettend
 Gestab,

ich dem Lobe mich gern;
 n verfolgt noch den muthigen Pfad,
 et der Hülfe des Herrn!
 de des Helben, sein ruhiger Blick
 noch einmal die Wuth;
 en vom Haupte des Hohen zurück,
 nten sein heiliges Blut.

5 „Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich
 der Strahl

Und zeigt uns kein rettendes Land:
 So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
 So zittre der strafenden Hand!“
 Geschlossen war also der eiserne Bund,
 Die Schrecklichen lehrten zurück.
 Es thue der leuchtende Morgen uns kund
 Des herrlichen Dulbers Geschid.

6 Die Sonne sank, der Schimmer wich,
 Des Helben Brust ward schwer;
 Der Kiel durchrauschte schauerlich
 Das weite, wüste Meer.
 Die Sterne zogen still herauf,
 Doch ach! kein Hoffnungstern;
 Und von des Schiffes ödem Lauf
 Blieb Land und Rettung fern.

7 Sein treues Fernrohr in der Hand,
 Die Brust voll Gram, durchwacht,
 Nach Westen blickend unverwandt,
 Der Held die düstre Nacht.
 „Nach Westen, o nach Westen hin
 Besügle dich, mein Kiel!
 Dich grüßt, noch sterbend, Herz und Sinn,
 Du meiner Sehnsucht Ziel!

8 Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
 Blick auf mein Volk herab!
 Laß sie nicht trostlos untergehn
 Im wüsten Fluthengrab!“

So sprach der Held, von Mitleid weich,
 Da, horch! welch' eiliger Tritt?

„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
 Was bringt dein bebender Schritt?“ —

9 „Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
 Jetzt hebt sich der östliche Strahl!“ —

„Sei ruhig, mein Lieber, auf himmlischen Höhn
 Entsprang der belebende Strahl.

Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
 Mir lenkt sie zum Lobe die Bahn.“ —

„Leb' wohl denn, mein Felbherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nah!“ —

10 Und eh' noch dem Ritter das Wort
entflohn,

Da drängte die Menge sich nach,
Da strömten die Krieger, die wüthenden, schon,
Gleich Wogen, in's stille Gemach.

„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
Ja, werft mich in's schäumende Meer!

Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit —
Gott schütze dich, irrendes Heer!“ [Geschrei

11 Dumpf klrten die Schwerter, ein wüßtes
Erfüllte mit Grausen die Luft.

Der Edle bereitete still sich und frei

Zum Wege der stuhenden Gruft.

Gelöst war nun jedes geheiligte Band,
Schon sah sich zum schwinbelnden Hand
Der treffliche Führer gerissen und — „Land!
Land!“ rief es und donnert' es, „Land!“

12 Ein glänzender Streifen, mit Purpur
gemalt,

Erschien dem beflügelten Bild;

Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,

Erhob sich das winkende Glüd:

Was kaum noch geahnet der jagende Sinn,

Was muthvoll der Große gedacht. —

Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin,
Und priesen die göttliche Macht.

Johann Ladislaw Pyrker von Selsö-Gör,

geboren den 2. November 1772 zu Langh in Ungarn, studirte zu Stuhlweissenburg und Fünfkirchen, lernte in Ofen Deutsch und Italienisch, 1792 Reise nach Neapel (von einem algierischen Corsaren gekapert, entkam er bald wieder), trat gleich darauf in den Cistercienser-Orden, 1796 Priester, 1811 Prior, 1812 Abt, 1818 Bischof

von Zips (in Ungarn), 1820 Patriarch von Venedig und Primas von Dalmatien, 1827 Erzbischof von Erlau in Ungarn, gestorben 1847. — Kleinere Gedichte; Perlen der heiligen Vorzeit, biblische Idyllen; Heldengedichte (Luniska, Rudolph von Habsburg); Schauspiele (Zriny, die Corvinen).

Die Menschenalter.

1 O du mein liebes Alpenland,
Dir gleicht so ganz das Leben!
Wie schön an sanfter Mutterhand
Des Kindes Tag' entschweben!
Ihm blühen im Thal auf Wiesengrund
Unzählbar Blumen in die Rund';
Es will aufjubelnd wandern
Von einer zu der andern,
Und pflückt sie dort und hüpft vor Lust
Und brüdt sie freudig an die Brust
Mit wonnevollen Blicken,
In seligem Entzücken.

2 Der Jüngling flucht im frischen Muth
Hin auf den höhern Matten,
Ihn treibt umher das heiße Blut,
Er ruht nicht gern im Schatten.
Doch wie er nun die Jungfrau sieht,
Die schön, wie eine Rose blüht,
Da müht er sich, für's Leben
Sie liebend zu erstreben.
Und bald vereint das holde Paar
Des Priesters Segen am Altar;
Für all' des Daseins Stunden
Sind sie nun froh verbunden.

3 Und höher noch, im Waldbrevier,
Muß er sich dann ermannen,

Muß sorgen, streben für und für,
Muß seine Kraft noch spannen,
Und fest, wie dort die Eiche, stehn,
Wenn raube Winterstürme wehn,
Die laut, zum Schred und Grausen,
Durch ihre Zweige brausen,
Auf daß er schirm' in seiner Kraft,
Was sie zu eigen ihm geschafft,
Und ruhig all' die Seinen
Am sichern Herd sich einen.

4 Und endlich glänzt sein greises Haupt
Vom schneeigen Gefieder,
Und streut es, wie der Baum entlaubt,
Zum dürrn Boden nieder.
Doch immer ist sein Walten noch,
Wie jenes eines Vaters, hoch
Von allem Volk geehret,
Wenn er die Achtung nähret
Für Alles, was erhaben ist,
Und so des Menschen Herz erschließt,
Mit innigem Vertrauen
Zum Himmel aufzuschauen.

Anfang der Canistas.

1 Lön', o Heldengesang, die Waffenthaten des
Kaisers, [stischer Räuber
Der die Christen vom schmachlichen Joch tunc-

it siegender Hand, Europa's jagenden
 Völkern
 errang, und dem Meer erkämpfte die
 heilige Freiheit!
 1 Unsterbliche mir, in Stunden be-
 glückender Weihe,
 das Auge berührt? Ich seh' urplötzlich
 der Geister
 umnachtetes Reich erhellt, und in brau-
 sender Eile
 schreiten einher die Heldensöhne der
 Vornwelt,
 dem Schlachtgefühl, entzweiet, die Völker
 empören;
 2 den Kaiser, umjauchzt von Tausenden,
 landen vor Tunis,
 ern die Fahne des Siegs von Goletta,
 vom blutigen Schlachtfeld
 den Feind, und jetzt die entfesselten
 Sklaven im Staube
 und neben des Retters Hand mit
 glühender Thräne,
 3 Wonne! sie heim in das Vaterland,
 in die Arme
 der Lieben führt aus Schmach und
 Qual und Verzweiflung.
 bebt mir die Brust! Heraus aus den
 Tiefen des Herzens
 der Gesang und kündet der Thaten
 erhabne Vollendung.
 auf dem Erker der Burg, im Duft
 der Azazienblüthe,
 4 umschimmert vom Abendgold, saß Karol,
 der Kaiser,
 nend allein. Er dachte des eilegebie-
 tenden Heerzugs,
 vor Tunis der Schlacht und des Bluts
 für Tausender Rettung,
 5 flossenen Blids. Gestalten der mäch-
 tigen Vorzeit
 ten im Flug ihm vorbei; ihm winkte
 der glänzende Schauplatz
 Ruhms, wo vor Hannibal's Kraft die
 gewaltige Roma
 6 wo für den Sieg des weltversöhnenden
 Kreuzes
 ich's Ludewig starb, ein Heiliger traun!
 und ein König;
 7 m pochte die Brust laut auf in der
 Stille des Abends.
 e, da scholl entlang die Wölbung des
 dröhnenden Hohlwegs

Fußgerassel, und Leben erwacht in den untersten
 Hallen!
 30 Näher die Stufen herauf, im klirrenden
 Waffengeschmeide,
 Kam ein Ritter, Alonso-Gib, des spanischen
 Fußvolks
 Führer, das an dem Meer, unfern dem Strand
 Barcelona's,
 35 Harre des heiligen Kampfs für Recht, für
 Glauben und Freiheit.
 Eilig trat er heran und rief, tief athmend,
 die Worte:
 „Herr, von Mendoza gesandt, dem tapfern
 Helbengebieter,
 Komm' ich geflügelten Schritts, ein Bot', uns
 nahen die Feinde!
 40 Fairaddin's Seemacht kreuzt vor Hispanias
 schönen Gefilden,
 Jeho gerüstet zur Schlacht — dann wieder
 unendlichen Jammer
 Dräun dem Rüstenvolt und den heerverjam-
 melnden Schiffen.“ —
 40 „Wie!“ so zürnet der Fürst, „noch wagte
 der Räuber vermessen,
 Uns in Europa zu nahn, da wir nach Afrika's
 Küsten
 45 Wenden den Kiel, und lösen die schimmernden
 Segel zur Abfahrt?
 Wehe dem Wüthrich! Denn dort, wo empor
 aus blutigem Raube
 Sein entsephlicher Thron sich hob und unzählige
 Christen
 50 Decket in Kerlernacht, — dort treff' ihn ver-
 nichtende Rache,
 Treffe Fluch ihn und Schmach, unendlichen
 Jammer vergeltend!
 Eile zurück, und entbiete von mir dem tapfern
 Felbherrn,
 55 Daß er versammle sein Volk an dem Meer,
 und wehre den Räubern
 Dort den Ueberfall und die Landung; denn
 nur im Dunkeln,
 50 Wie der hungernde Wolf, der Nachts die
 Hürde bestürmet,
 Dräun sie Schrecken dem Feind, nicht im Lichte
 der brausenden Seeschlacht,
 Die mein Doria kämpft, ein Adler im Fluge
 zum Himmel.
 60 Gehe mit Gott! Ich folge dir schnell zum
 ersehnten Gestade.“
 Und er winkte mit Huld Abschied dem geprie-
 senen Führer. — —

Heinrich Joseph von Collin,

geboren den 26. December 1772 zu Wien, studirte daselbst Jurisprudenz, trat 1795 bei der K. K. Hofkanzlei als Praktikant ein, 1800 K. K. Hofrath, starb den 28. Juli 1811. — Lyrische Gedichte, Balladen und Romangen, Schauspiele (Coriolan, Regulus u. a.). — Sein Bruder Ma-

thäus (geboren den 8. März 1779, gestorben den 23. November 1824), Professor der Philosophie, erst zu Krakau, dann zu Wien, Directeur der Wiener Jahrbücher, später Erzieher des Herzogs von Reichstadt, war ebenfalls dramatischer Dichter.

Kaiser Albrecht's Hund.

1 Voll Unmuths und ergriffen von finstern
Menschenhaß,
Zu Wien in seiner Hofburg der Kaiser Al-
brecht saß.
Ihm durfte Niemand nahen, er wollte Nie-
mand sehn, [gehn.
Er ließ die Weltgeschäfte, so wie sie rollten,
2 Die nahmen für ihn freilich wohl är-
gerlichen Lauf:
Unruhig war der Deutsche, der Schweizer stand
schon auf,
Der Schwabe wollte Hansen, ¹⁾ doch Hansens
Uebermuth [Blut.
Der machte ja vor Allem dem Kaiser böses
3 Oft rief er seinem Hunde — der Hund
war ihm getreu —
„Steh du mir, treuer Padan, vor falschen
Menschen bei!“
Da froh der Bullenbeißer sogleich an seinen Ort,
Hielt an der Thüre Wache und jagte Jeden fort.
4 Die Schranzen nahen leise, da hob er
nur den Kopf
Und knurrte — hei! sie flohen, als hielt' er
sie beim Schopf.
Der Marschall einstolzieret, den springt er
grimmig an,
Und schnell hinaus zur Pforte treibt er den
leden Mann.
5 Nur Herzog Leopold naht mit leichtem
Jünglingschritt;
Es kennt der Hund von Weitem des Kaiser-
sohnes Tritt,
Und eilet ihm entgegen, und webelt mit
dem Schwanz,
Umhüpft ihn auf zwei Beinen in freunde-
lichem Tanz.
6 Die Lape auf den Schultern gibt er ihm
manchen Kuß,
Der Herzog sanft erwiedert durch Streicheln
seinen Gruß,

Jetzt schiebt er ihn zur Seite, rasch wandel
zu der Schwere
Da springt der Hund dazwischen mit Wins
und Gebell.
7 Und faßt mit Kraft den Mantel, und z
den Herrn zur
Und schmeichelt ihm nun wieder mit fleh
lichem Blick;
Doch war der Herr unwillig, und gab i
einen Stoß,
Und ging im Doppelschritte rasch auf
Thüre los.
8 Der Hund kennt seine Pflichten und setzt
nach in Hast;
Am Halse schnell den Kragen er fest dem
Herzog faßt;
Da ballt die Faust Herr Leopold und gibt ihm
einen Schlag, —
Der Hund hielt nie mehr Wache; es war
sein letzter Tag!
9 Wohl klug war's, daß der Herzog die Fluch
in Eile nahm;
Denn allzubald die Mähre vor Albrecht's
Ohren kam:
Man habe vor der Thüre den Hund gefun-
den todt,
Erschlagen ohne Zweifel — der Boden sei
noch roth.
10 Der Herr, unmaßen grimmig, verief den
ganzen Hof,
Den Ritter und die Frauen, den Knappen
und die Hof,
Die Söhne mit Herrn Hansen, dem war er
nimmer gut,
Ihm zieh er schon im Stillen des treuen
Padans Blut.
11 Der Hof war nun versammelt, der Herr im
Thronstuhl sitzt,
Sein vorgetrettes Auge, ganz blutdurchströ-
met, blickt,
Es hebet ihm die Lippe, ha! furchtbar an-
zuschau'n,
Darob wohl fasset Leopold ein heimlich
schauernd Braun.

¹⁾ Johannes von Schwaben (Parricida).

12 Nun donnert Kaiser Albrecht: „Der Hund
war meine Lust,
Das war von euch wohl Jedem seit Jahren
her bewußt;
Recht mich in's Herz zu kränken, traf ihn
der Todesschlag.
Doch zittern mag der Mörder! Die That muß
mir an Tag!

13 Wer mir den Thäter kündet, und sei's ein
schlechter Knecht,
Den lohn' ich reich an Gütern, aus vollem
Kaiserrecht.
Doch weh dem falschen Mörder! Er soll von
meinem Thron
Entfliehen als ein Flechter, und wär's — mein
eigner Sohn!“

14 Da siehet Leopold beben der schöne
Friederich;
Schnell zu des Vaters Füßen hinwirft er
flehend sich,
Und ruft: „Verzeihung, Vater! ich schlug den
Baden todt,
Er fiel mich an so wüthend — es that mir
wahrlich Noth.“

15 Und Albrecht, sich vergessend, die Hand em-
por nun schwingt;
Doch schneller aus den Schaaren vorfliegend
Leopold bringt,
Und fängt die Hand des Kaisers, und ruft:
„Vater, halt!
Nicht trifft ja nur nach Rechten nun deines
Zorns Gewalt.“

16 Rein Friederich, nicht lüge! Wie bist
du gar so gut!
Für mich zu sterben, wahrlich! deß hättest du
wohl Muth!
Doch solchen Hund zu tödten, hast du wohl nicht
die Kraft;
Hab' ich doch selbst zum Schlage mich ganz
zusamm' gerafft.“

17 Doch Friederich entgegnet: „Nicht traue
seinem Wort!
Er will mich retten, Vater, will in die Welt
nun fort.
Stets strebt zum heil'gen Lande sein ehrbe-
gier'ger Sinn,
Doch hätt' wohl Oestreich nimmer von diesem
Zug Gewinn.“ —

18 „Durch Gott!“ aufbrauset Leopold. „Wohl
zeugt es meine Hand,
Noch ist vom Schlag sie blutig, und auch des
Wamses Rand.
Jetzt magst du, Herr, mich bannen aus deinem
Angezicht;

Es sei! Nur, Herr, entziehe mir deinen
Segen nicht!“

19 Dem guten Friederich das Aug' in
Thränen schwellt;
Schnell um den Hals des Bruders er nun laut
schluchzend fällt.
Der Kaiser beide Augen sich mit den Hän-
den drückt,
Doch schnell zu seinen Söhnen sich liebvoll
niederbückt.

20 Und leget ihre Häupter wohl sanft an
seine Brust,
Sie küßend und sie herzlich mit wahrer Va-
terlust.

Es sieht der Hof mit Staunen: der strenge
Kaiser — weint;
Das hätten sie von Albrecht wohl nimmer-
mehr vermeint.

21 Und gütig spricht der Kaiser zum edeln
Brüderpaar:
„Zwei Dinge werden plötzlich nun meinem
Geiste klar:

Der Mensch ist doch nicht böse, kommt gut
aus Gottes Hand;
Gelobet sei der Höchste, daß ich euch gut
erfand!

22 Und Habsburg kann nicht sinken, wenn
seine Söhne sich
So brüderlich stets lieben, so fest, so in-
niglich.

Und wie die Feinde drängen, und wie der
Meuter bellt,
Ihr Brüder stellt euch siegend entgegen einer
Welt!“ —

23 Die Mähr hat überliefert ein glaubens-
werther Mann,
Der Hortenburger Hormayr, *) und lag mir
bringend an,
Sie ohne Schmutz zu bringen in Reime
deutscher Art. **)

Ich that es recht von Herzen; es fiel mir
gar nicht hart.
24 Wohl würd' es baß mich freuen, hätt' euch
die Mähr ergößt,
Hätt' ich mit süßen Thränen die Augen euch
geneßt.

Landsmänner, auf nun rüstig! Erzählt's von
Ort zu Ort,
Von Grätz bis Prag und Olmütz, von Linz bis
Ofen fort!

*) Joseph von Hormayr zu Hortenburg, gebo-
ren zu Innsbruck den 20. Jan. 1781, Historiker.

**) Nibelungenverse.

Leopold Schefer,

geboren den 30. Juli 1784 zu Muskau in der Lausitz, machte große Reisen, war seit 1813 General-Bevollmächtigter des Grafen Büdler-Muskau, starb den 18. Februar 1862. Er schrieb Gedichte, na-

mentlich didaktischer Art (Laienbrevier, worin die mitgetheilten Gedichte entnommen sind), Erzählungen, Novellen, Romane.

Neues Dasein.

1 Nun stehen unzählbare Blumen auf,
Die Millionen Jahr' die Welt verschlafen.
Sieh, jedes Weilchen ist ein Neues, Erstes,
Zum ersten Male in dem Zaubergarten
Der schönen Erde, und so lebt es neu,
Und neu und jung ist Alles um die Neuen.
Die Sonn' ist erst am Himmel aufgehangen,
Die Erd' ist jetzt erst für sie hingebreitet,
Und keine Knospe, kein' Wurikel weiß.

10 Von jenen alten, erdberühmten Kön'gen
Des längst verräumten Puppenspiels — von
Kerxes

Und Artaxerxes, Cäsar und Herodes,
Die wen'ger sind, als heut vier Gänseblümchen.
O schönes, reines Leben dieser Blumen!

Der Bienen, die um diese Blumen surren!
Und dieser Lerchen, die, um alten Land
Und neuen, und um allen künft'gen Land
Nicht wissend, selig singend droben schweben! —
Der Menschheit Qual vergessen, macht so
selig,

20 Wie Weilchen, Bienen, und wie Lerchen sind;
Der Menschheit schönes Dasein, schönes Ziel
Vor Augen haben und im Herzen tragen,
Das aber macht den Menschen götterhaft.

Weltgruß.

1 Mit Ehrfurcht grüße jedes Menschenhaupt,
Das in der Sonne dir entgegenwandelt,
Ja, jedes Kind, das, aus der heil'gen Urwelt
Hervorgegangen, alt, wie diese Erde,
Jung, wie die Blumen, an der Erde still
Mit Blumen spielt. Denn weißt du, wer
es ist?

Es ist ein Wunder, wie die Blumen, nur
Ein größeres und lieblicheres. Und willst du,
So grüße auch die Rose! willst du auch,
10 So küsse sie: „Im Namen Gottes!“ Geh
Nicht stumm und dumpf am Steine selbst
vorüber;

Denn wisse, schau' und fühle, glaube wahrhaft:

Sie sind! — Du träumst ein Sandkorn
nicht hinweg,

Es ruht und glänzt im Sonnenschein vor!
Sie sind in Einem Himmelreich mit dir,
Sie sind Genossen deines Lebens, sind
Wie du in diesen festen Zauberhallen,
Daraus sie Nichts verbannt, noch je vernicht.
Darin sie bleiben, wie sie sich auch wand
20 Was da ist, ist ein unaussprechbar Wunder
Und willst du nun, entblöße auch dein Haus
Still vor dem Greise, den sie sanft im Sa
Vorübertragen! Willst du eine Thräne
Ihm weinen, oder dir, vielleicht der Erde
Vergiß nur nicht der Seligkeit dabei,
Des Wunders, das sie dir in's Auge trieb!

Seelengröße.

1 Das ist nicht Seelengröße, Stärl' und
Fassung,

Wenn du das außerordentliche Unglück,
Entscheidend letzte, schwere Schicksalsschläge,
Verlust der Ehre, deines Hab' und Gutes,
Des Lebens deiner Lieben, der Gesundheit
Und Freude nun auf immerdar erfährst,
Und ruhig bleibst, gelassen und geduldig, —
Das ist nur Noth und Nothigung dem Geiste.
Gewaltiges ertragen, läßt dich klein!

10 Doch wenn du jedes Tages kleinere
Bebrängniß, Sorg' und Widerwärtigkeiten
Nicht herb empfindest, nicht verzagt und schwach
Im Muth das Kleine freudig trägst und lebst,
Das, liebe Seele, erst ist Seelengröße,
Ist Stärke, Fassung, göttliches Bezeigen;
Denn Kleines könntest du auch nicht ertragen,
Es schmähen, dich geringer noch bezeigen
Als da dein Schicksal. Darum brauch', o Herz,
Den Muth, die Kraft, die Milde und die
Freude,

20 Wo du sie einzig brauchen kannst, im
Kleinen.

Das Kleine.

Die kleinste Sache kannst du gut verrichten,
 die kleinste schlecht. Aus lauter kleinen Dingen
 der Tag, bestehen alle Tage,
 das Leben. Darum warte nicht
 in der Weisheit, deiner Thätigkeit,
 ob die Dinge mit Posaunen kommen!
 Ich wende du dein ganz Gemüth,
 deine Seele, alle Lieb' und Treue;
 Tempel, den du jedem aufgedrückt,
 in siehst du, und er kommt dir wieder vor,
 alte Münzen, jed' aus andrer Zeit,
 in dem Bildniß, und du freust dich dran.
 Abet an ein jedes kleinste Blümchen
 nimm ihre ganze Kraft ein Weilchen,
 die ihren ganzen Fleiß, wenn auch
 1, und jedes prangt ihr schön geschmückt.
 bezwingt sie, Tag für Tag, das Jahr.
 2 Den Tag gewinnt, der hat die Schlacht
 3 nen! Du gewinne Augenblicke!
 4 n hast du jeden Augenblick besiegt,
 5 das ganze Leben dir gewonnen,
 6 nze Leben dir geschmückt, dir leicht
 7 geheure Last der Zeit gemacht!
 8 t ein Kind den Baum in Spanien fort.
 9 den ist nicht schwer dem immer Guten;
 10 dem selten oder oft nur Guten
 11 t es sich, wie dem verschlafnen Weber.
 12 den ist so leicht dem immer Guten!

Was uns bleibt.

1 Alles leget die Natur die leise,
 2 unabwehrtbar starke Hand; sie legt sie

An eines Kindes liebliches Gebild,
 Wie an die Rosentnospe; und sie schafft
 Sie beide voll und reif zu Mann und Rose,
 So daß du Kind und Knospe nicht mehr kennst.
 Sie legt sie an die Nacht und an die Sonne
 Und pflückt sie wie ein Taubenbschön vom
 Himmel;

Sie legt sie an den Frühling, an den Herbst,
 10 An jedes Jahr, an Alles, was den Menschen
 Von Kindheit an umgab und mit ihm ward;
 Sie legt sie an den Greis und an sein Sil-
 berhaar,

Sie legt sie an die Todten noch im Erdschooß,
 Und macht ihr modernbes Gebein zu Staub —
 Mehr kann man nicht erfahren von dem
 Nergsten.

An Eins aber legt Natur die Hand nicht:
 Sie legt sie nicht an unser's Herzens Neigung,
 Sie legt sie nicht an unser's Geistes Güter,
 An Freiheit, Liebe, Wahrheit und sein
 Schönes;

20 An diese legt sie nur der freche Mensch
 Dem Menschen, daß er ihm die Welt verderbe.
 Und löst Natur uns Helles auf in Hell'reß,
 Und schafft sie für ein Schönes uns noch
 Schön'reß, —

Wir können unsre Neigung treu bewahren
 Selbst für die Puppe, die aus unsrer Kindheit
 Uns ansieht wie mit über uns Erwach'sne
 Erstaunten großen Augen. Wie viel mehr
 Bleibt uns die Liebe: Liebe für die Freiheit,
 Das Wahre, Schöne, das wir je erblickt!

30 Mehr kann man nicht verlangen von
 dem Besten.

Das ist die große Lehre für den Menschen.

Adelbert von Chamisso,

den 27. Januar 1781 auf dem Schlosse
 1 in der Champagne, kam 1790 bei der
 2 von des Adels nach Deutschland, 1796
 3 e des Königs von Preußen, trat 1798 in
 4 e Kriegsdienste, 1810 — 1812 bei der
 5 n Stabl, studirte von 1812 an in Berlin

Naturwissenschaften, machte (1815 — 1818) die
 Romanzow'sche Entdeckungsreise um die Erde mit,
 lebte dann in Berlin, ward Vorsteher der Königl.
 Herbarien und Mitglied der Akademie der Wissen-
 schaften, starb den 21. August 1838. — Lieder,
 Balladen; Peter Schlemihl's wundersame Geschichte.

Frisch gesungen.

1 Hab' oft im Kreise der Lieben
 2 lustigen Graze geruht
 3 mir ein Lieblein gesungen,
 4 Alles war hübsch und gut.

2 Hab' einsam auch mich gehärmet
 In bangem, düsterem Muth,
 Und habe wieder gesungen,
 Und Alles war wieder gut.

3 Und Manches, was ich erfahren,
 Verlocht' ich in stiller Muth;

Und kam ich wieder zu singen,
 War Alles auch wieder gut.

4 Sollst nicht uns lange klagen,
 Was Alles dir wehe thut;
 Nur frisch, nur frisch gesungen!
 Und Alles wird wieder gut.

Das Schloß Boncourt.

1 Ich träum' als Kind mich zurücke
 Und schüttle mein graues Haupt.
 Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
 Die lang' ich vergessen geglaubt?

2 Hoch ragt aus schatt'gen Gehägen
 Ein schimmerndes Schloß hervor;
 Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
 Die steinerne Brücke, das Thor.

3 Es schauen vom Wappenschild
 Die Löwen so traulich mich an;
 Ich grüße die alten Bekannten,
 Und eile den Burghof hinan.

4 Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
 Dort grünt der Feigenbaum,
 Dort, hinter diesen Fenstern,
 Verträumt' ich den ersten Traum.

5 Ich tret' in die Burgkapelle
 Und suche des Ahnherrn Grab;
 Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
 Das alte Gewaffen herab.

6 Noch lesen umflort die Augen
 Die Büge der Inschrift nicht,
 Wie hell durch die bunten Scheiben
 Das Licht darüber auch bricht.

7 So stehst du, o Schloß meiner Väter,
 Mir treu und fest in dem Sinn,
 Und bist von der Erde verschwunden,
 Der Pflug geht über dich hin.

8 Sei fruchtbar, theurer Boden,
 Ich segne dich mild und gerührt,
 Und segn' ihn zwiefach, wer immer
 Den Pflug nun über dich führt.

9 Ich aber will auf mich raffen,
 Mein Saitenspiel in der Hand,
 Die Weiten der Erde durchschweifen,
 Und singen von Land zu Land.

Tragische Geschichte.

1 'Es war Einer, dem's zu Herzen ging,
 Daß ihm der Pops so hinten hing,
 Er wollt' es anders haben.

2 So denkt er denn: „Wie fang' ich's an?
 Ich dreh' mich um, so ist's gethan!“ —
 Der Pops, der hängt ihm hinten.

3 Da hat er flink sich umgedreht,
 Und wie es stund, es amoch steht —
 Der Pops der hängt ihm hinten.

4 Da dreht er schnell sich anders 'rum
 'Es wird aber noch nicht besser drum —
 Der Pops, der hängt ihm hinten.

5 Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
 Er thut nichts Gut's, er thut nichts Schlecht's —
 Der Pops, der hängt ihm hinten.

6 Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
 Es hilft ihm nicht; in einem Wort:
 Der Pops, der hängt ihm hinten.

7 Und seht, er dreht sich immer noch
 Und denkt: „Es hilft am Ende doch!“ —
 Der Pops, der hängt ihm hinten.

Kleidermacher - Rath.

1 Und als die Schneider revoltirt, —
 Courage! Courage!

So haben gar grausam sie massacrirt
 Und stolz am Ende parlamentirt:
 Herr König, das sollst du uns schwören!

2 Und drei Bedingungen wollen wir
 stell'n: —

Courage! Courage! [stell'n,
 Schaff ab, zum Ersten, die Schneider-Nam:
 Die das Brot verkürzt uns Schneidergesell'n;
 Herr König, das sollst du uns schwören!

3 Die brennende Pfeife, zum Andern, sei —
 Courage! Courage!

Zum höchsten Aerger der Polizei
 Auf offener Straße uns Schneidern frei;
 Herr König, das sollst du uns schwören!

4 Das Dritte, Herr König, noch wissen
 wir's nicht —

Courage! Courage! [schicht,
 Doch bleibt es das Best' an der ganzen Ge:
 Wir besteh'n auch drauf bis an's jüngste
 Gericht;

Das Dritte, das sollst du uns schwören!

Die Löwenbraut.

1 Mit der Myrte geschmückt und dem Braut-
 geschmeib',

Des Wärters Tochter, die rosige Maid, [liegt
 Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er
 Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
fromm und verständig zur Herrin
empor;
gfrau, zart und wonnereich,
kelt ihn sanft und weinet zugleich:
ir waren in Tagen, die nicht mehr
find,
e Gespielen, wie Kind und Kind,
en uns lieb, und hatten uns gern;
e der Kindheit, sie liegen uns fern!
schütteltest machtvoll, eh' wir's ge-
glaubt,
hnenummogtes, königlich Haupt;
s heran, du siehst es, ich bin
d nicht mehr mit kindischem Sinn.
war' ich das Kind noch und bliebe
bei dir,
rles, getreues, mein redliches Thier!
muß folgen, sie thaten mir's an,
in die Fremde dem fremden Mann.
fiel ihm ein, daß schön ich sei,
gefreit, es ist nun vorbei —
nz im Haar, mein guter Gesell,
t, vor Thränen, die Blicke mir hell.
stehst du mich ganz? schaust grimmig
dazu?
ja gefast, sei ruhig auch du!
' ich ihn kommen, dem folgen ich
muß; [Ruß."
ich denn, Freund, dir den letzten
wie ihn die Lippe des Mädchens
berührt,
man den Zwinger erschüttern gespürt;
er am Gitter den Jüngling erschaut,
ntsetzen die hangende Braut.
stellt an die Thür sich des Zwingers
zur Nacht,
get den Schweiß, er brüllet mit Macht;
nd, gebietend und drohend begehrt
er im Borne den Ausgang wehrt.
draußen erhebt sich verworren Geschrei;
gling ruft: „Bringt Waffen herbei!
s' ihn nieder, ich treff' ihn gut!“
der Gereizte, schäumend vor Wuth.
ie Unselge wagt's, sich der Thüre
zu nah'n,
er verwandelt die Herrin an;
ie Gestalt, ein gräßlicher Raub,
tig, zerrissen, entstellt in dem Staub.
ib wie er vergossen das theure Blut,
sich zur Leiche mit finstern Muth;
so versunken in Trauer und Schmerz,
sch die Kugel ihn trifft in das Herz.

Die alte Waschfrau.

1 Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort mit weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen,
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt in treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.
2 Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.
3 Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.
4 Sie hat gespart und hat gesonnen,
Und Flachs gekauft, und Nachts gewacht,
Den Flachs zu seinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinwand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemd, sonder Tadel.
5 Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Bewahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.
6 Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Reich des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemd haben.

Francesco Francia's Tod.

1 Francesco Francia war zu seiner Zeit
Italiens Stolz, gerühmt von allen Zungen
Als Muriker und Maler weit und breit.

2 Zu ihm, dem Alten, ist der Ruf ge-
brungen

Vom jungen Römer, welcher sonder Gleichen
Sich früh gar hohen Künstlerruhm errungen.

3 Zwar kommt er noch zu sehen nicht er-
reichen

Ein Werk von ihm, doch haben sie geehret
Einander und gewechselt Freundschaftszeichen.

4 Ihm wird die Freude jezt, die er be-
gehret.

Sieh! Jener schreibt: „Mein Bitten werde mir
Von meinem väterlichen Freund gewähret!

5 Ich käme selbst, doch Andres hält mich
hier;

Mein Bild für die San Giovanni-Kapelle,
Die heilige Cäcilia, send' ich dir.

6 Vertritt, mein lieber Meister, meine Stelle,
Sieh helfend nach, ob Schaden es be-
kommen,

Ein Riß, ein Fleck das zarte Werk entstelle;

7 Und hast den Pinsel du zur Hand ge-
nommen,

Verbessere du zugleich auch liebevoll,
Wo selber meine Kunst zu kurz gekommen!

8 Dann stell' es auf, das Bild, da wo
es soll,

Mit Liebe sorgend für das beste Licht,
Und nimm entgegen meines Dankes Zoll!

9 Dein Raphael.“ — Der Meister schnell
erbricht

Die Kiste, zieht das Bild hervor, und rückt
Es sich in's Licht, und sieht, und glaubt es
nicht.

10 Er steht davor erschrocken und entzückt;
Erfüllet ist, was seine Träume waren,
Er fühlt sich selbst vernichtet und beglückt.

11 „Heil mir! und Preis dir, Herr, der
offenbaren

Du Solches noch gewollt in meinen Tagen!
Nun laß in Frieden deinen Diener fahren!“

12 Die Jünger hörten ihn die Worte
sagen,

Den letzten Laut aus seinem frommen Munde.
Nicht Antwort gab er mehr auf ihre Fra-
gen, —

Es war des alten Francia's Sterbestunde.

Der Syehler Landtag.

1 Ich will mich für das Factum nicht ver-
bürgen;

Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand.
Schlagt die Geschichte nach von Sieben-
bürgen! —

2 Als einst der Sichel reiß der Weizen stand
In der Gespannschaft Szell, da kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung
schwand.

3 Es wollte nicht der böse West sich legen;
Es regnete der Regen Tag auf Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.

4 Gehört des Volkes laut erhobne Klage,
Gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
Um Rath zu halten über diese Plage.

5 Die Landesboten ließen sich nicht treiben,
Sie kamen gern, entschlossen, gut zu tagen,
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.

6 Da wurde denn, nach bräuchlichen Ge-
lagen,

Der Tag eröffnet, und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:

7 „Und nun, hochmögende Genossenschaft,
Weiß Einer Rath? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheune schafft?“ —

8 Es herrschte tiefes Schweigen in der
Runde, [Greis

Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:

9 „Der Fall ist ernst! Mit nichts wär'
es weise,

Mit übereiltem Rathschluß einzugreifen;
Wir handeln nicht unüberlegter Weise.

10 Drum ist mein Antrag, ohne weit zu
schweifen:

Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen!
Die Zeit bringt Rath; sie wird die Sache reifen.“

11 Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen.

12 Der Samstag kam und sah dieselben
Mauern

Umfassen noch des Landes Rath und Hört,
Und sah den leid'gen Regen ewig bauern.

13 Der Landesmarschall sprach ein ernstes
Wort:

„Hochmögende, nun thut nach eurer Pflicht!
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort;

14 Wer ist es, der das Wort der Weisheit
spricht?

Wer bringt in unsers Sinns düstre Nacht
Das lang erwartete, begehrte Licht?

That! Ihr habt erwogen und bedacht.
 mich zuerst an diesen Alten,
 ffinn einmal Trost uns schon ge-
 bracht.

würd'ger Greis, laß deine Weisheit
 walten!" —

und sprach: „Ich bin ein alter Mann,
 ich meinen Rath nicht vorenthalten.
 sehn es vierzehn Tage noch mit an;
 er Regen dann nicht aufgehört, —
 ' es dann, so lang' es will und
 kann!" —

chwieg; es schwiegen, die das Wort
 gehört,

Noch eine Weile staunend — dann erscholl
 Des Beifalls Jubel-Nachklang ungestört.

19 „Einstimmig,“ heißt es in dem Protokoll,
 „Einstimmig ward der Rathschluß angenommen,
 Der nun Gesetzeskraft behalten soll.“

20 So schloß ein Szeller Landtag, der
 zum Frommen

Des Landes Weiseres vielleicht gerathen,
 Als Mancher, dessen Preis auf uns gekommen.

21 So wie die Väter, stolz auf ihre Thaten,
 Nach bräuchlichen Gelagen heimgelehrt,
 Erschien die Sonne, trockneten die Saaten,
 Und schwankten heim die Wagen goldbe-
 schwert.

Friedrich Rückert,

16. Mai 1789 zu Schweinfurt; stu-
 ma Philologie und schöne Literatur,
 Privatdocent daselbst, ging 1814 nach
 wo er die Redaction des Morgenblattes
 besuchte 1818 Italien, lebte hierauf
 lehrter in Coburg, wurde 1826 Prof.
 ischen Sprachen in Erlangen, 1840
 Geh. Rath in Berlin, gab 1848 seine
 lung auf, lebte seitdem auf dem Lande

fit Neues bei Coburg und starb den 31. Januar
 1866. — Lyrische, lyrisch-epische, didaktische Ge-
 dichte in überaus mannigfaltigen Formen, Ueber-
 tragungen aus dem Orientalischen, auch Drama-
 tisches (Beharnischte Sonette; Oestliche Rosen;
 Kranz der Zeit; Mal und Damajanti, eine indische
 Geschichte; Schi-Ring, chinesisches; Die Weisheit
 des Brahmanen; Samasa, arabische Volkslieder;
 Malamen des Hariri und vieles Andere).

Dichterselbstlob.

in König eines stillen Volks von
 Träumen,

n der Phantasieen Himmelträumen.
 und Königsterze mir zu Füßen
 is, mich ihren Oberherrn zu grüßen.
 unkeln Loden farb'ge Wolkenbogen
 buntgesteintes Diadem, gezogen.
 lingsblumen kommen, vorzutragen
 hren ihre ew'gen Liebesklagen.

men aus der Schöpfung Tiefen
 brechen, [sprechen.

Geheimnissen mit mir sich zu be-
 nken trag' ich Salomonis Siegel,
 echten heb' ich Dschemschid's Welten-
 spiegel.

r sind des Siegels Unterthanen,
 höpfung schwört zu meinen Sonnen-
 fahnen.

acht und Finsterniß in Kampfes-
 schranken [ten.

ine Schaar von leuchtenden Gedan-
 chelst den Himmel auf der Erde
 stiften, [gisten!

Tod mir tödten und das Gift ent-

Jeden Baum des Lebens soll mein Hauch
 beblättern,

20 Und die Schlang' am Stamme soll mein
 Arm zerschmettern.

Morgenwinde, gehet aus auf allen Pfaden,
 Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden!
 Wer dem Druck der Tyrannei muß draußen
 weichen,

Eine Freistadt biet' ich ihm in meinen Reichen.
 Dort ist Mühsal, Drang, Verfolgung, Noth
 und Kummer;

Hier ist Frieden, Eintracht, Stille, Ruh' und
 Schlummer. [nen,

Ihr Bewohner Dschinnistans, Peris und Dschin-
 Baut mir hier ein Wunderschloß mit goldnen
 Zinnen!

Bauet mir den Weltpalast mit vielen Zimmern,
 30 Wo vereint die Herrlichkeit der Welt soll
 schimmern!

Bauet so viel Zimmer mir, als Nationen;
 Jede soll mit ihrer Lust in einem wohnen.

Bauet so viel Dächer mir, als Himmelszonen;
 Jede soll mit ihrer Pracht auf einem thronen.

In der sieben Brunnengemäcker Tepp'che wirken
 Soll man Wunderwerk' aus sieben Weltbezirken.

Malerei soll Frühlingsglanz an Wänden weben,

In den Nischen sollen Marmorbilder leben,
Und Musik soll mit den ew'gen Sphärentönen
40 Alle Lebensstimmen der Natur ver-
söhnen.

O ihr Geister, um das Zauberſchloß, den
Garten [Arten!

Pflanzt mit Bäumen und Gewächſen aller
Nachtigallen aller Zonen mit den Roſen
Aller Himmel, laſſet mir zuſammen toſen!
O ihr Götter Hindoſtans, die ihr in Blumen-
Kelchen wohnet, kommt zu euren Heiligthumen!
Ihr, gewebt aus Mondesſtrahlen, Sylph' und
Elfen,

Sollet auch mir meinen Park bevölkern helfen.
O ihr dem Olymp entſtürzten Griechengötter,
50 Rettet her zu mir euch gegen eure Spötter!
Bau' die Mauern meines Gartens, o Amphion!
Die Delphine meiner Fluthen zügl', Arion!
Zähme meines Haines Wild mit Saiten,
Orpheus!

Und die Schaaren meines Traumvolks führ',
o Morpheus!

Chidher.

1 Chidher, der ewig junge, ſprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, ſeit wann die Stadt hier ſei?
Er ſprach, und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt ſteht ewig an dieſem Ort,
Und wird ſo ſtehen ewig fort.“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Weg's gefahren.

2 Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte, wie lange die Stadt vorbei?
Er ſprach, und blies auf dem Rohre fort:
„Daß Eine wächst, wenn das Andre dorrt;
Daß iſt mein ewiger Weideort.“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Weg's gefahren.

3 Da fand ich ein Meer, das Wellen ſchlug,
Ein Schiffer warf die Neze frei;
Und als er ruhte vom ſchweren Zug,
Da fragt' ich, ſeit wann das Meer hier ſei?
Er ſprach, und lachte meinem Wort:

„So lang', als ſchäumen die Wellen dort,
Fiſcht' man und fiſcht man in dieſem Port.“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Weg's gefahren.

4 Da fand ich einen walbigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällt mit der Art den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier ſei.
Er ſprach: „Der Wald iſt ein ewiger For
Schon ewig wohn' ich an dieſem Ort,
Und ewig wachsen die Bäume fort.“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Weg's gefahren.

5 Da fand ich eine Stadt, und laut
Erſchallte der Markt vom Volksgeſchrei.
Ich fragte: Seit wann iſt die Stadt erbau
Wohin iſt Wald und Meer und Schalmei?
Sie ſchrien und hörten nicht mein Wort:
„So ging es ewig an dieſem Ort,
Und wird ſo gehen ewig fort.“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich deſſelbigen Weges fahren.

Der alte Barbarossa.

1 Der alte Barbarossa,
Der Kaiſer Friederich,
Im unterirdiſchen Schloſſe
Hält er verzaubert ſich.

2 Er iſt niemals geſtorben,
Er lebt darin noch jezt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf ſich hingeſetzt.

3 Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einſt wiederkommen
Mit ihr zu ſeiner Zeit.

4 Der Stuhl iſt elfenbeinern,
Darauf der Kaiſer ſiſt,
Der Tiſch iſt marmelſteinern,
Worauf ſein Haupt er ſtützt.

5 Sein Bart iſt nicht von Flaſche,
Er iſt von Feuersglut,
Iſt durch den Tiſch gewachſen,
Worauf ſein Kinn ausruht.

6 Er nickt, als wie im Traume,
Sein Aug', halb offen, zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

7 Er ſpricht im Schlaf zum Knaben
„Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und ſieh', ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.“

8 Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen,
Verzaubert, hundert Jahr.“

Aus den geharnischten Sonetten.

1 Der Mann ist wader, der, sein Pfund
benutzend,
um Dienst des Vaterlands lehrte seine Kräfte.
Und denn, mein Geist, geh auch an dein Geschäfte
den Arm mit den dir eignen Waffen putzend!
Wie kühne Krieger jetzt, mit Bluthblick
trübend,
sich Reihn sich stellen, hebend ihre Schäfte,
so stell' auch Krieger, zwar nur nachgeüßte,
geharnischter Sonette ein paar Duzend!
Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
aufquellt, wie Riesen aus des Stromes Bette,
stellt euch in eure rauschenden Geschwader!
Schließt eure Glieder zu vereinter Kette,
und ruft, mithadernd in den großen Haber,
erst: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette!

2 Ihr, die ihr lebt an eurem Wertgerüste,
um Holz und Stein nach eurem Maß zu hauen,
damit nur Jeder laß ein Werklein schauen,
sich Jeder nur als kleiner Schöpfer brüste!
Wann laßt ihr das thörichte Gelüste,
ein grundlos Nichts auf eurem Sand zu bauen?
Ihr bauet Hüttlein, und es sinkt mit Grauen
indess die Feste Vaterland in's Wüste.

O sammelt, sammelt euch, zerstreute Haufen!
Legt euer kleines Wertgeräth bei Seiten!
Wollt nicht euch um die Mörtelsteine raufen!
Erst gilt's, den Mittelpunkt euch zu erstreiten,
der Freiheit Grundstein erst gilt's zu erkaufen
mit Blut! Dann baut drauf eure Einzelheiten!

3 Sprengt eure Pforten auf, ihr Rautasusse,
und speiet Waffen! Bröht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaströme, machst aus Felsen Schwämme,
braust über Deutschland hin im Sieges-
gusse! —

Was will auf deinen Feldern denn der Russe,
Deutschland? Dir beistehn? Hast du keine
Stämme
im eignen Wald mehr, dich zu stützen, Memme,
daß du nicht stehn kannst, als auf fremdem Fuße?
Du, die du liegst am Boden ausgestreckt,
du stehst nicht auf in kräft'ger Selbstauffassung,
ein fremder Retter hat dich aufgeschreckt. [sung
Wird er durch seines nord'schen Armes Straf-
dem Siechthum kräft'gen, oder angestodet
auch selbst von dir heimtragen die Erschlaffung?

4 Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;
Ihr Alle, die ihr lebet, sollt es hören, [ten!
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Lob-
Wir schwören, stehn zu wollen den Geboten
des Lands, des Mars wir tragen in den Röhren,

Dietrich Handbuch. I.

Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh' zu senken, als vom Feind zerschroten!
Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmer satte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte! [gaben
5 Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfer-
Das Opfer an des Liebs, das ich euch bringe,
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
So wie ihr gabt vom Busen eure Knaben
Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit be-
zwinge!

Des Ruhms, den eurer Männer blut'ge Klinge
Ersehten wird, sollt ihr die Hälfte haben.
Denn wenn sie selbst, im Sturm des
Feindes, Wunden
Erbeuteten, so habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen sie verbunden;
Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu steigt durch sie, so soll's die Welt er-
kunden, [schmeide.
Daß, ihn zu schmücken, ihr gabt eu'r Ge-

6 Der alte Fritz saß drunten in den Nächten
Auf einem Thron, aus Thatenglanz gewoben,
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.
Da kam, so lange von des Schicksals Mächten
Im ird'schen Stand des Lebens aufgehoben,
Sein alter Bruder kam jetzt her von oben,
Den sah er und hub an: „Will Preußen
sechten?“

Der aber sprach mit Siegesglanz im Blicke:
„Ich komme dir als Bote, daß erschienen
Nun ist die Stunde, wo es bricht die Stride.“

Da sprang der alte König auf mit Mienen,
Als ob er selbst zum neuen Kampf sich schide,
Und sprach: „Jetzt will ich wieder sein mit
ihnen!“

7 „Das Schwert! das Schwert, das ich in
meinen Tagen
Geschwungen, ich vergaß, in wie viel Schlachten!
Das Schwert, ob dessen Klang nicht Feinde
lachten,
Als sie bei Rossbach und bei Jüssa lagen!
Das Schwert! Wer nahm's von meinen
Sarlophagen?
Weß sind die Hände, die so fest sich machten,
Daß sie von dort zu seiner Schmach es brachten
Dahin, wo Niemand ist, der es kann tragen?
Ihr Söhne Preußens aus dem West und
Oste,

Wie viel der Schwerter könnt ihr aus dem
Frieden

Noch ziehn, die nicht gefressen sind vom Roste?
Und könnt ihr Schwerter eilig genug nicht
schmieden,

So nehmt nur Hack' und Sens', und, was es koste,
Holt mir mein Schwert her von den Invaliden!

8 Tritt auf, Gigant, mein Lieb, und schlage
Saiten, [Klinge!

Daß Deutschlands Busen jauchzend wieder:
Denn es sind ausgeführt worden Dinge,
Dergleichen niemals sahen Ort noch Zeiten.

Europa's Weltleib hat aus allen Weiten
Geschwellt die Adern, daß ihr Blutstrom springe
In Deutschlands großes Herz, und es durch-
bringe

Mit neuem Leben aus des Todes Streiten.

Spiel auf, o Herz, in hellen Melodieen
Der Rettung Dank, daß du bist neugeboren
Durch Tausend, Tausend, die ihr Blut dir
liehen! [Ohren,

Ruf, daß du lebst, laut in des Himmels
Und bleich vor deinem Antlitz müsse fliehen
Der Fürst des Todes, den Korsika geboren!

9 Laßt, Himmel, tönen eure Morgensterne!
Thu' deinen Mund auf, Erd', und juble Lieder,
Daß es erschalle bis zum Abgrund nieder
Und ihn erzittern mach' in seinem Kerner!

Daß er des großen Siegs Bedeutung lerne,
Wie Gottes Kraft der nachtentstammten Hyder
Durch diesen Schlag zerschmettert hat die Glieder,
Und für ihr Haupt ist auch der Schlag nicht
ferne.

Ihr Engel singt's, daß es der Himmel wisse!
Wie Nacht und Tag im Anfang einst gerungen,
So rangen heute Licht und Finsternisse.

Hör's Himmel, daß den Sieg das Licht
errungen!

Und daß die Erde nicht die Kunde misse,
Sag's ein Tedeum ihr in tausend Zungen!

Roland zu Bremen.

1 Roland der Rief', am Rathhaus zu Bremen
Steht er im Standbild standhaft und wacht;

2 Roland der Rief' am Rathhaus zu Bremen,
Kämpfer einst Kaiser Karls in der Schlacht;

3 Roland der Rief' am Rathhaus zu Bremen,
Männlich die Mark einst hütend mit Macht.

4 Roland der Rief', am Rathhaus zu Bremen
Wollten ihm Wälsche nehmen die Macht.

5 Roland der Rief', am Rathhaus zu Bremen
Wollten ihn Wälsche werfen in Nacht.

6 Roland der Rief', am Rathhaus zu Br
Lehnet an langer Lang' er und lacht.

7 Roland der Rief', am Rathhaus zu Br
Ende ward wälschem Wesen gemacht.

8 Roland der Rief', am Rathhaus zu Br
Wieder wie weiland wacht er und wacht

Deutschlands Heldenleib.

1 Zu welch' hohem Heldenleibe
Einer Riefin voller Mark
Könntest du aus schwachem Weibe,
Deutschland, wachsen groß und stark;

2 Da vom Moder der Verwesung,
Wo du lagest schwer und tief,
Gott zu plötzlicher Genesung
Dich des neuen Lebens rief: —

3 Wenn nur auf dem Bau der Glied
Gleich ein kriegerisches Haupt
Oben wollte wachsen wieder,
Das man dir im Schlaf geraubt!

4 Wenn nur Glieder nicht, die Klein
Statt Ein Leib zu sein vereint,
Selber Leiber wollten scheinen,
Oder gar dem Ganzen feind!

5 Zu welch' hohem Heldenleibe
Einer Riefin voller Mark
Könntest du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark!

Deutschlands Feierkleid.

1 Mit wie herrlich weitem Kleide
Ganz bedecken deinen Leib
Könntest du, in Sammt und Seide
Brangen, Deutschland, edles Weib;

2 Da du aus dem Sad der Aschen
Standest auf nach langer Rast
Endlich, und dein Kleid gewaschen
In dem Blut des Feindes hast: —

3 Wenn nur in der Hand des Bösen
Deines Kleides nicht ein Stück,
Statt es ganz dir einzulösen,
Man vergessend ließ zurück!

4 Wenn nur jetzt nicht deine Kinder
In nicht liebevollem Streit,
Jedes für sich einen Flinder
Riss' aus ihrer Mutter Kleid!

5 Mit wie herrlich weitem Kleide
Ganz bedecken deinen Leib
Könntest du, in Sammt und Seide
Brangen, Deutschland, edles Weib!

hohle Weide.

argenthau verstreut im Thale
 5 & Geschmeide;
 im ersten Strahle
 ach die Weide.
 hthau ließ sie niederhängen
 8 & Gefieder,
 Hoffnung und Verlangen
 frühroth wieder.
 de hat seit alten Tagen
 Sturm getruzet,
 ieder ausgeschlagen,
 sie gestuzet.
 sich in getrennte Glieder
 tamm zerflüstet,
 ämmchen hat sich wieder
 dort umrüstet.
 hen auseinander immer,
 sieht, der schwöret,
 je Stämme nimmer
 tamm gehöret.
 e die Lüfte drüber rauschen,
 it Geflüster
 inander zu und tauschen
 wie Geschwister,
 ben über'm hohlen Kerne
 Sturmes Wüthen
 unter welchem gerne
 lauben brüten.
 o Weide, dich beklagen,
 Kern vermissest,
 ihling auszuschlagen
 nie vergissest?
 hest meinem Vaterlande,
 sich gespalt'nen,
 efern Lebensbände
 ch gehalt'nen!

ler und Lerche.

ich steigen,
 gleich,
 nden Sonn' entgegen,
 getaucht
 roth,
 Glanz des Aethers,
 lesen
 noch träumt,
 henden
 er Welt
 Blick entsaugen!

Ober fliegen,
 Der Lerche gleich,
 Nach, der scheidenden Sonne nach,
 Ueber der stillen Schöpfung,
 Angeglühet
 Vom letzten Strahl,
 Die Seel' im Liede verhauchend,
 Verschwebend,
 20 Verschwirrend
 Im Aetherdust,
 Nie mehr wieder
 Zur Erd' hernieder!
 Aber ach!
 Der Adler, der
 Der Sonn' in's Angesicht geschaut,
 Senkt den Fittig
 Aus Himmelsglanz,
 Um in dunkler Tiefe
 30 Nach der Beute des Tags zu spähn.
 Und die Lerche,
 Aus den Wirbeln
 Ihres Himmelsgesanges,
 Sinkt ermattet
 Zum Boden wieder,
 Wo sie das Nest für die Nacht gebaut.

Kann kein erdegeborener,
 Flügelbegabter
 Heldensinn,
 40 Sängergeist,
 Den Banden der niedern Mutter
 Ganz entfliehn,
 Dem edlen Vater
 Lichte zu?

Liebe setzte die Schwingen
 Der Begeisterung an mein Herz;
 Und es flog
 Der Sonne zu,
 50 Bis die Fittige
 Schmolzen,
 Seinen Höhen
 Entstürzend,
 Es in's Meer der Beschämung sank.
 Und es klagte.

Doch die Liebe
 Sprach, die Schwing' ihm erneuend:
 „Andre geb' ich
 Dir, die schwache,
 60 Aber himmlische
 Freundin nicht.
 Stärk're, die nicht
 Wieder schmelzend,
 Noch Erneuerung bedürfend,
 Sichern Flugs dich
 Allen Sonnen

Vorüber tragen,
Der höchsten zu,
Gibt mein stärkerer
70 Zwilling Bruder
Tod dir einst."

Leben und Tod.

1 Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urpötzlich anfang' scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer mußte vor ihm entlaufen.
Er lief und einen Brunnen da
Von ungefähr am Weg' er sah.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben,
10 Das mußte ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens troch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
An des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern,
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
20 Dann blickt' er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwankend in der Beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
30 Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen;
Sie nagten, zauten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund ausblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann, in Angst und Furcht und Noth,
40 Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nidte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;

Da konnte er doch der Lust nicht wehren
Er sah nicht des Kameeles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Fluth,
Und nicht der Mäuse Lüstenspiel,
50 Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
Sie dächten ihm zu essen gut,
Aß Beer auf Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.

Du fragst, wer ist der thöricht' Mann,
60 Der so die Furcht vergessen kann?
So wiss', o Freund, der Mann bist du!
Bemimm die Deutung auch dazu:
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die Beiden, so die Wurzel nagen,
70 Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lodt dich die Beere, Sinnenlust,
Daß du Kameel, die Lebensnoth,
80 Daß du im Grund den Drachen, Tod,
Daß du die Mäuse, Tag und Nacht,
Vergisst, und auf Nichts hast Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenrißen naschest.

Die Zwei und der Dritte.

1 Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Sah zu Berg,
Hatte stehen neben sich zum Zeitvertreib
Wiz, den Zwerg.
Der Verstand
Seitwärts stand,
Ein proportionirter Mann,
Sah das tolle Spiel mit an. [hoh,
2 Phantasie sich halben Leibs zum Himmel
Einen Stern
Fakte sie und schwang ihn, daß es Funken flog

b fern.
 Wis
 Bliß
 her und faßt den Schein
 kleinen Taschen ein.
 antasie zur Wolke, die vorüberflog,
 die Hand,
 Wolke purpurn um die Schulter zog
 wand.
 rsteckt
 rsteckt;
 nur ein Fältchen ruckt,
 raus mit Lachen guckt.
 antasie zum Donnersturm thut auf den
 Mund,
 rstummt. [sich kund,
 t die Riesen, thut sogleich der Zwerg
 nd summt.
 rstand
 ht Stand,
 id spricht: „Das mag ich nicht,
 is sieht wie ein Gedicht.“

Die Göttin im Puzzimmer.

lche chaotische Haushälterei!
 erotische Taufenderlei!
 e die Nischchen, alle die Zellchen,
 Tischchen, all' die Gestellchen!
 belchen, Schreinchen, alle voll Quästchen,
 und Steinchen, all' in den Kästchen!
 stende Ringelchen, schimmernde Kettenchen,
 Dingelchen, silberne Blättchen!
 el und Näbelchen, Haken und Hälchen,
 mb Fädelchen, Flecke und Fleckchen!
 erlei Widelchen, allerlei Schleifchen,
 Zwickelchen, allerlei Streifchen!
 der Verwirrung buntem Verstrick,
 Verirrung banget der Blick.
 lche gewaltige Zaub'rin muß sein,
 Zwiespaltige zwingt zum Verein!
 rt aus der Thüre kommt sie gegangen.
 e die Schnüre, seht nur die Spangen!
 le die Säckelchen, wie sie sich regen!
 den Fädelchen hüpfen entgegen!
 le die Dingerchen, Bänderchen, Nie-
 derchen,
 die Fingerchen, ihr um die Gliederchen!
 löplich von unten steht sie bis oben
 dem bunten Flitter umwoben.
 er wie fügt sich's still und einträchtiglich,
 s, begnügt sich's, wie sie will, mäch-
 tiglich!

14 Die Elemente hat sie verbunden,
 Hat in's Getrennte Ganzes empfunden.

15 Und aus dem lebenden inneren Hauch
 Wird dem Umgebenden Leben erst auch.

16 Schöpfrin, Entfalterin himmlischer Pter
 Stehst du, Gestalterin Muse, vor mir?

17 Oder du, Liebe, Einigerin,
 Irdischer Triebe Reinigerin?

18 Denn nur ihr Beide ordnet zum Eins
 Buntes Geschmeide menschlichen Seins.

19 Denn nur ihr Beide wandelt das Nichts,
 Chaos zum Kleide himmlischen Lichts.

Sonette.

1. Die Welt.

Die Welt ist eine Lilie, eine blaue,
 Ein Inbegriff geheimnißvoller Dinge.
 Ihr Brautkellch ist die Sonn', um die im Ringe
 Staubfäden gleich Planeten stehn zur Traue.

An dieser Lilie weitem Wunderbaue
 Hängt schwebend mit der sehnsuchtmüden
 Schwingen [linge,
 Des Menschen Geist, gleich einem Schmetter-

Und lechzet durstig nach des Kelches Thau.
 Sieh! durch die Blume wehen Gottes Hauche;

Da neigen die Planeten sich zur Sonnen,
 Wetteifernd, wer darein sich tiefer tauche.
 Wie so das heil'ge Liebespiel begonnen,
 Füllt Duft die Blume, wie mit Opferrauche,

Den trinkt der Schmetterling und stirbt in
 Wonnen.

2. Der Himmel.

Der Himmel ist, in Gottes Hand gehalten,
 Ein großer Brief von azurblauem Grunde,
 Der seine Farbe hielt bis diese Stunde,
 Und bis an der Welt Ende sie wird halten.

In diesem großen Briefe ist enthalten
 Geheimnißvolle Schrift aus Gottes Munde;
 Allein die Sonne ist darauf das runde
 Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom
 Briefe,

Dann liest das Auge dort in tausend Zügen
 Nichts, als nur Eine große Hieroglyphe:

Gott ist die Lieb', und Liebe kann nicht lügen!
 Nichts, als dies Wort, doch das von solcher
 Tiefe,

Daß kein Verstand der Auslegung kann gnügen.

G e r z i n e.

Wein und Weinen.

1 Hör' an, und lern' in deinem Geist erkennen,
Wie tief die Wahrheit in dem Worte spielt,
Daß blöde Weisheit wohl mag Zufall nennen!

2 Wenn sich dein Aug' im eignen Balsam
fühlt

Von seinem Schmerz, so nennest du es Weinen,
Ein sanfter Laut, bei dem man Thränen fühlt.

3 Und wenn der mütterliche Schooß aus reinen
Gluthadern dir die Milch der Freude schickt,
So wird auch sie in deinem Mund zum Weinen.

4 Wie Schmerz und Lust in Eines sich ver-
strickt,

So Wein und Weinen ist in Eins erklingen.
Wenn du es weißt, sag', welches mehr erquickt!

5 Die schönste Thräne, welche, süß durch-
drungen

Von Sonneninbrunst, dir die Erde weint,
Als goldner Wein ist sie für dich entsprungen.

6 Die schönste Rebe, welche dir erscheint
Vom Paradies, und es dich läßt genießen,
Ist Liebe, die mit dir sich weinend eint.

7 So viel der Beeren an der Traube sprießen,
Sind so viel Thränen, die geronnen hangen,
Um mild an deinem Kusse zu zerfließen.

8 So viel im Auge Thränen dir zergangen,
Als so viel Trauben werden sie, geronnen,
Dir einst am Baum der Liebe fruchtend prangen.

9 Hat nicht der Rebstock Augen selbst ge-
wonnen,

Um dieser Augen Thränenlast dem Becher
Zu brauen wunderbar zum Rausch der Wonnen?

10 Hat nicht das Auge sich gehöhlt zum
Becher,

Der mit dem milden Wein sich füllend schwillt,
Von dem gesänftigt Hasser wird und Rächer?

11 Ja, selbst die Sonne kann ihr leuchtend
Bild

Nicht schöner, als in dem Krystalle, schauen,
Der aus dem Aug' und aus der Rebe quillt.

12 So laß, o Sohn des Staubs, die reinen,
lauen

Geschwisterfluthen um dein Leben schwellen,
Um dich mit Himmelsbahnung zu bethauen,
Bis selbst du badest in des Himmels Quellen.

C a n z o n e.

Schneller Wechsel.

1 Der Himmel ist so helle
Von Wolk' und Wolkensstreifen,

So hell auch mein Gemüthe, sein Gefell
Daß ich nicht kann begreifen,
Wie Wolken, die so ganz in Duft verschwommen,
So schnelle

Dort oder hier je sollten wiederkommen.

Das Wort hat kaum vernommen

Ein neid'scher Wind: auf regt er, daß sie schwellen,
Mit Flügelschlag des Luftmeers ebne Welle;
Und plötzlich sind, so weit der Blick mag schweifen,
Die alten Wolken dort und hier zur Stelle.

2 Der Himmel ist so grelle

Von düstern Wolkenschweifen,
So düster mein Gemüth auch, sein Gefelle,
Daß ich nicht kann begreifen,
Wie Heiterkeit, so völlig ausgeglommen,
So schnelle

Dort oder hier je sollte wiederkommen.

Das Wort hat kaum vernommen

Ein andrer Wind: er schlägt, daß sie zerschellen,
Mit frischen Schwingen Wolk' und Wolkewelle;
Und plötzlich ist, so weit der Blick mag greifen,
Die vorge Heitre dort und hier zur Stelle.

3 Wer lehret mich begreifen,

Wie unbegreiflich schnelle

Kann wechseln Wolkenschweifen

Mit Helle

Am Himmel und in des Gemüthes Selle?

Sicilianen.

1 Es stand ein schöner glatter Fels am
Meer,

Ein Epheu hielt mit Armen ihn umschlungen,
Den Fels zu schmücken war nur sein Begehrt,
Darum er gern in's Herz ihm wär' gedrungen,
Um Nahrung dort zu saugen mehr und mehr;
Allein das harte Herz blieb unbezwungen.

Da welkt' er, und der Fels war schmuckesleer.
O Felsenherz! Das ist auf dich gesungen.

2 Weißt du die Mähr, wie hier einst der
Titan

Zum Lohn des Uebermuthes auf die Brust
Die Bürde dieses Eilands muß' empfahn?
Die Straß ist es, die jetzt an mir du thust.
All' diese Berge, die mich glücklich sahn,
All' diese Felsen, Zeugen meiner Lust,
Hat mir zerquetschend auf das Herz gethan
Dein strenger Born und meines Glücks Verlust.

3 Wenn der Titan, dem auf die Brust gelegt
Dies Eiland ist, sich regt in seinen Schmerzen,
Wird Meer und Land vom Mitgefühl bewegt,
Es bebt die Erd', und sich die Lüfte schwärzen,

Der Abgrund gähnt, aus Bergestrachen schlägt
Der Grimm des Riesen in geschmolzenen Erzen.
Doch wie der Schmerz in meiner Brust sich regt,
Beht keine Faser drob in deinem Herzen.

Triolett.

Keinen Kreuzer.
Einen Kreuzer gab' ich hin,
Könnt' ich in dein Herz dir sehen;
Aber wär' es nun geschehen,
Und ich säh' nichts Gutes drin,
Gab' ich hundert Kreuzer hin,
Hätt' ich lieber Nichts gesehen.
Darum, dir in's Herz zu sehen,
Gab' ich keinen Kreuzer hin.

Madrigal.

Das Lämmlein.

1 Ein Lämmlein, das gegangen
Auf dieser einst, geht jetzt auf andrer Weide,
Wohin ich selbst nicht gehn kann mir zum Leide.
Das Lämmlein hatt' ich zwischen Liebesblüthen,
Anstatt mit einem Stabe,
Geweidet, ach! mit Nichts als meinen Augen.
Vor einem Räuber konnt' ich es nicht hüten,
Der hinnahm meine Habe,
Wohin zu reichen nicht die Blicke taugen,
10 Die jezo Thränen saugen,
Weil sie verloren ihre Augenweide,
Um deren Anblick Engel ich beneide.

Ritornelle.

1 Blüthe der Mandeln!
Du fliegst dem Lenz voraus und streust im Winde
Dich auf die Pfade, wo sein Fuß soll wandeln.
2 Bierliches Glöckchen!
Vom Schnee, der von den Fluren weggegangen,
Bist du zurückgeblieben als ein Glöckchen.
3 Bescheidenes Weilchen!
Du sagest: „Wann ich gehe, kommt die Rose.“
Schön, daß sie kommt; doch weile noch ein
Weilchen!
4 Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten;
Du bist der Priester unter der Familie.
5 Allensüßengel!
Zu einem Strauße bist du nicht geschaffen;
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

6 Rose im Dorne!

Du denkst, daß der Dorn dich solle schützen;
Allein der Dorn dient der Begier zum Sporne.

7 O Lorbeerzweige!

Ihr wachst auf einem himmelnahen Gipfel,
Zu dem ich nun schon zwanzig Jahre steige.

Chaselen.

Vom künftigen Alter.

1 Der Frost hat mir bereifet des Hauses Dach,
Doch warm ist mir's geblieben im Wohngemach.
2 Der Winter hat die Scheitel mir weiß
gebedt, [gemach.
Doch fließt das Blut, das rothe, durch's Herz.
3 Der Jugendflor der Wangen, die Rosen, sind
Gegangen, all' gegangen, einander nach;
4 Wo sind sie hingegangen? In's Herz hinab;
Da blühen sie nach Verlangen, wie vor, so nach.
5 Sind alle Freudenströme der Welt versiegt?
Noch fließt mir durch den Busen ein stiller Bach.
6 Sind alle Nachtigallen der Flur verstummt?
Noch ist bei mir im Herzen hier Eine wach.
7 Sie singet: „Herr des Hauses, verschleuß
dein Thor,
Daß nicht die Welt, die kalte, bring' in's
Gemach!
8 Schleuß aus den rauhen Oden der Wirk-
lichkeit,
Und nur dem Duft der Träume gib Dach
und Fach!
9 Ich habe Wein und Rosen in jedem Lied,
Und habe solche Lieder noch tausendfach.
10 Vom Abend bis zum Morgen, die
Nächte durch,
Will ich dir singen Jugend und Liebesach.“

Weltmutter.

1 Die Liebe hielt die Welt im Arm;
Wie lag das Kind so still und warm!
2 Das Kind entfloß der Mutter Brust,
Sie sah ihm nach mit stillem Harm.
3 Die Kindes-einfalt war so reich,
Die Mannesklugheit ist so arm;
4 Gedanken ohne Königin,
Wie ein verslogner Bienenschwarm.
5 Weltmutter Liebe, komm herab,
Und deines Kindeleins dich erbarm!

Für die sieben Wochentage.

1 Sprich, liebes Herz, in deines Tempels
Mitten
Für sieben Wochentage sieben Bitten!

2 Zum ersten Tag: „Laß deine Sonne
tagen [Schritten!“
Und Licht verleihe der Erd' und meinen
3 Zum zweiten Tag: „O laß nach dir
mich wandeln,
Wie Mond der Sonne nach mit leisen Tritten!“
4 Zum dritten Tag: „Lehr' deinen Dienst
mich kennen,
Und wie ich dienen soll mit rechten Sitten!“
5 Zum vierten Tag: „Du wollst mich
nicht verlassen,
In meiner Woch', in meines Tagwerks
Mitten!“
6 Zum fünften Tag: „O donn'r' in's Herz
mir deine
Gebote, wann sie meinem Sinn entglitten!“
7 Zum sechsten Tag: „O laß mich freudig
fühlen,
Woburch du mir die Freiheit hast erstritten!“
8 Zum siebenten: „Die Sonne sinkt am
Abend,
O dürst' ich mir so hellen Lob erbitten!“

Der Schmutz der Mutter.

1 Mensch, es ist der Schöpfung Bracht
Nicht für dich allein gemacht.
2 Einen Theil hat sich zur Lust
Die Natur hervorgebracht.
3 Darum singt die Nachtigall,
Wo du schlummerst, in der Nacht;
4 Und die schönste Blume blüht
Eh' des Tages Aug' erwacht;
5 Und der schönste Schmetterling
Fliegt, wo Niemand sein hat Acht.
6 Perle ruht im Meereschooß
Und der Edelstein im Schacht.
7 Kind! Da reichlich Aug' und Ohr
Dir mit Fülle ist bedacht,
8 Gönn der Mutter etwas auch,
Daß sie zum Geschmeid' sich macht.

Frühlingslied.

1 Komm, o Frühling, meiner Seele Welten
wieder mache neu!
Licht am Himmel, Glanz auf Erden, hoch und
nieder mache neu!
2 Setze mit dem Sonnentraufe blau der
Lüste Turban auf,
Und der Fluren grünen Chastan, holder
Chidher, mache neu!
3 Mache Wiesen frisch von Kräutern und
von Sprossen Haine jung,
Rosen-Schnürbrust und der Lilie schlankes
Nieder mache neu!

4 Schmelze mit dem Hauch des Winters H
und Panzer, mit dem Wied
Brich den Frostspeer; unsern Frieden, W
befrieder, mache neu.
5 Ohne Ostwind ist die Luft todt, und d
Rosen Obem stadt,
Aus dem Schlummer weck' den Ostwind, si
Gefieder mache neu!
6 Roll' in Donnern, geuß aus Wolken auf
die Erde Moschusfluth,
Laß von Kopf zu Fuß uns baden, alle Glie
der mache neu!
7 Pinie schlägt im Winde Pausen, Pla
tanus mit Händen Takt;
Hauch der Liebe! Deine Traumbüß' unterm
Flieder mache neu!
8 Neben ringeln sich an Ulmen zur Ver
ehrung Gottes auf,
Weilchen küssen Staub; Lenzandacht, o Gebieter,
mache neu! [Nachtigall,
9 Hyacinthe lost mit Tulpen, und mit Rosen
Turtel girret süße Weisen; Parfilieder mache neu!
10 Bünd' in Blüthen Opferfeuer, Weihrauch
gluth in Düsten an, [mache neu!
Und als Flöten alle Gräser, Rohr' und Rieder
11 Laß die Blätter Zungen spizen, Liebes
fragen auf der Flur
Zu verhandeln, ihren Scharfsinn für und wider
mache neu!
12 Hörst du? Frühluft, Frühroth, Frühlicht
ruft: Steh' früh im Frühling auf,
Freund, mit Frühthau deines Geistes Augen
lieder mache neu,
13 Daß du Lenzgeheimniß schauest! Blumen
schmelz ist Alchymie;
Festgeschmeid' im bunten Feuer, rüst'ger
Schmieder, mache neu!

Persische Vierzeilen.

1 Kein drückender Gefühl ist, als zu wissen,
Daß, wo du gehst, dich Niemand wird vermissen.
Dum danke Gott, hast du ein Herz gefunden,
Daß weinen wird, wenn du ihm wirst entzissen.
2 Vom Himmel kam geflogen eine Taube,
Und bracht' ein Kleeblatt mit dreifachem Laube;
Sie ließ es fallen; glücklich, wer es findet!
Drei Blättlein sind es: Hoffnung, Lieb' und
Glaube.
3 Hoffnung wohnt bei Sterblichen hienieden,
Und bei Todten wohnt im Grabe Frieden.
Sage nicht, wie auch das Loos dir falle!
Immer ist dir, was du brauchst, beschieden.

4. Wenn der Tag nicht hell ist, sei du heiter!
Sonn' und froher Sinn sind Gottes Streiter.
Wenn die Sonn' im Kampf des Lichts ermattet,
Freimund, kämpfe du allein ihn weiter!

Angereichte Perlen.

1 O blide, wenn den Sinn dir will die
Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne
irren.

2 Zum Feinde sag': „Ist Tod uns Weiden
nicht gemein?
Mein Todesbruder! Komm' und laß uns
Freunde sein!“

3 Wie groß du für dich seist, vor'm Ganzen
bist du nichtig!
Doch als des Ganzen Glied bist du als
Kleinstes wichtig.

4 Die kleine Biene steht dem Feind so
ritterlich,
Weil sie für sich nicht ist; sie fühlt ihr Volk
in sich.

5 O Herz, versuch' es nur, so leicht ist gut
zu sein,
Und es zu scheinen, ist so eine schwere Pein.

6 Kann auch der Sonne Kraft ein irrer
Stern entwallen?
Wie könnte denn ein Mensch aus Gottes Liebe
fallen?

Ernst Moritz Arndt,

geboren den 26. December 1769 zu Schoritz auf
Rügen, machte große Reisen durch Schweden, Deutsch-
land, Italien, Frankreich und Ungarn, 1806 Pro-
fessor in Greifswalde, flüchtete 1808 vor den Fran-
zosen nach Schweden, lehrte 1813 zurück, wirkte
durch Gedichte und andere Schriften kräftigend auf

das Nationalgefühl, 1818 Professor in Bonn,
mußte 1820 seine Vorlesungen einstellen, 1840
dem Lehramte wiedergegeben, starb nach langem
geistesfrischen Alter am 29. Januar 1860. — Pa-
triotische Gedichte, fromme Lieder; Historisches,
Publicistisches, Biographisches u. s. w.

Des Deutschen Vaterland.

1 Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

2 Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baiernland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märter Eisen redt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

3 Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

4 Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein! doch nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

5 Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!

Gewiß ist es das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

6 Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land! —
So weit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wahrer Deutscher, nenne dein!

7 Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Drud der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blüht,
Und Liebe warm im Herzen sitzt:
Das soll es sein!
Das, wahrer Deutscher, nenne dein!

8 Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Horn vertilgt den welschen Taub,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Und jeder Deutsche heißet Freund:
Das soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!

9 Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott im Himmel sieh barein,
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!

Das Lied vom Feldmarschall.

- 1 Was blasen die Trompeten? Husaren
heraus!
Es reitet der Feldmarschall in fliegenderm Sauß;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.
- 2 O schauet, wie ihm leuchten die Augen
so klar! [Haar!
O schauet, wie ihm waltet sein schneeweißes
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Dum kann er auch Verwalter des Schlacht-
feldes sein.
- 3 Er ist der Mann gewesen, da Alles versank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch
schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.
- 4 Er hat den Schwur gehalten, als Kriegeß-
ruf erklang,
Hei! Wie der weiße Jüngling in Sattel sich
schwang!
Da ist er's gewesen, der Rehrauß gemacht,
Mit eisernem Wesen das Land rein gemacht.
- 5 Bei Lützen auf der Aue, da hielt er
solchen Strauß,
Daß vielen tausend Weisschen die Haare standen
krauß,
Daß Tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend entschleifen, die nie wachen auf.
- 6 Am Wasser der Ratzbach, da hat er's auch
bewährt, [gelehrt.
Da hat er den Franzosen das Schwimmen
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab,
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!
- 7 Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er
hindurch! [Burg!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, noch
Sie mußten wieder springen wie Hasen über's
Feld,
Und hell ließ erklingen sein Hussal der Held.
- 8 Bei Leipzig auf dem Plane, o schöne
Ehrenschlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und
die Macht;
Da liegen sie so sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall!
- 9 Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren
heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind
im Sauß!
Dem Siege entgegen zum Rhein und über'n Rhein,
Du tapfrer Degen, in Frankreich hinein!

Gesang der Christenlerche.

- 1 Es klingt ein Klang der Klage
Kings durch die Welt umher:
„Rurz sind der Menschen Tage,
Und ihre Mühen schwer!
Nach flücht'gem Jugendspiele
Treibt Arbeit, Sorg und Noth
Sie rastlos fort zum Ziele,
Und dieses Ziel ist Tod!“
- 2 O Klang voll bitterer Wehen!
Uralter Heidenklang!
Aus Tiefen und von Höhen
Wie klingst du laut und bang!
Mit Zweifeln und mit Zagen,
Mit ungestilltem Schmerz
Stellst du die scharfen Fragen
An's arme Menschenherz.
- 3 Komm, Christenlerche, singe,
Was du so selig weißt!
Die Lust des Himmels singe,
Die Held und Heiland heißt,
Die Wahrheit heißt und Leben
Und Licht der Erdenmacht,
Daß nun kein Leid mehr heben,
Kein Tod mehr grauen macht!
- 4 O süßer Klang der Freude!
O Klang der Seligkeit!
Nicht mehr der Stunden Beute,
Heiß' ich nun Ewigkeit.
Verliß, du Erdensonne!
Thu', finstres Grab, dich auf!
Hell fliegt mein Geist in Wonne
Zum höchsten Stern hinauf!

Des Reisenden Abendlied.

- 1 Gegangen ist das Sonnenlicht,
Still schweiget Feld und Hain;
Und hell am Firmamente bricht
Hervor der Sterne Schein.
Und hell aus stiller Seele blizt
Ein wunderbarer Strahl
Von dem, der ewig waltend sitzt
Im hohen Himmelsaal.
- 2 Wie wäre doch das Menschenkind
So elend, so allein,
Wenn nicht von oben gart und lind
Ihm käme dieser Schein!
Es wäre Nichts, als Trug und Wahn,
Ein zitternd Blatt am Baum,
Ein Körnlein Sand im Ocean,
Ein Traumbild fast vom Traum.

3 Das Leben wallt von Ort zu Ort,
Hat nimmer Ruh' noch Rast,
Und treibt in wildem Fluge fort,
Geschneelt durch eigne Hast.
Es brauset wie ein schäumend Meer,
Das keine Ufer kennt,
Und wirft uns Tropfen hin und her,
Im wilden Element.

4 Drum komm, o du, der Frieden bringst,
Du Gott, in stiller Nacht,
Wo fern die Engelglocke klingt
Bei goldner Sterne Pracht!

Komm, wirf den frommen Liebesstrahl
Mir warm in's arme Herz,
Und die Gedanken allzumal
O zieh' sie himmelwärts!

5 Drum komm mit deinem Engelheer,
Du lieber Vater gut!
Du bist die einzig feste Wehr,
Die einzig sichere Hut.
Gar nichtig ist der Menschen Macht,
Ist eitel Eitelkeit;
Was Gott bewacht, ist wohl bewacht
Hier und in Ewigkeit.

Max von Schenkendorf,

geb. den 11. Dec. 1784 zu Elst, studirte in Königsberg Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, lernte 1805 im Amte Balbau praktisch die Landwirtschaft, darauf Referendar in Königsberg, folgte der Missio-

narin von Krüdener 1812 nach Karlsruhe, machte den Befreiungskrieg als Freiwilliger mit, 1815 Regierungsrath in Coblenz, starb 1817 an seinem Geburtstage. — Lyrische Gedichte (namentlich patriotische).

Die Muttersprache.

1 Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort;
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

2 Ach wie trüb ist meinem Sinn,
Wann ich in der Fremde bin,
Wann ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen, wie ein Gruß!

3 Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht:
Ist mir's doch, als ob mich riesen
Väter aus des Grabes Nacht.

4 Klinge, klinge fort und fort,
Helbensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Gräften,
Längst verscholl'nes, altes Lied!
Leb' auß's Neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüh!

5 Ueberall weht Gottes Hauch;
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Lieder kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich, wie der Mutter Mund!

Das Lied vom Rhein.

1 Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen.
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

2 Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Des Name schön wie Wein
Die treue Seele labt.
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsentind.

3 Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebentranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen;
Sein Bünnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

4 Was sang der alte Held?
Ein furchtbar bräuenb Lied:
„O weh dir, schnöde Welt,
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und baar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren

Mein, ach! gestorbenen Geschlecht,
Und mein gebrochenes deutsches Recht?"

5 „O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!"

6 „Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzzeit,
Voll kühnem Leuen-Muth
Und mild als eine Maid.
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen.
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt."

7 „Du Sünder, wüthe fort!
Bald ist dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wann er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wann meine Schreden dich umbrausen,
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!"

8 Erfüllt ist jenes Wort:
Der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu.
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaiserthum.

9 Wir huld'gen unserm Herrn,
Wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs Neue schwören:
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer!

Soldatenmorgenlied.

1 Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Silberkränzen,
Man denkt auch an den Tod.

2 Du reicher Gott, in Gnaden
Schau her vom blauen Zelt!
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.

Laß uns vor dir bestehen
Und gib uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen;
Dein ist, o Herr, der Krieg!

3 Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
O Freiheitstag, brich an!

4 Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegesgeschrei;
Und wir, ihr wadern Degen,
Wir waren auch dabei.

Das Bild in Gelnhausen.

1 Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.

2 Und das Haupt, es scheint zu sprechen:
„Starb die ganze deutsche Welt?
Will kein Mann die Unbill rächen,
Wiz der Erde Bau zerfällt?"

3 Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
Fragend und halb streng, halb mild.
Laßt es uns in Demuth küssen!
Das ist Kaiser Friedrich's Bild.

4 Herrlich hat sein Schloß gestanden
Hier vor langer, ferner Zeit,
Als er nach den Morgenlanden
Zog in Gottes heiligen Streit.

5 Rothbart, wie so fest gebunden
Hält ein Zauber dich gebannt?
Fließt hier Blut aus offenen Wunden?
Sind das Thränen an der Wand?

6 Alter Herr, ich kann dir melden
Reiches, schönes Freudenwort!
Schau! Dort ziehn viel tausend Helden
In die Schlachten Gottes fort.

7 Und die Welschen sind geschlagen,
Und es siegt das heilige Kreuz;

lehrt aus deinen Tagen
 ille, Lebensreiz.
 agst dich nun zur Ruhe legen,
 tolzes Kaiserhaupt!
 kraft, dein Waffensegen
 nß nimmermehr geraubt!

Das Bergschloß.

Da broben auf jenem Berge,
 lebet ein altes Haus;
 breiten zu Nacht und zu Mittag
 Rittergestalten heraus.
 Die weilten in herrlichen Tagen
 fröhlich am gastlichen Herd;

Sie haben viel Schlachten geschlagen,
 Sie haben viel Becher geleert.

3 Das Alles ist leider vorüber,
 In Trümmern das alte Thor!
 Wer ruft aus Schutt und aus Grüften
 Die mächtige Zeit uns hervor?

4 Und mag sie sich nimmer erheben,
 Und hält sie der ewige Reid,
 Wir wollen außs Neue sie leben,
 Die alte, die selige Zeit!

5 Wir sind hier zusammengetommen
 Und sprengen den köstlichen Wein,
 Zum Wohnsitz der Guten und Frommen
 Das Erbtheil der Deutschen zu weihn.

6 Sieh! Bürger und Ritter außs Neue
 Erheben zum Schwure die Hand;
 Wir meinen's recht in der Treue,
 Du liebes, du heiliges Land!

Friedrich August von Stägemann,

den 7. November 1763 zu Biertraden in
 nark, studirte in Halle die Rechte, erst in
 rg, dann seit 1806 in Berlin in verschie-

denen Aemtern, zuletzt Geh. Staatsrath, starb den
 18. December 1840. — Kriegsgefänge; historische
 Erinnerungen in lyrischen Gedichten.

Ausruf des Königs. *)

nd es Donner, die so frühe rollen?
 der Schnee, in Fluth zerquollen,
 id vom Gebirg herab?

sind es nicht, noch Wogen;
 hat das Schwert gezogen,
 r König schwingt den Stab.
 , des Königs Stimme, laut erschollen,
 Donners hohes Rollen;
 Jugend ist die Fluth.

Waffen stürzt sie brausend,
 hier, dort zehntausend;
 n Feind, den kennt sie gut.
 ch ist nicht das rechte Wort gesprochen;
 r Andern heftig Rothen
 nur auf dich, Franzos!
 r Augen düstres Brennen
 den Pfeil von Hasses Sennen
 f dich durchbohrend los!
 ihre Kugeln waren längst gegossen,
 in Reih' und Glied geschlossen,
 wir nach Kampfesfeld.
 worden sei der Sparter!

Von uns Beiden, Bonaparter,
 Muß der Eine von der Welt!

5 Einem ist das Todesloos geworfen!
 Uns umhüllt der Schild von Morven, ¹⁾
 Uns umweht's, wie Geistes Macht.
 Aus den Wolken, aus den dunkeln,
 Seht die droh'nden Augen funkeln,
 Seht den Geist der Leuthenschlacht!

6 Eurem Kriegeshaupt, ihr Hunnenhorden,
 Ist das Recht gesprochen worden,
 Ihn verworfen hat die Zeit!
 Nur der Hölle schwarzer Segen
 Hat den frevelhaften Degen
 Zum Verderben ihm geweiht.

7 Ihre Thaisfackeln ²⁾ ließ sie rasen,
 Vom Entsetzen angeblasen,
 Durch des Czaren grauen Sitz.
 Hundert Tage nur versinken,
 Und die Lanzen Don's umblinden
 Unser Thor mit Siegers Blic.

8 Dank dem Bürger, der in grausen Tagen
 Seine Reisigen erschlagen,
 Daß er ihm vorüberging!
 Denn er gab ihn unsern Händen;

¹⁾ Schottland (Singal). — ²⁾ Von der Thais
 ließ sich Alexander der Große zur Anzündung von
 Persopolis reizen.

Unser Schwert, es soll vollenden,
Was das ew'ge Recht verhing.

9 Auf denn, auf, ihr jungen Brennenleuen!
Euer König ruft die Treuen,

Seines Thrones tapf're Wacht!
Mit dem Drachen Kampf gefodert,
Habt ihr Grimm! Das Zeichen lobert,
Und die Erde bebt vor Schlacht.

Theodor Körner,

geboren den 28. September 1791 zu Dresden, studierte auf der Bergakademie zu Freiberg, dann zu Leipzig, 1812 Theaterdichter zu Wien, 1813 Freiwilliger in Lützow's Freischaar, fiel den 26. Aug. 1813

bei Gadebusch in Mecklenburg. — Lyrische Dichte, besonders Kriegslieder (Leier und Schwert), Dramatisches (Grippe, Hedwig, Rosamunde, Heinrich und einige Lustspiele).

Die Eichen.

1 Abend wird's, des Tages Stimmen
schweigen,

Röth'her strahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier sit' ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zungen,
Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün;
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht enthalten.

2 Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod;
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth.
Doch um das Verhängniß unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht;
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Große muß im Tod bestehen!

3 Und ihr habt bestanden! — Unter Allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Muth.
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
Todt auch sind sie euch ein löstlich Gut;
Denn verwesend werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

4 Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bessere Zeiten angeschaut,
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut!
Ach, was hilft's, daß ich den Schmerz erneue?
Sind doch Alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

Vor Rauch's Büste der Königin Lu

1 Du schläfst so sanft! Die stillen
hauchen

Noch deines Lebens schöne Träume wieh
Der Schummer nur senkt seine Flügel n
Und heil'ger Frieden schließt die klaren A

2 So schlummre fort, bis deines I
Brüder,

Wenn Flammenzeichen von den Bergen ra
Mit Gott versöhnt, die roßgen Sch
brauchen,

Das Leben opfern'd für die höchsten Gü

3 Tief führt der Herr durch Nacht
durch Verderben.

So sollen wir im Kampf das Heil erwe
Daß unsre Enkel freie Männer sterben.

4 Kommt dann der Tag der Freiheit
der Rache,

Und ruft dein Volk, dann, deutsche
ermache,

Ein guter Engel für die gute Sache!

M s s k a n.

1 Wie wölben dort sich deiner Kirchen D
Wie schimmern der Paläste goldne Wän
Es schwärmt der Blick, wohin ich ihn ver
Von einer Pracht zur andern fortgezoge

2 Da wälzen sich auf einmal glüh'nde B
Es schleudern deiner Bürger eigne Hän
Aufs eigne Dach die sprüh'nden Feuerbr
Ein Feuerkreis hat prasselnd dich umzog

3 O laß dich nur vom Überwitz verdam
Ihr Kirchen, stürzt! Paläste, brecht zusam
Der Phönix Rußlands wirft sich in
Flammen;

Doch, hochverklärt, aus seinem Feuerkranze
er erstehn im frischen Jugendglanze,
Sanct Georg schwingt siegend seine Lanze!

A u f r u f.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammen-
zeichen rauchen,

aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Ist den Stahl in Feindes Herzen tauchen;

auf, mein Volk! Die Flammenzeichen
rauchen,

maat ist reif; ihr Schnitter, zögert nicht!
Dochste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!

dir den Speer in's treue Herz hinein:
Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,

deutsches Land, mit deinem Blute rein!
Es ist kein Krieg, von dem die Kronen

wissen,

ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen

er Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Sie sie mit deiner Freiheit. Sieg!

Winkeln deiner Greise ruft: „Erwache!“
Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,

Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Leuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

zerbrich die Pflugschaar, laß den Meißel
fallen,

hier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Se deine Höfe, deine Hallen!

essen Antlitz deine Fahnen wallen,
U sein Volk in Waffenrüstung sehn.

einen großen Altar sollst du bauen
iner Freiheit ew'gem Morgenroth;

einem Schwert sollst du die Steine hauen,
Lempel gründe sich auf Heldentod!

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt
ihr, Weiber,

ie der Herr die Schwerter nicht gestählt,
wir entzündt die jugendlichen Leiber

rsen in die Schaaren eurer Räuber,
uch des Kampfes kühne Wollust fehlt?

bunt ja fromm zu Gottes Altar treten!
Banden gab er zarte Sorgsamkeit,

uch in euren herzlichsten Gebeten
chönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
wir dastehn, das alte Volk des Siegs!

Martyrer der heil'gen deutschen Sache,
t sie an als Genien der Rache,

ute Engel des gerechten Kriegs!

Laise, schwebe segnend um den Gatten!

Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!

Und all' ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

6 Der Himmel hilft, die Hölle muß uns
weichen!

„Drauf, wadres Volk, drauf!“ ruft die Freiheit,
„drauf!“

Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine
Eichen;

Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze du die Freiheitsfahne auf!

Doch stehst du dann, mein Volk, betränkt vom
Glücke,

In deiner Vorzeit hellem Siegerglanz:

Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
Auch unsre Urnen mit dem Eichenkranz!

Lübow's wilde Jagd.

1 Was glänzt dort vom Walde im Sonnen-
schein?

Hör's näher und näher brausen.

Es zieht sich hinunter in düstern Reihn,

Und gellende Hörner schallen darein,

Und füllen die Seele mit Grausen.

Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt, —

Das ist Lübow's wilde, verwegene Jagd!

2 Was zieht dort rasch durch den finstern
Wald

Und streift von Bergen zu Bergen?

Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,

Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,

Es fallen die fränkischen Schergen.

Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt, —

Das ist Lübow's wilde, verwegene Jagd!

3 Wo die Neben dort glühen, dort braust
der Rhein,

Der Wüthrich geborgen sich meinte;

Da naht es schnell mit Gewitterschein,

Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,

Und springt an's Ufer der Feinde.

Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer
fragt, —

Das ist Lübow's wilde, verwegene Jagd!

4 Was braust dort im Thale die laute
Schlacht?

Was schlagen die Schwerter zusammen?

Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,

Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,

Und lobert in blutigen Flammen.

Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt, —

Das ist Lübow's wilde, verwegene Jagd!

5 Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,

Unter winselnde Feinde gebettet?

Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wadern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!

Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt,
Das war Lühow's wilde, verwegne Jagd!

6 Die wilde Jagd und die deutsche Jagd,
Die Jagd auf fremde Tyrannen!

Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!

Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen.

Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:

Das war Lühow's wilde, verwegene Jagd!

Abschied vom Leben.*)

1 Die Wunde brennt, die bleichen Lippen
beben,

Ich fühl's an meines Herzens mätterm Schlage:
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage, —
Gott! wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben!

2 Viel goldne Bilder sah ich um mich
schweben;

Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage.
Muth! Muth! Was ich so treu im Herzen
trage,

Das muß ja dort noch ewig mit mir leben!

3 Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte, —

4 Als lichten Seraph seh' ich's vor mir
stehen;

Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen!

Palindrom.

1 Still empfangen im zarten Reime,
Tritt es hervor in des Himmels Räume,
Formt sich zur blühenden, schönen Gestalt.
Die Gottheit segnet's mit heiliger Weihe,
Daß es im Drange der Zeiten gedeihe,
Reife mit leiser, geheimer Gewalt.

*) 17. bis 18. Juni 1813, als Körner schwer verwundet in einem Gehölze bei Rügen unweit Leipzig lag.

Endlich zwar muß es verblühen und erkalten,
Muß versinken zurück in die Nacht.

Doch strahlt es verjüngt durch des Grabes
Spalten

Im neuen Frühling mit seliger Pracht.

2 Liest man es rückwärts, — ein Kind
der Erde,

Umarmt es die Mutter mit trüber Geberde,
Still widerstrebend dem frühen Strahl.

Und wie an des Mädchens rosige Wangen
Der Schleier sich schmiegt, wie mit zartem
Verlangen,

So webt es sich innig um Berg und Thal.

Doch wächst nun mächt'ger die Flamme der
Sonnen,

Dann flieht es zerstreut durch das bläuliche
Haus.

So ist auch das Räthsel zur Klarheit zerronnen,
Sprichst du der Deutung Zauberwort aus.

Agogroph.

Mein Ganzes webt sich mit stillem Verlangen
Oft innig um rosige Mädchenwangen.

Drei Zeichen hinweg, und der Phantasie
Des Sängers vermähl' ich die Harmonie.

Ein Zeichen hinweg noch, und Leben entquilt,
Wenn leimend die Kraft im Innern mir schwillt.

Charme.

1 In stiller Anmuth kommt's gezogen,
Wie Rosenbeden blüht es auf,

Und durch des Aethers blaue Wogen
Steigt es mit goldner Pracht herauf.

Kannst du des Räthsels Lösung finden?
Zwei Sylben werden mir's verkünden.

2 Wohl gibt es eine mächt'ge Heerde,
Von keinem Sterblichen gezählt;

Sie weidet herrlich, fern der Erde,
Vom Glanz des ew'gen Lichts beseelt.

Willst du der Lämmer Namen kennen?
Die dritte Sylbe wird ihn nennen.

3 Am frühen Tag erscheint das Ganze
Und steigt empor mit heiterm Sinn,

Und in des Morgens jungem Glanze
Verkündet's die Gebieterin,

Und folgt ihr nach durch alle Weiten.
Sprich, kannst du nun das Räthsel deuten?

Eduard von Schenk,

geboren den 10. October 1788 zu Düsseldorf, studirte zu München und Landshut die Rechte, trat zur katholischen Kirche über, 1823 Generalsecretär des bairischen Justizministeriums, 1828 Minister

des Innern, 1831 von dieser Stelle entlassen und zum Präsidenten der Regierung in Regensburg ernannt, wo er den 26. April 1841 starb. — Lyrische Gedichte (Taschenbuch „Charitas“), Schauspiele.

Die Thräne des Friedens.

1 Es mag die Welt mir alle Güter nehmen,
Die ich errang und fand in ihrem Schooß!
Ich seh' sie schwinden ohne Furcht und Grämen;
Mit ihnen werd' ich auch der Bande los.

2 Ein Kleinod aber wünscht' ich mir zu retten,

Das nur die Erde, nicht der Himmel hegt,
Das stets in Flügel wandelt meine Ketten,
Und, statt zu drücken, immer aufwärts trägt.

3 Dies einzige Juwel, es ist die Thräne,
Die stille Thräne, die das Auge weint,
Wenn ich mich liebend dort hinübersehne,
Wo das nur lebt, was ist, und stirbt, was scheint.

4 Es hat sie Gott zum Pfande mir gegeben
Des ew'gen Friedens, den er dort gewährt;
Versiegen soll sie nur mit meinem Leben,
Bis sie in frohes Lächeln sich verflärt.

Die Palme.

1 Stark ist als zarte Pflanze schon die
Palme.

Um ihre jugendliche Kraft zu proben,
Ward einst ein Marmorstein auf sie geschoben,
Und Alle dachten, daß er sie zermalme.

2 Allmählig aber trieb der Stamm; es hoben
Sich schwellend unter jener Last die Halme;
Sie wuchs empor zur königlichen Palme,
Und trug den Stein im Blätterturban oben.

3 Dem Baume gleicht ein gotterfüllt Ge-
müthe,

Das schon beschwert wird in der Jugendblüthe
Mit Weh, und zu erliegen scheint dem Drucke.

4 Nur stärker wird es durch der Leiden
Würde,

Sein Glaube fester, höher seine Würde;
Zulezt dient ihm des Kreuzes Last zum
Schmucke.

Ludwig Uhland,

geboren den 26. April 1787 zu Tübingen, studirte selbst die Rechte, 1810 literarischer Zweck wegen in Paris, 1811 Advocat in Tübingen, 1812 in Stuttgart, 1819 Mitglied der Württembergischen Ständerversammlung, 1830 Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen, zog sich aber

bald wieder in's Privatleben zurück, starb den 13. November 1862. — Lieder, Elegien, Balladen, Rhapsodien; Dramen (Ernst von Schwaben, Ludwig der Bayer); Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder. Ueber Walther von der Vogelweide.

Freie Kunst.

1 Eingel, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

2 Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

3 Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie led im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Jörn vorbeil

Schoff, Handbuch. I.

4 Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing du in der Jugend Drang!
Nur im Blüthemonde erheben
Nachtigallen ihren Sang.

5 Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gib ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend hascht es ein.

6 Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

7 Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;

Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

8 Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon wedest du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

2. Frühlingsglaube.

1 Die lindten Lüfte sind erwacht,
Die säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herz, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

2 Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

3. Frühlingsruhe.

1 O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Legt mich in's tiefe Gras hinein.

2 In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

4. Frühlingsfeier.

1 Süßer, goldner Frühlingsstag!
Inniges Entzücken!

Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut' nicht glücken?

2 Doch warum in dieser Zeit
In die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruhn und beten!

5. Frühlingslob.

1 Saatengrün, Veilchenbust,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sommerregen, milde Luft!

2 Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Din,
Dich zu preisen, Frühlingsstag?

6. Frühlingsrost.

Was jagst du, Herz, in solchen Tag,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

7. Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare —
Getrost! Er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn;
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

8. Frühlingslied des Recensent

1 Frühling ist's, ich laß es gelten,
Und mich freut's, ich muß gestehen,
Daß man kann spazieren gehen,
Ohne just sich zu erkälten.

2 Störche kommen an und Schwärme
Nicht zu frühe, nicht zu frühe!
Blühe nur, mein Bäumchen, blühe!
Meinethalben, meinethalben!

3 Ja! ich fühl' ein wenig Wonne,
Denn die Lerche singt erträglich,
Philomele nicht alltäglich,
Nicht so übel scheint die Sonne.

4 Daß es Keinen überrasche,
Mich im grünen Feld zu sehen!
Nicht verschmäh' ich auszugehen,
Aleichens Frühling in der Tasche.

Des Knaben Berglied.

1 Ich bin' vom Berg' der Hirten
Seh' auf die Schlösser all' hinab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

2 Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus,
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich sang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

3 Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da zieh'n die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

nd Bliß und Donner unter mir,
 ich hoch im Blauen hier;
 ie sie und rufe zu:
 ines Vaters Haus in Ruh!
 der Knab' vom Berge!
 d wenn die Sturmglod' einst erschallt,
 Feuer auf den Bergen wallt,
 eig' ich nieder, tret' in's Glied,
 sing mein Schwert, und sing' mein Lied:
 i der Knab' vom Berge!

Die Kapelle.

oben stehet die Kapelle,
 still in's Thal hinab;
 singt bei Wief und Quelle
 id hell der Hirtentnab'.
 aurig tönt das Glöcklein nieder,
 lich der Leichenchor;
 nd die frohen Lieder,
 : Knabe lauscht empor.
 oben bringt man sie zu Grabe,
 freuten in dem Thal;
 abel! Hirtentnabel!
 h singt man dort einmal.

An das Vaterland.

r möcht' ich diese Lieder weihen,
 s deutsches Vaterland!
 ir, dem neuerstand'nen freien,
 mein Sinnen zugewandt.
 ch Heldenblut ist dir geflossen,
 l der Jugend schönste Bier;
 chen Opfern, heilig großen,
 lten diese Lieder dir?

Lied eines deutschen Sängers.

Ich sang in vor'gen Tagen
 Lieder mancherlei,
 alten, frommen Sagen,
 Minne, Wein und Mai.
 ist es ausgesungen,
 inkt mir Alles Tand:
 heerschild ist erflungen,
 Ruf: Für's Vaterland!
 Man sagt wohl von den Ratten:
 egten Erzring' an,
 ie gelöst sich hatten
 inem erschlag'nen Mann.

Ich schlag' den Geist in Bande,
 Und werf' an den Mund ein Schloß,
 Bis ich dem Vaterlande
 Gedient als Schwertgenosß.

3 Und bin ich nicht geboren
 Zu hohem Heldenthum,
 Ist mir das Lied erkoren
 Zu Lust und schlichtem Ruhm:
 Doch möcht' ich einst erringen
 In diesem heil'gen Krieg
 Das edle Recht, zu singen
 Des deutschen Volkes Sieg.

Die Deutsche Sprachgesellschaft.

1 Gelehrte deutsche Männer,
 Der deutschen Rede Kenner,
 Sie reichen sich die Hand,
 Die Sprache zu ergründen,
 Zu regeln und zu ründen,
 In em'gem Verband.

2 Indeß nun diese walten,
 Bestimmen und gestalten
 Der Sprache Form und Bier:
 So schaffe du inwendig,
 Thatkräftig und lebendig,
 Gesammtes Volk, an ihr!

3 Ja! gib ihr du die Reinheit,
 Die Klarheit und die Feinheit,
 Die aus dem Herzen stammt!
 Gib ihr den Schwung, die Stärke,
 Die Gluth, an der man merke,
 Daß sie vom Geiste flammt!

4 An deiner Sprache rüge
 Du schärfer Nichts, denn Lüge,
 Die Wahrheit sei ihr Hort!
 Verpflanz' auf deine Jugend
 Die deutsche Treu' und Jugend
 Zugleich mit deutschem Wort!

5 Zu buhlerischem Gurren
 Laß du ihn niemals firren,
 Der ernsten Sprache Klang!
 Sie sei dir Wort der Treue,
 Sei Stimme zarter Scheue,
 Sei echter Minne Sang.

6 Sie diene nie am Hofe
 Als Gaullerin, als Zofe,
 Das Lispeln taugt ihr nicht;
 Sie töne stolz, sie weihe
 Sich dahin, wo der Freie
 Für Recht, für Freiheit spricht!

7 Wenn so der Sprache Mehrung,
 Verbesserung und Klärung

Bei dir von Statuen geht:
 So wird man sagen müssen
 Daß, wo sich Deutsche grüßen,
 Der Athem Gottes weht.

Die verlorne Kirche.

1 Man höret oft im fernen Walde
 Von oben her ein dumpfes Läuten,
 Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
 Und kaum die Sage kann es deuten.
 Von der verlornen Kirche soll
 Der Klang ertönen mit den Winden;
 Einst war der Pfad von Wallern voll,
 Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

2 Jüngst ging ich in dem Walde weit,
 Wo kein betretter Steg sich dehnet;
 Aus der Verberbnis dieser Zeit
 Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
 Wo in der Wildnis Alles schwieg,
 Vernahm ich das Geläute wieder,
 Je höher meine Sehnsucht stieg,
 Je näher, voller Klang es nieder.

3 Mein Geist war so in sich gelehrt,
 Mein Sinn vom Klange hingegenommen,
 Daß es mir immer unerklärt,
 Wie ich so hoch hinaufgekommen.
 Mir schien es mehr, denn hundert Jahr,
 Daß ich so hingetraumet hätte:
 Als über Nebeln, sonnenklar,
 Sich öffnet' eine freie Stätte.

4 Der Himmel war so dunkelblau,
 Die Sonne war so voll und glühend,
 Und eines Münsters stolzer Bau
 Stand in dem goldnen Lichte blühend.
 Mir dünkten helle Wolken ihn,
 Gleich Fittigen, emporzuheben,
 Und seines Thurmes Spitze schien
 Im heiligen Himmel zu verschwenden.

5 Der Glode wonnevoller Klang
 Ertönte schütternd in dem Thurme;
 Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
 Sie ward bewegt vom heiligen Sturme.
 Mir war's, derselbe Sturm und Strom
 Hatt' an mein klopfend Herz geschlagen;
 So trat ich in den hohen Dom
 Mit schwankem Schritt und freud'gem Gagen.

6 Wie mir in jenen Hallen war,
 Das kann ich nicht mit Worten schildern;
 Die Fenster glühten dunkel klar
 Mit aller Mär'trer frommen Bildern;
 Dann sah ich, wundersam erhellt,
 Das Bild zum Leben sich erweitern,

Ich sah hinaus in eine Welt
 Von heiligen Frauen, Gottes Streitem.

7 Ich kniete nieder am Altar,
 Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
 Hoch oben an der Decke war
 Des Himmels Glorie gemalt;
 Doch als ich wieder sah empor,
 Da war gesprengt der Kuppelbogen,
 Geöffnet war des Himmels Thor
 Und jede Hülle weggezogen.

8 Was ich für Herrlichkeit geschaut,
 Mit still anbetendem Erstaunen,
 Was ich gehört für sel'gen Laut,
 Als Orgel mehr und als Posaunen:
 Das steht nicht in der Worte Macht;
 Doch wer darnach sich treulich sehnet,
 Der nehme des Geläutes Acht,
 Das in dem Walde dumpf ertönet.

Der blinde König.

1 Was steht der nord'schen Fehder Schaar
 Hoch auf des Meeres Bord?

Was will in seinem grauen Haar
 Der blinde König dort?
 Er ruft in bitterm Harne,
 Auf seinen Stab gelehnt,
 Daß überm Meeresarme
 Das Eiland wiedertönt:

2 „Gib, Räuber, aus dem Felsverließ
 Die Tochter mir zurück!
 Ihr Harfenspiel, ihr Lieb so süß,
 War meines Alters Glück.
 Vom Tanz auf grünem Strande
 Hast du sie weggeraubt;
 Dir ist es ewig Schande,
 Mir beugt's das graue Haupt.“

3 Da tritt aus seiner Kluft hervor
 Der Räuber, groß und wild;
 Er schwingt sein Hünenschwert empor
 Und schlägt an seinen Schild:
 „Du hast ja viele Wächter,
 Warum denn litten's die?
 Dir dient so mancher Fehder,
 Und keiner kämpft um sie?“

4 Noch steh'n die Fehder alle stumm,
 Tritt keiner aus den Reih'n.
 Der blinde König lehrt sich um:
 „Bin ich denn ganz allein?“
 Da faßt des Vaters Rechte
 Sein junger Sohn so warm:
 „Bergönn' mir's, daß ich fechte!
 Wohl fühl' ich Kraft im Arm.“

O Sohn! der Feind ist riesenstark,
 nielt noch Keiner Stand.
 och; in dir ist edles Muth,
 hls am Druck der Hand.

hier die alte Klinge!
 der Stalben Preis.
 illst du, so verschlinge
 luth mich armen Greis.
 und horch! es schäumt und es rauscht
 achten über's Meer;
 linde König steht und lauscht,
 Alles schweigt umher;
 rüben sich erhoben
 Schild' und Schwerter Schall,
 kampfschrei und Toben,
 umpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
 an, was ihr erschaut!
 Schwert, ich kenn's am guten Klang,
 b so scharfen Laut." —
 Räuber ist gefallen,
 den blutgen Lohn.
 ir, du Held vor Allen,
 rter Königssohn!
 und wieder wird es still umher,
 önig steht und lauscht:
 hör' ich kommen über's Meer?
 bert und es rauscht." —
 kommen angefahren,
 Sohn mit Schwert und Schild,
 menhellen Haaren
 Lächterlein Gmüth'.
 Willkommen! — ruft vom hohen Stein
 linde Greis hinab —
 wird mein Alter wonnig sein,
 hrenvoll mein Grab.
 ist mir, Sohn, zur Seite
 Schwert von gutem Klang;
 e, du Befreite,
 mir den Grabgesang."

Des Sängers Fluch:

s stand in alten Zeiten ein Schloß, so
 hoch und hehr,
 länzt es über die Lande, bis an das
 blaue Meer;
 ngs von duft'gen Gärten ein blüthen-
 reicher Kranz,
 sprangen frische Brunnen in Regen-
 bogenglanz.

2 Dort saß ein stolzer König, an Land und
 Siegen reich,
 Er saß auf seinem Throne so finster und so
 bleich;

Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er
 blickt, ist Wuth,
 Und was er spricht, ist Geißel, und was er
 schreibt, ist Blut.

3 Einst zog nach diesem Schlosse ein edles
 Sängerpaa'r,
 Der Ein' in goldnen Roden, der Andre grau
 von Haar;

Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmudem
 Roß, [Genoß.
 Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende

4 Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei
 bereit, mein Sohn!

Denk unsrer tiefften Lieder, stimm' an den
 vollsten Ton,

Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und
 auch den Schmerz!

Es gilt uns heut' zu rühren des Königs
 steinern Herz."

5 Schon stehn die beiden Sänger im hohen
 Säulensaal,

Und auf dem Throne sitzen der König und
 sein Gemahl,

Der König, furchtbar prächtig, wie blutger
 Nordlichtschein,

Die Königin süß und milde, als blickte Mond-
 licht drein.

6 Da schlug der Greis die Saiten, er
 schlug sie wundervoll,

Daß reicher, immer reicher der Klang zum
 Ohre schwoll;

Dann strömte himmlisch helle des Jünglings
 Stimme vor,

Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer
 Geisterchor.

7 Sie singen von Lenz und Liebe, von
 sel'ger goldner Zeit,

Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und
 Heiligkeit;

Sie singen von allem Süßen, was Menschen-
 brust durchbebt,

Sie singen von allem Hohen, was Menschen-
 herz erhebt.

8 Die Höflingschaar im Kreise verlernet
 jeden Spott,

Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich
 vor Gott.

Die Königin, zerflossen in Wemuth und in
 Lust, [ihrer Brust.

Sie wirft den Sängern nieder die Rose von

9 „Ihr habt mein Volk verführet, verlodt
 ihr nun mein Weib?“
 Der König schreit es wüthend, er bebt am
 ganzen Leib,
 Er wirft sein Schwert, das blizend des Jünglings
 Brust durchdringt,
 Drauß, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl
 hochauf springt.

10 Und wie vom Sturm zerstoßen, ist all
 der Hörer Schwarm,
 Der Jüngling hat verröthelt in seines Meisters
 Arm;

Der schlägt um ihn den Mantel, und setzt
 ihn auf das Roß,
 Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm
 das Schloß.

11 Doch vor dem hohen Thore, da hält
 der Sängergreis,
 Da saß er seine Harfe, sie aller Harfen
 Preis, [schellt,
 An einer Marmorsäule, da hat er sie zer-
 Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß
 und Gärten gellt:

12 „Weh' euch, ihr stolzen Hallen! nie töne
 süßer Klang
 Durch eure Räume wieder, nie Salte noch
 Gesang;
 Rein! Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer
 Sclavenschritt,
 Bis euch zu Schutt und Moder der Rache-
 geist zertritt!“

13 „Weh' euch, ihr duft'gen Gärten im
 holden Maienlicht!
 Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes An-
 gesicht,
 Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell
 versiegt,
 Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, ver-
 ödet liegt.“

14 „Weh' dir, verruchter Mörder! Du Fluch
 des Sängertums!
 Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen
 blut'gen Ruhms,
 Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht
 getaucht,
 Sei, wie ein leptes Röcheln, in leere Luft
 verhaucht!“

15 Der Alte hat's gerufen, der Himmel
 hat's gehört,
 Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind
 zerstört;
 Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner
 Pracht, [über Nacht.
 Auch diese, schon geborsten, kann stürzen

16 Und rings, statt duft'ger Gärten, (
 ödes Haideland,
 Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell
 durchdringt den Sand,
 Des Königs Namen meldet kein Lied, kein
 Helmbuch.
 Versunken und vergessen! Das ist des
 Sängers Fluch.

Das Glück von Edenhall.

1 Von Edenhall der junge Lord
 läßt schmettern Festtrompetenschall,
 Er hebt sich an des Tisches Bord
 Und ruft in trunkner Gäste Schwall:

„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

2 Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
 Des Hauses ältester Basall,
 Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
 Das hohe Trintglas von Krystall,
 Sie nennen's das Glück von Edenhall.

3 Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
 Schenk' Rothen ein aus Portugal!“
 Mit Händezittern gießt der Greis,
 Und purpurn Licht wird überall,
 Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

4 Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
 „Dies Glas von leuchtendem Krystall
 Gab meinem Ahn am Quell die Feg;
 Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
 Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!“

5 „Ein Kelchglas ward zum Loos mit Zug
 Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
 Wir schlürfen gern im vollen Zug,
 Wir läuten gern mit lautem Schall.
 Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

6 Erst klingt es milde, tief und voll,
 Gleich dem Gesang der Nachtigall,
 Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
 Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
 Das herrliche Glück von Edenhall.

7 Und als das Trintglas gellend springt,
 Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
 Und aus dem Riß die Flamme bringt;
 Die Gäste sind zerstoßen all,
 Mit dem brechenden Glück von Edenhall.

8 Einstürmt der Feind mit Brand und Mord,
 Der in der Nacht erstieg den Wall,
 Vom Schwerte fällt der junge Lord,
 Hält in der Hand noch den Krystall,
 Das zersprungene Glück von Edenhall.

9 Am Morgen irrt der Schenk allein,
 Der Greis, in der zerstörten Hall,

icht des Herrn verbrannt Gebein,
icht im grausen Trümmerfall
Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand — spricht er — springt
zu Stück,
hohe Säule muß zu Fall;
ist der Erde Stolz und Glück,
plitter fällt der Erdenball
gleich dem Glücke von Edenhall.“

Der Recensent.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.
Tied.

Schönste! du hast mir befohlen,
3 Thema zu glossiren;
ich sag' es unverholen:
3 heißt die Zeit verlieren,
ich sitze wie auf Kohlen.
t ihr nicht, stolze Schönen,
t die Logik zu verhöhnen,
ich zu beweisen wagen,
es Unsinn ist, zu sagen:
Liebe denkt in Tönen.
Zwar versteh ich wohl das Schema
r abgeschmackten Glossen;
solch verzwicktes Thema,
e räthselhafte Pöffen
ein gordisches Problema.
och macht' ich dir, mein Stern,
Freude gar zu gern.
ungelos reib' ich die Hände,
ner bring' ich es zu Ende,
Gedanken stehn zu fern.
Laß, mein Kind, die span'sche Mode,
die fremden Triolette,
die wälsche Klangmethode
Canzonen und Sonette,
bei deiner sapph'schen Ode!
der Altermuse fern
romantisch süßen Herrn!
g schwebeln, lustig tänzeln
in Reimchen, Affonänzeln,
in Tönen mag sie gern.
Nicht in Tönen solcher Glossen
die Poesie sich zeigen.
ntilen Verstolossen
pft sie besser ihren Reigen
Spoudeen und Molossen.
im Hammerschlag und Dröhnen

Deutschhellenischer Camönon
Kann sie selbst die alten, tranken,
Allerhöchlichsten Gedanken,
Alles, was sie will, verschönen.

Die deutsche Kaiserwahl

(aus dem Drama „Ernst, Herzog von Schwaben“).

1 Der fromme Kaiser Heinrich war ge-
storben,

Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu' Weltalter schien herauszuzieh'n;
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Rein Wunder jezo, wenn ein deutscher Mann,
10 Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich heimlich forschend mit den Bliden maß;
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl ge-
sehen,

Daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Hain-Gericht und Markgebing,
Wo man um Esch' und Holztheil Sprache hielt;
Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
20 Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
In's Maiensfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und
Mainz,

Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich; die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben,
30 Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Nieder-Lothringer, —
So war das Mark von Deutschland hier ge-
brängt.

Und mitten in dem Lager jedes Volks
Erhob sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Ein jeder Stamm, verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte,
Tracht,

40 An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brüdervolk,

Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
 Was jeder im Besondern erst berieth
 Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
 Der Inselbuchten, mälig war's gereift
 Zum allgemeinen offenen Beschluß.
 Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
 Und aus den Wenigen erkor man zweien,
 All beide Franken, fürstlichen Geschlechts,
 50 Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
 Konrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.

Da standen nun auf eines Hügel's Saum,
 Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
 Die beiden Männer, die aus freier Wahl
 Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
 Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
 Vor allen Würdigen die Würdigsten,
 Und so einander selbst an Würde gleich,
 Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien,
 60 Und daß die Waage ruht' im Gleichgewicht.
 Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
 Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
 Von stolzer Demuth überwältiget.
 Ein königlicher Anblick war's, ob dem
 Die Thräne rollt' in manches Mannes Bart;
 Und wie nun um sie harrend all die Menge
 stand,

Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
 Daß man des Rheines stillen Zug vernahm;
 Denn Niemand wagt' es, diesen oder den
 70 Zu führen mit dem hellen Ruf der Wahl,
 Um nicht am Andern Unrecht zu begehn,
 Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist: —
 Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn

Einander herzlich faßten bei der Hand
 Und sich begegneten im Bruderkuß;
 Da ward es klar, sie hegten keinen Reib,
 Und jeder stand dem andern gern zurück.
 Der Erzbischof von Mainz erhob sich jetzt:
 „Weil doch,“ so rief er, „Einer es muß sein,
 80 So sei's der Aelt're.“ Freudig stimm-
 ten bei

Gesammte Fürsten und am freudigsten
 Der jüngere Konrad. Donnergleich erscholl
 Oft wiederholt des Volkes Beifallsruf.
 Als der Gewählte drauf sich niederließ,
 Ergriff er seines edlen Betters Hand
 Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
 Und in den Ring der Fürsten trat sofort
 Die fromme Kaisermittwe Kunigund';
 Glückwünschend reichte sie dem neuen König
 90 Die treubewahrten Reichskleinode dar.
 Zum Festzug aber scharten sich die Reihn,
 Voran der König, folgend mit Gesang
 Die Geistlichen und Laien; so viel Preis
 Erscholl zum Himmel nie an Einem Tag!
 Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
 Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.

So wallten sie den Strom entlang nach
 Mainz,

Woselbst der König im erhabnen Dom
 Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
 100 Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
 Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
 Und als er wieder aus dem Tempel trat,
 Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
 Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Christian Justinus Berner,

geboren den 18. September 1786 zu Ludwigsburg,
 studirte Medicin zu Tübingen, 1809 auf Reisen,
 practicirte dann als Arzt an verschiedenen Orten,
 seit 1829 Oberamtsarzt zu Weinsberg, starb den

22. Februar 1862. — Lieder, Romangen. Schrif-
 ten auf Comnambullismus und thierischen Magneti-
 tismus bezüglich (Scherin von Brevorst).

Wanderlied.

1 Wohlauf! noch getrunken den funkelnden
 Wein!
 Ade nun, ihr Lieben! Geschieden muß sein.
 Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
 Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus.
 2 Die Sonne, sie bleibet am Himmel
 nicht stehn;
 Es treibt sie, durch Länder und Meere zu gehn;

Die Woge nicht haftet am einsamen Strand,
 Die Stürme, sie brausen mit Macht durch
 das Land.

3 Mit eilenden Wolken der Vogel dort zieht,
 Und singt in der Ferne manch heimatlich
 Lied. [und Feld,

So treibt es den Jüngling durch Wälder
 Zu gleichen der Mutter, der wandernden Welt.

4 Da grüßen ihn Vögel bekannt über'm Meer,
 Sie zogen von Fluren der Heimath hieher;

sten die Blumen vertraulich um ihn,
eben vom Lande die Lüfte dahin.
ie Vögel, sie kennen sein väterlich Haus,
lumen einst wand er der Liebe zum
Strauß; [Hand;
iebe, die folgt ihm, sie geht ihm zur
rd ihm zur Heimath das ferneste Land.

Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
ich in guter Ruh,
sah dem Räberspiele,
sah den Wassern zu,
Sah zu der blanken Säge,
war mir wie ein Traum,
bahnte lange Wege
einen Tannenbaum,
Die Tanne war wie lebend;
Trauermelodie
ch alle Fasern bebend,
g diese Worte sie:
„Du lehrst zur rechten Stunde,
Wanderer, hier ein;
bist's, für den die Wunde
bringt in's Herz hinein.“
„Du bist's, für den wird werden,
n kurz gewandert du,
Holz im Schooß der Erden
Schrein zur langen Ruh!“
Bier Bretter sah ich fallen,
ward's um's Herze schwer;
Wörtlein wollt' ich lassen,
ging das Rad nicht mehr.

Der reichste Fürst.

reisend mit viel schönen Reben
Länder Werth und Zahl,
viele deutsche Fürsten
i Worms im Kaisersaal.
herrlich,“ sprach der Fürst von Sachsen,
ein Land und seine Macht;

Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.“
3 „Seht mein Land in üpp'ger Fülle!“
Sprach der Kurfürst von dem Rhein;
„Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!“
4 „Große Städte, reiche Klöster,“
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“
5 Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer.“
6 „Doch ein Kleinod hält's verborgen,
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß.“
7 Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der reichste!
Euer Land trägt Edelstein!“

Spindelmann's Recension der Gegend.

1 Näher muß ich jetzt betrachten
Diese Gegend durch das Glas;
Sie ist nicht ganz zu verachten,
Nur die Fern' ist allzublaß.
2 Jene Burg auf steiler Höhe
Nenn' ich abgeschmact und dumm,
Meinem Auge thut sie wehe,
Wie der Fluß, der gänzlich trumm.
3 Jene Mühl' in wüsten Klüften
Gibt mir gar zu rohen Schall,
Aber ein gesundes Düsten
Weht aus ihrem Eselstall.
4 Daß hier Schlüsselblumen stehen,
Hätt' ich das nur eh' gewußt!
Muß sie schnell zu pflücken gehen,
Denn sie dienen meiner Brust.
5 Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Thee nicht dienlich sind,
Und nicht brauchbar sind zu Brühen,
Ueberlaß ich gern dem Wind.

Gustav Schwab,

geboren den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, auf-
 wuchs daselbst und zu Tübingen Philosophie und
 Theologie, bereiste 1815 Norddeutschland, ward
 dann Repetent am theologischen Seminar in Tü-
 bingen, 1817 Gymnasiallehrer in Stuttgart, 1837

Pfarrer in Gomaringen, 1841 Pfarrer
 in Tübingen, 1845 Oberstudienrath, starb den 1.
 April 1850. — Lieder, Romane, Sage-
 trische Uebersetzungen; Prosaisches (Schil-
 lers Die schönsten Sagen des Alterthums u.

Der Reiter und der Bodensee.

1 Der Reiter reitet durch's helle Thal,
 Auf's Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
 Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
 Er will noch heut an den Bodensee,
 Noch heut mit dem Pferd in den sichern Rahn,
 Will drüben landen vor Nacht noch an.
 Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
 Er braußt auf rüstigem Ross feldein.
 Aus den Bergen heraus in's ebene Land
 10 Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
 Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
 Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
 In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus;
 Die Bäume gingen, die Felsen aus.
 So fliehet er hin eine Meil' und zwei,
 Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
 Es flattert das Wasserhuhn empor,
 Nicht andern Laut vernimmt sein Ohr.
 Reinen Wandersmann sein Auge schaut,
 20 Der ihm den rechten Weg vertraut.
 Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen
 Schnee, [See?

Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der
 Da bricht der Abend, der frühe, herein,
 Von Lichtern blinket ein ferner Schein;
 Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
 Und Hügel schließen den weiten Raum.
 Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
 Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
 Und Hunde bellen empor am Pferd,
 30 Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
 „Willkommen, am Fenster, Mägdelein,
 An den See, an den See wie weit mag's
 sein?“ —

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
 „Der See liegt hinter dir und der Rahn;
 Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
 Ich sprach', aus dem Nachen stiegest du!“
 Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
 „Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!“
 Da redet die Magd die Arm' in die Höh':
 40 „Herr Gott, so rittest du über den See!
 An den Schlund, an die Tiefe bodenlos

Hat gepocht des rasenden Hufes St
 Und unter dir zürnten die Wasser n
 Nicht tracht' hinunter die Rinde dich
 Und du wardest nicht die Speise der
 Brut?

Der hungrigen Hecht' in der kalten Fl
 Sie rufet das Dorf herbei zu der A
 Es stellen die Knaben sich um ihn l
 Die Mütter, die Greise, sie sammeln
 50 „Glückseliger Mann, ja segne di
 Herein zum Ofen, zum dampfenden
 Brich mit uns vom Brot und is' von
 Der Reiter erstarret auf seinem Pfer
 Er hat nur das erste Wort gehört;
 Es stocket sein Herz, es sträubt sich se
 Dicht hinter ihm grinst noch die grause
 Es siehet sein Blick nur den gräßlichen
 Sein Geist versinkt in den schwarzen
 In's Ohr ihm donnert's wie krachen
 60 Wie die Well' umrieselt ihn kalter
 Da seufzt er, da sinkt er vom Ross
 Da ward ihm am Ufer ein troden (

Das Gewitter.

1 Urahn, Großmutter, Mutter u
 In dumper Stube beisammen sind.
 Es spielt das Kind, die Mutter sch
 Großmutter spinnet, Urahn gebücht
 Sibt hinter dem Ofen im Pfuhl —
 Wie wehen die Lüfte so schwül!

2 Das Kind spricht: „Morgen ist's J
 Wie will ich spielen im grünen Hag!
 Wie will ich springen durch Thal und
 Wie will ich pflücken viel Blumen sd
 Dem Ager, dem bin ich so hold.“ —
 Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3 Die Mutter spricht: „Morgen ist's J
 Da halten wir alle fröhlich Gelag.
 Ich selber, ich rüste mein Feierkleid,
 Das Leben, es hat auch Lust nach L
 Dann scheint die Sonne wie Gold.“
 Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag;
er hat keinen Feiertag,
das Mahl, sie spinnet das Kleid,
es ist Sorg' und viel Arbeit;
„der that, was er sollt!“ —
„wie der Donner grollt?
ne spricht: „Morgen ist's Feiertag;
n morgen ich sterben mag.
nicht singen und scherzen mehr,
nicht sorgen und schaffen schwer,
ich noch auf der Welt?“ —
„wie der Blitz dort fällt?
hören's nicht, sie sehen's nicht,
t die Stube wie lauter Licht.
Kroßmutter, Mutter und Kind
sah'n miteinander getroffen sind.
es endet ein Schlag —
es ist's Feiertag!

Johannes Rant.

kategorischen Imperativus fand,
ein jedes Kind, Immanuel Rant.
kategorischen Imperativus treu,
schon ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Immanuel Herr Johannes Rant,
zu wissen's, wie die Sache bewandt.
ein Doctor Theologia war;
zer Rutte, mit langem Bart und
Haar,
zu Krakau auf dem Lehrersitz,
g er einher gegürtet, in Ralt' und Hitz',
demüth, ein immer gleicher Sinn,
acht dulden, nicht thun, stets dächte
Gewinn.
n Alter zog ein Sehnen den Rant
rsien, in sein altes Vaterland.
die Bücher in den Schrein, bestellt
sein Haus,
„I nahm er und zog in die Fern'
hinaus. [Tracht
ritt in der schweren, schwarzen
durch der polnischen Wälder Nacht;
r Seele, da wohnt' ihm lichter Schein,
ldnen Sprüche zogen aus und ein,
schob Strahlen ihm das göttliche
Wort,
n Sonnenlichtes, so ritt er fort.
t er nicht, wie das Thier in finst'rer
Schlucht. [sucht;
durch Abenddunkel und Dickicht
nicht vor und hinter sich Tritt und
Trott,

Er ist noch immer allein mit seinem Gott. —
Da wimmelt's plötzlich um ihn, zu Ross, zu Fuß,
Da flucht in's Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
30 Es blinken Messer und Schwert im Monden-
schein. [vom Ross,
Er weiß nicht, wie ihm geschieht; er steigt
Und eh' sie's fordern, theilt er sein Gut dem
Tross.

Den vollen Reisebeutel streckt' er dar,
Darin bei'm Groschen manch blanker Thaler war;
Vom Hals löst er ab die goldene Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett,
Den Ring vom Finger, und aus der Tasche zieht
Das Reßbuch er mit Silberbeschläg und Niet'.
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und
Zaum, [kaum.

40 Der arm', erschrodne Mann, er sieht es
Erst, wie er alles Schmuckes und Gutes haar,
Da flehet er um sein Leben zu der Schaar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
„Gabst du auch Alles?“ brüllt's um ihn und
murt,

„Trügst nichts versteckt in Stiefel oder Gurt?“ —
Die Todesangst schwört aus dem Doctor: „Nein!“
Und aber „Nein!“ Es zittert ihm Fleisch und
Wein.

Da stoßen sie ihn fort in den schwarzen Wald;
50 Er eilt, als wär' er zu Ross noch, ohne Halt.
Doch fährt die Hand im Gehen wie im Traum
Hinab an der langen Rutte vorderm Saum;
Mit Angst fühlt sie herum an allen Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der goldene Sparsfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft
und leicht,

Mit all dem Gold er die Heimath wohl erreicht;
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schreden ruhn,
60 Mit Freunden und Bettern sich recht gütlich
thun.

— Da stand er plötzlich still; denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imperativ:
„Leug nicht! leug nicht! du hast gelogen, Rant!“
Das einzige Wort ihm auf der Seele brannt';
Vergessen war der Heimath fröhliche Lust,
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glüd,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von Ferne der unglücksel'ge Platz;
70 Die Räuber theilen dort noch immer den
Schatz,
Am Mondslicht prüfen sie sich das Allerlei,

Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei.
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Rant mit heftigem Schritt.
Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schreden aus mir, darum ver-
zeiht!“ —

Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand heut er ein Häuflein Gold,
80 Darüber des Mondscheins blinkende Welle
rollt.

Weil Keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Daß hab' ich bößlich vor euch verleugnet,
nehmt!“ —

Den Räubern aber wird's wunderbarlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Trops;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'ratio,
Derwunderbare, das heil'ge Gebot: „du sollt —
90 Du sollt nicht stehlen!“ und vor der Hand
voll Gold [Knie;
Aufspringen sie, dann werfen sie sich all' auf's
Ein tiefes Schweigen waltet; denn Gott ist hie.

Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schaar:
Der reicht den Beutel, und der die Kette dar,
Ein Dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's
getüßt.

Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem
Dienst,

Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnst;
Ja, mußte Herr Rant nur sein auf seiner Hut,
100 Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen
Gut.

Er scheidet, er theilt den Segen aus vom
Pferd,

Wünscht' ihnen gründliche Neu', die sie befehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr stehlet — und ich
log.“ —

Doch als er kam zum finstern Wald hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf der
Erd'!“

110 So betet der Rant, und gibt die Sporen
dem Pferd.

Karl Mayer,

geboren 1786 zu Neckarbischofsheim (Württemberg),
lebte später als Oberamtsrichter in Waiblingen. —

Kleine Naturbilder, in ihrem Charakter bene-
von Tanner verwandt.

Vergleichung.

Welch' wilde Felszerrissenheit!
Welch' walbig tiefer Grund!
Wie eine Welt von innerm Leid,
Entbedt von Dichtermund.

Das Gräschen.

Gräschen, in beständ'ger Laufe
Von des Wasserfalles Traufe,
Lebst du doch und grünest fort
Am bestimmten Lebensort.

Größtes Funken.

Aus regennasser Dichttsnacht
Blinkt mir des Scheinwurms stille Pracht.

So weiß uns Gott auf finstern Wegen
Auch Funken Trostes nah zu legen.

Vom Grüssen.

Guten Morgen! gute Nacht!
Wer hat diesen Gruß erdacht?
Wohl gewiß zuerst ein Wanderer.
Glaubt es mir, es war kein Andre!
Er nur im Vorüberwallen
Will so wohl den Menschen allen.

Herbstzierde.

Der Erlenbusch, noch dunkelgrün,
Verschmäh't des Herbstes Farbenglühn;
Du, alter Eichenwald, gelb und roth,
Machst eine Zugend aus der Noth.

Die Wolken.

Wollenbilderwelt,
gefüßt, in Luft gefellt,
ebau, wie Menschenglück!
der Wind von dir zurück?

Das Lied für sich.

Der Bach rauscht, rauscht der Wind.
Auch ich bin Gottes Kind;
Auch meine Lebenslust soll rauschen,
Mag Jemand oder Niemand lauschen.

Karl Rudolf Tanner,

4. Juni 1794 in Aarau, studierte
in Göttingen Jurisprudenz, hier-
in Aarau, später Mitglied und dann

Präsident des Obergerichts. — Lieder (Miniatur-
Naturbilder, denen eine tiefere Bedeutung unter-
gelegt ist).

Im Gewitter.

Schwalben fliegen bang und tief
ich düstern Gründen hin,
schauer brauset schieß
und daher; das Licht entschließ.
über, schauend, hoffe gar:
erz besiegt der feste Sinn;
ist die Wollenschaar,
wird der Himmel klar.

Gerade der Wellen.

elle sagt zur andern:
rasch ist dieses Wandern!
weite sagt zur dritten:
bt ist kurz gelitten!

Herbstabend.

Wollen sind geschichtet,
in's Abendgold;
Rond, so blaß und hold,
hmerzreich Lied gedichtet.

2 „Ach, daß stets der dunkeln Trauer
Unsre Freuden Schwestern sind!“ —
Dies im Nachhall haucht der Wind
Durch des Waldbangs Espenschauer.

Mutterglück.

1 „Du weinst, Kind, an meiner Brust?
Sag an, du junges Licht,
Wer schon in deine erste Lust
Dir solche Dornen flicht,
Hier in der Treue sichern Arm,
Am Mutterherzen liebewarm!“

2 „Doch, weine nur! das Menschenherz
Ist einmal so bestellt,
Daß sich die Freude mit dem Schmerz
Im tiefsten Grund gefellt,
Daß oft in Glückesüberfluß
Die stille Wehmuth weinen muß.“

3 Und wie die Mutter singt, erglänzt
Ihr Blick, die Thräne quillt,
Wie, wann es in den Thälern lenzt,
Der Weinstock überschwillt.
Die Thräne, die sich reich ergießt,
Ist Seligkeit, die innen spricht.

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz,

8. Februar 1790 zu Johannisberg
Land von 1806 bis 1811 in öster-
itaiddienste, lebte dann längere Zeit
ien, bis er 1837 bei der Staatskanzlei

eintrat, starb dort den 10. März 1862. Schriften:
Dramatisches, Lieder, Balladen, Todtenkränze in
Ganzonen (woraus unten drei Strophen mitgetheilt
sind), Waldfräulein (Märchen), Soldatenbüchlein.

nächtliche Heerschau.

s um die zwölfte Stunde
r Tambour sein Grab,

Nacht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

2 Mit seinen entfleschten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,

Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Papsensreich.

3 Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todtten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

4 Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

5 Und die der Nilschlamm bedet,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand. —

6 Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

7 Da kommen auf lustigen Pferden
Die todtten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

8 Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. —

9 Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

10 Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit.

11 Der Mond mit gelbem Lichte
Erhell't den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

12 Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

13 Die Marschall' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis.

14 Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!“ ist die Parole,
Die Lösung: „Sanct Helena!“

15 Das ist die große Parade
Im elisäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todtte Cäsar hält.

Begeisterung (Canzone).

1 Ein Kern des Lichts fliehet aus in h
dert Strahlen,
Die gottentflammte Abkunft zu bewahren:
Begeist'ung ist die Sonne, die das L
Befruchtet, trinkt und reist in allen Sphä
In welchem Spiegel sich ihr Bild mag ma
Mag sie im Liede kühn die Flügel heben,
Mag Herz zu Herz sie streben,
Sie sucht das Höchste stets, wie sie's erkennet!
Längst im Gemeinen wär' die Welt zerfallen,
Längst wären ohne sie zerstäubt die Hallen
Des Tempels, wo die Himmelsflamme brennet;
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet.
2 Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üpp'gen Lust, von hohlem Schaum um-
flossen!

Das Auge, das die neue Welt gesehen
Auf jenem andern, fernen Erdenbogen,
Das durch die Nacht geflogen,
Die unbekannte, die sie überdeckt,
Das sie gesehn mit Wunderglanz erfüllet,
Als dichte Schleier sie noch eingehüllet,
Und unbeschiffte Meere sie verstedet:
Das inn're Auge war's, das sie erschauet,
Begeist'ung war's, vor der den Schwachen
grauet! —

3 Und Alle, die vom Flammentrank ge-
trunken, [schwören;
Sind glücklich, ja, sie sind's, ich will's be-
Denn ihren Ursprung haben sie empfunden,
Den göttlichen, unmöglich zu zerstören!
Die Helden, die für's Vaterland gesunken,
Siegjauchzend mit den tiefen Todeswunden,
Die sich ein Herz verbunden,
Die einen hohen, himmlischen Gedanken
Genähret mit dem Marter ihres Lebens,
Die sich ein hohes Ziel gesetzt des Strebens,
In Wirken, Lieben, Leiden ohne Wanken,
Sie waren selig, selig zum Beneiden,
Und ihre Schmerzen wogen tausend Freuden!

Wilhelm Müller,

geboren den 7. October. 1794 zu Dessau, studirte in Berlin Philologie und Geschichte, diente von 1813 an als Freiwilliger, 1817 in Italien, 1819 Lehrer am Gymnasium zu Dessau, starb den

1. October 1827. — Lieder, besonders Griechenlieder (auf den Freiheitskampf der Griechen bezüglich); neugriechische Volkslieder; Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh. (fortgesetzt von R. Förster).

Morgenlied.

- 1 Wer schlägt so rasch an die Fenster mit
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier,
Und will sich lustig zeigen.
- 2 „Heraus, heraus, du Menschensohn!“
So ruft der lede Geselle:
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerchwelle.“
- 3 „Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klingen,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?“
- 4 „Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Befehende durch Blätter und Ranken,
Und nicken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.“
- 5 „Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang' hat sie gesungen;
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.“
- 6 „Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben.
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben.“

Das Hünengrab.

- 1 Schon wieder hundert Jahre!
Ich darf aus meiner Gruft
Heraus die Blide senden
Und schöpfen frische Luft.
- 2 Die Luft so frisch, wie immer,
Das Meer noch dunkelblau,
Die alten weißen Dünen,
Die junge grüne Au!
- 3 Du, Mensch, nur immer kleiner,
Und größer stets dein Haus,
Die Gräber immer enger —
Wo denkst du, Mensch, hinaus?
- 4 Die erste Ruhestätte
Für eine Spanne Zeit,
Die bauest auf der Höhe
So prächtig und so weit;

5 Und läßt dein Grab dir graben
So eng, so kurz, so schmal
Dort zwischen dumpfen Mauern
In tief verstecktem Thal.

6 Dort mußt du lange wohnen,
Dort ist dein rechtes Haus,
Und darfst aus dem nicht gehen,
Auf Berg und Strand hinaus.

7 Schau' ich aus meinem Grabe,
Ich schaue weit umher
Den hohen blauen Himmel,
Die Küsten und das Meer.

8 Das Meer, das ich durchschwommen
Mit meinem starken Arm,
Den Strand, wo ich gestanden
In meiner Feinde Schwarm.

9 Du guckst aus deiner Grube
In Wüst' und Graus hinein,
In schwarze Föhrenschatten,
Auf deinen Leichenstein.

Der kleine Hydriot.

- 1 Ich war ein kleiner Knabe, stand fest
laum auf dem Wein:
Da nahm mich schon mein Vater mit in das
Meer hinein, [sichern Hand
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner
Und in die Fluthen tauchen bis nieder auf
den Sand. [hinab,
Ein Silberstückchen warf er dreimal in's Meer
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum
Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein
Boot mich gehn; [stehn;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem
Schlage bricht,
- 10 Wie man die Wirbel meidet und mit
der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Rahne ging's flugs in's
große Schiff; [Felsenriff.
Es trieben uns die Stürme um manches
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer
und Land;

Es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit
dem Strand;
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels
Flug, [Zug;
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken
Und bogen dann die Stürme den Mast bis
in die Fluth, [Gut,
Und sprigten dann die Wogen hoch über meinen
Da sah der Vater prüfend mir in das An-
gesicht;
20 Ich saß in meinem Korbe und rüttelte
mich nicht;
Da sprach er, und die Wange ward ihm,
wie Blut, so roth:
„Glück zu auf deinem Mast, du kleiner
Hydriot!“

Und heute gab der Vater ein Schwert mit
in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und
Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis
zu den Beinen;
Mir war's, als thät sein Auge hinab in's
Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und
schaute ihn sicher an,
Und dächte mich zur Stunde nicht schlechter,
als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm,
wie Blut, so roth:
30 „Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner
Hydriot!“

Karl Lebrecht Immermann,

geboren den 24. April 1796 zu Magdeburg, stu-
dirte in Halle Jurisprudenz, stand dann im Staats-
dienste (als Auditeur, später als Landgerichtsrath)
in Münster und Düsseldorf, dirigirte eine Zeit lang

das Düsseldorfer Stadttheater, und starb den
25. August 1840. Lyrischer, epischer und drama-
tischer Dichter (Tristan, die Epigonen, Münchheu-
sen, Merlin, Andreas Hofer u. s. w.).

Der Traum.

1 Im Traum erschien mein Genius. Er
zeigte
Ein großes Füllhorn mir und sprach: „Darin
Ruht deiner Zukunft Schaden und Gewinn;
Nun wähle schwere Lage oder leichte!“
2 Und aus dem Horne warf er leichte, seichte,
Bescheidne Freuden, muntern Lagesinn;
Dann schleubert er die strengsten Leiden hin,
Und Schmerzen sah ich, die kein Wort er-
reichte.
3 Und milde sprach mein Genius: „So
wähle!“
Doch mich ergriff ein ungeheures Aengsten,
Und aus des Herzens tiefften, aus den bängsten,
4 Rief laut ich, daß erwachte meine Seele.
„Gib Andern, die sie mögen, solche Freuden!
Mir gib die heil'gen Schmerzen, gib die Leiden!“

Die zertrümmerte Säule.

1 Im tiefen Thal, benezt von Waldeb-
büschen,
Liegt, halb zertümmert, eine Riesensäule,
Der Stein verwittert, grau von Riß und Fäule,
Und oft verlegt durch bübisches Erschrecken.
2 Und sagenhaft ertlungen geht ein Sprechen,
Die Säule rühre von dem großen Dome,
Der prächtig einst in alter Zeiten Strome
Hoch überschauet aller Länder Flächen.
3 Mit Runenschrift ist sie durchaus beschrieben,
Die räthselhaft den Weisesten geblieben,
Vom Cispol bis zum glüh'nden Lusitanien.
4 Will nun die Bosheit gänzlich sie zer-
trümmern,
Dann flammen zornig alle Runen, schimmern
Ein klares Wort dem Feind, das Wort:
Germanien!

Carl August Max Graf von Platen - Hallermünde,

geboren den 24. October 1796 zu Ansbach, ward 814 Lieutenant, machte den Feldzug nach Frankreich mit, studirte von 1818 an in Würzburg und Erlangen die altclassischen, orientalische und neuere Sprachen, reiste 1826 nach Italien, 1828 Mitglied der Academie der Wissenschaften in München, 1828 zweite Reise nach Italien und Sicilien, wo

er den 5. December 1885 in Syrakus starb. — Oden, Hymnen, Eplogen, Romanzen, Sonette, Epaselen, Epigramme; Episches (Abaffiden); Dramatisches (Der gläserne Pantoffel, Der Thurm mit sieben Pforten, Treue um Treue, Der romantische Oedipus, Die verhängnißvolle Gabel u. f. w.).

Gesang der Götter.

1 Dich Wandersmann dort oben
Beneiden wir so sehr;
Du gehst von Lust umwoben,
Du hauchst im Aethermeer.

2 Wir sind zu Staub verwandelt
In dumpfer Gräfte Schooß;
O selig, wer noch wandelt,
Wie preisen wir sein Loos!

3 Vom Sonnenstrahl umschwärmet,
Ergehst du dich im Licht;
Doch was die Flächen wärmet,
Die Tiefe wärmt es nicht.

4 Dir flimmert gleich Gestirnen
Der Blumen bunter Glanz;
An unsern nackten Stirnen
Klebt ein verstaubter Kranz.

5 Wir horchen, ach! wir lauschen,
Wo nie ein Schall sich regt;
Dir klingt der Quell, es rauschen
Die Blätter sturmbewegt.

6 Vom Hügel aus die Lande
Bergnügt beschaust du dir;
Doch unter seinem Sande,
Du Guter, schlafen wir.

Parasolied.

1 Wenn des Leichtsinns Rotte
Die Natur entstellt,
Huld'ge du dem Gotte
Durch die ganze Welt.

2 Hin zur Blume trete,
Doch zernid' sie nie;
Schau sie an und bete:
Wär' ich schön wie sie!

3 In krystall'ne Quellen
Schleudre keinen Stein;
Bete zu den Wellen:
Wär' auch ich so rein!

4 Ueberall dir günstig
Weht ein Gott dir zu;
Darum liebebrünstig,
Handle, wandle du.

Banberglas.

1 Es ist ein Krystall,
In dem sich das All
So lieblicher malt,
Und der es getreu,
Doch schöner und neu
Zurück dir strahlt.

2 Er färbt und belebt,
Was in ihm verschweht
Mit rosigem Schein.
Drum Kummer und Haß
Bergiß und verlaß,
Und blide hinein.

Licht.

Licht, vom Himmel flammt es nieder,
Licht, empor zum Himmel flammt es;
Licht, es ist der große Mittler
Zwischen Gott und zwischen Menschen;
Als die Welt geboren wurde,
Ward das Licht vorangeboren,
Und so ward des Schöpfers Klarheit
Das Mystrium der Schöpfung;
Licht verschießt die heil'gen Pfeile
10 Weiter immer, lichter immer;
Ariman sogar, der dunkle,
Wird zuletzt vergehn im Lichte.

Der Pilgrim vor St. Just.

1 Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

2 Laßt hier mich ruhn, bis Clodenton mich
weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!
3 Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!
4 Gönnt mir die kleine Zelle, weihet mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
5 Das Haupt, das nun der Scheere sich
bequemt,
Mit mancher Krone war's bediademt;
6 Die Schulter, die der Rutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt. [gleich,
7 Nun bin ich vor dem Tod den Todten
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich.

Das Grab im Busento.

1 Mächtig am Busento lässeln bei Cosenza
bumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in
Wirbeln klingt es wieder.
2 Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn
die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Marich beweinen, ihres Volkes besten
Todten.
3 Allzufrüh und fern der Heimath mußten
hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendknoten seine Schulter
blond umgaben.
4 Und am Ufer des Busento reichten sie
sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein
frisches Bette.
5 In der wogenleeren Höhlung wühlten
sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der
Rüstung, auf dem Pferde.
6 Deckten dann mit Erde wieder ihn und
seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus
dem Helbengrabe.
7 Abgelenkt zum zweiten Male, ward der
Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die
Busentowogen.
8 Und es sang ein Chor von Männern:
„Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schändliche Habsucht soll dir je
das Grab verfehren!“
9 Sanges, und die Lobgesänge tönten fort
im Gothenheere; [zu Meere!
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer

Harmosan.

1 Schon war gesunken in den Staub der
Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schatzreiche
Atesiphon;
Schon langt am Drus Omar an, nach manchem
durchgelämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine
Leiche lag.
2 Und als die Beute mustern ging Medina's
Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß
mit Namen Harmosan;
Der Letzte, der im Hochgebirg dem kühnen
Feind sich widersezt;
Doch ach, die sonst so tapf're Hand trug eine
schwere Kette jetzt!
3 Und Omar blüdt ihn finster an und spricht:
„Erfennst du nun, wie sehr
Bergeblich ist vor unserm Gott der Gözen-
diener Gegenwehr?“
Und Harmosan erwiedert ihm: „In deinen
Händen ist die Macht;
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht
mit Unbedacht.“
4 „Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend
dein Geschick und meins:
Drei Tage socht ich ohne Trunk, laß reichen
einen Becher Weins.“
Und auf des Feldherrn leisen Wink, steht ihm
sogleich ein Trunk bereit.
Doch Harmosan befürchtet Gift und zaubert
eine kleine Zeit.
5 „Was jagst du, ruft der Saracen, nie täuscht
ein Moslem seinen Gast.
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis
du dies getrunken hast!“
Da greift der Perser nach dem Glas und, statt
zu trinken, schleudert hart
zu Boden er's auf einen Stein mit rascher
Geistesgegenwart.
6 Und Omar's Mannen stürzen schon mit
blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzu schlaun
Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht:
„Sodann: Er lebe fort!“
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es
eines Helden Wort.“

Klagelied Kaiser Otto des Dritten.

1 O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenz
Sind rasch dahingeeilt.

2 Voll unerfüllter Träume,
Berwaist, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Räume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein Andern mag es zügeln
Mit Händen minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haß!

3 Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blassen Leiche
Begangner Frevler nach;
Vergebens mit Gebeten
Beschwör' ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

4 Doch nein! Ihr Bürgen beugte
Mein reuemüthig Flehn;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug,
An seinem frühen Grabe
Hab' ich geweint genug.

5 Des deutschen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron:
Mir winkt der Aeltervater
Mit seinem großen Sohn.
Und während, voll von Milde,
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tief bewegt.

6 Nun fühl' ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Biewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!
Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom:

O Welt, du bist so nichtig,
Du bist so klein, o Rom!

7 O Rom, wo meine Blüthen
Berwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht, zu hüten
Den kaiserlichen Staub!

Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen
Will ich bestattet sein.

8 Die echten Palmen wehen
Nur dort um sein Banner;
Ich hab' ihn liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

9 O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entschaz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann!

An Goethe.

1 Dein Name steht zu jeder Frist,
Statt eines heiligen Symbol's,
Auf Allem, was mein eigen ist,
Weil du mir Stern des Dichterpols,
Weil du mir Schacht des Lebens bist.

2 Der Orient sei neu bewegt,
Soll nicht nach dir die Welt vernüchtern,
Du selbst, du hast's in uns erregt:
So nimm hier, was ein Jüngling schüchtern
In eines Greises Hände legt.

Chaselen.

I.

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin
und her,
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie
schwankte hin und her!
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeres-
grund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke
hin und her!

II.

Die Knospe sprach: Du siehst, ich bin im Reim
erst!
Was spät die Welt entzündt, es ist geheim erst.
Der Vogler sprach: Dir singt die Nachtigall
einst,

Laß auf die Ruthe streichen mich den Leim erst.
Die Biene sprach: Dir wird mein Honigantheil,
Doch aus dem Krotus misch ich süßen Seim
erst.

Ihr seht mich wandeln ohne Kranz im Haupt:
Laßt nur die Welt erfahren meinen Reim erst!

III.

Sieh die Wolke, die mit Blitz und Knall spielt,
Sieh den Mond, mit dem der Himmel Ball
spielt,

Sieh den Fels, der bis an's Firmament reicht,
Wie er liebend mit dem Wiederhall spielt,
Sieh den Strom, der rauschend sich am Fels
bricht,

Wenn er mit der vollen Woge Schwall spielt,
Sieh den Schmetterling, der längs des Stromes
fleucht,

Und mit Hyacinthen überall spielt:
Spiele du nur mit, und sei ein Kind nur;
Schöne Spiele sind es, die das All spielt!

IV.

Auf, und nicht länger verhehle dich dem Vater-
land!

Entgegen schwillt ja deine Seele dem Vater-
land!

Der Perserkaufmann, was er sammelt, er
bringt's zurück

Auf schwerbeladenem Kameele dem Vaterland.
Die Nachtigall, die Parfi singet, gewannst du
lieb,

Sie singt ja mit verwandter Kehle dem Vater-
Schneeglöckchen gehen, erscheinen Blumen, den
Blumen vor:

Berkünde mich indeß, Ghasele, dem Vaterland!

V.

Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht;
Buntfarbig sonnt sich die Phaläne nicht;
Der Schwan besurht mit stolzem Hals den See,
Doch hoch im Aether hausen Schwäne nicht;
Die Kieselquelle murmelt angenehm,
Doch Schiffe trägt sie nicht und Rähne nicht;
An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Ihn aber schmückt des Thaues Thräne nicht;
Was suchst du mehr, als was du bist, zu sein,
Ein Andres je zu werden wähne nicht!

VI.

Es liegt an eines Menschen Schmerz, an
eines Menschen Wunde nichts,
Es lehrt an das, was Kranke quält, sich
ewig der Gesunde nichts!

Und wäre nicht das Leben kurz, das
Mensch vom Menschen
So gäb's Besagenswertheres auf diese
Munde nichts!

Einförmig stellt Natur sich her, doch
förmig ist ihr Lob,

Es fragt die Welt nach meinem Bi-
deiner letzten Stunde n

Und wer sich willig nicht ergibt dem
Loose, das ihm bräut,

Der zürnt in's Grab sich rettungslos u
in dessen Schlunde nich

Dies wissen Alle, doch vergißt es Jed
jeden Tag,

10 So komme denn, in diesem Sinn,
aus meinem Munde ni

Vergeßt, daß euch die Welt betrügt,
ihr Wunsch nur Wunsd

Laßt eurer Liebe nichts entgehn, ent
eurer Kunde nichts!

Es hoffe Jeder, daß die Zeit ihm ge
sie Keinem gab,

Denn Jeder sucht ein All zu sein, w
ist im Grunde nichts.

VII.

Der Trommel folgt' ich manchen Tag,
den Höfen lebt' ich auch

Erfahren hab' ich dies und das, und
dies erstrebt' ich auch;

Es zog der ungestillte Geist mich u
oft im Land umher,

Und wieder stille saß ich dann, und
Büchern klebt' ich auch;

Verglommen ist die Hitze halb, di
Seelen ganz erfüllt,

Denn oft verzehrte mich der Haß,
der Liebe bebt' ich auch

Doch schien ich mir zu nichts bestim
nur das Schöne weit u

Zu krönen durch erhabnes Lob, un
Kronen webt' ich auch;

Was künftig mir beschieden sei, verkü
Drakel mir,

10 Denn dieser Sorg' und Bangig
Künftiges entschwebt' ich

VIII.

Farbenstäubchen auf der Schwin-
Sommerlicher Schmetterlinge,
Flüchtig sind sie, sind vergänglich
Wie die Gaben, die ich bringe,
Wie die Kränze, die ich flechte,
Wie die Lieder, die ich singe:

Schnell vorüber schweben alle,
Ihre Dauer ist geringe,
Wie ein Schaum auf schwanker Welle,
10 Wie ein Hauch auf blanker Klinge.
Nicht Unsterblichkeit verlang' ich,
Sterben ist das Loos der Dinge:
Meine Töne sind zerbrechlich,
Wie das Glas, an das ich Klinge.

IX.

Wo sich Mädchen rings und Knaben
Festlich schmücken und begaben,
Sich am Tamburin ergötzen,
Oder am Gesang sich laben,
Mag ich wohl den Freunden bieten
Leichter Lieder leichte Gaben;
Doch zuweilen, wenn ich sitze
Tief in Einsamkeit begraben,
In der menschenleeren Wildniß
10 Auf antiken Architraben,
Wird Anacreon zum Pindar,
Und die Seele tönt erhaben.

S o n e t t e.

1 Sonette dachtete mit edlem Feuer
n Mann, der willig trug der Liebe Kettel!
sang sie der vergötterten Laurette,
n Leben ihm und nach dem Leben theuer.
2 Und also sang auch manches Abenteuer,
schmelzend musikalischem Sonette,
n Held, der einst durch wilbes Wogenbette
it seinem Liebe schwamm, als seinem Steuer.
3 Der Deutsche hat sich beigeßelt, ein Dritter,
an Florentiner und dem Portugiesen,
id sang geharnischte für kühne Ritter.
4 Auf diese folg' ich, die sich groß erwiesen,
er wie ein Aehrenleser folgt dem Schnitter,
nn nicht als Bierter wag' ich mich zu diesen.

Das Sonett an Goethe.

1 Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor
Jahren
ein tiefes Wesen wüßig sah verneinen,
ich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
n denen, welche meine Günst erfahren.
2 Denn wer durchdrungen ist vom innig
Wahren,
an muß die Form sich unbewußt vereinen,
nd was dem Stümper mag gefährlich scheinen,
as muß den Meister göttlich offenbaren.
3 Dem Kraft und Fülle tief im Busen keimen,
as Wort beherrscht er mit gerechtem Stolze,

Bewegt sich leicht, wenn auch in schweren
Reimen.

4 Er schneidet sich des Liebes flücht'ge Wolze
Gewandt und sicher, ohne je zu leimen,
Und was er fertigt, ist aus ganzem Holze.

V e n e d i g.

I.

1 Mein Auge ließ das hohe Meer zurüde,
Als aus der Fluth Palladio's Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen ohne Falsch und Lüge.

2 Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurück zu fliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke.

3 Venedigs Löwen, sonst Venedigs Wonne,
Mit eh'rnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Colonne.

4 Ich steig' an's Land, nicht ohne Furcht
und Zagen,
Da glänzt der Marcusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

II.

1 Dies Labyrinth von Brücken und von
Gassen,

Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Räthsel fassen?

2 Erstiegen erst des Marcusthurns Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blic zu bringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es theilen sich die Massen.

3 Ich grüße dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.

4 Und sieh! Da kam ein muth'ges Volk
gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in den Wogen.

III.

1 Venedig liegt nur noch im Land der Träume,
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen;
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Ritters Räume.

2 Die eh'rnen Hengste, die, durch salz'ge
Schäume

Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach sie tragen
Des corsikan'schen Ueberwinders Räume.

Am. Auswandert der Mensch in
fremden
th; doch tauscht er inbeß die
Noth nur

Noth aus.

um Freiheit buhlt das Gemüth,
um Kenntniß;
ns liegt rings, wie ein Reif, Be-
schränkung;

selbst Tugend vermag der Zeit nicht
trozen.

en Flug wagt menschliches Wissen,
das doch

Blatt aufschlägt in dem Buch des
Weltalls:

Milchstraßen entlang, gewandelt
Orion?

— und deshalb lehrte der Born
der Weisheit,

elt dankbar den Erlöser nannte,
uf höheren Waltens Allmacht,
Glauben.

leit löst Räthsel und baut der
Menschheit

Verk; doch schmähe sie drum ein
stilles,

, nicht, weil es erwählt den bessern
Maria.

Jun im December 1830.

und glanzreich ist des bewegten
Meeres

, wann tobenden Lärms es an-
braust;

eu'r ist kein Element vergleichbar,
Allmacht,

Reiz für's Auge. Bezeug' es Jeder,
und abschüssiger Kratertiefe,
cht einfüllt die Natur, mit Vorwip
unporstimmmt,

n Sturmschritt mächtiger Donner
machtvoll

wuchsdrohenden, steilen Regel
rt auffahren in goldner Unzahl
Steine,

Wucht, durch Gluthen und Dampf
geschleubert,

auf aschige Höhe Rubine

t, bald auch von des Kraters
schroffen

abrollt,

id still, aus nächtlichem Grund,
die Lava

Quillt. — Des Rauch's tiefschattige Woll
umbüstert,
Goldner Mond, dein ruhiges, friedereiches
Silbernes Antlitz.

Loos des Lyrikers.

1 Stets am Stoff klebt unsere Seele,
Handlung

Ist der Welt allmächtiger Puls, und deshalb
Flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter.

2 Gerne zeigt Jedwem bequem Homer sich,
Breitet aus buntfarbigen Fabelteppich;

Leicht das Volk hinreißend, erhöht des Dramas
Schöpfer den Schauplatz; [Flaccus,

3 Aber Bindar's Flug und die Ode des
Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarca,
Prägt sich uns langsamer in's Herz, der Menge
Bleibt's ein Geheimniß. [Liedchens

4 Jenen ward bloß geistiger Reiz, des
Leichter Tact nicht, der den umschwärmten
Baptisch

Ziert. Es dringt kein flüchtiger Blick in ihre
Mächtige Seele.

5 Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefsinn.

Epigramme.

Die Epigramme.

Bloß Aufschriften ja sind Epigramme, die
Treue der Wahrheit
Aber verleiht oftmals kleinen Gefängen Gehalt.

Deutsche Geschichte als Tragödie.

Welch babylonischer Thurm als Vorwurf
tragischer Handlung!
Freilich geschehen ist viel; aber es mangelt
die That.

Die Römer.

Wahre Geschichte, bedeutend und groß, voll
strenger Entwicklung,
Haben die Römer allein unter den Völkern
der Welt.

Odysee.

Dich zum Begleiter empfehl' ich dem Rei-
senden: aber vor Allem,
Wenn des italischen Meers hohes Gestad' er
umschiffet;

Wunder und doch Wahrheit, Ehrfurcht vor dem
 Göttlichen lern' er,
 Lerne das Menschengemüth kennen und Men-
 schengeschick.
 Schönstes Gedicht! Nichts kommt dir gleich
 an Behagen und Anmuth,
 Unter den Neuen erschuf Aehnliches bloß Ariost.

Pinbar.

Nicht auf irdischer Flur hast solchen Gesang
 du gelernt je,
 Pinbaros! Jegliche Nacht stiegst zum Olymp
 du hinauf,
 Lauschend unsterblichem Lied, und, erwachend
 am Morgen, erhubst du
 Hymnen, und schönere noch, als in dem Traum
 du vernahmst.

Hermann und Dorothea.

Holpricht ist der Hexameter zwar: doch wird
 das Gedicht stets
 Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die
 Perle der Kunst.

Der deutsche Hexameter.

Wenn du Chora'n einreihst statt voll
 Sponda'n, es entsteht da
 Ein zwar schwächerer stets, aber verzeihlich
 Vers.
 Wenn du jedoch bleischwere Sponda'n o
 Dactylusanfang
 Einreihst, mitleidslos wirft du zerfleischt
 das Ohr.

Horaz und Klopstock.

Klopstock suchte, beschränkt wie Horaz,
 Hymnus und Ode,
 Immer erhaben zu sein; aber es fehlte der Sta
 Denn nicht lebte Horaz als deutscher Ragü
 in Hamburg,
 Aber in Cäsar's Rom, als es der Erde geb
 Such'; o moderner Poet, durch Geist zu
 gängen des Stoffs zu
 Durch vielseitigen Styl bedede die Mängel
 Zeit.

Heinrich Heine,

geboren den 31. December 1799 zu Düsseldorf,
 zuerst für den Kaufmannsstand bestimmt, studirte
 dann die Rechte zu Bonn, Berlin und Göttingen,
 trat 1825 vom Judenthum zum Christenthum über,
 bereiste Italien und England, lebte dann abwech-

selnd in Berlin, München und Hamburg, und
 seit 1830 in Paris, wo er, in den letzten Lebens-
 jahren von einem Rückenmarksleiden gequält, am
 16. Februar 1856 starb. — Buch der Lieder;
 Reisebilder; Atta Troll u. s. w.

Die Lorelei.

- 1 Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
 Daß ich so traurig bin?
 Ein Märchen aus alten Zeiten
 Das kommt mir nicht aus dem Sinn.
- 2 Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
 Und ruhig fließt der Rhein;
 Der Gipfel des Berges funkelt
 Im Abendsonnenschein.
- 3 Die schönste Jungfrau sitzet
 Dort oben wunderbar;
 Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
 Sie kämmt ihr goldnes Haar.
- 4 Sie kämmt es mit goldnem Kamme,
 Und singt ein Lied dabei;
 Das hat eine wundersame,
 Gewaltige Melodei.

- 5 Den Schiffer im kleinen Schiffe
 Ergreift es mit wildem Weh;
 Er schaut nicht die Felsenriffe,
 Er schaut nur hinauf in die Höh'.

- 6 Ich glaube, die Wellen verschlingen
 Am Ende Schiffer und Rahn;
 Und das hat mit ihrem Singen
 Die Lorelei gethan.

Traumbilder.

- 1 Aus alten Märchen winkt es
 Hervor mit weißer Hand,
 Da singt es und da klingt es
 Von einem Zauberland,
- 2 Wo bunte Blumen blühen
 Im goldnen Abendlicht,

Und lieblich duftend glühen
Mit bräutlichem Gesicht.

3 Und grüne Bäume singen
Uralte Melodein,
Die Lüfte heimlich klingen,
Und Vögel schmetternd drein.

4 Und Rebelbilder steigen
Wohl aus der Erd' hervor
Und tanzen lust'gen Reigen
In wunderlichem Chor.

5 Und blaue Funken brennen
An jedem Blatt und Reis,
Und rothe Lichter rennen
Im irren, wirren Kreis.

6 Und laute Quellen brechen
Aus weißem Marmorstein,
Und seltsam in den Nischen
Fortstrahlt der Widerschein.

7 Ach, könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreun,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig sein!

8 Ach! jenes Land der Wonne
Das seh' ich oft im Traum;
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließt's, wie eitel Schaum.

F r i e d e n .

1 Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umringt;
Das Meer war still, —
Und samend lag ich am Steuer des Schiffes,
Trümmerschiff sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,

Den Heiland der Welt.

In wallend weißem Gewande
Wandelte riesengroß

10 Er über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände breitete segnend

Er über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,

Die rothe, flammenbe Sonne;
Und das rothe, flammenbe Sonnenherz
Gieß seine Gnadenstrahlen

Und sein holdes, liebes Licht,
20 Erleuchtend und wärmend,
Weit über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
Am Rosenbunde, das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend an's grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen in hochgethürmter,
Mägender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
30 Der schwägenden, schwülen Gewerbe;
Und durch die reinen, hellenden Straßen
Zogen Menschen, weißgelleidete,
Palmzweigtragende;

Und wo sich zwei begegneten,
Sah'n sie sich an, verständnisinnig;
Und schauernd in Lieb' und süßer Entsagung,
Rühten sie sich auf die Stirne,

Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
40 Das freudig versöhnend sein rothes Blut
Hinunterstrahlte;

Und dreimal selig sprachen sie:
Gelobt sei, Jesu Christ!

Wilhelm Smets,

geboren den 15. September 1796 zu Reval (Sohn
der gezeigten Sophie Schröder), anfangs zum Ma-
ler bestimmt, trat 1815 unter die freiwilligen Jä-
ger des Niederrheins, ward nach dem Feldzuge
Schauspieler, später Lehrer am Gymnasium zu Co-
logne, studirte von 1819 an zu Münster Theologie

(unter Hermes), trat 1822 zu Köln in den geist-
lichen Stand, verwaltete verschiedene geistliche Äm-
ter, ward 1845 Domherr zu Aachen, starb
den 14. October 1848. — Lieder, kleinere epische
Dichtungen, Spruchlieder, Dramatisches (Laffo's
Tod).

Platen's Bestattung.

1 Kranz zu Syrakus darnieder,
Fern dem deutschen Vaterland,
Liegt der Sänger wackrer Lieder,

Graf von Platen, ruhmbelehnt.
Und der Gastfreund, tiefbestimmt,
Sendet nach dem Priester aus;
Von der Stola Schmutz unschimmert,
Tritt er bald in's Sterbehäus.

2 Doch bei halbgebrochnem Blicke
Weiset freundlich mit der Hand
Ihn der Dichter still zurücke,
Lispelnd: „Ich bin Protestant.“
Jener drauf mit leisem Schritte
Wendet sich zum Hintergrund,
Als der Dichter diese Bitte
Thut mit bleichen Lippen kund:

3 „Wollt ihr Güte mir erzeigen,
Reichet mir ein Crucifix!“

Und mit tiefgerührtem Schweigen
Gibt man es ihm augenblicks.
Und im Glauben an den Heiland
Auf dem Bild die Lippe bebt,
Bis sein Geist vom schönen Eiland
Nach dem dunkeln Jenseits schwebt.

4 Da verbreitet sich die Kunde
In der Stadt des Theokrit,
Wo von manchem Dichtermunde
Lönte manch melodisch Lied,
Daß ein deutscher Sänger eben
Ausgehaucht den edeln Geist,
Dessen kühnes, reines Streben
Laut des Ruhmes Stimme preist.

5 Und zur würdigen Bestattung
Ist geschäftig manche Hand;
In der Lorbeerzweig' Umschattung
Bald die hohe Bahre stand.
Auf den Sarg den Kranz man legte
Und des Dichters Odenbuch;
Dann vom Sterbehause bewegte
Schweigend sich der Trauerzug.

6 Aber sieh, wer dran sich reihtet,
Harrend an der Kirche Thor!
Würd'ner, dem Altar geweihtet,
Und der Kathedrale Chor,
Ja, es naht der Syrakusen
Erzbischof, und rings um ihn
Das Capitel, hold den Musen,
Nach des Dichters Grab zu ziehn.

7 Hat der Glaube sie getrennet,
Einet sie des Geistes Kraft,
Die ein jedes Herz bekennet,
Wenn sie Großes, Edles schafft. —
Als zur Heimath dann gedrungen
Solcher edeln Dulbung Gruß,
Haben still wir dir gesungen:
Ruhe sanft in Syrakus!

Die Begegnung im Vatican.

1 Am Abend durch des Vatican's Hallen
Ein edler Jüngling eilet, hehr und schlicht;
Von hoher Stirne reich die Locken wallen,
Und Kindesinn aus Blick und Mienen spricht.
Wie ihren Meister Jünger still begleiten,
Sieht eine Jünglingschaar man um ihn
Schreiten.

2 Es ist der Göttliche, der seinen Pinsel
In's Morgenroth der ew'gen Schönheit taucht,
Den stete Jugend von der Sel'gen Insel
Zu immer neuer Schönheit angehaucht,
Und der, gleich einem Hort der Himmelsgeister,
Genannt ist Raphael, der große Meister.

3 Und ihm entgegen aus der Säulen
Dunkel
Tritt Einer, hochgestaltig und allein;
Aus seinen Augen strahlt's wie Gluthgefunkel,
Und um die Lippen zuckt's wie Wetter-
schein;

Gleich Jenem auch genannt als Gottes Bote,
Ist's Michel Angelo, der Bonarote.

4 Wie der den sanften Jüngling sieht um-
geben
Vom Chor der Schüler, herrscht er so ihn an:
„Du nahest ja, als gälts auf Tod und Leben
Dir zu erobern kühn den Vatican;
Gleich einem Feldherrn vor der Schaar der
Krieger
Ziehst du einher, als wärst du schon der
Sieger!“

5 Und Raphael, von eblem Born erglühet,
Geht stolzen Schrittes seines Weges fort;
Das sonst so milde Auge Funken sprühet,
Es zürnt sein holder Mund das strenge
Wort:

„Und du trittst wie ein Ferkel mir entgegen,
Der unbegleitet geht auf seinen We-
gen!“ —

6 So schieden sie, und folgten mit Vertrauen
Der Anmuth hier und dort des Schredens
Ruf;

Und Raphael in überhel'gem Schauen
Das Bild der hohen Gottesmutter schau!
Doch Michel Angelo sah man die Qualen
Der Hölle mit der Hölle Gluthen malen.

Abraham Emanuel Fröhlich,

am 1796 zu Brugg (Kanton
ologie, seit 1836 Prediger und
schule zuarau, Lyriker und
eln, Schweizerlieder, Elegien,

Das Evangelium St. Johannis in Liebern, Ulrich
Zwingli (21 Gesänge), Michel Teut (Arien ge-
gen den Radicalismus).

antwort.

ollen Rosenbaume
e Leichenstein:
a meinem Raume
b zu verhüllen
goldnen Schein,
ist Trost erfüllen?" —
sten," sagt die Blüthe,
tes Muth und Güte,
n deine Schriften,
stniß hier zu stiften;
röstend fort,
otteswort."

Barmherzigkeit.

schreit auf zum Löhn:
n wild Gestöhn
Löhn,
mpören,
zerstören?
nicht gelind
re zertauen?" —
r Frühlingswind;
h die grauen
in dem Land;
iderstand,
orde kämpfen.
itlich dämpfen,
gemach
und nach
hmolzen werden,
ie auf Erden.
nnels Spuren
imen Fluren."

eres Fass.

bern Trauerweide,
n klaren Bach,
l: „Wach' mir nach

Zu der Höhe stolzer Freude! —
Und die Weide sprach dawider;
„Bappel, neige dich hernieder
Zu des Baches frischen Wellen,
Wo mir solche Freuden quellen,
Die du droben nie genossen!
10 Schau, wie hier die Blumen sprossen,
Und die Sterne sich erhehlen!"

Die Bürger.

1 Bienen von dem Höchsten schwärzen,
Daß an ihnen sei zu schätzen.
Eine meint: den höchsten Preis
Soll man geben ihrem Fleiß. —
Ain, der Kunst, glaubt eine zweite,
So den Bau und Seim bereite. —
Einer dritten ist das Wahre,
Daß man das Erworbne spare. —
Andre sagen, schöner sei
10 Ihres Wohlthuns Lust hierbei. —
„Alles dies," heißt es dagegen,
„Ist nur unsrer Eintracht Segen." —
„Und das Höchste ist der Muth,"
Preisen andre, „selbst sein Blut
In dem Kampfe hinzugeben." —
„Und das Allerhöchste ist,"
Ruft die Mutter in den Zwist,
„Jeder Tugend treu zu leben!"

Bransköpfe.

1 Es thun die jungen Bäume bald
Gar stürmisch, kommt der Wind in Wald;
Sie schlagen Köpf an Köpfe hart,
Auch Hand und Arm wird nicht gespart.
Wann tiefer ihre Wurzeln gehn,
Der Kopf geworden ist ein Haupt,
Hält derlei keiner mehr erlaubt.
Sie bieten, bricht der Sturm in's Land,
Einander dann wohl Arm und Hand,
10 Um sicher, edel dazustehn.

Heinrich August Hoffmann von Fallersleben,

geboren den 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen, studirte in Göttingen und Bonn deutsche Philologie; 1823 Custos an der Universitätsbibliothek zu Breslau, 1830 Prof. daselbst, 1843 seiner „Unpolitischen Lieder“ wegen der Professur ent-

hoben, dann abwechselnd an verschiedenen Orten lebend, seit 1860 Bibliothekar des Herzogs von Ratibor auf Schloß Korvet; behandelte mit Glück das kindlich-einfache Naturlied und das humoristisch Lied, machte sich auch als Germanist verdient.

Winters flucht.

1 Dem Winter wird der Tag zu lang,
Ihn schreckt der Vögel Lustgesang;
Er horcht, und hört's mit Gram und Meid,
Und was er sieht, das weckt ihm Leid.
Er flieht der Sonne milden Schein,
Sein eigener Schatten macht ihm Pein.
Er wandelt über grüne Saat
Und Gras und Reime früh und spat:
„Wo ist mein silberweißes Kleid?
10 Mein Hut, mit Demantstaub bestreut?“
Er schämt sich, wie ein Bettelmann,
Und läuft, was er nur laufen kann.
Und hintendrein scherzt Jung und Alt
In Luft und Wasser, Feld und Wald;
Der Riebiß schreit, die Biene summt,
Der Kukul ruft, der Käser brummt;
Doch weil's noch fehlt an Spott und Hohn,
So quakt der Frosch vor Ostern schon.

Frühlingslied.

1 Schneeglöckchen klingen wieder,
Schneeglöckchen bringen wieder
Uns heitre Tag' und Lieder;
Wie läuten sie so schön
Im Thal und auf den Höhen.
Der König zieht ein!
Der König ist erschienen;
Ihr sollt ihm treulich dienen
Mit heitrem Blick und Mienen!
O laßt den König ein!

2 Er kommt vom Sterngefilde,
Und führt in seinem Schilde
Die Güte und die Milde;
Er trägt die Freud' und Lust
Als Stern an seiner Brust,
Ist gnädig Jedermann,
Den Herren und den Knechten,
Den Guten und den Schlechten,
Den Bösen und Gerechten,
Sieht Alle lieblich an.

3 Ihr aber fragt und wißt es,
Und wer's auch weiß, vergißt es,
Der König Frühling ist es;
Entgegen ihm mit Sang,
Mit Saitenspiel und Klang!
Der König zieht ein!
Der König ist erschienen;
Ihr sollt ihm treulich dienen
Mit heitrem Blick und Mienen!
O laßt den König ein!

Das tote Kind.

1 Die Mutter weint' und härmte sich,
Gestorben war ihr Kind,
Ein Kind, so schön und minniglich,
Wie nur die Engel sind.

2 Und als es nun im Grabe lag,
Da hatt' es nimmer Ruh;
Die Mutter weinte Nacht und Tag
Und weinte immerzu.

3 So lang die Mutter weint und wacht,
So steigt aus seinem Grab
Der Knabe spät um Mitternacht
Und geht in's Dorf hinab,

4 Besucht die Plätze ringsherum,
Wo er gespielt hat,
Und geht dann wieder todtensumm
Hinauf den Kirchhofspfad.

5 Die Mutter aber weint und wacht
Und weinet immerzu;
So lange hat auch Nacht für Nacht
Der Knabe keine Ruh.

6 Und endlich tritt im Sterbelleid
Er vor die Mutter hin:
„O liebe Mutter, laß dein Leid,
Und laß mich, wo ich bin!“

7 „O liebe Mutter, laß doch ab!
Was weinst du allezeit?
Die Thränen bringen durch mein Grab,
Nicht trocken wird mein Kleid.“

8 Die Mutter hört's: „O könnt' ich sein
Bei dir doch Tag und Nacht!“

Mutter ruft's und schlummert ein,
 nicht mehr erwacht.
 So konnte denn der Knabe ruhn,
 Grab ward ringsum grün;
 den Frühling sieht man nun
 Beil und Rosen blühn.

Garten der Kindheit.

Gärtlein weiß ich hier auf Erden,
 wo ich gern bei Tag und Nacht;
 mir nie verwüftet werden,
 in Engeln stets bewacht.
 zeigt sich noch den Augen immer
 nel wollenleer und blau;

Da äugelt noch, wie Demant'schimmer,
 An Gras und Blättern Himmelsthu.

3 Da fließen noch die Brunnlein helle,
 Nichts hemmt und trübet ihren Lauf;
 Da sprießen noch an jeder Stelle
 Die schönsten Blumen Morgens auf.

4 Da müssen noch die Klagen schweigen,
 Da ist das Herz noch allzeit reich;
 Da hängt an immer grünen Zweigen
 Noch traulich Blüth' und Frucht zugleich.

5 Da gibt's noch keine finstern Mienen,
 Nicht Haß, noch Neid, nicht Haß, noch Zorn;
 Da summen stachellos die Bienen,
 Und Rosen blühen ohne Dorn.

6 Sucht ihr das Gärtlein hier auf Erden?
 Es ist und bleibt uns immer nah:
 Wir dürfen nur wie Kinder werden —
 Und sieh, gleich ist das Gärtlein da!

Agnes Franz,

18. März 1794 zu Militsch in Schle-
 längere Zeit mit ihrer Mutter in
 , starb zu Dresden den 18. Mai 1848.

— Lyrische Gedichte, Parabeln (auch in ungebun-
 dener Rede), Erzählungen, Novellen.

Der Engel und die Rebe.

des geliebten Lenzes Pracht
 n Mal der Erd' gelacht,
 und Baum im Brautgewand
 Maienblüthe stand,
 ich hier die Zweiglein roth,
 verschmud der Obsthain bot,
 der niebre Schlehdornstrauch
 bei der Weste Hauch:
 in den geschmückten Reihn
 arme Rebe ganz allein.
 s und ohne Frühlingszier,
 kleid nur, nicht Liebe ihr;
 der Schwestern stolze Schaar
 es flüchtige Gunst ihr dar.
 tritt ein Engel still daher,
 nd an der Düste Meer
 dem bunten Lenzgeschmeib,
 Wunder Herrlichkeit.
 send seines Gottes Macht,
 ist er jedes Baumes Pracht
 Blüthe, groß und klein,
 geküßt vom Sonnenschein.
 er jetzt zur Rebe kam,
 ie Arme tiefe Scham,
 reizlos, dürftig, lahl

Sie stand im hellen Tagesstrahl,
 Bis aus den Augen schmerzenvoll
 Ihr bitterer Thränen Fülle quoll.
 Und alsobald der Engel traut
 30 Hernieder zu der Rebe schaut,
 Und spricht mit holdem Angesicht:
 „Demüthig Reiz, verzage nicht!
 Gar manch' Gefäß, gering und klein,
 Schließt hohe Gaben in sich ein;
 Und wo ein Vater treulich liebt,
 Er Prüfung erst, dann Freude gibt.“ —
 Und von des Engels Trost bewegt,
 Die Reb' empor die Augen schlägt,
 Und schüttelt ab den Thräuenthau,
 40 Und blickt getrost zum Himmelsblau,
 Bis in den Reimen, froh belebt,
 Die neuerwachte Kraft sich hebt.

Der Sommer kommt und trinkt mit Gluth
 Der Rebe jugendliches Blut:
 Da schwellt, verstedt im dunkeln Grün,
 Der Traube funkelnder Rubin,
 Bis Feuer, wie geläutert Gold,
 Ihr flammend durch die Adern rollt.

Und als der Herbst nun niedersteigt
 50 Und sein verschwendrisch Füllhorn neigt,
 Des Apfels Schmuck, der Pfirsich Flaum
 Sich wiegt auf dunkler Blätter Saum:

Da wiederum der Engel mild
 Betritt das herbstliche Gefild.
 Er naht den Bäumen groß und klein,
 Der reichen Früchte sich zu freun,
 Verweilet hier am Pfirsichstrauch
 Und dort am niedern Schlehdorn auch,
 Bis er, verwundert und entzückt,
 60 Auf die geschmückte Rebe blickt.
 „Du gottgeliebtes Erdenkind,“
 Mit süßem Laut er nun beginnt,
 „Wie prangt mit Früchten wunderbar
 Dein Zweig, der einst der schwächste war!
 Du sollst, verschmähet, arm und klein,

Der ew'gen Huld Verkünder sein,
 Sollst sein ein tröstend Lebensbild
 Dem, welchem Leid das Herz erfüllt,
 Wann reich're Segen, schön're Pracht
 70 Um Andrer Dasein fröhlich lacht!“
 Die reinste Kraft gar still beginnt,
 Eh' Muth und Hoffnung sie gewinnt.
 Dann aber hebt in raschem Lauf
 Sie schnell zur Höhe sich hinauf,
 Und zeigt den Geist, der in ihr glüht,
 Wann flücht'ger Schimmer längst verblüht;
 Bis Millionen an den Gaben
 Des süßen Segensquells sich laben.

Annette Frein von Droste-Hülshof,

geboren den 12. Januar 1798 auf dem Schlosse
 ihres Vaters zu Hülshof bei Münster, erhielt eine
 sorgfältige Erziehung, blieb bis zum 27. Jahre
 in ihrer Heimath, lebte dann eine Zeit lang
 zu Köln, Bonn und Coblenz, hierauf nach des
 Vaters Tode auf dem Landgute Rüschaus bei

Münster, dem Wittwensitz ihrer Mutter, u
 ben der Poesie mit mineralogischen, Münze
 und antiquarischen Sammlungen beschäftigt, sp
 ter am Bodensee, starb den 24. Mai 1848. -
 Lieder, Naturbilder (besonders Haidebilder), Be
 laden.

Vor vierzig Jahren.

1 Da gab es doch ein Sehnen,
 Ein Hoffen und ein Glühn,
 Als noch der Mond „durch Thränen
 In Fließerlauben“ schien,
 Als man dem „milden Sterne“
 Gesellte, was da lieb,
 Und „Lieder in die Ferne“
 Auf sieben Meilen schrieb!

2 Ob dürstig das Erkennen,
 Der Dichtung Flamme schwach,
 Nur tief und tiefer brennen
 Verbedekte Gluthen nach.
 Da lachte nicht der leere,
 Der überfatte Spott,
 Man baute die Altäre
 Dem unbekannten Gott.

3 Und drüber man den Brodem
 Des liebsten Weihrauchs trug,
 Lebend'gen Herzens Odem,
 Das frisch und kräftig schlug,
 Das schamhaft, wie im Lode,
 In Traumes Wunderfarg
 Noch der Begeisterung Ode,
 Der Lieb' Ekloge barg.

4 Wir höhnen oft und lachen
 Der kaum vergangnen Zeit,
 Und in der Wüste machen

Wie Strauße wir uns breit.
 Ist Wissen denn Besitzen?
 Ist denn Genießen Glück?
 Auch Giesegleischer blizen
 Und Basilistenblid.

5 Ihr Greise, die gesunken
 Wie Kinder in die Gruft,
 Im letzten Hauche trunken
 Von Lieb' und Aetherdust,
 Ihr habt am Lebensbaume
 Die reinste Frucht gepflegt,
 In langer Spannen Raume
 Ein Eden noch gehegt.

6 Nun aber sind die Zeiten,
 Die überreifen, da,
 Wo offen alle Weiten
 Und jede Ferne nah.
 Wir wühlen in den Schätzen,
 Wir schmettern in den Kampf;
 Windsbräuten gleich versehen
 Uns Geistesflug und Dampf.

7 Mit unser's Spottes Gerten
 Zerhaun wir, was nicht Stahl;
 Und wie Morgana's Gärten
 Zerrinnt das Ideal.
 Was wir daheim gelassen,
 Das wird uns arm und klein;
 Was Fremdes wir erfassen,
 Wird in der Hand zu Stein.

wagt von End' zu Ende,
im Fluge her,
den unsre Hände —
den kalt und leer.
abend, achtenb Wen'ge,
sz und Wange bleich,
elbaste Rön'ge
ir im Steppenreich.

Hans in der Haide.

cht, vom Abendschein umzuckt,
te Hütte,
im Nest der Vogel duckt, —
führen Mitte!
terloche streckt das Haupt
ite Stärke,
Abendbust, und schnaubt,
Holzgewerke.
ein Gärthchen, dornumhegt,
Gelände,
Haupt die Glode trägt,
sonnenwende.

4 Und drinnen kniet ein stilles Kind,
Das scheint den Grund zu jäten;
Nun pflückt sie eine Lilie lind,
Und wandelt längs den Beeten.

5 Am Horizonte Hirten, die
Im Haidekraut sich strecken,
Und mit des Ave's Melodie
Träumende Lüfte wehen.

6 Und von der Tenne ab und an
Schallt es wie Hammerschläge;
Der Hobel rauscht, es fällt der Span,
Und langsam knarrt die Säge.

7 Da hebt der Abendstern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er sich mild zu neigen.

8 Es ist ein Bild, wie still und heiß
Es alte Meister hegten,
Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten:

9 Der Zimmermann — die Hirten gleich
Mit ihrem frohen Liede —
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig,
Und rings der Gottesfriede!

Adelheid von Stolterfoth,

ifrau von Zwierlein, geboren
ber 1800 zu Eisenach, erhielt ihre
zu Erlangen, lebte später meiß-
au, besuchte die Schweiz, Italien,

Tyrol u. s. w., vermählte sich 1844 mit dem
Geh. Rath v. Zwierlein, der einige Jahre später
starb. — Lieder, rheinische Sagen, größere epische
Dichtungen, (Alfred, Boraide, Burg Stolzenfels).

ein erglänzt mein Stern.

Um den Rhein
stig sein!
gen schon die Alten,
be Wort
ort und fort;
jeder wollt's behalten:
den schönen Rhein!
r Welt ist kund:
einesgrund
hold der Nibelungen.
as für Gold
be zollt,
en und gesungen
iancher Liebermund.
n nah und fern
ht nicht gern
zen Wogen fliehen?

Mein Anker ruht
In dieser Fluth;
Ich will nicht weiter ziehen,
Am Rhein erglänzt mein Stern!

Frauenlob's Tod.

1 Es läuten alle Gloden
Zu Mainz mit Trauerklang,
Und durch des Domes Hallen
Lönt ernster Grabgesang.

2 Ein Zug von edlen Frauen
Zieht ein durch's hohe Thor,
Und schwarze Fahnen wallen,
Es ragt ein Sarg empor.

3 Und um die schwarzen Fahnen
Flammt helles Herzenlicht,
Und strahlt auf manches holde,
Berweinte Angesicht;

4 Und strahlt auf einen Todten
Mit sanftem Glanz hinab,
Den acht der schönsten Frauen
Hintragen zu dem Grab.

5 Sie weinen und sie singen
Ein Trauerlied zumal,
Und gießen Wein hernieder
Aus goldenem Pokal;

6 Und streuen Ros' und Myrten
Und helles Nebenlaub
Hinab auf's harte Lager,
Wo ruhen soll sein Staub.

7 „Wen tragt ihr, edle Frauen,
So trüb' und kummerbleich?
War es vielleicht ein König,
Der Krone ließ und Reich?“ —

8 „Wir tragen keinen König,
Geziert mit ird'schem Glanz;
Und unverwundlich schmüdet
Dies Haupt ein Lorbeerkranz.“ —

9 „So tragt ihr einen Helben
Aus ritterlichem Blut,

Der einst in wilden Schlachten
Gelämpft mit hohem Muth?“

10 „Wir tragen keinen Ritter,
Er ward nicht Held genannt!
Nur eine goldne Harfe
Trug diese fromme Hand.“

11 „Doch mit der goldnen Harfe
Stritt er im Liederstreit,
Und hat sich Ruhm erstritten
In allen Landen weit.“

12 „Wir tragen einen Sänger
In Traurigkeit und Schmerz;
Er weih't uns seine Lieder,
Wir weih'n ihm unser Herz.“

13 „Und schweigt er gleich auf ewi-
Der uns so hoch erhob,
Lönt doch durch alle Zeiten
Sein Name: Frauenlob!“ —

14 Sie sagen's, und sie senken
Den Theuren in das Grab,
Und ihre Thränen fallen
Wie Perlsaad hinab.

Albert Knapp,

geb. den 25. Juli 1798 zu Tübingen, studirte daselbst
Theologie, später Diaconus zu Sulz, dann in Kirch-
heim, hierauf Archidiaconus zu Stuttgart, starb 1864.

— Lieder, besond. geistliche (darunter viele tre-
liche); Die Hohenstaufen, ein Cyclus von Ged-
ten; Christoterpe, ein Taschenbuch für christl. Les-

Die Einladung.

1 Ein frommer Landmann in der Kirche saß,
Den Text der Pfarrer aus Johannes las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Am Ufer: „Kinderlein, habt ihr nichts zu essen?“
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmuth da geseßen.

Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ!
So fragest Du? O, wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast,
10 Und halt' an meinem armen Tische Rast!
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;
Doch deine Guld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb.“

Er wandelt heim, und spricht sein herzlich
Wort

An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruhn:
„Frau,“ hebt er an, „nimm aus dein bestes
Huhn,

Bereit' es kräftig, feg' Flur und Haus,

20 Stell' in die Stub' auch einen schönen Strau
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf Morgen Mittag zu bewirthen hast.
Puß unsre Kinderlein, mach' Alles rein!
Der werthe Gast will wohl empfangen sein

Da springen alle Kinderlein heran:
„O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?“
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht,

30 Und Freude glänzt in seinem Angesicht

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hal
Zum lieben Gotteshause ziehn sie all,
Und immer seufzt der Vater innerlich:

„O liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert; ach, so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn!“

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geh
Die Mutter bald am Herde wieder steht,
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fet

40 Sie deckt den Tisch, bereitet Alles nett,
Trägt auf, und denkt beim zwölften Glodenschla
Wo doch der Gast so lange bleiben mag?

Es schlägt auf Eins, da wird's ihr endlich
hang: [lang?

Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so
die Suppe siedet ein, die Kinder stehn
so hungrig da, und noch ist nichts zu sehn.
Wie heißet doch der Herr? Ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast."

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
50 „Seid nur getroßt! er kommt nun bald
herein!"

Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast
Und segne uns, was du bescheeret hast!"

Da klopf es an der Thüre; seht, ein Greis
Blidt matt herein, die Loden silberweiß:

„Geseign' euch's Gott! erbarmt euch meiner Noth!
Um Christi willen nur ein Stüdlein Brot!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt,
60 Vielleicht, daß mir bei euch ein Bissen wird."

Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumt hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht;
Komm, labe dich! du kommst noch nicht zu spät."
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.

„Und, Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein!
Den Heiland lud' ich vor acht Tagen ein;
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
70 Er einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder, seht! in diesem Aermsten ist
Heut unser Gast der Heiland Jesus Christ."

Melchior von Diepenbrock,

geboren den 6. Januar 1798 zu Bochold in West-
falen, diente als Freiwilliger, studirte Theologie
zu Landshut, Mainz und Münster, 1823 Priester,
1835 Dombachant, später Generalvicar in Regens-

burg, 1845 Fürstbischöf in Breslau, wo er 1855
starb. Lyrischer Dichter (geistliche Lieder), Kanzel-
redner, Uebersetzer (aus dem Slämischen des
Conscience).

Der Einzug in Jerusalem.

1 Herr! kann des Volkes Jubel dich erfreuen?
Ihr Hosianna-Ruf? ihr huld'gend Reigen?
Ihr Eifer, deinen Weg mit Blumen, Zweigen,
Ja mit den eignen Kleidern zu bestreuen?

2 Du schweigst und seufzest, Herr! Was sagt
dies Schweigen?

Ah! diese Lämmer werden morgen Leuen,
Und ihren Kehlen, die jetzt Willkomm! schreien,
Wird bald der Blutruf Kreuzigt ihn! entsteigen.

3 Den Stamm, von dem sie brachen diese
Neste,

Daraus sie morgen Ruthen dir bereiten,
Den bieten sie dir nach zu andern Feste,

4 Und Schilf und Dorn statt dieser Lilien,
Rosen;

Und wenn sie ihre Kleider heut dir spreiten,
N's, um die deinen morgen zu verlossen.

Charfreitag.

1 Der Schöpfer stirbt, und alle Creaturen
Bieten ihm des Mitleids heil'ge Pfande:
Die Sonn' erlischt; in schwarze Sterbgewande
Beküllt, stehn trauernd Berg' und Hain' und
Fluren.

2 Der Tod sogar zeigt Mitgeföhles Spuren:
Des Leidens Schrei bringt zu der Gräber Rande,
Weckt Heil'ge auf; sie gehn umher im Lande,
Des Gottesmords wahrhaftige Muguren. [weine,

3 Wenn nichts ist, das um seinen Herrn nicht
Der Erde Felsenherz selbst springt zu Stücken,
Des Tempels Vorhang reißt, als ob es scheine,

4 Die Welt woll' ihren Angeln sich entrücken —
Kannst du, der es verschuldet, Mensch, alleine
Mit trockenem Aug' auf dieses Schauspiel blicken?

Stilles Gotteslob.

1 Ach, hätt' ich Engelzungen,
Ich hätt' auch wohl gesungen
Das süße, liebe Lied,
Das mir so still und selig
Im jungen Herzen glüht.

2 Ich weiß gar keine Weisen,
Den Herren so zu preisen,
Den Vater treu und mild,
Wie meine ganze Seele
Ihm singt und jauchzt und spielt.

3 Ich muß mein Haupt ihm neigen,
Kann weinen nur und schweigen
In Seligkeit und Schmerz.
Ach Kind, er weiß dein Streben,
Er sieht dir ja in's Herz.

Carl Johann Philipp Spitta,

geboren den 1. August 1801 zu Hannover, studirte Theologie zu Göttingen, 1837 Pastor zu Wechold bei Goya, starb 1859. — Geistliche Dichter, voll Innigkeit und Wohlklang.

Geduld.

1 Es zieht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland,
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde, sanfte Huld;
O folg' ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld!

2 Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid,
Und rebet so erfreulich
Von einer schönern Zeit;
Und willst du ganz verzagen,
Hat er doch guten Muth;
Er hilft das Kreuz dir tragen
Und macht noch Alles gut.

3 Er macht zu linder Wehmuth
Den herbsten Seelenschmerz,
Und taucht in stille Demuth

Das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
Allmählig wieder hell,
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht schnell.

4 Er zürnt nicht deinen Thränen,
Wenn er dich trösten will;
Er tadeln nicht dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und still;
Und wenn in Sturmestoben
Du murrend fragst: Warum?
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber stumm.

5 Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit;
Sein Wahlspruch heißt: Ertrage!
Die Ruhstatt' ist nicht weit!
So geht er dir zur Seite,
Und rebet gar nicht viel,
Und denkt nur in die Weite,
An's schöne, große Ziel.

Franz von Gaudy,

geboren den 19. April 1800 zu Frankfurt an der Oder, studirte in Berlin und Schulpforta, trat 1818 in preussische Militärdienste, ward 1819 Officier, nahm 1833 seinen Abschied, machte u Reisen, und starb den 6. Febr. 1840 zu Berlin. — Gedichte, Novellen, Uebersetzungen.

Die Schlacht bei den Pyramiden.

1 Sieh, am fernen Horizonte wachsen wunderbare Thäler
Aus dem wüsten Plan, der Himmel ruht auf
ihrem Felsennacken;
Sind es Wollen, regungslose, die des Zaubers
Spruch gebannt,
Jetzt der Gletscher eis'ge Spitzen äffend auf
Egyptens Sand? —

2 Nein, du siehst des Stolzes Säulen, siehst
des Despotismus Tempel,
Siehst den auf die Völkerstirne eingebrannten
Sclavenstempel,
Siehst die Male, die den Namen überdauern
ihrer Herrn,
Siehst die ries'ge Marmorhülse um den staub-
gewordenen Kern.

3 Jene starren Riesenköpfe, die
Morgenstrahl sich baden,
Während noch den Reif der Nächte jitz
schlürfen die Cicaden,
Die des Blizes Schlangen trogen, wie
Grimm giftschwangeren Win
Unerreicht vom Flug' des Geiers — Gips-
Pyramiden sind's.

4 Und die blinkend helle Linie an
Fuße der Kolossen,
Sind es Reiter, durch die Eb'ne stürmend
wind schnellen Rossen?
Oder sind es Nebelstreifen, die der Son-
nenstrahl bescheint,
Trugbild dieses Wunderlandes, Wüstenbild
— Nein, der Feind.

5 Ha! er naht! die Wüste zittert um
seiner Renner Hufen;

ie Glieder der Franzosen hör' ich
Bonaparte rufen:
t eures Viereds Mauern! Von der
Rön'ge Fessengrab
jetzt auf eure Thaten drei Jahr-
tausende herab!
h jauchzend, Säbel schwingend, Bügels
Baden in die Flanken
erbe grabend, stürzen Mammeluden
jetzt auf Franken.
mt der Nordwind saugend auf der
Eiche Leben ein,
nerv'gem Arm umlastet hält des
Felsens Urgestein.
nen schlagend in den Lüften fliegt
der Rosse Silbermähne,
schlanen Bau der Füße quillt die
schmeid'ge Kraft der Sehne,
achtet aus dem Auge, Schaum be-
spritzt das Goldgebiß,
lenkt von Reiters Händen, der des
ebeln Thiers gewiß.
der Muselmänner Haupte, von des
Turbans falt'gem Schleier
as funkelnde Geschmeide, nicht der
schwankte Busch vom Reiter,
Stabes Mondessichel, schmiegsam,
hauchend zarten Duft,
n der Hand des Kriegers, blitzschnell
zischend durch die Luft.
braust die nie besiegte stolze Ritter-
schaft der Sonne,
wie der Wüste Raubthier, auf die
fränkische Colonne,
feuernsprüh'nde Fede, rings vom
Bajonett umdornt,
engen der Mam'lude machtlos seinen
Streithengst spornt.
e die Braven, starrt der Leuchtturm,
wenn des Meeres Welle bäumend
Strebepfeilern Quadern hoch hinan-
rauscht, zornig schäumend;
rühl der hohlen Brandung, Welle,
die sich donnernd bricht,
schüttet den Gewalt'gen, weithin
sendet er sein Licht.
er rastlos jagt von Neuem Murad-
Beg die Mohnsafttrunken
änkischen Phalangen. Die zu Boden
schon Gesunken
tückisch ihre Dolche; mit dem Hufe
kämpft das Roß —
elbenmauer splittert Pferdehuf und
Wurfgeschöß.

12 Wie ein flüssiger Goldstrom werfen jetzt
vom sand'gen Palmenhügel
Sich die Kürassier-Schwadronen thalwärts
mit verhängtem Zügel.
Sturm auf Sturm, auf Reiter Reiter, Kling'
auf Klinge, Pferd auf Pferd,
Stahlhelm gegen Seidenturban, Ballasch gegen
Sichelschwert.

13 Gleich dem Löwen, der im Sprunge
auf der Antilope Naden
Sich geschwungen und in's sammtne Fell be-
gräbt der Klauen Baden,
Der des Halses Bug zermalmet, bis das
Opfer röchelnd sinkt,
Mordet jetzt der Panzerträger, der mit dem
Osmanli ringt.

14 Und des Halbmonds Glanz erbleichet;
seine Krieger wanken, weichen,
Suchen in des Niles Wellen Zuflucht vor
den Christenstreichen,
Färben, rubernd mit zerfleishtem Arm, den
roll'nden Strom mit Blut —
Die der Franken Stahl verschonte, schlingt
hinab die falsche Fluth.

15 Durch Rahira's Thore ziehen, die des
Welttheils Loos entschieden,
Sie, die pulverrauch-geschwärzten Sieger bei
den Pyramiden.
Von dem Thron der Pharaonen weht drei-
farbiges Panier,
Und des Morgenlandes Völker huld'gen dem
Sultan Rebir.

Spurlos.

1 Schneefloeden schweben, sinken,
Niefeln hernieder leis;
Besiederte Sternchen blinken
Auf Wief' und spiegelndem Eis;
Raum gaukelt eins hernieder,
So bedeen die andern es dicht,
Rein Aug' erblickt es wieder —
Schneefloeden zählen sich nicht.

2 Der Frühling kommt: die Quellchen
Erwachen aus dumpfem Traum;
Thalabwärts hüpfen die Wellchen
Mit dem Helm von Silberschaum.
Sie rinnen, rollen, rauschen,
Umsingen und küssen sich lieb —
Rein Auge mag es belauschen,
Wo Well' und Wellchen blieb.

3 Aus dichtem Moosje ringen,
Tief im schweigsamen Wald,
An's Licht aus Brombeerschlingen
Sich Blumen mannigfalt.
Sich still entfalten und färben
Ist ihre Seligkeit,
Und wenn sie welken und sterben,
Trägt Keiner um sie Leid.

4 Und auch in Dichterherzen
Steht Blum' an Blum' gedrängt
Genährt vom Thau der Schme
Vom Thau der Lust getränkt.
Sie duften, sie welken wieder
Von keinem Auge gesehn —
Und wollen Blumen und Liebe
Denn mehr als blühen und ver

Ludwig Beckstein,

geboren den 24. November 1801 zu Meiningen,
ward Apothekergehülfe zu Arnstadt, wo er sich zu-
gleich viel mit Geschichte und Literatur beschäftigte,
besuchte dann die Universitäten Leipzig und Mün-
chen, 1831 Cabinetssecretär des Herzogs von

Sachsen-Meiningen, 1833 Bibliothek-
zoglicher öffentlicher Bibliothek, 18
starb 1859. — Lyrische Gedichte, E-
chen, Legenden, epische Gedichte (zu
Erzählungen, Dramatisches.

Elisabeth's Rosen.*)

1 Sie stieg herab, wie ein Engelsbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die gabenspendende, hohe Frau,
Vom Wartburgschloß auf die grüne Au.

2 Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt;
Mit milden Gaben ist's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

3 So geht sie ruhig, doch Argwohn stahl
Durch Verräthers Mund sich zu dem Gemahl.
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah,
Und fragt die Erschrockne: „Was trägst du da?“

4 „Herr, Blumen!“ hebt's von den Lippen
ihr. —

„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!“
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's angefüllt.

5 Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt,
Vergebung erslehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

6 Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm dankbar empor zu dem Himmelsaal.
Dann hat sie zum Thal sich herabgewandt,
Und die Armen gespeist mit milder Hand.

Landgraf Ludwig und der

1 Der heil'ge Ludwig tritt
Aus Wartburgs hochgewölbtem
Er grüßet fromm den Morgens
Und schaut hinab auf Stadt u

2 Und wie er jetzt hinunter
Schreißt ihn ein donnerglicher
Er wendet sich nach dem Gesch
Und sieht bestürzt den Löwen

3 Den Löwen, den man ihn
Der seinen Kerker heut gespren
Sein Haupt, von Mähnen bid
Bewegt er wild; die Stimme

4 Und seiner Augen Flamme
Ist starr gerichtet auf den Herrn
Der aber blickt so fest ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum gethe

5 Und Auge fest in Auge r
Der Landgraf aber droht voll
„Gleich lege dich, mein edles
Bei meinem Zorn befehl' ich's

6 Da hat der Löwe sich erf
Zu Ludwig's Füßen hingestreck
Der Wärter eilt herbei entsezt
Der Landgraf steht da, unverle

7 Ein fester Blick, ein hoher
Die sind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geschi
Weicht oft dem Feuer kühnen

*) Vergl. oben S. 97 unter Herder „Rosen.“

Gustav Pfarrius,

geboren den 31. December 1800 zu Heddesheim bei Kreuznach, studirte zu Halle und Bonn Theologie und Philologie, ward Gymnasiallehrer zu Saarbrücken

und später zu Köln. — Lieder („Waldblieder“), Sagen und Romanzen („das Nahethal in Liedern“), epische Gedichte (Karlmann, Chriemhildens Rache), Novellen.

Der Trunk aus dem Stiefel.

1 Da droben saßen sie allzumal
Und zechten im alten Rittersaal;
Die Fackeln glänzten herab vom Stein,
Und schimmerten weit in die Nacht hinein.

2 Es sprach der Rheingraf: „Ein Courier
Neh' jüngst mir diesen Stiefel hier;
Wer ihn mit Einem Zug wird leeren,
Dem soll Dorf Hüffelsheim gehören!“

3 Und lachend goß er mit eigner Hand
Voll Wein den Stiefel bis an den Rand,
Und hub ihn mitten wohl in den Kreis:
„Wohlan, ihr Herren, ihr kennt den Preis!“

4 Johann von Sponheim hielt sich
in Ruh'

Und wünschte dem Nachbarn Glück dazu,
Und dieser, Meinhart war's von Dhaun,
Zog scheu zusammen die dunkeln Brau'n.

5 Berlegen den Bart sich Fldrsheim strich,
Und Runz von Stromberg schüttelte sich;
Und selbst der muthige Burgkaplan
Sah den Kolos mit Schrecken an.

6 Doch Boos von Waldeck rief von fern:
„Nur her das Schlüdchen! Zum Wohl, ihr Herrn!“
Und schwenkte den Stiefel, und trank ihn leer,
Und warf sich zurück in den Sessel schwer,

7 Und sprach: „Herr Rheingraf, ließ der
Courier

Nicht auch seinen andern Stiefel hier?
Was maßen in einer zweiten Wette
Auch Rorheim gern verdienet hätte.“

8 Des' lachten sie Alle, und priesen den Boos,
Und schätzten ihn glücklich als bodenlos.
Doch Hüffelsheim mit Maus und Mann
Hörte dem Ritter Boos fortan.

Aus den Waldbliedern.

Wie es den Sorgen erging.

1 Einst wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;

Vergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

2 Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich.

Die Vögelein riefen: „Ihr Sorgen, husch!
Hinaus aus dem grünen Bereich!“

3 Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort;
Die Bäume rauschten und schlugen d'rauf;
Sie flohen von Ort zu Ort,

4 Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duffigen Thau.

5 „Da habt ihr's!“ rief ich, von ihrer
Noth

Befreit, in die Lüfte hinaus;

„Da seht ihr, was euch im Walde droht;
Ein ander Mal bleibt ihr zu Haus!“

Der deutsche Wald, das deutsche Herz.

1 Der deutsche Wald, das deutsche Herz,
Sie sind einander eng verwandt,
Wie Ahnungsschauer, Sehnsuchtschmerz,
Wie Blätterfüll' und Blumentand.

2 In Baumgestalten mannigfalt,
In Staub' und Stengel, Busch und Strauch
Ergrünt der tiefe deutsche Wald, —
Nur selten kommt's zu Früchten auch.

3 Ideengebilde, reich und kühn,
Der Freiheit Heimweh, Weisheit, Rath
In tiefen deutschen Herzen blühen, —
Nur werden selten sie zur That.

4 Und wie am schattenreichsten Baum
Ihr keinen Erntesegen schaut,
So wird aus Sehnsucht und aus Traum
Rein wetterfestes Reich gebaut.

5 O deutscher Wald, o deutsches Herz,
Ihr seid einander eng verwandt,
Wie Ahnungsschauer, Sehnsuchtschmerz,
Wie Blätterfüll' und Blumentand!

Karl Joseph Simrock,

geboren den 28. August 1802 zu Bonn, studirte Jurisprudenz in Bonn und Berlin, von 1823 bis 1830 im Staatsdienste, aus dem er eines Gedichtes wegen entlassen wurde, lebte dann in seiner

Waterstadt, wo er jetzt als Universitätslehrer angestellt ist, berühmt durch seine Uebersetzungen und Umdichtungen mittelhochdeutscher Gedichte. — Lyrische Gedichte, Balladen, Romanzen, Sagen, Legenden.

Das Christusbild zu Wien.

1 Ist euch vom Christusbild zu Wien
Die Sage nicht bekannt,
Daß immer zollbreit größer schien,
Als wer da vor ihm stand?
Und war der Mann auch noch so klein,
Es ließ sich vor ihm nieder;
Und hatt' er riesenhaft Gebein,
Doch überragt' es seine Glieder.

2 Ich weiß nicht, ob das Christusbild
Sich dort noch schauen läßt;
Doch daß von Christus selber gilt
Die Sage, glaub' ich fest.
Dem Kleinen naht er als ein Kind,
Daß er ihn nicht erschrecke;
Doch seiner Glieder Maß gewinnt
Der Größte nicht, wie er sich strecke.

3 So spricht auch sein verkündet Wort
Schlicht zu dem schlichten Mann,
Daß aller Erdenweisheit Hort
Doch nie erreichen kann.
Wähnt Einer jetzt, er komm' ihm gleich,
Schon ist's emporgeschossen;
So zieht's zu ew'ger Wahrheit Reich
Die Geister aufwärts unverdrossen.

Bamberger Wage.

1 Zu Bamberg auf des Kaisers Grab,
Der einst der Welt gebot,
Der ihr Gesetz' und Rechte gab
Und hielt bis in den Tod,
Ein Denkmal hat man ihm geweiht,
Das Denkmal ist von Stein —
Da thronet hoch Gerechtigkeit,
Die soll auch steinern sein.

2 Die Wage hält sie in der Hand,
Und so geziemt's der Frau,
Die gleiches Recht ertheilt dem Land
Und allem Volk genau.
Nur Eins befremdet euch zu sehn,
Daß, wie sich deutlich zeigt,
Die Zunge, statt grab' ein zu stehn,
Sich einer Seite neigt.

3 Und eine alte Sage spricht, —
So hat man mich belehrt,
Verbürgen kann ich's freilich nicht,
Doch scheint's bemerkenswerth:
Wenn einst der Wage Rüngelein
Sich mitten inne stellt,
Daß soll ein sichres Zeichen sein
Vom Untergang der Welt.

4 Drum glaubt nicht, was Propheten lang'
Schon in die Welt posaunt!
Es ist zum wahren Untergang
Die Welt noch nicht gelaunt.
Posaunen Jericho's, der Schall
Euch viel zu früh entquillt;
Ihr seht ja, daß noch überall
Bamberger Wage gilt.

Habsburgs Mauern.

1 Im Margau steht ein hohes Schloß,
Vom Thal erreicht es kein Geschloß.
Wer hat's erbaut,
Daß wie aus Wolken niederschaut?

2 Der Bischof Werner gab das Gelb,
Graf Rabbot hat sie hingestellt,
Klein, aber fest,
Dich Habichtsburg, das Felsenest!

3 Der Bischof kam und sah den Bau.
Da schüttelt er der Loden Grau,
Zum Bruder spricht:

„Die Burg hat Wall und Mauern nicht!“

4 Versetzt der Graf: „Was macht das aus?
In Straßburg steht ein Gotteshaus,
Das bautest du,
Doch Wall und Mauer nicht dazu.“ —

5 „Das Münster baut' ich Gott dem Herrn,
Dem bleiben die Zerstörer fern.
Vor Feindessturm

Beschützt ein Schloß nur Wall und Thurm.“ —

6 „Wohl hast du Recht, ich räum' es ein;
Ja, Wall und Mauern müssen sein!
Gib morgen Acht!
Ich baue sie in Einer Nacht.“

d' Boten schickt der Graf in's Thal.
 innen nah'n im Morgenstrahl,
 warenweis
 n sie die Burg im Kreis.
 ohlodend stößt in's Horn der Graf
 et den Bischof aus dem Schlaf:
 lauern stehn,
 t so schnellen Bau gesehn?"
 is Wunder dünkt dem Bischof fremd;
 rter springt er hin im Hemb,
 ht gereiht
 ben viel im Eisenkleid.
 Rit blankem Schilde, Mann an Mann,
 nauergleich des Grafen Wann,
 ch zu Roß
 ancher Thurm sich aus dem Troß.
 Da spricht der Bischof: „Sicherlich!
 he Mauern halte dich!
 ist so fest,
 rue, die nicht von dir läßt.“
 So schütze Habsburg fort und fort
 ger Mauer starker Hort,
 rrllich schau'n
 weithin durch die deutschen Gau'n.

Aus der Registratur des Liebeshofes.
 (Lenzon.)

Klägerin.

Bittend komm' ich, Recht zu holen,
 Denn ein Ruß ward mir gestohlen
 Von bellagtem Bösewicht.
 Von den Dieben, von den Räubern
 Dieses Liebesreich zu säubern,
 Ist des Hofes erste Pflicht.

Bellager.

Wenn ich einen Ruß entwendet,
 Hab' ich einen auch gespendet,
 So vergeltend Ruß mit Ruß.
 Wenn die hohen Richter küssen,
 Werden sie wohl selber wissen,
 Daß, wer gibt, auch nehmen muß.

Richter.

Höre nun den Spruch mit Beben:
 Neuig sollst du wiedergeben,
 Was du frevelnd hast entwandt.
 Doch den Ruß, den sie empfangen,
 Kannst du auch zurück verlangen,
 Und er sei dir zuerkannt!

August Kopisch,

den 26. Mai 1799 zu Breslau, bildete
 der Akademie zu Prag und später in Wien
 eben zum Maler aus, lebte längere Zeit
 en (Freundschaft mit Platen, dessen poe-
 sichtung er anfangs folgte), seit 1828 in

Berlin als Schriftsteller und Maler, starb 1855. —
 Lieder, Märchen, Sagen (auf eigenthümliche Weise
 humoristisch behandelt), reimlose metrische Uebers-
 setzung der göttlichen Komödie von Dante; No-
 vellen u. s. w.

Der Nachricht von Platen's Tode.

Schweremüthig tönt, meerüber und fern
 Ortygia's Fels her Sage: wie du
 starbst! Ach! und es hat Freundeshand,
 be, dich nimmer gelabt.
 rn war von dir ich, ferne von dir!
 warf kein Freund dir Erd' in das Grab,
 reinfant in den Schlund, was an dir
 heß war, Staub zu dem Staub! —
 auernnd gedenk' ich dein ... und es bringt
 i Herz mir Weh! — Du aber vielleicht
 ist nun Fittige schon, frei des Grams,
 des Leibs Wohner besängt ...
 oh! denn du warst unheimisch dahier,
 n Pilger stets. Unstätt, unerfreut
 du hier Anderer Glück, deines nicht!
 dir viel Wonne zu Theil?

5 Ach, Liebe gab dir Schmerzen genug,
 Und sie ließ der Lust dich kosten, vom Rand
 Kosten nur; aber im Flieh'n ließ sie dir
 Tief in der Brust haften den Pfeil!

6 Schönheit allein umschwebte dich treu
 Und erhielt allein noch Obem in dir;
 Für sie zogst kämpfend du aus, mühevoll
 Wider den Schwarm frevelnden Volls!

7 Ein Fremdling ward Schönheit! Un-
 erkannt,
 Ungehört, verfolgt, schweremüthigen Schritts
 Gehst sie nun, Wenigen hold, ihre Bahn:
 Sie, die geehrt, Selige schafft!

8 Einst wollten wir, ihr folgend, die Welt
 Uns beschau'n, vereint, — Ortygia auch!
 Trennung kam, lange! und wollt' ich zu dir
 Reden, so nahm Trauer das Wort!

* * *

9 Misch' ihm den Staub, Ortygia, nun,
Von dem Meer umhallt, zu Aeschylos Staub!
Nachtigall, griechische, komm! Löne gern,
Ihm um die Gruft flatternd, Gesang!

Das grüne Thier und der Naturkennner.

1 Die Thadener zu Hamerau
Sind ausgewigte Leute:
Wär' noch kein Pulver in der Welt,
Erfänden sie es heute!

Allein, allein,
So wird es immer sein:
Was man zum ersten Mal ersicht,
Kennt selber auch der Klügste nicht!
So — wie einmal die Thad'ner mäh'n,
Sie einen grünen Frosch ersehn

So grüne, so grüne!

2 So grüne war der liebe Frosch,
Und blähte mit dem Kopse,
Den Thad'nern fiel vor Schreck dabei
Die Müze von dem Kopse:

Mit Beinen vier

Ein grünes, grünes Thier!

Das war für sie zu wunderbar,
Zu neu und zu absunderlich!
Da mußte gleich der Schultheiß her:
Sollt' sagen, welch ein Thier das wär,
Das grüne, das grüne!

3 Das grüne Thier der Schultheiß sah,
Als einen Hupf es machte!
Die Thad'ner wollten schon davon;
Da sprach der Alte: „Sachte!

Laßt nicht davon,

Es sitzt und ruhet schon.

Seid still! und ich erklär' es bald:
Das Thier kommt aus dem grünen Wald;
Der grüne Wald ist selber grün;
Davon ist auch das Thier so grün,
So grüne, so grüne!“

4 „So grüne; denn es lebt
Von eitel grünem Laube;
Und — wenn es nicht ein Hirs
— Ist's eine Turteltaube!“

Da hub der Hauf

Den Schulz mit Schult
Sie riefen: „Das ist unser M
Der jeglich Ding erklären kann,
Er kennt und nennt es led und
Rein' Creatur ist ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne!“

H ü t c h e n .

1 Ich bin ein Geist, und geh'
Und heiß' mit Namen Hütchen.
Wer früh aufsteht und fleißig ist,
Bekommt von mir ein Gütchen.

Husch hin und her!

Die Kreuz und Quer!

Die ganze Stadt ist ledern,

Liegt bis an's Ohr in Federn!

2 Doch horch! da klingt's ping
pang

Bei einem Nagelschmiede,
Und seine Tochter singt dazu
Aus einem frommen Liede.
Gesegnet seid,

Ihr guten Leut'!

Wie fleißig beide sitzen,

Die Tochter klöppelt Spitzen.

3 Nun macht der Schmied viel N
Die Stange nimmt kein Ende!
Die Tochter mißt die Spitzen nad
O Wunder! auch kein Ende!

Seid fröhlich heut',

Ihr guten Leut'!

Die Frühauf segnet Hütchen

Mit seinem Zauberrüthchen.

Robert Reinick,

geboren 1805 zu Danzig, bildete sich in Berlin
und Düsseldorf zum Maler aus, lebte eine Zeit
lang in Rom, später in Dresden, wo er den
7. Februar 1852 starb. — Lieder eines Malers;

ABC-Buch für kleine und große
der und Fabeln für die Jugend
alemannische Gedichte in's Hochde
tragen.

Im Vaterland!

1 Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht? —

Das Vaterland!

Ich schweifte in der Welt umher
Zum schönen Süden über's Meer
Doch was ich nirgend's wieder fand
Dein Obem war's, o Vaterland!

2 Einst hat des Südens Wunderglanz
Verdunkelt meinem Auge ganz
Das Vaterland.

Ich wähnt', in solchem Sonnenschein
Da müßt' ich ewig glücklich sein,
Und vor den trunken Sinnen schwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

3 Doch nein! wie singt der Vögel Schaar,
Wenn Frühling blüht, so hell und klar
Im Vaterland!

So singen sie dort draußen nicht,
Dort strahlt der Tag so heiß und licht;
Drum haben sie sich fortgewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

4 Auch ich sang einst aus frischer Brust
In deines Frühlings milde Lust,
Mein Vaterland!

Der Süd hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht;
Ein Zauber hielt mein Herz umspannt,
Du lösest ihn, mein Vaterland!

5 Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Gibt Lieb' und Treu nicht das Geleit!
O Vaterland!

Du gabst sie, als ich von dir schied,
Mir als den besten Segen mit;
Die haben mir das Herz gewandt
Zurück zu dir, mein Vaterland!

Versuchung. (Aus dem ABC-Buche.)

1 Gar emsig bei den Büchern
Ein Knabe sitzt im Kämmerlein;

Da lacht herein durch's Fenster
Der lust'ge blanke Sonnenschein
Und spricht: „Lieb Kind, du sitzt hier?
Komm doch heraus und spiel bei mir!“

Den Knaben stört es nicht,
Zum Sonnenschein er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“

2 Der Knabe schreibt weiter;
Da kommt ein lustig Vögelein,
Und picket an die Scheiben,
Und schaut so schlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm mit! der Wald ist grün,
Der Himmel blau, die Blumen blühn!“

Den Knaben stört es nicht,
Zum Vogel kurz er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“

3 Der Knabe schreibt und schreibt;
Da guckt der Apfelbaum herein
Und rauscht mit seinen Blättern
Und spricht: „Wer wird so fleißig sein?
Schau meine Äpfel! Diese Nacht
Hab' ich für dich sie reif gemacht!“

Den Knaben stört es nicht,
Zum Apfelbaum er spricht:
„Erst laß mich fertig sein!“

4 Da endlich ist er fertig!
Schnell packt er seine Bücher ein,
Und läuft hinaus, zum Garten.
Zuchhe! Wie lacht der Sonnenschein!
Der Vogel singt und nickt ihm zu,
Das Bäumchen wirft ihm Äpfel zu.

Der Knabe springt vor Lust
Und jauchzt aus voller Brust;
Jetzt kann er lustig sein!

Franz Theodor Rugler,

geboren den 18. Januar 1808 zu Stettin, zeigte
erst Neigung zur Musik, dann zur Malerei, später
zur Poesie, widmete sich zu Berlin und Heidel-
berg dem Studium der Literaturen und der bil-
denden Kunst (besonders der Architektur), wurde

1837 Professor der Kunstgeschichte an der könig-
lichen Akademie der Künste zu Berlin; neben
Schnaase ein sehr geachteter Kunsthistoriker; er
starb 1860. — Lyrische Gedichte, Romane und
Legenden.

Triollette.

1 Sei gegrüßet, neuer Mai,
Der den Busen mir erfüllet!
Wieder athm' ich leicht und frei,
Sei gegrüßet, neuer Mai!
Die mich lange hat umhüllet,
Winternacht ist nun vorbei;

Sei gegrüßet, neuer Mai,
Der den Busen mir erfüllet!
2 Und ich fühl' es in mir keimen,
Niederblüthen seh' ich prangen!
Leben hab' ich neu empfangen,
Und ich fühl' es in mir keimen,
Und in Worten und in Reimen
Will es zur Gestalt gelangen;

Und ich fühl' es in mir leimen,
Liederblüthen seh' ich prangen!

3 Vieles lehret schon mir wieder,
Manches Bild vergangner Tage;
Bunt und reich rauscht es hernieber,
Vieles lehret schon mir wieder,
Alte Lust und alte Klage
Tönt auß' Neu' in meine Lieder;
Vieles lehret schon mir wieder,
Manches Bild vergangner Tage!

4 Darf ich von dem Schmerze singen,
Dann ist er der alte nicht;
Darf ich mit der Kunst ihn zwingen,
Darf ich von dem Schmerze singen,
Dann verflärt ihn das Gedicht,
Und der Schmerz muß Freude bringen;
Darf ich von dem Schmerze singen,
Dann ist er der alte nicht!

Frühlingsreise.

1 Die helle Morgensonne
Scheint in den grünen Rhein,
Und Eichenbäume stehen,
Und schauen mit hinein.

2 Kein Lüstchen in den Zweigen!
Es spiegeln sich im Strom
Des Ufers Nebenhügel,
Die Stadt, der alte Dom.

3 Die Lerche wirbelt freudig
In unumwölkter Luft,
Der Amsel Stimme lodend
Im Walde drüben ruft.

4 Aus Schmetterling und Blüth
Weht sich ein bunter Kranz,
Goldhelle Käfer summen
Geschäftig durch den Glanz.

5 Durch thauig grüne Matten
Wand' ich am Uferrand,
Und sing' mit lauter Stimme
Ein Lied vom Vaterland.

Wanderlied.

(Mel. Fahret hin, fahret hin!)

1 Leichter Muth,
Frisches Blut
Ist des rüst'gen Wandrers Gut;
Sonnenpracht,
Walbesnacht
Ihm entgegenlacht.

Welt ist reich und groß und weit,
Schnell entflieht die frohe Zeit
Immerzu! immerzu!
Ohne Rast und Ruh!

2 Himmelsplan,
Wollenbahn,
Felsen steigen stolz hinan;
Windeßhaas,
Wettergraus
Fegt das alte Haus.

Felsen bleiben fest am Ort,
Wollen ziehen weiter fort
Immerzu! immerzu!
Ohne Rast und Ruh!

Adolf Bube,

geboren den 28. September 1802 zu Gotha, studierte Philologie zu Jena, war eine Zeit lang Erzieher in adligen Familien, später Consistorial-

secretär zu Gotha, seit 1842 zugleich Director der herzoglichen Museen. — Naturbilder, Sagen.

Auf einer Wanderung im Norden.

1 Hier schwarzer Moor, dort schneebedeckte
Räume
Und zugefrorener Seen öde Felder,
Verlassen traurig-lahle Birkenbäume,
Am Horizonte düstre Tannenwälder!

2 Kein Mensch, kein Haus, so weit die
Blicke schweifen,
Kein Vogel auf dem Schnee und in den
Lüften;

Nah meinem Scheitel graue Wolkenstre
Und bleich der Mond, wie Lampensch
Grüsten.

3 Rings tiefe Stille, die Natur erst
Allüberall des Todes kalte Schauer!
Mein Geist, der stets um Leben nur gew
Vor solchem Bild versenkt in tiefe Trau

4 Da plötzlich Glockenhall aus ferner!
Ernst, feierlich in langgebehtem Schwi
Und, hin mich wendend nach des Klages
Laß ich ihn mir in Herz und Seele dr

erschallt, wie eines Priesters fromme Rede,
 ne Stimme Gottes aus der Höhe.
 weiten Tempel wandelt sich die Rede,
 im Gebete wird des Herzens Wehe.
 und tiefer, unzertrennlich fest verbinden
 eile sich des Glaubens Kraft und Milde.
 ott den Herrn recht innig will empfinden,
 ch' ihn auf in Nordlands Schneegefilde.

Poesie des Eises.

est lag mein Fahrzeug, rings von Eis
 umschlossen,
 ergab mich schon in mein Verderben:
 tet euch zum Tod, ihr Leidgenossen!
 len hier durch Kält' und Hunger sterben!"
 Da plötzlich brach die Sonne, heiter
 strahlend,
 das Gewölk, das lange sie verbedete,
 rbenpracht das Eisgefilde malend,
 h im Kreise meilenweit erstreckte.
 s Bild des Todes floh. Mein Auge schaute
 taunen eines Feenschlosses Wände,
 en, wie das Römervolk sie baute,
 mörkel, wie sie formten Gothenhände;
 tgrischisch, schön gekrönt durch Capitale,
 laß und Ordnung lange Säulengänge,
 ndend in gewölbte Riesensäle,
 anzugestalten wogten im Gedränge.
 chts unter Bäumen, um antike Tische,
 ßen Lumpen eine Bechergruppe,
 heilend die erlegten Riesenfische,
 enwerfer in gebrängter Truppe.
 er, stehend hoch auf ungeheurem Blode,
 ttelbär und Hunde rings in Schaaren,
 n dort im steifen Seehundsrode,
 kimos im Federnkleid zu Baaren.
 Da plötzlich war der Sonne Strahl
 verschwunden,
 it ihm all die bunten Lichtgebilde!
 wieder Alles öde, starr, gebunden —
 umal heben sich die Berg' und Schilde!
 ie trachen, wie Geschütze, und zerspaltten,
 n sich vom Schiffe, und entweichen.
 n auf, die Segel zu entfalten,
 as dem Eis, durch freie Fluth zu
 streichen! [gleiten,
 ir jubeln, während schnell dahin wir
 mtre Robben um das Schiff sich jagen.
 hnt es sich, mit Noth und Tod zu
 streiten,
 hen Wilberreichthum heimzutragen!

Der Auswanderer am Orinoko.

1 Ich stand auf einem Berg im Abendstrahle
 Und schaut' hinab auf Feigenbaum und Palme,
 Auf Mais und Blumenpracht im nahen Thale
 Und auf des Orinoko's Bambushalme;
 2 Und weit und weiter über die Savannah,
 Wo schimmernd wogten tausendart'ge Pflanzen,
 Bis zu dem Urwald, bis nach Uruana,
 Um dessen Saum des Stromes Fluthen tanzen.
 3 Viel Kolibri's und andre Fittigschläger
 Umkreisten farbenreich mich im Gewimmel,
 Und leuchtend flattert' ein Laternenträger
 Mir dicht um's Haupt und schwang sich auf
 zum Himmel.
 4 Dort laß ich in dem höchsten Glanz der
 Sterne:
 „Fern bist du hier vom Vaterland im Süden!“
 Dort stand voll Gluth der Mond in dunkler
 Ferne
 Und winkte majestätisch Ruh dem Müden.
 5 Da plötzlich hört' ich brüllen eine Heerde
 Und sanftharmonisch läuten ihre Gloden.
 Es war als weh' ein Hauch von deutscher
 Erde
 Den Klang herüber, mich zurück zu loden.
 6 Ich sah im Geist mich in der Walbung
 Schatten;
 Die ich so oft durchstreift als muntre Knabe,
 Sah meiner Heimath Heerd' auf grünen Matten,
 Und bei ihr stehn den Hüter mit dem Stabe;
 7 Sah all die Theuren, die ich schönöd'
 verlassen,
 Wie trauervoll sie meiner sich erinnern.
 Da konnt' ich mich vor Wehmuth nicht mehr
 fassen,
 Ich weint' und fühlte mich zernirscht im Innern.
 8 Nun sind so öd' mir all die prächt'gen
 Räume,
 Wo ich geglaubt des Daseins Glück zu finden;
 Nach Morgen schau' ich, wo der Kindheit
 Träume
 Wie Epheu sich um traute Pfosten winden.
 9 Hierher, ihr Schiffer, steuert eure Masten!
 Führt mich zurück zum vaterländ'schen Boden!
 Gern will ich tragen dort die alten Lasten,
 Um einst zu schlummern bei geliebten Todten.

Heiligkeit des Unglücks.

Ein Baum, so dürr und traurig,
 Vom Wetterstrahl zerschmettert,

Ein Mensch so ernst und schaurig,
Vom Unglücksblitz zermettert,
Wie sie an Heiligkeit sich gleichen!
Sie tragen beide Gottes Zeichen.

Chateaufur.

1 Ich schleudert' einen Stein
In's Meer hinein.

Davon entstanden Kreise
Um Kreise.

2 Und weiter ward ihr Raum,
Begrenzt von Schaum,
Bis ihre Spur sich lachte
Verflachte.

3 Loos aller Menschenthat!
Früh oder spät
Muß sie im Weiterschallen
Verhallen.

Karl Egon Ebert,

geboren den 5. Juni 1801 zu Prag, studierte dort
Jurisprudenz, 1825 Bibliothekar beim Fürsten
Karl Egon zu Fürstenberg in Donaueschingen,
1829 Rath und Archivdirector des Fürsten, lebt

meistens in der Vaterstadt. — Lyrische Gedichte
Romanzen, Balladen, Sagen, größere romanti-
sche Erzählungen; Heldengedicht Wlasta (böhmisch-na-
tional); Dramatisches.

Frau Hitt.

1 Wo schroff die Straße und schwindlig jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerin.

2 Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert' in süßer Ruh;
Die zärtliche Mutter hüllte es warm
Und wiegte es und seufzte dazu.

3 „Du freundlicher Knabe, du liebes Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß;
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß.“

4 „Zur Speise hast du ein hartes Brot,
Daß ein Anderer nimmer mag;
Und wenn dir Jemand ein Knechtlein bot,
So war es dein bester Tag.“

5 „Und blüht doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Jüngers Auge so klar;
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar.“

6 So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

7 Voran auf salbem, schneubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schaun.

8 Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Ärmste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

9 Ihr Goldbroß hielt die Stolge an,
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

10 „Blickt rechts, blickt links hin in die Ferne
Blickt vor- und rückwärts herum,
So weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
Ist all' mein Eigenthum.“

11 „Viel tapfere Vasallen gehorchen mir
Beim ersten Wink bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!“

12 Die Bettlerin hörte's und raffte sich an
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und fleht in kläglichem Ton:

13 „O seht dies Kind, des Jammers Bi-
erbarmer, erbarmt euch sein!
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stüchlein Linnen ein!“ —

14 „Weib, bist du rasend?“ zürnt die Frau
„Wo nimm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist all', was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer.“ —

15 „Gott behüte, daß ich begehren soll',
Was fremde mein Mund nur nennt!
O so gebt mir, gebet, was ihr wollt,
Und was ihr entbehren könnt!“

16 Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht
Und reicht ihn der Bettlerin. [Schmerz]

17 Da ergreift die Verachtete wüthend
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:

„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!“

18 Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich
in Nacht,

Und heulende Stürme ziehn,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glühn.

19 Den stutzenden Falben spornt Frau
Hitt —

„Ei, Wilber, was bist du so faul?“

Sie treibt ihn durch Hiebe und Stöße zum
Ritt;

Doch fühllos steht der Gaul.

20 Und plötzlich fühlt sie sich selbst so
erschlaft,

Und gebrochen den ledern Muth;

In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,

In den Adern stockt das Blut.

21 Herunter will sie sich schwingen vom
Kop,

Doch versagen ihr Fuß und Hand;
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

22 Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

23 Und unter ihr strecken sich Felsen
hervor,

Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

24 Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

Johann Nepomuk Vogl,

geboren 1802 zu Wien, später daselbst Beamter, starb den 16. November 1866. — Christliche Gedichte,
Romanzen, Balladen.

Im Wald.

1 Im Wald, im Wald ist Lust und Fried',
Da schallt, da hallt der Vöglein Lied;
Da klingt und springt manch munterer Quell,
Und schlingt und ringt durch's Thal sich hell.

2 Im Wald, im Wald voll Lust und Fried',
Da schallt und hallt erst recht das Lied;
Da klingt und springt der Dichtung Quell,
Und bringt beschwingt in's Leben hell.

Heinrich der Vogelsteller.

1 Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemuth;
Aus tausend Perlen blinkt und blizt
Der Morgenröthe Gluth.

2 In Wief' und Feld und Wald und Au —
Horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

3 Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? heut gibt es guten Fang!“
Er lugt zum Himmelszelt.

4 Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch! was sprengt denn dort herauf.
Für eine Reiterchaar?“

5 Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang:

„Bei Gott! die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!“

6 „Ei nun! was gibt's?“ Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an.

Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht Ihr, Herrn, sagt an!“

7 Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch
Des Sachsenlandes Stern!“

8 Dies rufend, knien sie vor ihm hin
Und huldigen ihm still,
Und rufen, als er staunend fragt:
„'S ist deutschen Reiches Will'!“

9 Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie's dir gefällt!“

Die Sieger.

1 Es sitzen zu Wien im Kaisersaal
Die Fürsten und Helden in reicher Zahl.
Sie haben entsetzt die bange Stadt,
Nach der so gelüstet den Heiden hat.
Und als nun geendet das reiche Mahl,

Und freudig geleert der Siegespotal,
Spricht Einer: „Genug nun mit Sang und
Klang!

Nun sagt, wer die beste Beute errang!“

Ein Pole entgegnet: „Des Sultans Gold
10 Hab ich mir aus seinem Belte geholt.“

Ein Lothringer drauf: „Sein stolzes Panier
Erlämpft ich mit blutigem Degen mir.“

Ein Wiener Johann: „Manch reiches Gewand
Entriß ich den Flüchtgen mit dieser Hand.“

Ein Andrer: „Ich wähl' in aller Eil
Rameel' und Pferde zu meinem Theil.“

So mußte ein Jeder nach seiner Art
Zu sagen, was ihm für Beute ward.

Nur Einer im Kreise der Sieger saß,

20 Der über die Andern das Wort vergaß.

„Wie stumm doch, Herr Bischof! Bekennt
auch ihr,

Nich dünkt, ihr errangt das Geringste schier.“

Herr Rollonitsch, also der Bischof hieß,

Entgegnet mit Lächeln: „Eins ist gewiß:

Was ihr auch erlangt durch der Heiden Flucht,
Nach meiner Beute hat Keiner gesucht.

Und doch ist's das Köstlichste in der That,

Was man erobert vom Schlachtfeld hat.“

Drauf winkt er den Dienern, aufthut sich das
Thor, [hervor,

30 Da drängt ein Heer sich von Kindern
Von Knaben und Mägdelein, so zart und hold,

Die Wangen wie Röslein, die Locken wie Gold.

Die sinken auf's Knie vor dem Gottesmann

Und schmiegen mit Weinen an ihn sich an.

„Das ist meine Beute,“ der Bischof sagt,

„Nach der hat nicht Einer von euch gefragt.

Ich fand sie verlassen in Harm und Noth,

Erwürgt ihre Mütter, die Väter todt.

Da führt ich sie alle nach Wien herein,

40 Und will den Verwaisten ein Vater sein.“

Und als er zu ihnen gesagt das Wort,

Gestanden beschämt die Andern dort,

Was Alle sie auch nach Hause gebracht,

Nichts gleiche der Beute, die er gemacht.

Johann Gabriel Seidl,

geboren den 21. Juni 1804 zu Wien, widmete sich
dort erst der Jurisprudenz, dann der Philologie,
1829 Gymnasiallehrer zu Gili in Untersteiermark,
1840 Custos am k. k. Münz- und Antiken-

cabinet zu Wien. — Lieber (auch manche in
österreichischer Mundart), Romanzen, Novellen,
ten, dramatische Idyllen (in niederösterreichischem
Dialekt).

Das Glöcklein des Glücks.

1 Der König lag am Tode, da rief er
seinen Sohn;

Er nahm ihn bei den Händen und wies ihn
auf den Thron.

„Mein Sohn,“ so sprach er zitternd, „mein
Sohn, den laß ich dir;

Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein
Wort von mir:“

2 „Du denkst dir wohl die Erde noch als
ein Haus der Lust;

Mein Sohn, das ist nicht also, sei dessen früh
bewußt!

Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen
zählt das Glück;

Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum
zurück.“

3 Der König spricht's und scheidet. Der
Sohn begriff ihn nicht,

Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maien-
licht.

Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will
er's klar,

Wie sehr getäuscht sein Vater von düstern
Geiste war.

4 Und auf das Dach des Hauses, grad'
über seinem Saal,

Worin er schläft und sinnet und sitzt am
frohen Mahl,

Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem
Silberklang, [Strang.

Das läutet, wie er unten nur leise rührt den

5 Den aber will er rühren (so thut er's
kund dem Land),

So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn
empfanb;

Und traum! zu wissen glaubt er's, da wird
kein Tag entfliehn,

An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein
dürfte ziehn.

6 Und Tag' auf Tage heben ihr rosig Haupt
empor; [Trauerflor.

Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen

Oft langt' er nach dem Seile, das Auge klar
und licht;
Da juckt ihm was durch's Innre, das Seil
berührt er nicht.
7 Einst tritt er, voll des Glückes erhörter
Freundschaft, hin:
„Auslauten,“ ruft er, „will ich's, wie hochbe-
glückt ich bin!“
Da leucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder
spricht als weint:
„Herr, den du Freund geheissen, verrieth dich,
wie ein Feind!“
8 Einst fliegt er voll des Glückes erhörter
Lieb' herein;
„Mein Glück, mein Glück,“ so ruft er, „muß
ausgelautet sein!“
Da kommt sein blasser Ranzler und murmelt
bang und scheu:
„Herr, blüht denn auch dem König hienieden
keine Treu?“
9 Der König mag's verwinden; er hat ja
noch sein Land,
Und einen vollen Sessel und eine mächt'ge
Hand;
Er hat noch grüne Felber, und Wiesen, voll
von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen, und drüber
Gottes Luft.
10 Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder,
sieht hinaus, [Haus.
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes
Dum Seil hin eilt er glühend, will ziehn,
will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor
ihm auf's Knie:
11 „Herr König, siehst du drüben den Rauch,
den Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so blickt der Nach-
barn Stahl!“ —
„Ha, frecher Räuber!“ donnert der Fürst in
wildem Glühn,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend
Eisen ziehn.
12 Schon bleichen seine Haare, vor Dulden
wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines
Hause's Dach;
Und wenn's auch oft wie Freude sich auf die
Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum noch des Glöckleins, das er
hinaufgehängt.
13 Doch als er nun zu sterben in seinem
Stuhle saß, [Unterlaß.
a hört er vor dem Fenster Geschluchz ohn'

„Was soll das?“ fragt er leise den Ranzler,
„Sprich's nur aus!“ —
„Ach, Herr, der Vater scheidet, die Kinder
stehn vor'm Haus!“
14 „Herein mit meinen Kindern! Und war
man mir denn gut?“ —
„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben, sie kauften
deins mit Blut!“
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften
Schritts herein,
Und will ihn nochmal sehen, ihm nochmal
nahe sein.
15 „Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und
Tausend weinen: „Ja!“
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein
Heil'ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Dede, langt nach
dem Seile stumm,
Thut einen Riß, — es läutet — und lächelnd
sinkt er um.

Hans Euler.

1 „Horch, Marthe, draußen pocht es; geh,
laß den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrt,
sein.“
„Grüß Gott, du schmuder Krieger! nimm
Platz an unserm Tisch!
Das Brot ist weiß und loder, der Trank ist
hell und frisch.“ —
2 „Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach
es Noth mir thut;
Doch so ihr seid Hans Euler, so will ich
euer Blut.
Wißt ihr? vor Monden hab' ich euch noch
als Feind bedroht;
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder
schlugt ihr todt.“
3 „Und als er rang am Boden, da schwur
ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wollte rächen, früh oder spät,
an euch!“ —
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im
rechten Streit;
Und kommt ihr, ihn zu rächen, — wohl an,
ich bin bereit!“
4 „Doch nicht im Hause lämpf ich, nicht
zwischen Thür und Wand,
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und
stand.“

Den Säbel, Marthe, weist du, womit ich ihn
erschlug;

Und soll ich nimmer kommen — Tyrol ist
groß genug!"

5 Sie gehen miteinander den nahen Fels
hinan,
Sein gülden Thor hat eben der Morgen auf-
gethan —

Der Hans voran, der Fremde recht rüstig
hintendrein, [schein.

Und höher stets mit Beiden der liebe Sonnen-

6 Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt
die Alpenwelt,

Die wunderbare, große, vor ihnen aufgeheilt:
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an
der Brust;

7 Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft
an Kluft,

Daneben Wäldertröten, darüber freie Luft,

Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes
Ruh umkreist,

In Hütten und in Herzen der alten Treue
Geist.

8 Daß sehn die Beiden droben, dem Fremden
sinkt die Hand;

Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vater-
land:

„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder
hat's bedroht,

Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich
ihn todt.“

9 Der Fremde sieht hinunter, sieht Hans
in's Gesicht,

Er will den Arm erheben, den Arm erhebt
er nicht:

„Und hast du ihn erschlagen, so war's im
rechten Streit,

Und willst du mir verzeihen, komm, Hans,
ich bin bereit!“

Nicolaus Niembsch Edler von Strehlenau, genannt Lenau,

geboren den 18. August 1802 im Dorfe Eszard
unweit Temeswar, studirte zu Ofen, dann auf der
Universität zu Wien, erst Philosophie, sodann
Jurisprudenz, hierauf Medicin, verließ 1831 Oester-
reich, lebte eine Zeit lang in Schwaben (Verbin-
dung mit Kerner, Schwab, Pfizger und Anderen),
kaufte sich 1832 in Amerika an, lehrte aber schon

1838 nach Europa zurück, lebte nun abwechselnd
in Wien und Stuttgart, verfiel 1844 in Geistes-
krankheit, brachte ein paar Jahre in einer Heil-
anstalt bei Stuttgart und dann noch zwei Jahre in
einer Irrenanstalt zu Wien zu, und starb hier am
22. Aug. 1850. — Lyrische Gedichte; epische (Albigens-
ser, Savonarola); Dramatisches (Faust, Don Juan).

Frühlingsfeier.

1 An ihren bunten Liebern klettert
Die Lerche selig in die Luft;

Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüth' und Duft.

2 Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

3 Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom,
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Die Nacht.

1 Auf dem Leich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

2 Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blickend in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

3 Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Die drei Bageuner.

1 Drei Bageuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch die sandige Heide.

2 Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein lustiges Liedel.

3 Hielt der Zweite die Pfeif im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,

ob er vom Erdenrund
Glücke mehr brauche.
er Dritte behaglich schlief,
ymbal am Baum hing;
Saiten der Windhauch lief,
Herz ein Traum ging.
n Kleibern trugen die Drei
bunte Fliden;
ten trozig und frei
Erbengeschieden.
en Zigeunern lang noch schaun
m Weiterfahren,
besichtern dunkelbraun,
lockigen Haaren.

V i s i o n .

Himmel strahlt der Mond so klar,
o Rappe, greif!
fliegt des Reiters Haar,
Mahn' und Schweiß.
inem Hut der Reiter trägt
nd Federnpuß,
iches Gelächter schlägt
schwingt den Stuß.
eiter sprengt um Mitternacht
d Tyrol, allein;
om braust und stürzt mit Macht,
holt ihn ein.
hneegans hoch dort oben ruft
rnd Wanderlieb;
der Vogel in der Luft,
schneller flieht.
ist der Wolkenschatten Flucht,
schneller noch;
t er in der tiefen Schlucht,
am Gipfel hoch.
s Gebein der Helden liegt,
Roß den Sporn,
jeknen Gräbern fliegt
bei im Born.
ege liegt ein Crucifix,
s Herberg ragt;
wandten, finstern Blick,
Reiter jagt.

8 So reitet er durch's Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, lebwohl! lebwohl!
Du siehst mich nimmermehr!“

9 Das letzte Helbengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein;
Grab zu. — Verschwunden ist der Geist
Von Ahtzehnhundert Neun.

N i a g a r a .

1 Klar und wie die Jugend heiter,
Und wie murmelnd süßer Traum,
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;

2 Zieht dahin in sanftem Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Wiederstrahlt mit froher Muße
Und die Sterne stiller Nacht.

3 Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wanderer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.

4 Wo des Niagara's Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

5 Etb' und Himmels unbekümmert,
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.

6 Stromesschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort im wilden Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

7 Den der Wanderer fern vernommen,
Niagara's tiefen Fall,
Hört er nicht, herangelommen,
Weil zu laut der Wogenshall.

8 Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft höret rauschen
In der Ferne der Prophet.

Anton Alexander Graf von Auersperg,

(pseudon. Anastasius Grün), geboren den 11. April 1806 zu Laibach, studirte in Wien, bereiste Italien und einen Theil von Frankreich, lebte seit 1838 als k. k. Kammerherr theils in Wien, theils auf seiner Herrschaft (Grafschaft

Thurn am Hart); jetzt im Ministerium des neuen Verfassungsstaates. — Gedichtsammlungen; Blätter der Liebe (1830); der letzte Ritter (1830); Spaziergänge eines Wiener Poeten (1831); Schutt; Gedichte (1838) u. s. w.

Baumpredigt.

1 Um Mitternacht, wenn Schweigen rings,
Beginnt's durch Waldesräume,
Und wo sonst Büsch' und Bäume stehn,
Zu flüstern, rascheln und zu wehn;
Denn Zwiesprach halten die Bäume.

2 Der Rosenbaum lacht lustig auf,
Duft raucht aus seinen Gluthen:
„Ein Rosenleben reicht nicht weit!
Dum soll's, je kürzer seine Zeit,
So voller, heller verbluten.“

3 Die Esche spricht: „Gesunkner Tag,
Mich täuscht nicht Glanz und Flittern!
Dein Sonnenstrahl ist Todesstahl,
Gezüdt auf's Eschenherz zumal;
Und bangend muß ich zittern!“

4 Die schlante Pappel spricht, und hält
Zum Himmel die Arm' erhoben:
„Dort strömt ein lichter Egenäquell,
Der rauscht so süß und glänzt so hell,
Dum wall' ich sehrend nach oben!“

5 Die Weide blidt zur Erd' und spricht:
„O, daß mein Arm dich umwinde!
Mein wallend Haar neig' ich zu dir,
Drein flechte deine Blumen mir,
Wie Mütterlein dem Kinde!“

6 Drauf seufzt der reiche Pflaumenbaum:
„Ach, meine Füll' erdrückt mich!
Nehmt doch die Last vom Rücken mein!
Nicht trag' ich sie für mich allein,
Was ihr mir raubt, erquidt mich!“

7 Es spricht die Tanne guten Muths:
„Ob ich an Blüthen gleich darbe,
Mein Reichthum ist Beständigkeit;
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändr' ich meine Farbe!“

8 Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
„Ich zittre vor Gottes Blitzen!
Rein Sturm ist mich zu beugen stark,
Kraft ist mein Stamm, und Kraft mein Mark!
Ihr Schwächern, euch will ich schützen!“

9 Die Epheuranke thät an ihn
Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,

Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen!“

10 Drauf sprachen sie so Manches noch;
Ich hab' es halb vergessen;
Noch flüsterte manch heimlich Wort,
Es schwiegen nur am Grabe dort
Die trauernden Cypressen.

11 O daß die leisen Sprüchlein all'
Ein Menschenherz doch trafen!
Was Wunder, wenn sie's trafen nicht?
Die Bäume pred'gen beim Sternenlicht,
Da müssen wir ja schlafen.

Der treue Gefährte.

1 Ich hatt' einst einen Genossen treu,
Wo ich war, war er auch dabei;
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus,
Und ging ich fort, blieb er nicht zu Haus.

2 Er trank aus Einem Glas mit mir,
Er schlief in Einem Bett mit mir,
Wir trugen die Kleider nach Einem Schnitt,
Ja selbst zum Liebchen nahm ich ihn mit.

3 Und als mich's jüngst zu den Bergen zog,
Und Stab und Bündel im Arm ich wog,
Da sprach der treue Gefelle gleich:
„Mit Gunsten, Freund, ich geh mit Euch!“

4 Wir wallen still hinaus zum Thor,
Die Bäume streben frisch empor,
Die Lüfte bringen uns warmen Gruß,
Da schüttelt der Freund den Kopf mit Verdruß.

5 Im Aether jauchzt ein Lerchenchor,
Da hält er zugepreßt sein Ohr;
Süß duftet dort das Rosengesträuch,
Da wird er schwindlig und todtensbleich.

6 Und als wir stiegen den Berg hinan,
Verlor den Athem der arme Mann;
Ich wallt' empor mit leuchtendem Blid,
Doch er blieb leuchend unten zurück.

7 Ich aber stand jauchzend ganz allein
Am Vergessgipfel im Sonnenschein;
Rings grüne Triften und Blumenduft!
Rings wirbelnde Lerchen und Vergeslust!

8 Und als ich wieder zu Thale gewallt,
Da stieß ich auf eine Leiche bald:

er ist's! Todt liegt er hier,
 ist der treuste Gefährte mir!
 Da ließ ich graben ein tiefes Grab,
 Setzte die Leiche still hinab;
 Setzt' ich einen Leichenstein,
 Auf die Wort' als Inschrift drein:
 Hier ruht mein treuster Genoss im Land,
 Hypochonder zubenannt,
 Von an frischer Bergesluft,
 Hensschlag und Rosenduft!" [Heil,
 Sonst wünsch' ich ihm alles Glück und
 Ewig Ruhe werd' ihm zu Theil!
 Ihr' mich Gott vor'm Wiedersehn
 Dem fröhlichen Auferstehn!"

Zwei Wanderer.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Thor,
 Richten Alpenwelt empor.
 Wie ging, weil's Mode just;
 Aber trieb der Drang in der Brust.
 Da als daheim nun wieder die Zwei,
 Die die ganze Sippenschaft herbei,
 Hielten's von Fragen ohne Zahl:
 Habt ihr gesehn? Erzählt einmal!"
 Eine drauf mit Gähnen spricht:
 Wir gesehn? Viel Nares nicht!
 Aume, Wiesen, Bach und Hain
 Und den Himmel und Sonnenschein."
 Eine Andere lächelnd dasselbe spricht,
 Mit verklärtem Gesicht:
 Aume, Wiesen, Bach und Hain,
 Und den Himmel und Sonnenschein!"

Unsre Zeit.

Am dem grünen Tische prangen Cruzifixe
 Und Kerzenlicht;
 Und Rätthe, schwarz gekleidet, sitzen
 Ernst dort zu Gericht;
 Sie luden vor die Schranken unsre Zeit,
 Die Frevlerin,
 Trüb' und unheilbrohend und von
 Sturmbewegtem Sinn!
 Da es kommt nicht die Gerufne; denn
 Die Zeit, sie hat nicht Zeit,
 Sie steht stille stehn im Saale weltlicher
 Gerechtigkeit;
 Sie zwei Stunden harren, ist sie
 Schon zwei Stunden fern;
 Sie sendet ihren Anwalt, also sprechend
 Zu den Herrn:

3 „Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht
 Ihr sie, so schmäht ihr euch!
 Denn es ist die Zeit dem weißen unbeschriebnen
 Blatte gleich;

Das Papier ist ohne Matel, doch die Schrift
 Darauf seid ihr!

Wenn die Schrift just nicht erbaulich, nun, was
 Kann das Blatt dafür?"

4 „Ein Pocal durchsicht'gen Glases ist die
 Zeit, so hell, so rein;

Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt
 Nicht eure Gefen drein!

Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz
 Stattlich sonst sich aus;

Freilich, seit ihr eingezogen, scheint es oft
 Ein Narrenhaus."

5 „Seht, es ist die Zeit ein Saatseld, da
 Ihr Disteln ausgesät,

Ei, wie könnt ihr drob euch wundern, daß
 Es nicht voll Rosen steht?

Cäsar sucht auf solchem Felde Schlachten der
 Unsterblichkeit,

Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es
 Sattsam groß und weit."

6 „Zeit ist eine stumme Harfe; prüft ein
 Stümper ihre Kraft,

Heulen jammerns Hund und Rater in der
 Ganzen Nachbarschaft! —

Nun wohl an, so greift begeistert, wie Amphion
 Fest darein,

Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben
 Fahre in den Stein!"

Karl der Rühre und Maximilian zu Trier 1473.

1 Es war zu Trier, da saßen zwei Fürsten
 Bei'm goldnen Wein;

Kein Schranze lauschte spähen, und nur der
 Ampel Schein

Verrieth hier eine Krone auf einem narb'gen
 Haupt,

Und dort ein lächelnd Antlitz, von Rosen
 Leicht umlaubt.

2 Der Ein' ist reich an Thaten, ein düstrer
 Held zu sehn,

Der Andre frisch wie Cedern, so heiter und
 So schön;

Der Eine schien ein Herbsttag, der heim die
 Garben trägt,

Der Andr' ein Frühlingsmorgen, der Saaten
 Der Hoffnung begt.

3 Der glich dem moosgen Eichbaum, an
dem die Art schon liegt,
Der Andre dem schlanken Sprößling, den
Gärtnerhand noch biegt;
Der schien die Sonn' im Westen, die blutig
untergeht,
Und Jener der Stern der Liebe, der lächelnd
im Osten steht.

4 Es dünkt dem ernstestn Helben sein Lenz
auf's Neu erblüht,
Wenn er dem herrlichen Jüngling in's Flammen-
auge sieht.
Der aber fühlt sich mächtig vom Fittig der
Zeit umrauscht,
Wenn er des düstern Genossen tief ernster
Rede lauscht.

5 Der Ein' ist reich an Siegen, und rasten
möcht' er nun;
Den Andern drängt's nach Thaten, um glor-
reich dann zu ruhn.
Der Eine heißt der Bühne im ganzen schönen
Burgund,
Und Oestreichs Max, den Andern, nennt jeder
deutsche Mund.

6 Sie sahn sich stumm in's Auge und
drückten Hand in Hand,
Und füllten die Bocale bis an den goldnen
Rand;
Der Freundschaft Rosenfinger, mit Bügen leicht
und mild,
Malt tief in's Herz indessen dem Freund des
Freundes Bild.

7 Und wie ein Bild Madonnens, dem
Eichbaum angeschmiegt,
So glänzt das Frauenbildniß, *) das Karl am
Busen liegt.
Ganz gleicht's ihm, wie der Sonne in Seen
ihr Widerschein,
Nur sanfter, als das Urbild, und milder blickt
es drein.

8 Die Sonne blendet das Auge, doch
nicht ihr Widerschein;
Drum blickte Max in's Bildniß so lang und
gern hinein;
Und wenn mit Karl's Bocale der seine zu-
sammenhält,
Weiß selbst er's nicht zu sagen, wem wohl
sein Becher galt.

9 Früh Morgens, als beim Abschied man
sah die Fürsten stehn,
Warm Herz an Herz gepresset, da war es
schön zu sehn,

Wie ihre Krieger auch standen und
Hand sich bot,
Und über allen Landen aufglomm ein
roth.

Der letzte Dichter.

1 „Wann werdet ihr, Poeten
Des Singens einmal müd?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte ew'ge Lied?“

2 „Ist nicht schon längst gele
Des Ueberflusses Horn?
Gepflückt nicht jede Blume,
Erschöpft nicht jeder Born?“ —

3 So lang' der Sonnenwagen
Im Nizurgleis noch zieht,
Und nur Ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

4 So lang' der Himmel Stü
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

5 So lang' nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

6 So lang' die Nacht den A
Mit Sternensaat besät,
Und noch Ein Mensch die Büge
Der goldnen Schrift versteht;

7 So lang' der Mond noch le
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang' der Wald noch rausche
Und Einen Müden kühlt;

8 So lang' noch Lenge grüne
Und Rosenlauben blühn;
So lang' noch Wangen lächeln,
Und Augen Freude sprühn;

9 So lang' noch Gräber trau
Mit den Cypressen dran;
So lang' Ein Aug' noch weinen
Ein Herz noch brechen kann:

10 So lange wallt auf Erder
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

11 Und singend einst und jub
Durch's alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

*) Maria v. Burgund, später Maximilian's Gattin.

12 Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan,
Wie eine frische Blume,
Und blüht sie lächelnd an.

13 Wann diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,

Und Erden, Sonnenbälle
Als Blüthenstaub versprüht:

14 Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgefungen
Das alte ew'ge Lied!

Julius Moser,

geboren den 8. Juli 1808 zu Marienei im sächsischen Voigtlande, studierte in Jena und Leipzig Jurisprudenz, 1834 Advocat in Dresden, 1844 Theaterdichter und Director der Hofbühne in Olden-

burg, gestorben den 10. October 1867. — Lyriker, Epiker und Dramatiker (kleinere Gedichte, das epische Gedicht Ahasver, das Lied vom Ritter Wahn, Dramatisches).

Sandwirth Hosfer.

1 Zu Mantua in Banden der treue Hosfer
war,
In Mantua zum Tode führt ihn der Feinde
Schaar;

Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol!

2 Die Hände auf dem Rücken Andreas Hosfer
ging
Mit ruhig festen Schritten, ihm schien der Tod
gering,

Der Tod, den er so manches Mal
Vom Jselberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

3 Doch als aus Kertergittern im festen
Mantua [sah,
Die treuen Waffenbrüder die Händ' er strecken
Da rief er laut: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!“

4 Dem Tambour will der Wirbel nicht unter'm
Schlägel vor,
Als nun Andreas Hosfer schritt durch das
finstre Thor.

Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

5 Dort soll er niederknien; er sprach: „Das
thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe, will sterben, wie
ich stritt,

So wie ich steh' auf dieser Schanz!
Es leb' mein guter Kaiser Franz!

Mit ihm sein Land Tyrol!“

6 Und von der Hand die Binde nimmt
ihm der Korporal,
Andreas Hosfer betet allhier zum letzten Mal.

Dann ruft er: „Nun so trifft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Abe, mein Land Tyrol!“

Der Trompeter an der Raabach.

1 Von Wunden ganz bedeckt,
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Raabach hingestreckt,
Der Brust entströmt das Blut.

2 Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegesthunde
Zu seinen Ohren bricht.

3 Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.

4 Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde,
Als wie ein steinern Bild.

5 Und die Trompete schmettert —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria! in das Land.

6 Victoria! so klang es
Victoria! überall,
Victoria! so drang es
Hervor mit Donnerhall.

7 Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

8 Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment;
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End!“

Das Lied vom Kreuzschnabel.

1 Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt' er heimlich sanftes Zuden
An der stahl durchbohrten Hand.

2 Hier, von Allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

3 Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrei'n.

4 Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag', als Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut- und Kreuzeszier!“

5 Kreuzeschnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

Otto Friedrich Gruppe,

geboren den 15. April 1804 zu Danzig, studierte
Philologie zu Berlin, privatisirte dann daselbst,
ward 1844 Universitätsprofessor und 1863 Secre-

taire der königl. Kunstakademie zu Berlin. Lyrisch
epischer (Alboin, König der Longobarden) und li-
ratischer Dichter, Philolog und Kunstkritiker.

Der Schmied von Solingen.

1 Der Waffenschmied von Solingen
Ließ Schlot und Esse dampfen;
Doch wenn er dann die Zeitung las,
Mit Füßen thät er stampfen;
Er rief bei jedem Flintenrohr
Und jedem Bajonette:

„Wenn das und einen Mann dazu
Sogleich der Fritz nur hätte!
Denn bei Rollin erging es schlecht,
Die Schart' muß ausgewetzt sein!
Ganz anders müßte der Aroat
Nach Hause schon geheßt sein!“

2 Und endlich faßt ihn Ungeduld,
Der Schmied nimmt selbst die Waffe:

„Ich will doch einmal selber sehn,
Ob ich's nicht anders schaffe!“

Er kam noch just zur rechten Zeit,
Bei Rossbach mitzuschlagen —
Ja, wie das gleich ganz anders ging!
Heidi, das war ein Jagen!

Franzosen und die Reichsarmee,
Die liefen um die Wette;
Wie ständ' es wohl, wenn nicht der Schmied
So brav geholfen hätte?

3 Das war schon gut; doch besser noch,
Noch besser muß es kommen!

Es hat der Schmied von Solingen
Noch ferner Dienst genommen:
Mit zog er in die Leuthner Schlacht,
Das war ein freudig Siegen!
An Sechzigtausend fliehn davon,

Und Dreißigtausend liegen!

Da sprach er: „So! nun geht das Ding,
Nun kann ich wieder schmieden,
Und hoffen will ich, daß der Fritz
Mir nicht zu schnell macht Frieden.“

4 Der Waffenschmied von Solingen
Ließ Schlot und Esse dampfen;

Und wenn er jetzt die Zeitung las,
Wohl nicht mehr thät er stampfen.

Er sprach: „Ich hab's gesagt, es ist
Der Fritz ein Kerl zum Rüßen;

Ich glaube kaum, daß noch einmal
Ich werde kommen müssen.“

Der Waffenschmied von Solingen

Ließ Schlot und Esse rauchen;

Er sprach: „Es kann mein Herzensfritz
Noch manche Flinte brauchen!“

Der Tod Friedrich Wilhelm's III.*

1 Es war die ernste, heil'ge Stunde,
Als brach des besten Königs Herz.
Die Sprache schon versagt dem Munde,
Es kämpft die Brust im letzten Schmerz.

2 Da öffnet er das Auge wieder,
Und sieh, er spricht mit klarer Kraft:
„Mich dürstet brennend; sendet nieder
Nach einer Goldorange Saft!“

*) Vergl. oben S. 350 f. „Das Glöcklein
Glücks“ von Seidl.

zwei der treuen Diener eilen,
 in sie zur Pfort' hinaus;
 kann die Menge theilen,
 umringt das Königshaus?
 als der Sterbende verlangt,
 dem Labfal wieder fragt,
 vor der Antwort banget,
 er sich das Wort und sagt:
 Herr, in still geschaarter Menge
 in Vult hier den Palast.

Hindurch zu kommen durch's Gebränge
 Schwer ist es und unmöglich fast."

6 „O Herr, es sind nicht müß'ge Schauer,
 Die Liebe trieb sie zu dir her;
 Es steht, o Herr, dein Volk in Trauer,
 Und ist kein Auge thränenleer."

7 Da athmete der König tiefer:
 „Du hast mich, Gott, im Tod gelobt!"
 Und schloß sein Aug', und sanft entschlief er;—
 Und wir, wir hatten ihn gehabt.

Eduard Mörike,

8. September 1804 zu Ludwigsburg,
 ologie im Seminar zu Urach und im
 bingen, seit 1827 Pfarrgehilfe an ver-
 rten, 1834 Pfarrer zu Clever-Sulz-

bach bei Weinsberg, zog sich später in's Privat-
 leben zurück und wohnte zu Mergentheim. — Lieder,
 Märchen, Idyllen (Idylle vom Bodensee), Roman
 (Maler Nolten).

Septembermorgen.

Nebel ruhet noch die Welt,
 lumen Wald und Wiesen;
 ehst du, wenn der Schleier fällt,
 uen Himmel unverstellt,
 istig die gedämpfte Welt
 mem Golbe fließen.

Das Bächlein murmelt wohl und spricht:
 10 „Armer Knabe, komm bei mir vorüber,
 Siehst auch hier Vergißmeinnicht!" —
 Ja, die sind schön an jedem Ort,
 Aber nicht, wie dort!
 Fort, nur fort!
 Die Augen gehen mir über!

In der Frühe.

Schlaf noch kühl't das Auge mir,
 rt geht schon der Tag herfür
 nem Kammerfenster.
 let mein verstörter Sinn
 ischen Zweifeln her und hin,
 affet Nachtgespenster.
 quäle,
 ht länger, meine Seele!
 ich! schon sind da und horten
 gloden wach geworden.

Heimweh.

es wird die Welt mit jedem Schritt,
 weiter von der Heimath mache;
 , das will nicht weiter mit!
 t die Sonne kalt in's Land,
 t mir Alles unbekannt,
 Blumen am Bache!
 Sache
 eine Miene, so falsch ein Gesicht.

Herbargenheit.

1 Laß, o Welt, o laß mich sein!
 Lodet nicht mit Liebesgaben!
 Laßt dies Herz alleine haben
 Seine Wonne, seine Pein!
 2 Was ich traure, weiß ich nicht;
 Es ist unbekanntes Wehe;
 Immerdar durch Thränen sehe
 Ich der Sonne liebes Licht.
 3 Oft bin ich mir kaum bewußt,
 Und die helle Freude züdet,
 Durch die Schwere, die mich brüdet,
 Woniglich in meiner Brust.
 4 Laß, o Welt, o laß mich sein!
 Lodet nicht mit Liebesgaben!
 Laßt dies Herz alleine haben
 Seine Wonne, seine Pein!

Um Mitternacht.

1 Bedächtig stieg die Nacht an's Land,
 Lehnt träumend an der Berge Wand,
 Ihr Auge sieht die goldne Wage nun

Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn.
 Und lecher rauschen die Quellen hervor,
 Sie singen der Mutter, der Nacht, in's Ohr
 Vom Tage,
 Vom heute gewesenen Tage.
 2 Das uralte alte Schlummerlied,
 Sie achtet's nicht, sie ist es müd;

Ihr Klingt des Himmels Bläue süß
 Der flüchtigen Stunden gleichgesch
 Joch.
 Doch immer behalten die Quellen d
 Es singen die Wasser im Schläfe n
 Vom Tage,
 Vom heute gewesenen Tage.

Karl Ferdinand Dräxler,

genannt Dräxler-Manfred, geboren den 17. Juni 1806 zu Remberg, studirte zu Prag und Wien Jurisprudenz, entsagte aber der juristischen Laufbahn, war mehrere Jahre Mitarbeiter an Wiener Zeitschriften, verließ 1838 Oesterreich, machte größere Reisen (Belgien, Frankreich, England, Deutschland),

lebte dann in Mannheim, Frankfurt, I Geln, Darmstadt und Wiesbaden, ward v von Sachsen-Meiningen zum Hofrath ern Lyrische Gedichte, Sagen, poetische Er Novellen, Uebersetzungen (Dramen v Hugo).

● pflanzet Bäume!

1 O pflanzet Bäume! — Jedes Reis,
 Das klein ihr jetzt habt eingegraben,
 Es wird bereinst des Wartens Fleiß
 Mit süßer Frucht und Schatten laben.

2 Es wird zum grünen Balbachin
 Herangebeihn und festem Stamme,
 Derweil wird kälter euer Sinn,
 Und ihr bedürft des Holzes Flamme.

3 O pflanzet Bäume! — Wenn nicht euch,
 So thut es doch dem eignen Sohne,
 Der werde stark, dem Baume gleich,
 Und trage stolz sein Haupt, die Krone.

4 Ihm sei ein Monument der Baum
 Aus seines Vaters stillem Leben,
 Der noch zu reden wagte kaum,
 Und ihm dies Zeichen hat gegeben.

5 O pflanzet Bäume! — Gottes Fuld
 Wird endlich groß und stark sie machen;
 Ihr übt dabei euch in Geduld,
 Und lernt ob einem Kleinod wachen.

6 Ein Baum, den ihr nicht habt gesetzt,
 Ein gutes Wort, nicht ausgesprochen,
 Ein Diebstahl ist's, den ihr schon jetzt
 An euren Kindern habt verbrochen.

Der Reim.

1 Ein wunderbares Bild,
 Das sich dem Wachen zeigte,
 Und auch im Traume mild
 Zu ihm sich niederneigte;

2 Ein süßer Sehnsuchtslaut,
 Der in das Meer geschwommen
 Und mit der holden Braut,
 Der Antwort, heimgekommen;

3 Ein Ton, der leis' verkling
 Und den im lezten Schwinden
 Das Echo wiederbringt
 Aus weiten Berggewinden;

4 Das ist der Reim, der Ed
 Und Giebel des Gedichtes,
 Der Muse zarter Gruß
 Und Strahl des Liederlichtes.

5 Ein Zauberfaden, weiß
 Er schön sich zu verschlingen,
 Und fernem Enkelkreis
 Dein Wort zu überbringen.

6 An seinem Silberdraht
 Soll bis zu fernem Zeiten
 Gedanken, Wort und That
 Elektrisch weiter gleiten.

7 Wie goldner Blütenleim,
 Vom grünen Blatt umgeben,
 Mag frisch und froh der Reim
 Auf deutschem Liede schweben.

Wilhelm Wackernagel,

geboren den 23. April 1806 zu Berlin, studierte
bald auf der Universität besonders altdeutsche
Sprache und Literatur, privatisierte sodann, ging

1838 nach Basel, wo er 1835 ord. Prof. der deutsch.
Sprache und Literatur wurde, Literaturhistoriker und
Sprachforscher. — Lyrische Gedichte, Spruchdichtung.

Neujahrsnacht.

- 1 Laut kreischend über Walbesbügeln,
Der Deute froh ein Riesenaar,
Fortträgt mit ausgespannten Flügeln
Der wilde Jöhn das alte Jahr.
Zerrissen liegt, wohin er grollet,
Das Schneegewand, das Alles barg:
Mit stürzenden Lawinen rollet
Der letzte Tag in seinen Sarg.
- 2 In seinen Sarg wie manches Leben!
Wer hält das Leben, hält das Glück?
Wer zaubert, die im Sturm verschweben,
Die Blätter an ihr Reis zurück?
O laß, mein Herz, in Gottes Oden
Zerrinnen Schnee und Welt und Zeit!
Hast du in Ihm nur Grund und Boden,
So stehst du fest in Ewigkeit!

Der Tropfen.

- 1 Sei auch ein Tropfen nur,
Der zitternd hängt
Am Blatte, bis die Flur
Der Tag versengt,
- 2 Am Blatt, das heute währt
Und morgen fällt,
Und vor dem Winde fährt
In alle Welt;
- 3 Sei nur ein Tropfen auch
Dein ganzes Sein,
Und werd' ein leichter Rauch
Am Sonnenschein:
- 4 Du schaust die Sonne doch,
Weil du verdirbst,
Und funkelt schöner noch
Und strahlst und stirbst!
- 5 Nur eine Thräne bin
Ich Armer ganz;
O Sonne, nimm sie hin
In deinen Glanz!

Frühlings-Kalligraphie.

- 1 Wer der beste Schreibemeister
Auf der Erde sei?
Frühling, Frühling, Frühling heißt er,
Frühling, Lenz und Mai.
- 2 Unbeschrieben, ungelesen,
Ralt und ungestalt,
War ein leeres Blatt gewesen
Haid' und Feld und Wald.
- 3 Sieh! da ist der Frühling kommen;
Seinen Anfang gleich
Hat das Schreiben da genommen
Rings im ganzen Reich.
- 4 Hier der Berg und dort das Hüglein,
Ader auch und Trift
Deckt mit Zügen sich und Zügeln
Roth und blauer Schrift.
- 5 Große, kleine, feine Lettern,
Kraus und wunderbar,
An den Blüthen, an den Blättern —
Geht und nehmt es wahr!
- 6 An der Lind' und an der Buche
Geht und leßt und leßt,
Daß vom weiß und schwarzen Buche
Endlich ihr geneßt!

Isr. Sir. XXX, 4.

Wer immer hielt den Sohn in guter Zucht,
Der ist nicht todt, auch wenn man ihn begräbt;
Er stirbt, und das ist seines Lebens Frucht,
Daß weiter er im Ebenbilde lebt.

Pred. Sal. IX, 4.

Was da lebt, hat auch sein Recht,
Und sein Recht das Neue;
Besser doch ein Hund, der lebt,
Als ein tochter Leue!

August Ferdinand Alexander Schnegler,

geboren den 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau, studirte daselbst und in München, später Mit-

arbeiter an mehreren Zeitschriften in verschiedenen Städten. — Lieder, Sagen, Romanzen, Dramatisches.

Schwan oder Adler.

1 Folge deinem innern Zuge,
Wie verschieden auch die Bahn!
Sei's mit stolzer Segel Fluge
Durch den weiten Ocean,

2 Sei's mit sanftem Stromgetriebe
Gleitend im bescheidenen Rahn;
Deinem Liede, deiner Liebe
Lege keine Fesseln an!

3 Auf des Sees Spiegelfläche
Segelt ruhevoll der Schwan;
Ueber wilde Schweizerbäche
Mauscht der Adler himmelan. —

4 Selig, wer auf stillen Wogen,
Wie der Schwan, durch's Leben zieht,
Ueber sich des Himmels Bogen,
Unter sich den Himmel sieht!

5 Selig, wer mit Marsgefieder
Rühnen Fluges sich erhebt
Und in's Paradies der Lieder
Aus dem Sturm der Erde schwebt!

Alleben.

1 Ich fühle mich im ganzen weiten All,
Ich kreise mit, in aller Wesen Ringe;
Ich fühle mich im fernsten Sonnenball
Wie in dem kleinsten der beseelten Dinge.
Im Lichtstrahl, Blumenduft und Wiederhall
Erglänz' ich, ströme aus ich und erklinge;
Es ist das Sehnsuchtslied der Nachtigall
Dasselbe Lied, das ich im Innern singe.
Hoch zu dem Himmel, um der Alpen Wall,
10 Laß ich mich heben mit des Adlers Schwinge;
Um Blumen gault' ich, um des Borns Krystall,
Mit der Sylphide, mit dem Schmetterlinge.
Ich fühle brausen mich im Wasserfall,
Als Silberquell durch Wiesen ich mich schlinge.
Ich fühle mich im Sturm und Donnerschall,
Als Hauch des Hirten in der Lenzsyringe —
Ich fühle mich im ganzen weiten All,
Und kreise mit, in aller Wesen Ringe.

Die Lilien im Mummelsee. *)

1 Im Mummelsee, im dunkeln See,
Da blühen der Lilien viele;
Sie beugen sich, sie neigen sich
Dem losen Wind zum Spiele.

Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern an's Gestade.

2 Es braust der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze;
Die Lilienmädchen schlingen sich
Als wie zu einem Kranze;
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

3 Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde;
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halbe.
Und auf und ab durch's nasse Gras
Dreht sich der Reigen ohne Maß,
Und immer lauter schwellen
Zum Ufer an die Wellen.

4 Da hebt ein Arm sich aus der Fluth,
Die Riesensaust geballet,
Ein triefend Haupt dann, schilfbetränkt,
Von langem Bart umwaltet;
Und eine Donnerstimme schallt,
Daß im Gebirg' es wiederhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

5 Da stockt der Tanz, die Mädchen schreien
Und werden immer blässer.
Der Vater ruft: „Puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewässer!“
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

*) Aus dem von Schnegler herausgegebenen bairischen Sagenbuche, worin sich ein Cyklus von zehn auf den Mummelsee im Schwarzwalde bezüglichen Gedichten befindet.

Elisabeth Kulmann,

stammt aus dem Elsaß stammenden Familie entsprossen, geboren den 5. Juli 1808 in Petersburg, zeigte eine wunderbare vielseitige Frühreife (sie war, laut einer Inschrift auf ihrem Denkmal, die erste Russin, welche Griechisch gelernt, elf Sprachen verstanden, und acht derselben gesprochen), starb aber schon vor vollendetem acht-

zehnten Lebensjahre, den 19. November 1825 in Petersburg. — Gedichte in russischer, deutscher und italienischer Sprache, Uebersetzung Anakreons in acht Sprachen, Uebersetzungen aus dem Neugriechischen, Spanischen, Portugiesischen, Italienischen, Englischen u. s. w., theils russisch, theils deutsch.

Die Sterne.

1 Ihr zahlenlosen Sterne,
Des blauen Himmels Zier,
Wozu schuf euch der Ewig'se?
Sagt, wenn ihr könnt, es mir! —

2 „Wir sind die tausend Augen,
O Kind, der guten Nacht,
Die über alle Wesen
Zur Zeit der Ruhe wacht.“

3 „Den Pfad des späten Wandrers
Erhellet unsre Gluth,
Lenkt treu den nächt'gen Segler
Auf unbekannter Fluth;“

4 „Befördert, kräftigwirkend
Gemeinsam mit dem Thau,
Das Wachsthum aller Pflanzen
Der segensreichen Au.“

5 „Es wartet manche Blume,
Die sich der Sonne schließt,
Auf uns, in deren Strahlen
Sie ihren Duft ergießt.“

6 „Den Geist zum Ernste stimmend
Nach lauter Tageslust,
Erzeugen Hochgedanken
Wir in der Menschen Brust.“

Der Rauch.

1 O Rauch, der unsrer armen,
Mühevollen Hütt' entsteiget,
O du enthüllest sichtbar,
Unzweifelbar ein großes
Geheimniß mir. Die Glieder
Des prächtigen und eh'mals
So schattenreichen Sohnes
Der kühlen Waldung wandelt
Die helle Flamm' in Asche.
10 Du aber schwingst behende
Dich in den Raum der Lüfte.
Dein ungeschöner Anblick
Macht anfangs einen Miston
Mit dem anmuth'gen Blaue

Des klaren, weiten Himmels.
Doch du entschwingest immer
Dich mehr und mehr der Erde,
Und mildest stufenweise
Dein dunkles, düstres Aussehn.
20 Jetzt nahest du dem Reiche
Des Aethers schon. Verschwunden
Ist alles Irdische, das dich
Umgab; du wirst zur Wolle,
Zur leichten, lichten Wolle.
Es wird die nicht mehr ferne
Prachtvolle Abendröthe
Mit Purpur dich umhüllen,
Daß du der Menschen Auge
Durch deine Anmuth fesselst.
30 O, du enthüllst ein großes,
Unzweifelbar Geheimniß
Mir, düst'rer Rauch, der unsrer
Armseigen Hütt' entsteiget!
So schwingt des Menschen Seele
Sich nach dem Tod zum Himmel,
Und wird im Glanz der Sonne,
Die keinen Morgen kennen,
Die keinen Abend kennen,
Zum schönverklärten Engel.

Der Sonnenuntergang.

1 Der Sonnenwagen naht,
Dem letzten Himmelsabhang,
An dessen Fuße plätschernd
Die Meereswogen tanzen.
Die Sonnenpferde strengen
Sich an, der nahen Rühlung
Sich freuend und der Ruhe.
Schon ist das Tagsgestirne
Dem Meer so nahe, daß es
10 Bereits sein Bild im Schooße
Der stillen Wellen siehet.
Es kommen stets einander
Die beiden Sonnen näher,
Zwei Königen vergleichbar
Mit ihrem Prachtgesolge,

Die froh an ihrer Reiche
 Gemeinschaftliche Grenze
 Wie Brüder sich einander
 Entgegengehn. Die Säume
 20 Der glühend rothen Räder
 Des müden Sonnenwagens
 Berühren nun die Wellen,
 Die zischend ihn umkreisen.
 Seht! Eine Silberbrücke
 Schwimmt auf dem Meer, und führet
 Die Sonne zu dem Schiffe,
 Worin, tief eingeschlummert,
 Sie auf des breiten Weltstroms
 Entlegenem Gewoge
 30 Zum Morgenthor zurückfährt,
 Um Sterblichen und Göttern
 Den neuen Tag zu bringen.

An die Natur.

1 Natur, des Weltalls Mutter,
 Die Leben rings ergießt,
 Und alles Todte wieder
 In ihrem Schooß verschließt!

2 Ich höre schon die Schwin
 Des nahen Todes wehn;
 Sag', werd' ich, wenn ich sterbe
 Auf ewig untergehn?

3 Bleibt von dem regen Gei
 Der unermüdet schuf,
 Vom Herzen, daß nie fühllos
 Blieb bei des Armen Ruf,

4 Das jedes Leiden theilte,
 Erhöhte jedes Glück,
 Sag', bleibt, wenn ich nun sterb
 Von Beiden nichts zurück?

5 Die hingefunkne Blume,
 Der Baum, vom Herbst entlaubt
 Sie heben, naht der Frühling,
 Auf's Neu' ihr blühend Haupt.

6 Selbst die erstarrte Raupe
 Sprengt ihres Kerlers Schloß,
 Und hebt auf goldnen Schwing
 Sich in der Lüfte Schooß — —

7 Hier liegt des großen Rätl
 Enthüllter klarer Sinn:
 Die Hülle stirbt, die Seele
 Schwebt froh zur Gottheit hin!

Edward von Feuchtersleben,

geboren den 29. April 1806 zu Wien, wurde
 praktischer Arzt daselbst, 1847 Vicedirector der
 medicinischen Studien, 1848 Unterstaatssecretair,

starb den 8. December 1849. — Gedicht
 träge zur Literatur, Kunst und Lebenssthe

Die Glücklichen.

1 Umringt von Sarbes' wundervollen
 Schätzen,
 Auf Asia's höchstem, üppig stolzem Thron,
 Sprach Krösus, sich an fremdem Lob zu legen,
 Behaglich kühn zu Hellas weisem Sohn:
 „Man nennt mit Recht, o Solon, dich den
 Weisen;
 Blic auf zu meinem Thron! Ich frage dich, —
 Du sahst die Welt auf deinen weiten Reisen, —
 Wen rühmst du als den Höchstbeglückten?
 sprich!“
 Und Solon sprach: „Es lebte zu Athen
 10 Ein Mann, der Tellus hieß; ihm ward
 beschieden,
 Zu schöner Zeit, durch Wohlfahrt und durch
 Frieden
 Die liebe Vaterstadt beglückt zu sehn.
 Drei mächtige Söhne wurden ihm geboren,
 Sie haben rühmlich, so wie er, gestrebt;
 Auch seine Enkel hat er noch erlebt
 Und nichts Geliebtes hat er je verloren.

Und als Athen begann den schweren
 Da zog er aus, stritt und erstritt d
 Und siegend ward es ihm gegönnt z
 20 Den rühm' ich dir den Glücklich
 Allen.“

Und Krösus drauf mit ernstem Herr
 „Doch wen, nach deinem Landsmann
 Grieche,

Nennst du den Zweiten, der, gefr
 Sich jenem Tellus billig wohl vergl
 So fragt er, denn er hat der Rede
 Bethört von eitler Selbstsucht, nicht ve
 „Zwei Jünglingen in der Argiver L
 Erwiedert Solon, „ward der Hochge
 Der Mutter Wagen zogen einst die
 30 Bei Here's Fest mit kindlichem Z
 Zum weitentlegnen Tempel treulich
 Und sanken matt an dessen Stufen
 Da wendete die Mutter sich zu Here
 Und flehte, daß ihr waltendes Gebot
 Den Guten das Beglückendste gewäh
 Die Göttin gab's, die Söhne waren
 Noch lebt der Götterspruch in Hellas

Jungfrau'n, wie Rosenblüthen halb ent-
glommen,

Sah ich in edlem Tanze schwebend nah'n.

2 Wie Traum war mir. Sie lächelten dem
Wahn,

Den sie im trunkenen Auge wahrgenommen.

Sich traut umschlingend, sahn sie mit den
frommen,

Den klaren Engelsaugen still mich an.

3 Da hub ich an, ein Märchen zu erzählen,
Von Ahnung reich und farbenvollem Lichte;
Leicht war's, die bunten Bilder auszuwählen;

4 Ich laß sie aus der Kinder Angesichte.
Da staunten sie, die jugendlichen Seelen,
Nicht ahnend, selbst zu dichten im Gedichte.

b. Die Frauen.

1 Die Sonne glüht. In träumendem Ermatten
Irr' ich umher. Ha! welch ein selig Schauen!
Es weilet eine holde Schaar von Frauen
In eines Haines düstereichem Schatten,

2 Treu während in der Brust die fernen Gatten,
In schöner Eintracht seligem Erbauen.

Die Sonne weilet schwebend froh im Blauen,
Und Kinder spielen auf den grünen Matten.

3 Es hat der Pflicht geheimnißvolles Band
Die Anmuth selbst um ihre Brust geschlungen;
Aus ihrer süßen Nähe ist verbannt,

4 Wem nicht der Sieg der Grazie gelungen;
Hier kühl't sich selbst der heißen Sonne Brand,
Und heilig ist das Lied, das ich gesungen.

Un glück (Chafel).

1 Ich darf, so oft ich nur ein wenig nasche,
Gewiß sein, daß mich Jemand überrasche.
Wenn mit dem größten Fleiß ich Netze stride,
Entwischt gewiß mir immer eine Masche.
Bei Tische gieß' ich aus die braune Lunte,
Beim Trinkgelag zerbrech' ich Kelch und Flasche.
Ich habe selten Geld, und hab' ich's einmal,
So hat auch sicherlich ein Loch die Tasche.
Stets färben Tintenspuren meine Finger,
10 So oft ich sie mit Rosenwasser wasche.
Verloren hat den Staub und einen Flügel
Der Schmetterling, den ich mit Mühe hasche.
Beim Kartenspiel bekom'm' ich nie die Trümpe,
Die Würfel fallen niemals mir zum Pasche.
Ich wollte jüngst geschälte Pflaumen dörr'n;
Doch fielen sie mir leider in die Asche.

Ludwig Adolph Stöber,

geboren den 7. Juni 1810 zu Straßburg, studirte
dasselbst Theologie, 1832 Erzieher zu Metz, 1837
Pfarrvicar zu Miesenheim (am Fuß der Vogesen),
1839 Religionslehrer am Gymnasium zu Mühl-

hausen, 1840 Stadtpfarrer daselbst. — Lieder,
Naturbilder („Reisebilder aus der Schweiz“), Sa-
gen und Romane. Mit seinem Bruder August
gab er „Malerbilder“ heraus.

Auf dem zerfallenen Bergschloß.

1 In kühlen Strömen kreist die Luft
Hier oben um die Bergeshalde,
Durchwürtzt von Alpenkräuterduft,
Vom Harzhauch aus dem Tannenwalde.
Halb offen liegt des Himmels Grund,
Die blauen Räume dämmern steigen;
Es ruht auf dieser Höhe rund
Ein feierliches Kirchhofsgrün.

2 Des Friedens Athem weht mich an
Aus diesen Haidekräuterwurzeln;
Die Freiheit bricht sich ihre Bahn,
Wo stolz die Felsenquellen stürzen.
Und frag' ich, du zerfallene Haus,
Was dich getilgt von dieser Stätte?
Ach! daß der Menschen wüster Graus
Nicht dies Gebiet entheiligt hätte!

3 Hier oben, wo so himmelrein
Die blauen Lüfte sich ergießen,
Da höhlten sie den alten Stein
Zu dumpfen, engen Thurmverließen;
Laut scholl der Fehden wild Gedröhn,
Und Panzer, Schwert und Ketten klrten,
Daß von den streiterfüllten Höhn
Die scheuen Vögel bald entschwirren.

4 Nicht lang', von heiligem Born entsacht,
Säumt die Natur, sich aufzuraffen,
Und ihre ganze Heeresmacht
Ruht sie mit Ingrim zu den Waffen.
Es gilt, ihr friedlich Eigenthum
Vom Werk der Menschenhand zu räumen;
Es gilt, zu stürzen wiederum
Die Zwingburg mit den Schredensträumen!

5 Und rings belagert wird der Thurm
Von unsichtbaren Heeresmächten;

arfen Winde laufen Sturm
hlen frisch in dunkeln Nächten;
ize schießen Bresche gleich,
nenbricht die Mauerscharte,
öbung bröht vom Donnerstreich,
send Rissen klast die Warte.
un hängen sich Strickleitern an
pheuranten fest geschlungen,
sch die Breschen geht's hinan,
die Rinne schon erschwungen!
blidt wieder frei hinaus
ber die geschleiften Schanzen,
lt, den grünen Tannenstrauß,
egesbanner, aufzupflanzen.
ie Feldmusik der Vögelein
t im lust'gen Schloßgemäuer;
ürmer brennen im Gestein
ihre tausend Freudenfeuer.
st dir wieder, o Natur,
erb' errungen und gerochen,
rün verdeckt der Menschen Spur,
ine sel'ge Ruh' gebrochen.
dir gönne dieses Räumchen hier
ner menschenfernen Stille!
immelnahes Lustrevier
ören nicht mein schlichter Wille.
ich als einen wilden Strauch
sen Höhen stiernd hängen,
ehrt vom Haideträuterhauch,
hallt von hellen Waldgesängen!

W a c h t e l s c h l a g.

Die frisch erquidt, wie frisch erquidt
untre Wachtelschlag,
aus dem Kornfeld bidwerwidt
ißen Sommertag!
ingt aus voller Brust so hell,
rudelnd aus dem Fels ein Quell.
Sei wohlgemuth! sei wohlgemuth!
t der Wachtel Rath.
it noch so heiß der Sonne Gluth,
öhlich bei der That!
öhlich Singen spät und früh
t des Tages Last und Müh'."

3 „Vertrau' dem Herrn! vertrau' dem Herrn!“
Das ist der Wachtel Ruf.

„Der Herr behütet gnädig gern
Die Saaten, die er schuf;
Und ob es donnert, blitzt und kracht,
Getrost! der Herr im Himmel wacht!“

4 „Gott Lob und Preis! Gott Lob und Preis!“
Das ist der Wachtel Lehr'.

Die Felder sind zur Ernte weiß;
Gebt unserm Gott die Ehr',
Für jede Garbe Gott sei Dank!
Die unter eurer Sichel sank!“

5 „Vergeßt nicht mein! vergeßt nicht mein!“
Das ist der Wachtel Bitt'.

„Und räumt mir auch ein Nestchen ein
Von eurem Mehrenschnitt!
Vergeßet nicht des Armen heut,
Wenn euch der gute Tag erfreut!“

6 „Behüt' euch Gott! behüt' euch Gott!“
Das ist der Wachtel Gruß.

„Es kommt die bittere Wintersnoth,
Darum ich scheiden muß.
Der Herr bewahr' euch alle fromm,
Bis über's Jahr ich wiederkomm!“

Der Schatzgräber im Seelhof.

1 Im Walde liegt, auf stiller Au,
Seelhof, ein alter Klosterbau.

2 Dort grub ein armes Bäuierlein
Nach Schätzen einst im Mondenschein.

3 Da trat aus einer geheimen Thür
Eine weiße Klosterfrau herfür.

4 Sie reicht ihm ein seltsam Waldblümlein:
„Das lege dort auf den alten Stein!“

5 „Aufspringen wird alsbald der Grund,
Und finden wirst du den besten Fund.“

6 Und als er die Blume kaum erfaßt,
Durchschauert's ihn wie Fieberhaß.

7 Fort aus dem Seelhof stürzt' er hinaus,
Und kam in Todesangst nach Haus.

8 Das Bäuierlein am dritten Tag
Entseelt auf einem Strohbett lag.

9 Gefunden hat er den besten Schatz,
Jenseits den ewigen Ruheplatz.

Ferdinand Freiligrath,

geboren den 17. Juni 1810 zu Detmold, wurde für den Kaufmannsstand bestimmt, 1831 Commis zu Amsterdam, 1837 in Barmen, entsagte 1839 dieser Laufbahn, erhielt 1842 ein Jahrgehalt vom Könige von Preußen, wohnte nun zu St. Goar, entsagte jenem Jahrgehälter 1845, lebte dann nach-

einander an verschiedenen Orten, 1848 in Dorf, dann eine Reihe von Jahren in fest durch eine Dotation aus Beiträgen Freunde in Stand gesetzt, unabhängig in Land zu leben. — Gedichte, Uebersetzungen aus dem Englischen).

Morgenländisches Leben.

1 Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren:

Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand!

2 Dann zög' ich wohl mit flücht'gen
Pferden

Durch Jethro's flammendes Gebiet;
Dann hielt' ich wohl mit meinen Heerden
Rast bei dem Busche, der geglüht!

3 Dann Abends wohl, vor meinem Stamme,
In eines Zeltes lust'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung inn're Flamme
In lodernden Gesängen aus!

4 Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleich wie mit Salomon's Ringe,
Herrscht' ich, ein Zauberer, im Sand.

5 Nomaden sind ja meine Hörer,
Zu deren Geist die Wildniß spricht,
Die vor dem Samum, dem Zerstörer,
Sich werfen auf das Angesicht,

6 Die allzeit auf den Rossen hängen,
Absitzend nur am Wüstenbronn,
Die mit verhängten Bügeln sprengen
Von Aiden bis zum Libanon,

7 Die Nachts, als nimmermüde Späher,
Bei ihrem Vieh ruh'n auf der Trift,
Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Anschau'n des Himmels goldne Schrift,

8 Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sina's gluthgeborst'nen Höhn,
Die oft des Wüstengeistes Schemen
In Säulen Rauchs wandeln sehn,

9 Die durch den Riß oft des Gesteines,
Erschaun das Flammen seiner Stirn —
Ha! Männer, denen glüh'nd, wie meines,
In heißen Schädeln brennt das Hirn!

10 O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht!

11 Ich irr' auf mitternäch't'ger R
Der Norden, ach! ist kalt und kug.
Ich wollt', ich säng' im Sand der
Gelehnt an eines Hengstes Bug!

Löwe aritt.

1 Wüstenkönig ist der Löwe; wi
Gebiet durchflie
Wandelt er nach der Lagune, in de
Schiff zu liegen
Wo Gazellen und Giraffen trinken,
im Rohre;

Zitternd über dem Gewalt'gen ran
Laub der Syco

2 Abends, wenn die hellen Feu
im Hottentotten
Wenn des jähren Tafelberges bunte, i
Signale

Nicht mehr glänzen, wenn der Rasse
schweift durch di
Wenn im Busch die Antilope schlumr
am Strom das

3 Sieh, dann schreitet majestätisch
Wüste die Gira
Daß mit der Lagune trüben Fluth
heiße, schlaffe

Zunge kühle; lechzend eilt sie durch
nachte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses
schlammgefüllter

4 Plötzlich regt es sich im Rohre
brüll auf ihren
Springt der Löwe; welch ein Reitt
man reichere S

In den Marstallkammern einer l
Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners,
Thiere Fürst be

5 In die Muskeln des Genides
gierig seine Bäl
Um den Bug des Riesenpferdes
Reiters gelbe I

Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt
es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit
Bardelhaut vereinigt.

6 Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es
mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen;
rieselnd fließen

An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen
Blutes Tropfen,

Und das Herz des flüchtigen Thieres hört die
stille Wüste klopfen.

7 Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel
im Lande Jemen

Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein
fahler, lust'ger Schemen,

Eine sandgeformte Trombe in der Wüste
sand'gem Meer, [her.

Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen

8 Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend
schwirrt er durch die Lüfte;

Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiberin
der Grüste,

Folgt der Panther, der des Caplands Heerden
räuberisch verheerte;

Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs
grausenvolle Fahrte.

9 Jagend auf lebend'gem Throne sehn sie
den Gebieter sitzen,

Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte
Polster reizen.

Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn
die Giraffe tragen;

Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen
und kein Schlagen.

10 Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie
hin, und röchelt leise.

Lobt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das
Ross des Reiters Speise.

Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man
Frühlicht glänzen;

So durchsprengt der Thiere König nächtlich
seines Reiches Grenzen.

Ammonium.

1 „Fremdling, laß deine Stute grasen!

O zieh' nicht weiter diese Nacht!

Dies ist die grünste der Oasen;

Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,

Gleichwie inmitten von Topasen

Im grüner, funkelnder Smaragd!“ —

2 Er sprach: „Gern will ich mich entgürten!“

Und nahm dem Pferde das Gebiß.

Schöff. Handbuch. I.

Er setzte sich zu seinen Wirthen;
Des Wüstengeiers Flügel schwirrten
An ihm vorüber nach den Syrten,
Zu ruhn in der Pentapolis.

3 Die Lieder und die Cymbeln klangen;
Die Mappe lag auf seinen Knien.

Die Rosse mit den blanken Stangen,

Die finstern Reiter mit den langen

Gewanden und den bärtgen Wangen,

Die Zelte — fremd ergriff es ihn.

4 Mit farb'gen Stiften schuf er glühend
Ein Bildniß dieser Wüstenrast.

Die Dromedare lagen knieend

Am Quell; des Wirthes Töchter, blühend

Und schlank, bald nahend und bald fliehend,

Umtanzten singend ihren Gast:

5 „Fremdling, laß deine Stute grasen!

O zieh' nicht weiter diese Nacht!

Dies ist die grünste der Oasen;

Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,

Gleichwie inmitten von Topasen

Ein grüner, funkelnder Smaragd!“

Meine Stoffe.

1 Ihr sagt: „Was drückst du wiederum
Den Turban auf die schwarzen Haare!

Was hängst du wieder ernst und stumm

Im weiden Korb am Dromedare?“

2 „Du hast so manchmal schon dein Zelt

In Ammons Flächen aufgeschlagen,

Daß es uns länger nicht gefällt,

Dir seine Pfähle nachzutragen.“

3 „Du wandelst wie ein Mann, der träumt!

Sieh, weh'nder Sand füllt deinen Röcher;

Der Taumelmohn des Ostens schäumt

In deines Liedes goldnem Becher.“

4 „O geuß ihn aus! — Dann aber spähe

Und lechze umher mit regen Sinnen,

Ob keine Bronnen in der Näh',

Daraus du schöpfen mögest, rinnen!“

5 „Sei wach den Stimmen deiner Zeit!

Horch auf in deines Volkes Grenzen!

Die eigne Lust, das eigne Leid

Woll' uns in deinem Kelch kredenzen!“

6 „Laß tönend deiner Zähren Raß

An die metallne Wölbung klopfen,

Und über ihr verbluten laß

Dein Herz sich bis zum letzten Tropfen!“ [Gier

7 „Wovon dein Kelch auch schäumt, mit

Woll'n deine Gaben wir empfangen;

Mit durst'gen Lippen wollen wir

An seinen blut'gen Rändern hangen.“

8 „Nur heute noch den Orient
Vertausche mit des Abends Landen!
Die Sonne sticht, die Wüste brennt;
O lasse nicht dein Lied veranden!“ —

9 O könnt' ich folgen eurem Rath!
Doch düster durch versenkte Palme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad; —
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

Die Auswanderer.

1 Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch ansehen immerdar.
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

2 Ihr Männer, die ihr von dem Raden
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebaden,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

3 Und ihr im Schmutz der langen Böpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlant;
Wie sorgsam stellt ihr Krug' und Löpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

4 Das sind dieselben Löff und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

5 Des Dorfes steingefasste Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebücht,
Der Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

6 Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

7 Es trinkt daraus der Lcherolese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Nebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8 O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Speessart klingt des Aelplers Horn.

9 Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Nebenhügeln ziehn!

10 Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn. [Frieden!]

11 Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais.

Friedrich von Sallet,

geboren den 20. November 1812 zu Reife, stand
als Lieutenant einige Jahre zu Trier und Mainz
in Garnison, nahm dann seine Entlassung und

starb den 21. Februar 1848 auf dem Rittergute
Reichau bei Nimptsch in Schlesien. — Lyrische
und didaktische Tendenzgedichte (Laien-evangelium).

Der Geiger.

1 Ein Geiger zog von Land zu Land,
Um seine Kunst zu zeigen.
Was je ein Menschenherz empfand,
Das wußt' er vorzugeigen.

2 Er spielte leis, er spielte stark,
In Tönen vielgestaltig;
Sein Geigen ging durch Wein und Markt,
Ergreifend allgewaltig.

3 Sein Lob erschallt. Der Geiger stand
Und blickt' in tiefem Sinnen:
„Den schönsten Klang, den ich gekannt,
Den hab' ich doch nicht innen.“

4 „Mein Vater spielt' als Knaben mir
Am Todestag' die Weise;
Sie klang (ich bebte und weinte schier)
So wunderstark und leise.“

5 „Doch wie ich sinne hin und her,
Ich weiß sie nicht zu geigen,
Und Ruhe find' ich nimmermehr,
Bis sie mir wieder eigen.“

6 Er spricht's und spielt leis und stark,
Und sinnt und spielt wieder.
Geht auch sein Ton durch Wein und Markt,
Er senkt den Bogen nieder.

7 „O jammervolle Schnörkelein!
Ist das Musik zu nennen?“ —
Rasch packt er Geig' und Bogen ein,
Um wild davonzurennen.

8 Er wandert hin, er wandert her!
Dann wandert er nach Hause.
Das Haar wird grau, die Hand wird schwer,
Er wohnt in stiller Klausur.

9 Doch sinnt er stets und sinnet noch,
Und findet nicht die Weise:

uter Gott, erbarm' dich doch!
 h' mir schwachem Greise!"
 Der Knabe, den er geigen lehrt,
 Morgens einst ihn träumen:
 Welt sanft, er schwebt verklärt
 Ist in lichten Räumen."
 Als er erwacht, spricht er milb:
 Dank dir, Herr da droben!
 Im Traum des Vaters Bild,
 Überhaar umwoben."
 Die Weise, die ich nimmer fand,
 Ihn kräftig geigen;
 Die Geige von der Wand!
 Der Klang mein eigen!"
 Der Knabe reicht die Geige dar,
 Er spielt die Weise.
 Knabe horcht, — es klingt so klar,
 Überstark und leise.
 Die alte Hand ermattet nicht,
 Hält es voller tönend.
 Aug' entströmt ein selig Licht,
 Die Haupt verschönend.
 Da stirbt der Ton, der Bogen fällt,
 Und schluchzt der Knabe;
 Er noch die Geige hält —
 Man ihn zu Grabe.

Biethen.

Der große König wollte gern sehn,
 Seine Gen'rale wüßten.
 Er an Alle Briefe ergehn,

Daß sie ihm gleich schreiben müßten,
 Was Jeder von ihnen zu thun gedenkt,
 Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

2 Der Vater Biethen, der alte Husar,
 Befehl verwundert den Bettel.
 „Der König hält mich zum Narren wohl gar!"
 So flucht er. „Was soll mir der Bettel?
 Husar, das bin ich, poß Element!
 Kein Schreiber oder verpfuschter Student!"

3 Da macht' er auf einen Bogen Papier
 Einen großen Klee in der Mitten,
 Rechts, oben, links, unten, Linien dann vier,
 Die all' in dem Klee sich schnitten;
 Und jede endete auch in 'nen Klee.
 So schickt er den Bogen dem alten Kex.

4 Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
 Fragt bei der Revue dann den Alten:
 „Zum Schwerenoth, Biethen, ist er toll?
 Was soll ich vom Wische da halten?" [erklärt,
 Den Bart streicht sich Biethen: „Das ist bald
 Wenn Eu'r Majestät mir Gehör gewährt."

5 „Der große Klee in der Mitte bin ich,
 Der Feind — einer dort von den vieren.
 Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
 Von rechts oder links auch marschiren.
 Dann rüd' ich auf einem der Striche vor,
 Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, auf's Ohr!"

6 Da hat der König laut aufgelaßt
 Und bei sich selber gemeinet:
 „Der Biethen ist klüger, als ich gedacht,
 Sein Geschmier sagt mehr, als es scheint.
 Das ist mir der beste Reitersmann,
 Der den Feind schlägt, wo er auch rüdet an."

Emanuel Geibel,

den 18. October 1815 zu Lübeck, studirte
 in Berlin Philologie und schöne Litteratur,
 Verbindung mit Chamisso, Gaudy, Gruppe,
 ging 1838 nach Athen (Erzieher beim
 Gesandten), lehrte 1840 zurück, lebte

dann nacheinander an verschiedenen Orten, seit
 1852 in München, jetzt wieder in Lübeck. —
 Gedichte mannigfacher Art; Volkslieder und Ro-
 manzen der Spanier übersetzt; König Roderich,
 Tragödie.

Hoffnung.

Es bräut der Winter noch so sehr
 Eiligen Geberden,
 Mit er Eis und Schnee umher,
 Doch Frühling werden.
 Es drängen die Nebel noch so dicht
 Den Blick der Sonne,
 Set doch mit ihrem Licht
 Die Welt zur Wonne.

3 Bläst nur, ihr Stürme, bläst mit Macht,
 Mir soll darob nicht bangen;
 Auf losen Sohlen über Nacht
 Kommt doch der Lenz gegangen.

4 Da wacht die Erde grünend auf,
 Weiß nicht, wie ihr geschehen,
 Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
 Und möchte vor Lust vergehen.

5 Sie flieht sich blühende Kränze in's Haar,
 Und schmückt sich mit Rosen und Aehren,
 Und läßt die Brunnlein rieseln klar,
 Als wären es Freudenähren.

6 Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden!
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

7 Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höl' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Osternmorgen.

1 Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor in's blaue Lustgebiet,
Und schmetterte, hoch im Blau verborgen,
Ein freudig Auferstehungslied.

Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach' auf, das Alte ist vergangen!
Wach' auf, du froh verjüngte Welt!

2 Wach' auf, und rauscht durch's Thal,
Ihr Bronnen,
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wach' auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Palm' und Läuber all!
Ihr Weilchen in den Waldegründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blüthen roth,
Ihr sollt es alle mitverkünden:
Die Lieb' ist stärker als der Tod.

3 Wach' auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlaf saumt,
In dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen
Gebannt ein welkes Dasein träumt!
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande
Wie Jugendhauch, o laßt sie ein!
Zerreißt wie Simson eure Bande,
Und wie die Adler sollt ihr sein!

4 Wach' auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht;
Ihr trüben Augen, die vor Thränen
Ihr nicht des Frühlings Blüthen seht;
Ihr Grübler, die ihr fern verloren
Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn —
Wach' auf! Die Welt ist neugeboren,
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

5 Ihr sollt euch all des Heils erfreuen,
Das über euch ergossen ward;
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah,
Der Odem Gottes sprengt die Grüste —
Wach' auf, der Ostertag ist da!

Abendfeier in Venedig.

1 Ave Maria! Meer und Himmel ruhn,
Von allen Thürmen hallt der Gloden Ton.
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Thun,
Zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn!
Des Himmels Schaaren selber knien nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

2 O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißen Fittig schwingt!
In milde Thränen löst sich da der Schmerz,
Indeß der Freude Jubel sanfter klingt —
Ave Maria! Wenn die Glode tönet,
So lächeln Erd' und Himmel, mildversöhnet.

Zigeunerleben.

1 Im Schatten des Waldes, im Buchen-
gezweig,
Da regt sich's und raschelt und flüstert zugleich;
Es fladern die Flammen, es gaukelt der Schein
Um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.
Das ist der Zigeuner bewegliche Schaar
Mit blizendem Aug' und mit wallendem Haar,
Gesäugt an des Niles geheiligter Fluth,
Gebräunt von Hispaniens süblicher Bluth.
Um's lobernde Feuer, im schwellenden Grän,
10 Da lagern die Männer, verwildert und kühn,
Da lauern die Weiber und rüsten das Mahl,
Und füllen geschäftig den alten Pocal.
Und Sagen und Lieder ertönen im Mund,
Wie Spaniens Gärten, so blühend und bunt,
Und magische Sprüche für Noth und Gefahr
Verkündet die Alte der horchenden Schaar.
Schwarzlockige Mädchen beginnen den Tanz:
Da sprühen die Fackeln im röthlichen Glanz,
Heiß lockt die Guitarre, die Cymbel erklingt,
20 Wie wilber und wilber der Reigen sich
schlingt.

Dann ruhn sie, ermüdet vom nächtlichen Reihn,
Es rauschen die Buchen in Schlummer sie ein;
Und die aus der glücklichen Heimath verbannt,
Sie schauen im Traume das sübliche Land.
Doch wie nun im Osten der Morgen erwacht,
Verlöschen die schönen Gebilde der Nacht;
Laut scharret das Maulthier beim Tagesbeginn,
Fort ziehn die Gestalten — wer sagt dir,
wohin?

Memento mori.

1 Die ihr den Geist zu fernen Bahnen lenket,
 id nächtlich sinnt bis zu des Tags Erröthen,
 ergeßt nicht, daß ein Andree noch vonnöthen,
 id daß des Lebens Gold euch nicht geschenkt!
 2 Und die ihr euch in Scherz und Lust
 versenket,
 lit kurzem Rausch die kurze Zeit zu tödten,
 astimmen heißet die Musik der Flöten,
 ept ab die Becher und des Endes denket!
 3 Auch eurer wartet jene große Lücke;
 in Abgrund bleibt der Tod, ein ewig trüber,
 ie schön mit Blumen ihn der Dichter schmücke.
 4 Kein Liebchen tändelt fort das Gegenüber,
 in Schluß der Weisheit schlägt die kühne
 Brücke,
 id nur des Glaubens Flügel trägt hinüber.

Sanssouci.

1 Dies ist der Königsparl. Rings Bäume,
 Blumen, Rasen; [blasen!
 ieh, wie in's Muschelhorn die Steintritonien
 ie Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens
 Schooß; [Mitten!
 ieh hier der Flora Bild in hoher Rosen
 ie Laubengänge sieh, so regelrecht geschnitten,
 Als wären's Verse Boileau's!
 2 Vorbei am lust'gen Haus voll fremder
 Vögelstimmen
 as uns den Gang empor zu den Terrassen
 klimmen, [Grün.
 ie der Orange Wuchs umkränzt mit salbem
 dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und
 Buche mischen,
 das schmudlos heitre Schloß mit breiten
 Fensternischen,
 Darin des Abends Feuer glühn.
 3 Dort lehnt ein Mann im Stuhl. Sein
 Haupt ist vorgesunken,
 Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen
 Funken [ein Blick.
 kühndet sich's; so sprüht aus dunkler Luft
 Ein dreigespißter Hut bedeckt der Schläfe
 Weichen,
 Ein Krückstock irrt im Sand und schreibt
 verworr'ne Zeichen;
 Nicht irrst du — das ist König Fritz.
 4 Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst
 du sein Brüten deuten?
 ant er an Runersdorf, an Roßbach oder
 Leuthen,

An Hochkirch's Nacht, durchglüht von Flammen
 hundertfach?
 Sie glänzten roth zurück vom Lauf der Feld-
 kanonen, [nen
 Indes die Reiterei mit rasselnden Schwadro-
 Der Grenadiere Viereck brach! —
 5 Schwebt ein Gesetz ihm vor, mit dem
 er weiß und milde
 Sein schlächterstarktes Volk zu schöner Mensch-
 heit bilde,
 Ein Friedensgruß, wo jüngst die Kriegstrom-
 pete scholl? [Märe,
 Erfinnt er einen Reim, der seinen Sieg ver-
 Oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch Voltaire,
 Der Schalk, gezüchtigt werden soll?
 6 Vielleicht auch treten ihm die Bilder
 nah, die alten, [Falten
 Da er bei Mondenlicht in seines Schlafrocks
 Die sanfte Flöt' ergriß, des Vaters Nergerniß?
 Des treuen Freundes Geist will er herauf-
 beschwören,
 Dem — ach um ihn! — Das Blei aus
 sieben Feuerröhren
 Die kühne Jünglingsbrust zerriß?
 7 Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm
 den immer vollern,
 Den immer kühnern Flug des Mars von
 Hohenzollern, [Gesicht?
 Der schon den Doppelaar gebändigt, ein
 Gedent er, wie dereinst ganz Deutschland
 hoffend lausche
 Und hangend, ob daher sein schwarzer Fittig
 rausche? —
 O nein, das Alles ist es nicht!
 8 Er murr't: „O Schmerz, als Held gesandt
 sein einem Volke,
 Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner
 Wolke! [ihm singt!
 August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz
 Was hilft's, vom fremden Schwan die weißen
 Federn borgen?
 Und doch, was bleibt uns sonst? — Erschein',
 erschein', o Morgen,
 Der uns den Götterliebbling bringt!“
 9 Er spricht's und ahnet nicht, daß jene
 Morgenröthe
 Den Horizont schon kühlt, daß schon der junge
 Goethe [rührt,
 Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz be-
 Er, der das scheue Kind, noch roth von süßem
 Schreden,
 Die deutsche Poesie, aus welschen Larusheiden
 Zum freien Dichterwalde führt.

Robert Eduard Prutz,

geboren den 30. Mai 1816 zu Stettin, studierte Philologie und Geschichte zu Berlin, Breslau und Halle, 1841 in Jena, 1843 aus Sachsen-Weimar verwiesen, privatisirte dann in Halle, 1847 Dramaturg des Hamburger Stadttheaters, legte nach ein paar Monaten die Stelle nieder, hielt sich an verschiedenen Orten (Hamburg, Dresden,

Berlin) auf, bis er 1849 nach Halle als Professor der Literaturgeschichte berufen ward, lebt jetzt in Stettin. — Lyrische Gedichte, historische Dramen, satyrische Komödie; literarhistorische Schriften (der Göttinger Dichterbund, Ueber die politische Poesie der Deutschen, Geschichte des deutschen Theaters), Kritiken.

Herr Frühling.

1 Herr Frühling zog in's Land hinein,
Der fürstliche Geselle,
Mit goldnen Loden kraus und fein,
Mit Augen sternenhelle.
Sein Köpfelein war ein Schmetterling,
Darauf er saß mit Lächeln,
Und vor ihm her als Page ging
Ein lustig Maienfächeln.

2 Und als er kam in einen Wald,
Da war es öb' und traurig;
Als wär' es ihnen gar zu kalt,
Standen die Bäume schaurig.

Er aber sah den Wald sich an
Und sprach: „Hier will ich hausen!“
Sah Thal hinab und Berg hinan,
Und sprach: „Hier will ich schmausen!“

3 Mailüftchen flog gen Himmel schnell,
Da riß der Wollenschleier,
Die goldne Sonne lachte hell
Zur süßen Frühlingsfeier.
Mailüftchen flog hinab in's Thal,
Die Quellen ließ es springen,
Das gab im ersten Sonnenstrahl
Ein Rauschen und ein Klingen.

4 Und in den wellen Blättern drauf
Wie regt es sich behende!
Sie sprossen, keimen, blühen auf
Als grüne Laubenwände.
Dazwischen ward von grünem Moos,
Drin duft'ge Beeren lagen,
Gestickt mit Blumen klein und groß,
Das Tischtuch aufgeschlagen.

5 Und in den Bäumen bauten bald
Die Vöglein ihre Nester;
Das war, versteckt im Blütenwald,
Ein lustiges Orchester.
Doch wenn mit lautem Sang und Klang
Die Vöglein sich ermattet,
Da wird ein Lied, nur nicht zu lang,
Den Fröschen auch verstattet.

6 Als nun der Mai mit munterm Sinn
Die Tafel sah bereitet,
Da schickt er schnell zum Küster hin,

Daß er die Tischglock' läutet;
Der Ruckuck rief, und nah und fern
Nachhallt es in den Gründen,
Allüberall den edeln Herrn,
Den Frühling anzukünden.

7 So sitzt er nun beim frohen Schmaus,
Der fürstliche Geselle,
Mit goldnen Loden fein und kraus,
Mit Augen sternenhelle.
Und wie ein König mild gesinnt
Läbt er uns all zum Feste;
Doch Dichter und die Jugend sind
Die rechten Ehrengäste.

Die Oceaniden.

1 Wir Meereswogen sonder Rast und Ruh,
Wir brausen fort und brausen immerzu;
Das klingt und bringt aus allen Gründen,
Ton muß zu Ton sich und Accorden finden,
An ödem Strand, in nie befahrem Meer
Ein einzig Lied allüberall umher!

2 Wir singen laut vom ersten Schöpfungstag,
Da noch in uns der Keim der Erde lag,
Von Ewigkeit und ungemessner Ferne,
Vom Sonnenaufgang, Silberglanz der Sterne,
Von manchem Helden, der am Felsenstrand
Im Meeresgrund sein einsam Bette fand.

3 Und was wir singen in gewalt'gem Chor,
Belauschte nimmer noch ein menschlich Ohr;
Zwar mancher Schiffer kommt herange-
schwommen,

Doch keiner hat's begriffen und vernommen.
Der Fischerbube hört's mit stillem Graun,
Ihn loden, denkt er, falsche Meeresfrau.

4 Doch kommt uns Antwort hoch vom
Himmel her:

Die ew'gen Sterne sprechen mit dem Meer,
Melodisch tönt in unser wildes Gausen
Der Klang der Sphären und der Donner
Brausen;

Von fernen Inseln aus der Wälder Ruh
Weht uns das Rauschen heil'ger Wipfel zu.

5 Da wird's lebendig auf der weiten See,
Da jauchzen wir und hüpfen in die Höh;

men langsam angezogen
 still dem Zauber Schlag der Wogen;
 das braut rehet auch darein,
 Chor der ew'gen Säng'er sein.
 Welt der Menschen treibt ihr Spiel,
 das ab und macht des Lärmens viel;

Da kommt die Nacht und hemmt das muntre
 Streben,
 Da kommt der Tod und löscht das junge
 Leben;
 Wir aber brausen fort und immerzu,
 Wir Meereswogen sonder Rast und Ruh.

Franz Dingelstedt,

1. Juni 1814 zu Halsdorf in Ober-
 zu Marburg Philologie und Theo-
 gymnasiallehrer in Cassel, 1839 in
 Haft nach Fulda versetzt, trat 1841
 in Dienste, lebte nacheinander in Augs-
 burg, London, Wien, 1843 vom König
 zum Sandbibliothekar mit dem
 ernannt, 1846 zum Legationsrath

und Hoftheater-Dramaturgen, 1851 vom Könige
 von Baiern mit der Intendantur des Hof- und
 Nationaltheaters betraut, später General-Intendant
 des Weimarschen Theaters, jetzt Director des Hof-
 operntheaters zu Wien. — Gedichte, besonders
 Zeitgedichte (Lieder eines kosmopolitischen Nacht-
 wächters, Nacht und Morgen u. A.). Novellen,
 Charakteristiken, Kritiken, publicistische Aufsätze u.

Die Weser.

enne einen deutschen Strom,
 er werth und lieb vor allen,
 von ernster Eichen Dom,
 von kühlen Buchenhallen.
 icht, wie den großen Rhein,
 dunkler Geist beschworen;
 aus friedlichem Verein
 : Ströme still geboren.
 ucht die Weser kindlich auf,
 in traulich eingeschlossen,
 t in träumerischem Lauf
 en nicht, durch Korn geflossen;
 sie mit treuem Fuß
 chen Meere sich hernieder,
 lt mit geschwäg'em Gruß
 ansten Frieden wieder.
 hat sie in der Zeiten Flug
 he große Mähr' erfahren,
 scheidne Woge trug
 ches zu fernen Jahren:
 ihrer Wälder Schooß
 s Silberflügel wanken,
 rdeutscher Arme Stoß
 i Roma Säulen schwanken.
 als mit fester Eisenhand
 den deutschen Scepter führte,
 3, wo im Weserland
 je Stimme mächtig rührte,
 nan des Kreuzes Ruf
 i Klang an den Gestaden,
 er Frankenrosse Huf
 n nord'schen Wellen baden.
 ielbet sie dir manchen Traum
 Vorzeit grauen Tagen,
 dabei des Lebens Baum

Stets frisch an ihren Ufern ragen;
 Es glänzen in der lichten Fluth
 Der Klöster, Schlösser, Burgen Trümmer,
 Des Mondes und der Sonne Gluth,
 Der Thürme und der Segel Schimmer.
 6 Und meermwärts durch ihr Felsenthor,
 Durch immer wechselnde Gefilde
 Strömt sie die Wellen leicht hervor,
 Wie dichterische Traumgebilde;
 In ihren Tiefen klar und rein
 Hörst du es seltsam wehn und rauschen,
 Und kannst bei stillem Abendschein
 Der Nixe Wanderlied belauschen.

Am Grabe Chamisso's.

1 Wo habt ihr mir den Alten hingebettet?
 Kommt, führt mich an den engbeschränkten Port,
 Darein der Weltumsegler sich gerettet!
 2 Ihr zeigt auf eine dürre Scholle dort,
 Wo heut das erste Herbstlaub niederregnet;
 Dort ruht er, sagt mir euer Trauermort.
 3 O sei, du heilig Dichtergrab, gesegnet!
 Du birgst ihn, dem mein Geist vieltausendmal,
 Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet.
 4 Ich sah ihn nie; an seiner Blide Strahl
 Hat meine Kraft sich nicht entzünden sollen;
 Er stand zu hoch, ich ging zu tief im Thal.
 5 Doch in der Brust, in der begeistungs-
 vollen,
 Trug ich sein Bild wohl tiefer und getreuer,
 Als sie's in Wort und Farben malen wollen.
 6 Ich seh' ihn ganz: der Augen dunkles
 Feuer,
 Die lichte Stirn, die Brauen stolz geschweift,
 Und streng der Mund, als seien Worte theuer.

7 So steht er da, die Loden weiß bereift,
Und in den Flocken, die die Jahre senden,
Den Lorbeerkrantz, zu vollem Grün gereift.

8 Er selbst ein Fels mit scheitelrechten Wänden,
Salas y Gomez, ragt er aus der Fluth,
Vom Wellendrang umbraust von allen Enden.

9 Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll
Gluth,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
Dran, wie an Vaterbrust, die Menschheit ruht.

10 Wer hat ihr Leid so laut, wie du, ge-
sungen,
Und wer, wie du, gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?

11 Ein Fremdling warst du unserm deutschen
Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer, als du, ihm worden?

12 Nun schläfst du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit
Mohn. [liegen

13 Drauf soll, gekreuzt, sein Pilgersteden
Und unser Banner, das dem Sängerknecht
Vorher er trug, zu kämpfen und zu siegen.

14 Wir aber stehen klagend rings umher;
Denn gönnen wir ihm die verdiente Rast,
So gönneten wir den Führer uns noch mehr.

15 O Zeit der Noth! Es stürzen Stamm und
Ast, [Wald,
Rechts klingt und links die Art im grünen
Gefällnes Laub wird wirbelnd aufgesaßt;

16 Die Wolken haben dräuend sich geballt,
Von Sturmesfurchen ist der See gekräuselt;
Bald hörst du nur den Herbstwind, welcher kalt
Durch kahle Forsten, über Stoppeln säuselt!

Karl Beck,

geboren 1817 zu Baja, einem Marktflecken in Ungarn, siedelte später mit seinem Vater, einem jüdischen Kaufmann, nach Pesth über, studirte Medicin in Wien, arbeitete dann auf dem Comptoir seines Vaters, widmete sich dann in Leipzig der Poesie, ging 1839 nach Hamburg (Befanntschaft

mit Gutzlow), lebte hierauf theils in der Heimath, theils im Norden und Süden Deutschlands als fahrender Poet. — Lieder (besonders politisch-socialen Tendenzgedichte: Gepanzerte Lieder, die Nacht, Monatsrosen, Lieder vom armen Mann); Saus, Roman in Versen; Saul, Trauerspiel u. A.

Schiller und Goethe.

1 Zwei Riesenberge standet ihr im Leben,
Von aller Welt besungen und bewundert;
Denn neben euch vermochte das Jahrhundert
Kein neues Riesenhaupt so hoch zu heben.
Du, ein Vulcan, der glühend sich verzehrte,
Um dann in Trauerwolken aufzurauchen;
Doch er, ein Gletscher, der in Ruh beehrte
Das Haupt in Regenbogenpracht zu tauchen.
Du jagtest donnernd aus dem tiefsten Herzen
10 Des Geistes Flammen durch die dunkle
Nacht,

Und Meer und Land bestrahlte deine Pracht;
Er aber ließ um sich die Wölkchen scherzen,
Die Adler ziehn im feierlichen Kreise,
Die Sonne spielen auf des Busens Eise.
Doch als mit Einem Male über Nacht
Verschwunden war der flammende Vulcan,
Der Gletscher stand in einsam stiller Pracht: —
Da hub das Volk die Todtenklage an.

Noch lange lebstest du in seinem Munde,
20 Das Lied der Sehnsucht rief dir liebend nach;
In mancher Sage, mancher Geisterkunde
Blieb die Erinnerung an den Liebling wach.
Die Stätte schien so lang verwaist und leer,
Wo einst dein Haupt geragt in's Wolkenmeer.

Du schwandest hin, und nur des Gletschers
Pracht

Sah man allein den blauen Himmel grüßen.
Das Volk erkannte des Geschickes Macht,
Und lagerte sich fromm zu seinen Füßen.

Goethe.

1 O Goethe, Fels, den Aare stolz um-
kreisten!

Ob dich der Haufe schroff und frostig schalt,
Tief unter deinem Busen, dem beeißt,
Schlug dir ein Herz voll glühender Gewalt.
Wer hat die heißen Schmerzen ausgezählt,
Die deine stolze Brust in sich verbarg?
Dein Auge war mit seinen Perlen lach,
Drum wurde geizig deine Brust geschmält.
Auch du, erhabner Gletscher, ragst nicht mehr!
10 Vulcan und Gletscher, ach, wo sind sie beide?
Dies deutsche Urgebirge, hoch und hehr,
Die Geisteralpe schwand zur flachen Haide,
Wo jeder Knabe Distelköpfe schlägt,
Und Krittler voll der gelben Asche wagt.

O Goethe, glückgeliebter Dichtergreis!
Wenn du hinauf zur stillen Stube schwandest,
Dem Zauberer gleich, im selbstgezogenen Kreis,
Am Geisterstabe der Erinnerung wandtest;

Sie lauschten draußen dem Drosselsang,
Sie pflückten die Beeren sich vom Grund.

5 So war es. Sie spielten sich aus dem Haus;
Wohl freut sie der tiefe, hochstämmige Forst.
Da horch! ein Schrein! Der Fall stürzt heraus,
In der höchsten Eiche hat er den Forst.

6 „Das ist der Hühner und Tauben Schreck!
Ich klettere hin und hole das Nest!“
So ruft der Älteste kühn und led,
Und schwingt sich hinauf in das starke Geäst.

7 Die beiden Andern schauen ihm nach;
Er schwanzt in der Krone, schon greift er zu —
Doch die Wölfin, die aus den Büschen brach,
Sie faßt den jüngsten Knaben im Nu!

8 Und sie reißt ihn mit, laut ertönt sein Geschrei;
Der Älteste sieht es vom Eichenbaum,
Ihm vergehen die Sinne, der Zweig bricht ent-
zwei,
Er prasselt tief in den Waldbesraum.

9 Wie all das Uebel der Dritte gesehen,
Da stürmt er heimwärts taub und blind;
Statt über die Brücke in's Schloß zu gehn,
Stürzt in den Graben das zitternde Kind.

10 Wohl wurden die Knaben rings gesucht,
Nach allen Seiten stob der Troß,
Aus dem Wasser, dem Forst, der wilden Schlucht,
Da brachten sie Abends drei Leichen in's Schloß.

11 Die Herrin von Schoinrath bebte und
schrie,
Sie jammerte auf in unsäglicher Noth;
Ach, was ihr Glück und Freude lieb,
Das lag am schlimmen Tage todt.

12 Drei Todte fordert Sanct Johann gut,
So oft im Sommer sein Festtag lacht, —
Er holt sie am Grund, aus der Luft, in der
Fluth;
Ihr Läufer, ihr Klimmer, ihr Schwimmer, habt
Acht!

Oskar Freih. von Redwitz,

geboren den 28. Juni 1823 zu Lichtenau unweit
Ansbach, studirte zu München Philosophie und
Jurisprudenz, widmete sich der juristischen Praxis
in Speier und Kaiserslautern, lebte 1849 in Mainz.

1850 in Bonn, wurde 1851 als außerordentlicher
Prof. der Aesthetik nach Wien berufen. — Lyrische
Gedichte; Amaranth, ein christl.-romant. Epos; Mär-
chen vom Waldbächlein u. Tannenbaum; Dramatisches.

Sänger's Gebet.

1 Du, der du bist der Geister Hort!
Was hab' ich Großes noch gethan,
Daß du mir gabst des Liebes Wort?
Ich habe keinen Theil daran.
O Herr, wie sang' ich ohne dich?

2 Für all' die Stunden, da mein Lied
Mich auf in deinen Himmel trug,
Für all' die Lust, die's mir beschied,
Wie kann ich danken dir genug?
O Herr, wie sang' ich ohne dich?

3 Ein einzig Wort aus deinem Wort,
Und ewig hin ist all mein Sang,
Wie voll auch sei mein Herzensgrund,
Wie ich auch spannt' der Harfe Strang!
O Herr, wie sang' ich ohne dich?

4 Ich trag' die Lieb' in voller Brust,
Ich seh die Welt im Frühlingslicht,
Werd' fast erdrückt von Liebeslust;
Doch ach! ich find' die Worte nicht!
O Herr, wie sang' ich ohne dich?

5 Und wieder nur ein einzig Wort,
Und auch mein Herz ist liebeleer;
Die Lieb' geht mit dem Frühling fort,
Ich hab' nicht Freud', nicht Trauer mehr.
O Herr, wie sang' ich ohne dich?

6 Nimm drum den eiteln Stolz von mir,
Laß mir nicht kommen Neid und Haß!
Gib mir der Demuth Sängergier,
Laß singen mich ohn' Unterlaß:
O Herr, wie sang' ich ohne dich?

7 Mein Lied ertön' nur dir zur Ehr!
Du gabst es mir, es ist ja dein;
Und sing' auf Erden ich nicht mehr,
Laß mich auch dort dein Sänger sein!
Du Herr des Klangs, erhöre mich!

Der Kirchgang.

(Aus Amaranth.)

1 O sel'ger Gang, am Feiertag
Zu wandeln durch die Waldbesnacht,
Durch hoher Eichen Kronenpracht,
Durch saft'ger Buchen duft'gen Schlag,
Durch Wiesengründe, brunnenfrisch,
An junger Erlen schlankem Hag
Zu wandeln zu des Herren Tisch!
Noch überall ist tiefe Ruh;
Die Himmelsaugen blicken matt,
10 Und fallen mählig brechend zu.
Es schläft im Wald noch jedes Blatt,

jeder Stamm und jeder Stein,
 Böglein all in Busch und Baum,
 Blümlein all an Born und Rain.
 Ganz zuerst am Waldeßsaum,
 Amaranthens Tritt gewedt,
 Schlehdorn aus dem Traume schreut.
 Der sich frisch den letzten Schlaf
 Thaubeperlten Haupt geschüttelt,
 Als Amselnest ein Beerlein traf;
 Nebendran, vom Wind gerüttelt,
 Erlen loses Volk erwacht.
 Haben kaum mit knapper Müß'
 Grünen Neuglein aufgemacht,
 Eden sie in aller Früh'
 Schon den alten Tannenbaum,
 Lichern, wie im Schlaf er nicht,
 Puffen ihm am Kleidesaum.
 Wie er gram auch niederblickt,
 Alb noch im Schlafe mürrisch zankt,
 Alten scherzend ihn umrankt;
 Muß er endlich doch erwachen —
 Will er mit der Jugend machen?
 Al hat sich vom kleinen Schrecken
 Imfel muthig aufgerafft;

Zuerst hört's aus der Nachbarschaft
 Die Drossel in den Brombeersteden,
 Und sagt viellieben guten Morgen
 Der Haibelerch' im Gras geborgen.
 40 Die hat die Wörtchen kaum gehört,
 Hat sie zum Flug sich angeschickt,
 Muß ja den Morgenstern noch grüßen.
 Von ihrem Fittig aufgestört,
 Das Häslein aus dem Kraute blidt,
 Und springt heraus mit flinken Füßen.
 Es pikt der Specht die Fichte munter;
 Eichhörnchen stuzt und klettert schnell
 Vom Wipfelneß in's Gras herunter
 Und wäscht mit Thau die Augen hell.
 50 Jetzt endlich gar der Ruckuck schreit,
 Zum Wachen ist's die höchste Zeit!
 Ein jeder Baum sagt es dem andern;
 Das wird zu Brüdern und zu Schwestern
 Von nah und fern aus allen Nestern
 Ein grüßendes, geschäftig Wandern!
 Das wird aus Dorn und Laubeshang
 Ein tausendfältig süßes Loden!
 Drein wogen leis, wie Alphornklang
 Vom Thal herauf die Sonntagsgloden.

Einige Dichter,

die sich der Volksmundarten bedient haben.

Johann Heinrich Voß.

(Siehe oben Seite 118.)

Stadt- und Landleben.*)

It is 'd doch vör ein quadlig Ding
 I un Muur to läwen!
 Webb it mi of fix un flint
 Dat Land begäwen.

Er hat, neben seinen andern Verdiensten,
 , zuerst wieder eine Volksmundart zu
 Darstellungen benutzt zu haben, indem er
 in niederdeutscher Sprache dichtete. Das
 Gedicht ist (abgekürzt) aus der Idylle „De
 end“ genommen. Er hat im Allgemeinen
 sächsische Mundart, ohne sich streng an
 eine locale Gestaltung derselben zu bin-
 derzugeben versucht. — Wir fügen, damit
 die Thätigkeit des Schülers ein freieres Spiel-
 habe, absichtlich wenig Anmerkungen den
 obigen Gedichten bei. — „Mag Pump“
 6) bezeichnet einen vornehmen prunkenden
 Mann (den ehemaligen spanischen Pumphosen).

As Landmann läw' it ganz gewiß
 Vergnögter, as de Kaiser is.

2 In Stäbern is nich Rist noch Rou,
 Denn dar rumort de Belten;
 Et spölt dar Alles Blindelou,
 Un noch dato up Stellen.
 Jo wat man hört, man süht, man beut,
 Is Mismod un Verbreetligkeit.

3 De Manns dar sünd so karg und knapp,
 Sünd ohle Pütjenkieters;
 De Stötel gar to'm Metelschapp
 Versluten se, de Glieters!
 Un gegen Kind, Gesind un Fru,
 Da geit et jümmer hal und bu!

4 Der Wiemer Ard is: lat upstahn,
 Un denn da Geld verflabbern,
 Denn gliest na Disch ut nawern gahn,
 To lumbern un to flabbern.
 Se straken ehr leew Mänken blot,
 Un griepen sachtjen na dem God.

5 De Junsfern gahn so stramm un stief,
Und süsten denn un hiemen;
Se snören si dat lütje Lief,
Dat se vör Angs beswiemen.
Woto doch deent de Demermob?
Denn lort un did let of recht gob.

6 Börwahr, Maz Pump mit siener Lucht
Schall mi nich länger drillen!
Ne, buten in der frischen Lucht,
Da hört man nit van Grillen.
Na Arbeit makt de Glap gesund,
Man it un drinkt un jucht si rund.

Johann Conrad Gröbel,

geboren den 3. Juli 1786 zu Nürnberg, Stadt-
fläschner und Harnischmacher daselbst, starb den

8. März 1809. — Gedichte in Nürnbergischer
Mundart. *)

Der Schlosser und sein Gesell.

1 A Schlosser haut an G'sell'n g'hat,
Der haut su langsam g'feilt,
Und wenn er z' Mittoch g'ess'n haut,
Dau ober haut er g'eilt.
Der eihert in der Schüssel drin,
Der leht ab wieder draus,
Es is la Mensch su fleißi g'west
Van Tisch in ganz'n Haus.

2 Deiz haut a maul der Master g'sagt:
„G'sell! Dös versteih ich nith;
Es is doch su mei Lebta g'west,

Und weil ich dent, die Nied:

Su wöi mer arbet, ist mer ah;
Bei dir geihts nith a su,
Su langsam haut noch lanner g'feilt,
Und ist su g'schwind, wöi du.“ —

3 „Ja,“ sagt der G'sell, „dös waß ich scho,
Haut M's sein gout'n Grund:
Das Ess'n wörd halt goar nith lang,
Die Arbet verzih Stund.
Wenn aner möißt den ganz'n Tag
In an Stüd ess'n fort,
Thät's af die Leht su langsam geih,
M's wöi ban Feil'n dort.“

Johann Peter Hebel,

geboren den 11. Mai 1760 zu Basel, studierte zu
Karlsruhe, dann zu Erlangen Theologie, 1783
Hülfslehrer am Pädagogium zu Lörrach, 1791
Gymnasiallehrer zu Karlsruhe, 1805 Kirchenrath,
1808 Director des Lyceums, 1814 Mitglied
der evangelischen Ministerialsection, 1819 Prä-

lat, 1822 und 1825 Landtagsabgeordneter, starb
auf einer Reise nach Heidelberg in Schwetzingen
den 22. September 1826. — Alemannische Ge-
dichte. Der rheinische Hausfreund, woraus das
„Schäpflälein des rheinischen Hausfreundes“ ent-
nommen ist.

Der Winter.

1 Ich echt do obe Baumele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
In d' Gärten aben und uss Hus;
Es schneit doch au, es isch e Gruus;
Und 's hangt no menge Wage voll
Am Himmel obe, merki wol.

2 Und wo ne Ma vo witem lauft,
So het er vo der Baumele g'hauf;
Er treit sie uf der Achse no,
Und uffem Huet, und lauft dervo.
Was lauffsch denn so, du narsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstohle ha?

3 Und Gärten ab, und Gärten us,
Hen alli Schie Chäpli us.

Sie stöhn wie großi Here do;
Sie meine's heigs just niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
Und 's Here-Hus und 's Chilche-Dach.

4 Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
Me sieht ke Stroß und Fuchsweg meh.
Meng Some-Chörnli, Chlei und zart,
Lit unterm Bode wohl verwahrt,
Und schnei's so lang es schneie mag,
Es wartet uf si Ostertag.

5 Meng Summer-Vögli schöner Art
Lit unterm Bode wohl verwahrt:
Es hat ke Chummer un ke Chlag,
Und wartet uf si Ostertag;

*) Gröbel hat, im Gegensatz zu Hebel, sich streng
an den localen Dialect gehalten.

s au lang, er chunt emol,
 schloßts, und 's isch em wohl.
 wenn im Früelig's Schwälmli singt
 unne-Wärmi abe bringt,
 g, wacht 's in jedem Grab,
 t si Todte-Hembli ab.
 nen au ne Lächli isch,
 Leben usse jung und frisch. —
 liegt e hungrig Späpli her!
 Brot wär si Begehr.
 ein so erbärmli a;
 r nechti nüt meh gha.
 stli, sel isch andri Zit,
 horn in alle Fuhre lit?
 isch! Loß andern au dervo!
 gerig, chasch wieder cho! —
 ohr sy, wie's e Sprüchli git:
 nit, und ernde nit;
 ei Pflug, und hen lei Joch,
 im Himmel nährt sie doch.

Wächterruf.

, was i euch will sage!
 hat zehni g'schlage.
 und iez göt in's Bett,
 e rüchig Gwisse het,
 ist und wol: im Himmel wacht
 Aug' die ganzi Nacht.

2 Loset, was i euch will sage!
 D' Glode hat ölf si g'schlage.
 Und wer no an de Arbet schwitzt,
 Und wer no bei der Charte sitzt,
 Dem bieti iez zum leptomol —
 's isch hochi Zit — und schloset wol.
 3 Loset, was i euch will sage!
 D' Glode hat zwölfi g'schlage.
 Und wo no in der Mitternacht
 E G'müet in Schmerz und Chummer wacht,
 So geb der Gott e rüchige Stund,
 Und mach di wider fro und g'sund!
 4 Loset, was i euch will sage!
 D' Glode hat eis g'schlage.
 Und wo mit Satan's G'heiß und Roth
 E Dieb uf dunkle Pfade got,
 I will's nit hoffen, aber g'schicht's —
 Gang heim! Der himmlisch Richter sitzt.
 5 Loset, was i euch will sage!
 D' Glode hat zwen g'schlage.
 Und wem scho wider, eh's no tagt,
 Die schweri Sorg am Herze nagt,
 Du arme Tropf, di Schloß isch hi!
 Gott sorgt! Es wär nit nötig g'si!
 6 Loset, was i euch will sage!
 D' Glode hat drü g'schlage.
 Die Morgestund am Himmel schwebt,
 Und wer im Fride den Tag erlebt,
 Dank Gott und saß e frohe Muet
 Und gang an's G'schäft, und — halt di guet!

Johann Martin Usteri,

i 10. April 1768 zu Zürich, besuchte
 seiner Vaterstadt, widmete sich der Ma-
 e 1788 eine Kunstreise durch Deutsch-
 niederlande und Frankreich, trat dann in
 ung seines Vaters ein, entsagte 1804

dem Geschäft, um sich der Kunst und Wissenschaft
 und den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen,
 1815 Mitglied der Regierung, starb den 29. Juli
 1827. — Gedichte in schweizerischer Mundart
 (auch hochdeutsche).

Ausgenöthigte Täßchen.

es Täßli, Frau Baas?" — „I danke
 verbindli.“ — „Me gahst ja
 im Bei, Frau Baas.“ — „Hä nu,
 us schuldiger Nchtig!“ —
 Täßli, Frau Baas?" — „I glaube,
 Frau Baas, Si veriered:
 müest mi ja schäme.“ — „I bitte,
 wozue doch die Umständ?
 e Dinge sind drü.“ — „I nimm's
 als Bifehl a.“ —
 Täßli, Frau Baas?" — „Nei wäger,
 jezt müest i verspringe!“ —

, 's git no wohl en Winkel: Si g'sehnd wie
 d'Täßli so chli sind.“ —
 „Nei wahrhaftig, es thuet's nüt!“ — „I la nüt
 nahe.“ — „So sey's denn!“ —
 „No es Täßli, Frau Baas?" — „Was denked
 Si au, Frau Baas Amtme?
 10 Wär me nu es Faß! Denn excellentere
 Raffi
 Trinkt me nienen als da, das mueß i säge.“ —
 „Nu ja denn,
 Wenn i ne glaube darf, so bitti.“ — „'s ist
 würkli doch gar j' vil.“ —
 „Incomodiert er Si öppe?" — „O nei, Frau
 Baas Amtme! 's Cunträri:

Chopf- und Magebschwerde, das mueß i säge,
 die nimmt's mer
 Suber und glatt eweg." — „Drum wege der
 schäpbare G'sundheit
 No es Lächli, Frau Baas!" — „Nei nei!
 jezt mueßt mer's verbitte.
 Gnueg ist gnueg." — „I gohne nüt z'ruck." —
 „I bitte doch höfli." —
 „'s der G'sundheit wege." — „Da cha me
 frili nüt abschlah!" —
 20 „No es Lächli, Frau Baas?" — „Bi Lib
 und Läbel es gahet mer-
 Währli scho bis da use." — „Si spasset:
 's ist ja nu Brüehe." —
 „Aber chräftigi Brüehe, und Milch, und Zuder,
 und Murre;

Denked Si au, Frau Baas Amtme! I glaube,
 es chäm zue me Rüschi." —
 „Darus wend mer's doch wage; i g'säeh Si
 so gern mit em Rüschi.
 Mached Si mer doch die Freud!" — „Uf Jhri
 Gfähr, Frau Baas Amtme!" —
 „No es Lächli, Frau Baas?" — „Jezt blib
 i fest wie nen Fesse.
 Sibe Tasse ist, mein i, e Schön's; es möcht's
 chum en Tröschter." —
 „Sibe Tasse sind ungrad, das chan i währli
 nüt zuege;
 's gäb e schlaflosi Nacht. I gwahre aber,
 das Rassi
 30 Wird es bipeli trüeb; send, Lisebeth,
 mached e frisches!"

Ignaz Franz Castelli,

geboren den 6. Mai 1781 zu Wien, studirte da-
 selbst Jurisprudenz, 1801 Praktikant bei der land-
 ständischen Buchhaltung in Wien, privatisirte dann bis
 1812, hierauf K. K. Official- und Hofoperndichter,
 zugleich seit 1821 Redacteur des Wiener Conversations-

blattes und seit 1822 Herausgeber eines Taschenbuchs
 (Eulidigung der Frauen), zog sich 1840 in's Privat-
 leben zurück und starb den 5. Febr. 1862. — Gedichte
 in niederösterreichischer Mundart; außerdem viele
 (hochdeutsche) humoristische Lieder, Theaterstücke u. d.

An die Sonne.

1 Du munda'scheni goldani Schaib'n,
 Wülsd' den schon awigeh'n?
 Runsd' noch a Weng'l daba blaib'n,
 Hiazd' laitsd' uns earfchd rechd schen.
 2 Wansd' ob'n an Him'l schdehnd, so
 moansd',
 Du lantsd nöd brena g'nua
 Wansd' awa so au'm Bearchadl loansd,
 Wisd' miad und gibsd a Rua.
 3 Main! sayd's ma doh, was is den das,
 Wan d'Sun nöd dablaib'n mach,
 So wearn dö Bleam'ln ali nas,
 Als moanad'n f' iar nach.
 4 Bluadrod wiard's ganzi Fiarmamend,
 I moan, es schamb si halb,
 Das eam dö Sun 'n Ruck'n wend't,
 Und hinda's Bearg'l salb.

5 Was f'den duart drund'n z'duan hab?
 Ja, meina Sögs, i wött,
 Sie schliasd, wie f'awigrags'ld, grad
 I's g'machdi Föbabbött.
 6 Du liawa God! Was blauch i den?
 Dö Sun, dö lan nöd rua'n,
 Jar Löbba lan f' nöd schlafa geh'n,
 Dö had da Meni z'duan.
 7 's gibb Laid a hinda 'n Bearg'l noh,
 Dö Hama wöl'n und Droad,
 Riwi'l, Rearsch'n, Hai und Schdroh,
 Und Bleam'ln af da Woab.
 8 So geh halb awi, liawi Sun!
 I löch mi hiazd i d' Rua,
 Wal i den Anda'n a was gun;
 Rim Moaring awa frua!
 9 Rechd frua; den's Droad is zaibi schen,
 's is nebi, das i's moah,
 Und d' Susl had ma d' Quasach dan,
 Wann du kimsd, kimb si ah!

Franz von Kobell,

19. Juli 1808 in München, studirte Naturwissenschaften, 1826 außerordentlicher Professor der Medizin der Ludwigs-Max-Universität, liches Mitglied der königlich baireri-

schen Akademie der Wissenschaften. Er machte mehrere wissenschaftliche Reisen (in Griechenland, Italien, Frankreich, Belgien u. s. w.). — Gedichte in oberbayerischer Mundart; Gedichte in pfälzischer Mundart; auch hochdeutsche Gedichte.

ie Weine und Bacchus.

In pfälzischer Mundart.)

sein' fin emol zum Bacchus kumme'
um e' Entscheidung gebitt't,
saache' uff Wort un' Ehr,
ihne' der vornehmste wär'.
Bacchus hot gsacht: „Ihr liebe Rinner,
den will ich euch wohl thu',
or e' jeder e' kleens Deputat,
ich e' Prüfung im große' Rath.“
ware' die Wein' natürlich zufriede',
e fin' kumme' vun aller Welt,
nor gewimmelt vun Glanz un'
vun Pracht,
leenschte der hot sein' Staat gemacht.
Bacchus sei' Zeremoniemeester
ne' gsacht: „Wann die Prüfung is,
so wie 'm gewunte werd sey',
z ganz still in die Gorgl 'enei'.“
chlig! so wie der Tag is gewese',
Bacchus der Reih' noch gewinkt;
des' ware' die Herre vum Rhei',
nn stolziert wie die Ferschte' 'enei'.
cher fin' glei' die Burgunder
kumme'
r deaux mit ihr'm rothe' Talar, —
e Grieche' schon Gichter gemacht
ie Fremde gar scheel betracht't.
' alter Muschlat vun der Insl
Samos
sacht zum e' Malvasier:
die Franzose' mit ihr'm Gschwäp
heilig die erschte' Plätz'.“
er Bacchus der hot 'm Cham-
paigner gewunte',
ie e' rechter Stuper gepukt,
Lopase' die Knöpp' am Frack,
schonur an sein'm Chapeau claue.
mehr getanzt als er is 'gange'
h gesumft so e' Stüd vum e' Lieb,
ie annre' gemormelt: „Wie grob!
ch de' Großmogl in sein'm Ropp.“

10 Jey' hot der Bacchus gerufe': „Lofayer!
Do is der natürlich gar wichtig 'enei',
E' kleiner Mann, ganz kupprich un' roth,
Zwee Husare hinner'm noch ungrischer Mob'.

11 Druf hot der Bacchus nimmer gewunte,
Es war e' langi peinliche' Paus',
Un' er hot sich als bsuune' un' hot sinnirt
Un' wie e' rechter Gelehrter studirt.

12 Un' wie's halt geht mit dem dumme'
Studire',
So kummt'm der Schloß un' er dußt ei',
Jey' stellt euch die Angst un' die Unge-
duld vor

Von dem übrige' diplomatische' Corps. —

13 „Do gilt es e' Lisch',“ sacht e' Pies-
porter Junker,
Un' rumplt'm König durch's offene Maul.
Des' war e' Signal un' Alles will 'nei'
Un' Keener der letschte Vergessene sey'.

14 O Mord un' Spectakl, was war des' e'
Drude,
Die Grieche', wie Feuer vor Aerger un'
Zorn,
Un' die Franke', die aach nit vun Guze'
gemacht,
Die habe' sich große Sottise' gesucht.

15 Re' Rücksicht, le' Schonung war do mehr
zu sinne',
Die Spanier allee' ware' noch im e' Tact
Un' habe' die Lacrimae Christi ge-
bitt':

„Si, gehen Se vor, mir kumme' schon mit!“ —

16 Un' der Bacchus der hot als gschloß'
un' gschloß',
Un' die Herold' die habe' gewart't un' gewart't,
Um laut zu verkündige' überall,
Wie dann gefalle' 'm König sei' Wahl.

17 Jey' endlich erwacht er, un' wie er's
soll sage',
Derwell' dann der erschte' vun all' denne'
Wein',
So denkt der in Lieb', und des' war wohl
aach gscheut,
„Was soll ich een tränke', fin All' liebe Leut',“

18 „Un' soll ich's dann wege' 'me Wörtche
 riskire', [Gram?
 Daß mancher werd sauer un' lahnig vor
 Nee,“ denkt sich der König, un' hat halt nix
 gsacht,
 Als daß'm die Prüfung Vergnüge' gemacht.

19 Un' weil er halt gar nix sunscht sage'
 hot wolle',
 Der gute un' liebe un' freundliche Mann,
 Un' so wees mer noch bis uff die Stund' nit
 gewis,
 Derwell' vun de' Wein' der vornehmste is.

Johann Gabriel Seidl.

(Siehe oben Seite 850).

Menschen und Uhren.

(Im Wiener Dialekt.)

1 Dö Mensch'n, dö hab'n accurat so wie
 d'Uhr'n,
 Paschiedani Launen und agni Natur'n! —
 A Reicha, der kummt wie-r a Thurmuh'r
 mir vor,
 Sie ragt üba d'Andan hochmächtig empor,
 Daß All's zu ihr auffhaut, sih All's nach
 ihr richt't,
 Und so, wie sie's vorschlagt, im Leb'n Allas
 g'schicht; —
 Doch wann bei an'm Wetter a Bliß sie be-
 rührt,
 So schmelz'n dö Baga, und d'Uhr is ru'nirt.
 2 Da G'lehr'ti, der macht wie-r a Stod-
 uhr sih brad,
 Verhüllt sei'n Schwäch'n in's künstlich'i Klad;
 Ragt Datum, Secund'n, schlägt Viertel und
 Stund',
 Und is oft z'trop all' sei'n Fiedan nit g'sund!
 Nieg't's Schicksal am Schnürl a Bissl nur z'gach,
 So fällt so a Stoduhr im Nu aus'm Strach;
 Drum sag' ih, daß nur so a-n-Uhr mir behagt,
 Dö's Nämlich'i zagt und ah's Nämlich'i schlägt.
 3 Da g'wöhnlich'i Mensch is a Schwarz-
 walder-Uhr,
 Er geht ohni Künstlichkeit still nach der Schnur;
 Sein Rudud, „daß G'wissen,“ daß mahnt'n
 getreu,
 Und ruft: „Jetzt is wieder a Stündel
 vabei!“ —
 Und is auch sein G'häuf nur von Holz ohni
 Pracht,
 So is auf dö Dauer sein Innres doh g'macht. —

Drum braucht so a-n-einfach'i Schwarzwald-Uhr
 Auch felt'n a-n-ernstlich'i Reparatur.

4 Dö Maderln nach unstra neumodisch'n Art
 San wie die Cylinder-Uhr'n zierli und zart:
 Von außen san s' schmächti, von einwend' drin
 Laust d'Spindel des Herzens im feinst'n Rubin:
 Dö Lieb' nur, dö hagli auf d'Springseda druck't,
 Errath't, was im Räderwerch hammert und judt:
 Doch wann so a-n Uehrl vadorb'n anmal wird,
 So wird's von lan'm Uhrmacha mehr reparir't.

5 Drum san ma-r ah d' Maderln um
 d' Weiba vabast:
 A Jed's hat, wie d'Uhr'n, sei'n Untug'nden fast:
 Das Herz is dö Unruh, da Weda dö Jung-
 dö Fuß' san d'Springsedan, san s' alt od-
 jung; —

Und erst's Repetir'n und am End' noh gar
 Schlag'n, —
 Nan, nan — so a Werkel könnt ih n
 vatragn! —
 Denn will ih grad wiss'n, wie viel als s' ha-
 g'schlag'n,

So was ih schon Leut, dö ma's aufrichti sag'n
 6 A saubara Mensch, der nix was, no-
 vasteht, [geh
 Der is wie-r a Bilderuhr, dö nit red-
 Wie d'Spieluhr'n san dö Virtuose
 bestellt,

Dö nur auf drei Stüdeln durchras'n dö Wel-
 Der Sonnenuhr gleich is a treulos
 Freund,
 Der länga nit Stich halt't, als d'Glückson-
 und scheint;

Und tragt mein Gesang so viel Beifall mir ein,
 So is 's mein' Passion, — Repetir-Uhr
 zu sein!

Zweiter Theil.

Prosa und Dichtungen

in ungebundener Rede.

Inhaltsübersicht des zweiten Theiles.

	Seite.		Seite.
Haller.		Christoph Martin Wieland.	
Bagedorn (eine Parallele)	1	Ueber Goethe's Götze von Berlichingen	64
sig Lissov.		Wieland an Merz	65
endigkeit elender Scribenten gründlich		Der Chor in der Tragödie	66
.	4	Helfrich Peter Sturz.	
elm Rabener.		Ueber Klopstock	68
hen Leute.	6	William Pitt	70
.	8	Bittschrift der linken Hand an die künftigen Er-	
htegott Sellert.		zieher	71
.	9	Moriz August von Thümmel.	
Demüthige	10	Caverac	71
im Winkelmann.		Ein Morgen in der Provence	73
des Apollo im Belvedere zu Rom	12	Thomas Abbt.	
.	18	Starke Gedanken und große Gedanken	74
.		Das Verdienst des Schriftstellers	75
bel dem zunehmenden Mangel des		Matthias Claudius.	
Bege gelangt man zu einer kräftigen	13	An meinen Sohn Johannes	75
ig seiner Gedanken und Empfinds		Theodor Gottlieb von Hippel.	
.	15	Der Besuch des Alten	77
nt.		Johann Jacob Engel.	
en über das Gefühl vom Erhabenen		Entzückung des Las Casas	79
nen	16	Tobias Witt	83
.	18	Lobrede auf den König	85
lieb Klopstock.		Christian Garve.	
ichter	19	Eitliche Schwäche	92
seine Mutter	20	Das Weihnachtsgeschenk	93
von Zimmermann.		Christian Gay Lorenz Hirschfeld.	
Einsamkeit	21	Gemälde der Schweizergegenden	94
Isfohn.		Anmuth der Natur nach dem Gewitter	95
nd Vollkommenheit	22	Johann Kaspar Lavater	
stischer Weisheit	23	Von der Wahrheit der Physiognomie	96
raim Lessing.		Die Physiognomie als Wissenschaft	99
.	24	Georg Christoph Lichtenberg.	
ichs und die Larve	24	Die Verleuten	99
trauch	25	Anschlagezettel im Ramen von Philadelphia	101
achtigall und der Pfau	25	Johann Gottfried von Herder.	
s und der Esel	25	Paramytlien und Parabeln.	
erling und der Strauß	25	1. Der sterbende Schwan	102
ler und der Fuchs	25	2. Die Lilie und die Rose.	103
Chwalbe	25	3. Nacht und Tag	103
nd das Pferd	25	4. Der Jüngling Salomo	104
Barnhelm (im Zusammenhange)	26	5. Drei Freunde	104
rische Gemälde	57	6. Der Tag vor dem Tode	104
a Jollisoser.		Vorausicht und Zurückicht	104
Menschen, auf seiner Gottähnlichkeit		Wirkungen der Menschheit auf den einzelnen	
.	62	Menschen	106
.	62	Kunst und Sprache des Menschen	107
ner.		Griechenlands Lage und Bevölkerung	109
.	63	Eudwia der Bierzeigte	112
		Johann Wilhelm von Archenholz.	
		Die Schlacht bei Borndorf	115

	Seite.		Seite.
Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.		Die Schutzwehr	211
Die Sicilier und Neapolitaner	117	Adam und der Serapb	211
Segen der christlichen Religion	119	David's Harfe	211
Johann Wolfgang von Goethe.		Friedrich Heinrich Alexander Freih. v. Humboldt.	
Novelle	120	Aus den Ansichten der Natur	212
Das Chamouni-Thal	130	Blick in den Kosmos	214
Die Fassade des Münsters in Strassburg	131	Karl Wilhelm Freih. v. Humboldt.	
Wahrheit und Wahrscheinlichkeit in der Kunst	133	Ueber das Entstehen grammatischer Formen und	
Windelmann eine antike Natur	136	ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung	216
Maximen und Reflexionen	137	Schiller als Dichter	219
Wilhelm Heinse.		Ernst Moriz Arndt.	
Der Rheinfluss	139	Blicher und Scharnhorst	222
Nächliche Wasserfahrt bei Rearel	140	Aus dem Katechismus für den deutschen Kriegs-	
Johannes von Müller.		und Wehrmann. Von des Menschen Verwer-	
Des Schweizerlandes erste Gestalt	141	senheit (Capitel 4.)	224
Schlacht bei Gransen	141	Von der Sünde und dem Unglück (Capitel 8)	225
Johann Georg Adam Forster.		Joseph von Görres.	
Der Protbaum	144	Zwei Weltanschauungen	226
Der Dom zu Cöln	146	Ernst Friedrich Daniel Schleiermacher.	
Franz Volkmar Reinhard.		Rede an Nathanael's Grabe (Den 21. Nov. 1829.)	227
Die Sehnsucht nach etwas Besserm	147	Heinrich Steffens.	
Die fliehende Zeit	149	Die Aristokratie der Geistreichen	230
Friedrich von Schiller.		Norwegen	231
Die Schlacht bei Jügen	150	Georg Wilhelm Friedrich Hegel.	
Das Erhabene und das Schöne	154	Ueber den Werth und die Nothwendigkeit des	
Ueber Bürger's Gedichte	157	Studiums der griechischen und römischen	
Johann Gottlieb Fichte.		Errache und Literatur auf Gymnasien	233
Ueber die Bestimmung des Gelehrten	160	Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling.	
Ein unendlicher heiliger Wille, das Grundgesetz		Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur	238
der übersinnlichen Welt	162	Barthold Georg Niebuhr.	
Arnold Hermann Ludwig Heeren.		Wie ist Rom zu seiner Größe gelangt?	241
Die griechischen Geschichtschreiber	163	Friedrich von Raumer.	
Friedrich Jakobs.		Konradin, der letzte Hohenstaufe	243
Deutschlands Gefahren und Hoffnungen	166	Karl August Varnhagen von Ense.	
Johann Peter Hebel.		Die Schlacht bei Belle-Alliance	247
Der Schneider in Venia	174	Jacob Grimm.	
Jean Paul Friedrich Richter.		Einige Hauptsätze, die ich aus der Geschichte der	
Die Taschenbibliothek	177	deutschen Sprache gelernt habe	252
Reise nach der Insel Ichia	179	Wilhelm Grimm.	
Das Testament	181	Die Poesie des Nordens	254
Aus des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Gläz	183	Karl Zell.	
Traum über das All	184	Ueber die Wichtigkeit des Studiums der classischen	
Das Erhabene	186	Literatur für die Bildung unserer Zeit	255
August Wilhelm von Schlegel.		Leopold von Ranke.	
Ueber Goethe's Hermann und Dorothea	188	Kaiser Karl V.	260
Friedrich von Schlegel.		Karl Hoffmeister.	
Homer, verglichen mit andern Epikern	201	Schiller's Jungfrau von Orléans	262
Uebersicht über Shakespeares Werke	202	Georg Gerwinus.	
Die heilige Cäcilia	202	Ueber Schiller's Wallenstein	271
Friedrich Ludwig von Hardenberg.		August Friedrich Christian Vilmar.	
Arion	203	Die zwei classischen Perioden unsrer National-	
Vergmannsleben	205	literatur	274
Ludwig Tieck.		Karl Gupkow.	
Aus dem geistigsten Raer	206	Der Styl Goethe's	277
Aus dem Phantasus	208		
Friedrich Adolf Krummacher.			
Der Tempel zu Memphis	210		

Albrecht von Haller.

(Siehe Theil I, Seite 1.)^{*)}

Haller und Hagedorn.

(Eine Parallele.)

Ich ist in eben dem Jahre, aber sechs
her, als ich, geboren. Beide kamen
Zeit, da die Dichtkunst aus Deutsch-
erlorn hatte. Denn Brodes und
en nur einzelne, und jener zuweilen
nheiten; er überließ sich aber allzu-
rtigkeit, mit welcher ihm die Reime
ber gingen. Beide wurden wir
zogen: ich wurde aufs Strengste
samkeit und zur Ordnung ange-
d Homer war mein Roman im
ihre. Beide hatten wir das Un-
en zu werden, und mich traf es
man mich völlig mir selber über-
e dichteten früh, und ich schrieb
ichkeit von Versen von allen Arten,
sehnjährig wurde; meine Begier
ittlich, ich ahmte bald Brodes,
stein und bald andere niederländ-
er nach, indem ich eines von ihren
um Muster vor mich nahm und
ausarbeitete, das nichts vom Mu-
reiben, und doch ihm ähnlich sein
edorn kam doch noch in ein Gym-
aber wagte es im Jahre 1723,
je Schule zu gehen.

Hatten wir mehr Geschmack als
ein Freund schmelzte seine ersten

er kann freilich nicht füglich zu den
Profaisern gezählt werden. Der
e Aufsatz, der übrigens den Zwecken
es ganz entspricht, mag zur Bezeich-
fangspunktes dienen, von dem an hier
lung der deutschen Prosa in Muster-
legt ist.

Landbuch. II.

jugendlichen Gedichte um und verbesserte sie,
wie er zu mehreren Kräften in der Dichtkunst
kam. Ich ging einen Schritt weiter, und
an einem glücklichen Tage im Jahre 1729
verbrannte ich alle meine unzählbaren Verse:
Hirtenlieder, Tragödien, epische Gedichte, und
was es alles war. Ich ließ mir selber keine
Spuren davon über; nur war ich in meinem
Geschmack noch nicht so gebessert, daß ich
alle diejenigen vertilgt hätte, die es ver-
dienten. Ein schmeichelnder Zuhörer schrieb
sich noch einige ab, die ich beibehalten hatte,
die ich aber selbst unterdrückt habe, und er
gab sie zwanzig Jahre hernach einem Verleger
ohne mein Vorwissen, und zu meinem größten
Verdruß. Lange hernach und jetzt mehr, als
jemals, war mein Geschmack besser als meine
poetischen Kräfte: ich sah jenseits allem, was
ich zu leisten vermochte, eine mögliche Voll-
kommenheit, die ich zu erreichen unermög-
gend war. Ich sah, zumal im Virgil, eine
Erhabenheit, die sich niemals herunterließ,
wie ein Adler in der obern Luft schwebete,
eine Ausarbeitung, die an der Harmonie, an
der Malerei, am Ausdrude nichts ungefeilt
ließ, und die in meinen Gedanken noch Nie-
mand nachgeahmt hat.

Hagedorn besuchte England; ich auch, und
noch etwas früher. Diese Reise hatte auf
beide einen wichtigen Einfluß: wir fühlten,
daß man in wenigen Wörtern weit mehr
sagen konnte, als man in Deutschland bis
hierher gesagt hatte: wir sahen, daß philoso-
phische Begriffe und Anmerkungen sich reimen
ließen, und strebten beide nach einer Stärke,
dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.

Sehr jung machte sich Hagedorn mit seinen
Poesien bekannt; ich um etwas später. Ein
Freund, der sich zuviel aus den meinigen
machte, unternahm im Jahre 1731 eine kleine-

Sammlung davon drucken zu lassen. Ich erhielt, daß er mir die Besorgung überließ, wodurch ich so viel gewann, daß ich Vieles weglassen und Verschiedenes verbessern konnte. Beide haben wir an den bürgerlichen Kriegen zwischen den deutschen Dichtern keinen Antheil genommen. Beide waren wir wohl der wasserichten Dichtkunst eben nicht günstig, und lebten mit Bodmern in Freundschaft. Aber selbst zu Felde ziehen, dieses wollten wir nicht. Ihn verschonten die sogenannten Gottschedianer noch. Mich aber, weil ich ein Schweizer war, mißhandelten Gottsched, Schönaich, Mylius und Andere um die Wette. Das „Zintenfäulein,“ „die Aesthetik in einer Nuß“ „die Bemühungen“ griffen mich mit der heftigsten Nachbegierde an. Man war grausam genug, meine „Mariane“ schimpflich zu parodiren. Man that der „Ewigkeit“ eben die Ehre an. Ein Freund schrieb mir, er habe Gottsched's Hand vor sich liegen, mit welcher er die Aesthetik corrigirt hat. Aber was sollte ich bei einem Kriege gewinnen? In einer Wissenschaft, die sich auf Erfahrungen gründet, kann eine Streitigkeit ihren Nutzen haben; sie gibt uns einen Anlaß, die Versuche zu wiederholen und zu vermehren, und die Wahrheit kann durch das Zeugniß unparteiischer Sinne erwiesen werden. Aber in Wissenschaften, die auf dem Geschmacke beruhen, ist es unendlich langweilig, die Quellen des Schönen allemal bis zu den ersten Gründen zurückzubringen, und bei einem Leser zu erzwingen, er solle sich eine Stelle gefallen lassen, die ihm nicht gefällt. Es war mir also viel leichter, harte Urtheile anzuhören, als vor dem Tribunal der Welt einen langwierigen Proceß zu führen.

Hagedorn dachte auch bei der neuen Poesie wie ich, und wir blieben beide dem Reime getreu. Ich sah auch, daß unsre Gründe ungefähr gleich waren. Mir kam es immer vor, wenn man Hexameter machen wollte, wie sie gemeiniglich sind, so wäre die Arbeit zu leicht, und leichte Arbeit ist auch in der Poesie schlecht. Sollte man aber die Harmonie beibehalten, und richtige Füße von langen und wirklich kurzen Silben abwechseln lassen, wie U3 und Kleist und in Schweden Lillhau gethan haben, so wäre die mechanische Arbeit sehr schwer. Und einmal fehlt dem deutschen Hexameter der Spondeus, und die einsilbigen Wörter sind zu häufig.

Selbst der neue Schwung der Sprache, der

in den hexametrischen Versuchen herrscht, dünkte Hagedorn eine Neuerung und mir kam er oft verworren und gezwungen vor. Nicht daß wir beide Klopstock's Verdienste nicht gefühlt hätten: ich suchte ihn von Langensalza und aus dem Weißischen Hause in das meinige zu ziehen; das Glück sorgte aber besser für ihn, und seine Gaben wurden belohnt. Wir blieben indessen bei den Reimen. Im Lehrgebichte, dünkt mich, haben die gleichlangen Verse, in deren jedem ein Begriff ausgeführt ist, einen überaus deutlichen Vorzug. Das Ineinanderflechten der hexametrischen Verse, das man gewiß bis auf die höchste Ungebühr getrieben hat, steht in einer lebhaften Beschreibung und im Affecte ganz gut; aber der nüchterne Philosoph spricht feierlicher in einem in sich vollkommenen Verse, der die Sache auch dem Gedächtnisse am besten einbrückt.

Hagedorn kam endlich mit mir auch in den Lehrgebichten überein, die einen großen Theil seiner Gedichte ausmachten. Wir suchten beide diesem Gebichte den Nachdruck zu geben, dessen es fähig ist, und für Worte Gedanken anzubringen.

Bei allen diesen Ähnlichkeiten blieb zwischen uns eine große Ungleichheit. Eine der ersten Ursachen bestand in der Lebensart. Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüthe; er trank ein Glas Wein, und genoß der freundschaftlichen Freuden des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahre meines Alters dem Weine ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war; aber es schien mir erträglicher, keine zur Nachwelt durchdringenden Verse zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu sein. Hieraus folgt, daß ich mich den lustigen Gesellschaften entzog, und mein Vergnügen bei einem stillen Theetische oder bei Büchern suchte. —

Daher entstand ein großer Unterschied in ganzen Tone unsrer Poesie. Hagedorn dichtete Lieder, darin er die Liebe und den Wein besang, die ersten, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte.

Aber die Fröhlichkeit und die Kenntniß der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgebichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert, und den Boileau übertrifft. Mit dem Ropy hat er eine große Ähnlichkeit in der feinen Aus-

polirung der Verse, worin Wenige, auch seit unsern Zeiten es Hagedorn nachgethan haben. Dem Horaz kam er in der lächelnden Ironie, in der unschuldigen Schalkhaftigkeit der Satire und in der Kenntniß des gesellschaftlichen Menschen nahe. Noch jetzt finde ich nichts, das der „Glückseligkeit“ und dem „Freunde“ vorzuziehen sei. Hagedorn schrieb rein, wie Boileau, und scharfsinnig wie Horaz. Der erstere blieb zurück, sobald er nicht über die Poesie schrieb, und fiel in's Tiefste, wenn er den Menschen überhaupt zum Vorwurf seiner Satire machte. Horaz mangelte es an der Harmonie; er merkte es selber, und gestand, er schreibe fast wie in Prosa; so angemessen die Ausdrücke sind, so fehlt ihm überall der Wohlklang Virgil's. Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit. Dieses starke Gefühl, das eine Folge vom Temperament ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung und am meisten noch der Erkenntlichkeit, mit einer Lebhaftigkeit an, dabei mir die Ausdrücke der Empfindungen sehr theuer zu stehen kommen. Noch jetzt brechen mir Thränen beim Lesen einer großmüthigen That aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerhülfslosesten Zuständen eine junge und geliebte Gattin mir von der Seite riß!

Diese Empfindlichkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eigenen schwermüthigen Ton und einen Ernst, der sich von Hagedorn's Munterkeit unendlich unterscheidet. Ein andrer Vorzug Hagedorn's war die Kenntniß der Sprache. Er lebte in Deutschland und war von seiner Jugend an im reinen Deutsch erzogen. Hier konnte ich ihn nicht erreichen; in meinem Vaterlande, jenseit der Grenzen des deutschen Reichs, sprechen selbst die Gelehrtesten in einer sehr unreinen Mundart: wir haben auch in unsern symbolischen Büchern und in den Staatschriften andere Declinationen, andere Wortfügungen. Diese Unarten mußte ich nach und nach ablegen; und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuließen, meine Stunden auf die Muttersprache zu wenden, so blieb mir allemal eine gewisse Armuth im Aus-

drucke, die ich schon damals am besten fühlte, wenn ich mich gegen die Leichtigkeit Günther's verglich. Manchen Gedanken lähmte mir der Zwang der Sprache; manchen andern drückte ich mit einem unvermeidlichen Verluste an der Reinigkeit und an dem leichten Schwunge des Verses aus.

Mein Freund bleibt dabei ein Dichter, und hatte daneben keine beschwerliche Arbeit. Er las, was seinen Geist zieren konnte, und besaß mehr als ein Andrer die Kunst, einzelne und nicht überall bekannte Begebenheiten auf's Angenehmste anzubringen, wodurch eben seine Lehrgedichte sich vor andern ausnehmen, deren Stoff bloß aus den allgemeinen Begriffen der Dinge genommen ist.

Ich hingegen wurde früh von andern Berufsarbeiten gedrückt, und erlag fast völlig unter der gelehrten Bürde, da des würdigen Ministers Zutrauen mehr auf meine Achseln legte, als sie tragen konnten. Anatomie, Botanik, ernsthafte Geschäfte gaben keinen Stoff her, der sich in die Poesie einweben ließ; sie brachten vielmehr die Gedanken in eine Strenge und Trockenheit, die der Einbildung Flügel dämpfte. Die Verse wurden mir schwer; ich unternahm nicht leicht, in einem Tage über zehn Zeilen aufzusetzen: auch diese veränderte ich, ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich früh auf, einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen. Bis in's Jahr 1736 nahm ich mir dann und wann vor, einen Begriff auszuarbeiten; nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein bringender Affect ein Vergnügen fand, sich abzumalen, oder die Pflicht ein Gedicht von mir forderte.

Hingegen dichtete Hagedorn bis an seinen zwar frühen Tod, der schon im Jahre 1753 einfiel: und dennoch ist mein poetisches Leben noch kürzer gewesen; denn nach 1748 finde ich kaum vier neue Seiten in meinen Gedichten. Beide haben wir glücklich zu der Zeit geschwiegen, da die Natur nicht mehr redet, und die gedämpfte Einbildung der Vernunft keine Nierde mehr verleiht.

Christian Ludwig Ziscov,

geboren den 26. April 1701 zu Wittenburg in M.-Schwerin, studirte in Jena und Halle Jurisprudenz, 1785 Legationssecretär des Herzogs Carl von Mecklenburg, nahm 1787 seinen Abschied,

1788 Privatsecretär im Holsteinischen, später Kriegsrath und Cabinetssecretär in Dresden, mußte einer Satire auf den englischen Minister wegen Dresden verlassen, starb den 30. Oct. 1760. — Satiren.

Die Nothwendigkeit elender Scribenten gründlich erwiesen.

Es wird mir etwas gar Leichtes sein, die Nothwendigkeit der elenden Scribenten meinem Versprechen gemäß gründlich zu erweisen. Ich will es mit Wenigem thun, und frage unsre Feinde: Ob die Buchhandlung und Druckerei nicht ehrliche und dem gemeinen Wesen nützliche Handthierungen sind? Sie können nicht anders als Ja antworten. Sie müssen also auch gestehen, daß diejenigen, welche eine so nützliche Profession treiben, Leute sind, die verdienen, daß man ihnen alles Gute gönne und ihre Nahrung befördere. Ich möchte aber gerne wissen, was die armen Buchführer und Buchdrucker wohl anfangen wollten, wenn keine elenden Scribenten in der Welt wären! Wir sind diejenigen, die ihnen am meisten zu verdienen geben; von uns leben sie, und müßten also betteln gehen, wenn wir aufhören sollten, zu schreiben. Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brot nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur sechstausend Personen, die von der Druckerei und Buchhandlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Bücher, die alle Messen herauskommen, nur von zehn Jahren her, und mache den Uberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan, und nach einer genauen Ausrechnung gefunden, daß, ein Jahr in's andre gerechnet, ohngefähr drei gute Bücher des Jahres zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Und würde also nicht eine große Menge ehrlicher Leute Hungers sterben müssen, wenn die elenden Scribenten, nach dem Wunsche unsrer Feinde, vom Erdboden vertilgt wären?

Den Tag sollen sie nimmer erleben! Aber man siehet doch daraus, was unsre Verfolger für böse, schädliche Leute, und wie lieblos sie gegen ihren Nächsten sind. Doch wie kann man von den guten Scribenten verlangen, daß sie ihren Nächsten lieben sollen, da sie

sich selbst nicht lieben? Sie kennen ihren eignen Vortheil nicht. Sie wollen uns ausrotten; allein wie übel würden sie nicht daran sein, wenn sie ihren böshaften Zweck erreichen sollten? Wir machen ihnen durch unsre Schriften so manche fröhliche Stunde; woran wollten sie sich denn wohl belustigen, wenn wir nicht schrieben? Das Vergnügen, dessen sie in dieser Welt genießen, haben sie einzig und allein uns zu danken. Ja, sie würden nicht sein, was sie sind, wenn wir nicht wären. Man nennt sie jeund gute Scribenten; aber müßten sie diesen Ehrentitel nicht fahren lassen, wenn es keine schlechte gäbe? Dieses wäre schon arg genug; aber der Untergang der elenden und lächerlichen Scribenten würde noch weit mehr Böses nach sich ziehen.

Unsre Feinde sind reich an lustigen und sinnreichen Einfällen; sie spotten gerne; und wir sind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle an den Mann zu bringen, und ihre Tadelsucht zu vergnügen. Wie würde es demnach um ihre Gesundheit stehen, wenn sie uns nicht hätten? Wo wollten sie mit ihren Einfällen hin? Sie dürfen nicht denken, ich scherze; denn es ist kein Kinderspiel mit einem verhaltenen Spaß; er verursacht viel Qual. Es ist mir die Zeit meines Lebens nur ein einziges Mal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines schlechten Scribenten noch so ziemlich sinnreich war; aber ich mußte ihn bei mir behalten, und da weiß ich, wie mir zu Muth gewesen. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun der einzige Spaß, den ich nicht zu rechter Zeit los wurde, mir so viel Ungemach verursachen konnte, was würden denn die guten Scribenten, die so fruchtbar an artigen Einfällen sind, nicht für Qual empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, sich zu erleichtern? Ihre Einfälle brennen ihnen auf dem Herzen, und Ennius soll schon zu seiner Zeit gesagt haben, daß ein weiser Mann eher Feuer im Maul halten, als einen sinnreichen Einfall verschweigen könnte: flammam a sapiente

facilius ore in ardente opprimi, quam bene dicta teneat (Cicero de Orat. L. II.). Unsere Feinde würden also ganz gewiß bersten, wenn wir nicht wären. Warum wünschen sie denn unsern Untergang, mit welchem der ihrige so genau verknüpft ist?

Gesetzt aber, es wäre möglich, daß sie uns überlebten, so würde doch die gelehrte Welt wenig Gutes mehr von ihnen haben. Denn wir sind eben diejenigen, welche die sinnreichsten und artigsten Schriften, an welchen sich die Welt so sehr belustiget, von ihnen herausloden. Wo wollen aber so viele stattliche Satiren herkommen, wenn unsere Feinde Niemand hätten, über den sie spotten könnten? Und was würde also die kluge Welt nicht an uns verlieren? Es ist wahr; wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten; aber die Alten haben schon angemerkt, daß, obgleich der Esel eben nicht die beste Stimme habe und zur Musik ganz ungeschickt sei, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen könne (Plutarchus in Convivio ex vers. Xylandri). Und unsere Schriften, wie elend sie auch sind, geben doch Anlaß zu vielen gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Spottschriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müßte, wenn Niemand wäre, der elend und lächerlich schriebe.

Dieses ist indeß der geringste Vortheil, den die Welt von uns hat, weil er sich eigentlich nur auf die Gelehrten erstreckt. Der Nutzen, den wir dem ganzen menschlichen Geschlechte bringen, ist wichtiger und beweiset unsere Nothwendigkeit noch kräftiger. Wir sind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staates oft so nachtheilig ist, mit Macht unterdrücken. Wir sind Beschützer der gemeinen Meinungen und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben so unentbehrlich sind. Wer hätte sich wohl den gefährlichen Neuerungen des Busendorf's, Thomasius, Leibnizens und ihrer Anhänger widersehen wollen, wenn wir nicht vor den Riß getreten wären? Und dieses Einzige ist genug, zu beweisen, wie nothwendig wir der Welt sind. Unsere Verdienste sind so groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menschlichen Geschlechtes verdienen. Allein Niemand will sie erkennen; man lohnt uns mit Undank, und es ist leider! schon dahin gekommen, daß über uns und unsere Schriften lachen für

ein sicher Merkmal eines scharfen Verstandes gehalten wird. Wie indessen den Frommen Alles zum Besten dienen muß: so hat auch unser schweres Kreuz, welches Niemand, als wir, zu ertragen fähig ist, seine Vortheile. Und mich dünkt, es ist ungemein geschickt, unsere Nothwendigkeit außer Zweifel zu setzen.

Ich habe schon gesagt, daß unsere Feinde, die guten Scribenten, weil sie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, so in der Welt vorgeht, schlecht zufrieden sind. Sie entdecken allenthalben Thorheiten, wenigstens bilden sie sich's ein; und es ist ihnen unmöglich, daß sie über das, was ihnen thöricht vorkommt, nicht lachen und spotten sollten. Wenn sie demnach keine elenden Scribenten hätten, an welchen sie ihre Bosheit auslassen könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher sein. Sie würden, weil sie doch immer etwas zu meistern haben müssen, Alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig ist, und durch ihre Satiren den Staat und die menschliche Gesellschaft beunruhigen. Wir können uns also rühmen, daß wir unsere eigene Wohlfahrt für das gemeine Beste aufopfern, und ohne Prahlerei sagen, daß wir einem Staate unentbehrlich sind.

Ich wünsche von Herzen, daß alle christliche Obrigkeiten das, was ich hier schreibe, in reifliche Erwägung ziehen mögen, und flehe insbesondere Ihro Kaiserliche Majestät und alle Churfürsten, Fürsten und Stände des heiligen römischen Reichs demüthigst an, höherleucht zu erlassen, wie würdig solche Leute ihres Schutzes sind, die dem Staate so lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schaar der Raseweisen gedient haben. Es wäre, dünkt mich, nachgerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unsrer wichtigen Dienste gedächte, oder uns nur wenigstens vor unsern Feinden einigermaßen Ruhe schaffte, und diesen bösen Leuten ein Gebiß in's Maul legte. Womit haben wir es denn verdient, daß man, da andre ehrliche Leute wider die Lasterer Schutz finden, uns der Willkür unsrer Verfolger überläßt? Es dienet dieses zur Sicherheit Andre. Ich weiß es wohl. Allein warum sollen wir denn die Sünden unsrer Mitbürger tragen? Ich finde darin keine Billigkeit, und zweifle nicht, daß meine gegründete Vorstellungen die Wirkung haben werden, die ich wünsche.

Gottlieb Wilhelm Rabener,

geb. den 17. Sept. 1714 zu Bachau bei Leipzig, | des Leipziger Kreises, 1753 erster Secretär in
 stud. in Leipzig Jurisprudenz, 1741 Steuerrevisor | Dresden, starb daselbst 1771. — Satiren.

Kleider machen Leute.

Zu diesen Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so Vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergeblich bemüht. Thoren sind es, welche sich und Andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, die Tugend uns glücklich und zu wahrhaft großen und berühmten Leuten machen. Wie unverantwortlich sind unsre Sitzenlehrer zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider — glückselige Erfindung! — Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Anzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu sein verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurchwinden, ehe er es nur soweit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu leisten, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vierundzwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seiner altwäterlichen und einförmigen Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleibern zum ersten Male wagt. Er muß sehr glücklich sein, wenn ihm nicht der Thürsteher den ersten Schritt in's Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht bemerken. Er verlangt, Ihre Excellenz auf-

zuwarten; man antwortet ihm nicht. Er verlangt, Ihre Excellenz unterthänigst aufzuwarten; ein Lacke weist ihn an den andern, und einer meldet ihn an. Er steht beschämt am Ramine. Er steht Allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Ihre Excellenz seine ganz unterthänige Aufwartung machen dürfe. „Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer!“ — Aber wäre es nicht möglich — „Kurz, nein! Ihre Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten! Der Herr kann morgen wiederkommen!“ — Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Menschen durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, Niemand am das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung der Vorzimmer zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügelthüren mit einer ehrfurchtsvollen Geschäftigkeit auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt in's Zimmer des Herrn, es wird Lärm darin, man wirft die Karten hin, Ihre Excellenz eilen entgegen, und wem? Einem vergoldeten Karren, welcher die Treppe herauf gefaselt kommt, und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen; nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist bösshaft, so viel es ihm seine Dummheit zuläßt. Er hat nicht das Geringste gelernt, womit er dem Vaterlande oder sich selbst dienen könnte; und womit er Jemand dient, das sind leere Gna-

vennversicherungen. Er borgt, er betrügt, er
steift, er lacht. spielt gern und unglücklich,
und Ihre Excellenz freuen sich mit offenen
Armen über die Ehre seines Zuspruches. Nun
ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und
es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne
Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge
entronnen ist und die Treppe hinunter kom-
men kann. Es geschieht ihm recht. Der Thor!
Warum hat er nicht bessere Kleider und ge-
ringere Verdienste?

Man thut der Welt Unrecht, wenn man
sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffer
Männer unempfindlich und blind sei. Sie
ist es nicht; aber man muß ihr durch eine
äußerliche Pracht die Augen öffnen, und sie
durch ein vornehmeres Geräusch aufwecken. Kann
die Welt etwas dafür, daß sich ein großer
Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die
Welt ist eine Schaubühne, und auf der
Schaubühne halten wir nur diejenigen für
bringen, welche fürstlich gekleidet sind.
Nicht Alle haben die Geduld, den letzten Auf-
tritt und die Entwidlung des Spieles abzu-
warten.

Da wir bloß den Kleidern den entschei-
den Werth unsrer Verdienste zu danken haben,
scheue ich mich nicht, zu gestehen, daß ich
wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe,
wie meinen Schneider. Ich besuche seine Werk-
statt oft, und niemals ohne einen heiligen
Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugen-
en und Vernunft unter seinen schaffenden
Händen hervornachsen, und theure Männer
durch den Stich seiner Nadel aus Nichts her-
vorspringen, sowie das erste Ross am Ufer
müthig hervorsprang, als Neptun mit seinem
gewaltigen Dreizack in den Sand stach. Ich
stehe dann bei dem Meister, halte den Hut
unter dem Arme, und bleibe länger als eine
Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung,
welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft
vornehmer und großer Männer bin. Mein
Schneider ist in dergleichen Fällen schon von
mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen ge-
wöhnt, daß er mich nicht weiter um die Ur-
sache befragt. Er kennt die Hochachtung, welche
ich gegen die wunderthätigen Kleider habe.
Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche
wir an den meisten Großen verehren; und
weil uns der Körper, der in diesen verdienst-
vollen Kleidern steht, gleichgültig und von
unser Wichtigkeit scheint, so verbindet uns
unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige

Miene anzunehmen, wenn wir die Kleider
ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn
ich den erstaunlichen Wirkungen des Schnei-
ders in seiner Werkstatt zusehe, so kleinmüthig
werde ich im Namen des größten Theils meiner
vornehmen Landsleute, so oft ich vor einer
Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung
der Kleider eben das, was uns Menschen die
Begräbniße sind. Hier hört aller Unterschied
auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den
abgetragenen Rod eines witzigen Kopfes sehr
vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuche-
rers liegen; und es ist wohl eher geschehen,
daß die Weste eines Dorfschulmeisters über
dem Sammetkleide eines Prälaten gehangen
hat. Noch betrübter ist es, wenn diese präch-
tigen Kleider die Hochachtung der Menschen-
maschine, die in selbigen gesteckt, überleben.
Man hat mir einen reich gestickten Rod ge-
zeigt, welcher die Bewunderung der ganzen
Stadt und der besungungswürdige Gegenstand
vieler hungrigen Musen gewesen, endlich aber
doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger
in diese Trödelbude hat flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch
etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen
und habe bewiesen, daß Kleider Leute und
Verdienste machen. Zur Vergeltung dieser Be-
mühungen verlange ich wieder etwas, das
eben so billig ist. Diejenigen, denen zum
Trost ich dieses Sprichwort ausgeführt und
bekannt gemacht habe, und die keine Verdienste
weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen
ihrer Kleider zu danken haben, werden so
gerecht sein und die Ehrenbezeugungen, welche
diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf
ihre Rechnung anzunehmen. Sie gehen sie
nichts an, und es ist wirklich ein unverant-
wortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung
bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig
ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß
man diese meine Ermahnung nicht in Acht
nähme, und, wie es bei den Meisten geschehen,
fortführe die Verdienste der Kleider sich anzu-
maßen, so werde ich und meine Freunde sie
öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache
der Complimente ändern, und wenn wir einem
solchen Manne begegnen, niemals anders zu
ihm sagen, als: „Mein Herr, ich habe die Ehre,
Ihre Weste meiner unterthänigsten Verehrung
zu versichern; ich empfehle mich Ihrem ge-
stickten Kleide zu gnädiger Beschützung; das
Vaterland bewundert die Verdienste Ihres

reichen Aufschlags; der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahre!"

An Gellert.

Liebster Gellert, läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben oder durch Ihre finstere Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen und sich in das dunkelste Gebüsch zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verdorbenen Magen zu seufzen. „Aber (werden Sie mit Ihrer hohlen und krächzenden Stimme so einsilbig, als möglich, sprechen) lieber Gott, weiß denn der Rabener gar nicht — nun, das könnte er lange wissen, alle Kinder wissen es — freilich, der König hat mit mir gesprochen.“ — O, mein hochgelehrter Herr Professor, freilich viel Ehre für Sie und den Wiz! Aber das gibt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt,*) und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch also machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie sich! Ich bin Ihr Freund; aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor — verstehen Sie mich, Gellert? Kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt mir hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sei Alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald, bald antworten und Alles aufs Umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch ein Mal warne ich Sie,

*) Rabener verlor 1760 bei der Beschießung der Stadt alle seine Habseligkeiten.

säumen Sie nicht, oder ich werde dem Publico in's Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht, ja, wie gesagt, daß eben dieser stille und friedliebende Gellert dem Könige bei seiner Unterredung mit ihm einen weitläufigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worin er gezeigt, wie der Krieg wenigstens noch zwei Jahre fortgeführt werden könne, ohne die brandenburgischen Unterthanen im Mindesten zu belästigen. — Ja, ja, mein Herr, und haben wir einmal Frieden, so sollen Sie — zittern sollen Sie! Mehr sage ich nicht.

Wie ich mich befinde? — O, ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin. Sie würden mich schon lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon, schmolten kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wuth liebe ich Sie von ganzem Herzen; und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief bekommen werde, so möchte ich Sie vor Freuden tausendmal umarmen.

Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute haben, und erwarte die unruhigen Tage ohne alle ängstlichen Sorgen. Lesen Sie die Einlage an unsern Cramer in Kopenhagen, so werden Sie mehr wissen. Mein Herz ist darin; denn seit meinem erlittenen harten Unglück ist mir Alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Lobe reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzt habe. Geben Sie diese beiden Briefe auf; vielleicht machen sie, wenn ich heute sterbe, in meiner künftigen Lebensbeschreibung eine merkwürdige Anekdote, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan habe, als daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe.

Dresden, den 26. December 1760.

Rabener.

Christian Fürchtegott Scllert,

(Siehe Theil I, Seite 16.)

An Rabener.

(Antwort auf den vorhergehenden Brief.)

Leipzig, den 29. Januar 1761.

Der Rabener, Sie mögen mit mir was Sie wollen, so werde ich Ihnen einmal keine ausführliche Antwort schreiben. Ich bin schon seit vierzehn Tagen am Husten und von Schmerzen in der Lunge krank. Es ist wahr, daß ich in dem letzten Monats vorigen Jahres einen Major zu dem Könige gerufen bin; daß er sich von vier Uhr bis Viertel auf sechs mit mir von den schönen Künsten und der deutschen Literatur und Philosophie, womit er seine Hypochondrie und mit der ich die meinige curiren unterredet; daß er mir sehr gnädig behagte; daß ich, wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Bedenken gefallen, bloß das, was Wahrheit verbietet befahlen, geredet und eben so gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von mir selbst auswendig könnte. — „Nein, — „Besinne Er sich doch, Herr Brodch will etliche Mal in der Stube auf und ab gehn.“ — Endlich fiel ich, ohne zu bedenken, warum, auf den Maler, die letzte in dem ersten Theile. — „Nun,“ sagte er, „gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und bündig. Das habe ich nicht gedacht. Wo so schreiben gelernt?“ — „In der Natur.“ — „Hat Er Lason nachgeahmt?“ — „Nein, Ihre Majestät bin ein Original; aber darum weiß ich nicht, ob ich ein gutes bin.“ — „Nein, Sie ihn loben.“ Und da sagte er zum Ende der dabei stand, noch viel zu meinem Nachtheil als ich in der That nicht hören wollte. Ich komme Er wieder zu mir, und stecke Er abeln bei sich, und lese Er mir welche — Allein, guter Rabener, ich bin nicht gekommen. Der König hat mich nicht rufen lassen, und ich habe an Sirach's gedacht: „Dränge dich nicht zu den Fürstlichen.“ Er hat mich den Tag darauf bei sich genommen gegen den Obristlieutenant Mur-

witz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector Le Chat und Andere, die mir's wieder gesagt haben, mit einem Lobspruche beehrt, den ich nicht herabsetzen will, weil es doch eitel sein würde. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; ich meistens deutsch, nur im Nothfalle französisch.

Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit sein. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehen, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sei. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir Alle reden, oft reden und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ich umarme Sie, liebe Sie und bin ewig

Ihrer

Scllert.

Den 5. Februar.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen, und nicht gekonnt; morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte mich nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schmähte auf die Härte und Unförmlichkeit der deutschen Sprache. „Aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?“ — „Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV.“ — „Sachsen hat ja schon zweien Auguste gehabt.“ — „Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, fingen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten.“ — „So? Gefallen Ihm diese Zeiten nicht? Sind's böse Zeiten?“ — „Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen

wäre, so hätten die Deutschen Frieden.“ — „So? Steht dieß bei mir? Drei wider Einen!“ — „Ich wiederhole es noch einmal: Eure, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden!“ — „Ja! Ja!“

Der stolze Demüthige.

Es ist kein Fehler, der uns an Andern beschwerlicher fällt, als der Stolz; und keiner, den wir uns selber leichter erlauben, oder weniger an uns gewahr werden, als eben derselbe. So gibt es auch beinahe keine Tugend, die von uns an verdienten Personen so sehr bewundert wird, und die doch unserm Herzen schwerer ankommt, als die Demuth. Aus diesen Ursachen verwehren sich wohlgezogene Menschen die der Welt beschwerlichen Ausbrüche des Stolzes, und nähren ihn doch, oft unwissend, in sich; und aus eben diesen Ursachen nehmen sie die Lineamente der Demuth an, ohne ihren Geist anzunehmen. Wir können es nämlich vor uns selbst nicht leugnen, daß die Demuth für so mangelhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr Anständiges und eine nothwendige Tugend sei; aber genug, sie erniedriget uns. Wir können es, wenn wir nachdenken, nicht leugnen, daß der Stolz für so fehlerhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr Unanständiges und eine Mißgeburt des Herzens sei; aber genug, er schmeichelt uns; und darum betrügen wir uns so oft, wenn wir glauben, daß wir ihn entfernt haben.

Antenor, ein verständiger Mann, hasset den Stolz und hält sich für demüthig. Er ist von Stande, und nie brüstet er sich mit seiner Geburt. „Es ist thöricht,“ sagt er, „auf einen Vorzug stolz sein, den wir uns nicht selbst gegeben haben. Soll der Adel der Väter ein Vorrecht für uns werden, so müssen wir es durch Verdienste zu unserm Eigenthume machen.“ Er ist in seinem Betragen herablassend und gütig gegen Niedere, bescheiden und ehrerbietig gegen Höhere, und doch zugleich heimlich darauf stolz, daß er alles dieses ist. Man bemerke und ehre seine Herablassung nicht, so wird er verdrießlich und kalt sinnig; und wiederum wird er desto bescheidener und leutseliger, je mehr man seine Leutseligkeit bewundert. — Seine Kleidung ist nichts weniger, als blendend. Das Kleid, sagt er, ist unter allen falschen Verdiensten das lächer-

lichste; und da ich nicht bei Hofe lebe, so ist der beste Staat für mich Reinlichkeit. Er kleidet sich also sehr bürgerlich; und er könnte doch, seinem Vermögen nach, sich fürstlich kleiden. Er erweist dem Verdienste im geringen Kleide eben die Achtung, als dem Verdienste im reichen. Indessen sieht er es gern, wenn man diese seine Kleiderdemuth bemerkt, und er kommt selten in das Haus, wo man ihm einst den Vorwurf gemacht, daß seine geringe Kleidung ein heimlicher Stolz sei. — Antenor achtet die Titel sehr gering und verachtet die rednerischen Lobsprüche; beides aufrichtig. Aber eben dieser Antenor, der die Titel, die ihm zukommen, nicht gerne anhört, der eine offenbare Schmeichelei verabscheut, ein übertriebenes Lob nie annimmt, eine slavische Verbeugung mit Verdruß ansieht, ist doch im Herzen nach einem feinen, mit Verstand und Bescheidenheit angebrachten Lobspruche sehr lüstern. Eine geistreiche und verdeckte Bewunderung entzündet ihn; und sein Entzünden darüber, so sehr er es zu verbergen sucht, verräth sich doch deutlich genug, wenn er dieselbe bald dankbar annimmt, bald huldreich ablehnt. Auch weiß er an Andern schon eine achtsame und ehrerbietige Miene sehr hoch zu schätzen. „Ich kann,“ spricht er oft, „diesen Mann, der mich so sehr zu verehren scheint, nicht anhören, weil weder in seinem Tone noch in seinen Mienen Verstand ist.“ Antenor setzt also seine Demuth dazwischen, daß er nicht von Thoren und Geden, nicht von Schmeichlern bewundert sein will. Aber bewundert will er dennoch sein; und ist das Demuth? Die äußerlichen beschwerlichen und zweideutigen Kennzeichen der Ehrerbietung thun ihm kein Genüge; er verlangt die feineren und zuverlässigern. Wer mag das tadeln? Aber verdient auch dieß keinen Tadel, daß er diesen Erweisungen der Hochachtung in seinem Herzen einen viel größern Werth beilegt, als ihnen gebührt? daß er sie zum letzten Ziele seiner Handlungen macht, und Alles bloß in der Absicht thut, sich derselben zu versichern? daß er denjenigen, der sie ihm versagt, heimlich zu verachten anfängt, und den Umgang eines rechtschaffenen und verdienstvollen Mannes darum flieht, weil er ihn nur selten oder gar nicht lobet? Was also Antenor Bescheidenheit und Demuth zu sein scheint, das ist im Grunde wahrer Stolz; es ist nur ein feinerer Geschmack dasselben.

Er kennt seine Fehler, er gesteht sie sogar;

ur um sich heimlich das Zeugniß geben
 en, daß er besser als Andere sei,
 : aber zu reizen, daß sie desto mehr
 von ihm sagen oder denken sollen. —
 hun wir ihm nicht Unrecht? Ich denke
 Warum rebet er so oft von seinen
 , und warum gibt er sich gleichwohl
 Mühe, sie den Augen der Zuschauer
 tfernen? Er ist in seinem Zimmer
 uig, und alsdann hart gegen seine Be-
 , auch wegen eines geringen Fehlers;
 enn er Gesellschaft hat, läßt er sich
 durch den größten Fehler eines Be-
 nicht in Hise bringen. — Antenor
 den Label vertragen. Man setze an
 Kleidung, seinen Zimmern, an seinen
 dieses und jenes aus. Er hört es
 nem gelassenen Lächeln an und bestätigt
 andern Kritiken, wenn sie gegründet sind,
 gleich die Fehler sehr selten verbessert.
 table hingegen etwas an seiner Biblio-
 und lobe alle seine Gebäude und Gärten;
 Antenor wird schon stiller und ernsthafter.
 bewundere seine Bibliothek und die
 e Wahl der Bücher; und er ist der
 gste Gelehrte. Man bewundere die
 ung, die Antenor seinen Kindern gibt,
 genug; und er wird tiefsinnig. — Seine
 lin ist nicht schön, auch nicht angenehm,
 a mehr das Gegentheil. Gleichwohl
 it er selten ohne sie in Gesellschaft und
 : gefälligste und liebeichste Chemann
 sie. Sie betet ihn an; und er erträgt
 ehler, ohne seine Liebe zu mindern. „Wir
 ,“ sagt er, „mit denen Geduld haben,
 enen wir ebenfalls Nachsicht verlangen.
 ebe meine Frau nicht des Verstandes,
 a der Tugend wegen.“ Ja, Antenor,
 ielleicht deswegen, weil sie deine An-
 vor den Augen der ganzen Welt und
 rednerin deiner großmüthigen Liebe ist.
 enor besitzt Wissenschaften; und er
 so wenig damit, als mit seinen Reich-
 n. „Man muß auf seine Weisheit,“
 er, „nie stolz sein, und nie Andere
 seine Einsichten erniedrigen, sondern,

ohne daß sie ihre Mängel fühlen, ihnen in
 Gesellschaft denken und empfinden helfen.“
 Antenor, wenn es die Gelegenheit befiehlt,
 sagt seine Meinung, aber mit sorgfältiger
 Bescheidenheit. Gleichwohl, wie häufig wird
 er nicht durch den ersten Widerspruch! Sollte
 er nur wissen, wie sein Gesicht sich entfärbt,
 wie gebieterisch sein Ton wird, wie hastig
 und drohend er die Formel ausspricht: „Wenn
 ich nicht sehr irre; ja, ich kann fehlen, aber —
 Nein, ich will nichts entscheiden.“ Ein ander-
 Mal bricht er ab, sobald man ihm wider-
 spricht, und bleibt lange tiefsinnig und wider-
 legt oder verachtet durch Stillschweigen. In-
 dessen kann er doch allen Label bald vergessen.
 Man zweifle an seiner Einsicht; er kommt
 zurück und überwindet den Vorwurf. Man
 zweifle hingegen an seiner Bescheidenheit und
 Demuth; „nein,“ sagt er, „das gute Herz muß
 man mir nicht rauben! Ich hasse den Stolz
 an Andern; sollte ich mir ihn selbst erlauben?
 Ein Mann mit Verdiensten und zugleich ein
 stolzer Mann sein, heißt das größte Verdienst
 nicht haben.“

Und ich fürchte, Antenor, du hast dieses
 Verdienst nicht, sondern willst nur dich und
 Andere bereden, daß du es besitzest, weil die
 Demuth so liebenswürdig und der Stolz so
 hassenswürdig sind, und du sehr ehrgeizig bist.
 Du darfst es wissen, daß du Vorzüge vor
 Andern hast, und darfst darnach streben und
 die gebührende Achtung von Andern an-
 nehmen; dieses verwehrt die Demuth nicht.
 Aber du mußt auch wissen, daß die Demuth
 ihren Sitz im Herzen und nicht im äußer-
 lichen Betragen hat, und daß es einerlei
 Stolz ist, ob du dich wegen deines Verstandes
 und deiner Tugenden, oder wegen deiner
 Naturgaben und Glücksgüter anbetest. Hältst
 du das Gute, was du an dir hast, nicht für
 unverdiente Geschenke der Vorsehung und
 erkennest du deine mannigfaltigen Mängel
 nicht: so verleugne äußerlich deinen Werth
 noch so sehr, du bist doch weder gegen Gott
 noch Menschen demüthig, du bist eine Miß-
 geburt der Moral, ein stolzer Demüthiger.

Johann Joachim Winckelmann,

geboren den 9. December 1717 zu Stendal, studirte, von Armuth bedrängt, in Halle und Jena Theologie und neue und alte Literatur, 1748 Conrector zu Seehausen, ging 1755 nach Rom, 1768

Auffeher der Alterthümer daselbst, ward den 8. Juni 1768 auf der Rückreise nach Deutschland zu Triest von einem Italiener ermordet. Schöpfer der deutschen Kunstgeschichte.

Beschreibung des Apolls im Belvedere zu Rom.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle andern Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielt mit sanften Bärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen; denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Aern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllt. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie in's Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus; Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Rüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns

übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehret, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiter, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbrauen, die durch ihr Winken seinen Willen erklären, Augen der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingefloßet. Sein weiches Haar spielt, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Lust bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbet mit dem Del der Götter, und von den Grazien mit holber Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles Andere über dem Anblicke dieses Meisterwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte; denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie das Pygmalion's Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathe, und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie trönen wollten, nicht erreichen konnten. Mit dieser Beschreibung und insbesondere mit dem Ausdrucke im Gesichte des Apollo reimet sich der Begriff eines Apollo auf der Jagd ganz und gar nicht, als welchen der Bischof' Spence in dieser Statue finden will. Findet aber Jemand hier den Drachen Python nicht erhaben genug,

man den Stand dieses Apollo auf den Titus, welcher von ihm, da er ein Jüngling war, erschossen wurde.

T a s k e n .

Es ist eine Statue im höchsten Schmerze, die Bilde eines Mannes gemacht, der die Stärke des Geistes gegen den Schmerz sammeln sucht; und indem seine Muskeln aufschwellen und die Nerven tritt der mit Stärke bewaffnete Geist ausgetriebenen Stirn hervor, und die hebt sich durch den bestimmten Athem die Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu bändigen zu verschließen. Das bange Seufzen, das in sich, und der Athem, den er an sich erschöpft den Unterleib und macht ihn hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen ein eignes Leiden aber scheint ihn zu beängstigen, als die Bein seiner die ihr Angesicht zu ihrem Vater und um Hülfe schreien; denn das Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in diesen Dufte auf denselben zu schwimmen ein Gesicht ist klagen, aber nicht

schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauf tritt, dieselbe schwellig macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Rüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in Einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewidelter, angestrongter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu enttrinnen; kein Theil ist in Ruhe; ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.

Justus Möser,

14. Dec. 1720 zu Osnabrück, studirte in Göttingen die Rechte, wurde Sachwalter, Advocatus patriae und Syndicus der Ritterschaft,

1768 geh. Referendar bei der Regierung, 1788 geh. Justizrath, starb den 8. Jan. 1794. — Osnabrückische Geschichte, Patriotische Phantasien und Anderes.

Inde bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

(s. den Patriotischen Phantasien.)

Entsetzliche Erfindung! Du bist das Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei kein Räuber oder Held vermögend, ist zahlreicher Provinzen in eine Stadt zusammenzuziehen, und unzählbare Menschen Fluch seiner Nachbarn zu erhalten. Es, wodurch er zuerst die Heerden treuen Nachbarn, ihre Ernten und

ihre Kinder sich eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt den Schweiß von Millionen armer Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen und keine stehende Heere. Der Hirt gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stode einen Eimer Weins und der Adersmann den Zehnten gern von Allem, was er baute: denn er hatte genug für sich und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh, seinen Acker zu verleihen und soviel Korn dafür zu

empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt sein, wenn ihm sein Knecht, durch die Zauberkrast des Geldes, die ganze Ernte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weintaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen sein, da man keine Zauberei, die Kunst, das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er verhungern, hätte den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringen zuwälzen sollen? Auf seinem Kornhaufen würde man den Bösewicht verbrannt haben! Und wer hätte seinen Vorrath für Würmer, seine Heerden für Seuchen und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicher stellen wollen?

Ehe du kamest, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. „Komm zu mir,“ sprach der Reiche zum Armen, „und labe dich von meinem Biere und iß von meinem Brote. Es verdirbt ja doch, und die Ernte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen und dich darben lassen?“ So sprach der Deutsche, wie er noch dem römischen Gelbe fluchte; und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

Ehe du kamest, war der Unterschied der Stände und die Begierde, sich zu erheben, nicht groß unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt und bei unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterstrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorsehung bei jeder Landplage, gleich dem Geringsten unter seinen Flurgenossen, an.

Ehe du kamest, war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen; kein Richter konnte heimlich bestochen werden und brauchte sich bestechen zu lassen; kein Bankstüchtiger konnte seine Rechtsache weiter bringen, als seine Fütterung reichte; kein Thor mit einem Fuder Korn nach dem Kammergericht

reisen; und kein Kluger in die Versuchung gerathen, mehr Prozesse für Andere zu führen, als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindschaften währten nicht länger, als bis der Kriegsvorrath verzehrt war; und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamest, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehret, noch die Ernten aus Westphalen für Wein und Kaffee versandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen; und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eigenen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte, als ein Bettler auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreiheit, und, wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamest, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines Jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem Jeden das Seinige mit dem Maßstabe in der Hand zumessen, die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Ackerzahl bestimmen, und ewig verhindern, daß Keiner zwei Erbtheile zusammenbrachte. Man kannte keine geldreichen Leute, diese Verräther der menschlichen Freiheit; das Mittel, Schulden zu machen und tausend Schuldner zu heimlichen Sklaven zu haben, war den Menschen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen und von dem gesetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhte; und der Staat duldete nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgüssen, zum Vortheil der abgehenden Kinder, beschwert wurde.

Ehe du kamest, entschieden Klugheit und Stärke, diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen, das Schicksal der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapfersten; und der Zugang zu den geheimsten Staatsrathen konnte für eine Lunte Pöbelfleisch nicht so leise, als für eine Lunte Goldes in Wechsellern eröffnet werden.

Glückselige Zeiten, denen wir uns nunmehr

wieder nähern können, da die mächtige Bauerin zusehends verschwindet! Wie mäßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld Alles mit Korn wieder bezahlen können! Wenn der Steuereintnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren und für Würmer bewahren können! Wenn der Bettler mit seinem täglichen Brote zufrieden sein muß, und keine Pfänder mehr verkauft werden können!

Bebauet demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht; bemühet euch vielmehr, den Rest dieses Uebels vollends los zu werden. Werft eure Reichthümer in's Meer, oder schickt sie den bösen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Kaffee und neuen Roben versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die, ohne Ackerbau, bloß von eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, euch bei eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts wie Mausefallen, um euch für die gefährlichste Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

Johann Jacob . . .

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leser werden dem Sophisten zu Gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Declamationen der Freigeister unsrer Zeiten gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen werden.

Auf welchem Wege gelangt man zu einer kräftigen Darstellung seiner Gedanken und Empfindungen?

Ihre Klage, liebster Freund, daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten ganz vollkommen genuthun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todt auf dem Papier, welchen es wahr ist, sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer Empfindungen und Vorstellungen; und man fühlt sich bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden.

Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser; und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht slavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinaus empfinden, und aus dessen Seele Alles herausholen, was darin zurückblieb. Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die meisten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen und ihren Satz danach auszuführen; oder sie nützen die Festigkeit des ersten Anfalls und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, das oft bunt und stark genug ist und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne und seinen Gegenstand, nach dem er ist, mit aller Wärme handle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eigenem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen und sie danach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müsse erst suchen, solche soviel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag oder an Disposition und Ausführung denken dürfe. Diesem nach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, Alles, was mir darüber beifällt, auf's Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von Neuem zu sich reißt; und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. Sowie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer ersten Last entlebigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus, und gewinnt neue Ansichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt und

je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung, und hört nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich soweit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege: fang' ich in der Stunde des Veruß an, mein Geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt; und wo ich hierüber mit mir selbst nicht einig werden kann, so lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen: so fange ich allmählig an, Alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen; was sich nicht dazu fügen will, wegzustreichen und Jedes auf seine Stelle zu bringen. Insge-

mein fällt Alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg; oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der heraustommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich Alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat; und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplane von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildungskraft nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Unter Millionen Menschen ist übrigens vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie Alles hergibt, was sie hergeben kann. Darum, so oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sei faul, sie wolle nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingebrückt sind und die sie sich selbst aus den eingebrückten unmerklich gezogen hat, müssen in Bewegung und Gluth gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden; sie muß getrieben und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand.

Immanuel Kant,

geboren den 22. April 1724 zu Königsberg, studirte daselbst Theologie, ward Hauslehrer, 1768 Aufseher an der dortigen Bibliothek, 1770 Pro-

fessor der Philosophie an der Universität, starb den 12. Februar 1804. — Schöpfer der kritischen Philosophie.

Betrachtungen über das Gefühl vom Erhabenen und Schönen.

Die verschiedenen Empfindungen des Vergnügens oder des Verdrusses beruhen nicht so sehr auf der Beschaffenheit der äußern Dinge, die sie erregen, als auf dem jedem Menschen eigenen Gefühle, dadurch mit Lust oder Unlust gerührt zu werden. Daher kommen die Freuden einiger Menschen, woran Andere einen Ekel haben, die verliebte Leidenschaft, die öfters Jedermann ein Räthsel ist, oder auch der lebhafteste Widerwille, den der Eine

woran empfindet, was dem Andern völlig gleichgültig ist. Das Feld der Beobachtung dieser Besonderheiten der menschlichen Natur erstreckt sich sehr weit und verbirgt auch einen reichen Vorrath zu Entdeckungen, eben so anmuthig als lehrreich sind. Ich werfe vorjezt meinen Blick nur auf einige Stellen, die sich in diesem Bezirke besonders auszunehmen scheinen, und auch auf das mehr das Auge eines Beobachters als der Philosophen.

Weil ein Mensch sich nur insofern glücklich findet, als er eine Neigung befriedigt, so ist das Gefühl, welches ihn fähig macht, groß

nügen zu genießen, ohne dazu ausnehmende Talente zu bedürfen, gewiß nicht eine Eigenschaft. Wohlbeleibte Personen, deren Reichthum Autor ihr Reichthum ist, und deren Geschmack sich in ihrem Reichthum befinden, werden bei gemeinen Joten einem plumpen Scherze in ebenso lebhafter Freude gerathen als diejenige ist, worauf man von edeler Empfindung so stolz thun. Der bequemere Mann, der die Vorlesung der Natur liebt, weil es sich sehr wohl dabei einstellen läßt; der Kaufmann, dem alle Verleumdungen läppisch scheinen, dasjenige ausgenommen, was ein kluger Mann genießt, wenn er seinen Handlungsvorteil überschlägt; der aber der Jagd, er mag nun Fliegen, wie Domitian, oder wilde Thiere wie —: alle diese haben ein Gefühl, welches sie fähig macht, Vergnügen nach ihrer Art zu genießen, ohne daß sie andere beneiden dürfen, auch von andern sich einen Begriff machen lassen; allein ich wende vorjezt darauf keine Rücksicht. Es gibt noch ein Gefühl von einer andern Art, welches entweder darum so getrieben wird, weil man es länger ohne Ermüdung und Erschöpfung genießen kann, weil es, so zu sagen, eine Reizbarkeit der Seele voraussetzt, die diese zugleich zu lebhaften Regungen geschickt macht, oder weil sie Talente und Verstandesvorzüge an sich hat, da im Gegentheile jene bei völliger Unthätigkeit stattfinden können. Dieses Gefühl ist es, wovon ich eine Seite betrachten will.

Doch schließe ich hiervon die Neigung aus, welche auf hohe Verstandes-Einsichten beruht ist, und den Reiz, dessen ein Kepler war, wenn er, wie Bayle berichtet, eine Menge Empfindungen nicht um ein Fürstenthum verlaßt haben. Diese Empfindung ist gar zu fein, als daß sie in gegenwärtigen Entwurf gehören sollte, welcher nur sinnliche Gefühl berühren wird, dessen gemeinere Seelen fähig sind.

Das feinere Gefühl, das wir jezt erwägen, ist vornehmlich zwiefacher Art: das Gefühl des Erhabenen und des Schönen. Die Mischung von beiden ist angenehm; aber sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneite Gipfel sich über Wolken erheben, die Beschreibung eines heftigen Sturmes oder die Schilderung des Reichthums von Milton, erregen Wohlgefallen, aber mit Grausen; dagegen die Aus-
sicht auf blumenreiche Wiesen, Thäler mit

schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Heerden, die Beschreibung des Elysiums oder Homer's Schilderung von dem Gürtel der Venus, veranlassen auch eine angenehme Empfindung, die aber fröhlich und lächelnd ist. Damit jener Eindruck auf uns in gehöriger Stärke geschehen könne, so müssen wir ein Gefühl des Erhabenen und, um die letztere recht zu genießen, ein Gefühl für das Schöne haben. Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Haine sind erhaben. Blumenbeete, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind schön. Die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön. Gemüthsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabends, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurchbricht, und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählig in hohe Empfindungen gezogen, von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein. Das Erhabene rührt, das Schöne reizt. Die Miene des Menschen, der im vollen Gefühle des Erhabenen sich befindet, ist ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt. Dagegen kündigt sich die lebhafteste Empfindung des Schönen durch glänzende Herrlichkeit in den Augen, durch Züge des Lächelns und oft durch laute Lustigkeit an. Das Erhabene ist wiederum verschiedener Art. Das Gefühl desselben ist bisweilen mit einigem Grausen oder auch Schwermuth, in einigen Fällen bloß mit ruhiger Bewunderung, und in noch andern mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erstere will ich das Schreckhafte-erhabene, das zweite das Edle und das dritte das Brächtigste nennen. Diese Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art. Daher große weitgestreckte Einöden, wie die ungeheure Wüste Thamo in der Tartarei, jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versetzen.

Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein sein. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann gepußt und geziert sein. Eine große Höhe ist ebensowohl erhaben, als eine große Tiefe; allein diese ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der Bewunderung; daher diese Empfindung schreckhaft erhaben, und jene edel sein kann.

Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein sein. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann gepußt und geziert sein. Eine große Höhe ist ebensowohl erhaben, als eine große Tiefe; allein diese ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der Bewunderung; daher diese Empfindung schreckhaft erhaben, und jene edel sein kann.

Der Anblick einer ägyptischen Pyramide rührt, wie Gasselquist berichtet, weit mehr, als man sich aus aller Beschreibung es vorstellen kann; aber ihr Bau ist einfältig und edel. Die Peterskirche in Rom ist prächtig. Weil auf diesen Entwurf, der groß und einfältig ist, Schönheit, z. B. Gold, mosaische Arbeit u. s. w. so verbreitet ist, daß die Empfindung des Erhabenen doch am meisten hindurchwirkt; so heißt der Gegenstand prächtig. Ein Arsenal muß edel und einfältig, ein Residenzschloß prächtig, und ein Lustpalast schön und geziert sein.

Eine lange Dauer ist erhaben. Ist sie von vergangener Zeit, so ist sie edel. Wird sie in einer unabsehblichen Zukunft vorausgesehen, so hat sie etwas vom Schreckhaften an sich. Ein Gebäude aus dem entferntesten Alterthum ist ehrwürdig. Haller's Beschreibung von der künftigen Ewigkeit flößt ein sanftes Grausen, und von der vergangenen starre Bewunderung ein.

Sittlichkeit.

Wenn man fragt, was denn eigentlich die reine Sittlichkeit ist, an der, als dem Probestand, man jeder Handlung moralischen Werth prüfen müsse, so muß ich gestehen, daß nur Philosophen die Entscheidung dieser Frage zweifelhaft machen können; denn in der gemeinen Menschenvernunft ist sie, zwar nicht durch abgezogene allgemeine Formeln, aber doch durch den gewöhnlichen Gebrauch, gleichsam als der Unterschied zwischen der rechten und linken Hand, längst entschieden. Wir wollen das Prüfungsmerkmal der reinen Tugend an einem Beispiele zeigen, und indem wir uns vorstellen, daß es etwa einem zehnjährigen Knaben zur Beurtheilung vorgelegt worden, sehen, ob er auch von selber, ohne durch den Lehrer angewiesen zu sein, nothwendig so urtheilen müßte. Man erzähle die Geschichte eines redlichen Mannes, den man bewegen will, den Verläumdern einer unschuldigen, übrigens nichts vermögenden Person, wie etwa Anna von Bolen auf Anklage Heinrich's des Achten von England, beizutreten. Man bietet Gewinne, große Geschenke oder hohen Rang an; er schlägt sie aus. Dieses wird bloß Beifall und Billigung in der Seele des Zuhörers bewirken, weil es Gewinn ist. Nun fängt man mit Androhung des Verlustes an. Es sind unter diesen Verläumdern seine besten Freunde,

die ihm jetzt ihre Freundschaft auffagen; ne Verwandte, die ihn, der ohne Vermögen zu enterben drohen; Mächtige, die ihn jedem Orte und Zustande verfolgen und kränken können; ein Landesfürst, der ihn dem Verluste der Freiheit, ja des Lebens selbst bedroht. Um ihn aber, damit das Maß des Leidens voll sei, auch den Schmerz fühlen zu lassen, den nur das sittlich gute Herz, recht inniglich fühlen kann, mag man seine mit äußerster Noth und Dürftigkeit bedrohte Familie ihn um Nachgiebigkeit anflehend, ihn selbst, obgleich rechtschaffen, doch eben nicht von festen, unempfindlichen Organen des Gefühls für Mitleid sowohl, als eigene Noth, in einem Augenblicke, darin er wünscht, den Tag nie erlebt zu haben, der ihn einem so unaussprechlichen Schmerz aussetzte, dennoch seinem Vorzuge der Redlichkeit, ohne zu wanken, oder nur zu zweifeln, treu bleibend vorstellen. So wird mein jugendlicher Zuhörer stufenweise von der bloßen Billigung zur Bewunderung, von da zum Erstaunen, endlich bis zur größten Verehrung und einem lebhaften Wunsche, selbst ein solcher Mann sein zu können, wenn auch nicht in seinem Zustande, erhoben werden. Gleichwohl ist hier die Tugend nur darum so viel werth, weil sie so viel kostet, nicht weil sie etwas einbringt. Die ganze Bewunderung und selbst Bestrebung zur Aehnlichkeit mit diesem Charakter beruht hier gänzlich auf der Reinheit des sittlichen Grundsatzes, welche nur dadurch recht in die Augen fallend vorgestellt werden kann, daß man Alles, was Menschen nur zur Glückseligkeit zählen mögen, von den Triebfedern der Handlung wegnimmt. Also muß die Sittlichkeit auf das menschliche Herz desto mehr Kraft haben, je reiner sie dargestellt wird. Woraus denn folgt, daß wenn das Gesetz der Sitten und das Bild der Heiligkeit und Tugend auf unsre Seele überall einigen Einfluß ausüben soll, dieses nur insofern geschehen könne, als sie rein, unvermengt mit Absichten auf Wohlbefinden, als Triebfeder an's Herz gelegt wird, darum, weil sie sich im Leiden am herrlichsten zeigt. Dasjenige aber, dessen Wegräumung die Wirkung einer bewegenden Kraft verstärkt, muß ein Hinderniß gewesen sein. Folglich ist alle Beimischung der Triebfedern, die von eigener Glückseligkeit hergenommen werden, ein Hinderniß da, wo es gilt, dem Sittengesetze Einfluß auf das menschliche Herz zu verschaffen.

Friedrich Gottlieb Klopstock,

(Siehe Theil I, Seite 39.)

Für junge Dichter.

„Eierlei vor allen Dingen, sagte ein Kunst-
 er zu einem Jünglinge, der ihm seine
 Forderung zur Dichtkunst gestanden hatte:
 die Erforschung des Menschen, Vor-
 zügen und Sprachkenntniß. Wenn
 du Menschen nicht kennst, wie er ge-
 bildet ist, und wie er sein könnte und
 was er ist: so weißt du weder aus noch ein,
 wann Noth an den Mann geht, daß
 wenn du den rechten, den vorzüglich,
 bisweilen allein wirkenden Punkt bei
 Darstellung treffen sollst. — Doch diese
 Forderung erfordert Jahre, und du kannst,
 wenn sie vollendet hast, Vorübungen machen.
 Von Vorübungen hab' ich noch nie etwas
 gehört. — Es ändert bei der Sache nichts,
 wenn du jetzt das erste Mal davon hörst.
 Laß der künftige Maler nicht die Glieder
 des menschlichen Leibes einzeln, und die, bei
 denen es ihm am wenigsten gelingt, wohl
 darstellen, eh' er sich an die ganze edle
 Gestalt wagt? Und hat er etwa Unrecht, daß
 er nicht thut? Und soll sich vielleicht der künf-
 tige Dichter deswegen nicht vorüben, weil
 die Kunst schwerer ist? — Die grammatische
 Kenntniß der Sprache inne haben, macht
 den leinern und leichtern Theil der Sprach-
 kenntniß aus. Versteh' mich ja recht. Ich
 meine dies nur in Vergleichung mit dem
 schweren und schwerern. Denn an sich selbst
 ist es weder klein noch leicht. Bei der eigent-
 lichen und vorzüglichsten Sprachkenntniß kommt
 es darauf an, daß man die Bedeutungen der
 Wörter in ihrem ganzen Umfange wisse.
 Man begreift unter andern den Sinn in
 dem ein Wort, in der oder jener Ver-
 bindung der Gedanken, auch haben kann.
 Man setzt Grenzen. Du mußt also auch
 wissen, was ein Wort nicht bedeuten könne.
 Manche Wörter wimmeln (ich rede besonders
 von unsrer Sprache) von vielfachen Bestim-
 mungen der Hauptbedeutung oder Hauptbe-
 zügen; manche haben überdies eine ge-
 wissemassen Biegsamkeit, noch neue Bestimmungen
 annehmen, vorausgesetzt, daß die Stelle,
 in der sie stehen, es erfordere oder wenigstens
 gestatte. Diese neuen Bestimmungen sind oft

nur kleine, sanfte Schattirungen; aber so klein
 sie sind, so gehören sie doch mit zur Dar-
 stellung. Ohne sie mangelt ihr etwas; sie
 ist noch nicht ganz vollendet. Wie wenig
 versteht also der von der Sprache, und was
 kann er darstellen, der nicht einmal die
 Hauptbedeutungen der Wörter recht kennt!
 Ein Maler, der Blau und Roth nicht von
 einander unterscheiden könnte, läßt sich zwar
 nicht denken; und doch gleicht ihm derjenige
 Dichter, dem es an jener Kenntniß fehlt.
 Zu den vielfachen Bestimmungen der Haupt-
 bedeutungen gehört auch sanfter und starker
 Klang, langsame und schnelle Bewegung der
 Wörter, ja sogar die verschiedene Stellung
 dieser Bewegungen. Wie soll ihm aber (mich
 dünkt, du fragst mich das) ein Mann thun,
 dessen Sprache ihm zu solchen Bemerkungen
 wenigen oder keinen Anlaß gibt, und die nicht
 einmal Wörter genug hat, geschweige denn
 viele von starker, reicher und vielseitiger Be-
 deutung? Allein was geht uns denn dieser
 Mann an? Meinet: und beinethalben mag
 er, soviel er nur immer will und kann, in
 Prosa schreiben, und es, so oft und lange
 als ihm gefällig ist, Poesie nennen. — „Doch
 wenn solcher Mann nun endlich zu der Ein-
 sicht kommt, wie es in Beziehung auf die
 Poesie mit seiner Sprache eigentlich beschaffen
 ist, was soll er dann anfangen?“ Dafür
 laß du ihn sorgen! Freu' dich, daß du eine
 Sprache hast, die der griechischen nicht nur
 frei unter die Augen treten, sondern die ihr
 auch wohl diese und jene Frage thun darf.

Man macht sich von dem, was die Sprache
 ausdrücken kann, keinen richtigen Begriff,
 wenn man sie sich, von der einen Seite, durch
 Buchstaben bezeichnet, und auf der andern,
 von der Action des Redenden begleitet, vor-
 stellt. Der eigentliche Umfang der Sprache
 ist das, was man, ohne den Redenden zu
 sehen, hört. Man hört aber Töne, die Zeichen
 der Gedanken sind, durch die Stimme so ge-
 bildet, daß Vieles von dieser Bildung nicht
 gelehrt werden kann, sondern vorgesagt werden
 muß, um gelernt zu werden. Die unlehrbare
 Bildung der Töne begreift besonders das in
 sich, was das Sanfte oder Starke, das Weiche
 oder Rauhe, das Langsame und Langsamere,

oder das Schnelle und Schnellere dazu beitragen, daß die Töne völlig zu solchen Gedankenzeichen werden, als sie sein sollen. Man höret ferner mit dieser Tonbildung eine andere, die, in sehr vielen und sehr fein verschiedenen Graden, Leidenschaft ausdrückt. Diese zweite Tonbildung ist Allen ein Geheimniß, denn ihr Gefühl nichts darüber sagt. Sie hat sogar mehr Schattirungen, als der Gesang.*) Nur der declamirt gut, dem diese doppelte Tonbildung gelingt. Wer Dichter werden will, kann von dem guten Declamator mehr als eine Sache lernen: 1) Die Wirkungen des Wohlklanges. Sogar raube Töne gehören, wenn sie der Inhalt erfordert, mit zum Wohlklange. Cynthius zupfe dich beim Ohr, wenn du einen Trieb in dir fühlst, diese Anmerkung zu mißbrauchen. 2) Die Wirkung des Sylbenmaßes. Aber hier hat mancher sonst vortreffliche Declamator noch selbst zu lernen. Da es so wenig ist, was er zu lernen hat, so ist es merkwürdig, daß er es noch nicht weiß. Wir müssen bei ihm voraussetzen, daß er seine Sprache und also auch ihr Tonmaß kenne. Dies also vorausgesetzt, hat er gar nichts weiter zu thun, als die Längen genug und recht hören zu lassen. Recht läßt er aber die Längen nicht eher hören, als bis der Zuhörer die Verschiedenheiten derselben, die durch die Dehnung, und im abgebrochenen Tonhalte, durch die Zahl und Beschaffenheit der Mitlaute entstehen, bemerken kann. Geschieht dieses, so erfolgt alles Uebrige von selbst, und der Rhythmus fängt auf einmal an zu tanzen. Mehr oder weniger Schnelligkeit, oder auch mehr oder weniger Langsamkeit entsteht von selbst aus der rechten Tonbildung der Leidenschaft. 3) Wie viel die Wörter ausdrücken können. Man hatte oft einem Worte so viel Ausdrückendes nicht zugetraut, als man durch die volle gedoppelte Tonbildung des Declamators hört. 4) Was die Wörter nicht ausdrücken können. Der Declamator sieht wohl, was der Dichter hat sagen wollen, er sucht ihm auch, ob er es gleich nicht gesagt hat, fortzuhelfen. Da er aber nichts Gezwungenes thun darf, und das vorkommende Wort nun einmal nicht gut gewählt ist, so muß er es wenigstens in

einem gewissen Grade fallen lassen. Dieses Fallenlassen des Declamators kann manches Licht in der Wortkenntniß geben. — „Du hast mich ein wenig erschreckt; aber ich will lernen, und ich freue mich, daß ich eine solche Sprache zu lernen habe.“

Klopstock an seine Mutter.

Kopenhagen, den 16. Nov. 1756.

Wie sehr uns die Nachricht von unsers so theuren, geliebten seligen Vaters Tode gerührt hat, können Sie sich vorstellen, liebe Mutter. Wir danken Ihnen, daß sie durch Gisele haben an Cramer schreiben lassen. Es war uns sehr nöthig, daß wir jene Nachricht nicht durch einen schwarzen Brief empfangen. Es war am Sonnabend, daß uns Cramer davon sagte; und am Sonntage bekamen wir Ihren Brief.

Ich will unsre Wunde nicht weiter aufreißen. Unser Gott hat es so gewollt. Sein Name sei gelobt, daß er unserm theuern Vater ein so schönes Ende gegeben hat! Er ist nun viel glückseliger, als wir. Der Name des Herrn sei gelobt!

Sobald es Ihnen Ihr Schmerz zuläßt, liebste Mama, so schreiben Sie mir doch noch umständlicher von unsers theuren seligen Vaters Krankheit und Tode. Meine lieben Geschwister, die beiden kleinen nicht ausgenommen, sollen dieses auch, ein jedes besonders, thun. Es ist gut, daß wir uns insgesammt mit diesen Vorstellungen unterhalten; denn es ist überhaupt nichts heilsamer, als öftere Todesbetrachtungen. — Wenn ich mir eine umständlichere Nachricht ausbitte, so verstehe ich sogar die kleinsten Umstände, die Ihnen nur einfallen, darunter. Ich will Ihnen einige kleinere und größere anzeigen: In welcher Stube oder Kammer ist er gestorben? Wer war, nach Ihnen, in seiner Krankheit am meisten zugegen? Glaubte er vom Anfange des Blutsturzes an, daß er daran sterben würde? Und wenn er es nicht gleich Anfangs glaubte, wann fing er es an zu glauben? — Er erinnerte sich gewiß seiner abwesenden Kinder, die ihn so sehr geliebt haben und noch lieben; auf welche Art, mit welchen Worten that er es? — Ich hoffe, daß wir so leben werden, daß der Segen seines Gebets auf uns ruhen wird.

Mein Schmerz ist zwar durch die Gnade

*) Vergleiche Theil I, S. 49 unter Klopstocks Oden „Leone.“

Gottes ruhig; aber er wird lange dauern. Ich habe ihn sehr, sehr geliebt. Ich habe viel an meine selige Großmutter, die mich zuerst in der Religion unterrichtet hat, und an den seligen Johann Christian gedacht. Nun sind diese drei von mir so sehr Geliebten in der Ruhe der Ewigkeit bei einander.

Ich glaubte, Meta würde hieher noch ein

paar Zeilen schreiben; aber der Besuch, den sie hat, hält sie zu lange auf.

Gottlieb.

NS. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich den Verlust eines leiblichen Vaters noch ein Mal fühle. Gott erhalte Sie Alle!

Meta.

Johann Georg von Zimmermann,

geboren den 8. December 1728 zu Brugg in der Schweiz, studirte zu Göttingen Medicin, ward Stadtphysicus zu Brugg, 1768 Hofrath und Leibarzt in Hannover, starb nach langem körperlichen

und gemüthlichen Kränkeln den 7. October 1795. — Ueber die Einsamkeit; Vom Nationalstolze; Fragmente über Friedrich den Großen; Von der Erfahrung in der Arzneywissenschaft.

Ruhe in der Einsamkeit.

Ruhe der Seele ist das höchste Glück auf Erden. Einsalt des Herzens gewährt diese Ruhe, wenn man sich absondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle seine Ansprüche und Wünsche einschränkt, allen Fügungen Gottes sich unterwirft, Alles mit Gelindigkeit ansieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr hört als das Fallen des Wassers von dem Felsen herab, das Säuseln erfrischender Winde und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Solches Glückes ist das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an Allem, wodurch wir die Seele erweitern, oder was sich in sanfte Bilder zerschmelzt.

Ruhe aber heißt nicht Müßiggehen oder Lagern im Schatten. Der Uebergang vom Lästigen zum Gefälligen, vom Geschäftszwange zum ruhigen, stillen Betrachten ist auch Ruhe. Ein Weiser sagte darum, er sei niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe, und sei niemals weniger einsam, als wenn er allein sei. Starke Seelen werden durch Muße und Einsamkeit nicht eingeschläfert, sondern ermuntert; und indem sie sich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deswegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen; verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz. Ach, nur zu wahr hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe, der von aller Beunruhigung frei sei, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens

recht froh sein, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu größerer Thätigkeit genießen. Und so suche man Ruhe in stiller Einsamkeit.

Bei allem Gewirre von Leidenschaften und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie seligere Stunden als die, da ich, ermüdet von Arbeit und Sorge, im Freien die Welt und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles Böse in der Welt vergißt man in kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern. Alles, was mich drückte, Alles, was mich mit Widerwillen oder Ekel, Aerger und Zwang in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da ferne weg. Ich bewunderte und genoß die stille Natur und empfand nichts als leises Vergnügen.

Ruhe muß aus dem Herzen quellen; aber Ruhe kommt mit jeder Tugend, die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter in's Herz. Wie gutmüthig und friedsam wird man auch nur bei dem Murmeln eines Baches oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Lanne! Ruhige Natur wiegt uns so leicht in Sanftmuth ein, denn sich selbst hat man mehr Ursache unter den Menschen zu fliehen als die Menschen. Friede mit sich selbst ist Friede mit der ganzen Welt. Bei ruhigem Herzen betrachtet man Menschen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man in stiller Einsamkeit die Menschen lieben.

Die Natur und ein ruhiges Herz sind der schönste und erhabenste Tempel Gottes. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart heiligen jeden

Hügel, auf dem ein friedliches und von bösen Leidenschaften freies Herz ihm sein stilles Opfer bringt. Er sieht uns allenthalben in's Herz und hört allenthalben auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht seine Macht er-

füllet; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste in der Natur das Herz bei jedem Blick entzündet und alle unsre Empfindungen zerschmelzt in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

Moses Mendelssohn,

geboren den 9. September 1729 zu Dessau, wanderte 1742 in dürftigen Umständen nach Berlin, ward Erzieher in dem Hause eines jüdischen Seifen-

fabrikanten, später Aufseher, Factor und Theilnehmer der Fabrik, ward 1754 mit Lessing bekannt, starb den 4. Jan. 1786. — Philosophische Schriften.

Schönheit und Vollkommenheit.

Nunmehr ist es Zeit, die Grenzen der Vollkommenheit und der Schönheit zu trennen. Der Unterschied ist handgreiflich. Die Gleichheit, das Einerlei im Mannigfaltigen, ist ein Eigenthum der schönen Gegenstände. Sie müssen eine Ordnung oder sonst eine Vollkommenheit darbieten, die in die Sinne fällt, und zwar ohne Mühe in die Sinne fällt. Wenn wir eine Schönheit fühlen wollen, so wünschet unsre Seele, mit Gemächlichkeit zu genießen. Die Sinne sollen begeistert sein; und von ihnen soll sich die Lust auf die müßige Vernunft ausbreiten.

Der Entwurf eines Gebäudes ist schön, wenn das Ebenmaß in den Abtheilungen und ihre Abwechslungen leicht zu fassen sind; und der gothische Geschmack ist unter andern Ursachen auch deswegen verwerflich, weil er die Mannigfaltigkeit in einer allzu verwickelten Ordnung anbringt. Ein allzusehr durcheinander geschlungener Tanz mißfällt, weil wir die verschiedenen Züge und Linien, die auf den Boden gezeichnet werden, nicht ohne Mühe auseinander wideln können. Auch die Töne sind nur alsdann wohlklingend, wenn die Bewegungen in der Lust ein leichtes Verhältniß miteinander haben.

Was folget hieraus? Daß das Vergnügen an der sinnlichen Schönheit, an der Einheit im Mannigfaltigen, bloß unserm Unvermögen zuzuschreiben ist. Wir ermüden, wenn unsre Sinne eine allzu verwickelte Ordnung auseinandersehen sollen. Wesen, die mit schärfern Sinnen begabt sind, müssen in unsern Schönheiten ein ekelhaftes Einerlei finden; und was uns ermüdet, kann ihnen Lust gewähren. Er, der alles Mögliche mit Einmal übersieht, muß

die Einheit im Mannigfaltigen durchaus verwerfen. — Verwerfen? Und so hat der Schöpfer kein Gefallen an dem Schönen? So zieht er es nicht einmal dem Häßlichen vor? Ich behaupte Nein; und die Natur, das Werk seiner Hände, soll mir Zeugniß geben. Nur die äußeren Gestalten der Dinge hat der Schöpfer mit sinnlicher Schönheit bedeckt. Diese sind bestimmt, in die Sinne anderer Geschöpfe reizend zu wirken. Die Schönheit der menschlichen Bildung, die annehmlichsten Farben, die gewundenen Züge, die in seinen Mienen bezaubern, sind nur der äußern Schale eingepreßt. Sie gehen nicht weiter, als unsre Sinne reichen. Unter der Haut liegen gräßliche Gestalten verborgen. Alle Gefäße sind ohne scheinbare Ordnung in einander verschlungen; die Eingeweide halten einander das Gleichgewicht, aber kein Ebenmaß, keine sinnlichen Verhältnisse; lauter Mannigfaltigkeit, nirgend Einheit; lauter Beschäftigung, nirgend Leichtigkeit in der Beschäftigung. Wie sehr würde der Schöpfer seinen Zweck verfehlt haben, wenn dieser nichts als Schönheit gewesen wäre!

Aber nein, ich komme zu dir, der himmlischen vortrefflichsten Vollkommenheit! Nicht, wie dich die Sinne fassen, wie dich die Vernunft begreift! Wahrer Endzweck der Schöpfung, Rathgeberin Gottes, ich würde deine Göttlichkeit entweihen, wenn ich dir nur Vorzüge für eingeschränkte Wesen einräumen wollte. Nein, auch dem Unendlichen gefallen deine Vortrefflichkeiten. Du gewährest Mannigfaltigkeit, aber kein Einerlei in dem Mannigfaltigen, keine Leichtigkeit in der Beschäftigung. Diese geringern Vorzüge überlässest du deiner sinnlichen Nachahmerin, der Schönheit, die sich bis zur Schwachheit der Irdischen herunter-

lassen mag. Du erforderst aber vernünftigen Zusammenhang, Uebereinstimmung, Einhelligkeit. Aus einem gemeinschaftlichen Endzweck soll sich begreifen lassen, warum das Mannigfaltige so und nicht anders neben einander ist. Du gewährst nicht nur Vorstellungen, sondern auch verknüpfte und in einander gegründete Vorstellungen. Nichts muß überflüssig, nichts mißhellig, nichts mangelhaft in deinen Bestimmungen sein. An diesen Merkmalen erkennt der Weltweise deine Gottheit, Mutter der himmlischen Liebe!

Und er muß sich hüten, diese himmlische Venus nicht mit der irdischen, mit der Schönheit zu verwechseln. Diese beruhet auf der Einschränkung, auf dem Unvermögen; aber das Gefallen an der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen gründet sich auf eine positive Kraft unsrer Seele. Wenn es Wesen, die eine Vorstellungskraft haben, natürlich ist, sich nach Vorstellungen zu sehnen: so ist es auch vernünftigen Wesen eigenthümlich, nach solchen Vorstellungen zu streben, die in einander gegründet sind. Zerrüttete Begriffe, Mißhelligkeiten, Widersprüche streiten ebensowohl wider die Natur und das ursprüngliche Wesen aller denkenden Wesen, als der Mangel, der völlige Lob aller Vorstellungen. Hierin liegt der mächtige Reiz, mit welchem die Vollkommenheit alle Geister an sich ziehet; und so weit eine positive Kraft über ihre Einschränkung erhaben ist, so weit ist das Vergnügen der verständigen Vollkommenheit über das Vergnügen der sinnlichen, oder, wie wir Irdischen sie kennen, über das Vergnügen der Schönheit hinweg.

Der Unterschied ist leicht zu begreifen. Wenn du die Zwergbäume in deinen Obstgärten beschauest; wenn du auf die Zweige, die sich in zirkelrunder Ordnung erheben, und auf die Krone, die in der Mitte stolz hervorragt, Acht hast: so hast du die sinnliche Schönheit der Bäume völlig inne; ihr Anblick gefällt dir und reizt deine sinnliche Empfindung. Mit dieser Schönheit ist zwar eine Art von Vollkommenheit verbunden; denn aus dem Allgemeinen Plane der Schönheit läßt sich Grund angeben, warum die Zweige eben also geordnet sind. Allein der Zweck dieser Ordnung ist, die Sinne durch ein leichtes Verhältniß zu reizen, und die Vollkommenheit führt sich auf die Schönheit. — Nunmehr denke an die wahre Vollkommenheit der Bäume. Erwäge diese Blätter, diese Zweige, diese

Knospen hier, jene Blüthen dort; was für ein gemeinschaftlicher Endzweck verbindet sie? In welcher Verknüpfung stehen sie mit dem Baume, und durch ihn mit dem Ganzen? Hier wird deine Seele von Wollust trunken; hier erlangest du das anschauende Erkenntniß einer echten Vollkommenheit, ein Vergnügen, das sich nicht auf deine Schwachheit, das sich auf das vernünftige Bestreben nach in einander gegründeten Vorstellungen stützt.

Da es nun gewiß ist, daß Gott nichts ohne zureichenden Grund verstaten kann: so hat auch Gott Gefallen an Vorstellungen, die in einander gegründet sind; so hat auch Gott Gefallen an der Vollkommenheit. Die Natur soll nicht aufhören, mein Zeuge zu sein. Die häßlichsten Gestalten, die die menschliche Haut bedeckt, die innersten, die kleinsten Theile der Schöpfung, dahin kein Auge dringt, hören nicht auf, vollkommen zu sein, hören nicht auf, in gegenseitiger Uebereinstimmung so viel zum allgemeinen Endzweck beizutragen, als sie vermögen, hören nicht auf, weder Ueberfluß noch Mangel zu dulden. Alles in der Natur zielt nach Einem Zwecke, Alles ist in Allem gegründet, Alles ist vollkommen.

Proben rabbinischer Weisheit

(nach dem Talmud und dem Midrasch).

1. Der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer. Du willst die Buße verschieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur bessere dich Einen Tag vor deinem Tode.

Der Schüler. Weiß ich den Tag, wann ich sterben werde?

Der Lehrer. Wenn du diesen nicht weißt, so ist kein anderer Rath, als heute noch die Besserung anzufangen.

2. „Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben.“

Rabbi Assi war krank, lag auf dem Bette, von seinen Schülern umgeben, und bereitete sich zum Tode. Sein Nefte trat zu ihm herein und fand, daß er weinte. — „Was weinst du, Rabbi?“ fragte er. „Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genug gelernt, nicht genug gelehrt?“

Siehe, deine Schüler sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt, Werke der Gottseligkeit auszuüben? Jedermann ist eines Bessern überzeugt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wolltest du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeinde wählte, so sehr auch die Gemeinde es wünschte.“ — „Eben das, mein Sohn,“ antwortete Rabbi Assi, „betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menschenkindern handhaben, und aus mißverstandener Demuth hab' ich es unterlassen. Wer sich der Gerechtigkeit entzieht, ist Schuld an dem Verderben des Landes.“

3. „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen.“

Einen solchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdeß starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetz. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebett, und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — „Wo sind meine Söhne,“ fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe?“ — „Sie sind in die Lehrschule gegangen,“ war ihre Antwort. — „Ich habe mich umgesehen,“ erwiderte er, „und bin sie nicht gewahr worden.“ — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbath's,

trank und fragte abermal: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Wein des Segens?“ — „Sie werden nicht weit sein,“ sagte sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge; und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!“ — „So sprich nur, meine Liebe!“ antwortete er. — „Vor wenig Tagen,“ sprach sie, „gab mir Jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?“ — „Das sollte meine Frau nicht erst fragen,“ sprach Rabbi Meir. „Wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wiedergeben?“ — „O nein!“ versetzte sie; „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht.“ Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — „Ach, meine Söhne!“ jammerte der Vater; „meine Söhne und... meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetz!“ — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wiedergeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Namen des Herrn sei gelobet!“ — „Der Namen des Herrn sei gelobet!“ stimmte Rabbi Meir mit ein. „Wohl heißt es: Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.“

Gotthold Ephraim Lessing.

(Siehe Theil I, Seite 66.)

Fabeln.

1. Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunten darüber. „Deiner Feindin,“ rief man ihm zu, „begegnest du so vorzüglich?“ — „Ja, ihr selbst,“ erwiderte Herkules. „Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben,

womit ich den Himmel verdient habe.“ — Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

2. Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauspielers. „Welch ein Kopf!“ sagte der betrachtende Fuchs. „Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwägers gewesen sein?“ —

kannte euch, ihr ewigen Redner, ichte des unschuldigsten unsrer

dich desto weiter nach einem Aase umsehen zu können."

3. Der Strauß.

ich fliegen!" rief der gigantische das ganze Volk der Vögel stand wartung um ihn versammelt. ch fliegen!" rief er nochmals, waltigen Fittige weit aus, und inem Schiffe mit ausgespannten dem Boden dahin, ohne ihn mit zu verlieren. — Sehet da ein d jener unpoetischen Köpfe, die Zeilen ihrer ungeheuren Oden wingen prahlen, sich über Wolken erheben drohen, und dem Staube etreu bleiben.

achtigall und der Pfau.

ige Nachtigall fand unter den Waldes Reider die Menge, aber . „Vielleicht finde ich ihn unter Gattung," dachte sie und flog dem Pfau herab. — „Schöner undere dich." — „Ich dich auch, gall!" — „So laß uns Freunde die Nachtigall weiter; wir nicht beneiden dürfen: du bist angenehm, als ich dem Ohre." itigall und der Pfau wurden

opus und der Esel.

nach zu dem Aesopus: „Wenn i Geschichtchen von mir aus: mich etwas recht Vernünftiges jes sagen." — „Dich etwas sagte Aesop; wie würde sich Würde man nicht sprechen, du enlehrer, und ich der Esel?"

erling und der Strauß.

eine Größe, auf deine Stärke so willst," sprach der Sperling zu „ich bin doch mehr ein Vogel, i du kannst nicht fliegen; ich iglich nicht hoch, obgleich nur

Adler und der Fuchs.

beinen Flug nicht so stolz!" s zu dem Adler. „Du steigst egen so hoch in die Luft, um

8. Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde, die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennt da ihren wahren Werth nicht; und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nictigen zu vertauschen. — In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen, und da von Niemand als dem fleißigen Landmann und der unschuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin und zog in die Stadt. Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

9. Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menschen," so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, „man will, ich sei eins der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heist mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?" — „Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an," sprach der gute Gott und lächelte. — „Vielleicht," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schwächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auslegt." — „Gut," versetzte Zeus, „gedulde dich einen Augenblick!" Zeus mit ernstem Gesichte sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff, und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Rameel. — Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu. „Hier sind höhere und schwächtere Beine," sprach Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals, hier eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?" — Das Pferd zitterte noch. — „Geh," fuhr Zeus fort, „dieses Mal sei belehrt, ohne bestraft

zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure fort, neues Geschöpf," — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Rameel — „und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schauern!"

Minna von Barnhelm

oder

das Soldatenglück.

Kußspiel in fünf Aufzügen (1768).

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Just.

(Der Bediente des verabschiedeten Majors von Tellheim, in einem Winkel schlummernd, redet im Traume.)

Schurke von einem Wirth! Du, uns? — Frisch, Bruder! Schlage zu, Bruder! (Er holt aus und erwacht durch die Bewegung.) He da! schon wieder? Ich mache kein Auge zu, so schlage ich mich mit ihm herum. Hätte er nur erst die Hälfte von allen den Schlägen! — Doch sieh, es ist Tag! Ich muß nur bald meinen armen Herrn auffuchen. Mit meinem Willen soll er keinen Fuß mehr in das vermaledeite Haus setzen. Wo wird er die Nacht zugebracht haben?

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Just.

W. Guten Morgen, Herr Just, guten Morgen! Ei, schon so früh auf? Oder soll ich sagen: noch so spät auf?

J. Sage Er, was Er will!

W. Ich sage nichts, als guten Morgen; und das verdient doch wohl, daß Herr Just großen Dank darauf sagt.

J. Großen Dank!

W. Man ist verdrießlich, wenn man seine gehörige Ruhe nicht haben kann. Was gilt's, der Herr Major ist nicht nach Hause gekommen, und Er hat hier auf ihn gelauert?

J. Was der Mann nicht Alles errathen kann!

W. Ich vermuthe, ich vermuthe.

J. (lehrt sich um und will gehen). Sein Diener!

W. (hält ihn). Nicht doch, Herr Just!

J. Nun gut: nicht Sein Diener!

W. Ei, Herr Just! ich will doch hoffen, Herr Just, daß Er noch von her böse ist? Wer wird seinen Zorn Nacht behalten?

J. Ich! und über alle folgenden!

W. Ist das christlich?

J. Eben so christlich, als einen Mann, der nicht gleich bezahlen kann, Straße werfen.

W. Pfui, wer könnte so gottlos se-

J. Ein christlicher Gastwirth. —

Herrn! so einen Mann! so einen Offi-

W. Den hätte ich auf die Straße sen? Dazu habe ich zu viel Achtung für Officier, und viel zu viel Mitleid mit abgedankten! Ich habe ihm aus Noth ein Zimmer einräumen müssen. Denke (mehr daran, Herr Just! (Er ruft in die Holla! — Ich will's auf andere Weise gut machen. (Ein Junge kommt.) Br Gläschen! Herr Just will ein Gläschen und was Gutes!

J. Machen Sie sich keine Mühe, Herr. Der Tropfen soll zu Gift werden, den ich will nicht schwören; ich bin noch n-

W. (zu dem Jungen, der eine Flasche und ein Glas bringt.) Gib her! geh! — Herr Just, was ganz Vortreffliches lieblich, gesund! (Er füllt und reicht.) Das kann einen überwachten Magen in Ordnung bringen.

J. Bald dürfte ich nicht! — Doch soll ich meiner Gesundheit seine Grobheiten gelten lassen? (Er nimmt und trinkt.)

W. Wohl bekomm's, Herr Just!

J. (Gibt das Gläschen zurück.) Nicht — Aber, Herr Wirth, Er ist doch ein G-

W. Nicht doch, nicht doch! — Ge noch eins! Auf Einem Bein ist nicht stehen.

J. (nachdem er getrunken.) Das will ich sagen: gut, sehr gut! Selbst gemacht Wirth?

W. Behüte! veritabler Danziger, doppelter Lachs!

J. Sieht Er, Herr Wirth: wenn ich könnte, so würde ich für etwas he aber ich kann es nicht, es muß raus: doch ein Grobian, Herr Wirth!

W. In meinem Leben hat mir da Niemand gesagt. — Noch eins, Herr. Aller guten Dinge sind drei.

J. Meinetwegen! (Er trinkt.) Gut wahrlich gut Ding! — Aber auch die

heit ist gut Ding. Herr Wirth, Er ist doch ein Grobian!

W. Wenn ich es wäre, würde ich das wohl so mit anhören?

J. O ja, denn selten hat ein Grobian Galle.

W. Nicht noch eins, Herr Just? Eine vierjache Schnur hält desto besser.

J. Rein, zu viel ist zu viel! Und was hilft's Ihm, Herr Wirth? Bis auf den letzten Tropfen in der Flasche würde ich bei meiner Rede bleiben. Psui, Herr Wirth, so guten Danziger zu haben und so schlechte Mores! Einem Manne, wie meinem Herrn, der Jahr und Tag bei Ihm gewohnt, von dem Er schon so manchen schönen Thaler gezogen, der in seinem Leben keinen Heller schuldig geblieben ist, — weil er ein paar Monate her nicht prompt bezahlt, weil er nicht mehr so viel aufgehen läßt, in der Abwesenheit das Zimmer auszuräumen!

W. Da ich aber das Zimmer nothwendig brauchte? Da ich voraussah, daß der Herr Major es selbst gutwillig würde geräumt haben, wenn wir nur auf seine Zurückkunft hätten warten können? Sollte ich denn so eine fremde Herrschaft wieder von meiner Thüre wegsahren lassen? Sollte ich einem andern Wirth so einen Verdienst muthwillig in den Rachen jagen? Und ich glaube nicht einmal, daß sie sonst wo untergekommen wäre. Die Wirthshäuser sind jetzt alle stark besetzt. Sollte eine so junge, schöne, liebenswürdige Dame auf der Straße bleiben? Dazu ist Sein Herr viel zu galant! Und was verliert er denn dabei? Habe ich ihm nicht ein anderes Zimmer dafür eingeräumt?

J. Hinten an dem Taubenschlag! Die Aussicht zwischen des Nachbars Feuermauern — —

W. Die Aussicht war wohl sehr schön, ehe sie der verzweifelte Nachbar verbaute. Das Zimmer ist doch sonst elegant und tapeziert —

J. Gewesen!

W. Nicht doch, die eine Wand ist es noch. Und Sein Stübchen daneben, Herr Just, was fehlt dem? Es hat einen Kamin, der zwar im Winter ein wenig raucht —

J. Aber doch im Sommer recht hübsch läßt! Herr, ich glaube gar, er vergirt uns noch obendrein?

W. Nu, nu, Herr Just, Herr Just!

J. Machte er Herrn Justen den Kopf nicht warm, oder —

W. Ich mach' ihn warm? der Danziger thut's!

J. Einen Officier, wie meinen Herrn! Oder meint Er, daß ein abgedankter Officier nicht auch ein Officier ist, der Ihm den Hals brechen kann? Warum war't ihr denn im Kriege so geschmeidig, ihr Herren Wirth? Warum war denn da jeder Officier ein würdiger Mann, und jeder Soldat ein ehrlicher, braver Kerl? Macht euch das Bißchen Frieden schon so übermüthig?

W. Was ereifert Er sich nur, Herr Just? —

J. Ich will mich ereifern! — —

Dritter Auftritt.

v. Tellheim. Wirth. Just.

v. T. (im Hineintreten.) Just!

J. (in der Meinung, daß ihn der Wirth anredet.) Just? — So bekannt sind wir?

v. T. Just!

J. Ich dachte, ich wäre wohl Herr Just für Ihn!

W. (den Major bemerkend.) St! st! Herr, Herr, Herr Just — sehe Er sich doch um! Sein Herr —

v. T. Just, ich glaube, du zankst? Was habe ich dir befohlen?

W. O, Ihro Gnaden, zanken? da sei Gott vor! Ihr unterthänigster Knecht sollte sich unterstehen, mit einem, der die Gnade hat, Ihnen anzugehören, zu zanken?

J. Wenn ich ihm doch eins auf den Rabenbuckel geben dürfte!

W. Es ist wahr, Herr Just spricht für seinen Herrn, und ein wenig hitzig. Aber daran thut er recht; ich schätze ihn um so viel höher; ich liebe ihn darum.

J. Daß ich ihm die Zähne nicht austreten soll!

W. Nur Schade, daß er sich umsonst erhitzt! denn ich bin versichert, daß Ihro Gnaden keine Ungnade deswegen auf mich geworfen haben, weil — die Noth — mich nothwendig —

v. T. Schon zu viel, mein Herr! Ich bin Ihnen schuldig; Sie räumen mir in meiner Abwesenheit das Zimmer aus; Sie müssen bezahlt werden; ich muß wo anders unterkommen suchen. Sehr natürlich!

W. Wo anders? Sie wollen ausziehen, gnädiger Herr? Ich unglücklicher Mann! Ich geschlagener Mann! Nein, nimmermehr! Eher muß die Dame das Quartier wieder räumen. Der Herr Major kann ihr, will ihr sein Zimmer nicht lassen; das Zimmer

ist sein; sie muß fort; ich kann ihr nicht helfen! — Ich gehe, gnädiger Herr —

v. L. Freund, nicht zwei dumme Streiche für Einen! Die Dame muß in dem Besitze des Zimmers bleiben!

W. Und Ihre Gnaden sollten glauben, daß ich aus Mißtrauen, aus Sorge für meine Bezahlung — —? Als wenn ich nicht wüßte, daß mich Ihre Gnaden bezahlen können, so bald sie nur wollen. — Das versiegelte Beutelchen — fünfhundert Thaler in Louisd'or steht darauf —, welches Ihre Gnaden in dem Schreibpulte stehen gehabt, — ist in guter Verwahrung.

v. L. Das will ich hoffen; so wie meine übrigen Sachen. Just soll sie in Empfang nehmen, wenn er Ihnen die Rechnung bezahlt hat.

W. Wahrhaftig, ich erschrak recht, als ich das Beutelchen fand. Ich habe immer Ihre Gnaden für einen ordentlichen Mann und vorsichtigen Mann gehalten, der sich nie ganz ausgibt. Aber dennoch — wenn ich baar Geld in dem Schreibpulte vermuthet hätte —

v. L. Würden Sie höflicher mit mir verfahren sein; ich verstehe Sie. — Gehen Sie nur, mein Herr; lassen Sie mich; ich habe mit meinem Bedienten zu sprechen.

W. Aber, gnädiger Herr — —

v. L. Komm, Just, der Herr will nicht erlauben, daß ich dir in seinem Hause sage, was du thun sollst.

W. Ich gehe ja schon, gnädiger Herr! Mein ganzes Haus ist zu Ihren Diensten.

Vierter bis Siebenter Austritt.

(In einem Gespräch zwischen von Tellheim und Just erfahren wir nun zunächst, daß der Major keinen Heller baares Geld mehr hat, und auch keines mehr aufzutreiben weiß. Zwar hat er Forderungen an die Generaltriegscasse; aber mit diesen wird er fortwährend hingezogen. Der Beutel, den der Wirth in dem Schreibpulte gefunden, ist ihm von seinem alten Wachtmeister Paul Werner vor einigen Wochen zum Aufheben gegeben worden. Allerdings hat Werner dabei die Absicht gehabt, daß der Major in seiner Geldverlegenheit davon Gebrauch machen möge; aber dieser, obwohl er Werner's Absicht ahnt, ist weit entfernt, das Geld anzugreifen. Er muß daher auch seinen Bedienten entlassen, und kündigt es diesem zu seinem größten Schrecken an. — Darüber kommt eine Dame in Trauer und gibt sich als die Wittwe seines ehemaligen Stabsrittmasters, seines vieljährigen Freundes, zu erkennen. — Nachdem sich Just entfernt hat, theilt ihm die Dame mit, daß ihr Gatte kurz vor seinem Ende sie beschworen habe, einen

Posten, den er an v. Tellheim schulde, mit der ersten Baarschaft zu berichtigen; nachdem sie den Satten Equipage verkauft, komme sie, die Schuldverschreibung einzulösen. v. Tellheim will von dieser Schuld durchaus nichts wissen, stellt sich, als finde er darüber nichts in seinem Taschenbuche, und weigert sich entschieden, von der Dame das Geld anzunehmen. — Nachdem sich diese voll Nührung über des Majors Edelmuthe entfernt hat, nimmt er aus seinem Taschenbuche Briefschaften, die er zerreißt.)

Achter Austritt.

Just. v. Tellheim.

v. L. Bist du da?

J. (indem er sich die Augen wischt) Ja!

v. L. Du hast geweint?

J. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, Herr!

v. L. Gib her!

J. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr! Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. L. Was willst du?

J. Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abschied vermuthet.

v. L. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und liest.) „Was der Herr Major mir schuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgegeben 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf.“ — Gut! und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

J. Die andere Seite, Herr Major —

v. L. Noch mehr? (Liest.) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheer für mich bezahlt 25 Thlr. Für Wartung und Pflege während meiner Cur für mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thlr. Summa Summarum 114 Thlr. Davon abgezogen vorstehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf.; bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf.“ — Kerl, bist du toll?

J. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Dinte, es dazuzuschreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen; und wenn Sie mir vollenbs die Liverei nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe,

wollte ich lieber, Sie hätten mich im
h crepiren lassen!

Wofür siehst du mich an? Du bist
h's schuldig, und ich will dich einem
inen Bekannten empfehlen, bei dem du
er haben sollst, als bei mir.

Ich bin Ihnen nichts schuldig, und doch
Sie mich verstoßen?

Weil ich dir nichts schuldig werden will.
Darum? nur darum? So gewiß ich
schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts
werden können, so gewiß sollen Sie
m nicht verstoßen. — Machen Sie, was
ollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen,
s bei Ihnen bleiben!

Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz,
ilbes, ungestümes Wesen gegen Alle,
nen du meinst, daß sie dir nichts zu
haben; deine tückische Schadenfreude,
Rachsucht —

Machen Sie mich so schlimm, wie Sie
ich will darum doch nicht schlechter
ir denken, als von meinem Hunde.
n Winter ging ich in der Dämmerung
n Canale und hörte etwas winseln.
g hinab und griff nach der Stimme,
ubte ein Kind zu retten und zog einen
aus dem Wasser. Auch gut, dachte
der Pudel kam mir nach, aber ich bin
ebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn
umsonst! Ich prügelte ihn von mir;
t! Ich ließ ihn des Nachts nicht in
Kammer; er blieb vor der Thüre auf
schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß
mit dem Fuße; er schrie, sah mich an,
belte mit dem Schwanze. Noch hat
en Bissen Brot aus meiner Hand be-
i, und doch bin ich der Einzige, dem
und der ihn anrühren darf. Er springt
er her, und macht mir seine Künste un-
n vor. Er ist ein häßlicher Pudel,
n gar zu guter Hund. Wenn er es
treibt, so höre ich endlich auf, den
gram zu sein.

(bei Seite.) So wie ich ihm! Nein!
keinen völligen Unmenschen! — Just,
iben zusammen.

Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne
ten behelfen? Sie vergessen Ihrer Bles-
und daß Sie nur Eines Armes mächtig
Sie können sich ja nicht allein ankleiden.
Ihnen unentbehrlich, und bin — ohne
lßt zu rühmen, Herr Major — und
Bedienter, der, — wenn das Schlimmste

zum Schlimmen kommt — für seinen Herrn
betteln und stehlen kann.

v. L. Just, wir bleiben nicht zusammen!
J. Schon gut!

Neunter bis Elfter Austritt.

(Ein Bedienter bringt ein Compliment von
dem im Hause angekommenen fremden Fräulein,
die ihr Bedauern ausdrücken läßt, daß der Herr
Major durch sie verdrängt sei. Den Namen seiner
Herrschaft weiß der ewig wechselnde Bediente, der
erst eben in seinen Dienst eingetreten ist, nicht
anzugeben. — Nach seinem Weggehen gibt Tell-
heim seinem Bedienten einen kostbaren Ring
zum Versetzen, worauf er sich achtzig Friedrichs'or
geben lassen solle, und befiehlt ihm, nach Bezahlung
des Wirthes seine Sachen zu räumen. — Just,
im Selbstgespräch, beschließt den Ring beim Wirth
zu versetzen, der sich ärgern werde, daß die Summe
nicht ganz in seinem Hause solle verzehrt werden.
Darüber erscheint der Wachtmeister Paul Werner.)

Zwölfter Austritt.

Werner. Just.

J. Sieh da, Werner! Guten Tag, Werner!
Willkommen in der Stadt!

W. Das verwünschte Dorf! Ich kann's
unmöglich wieder gewohnt werden. Lustig,
Kinder, lustig! Ich bringe frisches Geld! Wo
ist der Major?

J. Er muß dir begegnet sein, er ging
eben die Treppe hinab.

W. Ich komme die Hintertreppe herauf.
Nun, wie geht's ihm? Ich wäre schon vorige
Woche bei euch gewesen, aber —

J. Nun? was hat dich abgehalten?

W. Just, hast du vom Prinzen Heraklius
gehört?

J. Heraklius? Ich wüßte nicht.

W. Kennst du den großen Helden im Mor-
genlande nicht?

J. Die Weisen aus dem Morgenlande
kenn' ich wohl, die um Neujahr mit dem
Stern herumlaufen.

W. Mensch, ich glaube, du liest eben so
wenig die Zeitungen, als die Bibel? Du
kennst den Prinzen Heraklius nicht? den braven
Mann nicht, der Persien weggenommen und
nächster Tage die ottomanische Pforte ein-
sprengen wird? Gott sei Dank, daß doch
noch irgendwo in der Welt Krieg ist! Ich
habe lange genug gehofft, es sollte hier wieder
losgehen. Aber da sitzen sie und heilen sich
die Haut. Nein, Soldat war ich, Soldat muß
ich wieder sein! Kurz — (indem er sich schüchtern

umsteht, ob ihn Jemand behorcht) im Vertrauen, Just, ich wandere nach Persien, um unter Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Heraklius ein paar Feldzüge wider den Türken zu machen.

J. Du?

W. Ich, wie du mich hier siehst! Unsre Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das sollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Christen wären. Freilich begreife ich wohl, daß ein Feldzug wider den Türken nicht halb so lustig sein kann, als einer wider den Franzosen; aber dafür muß er auch desto verdienstlicher sein, in diesem und in jenem Leben. Die Türken haben dir alle Säbels mit Diamanten besetzt —

J. Um mir von so einem Säbel den Kopf spalten zu lassen, reise ich nicht eine Meile. Du wirst doch nicht toll sein, und dein schönes Schulzengericht verlassen?

W. O, das nehme ich mit! Merkst du was? — Das Gütchen ist verkauft —

J. Verkauft?

W. St! hier sind hundert Ducaten, die ich gestern auf den Kauf bekommen; die bring' ich dem Major.

J. Und was soll der damit?

W. Was er damit soll? Verzehren soll er sie, verspielen, vertrinken! Der Mann muß Geld haben, und es ist schlecht genug, daß man ihm das Seinige so sauer macht! Aber ich wüßte schon, was ich thäte, wenn ich an seiner Stelle wäre! Ich dächte: hol' euch hier alle der Henker! und ginge mit Paul Wernern nach Persien. Bliß! der Prinz Heraklius muß ja wohl von dem Major Tellheim gehört haben, wenn er auch schon seinen gewesenen Wachtmeister Paul Werner nicht kennt. Unsre Affaire bei den Rakenhäusern —

J. Soll ich dir die erzählen?

W. Du mir? — Ich merke wohl, daß eine schöne Disposition über deinen Verstand geht. Ich will meine Perlen nicht vor die Säue werfen. — Da nimm die hundert Ducaten, gib sie dem Major! Sage ihm, er solle mir auch die aufheben. Ich muß jetzt auf den Markt, ich habe zwei Wißpel Roggen hereingeschickt; was ich daraus löse, kann er gleichfalls haben.

J. Werner, du meinst es herzlich gut; aber wir mögen dein Geld nicht. Behalte deine Ducaten, und deine hundert Pistolen kannst du auch unverfehrt wieder bekommen, sobald du willst.

W. So? hat denn der Major noch?

J. Nein.

W. Hat er sich wo welches geborgt?

J. Nein.

W. Und wovon lebt ihr denn?

J. Wir lassen anschreiben, und wenn nicht mehr anschreiben will, und uns Hause hinauswirft, so versetzen wir, was noch haben, und ziehen weiter. — Höre Paul, dem Wirth hier müssen wir Poffen spielen.

W. Hat er dem Major was in den gelegt? Ich bin dabei!

J. Wie wär's, wenn wir ihm des Abends wenn er aus der Tabagie kommt, aufpaßten und ihn brav durchprügeln?

W. Des Abends? aufpaßten? ihrer Einem? — Das ist nichts.

J. Oder, wenn wir ihm das Haus dem Kopf anstedten?

W. Sengen und brennen? — Kerl, hör's, daß du Pachtnecht gewesen bist, nicht Soldat — pfui! — Aber was hast denn? Was gibt's denn?

J. Komm nur, du sollst dein W hören!

W. So ist der Teufel wohl hier gar

J. Ja wohl! komm nur!

W. Desto besser! Nach Persien also, Persien!

Zweiter Aufzug.

Erster Austritt.

(Minna von Barnhelm, mit welcher v. Tellheim früher verlobt hat, auf ihrem mer im Gespräch mit ihrer Kammerjungfer Franzisca. Sie hat seit dem Abschluß des Friedens von ihrem Verlobten nur einmal einen erhalten; und dieses lange Schweigen ist Veranlassung ihrer Reise gewesen. Das Gespräch wird durch den Wirth unterbrochen.)

Zweiter Austritt.

Minna. Franzisca. Der Wirth

W. (Den Kopf zur Thür hereinsteckend.) es erlaubt, meine gnädige Herrschaft?

Fr. Unser Herr Wirth? — Nur vol herein!

W. (mit einer Feder hinter dem Ohr, ein Papier und Schreibzeug in der Hand.) komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen u thänigsten guten Morgen zu wünschen

isca) und auch Ihr, mein schönes

Ein höflicher Mann!

Wir bedanken uns.

Und wünschen Ihnen auch einen guten

Darf ich mich unterstehen zu fragen,
Gnaden die erste Nacht unter meinem
Dache geruhet?

Das Dach ist so schlecht nicht, Herr
aber die Betten hätten können besser

Das höre ich? nicht wohl geruht?
, daß die gar zu große Ermüdung
Reise —

Es kann sein.

Bewiß! gewiß! denn sonst — Indeß
as nicht vollkommen nach Ihro Gnaden
ichkeit gewesen sein, so geruhen Ihro
nur zu befehlen.

Gut, Herr Wirth, gut! Wir sind
ht blöde; und am wenigsten muß

Gasthose blöde sein. Wir wollen
en, wie wir es gern hätten.

Hiernächst komme ich zugleich — (indem
er hinter dem Ohre hervorzicht).

Nun?

Ihne Zweifel kennen Ihro Gnaden
weisen Verordnungen unsrer Polizei.
licht im Geringsten, Herr Wirth.

Wir Wirths sind angewiesen, keinen
, weß Standes und Geschlechtes er
vierundzwanzig Stunden zu behausen,
ien Namen, Heimath, Charakter, hie-
jäfte, vermuthliche Dauer des Aufent-
s. w. gehörigen Ortes schriftlich ein-

sehr wohl.

Ihro Gnaden werden sich also gefallen
idem er an einen Tisch tritt und sich
ht zu schreiben.) —

sehr gern. — Ich heiße —

Einen kleinen Augenblick Geduld!
(schreibt.) „Dato, den 22. August a. c.

im Könige von Spanien angelangt“

dero Namen, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein von Barnhelm.

(schreibt.) „von Barnhelm.“ — Kom-
her, gnädiges Fräulein?

Von meinen Gütern aus Sachsen.

(schreibt.) „Gütern aus Sachsen.“ —
sachsen! Ei, ei, aus Sachsen, gnädiges
? aus Sachsen?

Nun? warum nicht? Es ist doch wohl

hier zu Lande keine Sünde, aus Sachsen
zu sein?

W. Eine Sünde? Behüte! das wäre ja
eine ganz neue Sünde! — Aus Sachsen
also? Ei, ei, aus Sachsen! Das liebe Sachsen!
— Aber, wo mir recht ist, gnädiges Fräulein,
Sachsen ist nicht klein, und hat mehrere —
wie soll ich es nennen? — Districte, Pro-
vinzen. Unsere Polizei ist sehr exact, gnädiges
Fräulein.

M. Ich verstehe: von meinen Gütern aus
Thüringen also.

W. Aus Thüringen! Ja, das ist besser,
gnädiges Fräulein, das ist genauer. —
(Schreibt und liest.) „Das Fräulein von Barn-
helm, kommend von ihren Gütern aus Thü-
ringen, nebst einer Kammerfrau und zwei
Bedienten“ —

Fr. Einer Kammerfrau? das soll ich wohl
sein?

W. Ja, mein schönes Kind.

Fr. Nun, Herr Wirth, so setzen Sie anstatt
Kammerfrau Kammerjungfer! Ich höre, die
Polizei ist sehr exact; es möchte ein Miß-
verständniß geben, welches mir bei meinem
Aufgebote einmal Handel machen könnte. Ich
heiße Franzisca, mit dem Geschlechtsnamen
Willig; Franzisca Willig. Ich bin auch aus
Thüringen. Mein Vater war Müller auf
einem von den Gütern des gnädigen Fräu-
leins. Es heißt Klein-Ramsdorf. Die Mühle
hat jetzt mein Bruder. Ich kam sehr jung
auf den Hof und ward mit dem gnädigen
Fräulein erzogen. Wir sind von einem Alter,
künftige Lichtmeß einundzwanzig Jahr. Ich
habe Alles gelernt, was das gnädige Fräulein
gelernt hat. Es soll mir lieb sein, wenn mich
die Polizei recht kennt.

W. Gut, mein schönes Kind! Das will
ich mir auf weitere Nachfrage merken. Aber
nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Berrich-
tungen allhier?

M. Meine Berrichtungen?

W. Suchen Ihro Gnaden etwas bei des
Königs Majestät?

M. O nein!

W. Oder bei unsern hohen Justizcollegiis?

M. Auch nicht.

W. Oder —

M. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen
eigenen Angelegenheiten hier.

W. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber
wie nennen sich diese eigenen Angelegenheiten?

M. Sie nennen sich — Franzisca, ich glaube, wir werden vernommen.

Fr. Herr Wirth, die Polizei wird doch nicht die Geheimnisse eines Frauenzimmers zu wissen verlangen?

W. Allerdings, mein schönes Kind! Die Polizei will Alles, Alles wissen, und besonders Geheimnisse.

Fr. Ja nun, gnädiges Fräulein, was ist zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth, — aber daß es ja unter uns und der Polizei bleibt! —

M. Was wird ihm die Narrin sagen?

Fr. Wir kommen, dem Könige einen Officier wegzufahren.

W. Wie? was? Mein Kind! mein Kind!

Fr. Oder uns von dem Officier fahren zu lassen. Beides ist eins.

M. Franzisca, bist du toll? — Herr Wirth, die Nase weise hat Sie zum besten.

W. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann sie scherzen, so viel sie will; nur mit einer hohen Polizei —

M. Wissen Sie was, Herr Wirth? — Ich weiß mich in dieser Sache nicht zu nehmen. Ich dachte, Sie ließen die ganze Schreiberei bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe schon gestern gesagt, warum er mit mir nicht zugleich angekommen. Er verunglückte zwei Meilen von hier mit seinem Wagen, und wollte durchaus nicht, daß mich dieser Zufall eine Nacht mehr kosten sollte. Ich mußte also voran. Wenn er vierundzwanzig Stunden nach mir eintrifft, so ist es das Längste.

W. Nun ja, gnädiges Fräulein, so wollen wir ihn erwarten.

M. Er wird auf Ihre Fragen besser antworten können. Er wird wissen, wem und wie weit er sich zu entdecken hat, was er von seinen Geschäften anzeigen muß, und was er verschweigen darf.

W. Desto besser! Freilich kann man von einem so jungen Mädchen (Franzisca mit einer bedeutenden Miene ansehend) nicht verlangen, daß es eine ernsthafte Sache mit ernsthaften Leuten ernsthaft tractire. —

M. Und die Zimmer für ihn sind doch in Bereitschaft, Herr Wirth?

W. Völlig, gnädiges Fräulein, völlig, bis auf das eine. —

Fr. Aus dem Sie vielleicht auch noch erst einen ehrlichen Mann vertreiben müssen?

W. Die Kammerjungfern aus Sachsen, gnädiges Fräulein, sind wohl sehr mitleidig?

M. Doch, Herr Wirth, das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie und nicht einnehmen sollen.

W. Wie so, gnädiges Fräulein? wie so

M. Ich höre, daß der Officier, welcher durch uns verdrängt worden —

W. Ja nur ein abgedankter Officier ist gnädiges Fräulein.

M. Wenn schon!

W. Mit dem es zu Ende geht.

M. Desto schlimmer! Es soll ein sehr verdienter Mann sein.

W. Ich sage Ihnen ja, daß er abgedankt ist.

M. Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen.

W. O gewiß, er kennt sie, er kennt sie alle.

M. So kann er sie nicht alle belohnen.

W. Sie wären alle belohnt, wenn sie darnach gelebt hätten. Aber so lebten die Herren während des Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde, als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben sein würde. Jetzt liegen alle Wirthshäuser und Gasthöfe von ihnen voll; und ein Wirth hat sich wohl mit ihnen in Acht zu nehmen. Ich bin mit diesem noch so ziemlich weggekommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, so hatte er doch noch Geldeswerth, und zwei, drei Monate hätte ich ihn freilich noch ruhig können sitzen lassen. Doch besser ist besser. — Apropos, gnädiges Fräulein, Sie verstehen sich doch auf Juwelen?

M. Nicht sonderlich.

W. Was sollten Ihre Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen kostbaren Ring. Zwar gnädiges Fräulein haben da auch einen sehr schönen am Finger; und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen so ähnlich ist. — O sehen Sie doch, sehen Sie doch! (indem er ihn aus dem Futteral herausnimmt und dem Fräulein zureicht.) Welch ein Feuer! Der mittelste Brillant allein wiegt über fünf Karat.

M. (ihn betrachtend.) Wo bin ich? was seh' ich? dieser Ring —

W. Ist seine funfzehnhundert Thaler unter Brüdern werth.

M. Franzisca! Sieh doch!

W. Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Pistolen darauf zu leihen.

M. Erkennst du ihn nicht, Franzisca?

Fr. Der nämliche! — Herr Wirth, wo haben Sie diesen Ring her?

W. Nun, mein Kind? Sie hat doch wohl kein Recht daran?

Fr. Wir kein Recht an diesem Ringe? — Inwärts auf dem Rasten muß der Fräulein verzogener Name stehen. — Weisen Sie doch, Fräulein!

M. Er ist's, er ist's! — Wie kommen Sie zu diesem Ringe, Herr Wirth?

W. Ich? Auf die ehrlichste Weise von der Welt. — Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen? Was weiß ich, wo sich der Ring eigentlich herschreibt? Während des Krieges hat Manches seinen Herrn, sehr oft mit und ohne Vorbewußt des Herrn, verändert. Und Krieg war Krieg. Es werden mehr Ringe aus Sachsen über die Grenze gegangen sein. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder!

Fr. Erst geantwortet: Von wem haben Sie ihn?

W. Von einem Manne, dem ich so was nicht zutrauen kann, von einem sonst guten Manne —

M. Von dem besten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von seinem Eigenthümer haben! — Geschwind bringen Sie mir den Mann! Er ist es selbst, oder wenigstens muß er ihn kennen.

W. Wer denn? Wen denn, gnädiges Fräulein?

Fr. Hören Sie denn nicht? Unsern Major.

W. Major? Recht, er ist Major, der dieses Zimmer vor Ihnen bewohnt hat und von dem ich ihn habe.

M. Major von Tellheim.

W. Von Tellheim, ja! Kennen Sie ihn?

M. Ob ich ihn kenne! Er ist hier? Tellheim ist hier? Er? er hat in diesem Zimmer gewohnt? Er! er hat Ihnen diesen Ring verlegt? Wie kommt der Mann in diese Verlegenheit? Wo ist er? Er ist Ihnen schuldig? — Franzisca, die Schatulle her! Schließ auf! (Indem Franzisca sie auf den Tisch setzt und öffnet.) Was ist er Ihnen schuldig? Wem ist er mehr schuldig? Bringen Sie mir alle seine Schuldner! Hier ist Geld, hier sind Wechsel! Alles ist sein!

W. Was hör' ich!

M. Wo ist er? Wo ist er?

W. Noch vor einer Stunde war er hier.

M. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn so unfreundlich, so hart, so grausam sein?

W. Ihro Gnaden verzeihen —

M. Geschwind, schaffen Sie mir ihn zur Stelle!

W. Sein Bedienter ist vielleicht noch hier. Wollen Ihro Gnaden, daß ich ihn auffuchen soll?

M. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie! Für diesen Dienst allein will ich es vergessen, wie schlecht Sie mit ihm umgegangen sind.

Fr. Fix, Herr Wirth, hurtig, fort, fort! (Stößt ihn hinaus.)

Dritter bis Siebenter Austritt.

(In dreien dieser Auftritte, 3, 5 und 7, drückt Minna im Gespräch mit Franzisca ihre Freude über das Wiederfinden Tellheim's aus. Dazwischen berichtet in Austritt 4 der Wirth, daß der Bediente Tellheim's sich weigere, zu ihm zu gehen; und in Austritt 6 beharrt der herbeigebrachte Jost, trotz Bitten und Geldanerbietungen, trozig auf seiner Weigerung. Deshalb erbietet sich der Wirth, selbst den Major auf dem Kaffeehause nebenan aufzusuchen, wobei Minna ihm aufträgt, ihren Namen nicht zu nennen.)

Achter Austritt.

Minna. Franzisca. v. Tellheim. Der Wirth.

v. T. (tritt herein, und indem er sie erblickt, fliegt er auf sie zu.) Ah! meine Minna!

M. (ihm entgegen fliegend.) Ah! mein Tellheim!

v. T. (stutzt auf einmal, und tritt wieder zurück.) Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

M. Kann Ihnen doch so gar unerwartet nicht sein? (indem sie ihm näher tritt, und er zurückweicht.) Ich soll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin!

v. T. Gnädiges Fräulein! (steht starr auf den Wirth und zuckt die Schultern.)

M. (wird den Wirth gewahr und winkt der Franzisca.) Mein Herr, —

Fr. Ja, Herr Wirth, wen bringen Sie uns denn da? Geschwind kommen Sie, lassen Sie uns den rechten suchen!

W. Ist es nicht der rechte? Ei ja doch!

Fr. Ei nicht doch! Geschwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen gesagt.

W. O! viel Ehre — (doch ohne von der Stelle zu gehen.)

Fr. (faßt ihn an.) Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen. Lassen Sie sehen, was wir haben werden —

W. Sie sollen haben, für's Erste —

Fr. Stille, ja stille! Wenn das Fräulein jetzt schon weiß, was sie zu Mittag speisen

soll, so ist es um ihren Appetit geschehen. Kommen Sie, das müssen Sie mir allein sagen (führt ihn mit Gewalt zurück).

Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Minna.

M. Nun? irren wir uns noch?

v. T. Daß es der Himmel wollte! Aber es gibt nur Eine, und Sie sind es.

M. Welche Umstände? Was wir uns zu sagen haben, kann Jedermann hören.

v. T. Sie hier? Was suchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

M. Nichts suche ich mehr. (Mit offenen Armen auf ihn zugehend.) Alles, was ich suchte, habe ich gefunden.

v. T. (zurückweichend.) Sie suchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann, und finden — einen Elenden.

M. So lieben Sie mich nicht mehr? Und lieben eine Andere?

v. T. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine Andere nach Ihnen lieben kann.

M. Sie reißen nur Einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgültigkeit oder mächtigere Reize darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr und lieben auch keine Andere? Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben!

v. T. Recht, gnädiges Fräulein, der Unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient sein Unglück, wenn er diesen Sieg nicht über sich selbst zu erhalten weiß, wenn er es sich gefallen lassen kann, daß die, welche er liebt, an seinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie schwer ist dieser Sieg! Seitdem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergessen, was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß diese Mühe nicht ewig vergebens sein würde, — und Sie erscheinen, mein Fräulein!

M. Versteh ich Sie recht? Halten Sie, mein Herr! Lassen Sie sehen, wo wir sind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir eine einzige Frage beantworten?

v. T. Jede, mein Fräulein —

M. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit nichts als einem trocknen Ja oder Nein?

v. T. Ich will es, — wenn ich kann.

M. Sie können es. Gut! Ungeachtet der

Mühe, die Sie angewendet, mich zu vergessen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. T. Mein Fräulein, diese Frage —

M. Sie haben versprochen, mit nichts, als Ja oder Nein zu antworten.

v. T. Und hinzugesetzt: Wenn ich kann.

M. Sie können, Sie müssen wissen, was in Ihrem Herzen vorgeht. Lieben Sie mich noch, Tellheim? Ja oder Nein!

v. T. Wenn mein Herz —

M. Ja oder Nein!

v. T. Nun, Ja!

M. Ja?

v. T. Ja, ja! — Allein —

M. Geduld! — Sie lieben mich noch; genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholischer, ansteckender Ton! — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und sind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — ist! Sie ließ, sie läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sei sie. — Geschwind, kramen Sie Ihr Unglück aus! Sie mag versuchen, wie viel sie dessen aufwiegt. — Nun?

v. T. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

M. Sehr wohl. Ich müßte auch nicht, was mir an einem Soldaten, außer dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es gibt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und von seinem Unglück zu sprechen.

v. T. Die im Grunde doch auch geprügelt und geklagt ist.

M. O mein Rechthaber, so hätten Sie sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen. Ganz geschwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus! Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergessen befehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe sehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. Aber lassen Sie hören, wie nunünftig diese Vernunft, wie nothwendig diese Nothwendigkeit ist.

v. T. Wohl denn, so hören Sie, mein Fräulein! — Sie nennen mich Tellheim; der Name trifft ein. Aber Sie meinen, ich sei der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben, der blühende Mann voller Ansprüche, voller Ruhmbegierde, der seiner ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig

in die Schranken der Ehre und eröffnet standen, der Ihres Herrers Hand, wenn er schon Ihrer würdig war, täglich würdiger zu werben durfte. Dieser Tellheim bin ich, — als ich mein Vater bin. gewesen. Ich bin Tellheim, der, der an seiner Ehre gekränkte, der Bettler! Jenem, mein Fräulein Sie sich, wollen Sie diesem?

Klingt sehr tragisch! — Doch, mein ich jenen wiederfinde, — in die in ich nun einmal vernarrt, — mir schon aus der Noth helfen Deine Hand, lieber Bettler! (bei der Hand ergreift.)

die andere Hand mit dem Hute (schlägt und sich von ihr abwendet.) viel! Wo bin ich? Lassen Sie in! Ihre Güte foltert mich, — ich!

ist Ihnen? wo wollen Sie hin? (zu Ihnen!)

mir? (indem sie seine Hand anfaßt.) Träumer!

Berzweiflung wird mich todten werfen.

mir?

n Ihnen, — Sie nie, nie wieder, der doch so entschlossen, so fest eine Niederträchtigkeit zu begehen, Unbesonnenheit begehen zu lassen. — ich, Minna (reißt sich los und ab.) ach.) Minna Sie lassen? Tellheim!

zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

(des Wirthshauses, einen Brief in der Hand).

doch noch einmal in das ver-
s kommen! — Ein Briefchen
Herrn an das Fräulein — wenn
nichts anspinnt! Sonst wird des
kein Ende werden. — Ich wäre
aber ich möchte auch nicht gern
hinein. Das Frauenszeug fragt
ich antworte so ungern! — Ja,
ht auf. Wie gewünscht! Das
n!

Zweiter Auftritt.

Francisca. (zu Fuß)

Fr. (zur Thür hinein, aus der sie kommt.)
Sorgen Sie nicht; ich will schon aufpassen.
— Sieh! (indem sie Justen gewahr wird.) da
stieße mir ja gleich was auf. Aber mit dem
Bieh ist nichts anzufangen.

J. Ihr Diener.

Fr. Ich wollte so einen Diener nicht —

J. Nu, nu, verzeih Sie mir die Redens-
art! — Da bring' ich ein Briefchen von mei-
nem Herrn an Ihre Herrschaft.

Fr. Geb' Er her! (reißt ihm den Brief aus der Hand.)

J. Sie soll so gut sein, läßt mein Herr
bitten, und es übergeben. Hernach soll Sie
so gut sein, läßt mein Herr bitten — daß
Sie nicht etwa denkt, ich bitte was! —

Fr. Nun denn?

J. Also die Jungfer soll so gut sein, läßt
mein Herr bitten, und ihm sagen lassen, ob
er nicht das Vergnügen haben könnte, die
Jungfer auf ein Viertelstündchen zu sprechen.

Fr. Mich?

J. Ja Sie! Nur auf ein Viertelstündchen,
aber allein; er hätte Ihr was sehr Nothwen-
diges zu sagen.

Fr. Gut! ich habe ihm auch viel zu sa-
gen. — Er kann nur kommen, ich werde zu
seinem Befehle sein.

J. Aber wann?

Fr. Sein Herr kann kommen, wann er
will — und damit packe Er sich nur!

J. Herzlich gern! (will fortgehen.)

Fr. Hör' Er doch! noch auf ein Wort. --
Wo sind denn die andern Bedienten des
Majors.

J. Die andern? Dahin, dorthin, über-
allhin.

Fr. Wo ist Wilhelm?

J. Der Kammerdiener? Den läßt der
Major reisen.

Fr. So? Und Philipp, wo ist der?

J. Der Jäger? Den hat der Herr aufzu-
heben gegeben.

Fr. Weil er jetzt keine Jagd hat, ohne
Zweifel. — Aber Martin?

J. Der Rutscher? Der ist weggeritten.

Fr. Und Fritz?

J. Der Läufer? Der ist avancirt.

Fr. Wo war Er denn, als der Major
bei uns in Thüringen im Winterquartier
stand? Er war wohl noch nicht bei ihm?

J. O ja, ich war Reitknecht bei ihm, aber ich lag im Lazareth.

Fr. Reitknecht? und jetzt ist Er?

J. Alles in Allem: Kammerdiener und Jäger, Läufer und Reitknecht.

Fr. Das muß ich gestehen! So viele gute, tüchtige Leute von sich zu lassen, und grade den aller schlechtesten zu behalten! Ich möchte doch wissen, was Sein Herr an Ihm fände!

J. Vielleicht findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Fr. O, man ist auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist, als ehrlich. — Wilhelm war ein anderer Mensch! Reisen läßt ihn der Herr?

J. Ja, er läßt ihn, — da er's nicht hindern kann.

Fr. Wie?

J. O, Wilhelm wird sich alle Ehre auf seinen Reisen machen. Er hat des Herrn ganze Garderobe mit.

Fr. Was? Er ist doch nicht damit durchgegangen?

J. Das kann man nun eben nicht sagen, sondern als wir von Nürnberg weggingen, ist er uns nur nicht damit nachgekommen.

Fr. O der Spitzbube!

J. Er war ein ganzer Mensch! Er konnte frisiren und rasiren, und parliren — und scharmiren. Nicht wahr?

Fr. Sonach hätte ich den Jäger nicht von mir gethan, wenn ich wie der Major gewesen wäre. Konnte er ihn schon nicht als Jäger nützen, so war es doch sonst ein tüchtiger Bursche. — Wem hat er ihn denn aufzuheben gegeben?

J. Dem Commandanten von Spandau.

Fr. Der Festung? Die Jagd auf den Wällen kann doch da auch nicht groß sein.

J. O, Philipp jagt auch da nicht.

Fr. Was thut er denn?

J. Er tarrt.

Fr. Er tarrt?

J. Aber nur auf drei Jahr. Er machte ein kleines Complot unter des Herrn Compagnie, und wollte sechs Mann durch die Vorposten bringen.

Fr. Ich erstaune! der Bösewicht!

J. O, es ist ein tüchtiger Kerl! ein Jäger, der fünfzig Meilen in der Runde, durch Wälder und Moräste, alle Fußsteige, alle Schleifwege kennt. Und schießen kann er!

Fr. Gut, daß der Major nur noch den braven Rutscher hat!

J. Hat er ihn noch?

Fr. Ich denke, Er sagte, Mar weggeritten? So wird er doch wohl kommen?

J. Meint Sie?

Fr. Wo ist er denn hingeritten.

J. Es geht nun in die zehnte Wirt er mit des Herrn einzigem un Reitpferde — nach der Schwemme.

Fr. Und ist noch nicht wieder, da Galgenstrick!

J. Die Schwemme kann den bräuscher auch wohl verschwemmt haben war gar ein rechter Rutscher! Er Wien zehn Jahre gefahren. So ein der Herr gar nicht wieder. Wenn t in vollem Rennen waren, so durfte machen: Burr! und auf einmal st wie die Mauern. Dabei war er ei lernter Rosarzt.

Fr. Nun ist mir für das Advance Läufers bange.

J. Nein, nein, damit hat's seine leit. Er ist Trommelschläger bei ei nisonregiment geworden.

Fr. Dacht' ich's doch!

J. Frit hing sich an eine lieberl son, machte auf des Herrn Name Schulden und tausend infame Streid der Major sah, daß er mit aller höher wollte (das Hängen pantomim gend); er brachte ihn also auf guten

Fr. O, der Bube!

J. Aber ein perfecter Läufer ist ist gewiß. Wenn ihm der Herr Schritte vorgab, so konnte er ihn m besten Renner nicht einholen. Frit kann dem Galgen tausend Schritte und ich wette mein Leben, er holt — Es waren wohl alles Ihre guten Jungfer? Der Wilhelm und der Phi Martin und der Frit? — Nun, pfehlt sich (geht ab).

Fr. (ihm ernsthaft nachsehend.) Ich den Biß! — Ich bedanke mich, septe die Ehrlichkeit zu tief herab. die Lehre nicht vergessen. — Ach, glückliche Mann! (Indem sie sich um nach dem Zimmer des Fräuleins gehen w der Wirth.)

Dritter und vierter Auftri

(Der neugierige Wirth sucht verg Franzisca den Schlüssel zu der für

hüßelhaften Scene zwischen Tellheim und Minna. Er sah, wie der Major aus dem Zimmer des Fräuleins herausstürzte, und sie nachtheilend ihn verabschiedens zurückzuhalten suchte. Dann erinnert er sich, daß das Fräulein noch seinen Ring habe; verlangt ihn nicht zurück, sondern will indeß die Antwort oder, wie er sich auf Franzisca's Gegenmerkung corrigirt, die neunzig Pistolen, die er darauf gegeben zu haben behauptet, auf Rechnung des Fräuleins setzen. — Darüber kommt Werner, der von Just die Behandlung des Majors durch den Wirth erfahren hat, und warnt Franzisca vor dem Wirth. Dieser scherzt zuerst darüber, und acht dann, als er mit den Epäßen nicht ausreicht, durch Lobreden auf den Major, und durch Verweisung auf Dienste, die er ihm erwiesen haben will, den ehrlichen Wachtmeister irre. In Betreff der Dienste nimmt er Franzisca zum Zeugen, und ist nicht bei dem zugegen sein, was sie zu seinen Gunsten sagen werde.)

Fünfter Austritt.

Werner. Franzisca.

W. Frauenzimmerchen, kennt Sie denn einen Major?

Fr. Den Major von Tellheim? Ja wohl! Ich kenne den braven Mann.

W. Ist es nicht ein braver Mann? Ist es nicht dem Manne wohl gut?

Fr. Vom Grunde meines Herzens.

W. Wahrhaftig? Sieht Sie, Frauenzimmerchen, nun kommt Sie mir noch einmal so nahe vor. — Aber was sind denn das für Leute, die der Wirth unserm Major will lassen haben?

Fr. Ich wüßte eben nicht, es wäre denn, daß er sich das Gute zuschreiben wollte, welches glücklicherweise aus seinem schurkischen Leben entstanden.

W. So wäre es ja wahr, was mir Just gesagt hat? (Gegen die Seite, wo der Wirth gegangen.) Dein Glück, daß du gegangen bist! — Er hat ihm wirklich die Zimmer eingeräumt? So einem Manne so einen Reichthum zu spielen, weil sich das Gelsgehirn bildet, daß der Mann kein Geld mehr braucht? Der Major kein Geld!

Fr. So? hat der Major Geld?

W. Wie Heul! Er weiß nicht, wie viel er hat. Er weiß nicht, wer ihm schuldig ist. Er ist ihm selber schuldig, und bringe ihm ein altes Restchen. Sieht Sie, Frauenzimmerchen, hier in diesem Beutelchen (das er aus einer Tasche zieht,) sind hundert Louisd'or, und in diesem Röhlchen (das er aus der andern zieht,) hundert Ducaten. Alles sein Geld!

Fr. Wahrhaftig? Aber warum versezt denn der Major? Er hat ja einen Ring versezt.

W. Versezt? Glaub' Sie doch das nicht! Vielleicht, daß er den Bettel gern hat wollen los sein.

Fr. Es ist kein Bettel! es ist ein sehr kostbarer Ring, den er wohl noch dazu von lieben Händen hat.

W. Das wird's auch sein. Von lieben Händen! ja! ja! So was erinnert Einen manchmal, woran man nicht gern erinnert sein will. Drum schafft man's aus den Augen.

Fr. Wie?

W. Dem Soldaten geht's in Winterquartieren wunderbarlich. Da hat er nichts zu thun, und pflegt sich, und macht vor langer Weile Bekanntschaften, die er nur auf den Winter meint, und die das gute Herz, mit dem er sie macht, für Zeitlebens annimmt. Huch! ist ihm dann ein Ringelchen an den Finger practicirt, er weiß selbst nicht, wie es dran kommt. Und nicht selten gab' er den Finger mit drum, wenn er es nur wieder los werden könnte.

Fr. Gil und sollte es dem Major auch so gegangen sein?

W. Ganz gewiß. Besonders in Sachsen; wenn er zehn Finger an jeder Hand gehabt hätte, er hätte sie alle zwanzig voller Ringe geliegt.

Fr. (bei Seite). Das klingt ja ganz besonders und verdient untersucht zu werden. — Herr Freischulze, oder Herr Wachtmeister —

W. Wenn's Ihr nichts verschlägt, Frauenzimmerchen — Herr Wachtmeister höre ich am liebsten.

Fr. Nun, Herr Wachtmeister, hier habe ich ein Briefchen von dem Herrn Major an meine Herrschaft. Ich will es nur geschwind hineintragen, und bin gleich wieder da. Will Er wohl so gut sein und so lange hier warten? Ich möchte gar zu gern mehr mit Ihm plaudern.

W. Plaudert Sie gern, Frauenzimmerchen? Nun, meinerwegen! Geh' Sie nur; ich plaudere auch gern; ich will warten.

Fr. O, warte Er doch ja! (geht ab.)

Sechster Austritt.

Werner.

Das ist kein unebeneß Frauenzimmerchen. — Aber ich hätte ihr doch nicht versprochen, sollen zu warten. Denn das Wichtigste wäre

wohl, ich suchte den Major auf. Er will mein Geld nicht, und versetzt lieber? Daran kenn' ich ihn. — Es fällt mir ein Schneller ein! Als ich vor vierzehn Tagen in der Stadt war, besuchte ich die Rittmeisterin Marloff. Das arme Weib lag krank und jammerte, daß ihr Mann dem Major vierhundert Thaler schuldig geblieben wäre, die sie nicht wüßte, wie sie sie bezahlen sollte. Heute wollte ich sie wieder besuchen; ich wollte ihr sagen, wenn ich das Geld für mein Gütchen ausgezahlt kriegte, daß ich ihr fünfhundert Thaler leihen könnte. Denn ich muß ja wohl was davon in Sicherheit bringen, wenn's in Persien nicht geht. Aber sie war über alle Berge, und ganz gewiß wird sie den Major nicht haben bezahlen können. — Ja! so will ich's machen; und das je eher, je lieber! — Das Frauenzimmerchen mag mir's nicht übel nehmen; ich kann nicht warten. (Geht in Gedanken ab und stößt fast auf den Major, der ihm entgegenkommt.)

Siebenter Auftritt.

v. Tellheim. Werner.

v. L. So in Gedanken, Werner?

W. Da sind Sie ja! Ich wollte eben gehen, und Sie in Ihrem neuen Quartiere besuchen, Herr Major.

v. L. Um mir auf den Wirth des alten die Ohren voll zu fluchen. Gedenke mir nicht daran.

W. Das hätte ich beßer gethan; ja. Aber eigentlich wollte ich mich nur bei Ihnen bedanken, daß Sie so gut gewesen und mir die hundert Louisd'or aufgehoben. Just hat sie mir wiedergegeben. Es wär' mir freilich lieb, wenn Sie mir sie noch länger aufheben könnten. Aber Sie sind in ein neu Quartier gezogen, das weder Sie noch ich kennen, wer weiß, wie's da ist. Sie könnten Ihnen da vielleicht gestohlen werden und Sie müßten mir sie ersetzen; da hülf nichts davor. Also kann ich's Ihnen freilich nicht zumuthen.

v. L. (lächelnd). Seit wann bist du so vorsichtig, Werner?

W. Es lernt sich wohl. Man kann heut zu Tage mit seinem Gelde nicht vorsichtig genug sein. — Darnach hatte ich noch was an Sie zu bestellen, Herr Major; von der Rittmeisterin Marloff; ich kam eben von ihr her. Ihr Mann ist Ihnen ja vierhundert Thaler schuldig geblieben; hier schickt sie Ihnen auf Abschlag hundert Ducaten. Das Uebrige

will sie künftige Woche schicken. Ich möchte wohl selber Ursache sein, daß sie die Summe nicht ganz schickt. Denn sie war mir auch ein Thaler achtzig schuldig; und weil sie dachte, ich wäre gekommen, sie zu mahnen, — wie's denn auch wohl wahr war; — so gab sie mir sie, und gab sie mir aus dem Röllchen, das sie für Sie schon zurecht gelegt hatte. — Sie können auch schon eher Ihre hundert Thaler ein acht Tage noch missen, als ich meine paar Groschen. — Da nehmen Sie doch! (reicht ihm die Rolle Ducaten.)

v. L. Werner!

W. Nun? warum sehen Sie mich so starr an? — So nehmen Sie doch, Herr Major! —

v. L. Werner!

W. Nun, nun, Herr Major! Haben Sie mich denn nicht verstanden?

v. L. Eben weil ich dich verstanden habe! — Daß mich doch die besten Menschen heut am meisten quälen müssen!

W. Was sagen Sie?

v. L. Es geht dich nur zur Hälfte an! — Geh, Werner! (Indem er die Hand, mit der ihm Werner die Ducaten reicht, zurückstößt.)

W. Sobald ich das los bin!

v. L. Werner, wenn du nun von mir hörst, daß die Marloffin heute ganz früh selbst bei mir gewesen ist?

W. So?

v. L. Daß sie mir nichts mehr schuldig ist?

W. Wahrhaftig?

v. L. Daß sie mich bei Heller und Pfennig bezahlt hat: was wirst du dann sagen?

W. (der sich einen Augenblick besinnt.) Ich werde sagen, daß ich gelogen habe, und daß es eine hundsstötische Sache um's Lügen ist, weil man darüber ertappt werden kann.

v. L. Und wirst dich schämen?

W. Aber der, der mich zu lügen zwingt, was sollte der? Sollte der sich nicht auch schämen? Sehen Sie, Herr Major; wenn ich sagte, daß mich Ihr Verfahren nicht verdrüßte, so hätte ich wieder gelogen; und ich will nicht mehr lügen.

v. L. Sei nicht verdrüßlich, Werner! Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir. Aber ich brauche dein Geld nicht.

W. Sie brauchen es nicht? und verkaufen lieber, und versetzen lieber, und bringen sich lieber in der Leute Mäuler?

v. L. Die Leute mögen es immer wissen, daß ich nichts mehr habe. Man muß nicht reicher scheinen wollen, als man ist.

Aber warum ärmer? — Wir haben, e unser Freund hat.

Es ziemt sich nicht, daß ich dein er bin.

Ziemt sich nicht? — Wenn an einem Tage, den uns die Sonne und der heiß machte, sich Ihr Reitknecht mit den n verloren hatte und Sie zu mir kamen zten: Werner, hast du nichts zu trin- nd ich Ihnen meine Feldflasche reichte, Jahr, Sie nahmen und tranken? — sich das? — Bei meiner Seele, wenn un! faules Wasser damals oft nicht ertth war, als aller der Quark! (Indem den Beutel mit den Louisd'or herauszieht n beides hinreicht.) Nehmen Sie, lieber ! Bilden Sie sich ein, es ist Wasser. as hat Gott für Alle geschaffen.

Du marterst mich; du hörst es ja, dein Schuldner nicht sein.

Erst ziemte es sich nicht; nun wollen ht? Ja, das ist was Anderes. (Etwas .) Sie wollen mein Schuldner nicht sein? Sie es denn aber schon wären, Herr ? Oder sind Sie dem Manne nicht , der einmal den Hieb auffing, der den Kopf spalten sollte, und ein ander- n Arm vom Rumpfe hieb, der eben- ten und Ihnen die Kugel durch die jagen wollte? — Was können Sie Manne mehr schuldig werden? Oder mit meinem Halse weniger zu sagen t meinem Beutel? — Wenn das vor- gedacht ist, bei meiner armen Seele, es auch sehr abgeschmactt gedacht!

Mit wem sprichst du so, Werner? ind allein; jetzt darf ich es sagen; uns ein Dritter hörte, so wär' es eutelei. Ich bekenne es mit Vergnügen, b dir zweimal mein Leben zu danken

Aber, Freund, woran fehlte mir es, b bei Gelegenheit nicht ebensoviel für ürde gethan haben? He!

Nur an der Gelegenheit! Wer hat gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie undestmal für den gemeinsten Sol- wenn er in's Gebränge gekommen war, den wagen sehen?

Also! Aber — Warum verstehst du mich nicht recht? re: Es ziemt sich nicht, daß ich dein ner bin; ich will dein Schuldner nicht

sein. Nämlich in den Umständen nicht, in welchen ich mich jetzt befinde.

W. So, so! Sie wollen es versparen bis auf bessere Zeiten; Sie wollen ein andermal Geld von mir borgen, wenn Sie keines brauchen, wenn Sie selbst welches haben, und ich vielleicht keines.

v. L. Man muß nicht borgen, wenn man nicht wiedergeben weiß.

W. Einem Manne, wie Sie, kann es nicht immer fehlen.

v. L. Du kennst die Welt! — Am wenigsten muß man sodann von Einem borgen, der sein Geld selbst braucht.

W. O ja, so Einer bin ich! Wozu braucht' ich's denn? — Wo man einen Wachtmeister nöthig hat, gibt man ihm auch zu leben.

v. L. Du brauchst es, mehr als Wachtmeister zu werden; dich auf einer Bahn weiter zu bringen, auf der ohne Geld auch der Würdigste zurückbleiben kann.

W. Mehr als Wachtmeister zu werden? Daran denke ich nicht. Ich bin ein guter Wachtmeister, und dürfte leicht ein schlechter Rittmeister und sicherlich noch ein schlechterer General werden. Die Erfahrung hat man.

v. L. Mache nicht, daß ich etwas Unrechtes von dir denken muß, Werner! Ich habe es nicht gern gehört, was mir Just gesagt hat. Du hast dein Gut verkauft und willst wieder herumschwärmen. Laß mich nicht von dir glauben, daß du nicht sowohl das Metier, als die wilde, lieberliche Lebensart liebst, die unglücklicher Weise damit verbunden ist. Man muß Soldat sein für sein Land, oder aus Liebe zu der Sache, für die gesucht wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts.

W. Nun ja doch, Herr Major; ich will Ihnen folgen. Sie wissen besser, was sich gehört. Ich will bei Ihnen bleiben. — Aber, lieber Major, nehmen Sie doch auch derweile mein Geld. Heut oder morgen muß Ihre Sache aus sein. Sie müssen Geld die Menge bekommen. Sie sollen mir es sodann mit Interessen wieder geben. Ich thu' es ja nur der Interessen wegen.

v. L. Schweig davon!

W. Bei meiner armen Seele, ich thu' es nur der Interessen wegen! — Wenn ich manchmal dachte: wie wird es mit dir auf's Alter werden? wenn du zu Schanden gehauen bist? wenn du nichts haben wirst? wenn du

wirst betteln gehen müssen? So dachte ich wieder: Nein, du wirst nicht betteln gehen; du wirst zum Major Tellheim gehen; der wird seinen letzten Pfennig mit dir theilen; der wird dich zu Tode füttern, bei dem wirst du als ein ehrlicher Kerl sterben können.

v. L. (indem er Werner's Hand ergreift.) Und, Kamerad, das denkst du nicht noch?

W. Nein, das denk' ich nicht mehr. — Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's habe, der will mir auch nichts geben, wenn er's hat und ich's bedarf. — Schon gut! (Will gehen.)

v. L. Mensch, mache mich nicht rasend! Wo willst du hin? (Hält ihn zurück.) Wenn ich dich nun auf meine Ehre versichere, daß ich noch Geld habe; wenn ich dir auf meine Ehre verspreche, daß ich dir es sagen will, wenn ich keines mehr habe; daß du der Erste und Einzige sein sollst, bei dem ich mir etwas borgen will: — bist du dann zufrieden?

W. Muß ich nicht? — Geben Sie mir die Hand darauf, Herr Major.

v. L. Da, Paul! — Und nun genug davon. Ich kam hieher, um ein gewisses Mädchen zu sprechen —

Achter und neunter Austritt.

(Franziska tritt herein, und geht, da sie außer dem Wachtmeister auch den Major bemerkt, gleich wieder in das Zimmer des Fräuleins, mit dem Versprechen, im Augenblick zu des Majors Diensten zu sein. — Unterdeß erfährt Tellheim von Werner, wie er Franziska's Bekanntschaft gemacht.)

Zehnter Austritt.

Franziska (mit einem Briefe in der Hand).

v. Tellheim. Werner.

Fr. Herr Major —

v. L. Liebe Franziska, ich habe dich noch nicht willkommen heißen können.

Fr. In Gedanken werden Sie es doch schon gethan haben. Ich weiß, Sie sind mir gut. Ich Ihnen auch. Aber das ist gar nicht artig, daß Sie Leute, die Ihnen gut sind, so ängstigen.

W. (vor sich). Ha, nun merk' ich. Es ist richtig!

v. L. Mein Schicksal, Franziska! — Hast du ihr den Brief übergeben?

Fr. Ja, und hier übergebe ich Ihnen — (reicht ihm den Brief.)

v. L. Eine Antwort?

Fr. Nein, Ihren eignen Brief wieder.

v. L. Was? sie will ihn nicht lesen?
Fr. Sie wollte wohl, aber — wir Geschriebenes nicht gut lesen.

v. L. Schäterin!

Fr. Und wir denken, daß das Brieffür die nicht erfunden ist, die sich n miteinander unterhalten können, so wollen.

v. L. Welcher Vorwand! Sie m lesen. Er enthält meine Rechtfertigu alle die Gründe und Ursachen —

Fr. Die will das Fräulein von Ihne hören, nicht lesen.

v. L. Von mir selbst hören? Dam jedes Wort, jede Miene von ihr ve damit ich in jedem ihrer Blicke die Größe meines Verlustes empfinde?

Fr. Ohne Barmherzigkeit! — Nehm (Sie gibt ihm den Brief.) Sie erwartet 6 drei Uhr. Sie will ausfahren und die befehen. Sie sollen mit ihr fahren.

v. L. Mit ihr fahren?

Fr. Und was geben Sie mir, so Sie beide ganz allein fahren? Ich i Hause bleiben.

v. L. Unmöglich!

Fr. Ja, ja; im Wagen muß der Major aushalten; da kann er nicht entn Darum geschieht es eben. — Kurz, Sie lo Herr Major, und Punkt drei. — Nun wollten mich ja auch allein sprechen? haben Sie mir denn zu sagen? — wir sind nicht allein (indem sie Werner a

v. L. Doch, Franziska, wir wären Aber da das Fräulein den Brief nicht hat, so habe ich dir nichts zu sagen.

Fr. So wären wir doch allein? haben vor dem Herrn Wachtmeister kei heimnisse?

v. L. Nein, keine.

Fr. Gleichwohl, dünkt mich, sollte welche vor ihm haben.

v. L. Wie das?

W. Warum das, Frauenzimmerchen

Fr. Besonders Geheimnisse von ein wissen Art — Alle zwanzig, Herr i meister! (Indem sie beide Hände mit gest Fingern in die Höhe hält.)

W. St! St! Frauenzimmerchen, F zimmerchen!

v. L. Was heißt das?

Fr. Husch ist's am Finger, Herr i meister! (Als ob sie einen Ring geschwind an

v. L. Was habt ihr?

enzimmerchen, Sie wird ja wohl
ben.

erner, du hast doch nicht vergessen,
mehrmal gesagt habe, daß man
gewissen Punkt mit dem Frauen-
scherzen muß?

meiner armen Seele, ich kann's
iben! — Frauenzimmerchen, ich

, wenn es Spaß gewesen ist; da
Ihm verzeihen.

enn ich denn durchaus kommen
sca: so mache doch nur, daß das
n Brief vorher noch liest. Das
e Peinigung ersparen, Dinge noch
enken, noch einmal zu sagen, die
vergessen möchte. Da, gib ihr
er den Brief umkehrt und ihr ihn
wird er gewahr, daß er erbrochen ist.)
h recht? Der Brief, Franzisca,
ben.

kann wohl sein. (Besteht ihn.)
er ist erbrochen. Wer muß ihn
en haben? Doch gelesen haben
stich nicht, Herr Major, wirklich
wollen ihn auch nicht lesen, denn
r kommt selbst. Kommen Sie ja;
Sie was, Herr Major? Kommen
, wie Sie da sind: in Stiefeln,
Sie sind zu entschuldigen, Sie
nicht vermuthet. Kommen Sie in
o lassen Sie sich frisch frisiren. —
Sie mir gar zu brav, gar zu
s!

h danke dir, Franzisca.
sehen aus, als ob Sie vorige
rt hätten.

u kannst es errathen haben.

wollen uns gleich auch puzen
essen. Wir behielten Sie gern
über Ihre Gegenwart möchte uns
n hindern; und sehen Sie, so gar
wir nicht, daß uns nicht hungerte.
h geh! Franzisca, bereite sie indefs
vor, damit ich weder in ihren,
inen Augen verächtlich werden
omm, Werner, du sollst mit mir

der Wirthstafel hier im Hause?
n Wissen schmecken.

i mir auf der Stube.

folge ich Ihnen gleich. Nur noch
it dem Frauenzimmerchen.

h gefällt mir nicht übel. (Geht ab.)

Elfter Austritt.

Werner. Franzisca.

Fr. Nun, Herr Wachtmeister? —

W. Frauenzimmerchen, wenn ich wieder-
komme, soll ich auch gepuzter kommen?

Fr. Komme Er, wie Er will, Herr Wacht-
meister; meine Augen werden nichts wider
ihn haben. Aber meine Ohren werden desto
mehr auf ihrer Hut gegen Ihn sein müssen.
— Zwanzig Finger, alle voller Ringe! Ei,
ei, Herr Wachtmeister!

W. Nein, Frauenzimmerchen, eben das
wollt' ich Ihr noch sagen: die Schnurre fuhr
mir nur so heraus! Es ist nichts daran.
Man hat ja wohl an Einem Ringe genug.
Und hundert- und aber hundertmal habe ich
den Major sagen hören: Das muß ein Schurke
von einem Soldaten sein, der ein Mädchen
anführen kann! — So denk' ich auch, Frauen-
zimmerchen. Verlaß Sie sich drauf! — Ich
muß machen, daß ich ihm nachkomme. —
Guten Appetit, Frauenzimmerchen! (Geht ab.)

Fr. Gleichfalls, Herr Wachtmeister! —
Ich glaube, der Mann gefällt mir! (Indem sie
hineingehen will, kommt ihr das Fräulein entgegen.)

Twölfter Austritt.

Minna. Franzisca.

M. Ist der Major schon wieder fort? —
Franzisca, ich glaube, ich wäre jetzt schon
wieder ruhig genug, daß ich ihn hätte hier
behalten können.

Fr. Und ich will Sie noch ruhiger machen.

M. Desto besser! Sein Brief, o sein Brief!
Jede Zeile sprach den ehrlichen, edlen Mann.
Jede Weigerung, mich zu besitzen, betheuerte
mir seine Liebe. — Er wird es wohl gemerkt
haben, daß wir den Brief gelesen. — Mag
er doch, wenn er nur kommt. Er kommt
doch gewiß? — Bloß ein wenig zu viel
Stolz, Franzisca, scheint mir in seiner Auf-
führung zu sein. Denn auch seiner Geliebten
sein Glück nicht wollen zu danken haben, ist
Stolz, unverzeihlicher Stolz! Wenn er mir
diesen zu stark merken läßt, Franzisca —

Fr. So wollen Sie ihm entlagen?

M. Ei, sieh doch! Zammert er dich nicht
schon wieder? Nein, liebe Närrin, Cines
Fehlers wegen entsagt man keinem Manne.
Nein, aber ein Streich ist mir beigegeben,
ihn wegen dieses Stolzes mit ähnlichem Stolze
ein wenig zu martern.

Fr. Nun, da müssen Sie ja recht sehr

ruhig sein, mein Fräulein, wenn Ihnen schon wieder Streiche beifallen.

M. Ich bin es auch; komm nur. Du wirst deine Rolle dabei zu spielen haben. (Sie gehen hinein.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Minna, geschmackvoll reich gekleidet, und Franzisca, in ihrem Zimmer, stehen eben vom Tische auf. Franzisca ist in der von ihr zu spielenden Rolle unterwiesen worden. Aus dem Gespräch erfahren wir, daß Minna sich dem Major als unglücklich und verlassen darstellen will.)

Zweiter Auftritt.

Riccaut de la Marlinidre. Minna.
Franzisca.

R. (noch außerhalb der Scene). Est-il permis, Monsieur le major?

Fr. Was ist das? Will das zu uns? (gegen die Thür gehend.)

R. Parbleu! Ich bin unrichtig. — Mais non — Ich bin nit unrichtig — C'est la chambre —

Fr. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, glaubt der Herr, den Major von Tellheim noch hier zu finden.

R. Ich so! — Le major de Tellheim; juste, ma belle enfant, c'est lui que je cherche. Où est-il?

Fr. Er wohnt nicht mehr hier.

R. Comment? noch vor vierundzwanzig Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn?

M. (die auf ihn zukommt). Mein Herr, —

R. Ah, Madame, — Mademoiselle, — Ihr Gnab, verzeih —

M. Mein Herr, Ihre Irrung ist sehr zu vergeben, und ihre Verwunderung sehr natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mir, als einer Fremden, die nicht unterzukommen wußte, sein Zimmer zu überlassen.

R. Ah voilà de ses politesses! C'est un très-galant-homme que ce major!

M. Wo er indeß hingezogen, — wahrhaftig, ich muß mich schämen, es nicht zu wissen.

R. Ihr Gnab nit wiß? C'est dommage; j'en suis fâché.

M. Ich hätte mich allerdings darnach er-

kundigen sollen. Freilich werden ihn seine Freunde noch hier suchen.

R. Ich bin sehr von seine Freund, Ihr Gnab.

M. Franzisca, weißt du es nicht?

Fr. Nein, gnädiges Fräulein.

R. Ich hätte ihn zu sprech, sehr nothwendig. Ich komm ihm bringen eine Nouvelle, davon er sehr fröhlich sein wird.

M. Ich bedaure um so viel mehr. — Doch hoffe ich, vielleicht bald ihn zu sprechen. Ist es gleichviel, aus wessen Munde er diese gute Nachricht erfährt, so erbiere ich mich, mein Herr —

R. Ich versteh. — Mademoiselle parle français? Mais sans doute; telle que je la vois! — La demande était impolie; vous me pardonnerez, Mademoiselle. —

M. Mein Herr —

R. Nit? Sie sprech nit Französisch, Ihr Gnab?

M. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

R. Gutt, gutt! Ich kann aut mit auf Deutsch explicier. — Sachez donc, Mademoiselle, — Ihr Gnab soll also wiß, daß ich komm von die Tafel bei der Minister — Minister von — Minister von — wie heiß der Minister da drauß? — in der lange Straß? auf die breite Platz? —

M. Ich bin hier noch völlig unbekannt.

R. Nun, die Minister von der Kriegs-Departement. — Da haben ich zu Mittag gespeisen; ich speisen à l'ordinaire bei ihm, — und da ich man gekommen — reden a der Major Tellheim; et le ministre m'a dit en confidence, car Son Excellence est de mes amis, et il n'y a point de mystères entre nous — Se. Excellenz, will ich sag, haben mir vertraut, daß die Sal von unserm Major sei auf den Point zu enden, und gutt zu enden. Er habe gemacht ein Rapport an den König, und der König habe darauf resolver, tout-à-fait en faveur du Major. — Monsieur, m'a dit Son Excellence, vous comprenez bien, que tout dépend de la manière, dont on fait envisager les choses au Roi, et vous me connaissez. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, et ne sait-

je pas que vous l'aimez? Les amis de mes amis sont aussi les miens. Il coûte un peu cher au Roi ce Tellheim, mais est-ce que l'on sert les Rois pour rien? Il faut s'entraider en ce monde; et quand il s'agit de pertes, que ce soit le Roi, qui en fasse et non pas un honnête-homme de nous autres. Voilà le principe dont je ne me dépars jamais. — Was sag Ihr Gnab hierzu? Nit wahr, daß is ein brav Mann? Ah que Son Excellence a le coeur bien placé! Er hat mir au reste versichert, wenn der Major nit schon bekommen habe une lettre de la main — eine Königlich Handbrief, daß er heut infalliblement müsse bekommen einen.

M. Gewiß, mein Herr, diese Nachricht wird dem Major von Tellheim höchst angenehm sein. Ich wünschte nur, ihm den Freund zugleich mit Namen nennen zu können, der so viel Antheil an seinem Glücke nimmt.

R. Mein Namen wünscht Ihr Gnab? — Vous voyez en moi — Ihr Gnab seh in mit le chevalier Riccaut de la Marlinière, Seigneur de Pret-au-val, de la branche de Prens'd'or. — Ihr Gnab steh verwundert, mit auß ein so groß, groß Familie zu hören, qui est véritablement du sang Royal. — Il faut le dire; je suis sans doute le cadet le plus aventureux, que la maison a jamais eu. — Ist dien von meiner elfte Jahr. Ein affaire d'honneur machte mit fliehen. Darauf haben il gebieten Sr. Päpstlichen Gültigkeit, der Republik St. Marino, der Kron Polen, und den Staaten-General, bis il endlich bin worden gezogen hieher. Ah, Mademoiselle, que je voudrais n'avoir jamais vu ce pays-là! Hätt man mit gelaß im Dienst von den Staaten-General, so müßt il nun sein auß's wenigst Oberst. Aber so hier immer und ewig Capitaine geblieben, und nun gar sein ein abgebannte Capitaine. —

M. Das ist viel Unglück.

R. Oui, Mademoiselle, me voilà réformé, et par-là mis sur le pavé!

M. Ich beklage sehr.

R. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. — Nein, man kenn sit hier nit auß den Verdienst. Einen Mann wie mit, zu reformir! — Einen Mann, der sit nit dazu in diesem Dienst hat ruinir! — Ist haben dabei zugesetzt, mehr als swanzig tausend Li-

res. Was hab il nun? Tranchons le mot; je n'ai pas le sou, et me voilà exactement vis-à-vis du rien. —

M. Es thut mir ungemein leid.

R. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. Aber wie man pfleg zu sagen: ein jeder Unglück schlepp nat sit seine Bruder; qu'un malheur ne vient jamais seul: somit mir arrivir. Was ein honnête-homme von mein Extraction kann anders haben für Ressource, als das Spiel? Nun hab il immer gespielt mit Glück, so lang il hatte nit vonnöthen der Glück. Nun il ihr hätte vonnöthen, Mademoiselle, je joue avec un guignon, qui surpasse toute croyance. Seit fünfzehn Tag ist vergangen keine, wo sie mit nit hab gesprenkt. Nol gestern hab sie mit gesprenkt dreimal. Je sai bien, qu'il y avait quelque chose de plus que le jeu. Car parmi mes pontes se trouvaient certaines dames. — Ist will nit weiter sag. Man muß sein galant gegen die Damen. Sie haben auf mit heut invitir, mir zu geben revanche; mais — vous m'entendez, Mademoiselle. — Man muß erst wiß, wovon leben; ehe man haben kann, wovon zu spielen. —

M. Ich will nicht hoffen, mein Herr, —

R. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. —

M. (Nimmt die Franzisca bei Seite.) Franzisca, der Mann dauert mich im Ernste. Ob er mir es wohl übel nehmen würde, wenn ich ihm etwas anböte?

Fr. Der sieht mir nicht darnach auß.

M. Gut! — Mein Herr, ich höre, — daß Sie spielen; daß Sie Bank machen; ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu gewinnen ist. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich — gleichfalls das Spiel sehr liebe, —

R. Tant mieux, Mademoiselle, tant mieux! Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur.

M. Daß ich sehr gern gewinne; sehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der — zu spielen weiß. — Wären Sie wohl geneigt, mein Herr, mich in Gesellschaft zu nehmen? mir einen Antheil an Ihrer Bank zu gönnen?

R. Comment, Mademoiselle? Vous voulez être de moitié avec moi? De tout mon coeur.

M. Für's Erste nur mit einer Kleinigkeit. — (Geht und langt Geld aus ihrer Schatulle.)

R. Ah, Mademoiselle que vous êtes charmante! —

M. Hier habe ich, was ich unlängst gewonnen, nur zehn Pistolen — ich muß mich zwar schämen, so wenig —

R. Donnez toujours, Mademoiselle, donnez. (nimmt es.)

M. Ohne Zweifel, daß Ihre Bank, mein Herr, sehr ansehnlich ist. —

R. Ja wohl sehr ansehnlich. Sehn Pistol? Ihr Gnab soll sein dafür interessir bei meiner Bank auf ein Dreitheil, pour le tiers. Swar auf ein Dreitheil sollen sein — etwas mehr. Doß mit einer schöne Damen muß man es nehmen nit so genau. Ist gratulir mit, su kommen dadurt in liaison mit Ihr Gnab, et de ce moment je recommence à bien augurer de ma fortune.

M. Ich kann aber nicht dabei sein, wenn Sie spielen, mein Herr.

R. Was braut Ihr Gnab dabei su sein, wir andern Spieler sind ehrliche Leut unter einander.

M. Wenn wir glücklich sind, mein Herr, so werden Sie mir meinen Antheil schon bringen. Sind wir aber unglücklich —

R. So komm it holen Recruten. Nit wahr Ihr Gnab?

M. Auf die Länge dürften die Recruten fehlen. Vertheidigen Sie unser Geld daher ja wohl, mein Herr.

R. Wofür seh mit Ihr Gnab an? Für ein Einfalspinse? Für eine dumme Leuf?

M. Verzeihen Sie mir. —

R. Je suis des bons, Mademoiselle. Savez-vous ce que cela veut dire? Ist bin von die Ausgelernt. —

M. Aber doch wohl, mein Herr —

R. Je sais monter un coup —

M. (verwundernd.) Sollten Sie?

R. Je file la carte avec une adresse —

M. Nimmermehr!

R. Je fais sauter la coupe avec une dextérité —

M. Sie werden doch nicht, mein Herr? —

R. Was nit? Ihr Gnab, was nit? Donnez-moi un pigeonneau à plumer, et —

M. Falsch spielen? betrügen?

R. Comment, Mademoiselle? Vous appelez cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchaîner sous ses doigts, être sûr de son fait, das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O, was ist die deutsch

Sprat für ein arm Sprat! für ein plump Sprat!

M. Nein, mein Herr, wenn Sie so denken —

R. Laissez-moi faire, Mademoiselle, sein Sie ruhig! Was gehen Sie an, wie il spiel? — Gnug, morgen entweder sehn mit wieder Ihr Gnab mit hundert Pistol, oder seh mit wieder gar nit — Votre très-humble, Mademoiselle, Votre très-humble — (eilends ab.)

M. (die ihm mit Erstaunen und Verdruss nachsieht.) Ich wünschte das Letzte, mein Herr, das Letzte!

Dritter Auftritt.

(Franziska spricht ihren Aerger darüber aus, daß das Fräulein sich durch ihren Edelmutz hat verleiten lassen, einem Schurken wieder auf die Beine zu helfen. Diese meint, der Franzose könne wohl aus bloßer Eitelkeit sich zum falschen Spieler gemacht haben, um ihr nicht verpflichtet zu erscheinen und sich den Dank zu ersparen.)

Vierter Auftritt.

Werner (in steifer, dienstmäßiger Stellung eintretend). Minna. Franziska.

Fr. Ihre Dienerin, Herr Wachtmeister; was bringen Sie uns?

M. (geht, ohne auf Franziska zu achten, an das Fräulein.) Der Major von Tellheim läßt an das gnädige Fräulein von Barnhelm durch mich, den Wachtmeister Werner, seinen unterthänigen Respect vermelden, und sagen, daß er sogleich hier sein werde.

M. Wo bleibt er denn?

M. Ihr Gnaden werden verzeihen; wir sind noch vor dem Schlage drei aus dem Quartier gegangen; aber da hat ihn der Kriegszahlmeister unterwegs angerebt; und weil mit dergleichen Herren des Lebens immer kein Ende ist, so gab er mir einen Wink, dem gnädigen Fräulein den Vorfall zu rapportiren.

M. Recht wohl, Herr Wachtmeister. Ich wünsche nur, daß der Kriegszahlmeister dem Major etwas Angenehmes möge zu sagen haben.

M. Das haben dergleichen Herren selten. — Haben Ihr Gnaden etwas zu befehlen? (Im Begriffe wieder zu gehen.)

Fr. Nun, wo denn schon wieder hin, Herr Wachtmeister? Hätten wir denn nichts miteinander zu plaudern?

M. (sachte zur Franziska und ernsthaft.) Hier nicht, Frauenzimmerchen. Es ist wider den Respect, wider die Subordination. — Gnädiges Fräulein —

anke für Seine Bemühung, Herr — Es ist mir lieb gewesen, Ihn zu sehen. Franzisca hat mir viel von ihm gesagt. (Werner macht eine Bewegung und geht ab.)

Fünfter Austritt.

verteidigt den Wachtmeister gegen das Mädchen, welche Lust hat, sie über das steife Regiment aufzuziehen. Dann gibt ihr das Regiment zur Verwahrung und läßt sich Majors Ring geben. Darüber klopft

Sechster Austritt.

(im nämlichen Kleide, aber sonst Franzisca verlangt). Minna. Franzisca. äbige Fräulein, Sie werden mein Mitschuldigen —

Herr Major, so gar militärisch miteinander nicht nehmen. Sie

Und ein Vergnügen erwarten Vergnügen. — Nun? (indem sie in's Gesicht sieht). Lieber Tellheim, nicht vorhin Kinder?

wohl, Kinder, gnädiges Fräulein, die sich sperren, wo sie gelassen werden.

Sollen ausfahren, lieber Major, — wenn wenig zu besohn, — und herzu Oheim entgegen?

Sie?

Sie, auch das Wichtigste haben miteinander noch nicht sagen können. noch heut hier ein. Ein Zufall, daß ich einen Tag früher ohne ihn bin.

Graf von Bruchsal? Ist er zurück? Inruhen des Krieges verscheuchten ihn; der Friede hat ihn wieder zurück. — Machen Sie sich keine Sorgen. Besorgten wir schon ehemals das größte Hinderniß unsrer Verbindung —

unsrer Verbindung?

Ist Ihr Freund. Er hat von zu viel Gutes von Ihnen gehört, um zu sein. Er brennt, den Mann von Ihnen zu sehen, den seine einzige Erbin ge-

Er kommt als Oheim, als Vater, mich Ihnen zu übergeben. Sie, Fräulein, warum haben Sie den Brief nicht gelesen? Warum haben Sie ihn nicht lesen wollen?

Der Brief? Ja, ich erinnere mich,

Sie schickten mir einen. Wie war es denn mit diesem Briefe, Franzisca? Haben wir ihn gelesen, oder haben wir ihn nicht gelesen? Was geschrieben Sie mir denn, lieber Tellheim?

v. L. Nichts, als was mir die Ehre befiehlt.

M. Das ist, ein ehrliches Mädchen, das Sie liebt, nicht sitzen zu lassen. Freilich befiehlt das die Ehre. Gewiß, ich hätte den Brief lesen sollen. Aber was ich nicht gelesen habe, das höre ich ja.

v. L. Ja, Sie sollen es hören —

M. Nein, ich brauch es auch nicht einmal zu hören. Es versteht sich ja von selbst. Sie könnten eines so häßlichen Streiches fähig sein, daß Sie mich nun nicht wollten? Wissen Sie, daß ich auf Zeit meines Lebens beschimpft wäre? Meine Landsmänninnen würden mit Fingern auf mich weisen. — „Das ist sie,“ würde es heißen, „das ist das Fräulein von Barnhelm, die sich einbildete, weil sie reich sei, den wahren Tellheim zu bekommen; als ob die wahren Männer für Geld zu bekommen wären!“ So würde es heißen, denn meine Landsmänninnen sind alle neidisch auf mich. Daß ich reich bin, können sie nicht leugnen; aber davon wollen sie nichts wissen, daß ich auch sonst noch ein ziemlich gutes Mädchen bin, das seines Mannes werth ist. Nicht wahr, Tellheim?

v. L. Ja, ja, gnädiges Fräulein, daran erkenne ich Ihre Landsmänninnen. Sie werden Ihnen einen abgedankten, an seiner Ehre gekränkten Officier, einen Krüppel, einen Bettler trefflich beneiden!

M. Und das Alles wären Sie? Ich hörte so was, wenn ich mich nicht irre, schon heute Vormittag. Da ist Böses und Gutes untereinander. Lassen Sie uns doch Jedes näher beleuchten. — Verabschiedet sind Sie? So höre ich. Ich glaubte, Ihr Regiment sei bloß untergestellt worden. Wie ist es gekommen, daß man einen Mann von Ihren Verdiensten nicht beibehalten?

v. L. Es ist gekommen, wie es kommen muß. Die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, aber Alles seiner Ehre wegen thut. Was können sie ihm also schuldig zu sein glauben? Der Friede hat ihnen Mehrere meinesgleichen entbehrlich gemacht, und am Ende ist ihnen Niemand unentbehrlich.

M. Sie sprechen, wie ein Mann sprechen muß, dem die Großen hinwiederum sehr ent-

behrlich sind. Und niemals waren sie es mehr, als jetzt. Ich sage den Großen meinen großen Dank, daß sie ihre Ansprüche auf einen Mann haben fahren lassen, den ich doch nur sehr ungern mit ihnen getheilt hätte. — Ich bin Ihre Gebieterin, Tellheim; Sie brauchen weiter keinen Herrn. — Sie verabschiedet zu finden, das Glück hätte ich mir kaum träumen lassen! — Doch Sie sind nicht bloß verabschiedet, Sie sind noch mehr. Was sind Sie noch mehr? Ein Krüppel, sagten Sie? Nun (indem sie ihn von oben bis unten betrachtete) der Krüppel ist doch noch ziemlich ganz und grade; scheint doch noch ziemlich gesund und stark. — Lieber Tellheim, wenn Sie auf den Verlust Ihrer gesunden Gliedmaßen betteln zu gehen denken, so prophezeihe ich Ihnen, daß Sie vor den wenigsten Thüren etwas bekommen werden; ausgenommen vor den Thüren der gutherzigen Mädchen, wie ich.

v. L. Jetzt höre ich nur das muthwillige Mädchen, liebe Minna.

M. Und ich höre in Ihrem Verweise nur das liebe Minna. — Ich will nicht mehr muthwillig sein. Denn ich besinne mich, daß Sie allerdings ein kleiner Krüppel sind. Ein Schuß hat Ihnen den rechten Arm gelähmt. — Doch Alles wohl überlegt, so ist auch das so schlimm nicht. Um so viel sicherer bin ich vor ihren Schlägen.

v. L. Fräulein!

M. Sie wollen sagen: Aber Sie um so viel weniger vor meinen. Nun, nun, lieber Tellheim, ich hoffe, Sie werden es nicht dazu kommen lassen.

v. L. Sie wollen lachen, mein Fräulein. Ich beklage nur, daß ich nicht mitlachen kann.

M. Warum nicht? Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft sein? Lieber Major, das Lachen erhält uns vernünftiger, als der Verdruß. Der Beweis liegt vor uns. Ihre lachende Freundin beurtheilt Ihre Umstände weit richtiger, als Sie selbst. Weil Sie verabschiedet sind, nennen Sie sich an Ihrer Ehre gekränkt; weil Sie einen Schuß in dem Arme haben, halten Sie sich für einen Krüppel. Ist das so recht? Ist das keine Uebertreibung? Und ist es meine Einrichtung, daß alle Uebertreibungen des Lächerlichen so fähig sind? Ich wette, wenn ich Ihren Bettler nun vernehme, daß auch dieser eben so wenig Stich halten wird. Sie werden einmal, zweimal, dreimal ihre Equipage verloren haben; bei dem oder

jenem Banquier werden einige Capitale jetzt schwinden; Sie werden diesen oder jenen Schuß, den Sie im Dienste gethan, keine Nahrung haben, wieder zu erhalten; aber sind darum ein Bettler? Wenn Ihnen auch noch übrig geblieben ist, als was mein Oheim Sie mitbringt. —

v. L. Ihr Oheim, gnädiges Fräulein, für mich nichts mitbringen.

M. Nichts, als die zweitausend Rist die Sie unsern Ständen so großmüthig schossen.

v. L. Hätten Sie doch nur meinen gelesen, gnädiges Fräulein!

M. Nun ja, ich habe ihn gelesen. Was ich über diesen Punkt darin gelesen, mir ein wahres Räthsel. Unmöglich! man Ihnen aus einer edlen Handlung Verbrechen machen wollen. — Erklären Sie doch, lieber Major —

v. L. Sie erinnern sich, gnädiges Fräulein, daß ich Ordre hatte, in den Aemtern Ihrer Gegend die Contribution mit der äußersten Strenge baar beizutreiben. Ich wollte diese Strenge ersparen, und schloß die fehlende Summe selbst vor. —

M. Ja wohl erinnere ich mich. — liebte Sie um dieser That willen, ohne noch gesehen zu haben.

v. L. Die Stände gaben mir ihren Bedenken und diesen wollte ich bei Zeichnung des Bedens unter die zu ratihabirenden Schulden tragen lassen. Der Wechsel ward für gültig erkannt, aber mir ward das Eigenthum derselben streitig gemacht. Man zog spöttisch Maul, als ich versicherte, die Valute baar gegeben zu haben. Man erklärte ihn eine Bestechung, für das Gratual der Stände, weil ich so bald mit ihnen auf die niedrige Summe einig geworden war, mit der ich nur im äußersten Nothfalle zu begnügen gemacht hatte. So kam der Wechsel aus meinen Händen, und wenn er bezahlt wird, wird sicherlich nicht an mich bezahlt. — Hierbei mein Fräulein, halte ich meine Ehre für gekränkt, nicht durch den Abschied, den Sie gefordert haben würde, wenn ich ihn bekommen hätte. — Sie sind ernsthaft, mein Fräulein? Warum lachen Sie nicht? Ha, ha! Ich lache ja.

M. O, ersticken Sie dieses Lachen, Tellheim! Ich beschwöre Sie! Es ist das schreckliche Lachen des Menschenhasses! Nein, Sie sind der Meinung, daß eine gute That reuen kann,

üble Folgen für ihn hat. Nein, unmöglich
men diese üblen Folgen dauern: Die Wahr-
it muß an den Tag kommen. Das Zeugniß
ines Oheims, aller unsrer Stände —
v. L. Ihres Oheims! Ihrer Stände! Ha,
ha!

M. Ihr Lachen tödtet mich, Tellheim! Wenn
ie an Tugend und Vorsicht glauben, Tell-
im, so lachen Sie so nicht! Ich habe nie
chterlicher fluchen hören, als Sie lachen. —
nd lassen Sie uns das Schlimmste setzen!
denn man Sie hier durchaus verkennen will,
kann man Sie bei uns nicht verkennen.
lein, wir können, wir werden Sie nicht ver-
ennen, Tellheim. Und wenn unsre Stände
ie geringste Empfindung von Ehre haben,
weiß ich, was sie thun müssen. Doch ich
in nicht klug, was wäre das nöthig? Bilden
ie sich ein, Tellheim, Sie hätten die zwei-
ausend Pistolen an einem wilden Abende ver-
oren. Der König war eine unglückliche Karte
ir Sie; die Dame (auf sichweisend) wird Ihnen
es günstiger sein. — Die Vorsicht, glauben
ie mir, hält den ehrlichen Mann immer
hablos, und öfter schon im Voraus. Die
hat, die Sie einmal um zweitausend Pistolen
ringen sollte, erwarb mich Ihnen. Ohne diese
hat würde ich nie begierig gewesen sein, Sie
ennen zu lernen. Sie wissen, ich kam unein-
laden in die erste Gesellschaft, wo ich Sie zu
nden glaubte. Ich kam bloß Ihrewegen. Ich
am in dem festen Vorsatze, Sie zu lieben, — ich
hte Sie schon! — In dem festen Vorsatze, Sie
u besitzen, wenn ich Sie auch so schwarz und
schlich finden sollte, als den Mohr von Be-
edig. Sie sind so schwarz und häßlich nicht;
sch so eifersüchtig werden Sie nicht sein. Aber,
tellheim, Tellheim, Sie haben doch viel Aehn-
ches mit ihm! O, über die wilden, un-
glamen Männer, die nur immer ihr stie-
es Auge auf das Gespenst der Ehre heften!
es alles andere Gefühl sich verhärten! —
her Ihr Auge! auf mich, Tellheim! (Der
st vertieft und unbeweglich mit starren Augen
auf eine Stelle gesehen.) Woran denken
ie? Sie hören mich nicht?

v. L. (zerstreut.) O ja! Aber sagen Sie mir
ch, mein Fräulein: wie kam der Mohr in
alianische Dienste? Hatte der Mohr kein
aterland? Warum vermiethete er seinen
m und sein Blut einem fremden Staate? —

M. (erschrocken.) Wo sind Sie, Tellheim? —
en ist es Zeit, daß wir abbrechen. —

Kommen Sie? (indem sie ihn bei der Hand ergreift.)

— Franzisca, laß den Wagen vorfahren.

v. L. (der sich von dem Fräulein losreißt und
der Franzisca nachgeht.) Nein, Franzisca, ich
kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu
begleiten. — Mein Fräulein, lassen Sie mir
noch heute meinen gesunden Verstand, und
beurlauben Sie mich. Sie sind auf dem be-
sten Wege, mich darum zu bringen. Ich
stemme mich, so viel ich kann. — Aber weil
ich noch bei Verstande bin, so hören Sie, mein
Fräulein, was ich fest beschlossen habe, wovon
mich nichts in der Welt abbringen soll. —
Wenn nicht ein glücklicher Wurf für mich im
Spiele ist, wenn sich das Blatt nicht völlig
wendet, wenn —

M. Ich muß Ihnen in's Wort fallen,
Herr Major. — Das hätten wir ihm gleich
sagen sollen, Franzisca. Du Erinnerst mich
auch an gar nichts. — Unser Gespräch würde
ganz anders gefallen sein, Tellheim, wenn
ich mit der guten Nachricht angefangen hätte,
die Ihnen der Chevalier de la Marlinière nur
eben zu bringen kam.

v. L. Der Chevalier de la Marlinière?
Wer ist das?

Fr. Es mag ein ganz guter Mann sein,
Herr Major, bis auf —

M. Schweig, Franzisca! — Gleichfalls
ein verabschiedeter Officier, der aus holländi-
schen Diensten —

v. L. Ha! der Lieutenant Riccaut!

M. Er versicherte, daß er Ihr Freund sei.

v. L. Ich versichere, daß ich seiner nicht
bin.

M. Und daß ihm, ich weiß nicht welcher
Minister vertraut hat, Ihre Sache sei dem
glücklichsten Ausgange nahe. Es müsse ein
königliches Handschreiben an Sie unterwegs
sein. —

v. L. Wie kämen Riccaut und ein Mini-
ster zusammen? — Etwas zwar muß in mei-
ner Sache geschehen sein. Denn nur jetzt
erklärte mir der Kriegszahlmeister, daß der
König Alles niedergeschlagen habe, was wider
mich urgirt worden; und daß ich mein schrift-
lich gegebenes Ehrenwort, nicht eher von hier
zu gehen, als bis man mich völlig entladen
habe, wieder zurücknehmen könne. — Das
wird es aber auch Alles sein. Man wird
mich wollen laufen lassen. Eher soll mich hier
das äußerste Elend vor den Augen meiner
Verleumder verzehren —

M. Hartnäckiger Mann!

v. L. Ich brauche keine Gnade, ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre —

M. Die Ehre eines Mannes wie Sie —

v. L. (bistig.) Nein, mein Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urtheilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre ist nicht die Stimme unsers Gewissens, nicht das Zeugniß weniger Rechtschaffnen —

M. Nein, nein, ich weiß wohl. — Die Ehre ist — die Ehre.

v. L. Kurz, mein Fräulein, — Sie haben mich nicht ausreden lassen. — Ich wollte sagen: Wenn man mir das Meinige so schimpflich vorenthält, wenn meiner Ehre nicht die vollkommenste Genugthuung geschieht, so kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht sein. Denn ich bin es in den Augen der Welt nicht werth, zu sein. Das Fräulein von Barnhelm verdient einen unbescholtenen Mann. Es ist eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen. Es ist ein nichtswürdiger Mann, der sich nicht schämt, sein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, dessen blinde Bärtlichkeit —

M. Und das ist Ihr Ernst, Herr Major? — (indem sie ihm plötzlich den Rücken wendet.) Franzisca!

v. L. Werden Sie nicht ungehalten, mein Fräulein —

M. (bei Seite zu Franzisca.) Jetzt wäre es Zeit! Was räthst du mir, Franzisca? —

Fr. Ich rathe nichts. Aber freilich macht er es Ihnen ein wenig zu bunt. —

v. L. (der sie zu unterbrechen kommt.) Sie sind ungehalten, mein Fräulein —

M. (böhnisch.) Ich? im Geringsten nicht.

v. L. Wenn ich Sie weniger liebte, mein Fräulein —

M. (noch in diesem Tone.) O gewiß, es wäre mein Unglück! — Und sehen Sie, Herr Major, ich will Ihr Unglück auch nicht. — Man muß ganz uneigennützig lieben. — Eben so gut, daß ich nicht offenerziger gewesen bin! Vielleicht würde mir Ihr Mitleid gewährt haben, was mir Ihre Liebe versagt. — (Indem sie den Ring langsam vom Finger zieht.)

v. L. Was meinen Sie damit, Fräulein?

M. Nein, keines muß das andere weder glücklicher noch unglücklicher machen. So will es die wahre Liebe! Ich glaube Ihnen, Herr Major; und Sie haben zu viel Ehre, als daß Sie die Liebe verkennen sollten.

v. L. Spotten Sie, mein Fräulein?

M. Hier! Nehmen Sie den Ring wieder zurück, mit dem Sie mir Ihre Treue verpflichtet. (Ueberreicht ihm den Ring.) Es sei drum! Wir wollen einander nicht gekannt haben.

v. L. Was höre ich?

M. Und das bestreudet Sie? — Nehmen Sie, mein Herr. — Sie haben sich doch nicht wohl nur geziert?

v. L. (indem er den Ring aus ihrer Hand nimmt.) Gott! so kann Minna sprechen! —

M. Sie können der Meinige in Einem Falle nicht sein; ich kann die Ihrige in keinem sein. Ihr Unglück ist wahrscheinlich; meines ist gewiß. — Leben Sie wohl! (Wilt fort.)

v. L. Wohin, liebste Minna? —

M. Mein Herr, Sie beschimpfen mich jetzt mit dieser vertraulichen Benennung.

v. L. Was ist Ihnen, mein Fräulein? Wohin?

M. Lassen Sie mich. — Meine Thränen vor Ihnen zu verbergen, Verräther! (Geht ab.)

Siebenter und achter Auftritt.

(Tellheim wendet sich an Franzisca, um von ihr Aufklärung über Minna's räthselhafte Aeußerungen zu erhalten. Franzisca gibt vor, daß Graf von Bruchsal habe das Fräulein enterbt, weil sie keinen Mann von seiner Hand habe annehmen wollen; sie habe sich entschlossen zu fliehen und Tellheim aufzusuchen. — Tellheim ergreift mit Feuer den Entschluß, Minna's Geschick innig mit dem seinigen zu verbinden, und will sich zu dem Ende an Werner wenden.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

v. Tellheim von der einen und Werner von der andern Seite.

v. L. Ha, Werner! ich suche dich überall. Wo steckst du?

W. Und ich habe Sie gesucht, Herr Major; so geht's mit dem Suchen. — Ich bringe Ihnen gar eine gute Nachricht.

v. L. Ah, ich brauche jetzt nicht deine Nachrichten: ich brauche dein Geld. Geschwind, Werner, gib mir so viel du hast, und dann suche so viel aufzubringen, als du kannst.

W. Herr Major? — Nun, bei meiner armen Seele, hab' ich's doch gesagt: er will Geld von mir borgen wollen, wenn er selber welches zu verleihen hat.

v. L. Du suchst doch nicht Ausflüchte?

W. Damit ich ihm nichts vorzuwerfen habe, so nimmt er mir's mit der Rechten, und gibt mir's mit der Linken wieder.

v. L. Halte mich nicht auf, Werner! — Ich habe den guten Willen, dir es wiederzugeben; aber wann und wie? — das weiß Gott!

W. Sie wissen es also noch nicht, daß die Hofstaatscasse Ordre hat, Ihnen Ihre Gelder zu bezahlen? Eben erfuhr ich es bei —

v. L. Was plauderst du? Was lässest du dir weiß machen? Begreifst du denn nicht, daß, wenn es wahr wäre, ich es doch wohl am ersten wissen müßte? — Kurz, Werner, Geld! Geld!

W. Je nun, mit Freuden! hier ist was! — Das sind die hundert Louisd'or, und das die hundert Ducaten. — (Gibt ihm beides.)

v. L. Die hundert Louisd'or, Werner, geh und bringe Justen. Er soll sogleich den Ring wieder einlösen, den er heute früh versetzt hat. — Aber wo wirst du mehr hernehmen, Werner? — Ich brauche weit mehr.

W. Dafür lassen Sie mich sorgen. — Der Mann, der mein Gut gekauft hat, wohnt in der Stadt. Der Zahlungstermin wäre zwar erst in vierzehn Tagen, aber das Geld liegt parat, und ein halb Procentchen Abzug —

v. L. Nun ja, lieber Werner! — Siehst du, daß ich meine einzige Zuflucht zu dir nehme? — Ich muß dir auch Alles vertrauen. — Das Fräulein hier, — du hast sie gesehen, — ist unglücklich —

W. O Jammer!

v. L. Aber morgen ist sie meine Frau —

W. O Freude!

v. L. Und übermorgen geh' ich mit ihr fort. Ich darf fort; ich will fort. Lieber hier Alles im Stiche gelassen! Wer weiß, wo mir sonst ein Glüd aufgehoben ist. Wenn du willst, Werner, so komm mit. Wir wollen wieder Dienste nehmen.

W. Wahrhaftig? — Aber doch, wo's Krieg gibt, Herr Major?

v. L. Wo sonst? — Geh, lieber Werner, wir sprechen davon weiter.

W. O Herzensmajor! — Uebermorgen? Warum nicht lieber morgen? — Ich will Ihnen Alles zusammenbringen. — In Persien, Herr Major, gibts einen trefflichen Krieg; was meinen Sie?

Siehoff. Handbuch. II.

v. L. Wir wollen das überlegen; geh nur, Werner!

W. Suchet! es lebe der Prinz Gerakius! (Geh ab.)

Zweiter Austritt.

v. Tellheim.

Wie ist mir? — Meine ganze Seele hat neue Triebfedern bekommen. Mein eigenes Unglück schlug mich nieder, machte mich ärgersüch, kurzichtig, schüchtern, lässig: ihr Unglück hebt mich empor, ich sehe wieder frei um mich, und fühle mich willig und stark, Alles für sie zu unternehmen. — Was verweile ich? (Will nach dem Zimmer des Fräuleins, aus dem ihm Franzisca entgegen kommt).

Dritter Austritt.

Franzisca. v. Tellheim.

Fr. Sind Sie es doch? — Es war mir, als ob ich Ihre Stimme hörte. Was wollen Sie, Herr Major?

v. L. Was ich will? — Was macht dein Fräulein? — Komm!

Fr. Sie will den Augenblick ausfahren.

v. L. Und allein? ohne mich? wohin!

Fr. Haben Sie vergessen, Herr Major? —

v. L. Bist du nicht klug, Franzisca? — Ich habe sie gereizt und sie ward empfindlich; ich werde sie um Vergebung bitten, und sie wird mir vergeben.

Fr. Wie? Nachdem Sie den Ring zurückgenommen, Herr Major?

v. L. Ha! — das that ich in der Betäubung. — Jetzt denk' ich erst wieder an den Ring. — Wo habe ich ihn hingesteckt? — (Er sucht ihn.) Hier ist er.

Fr. Ist er das? (Indem er ihn wieder einsteckt, bei Seite.) Wenn er ihn doch genauer besehen wollte!

v. L. Sie drang mir ihn auf, mit einer Bitterkeit — ich habe diese Bitterkeit schon vergessen. Ein volles Herz kann die Worte nicht wagen. — Aber sie wird sich auch keinen Augenblick weigern, den Ring wieder anzunehmen. — Und habe ich nicht noch ihren?

Fr. Den erwartet sie dafür zurück. — Wo haben Sie ihn denn, Herr Major? Zeigen Sie mir ihn doch!

v. L. (etwas verlegen.) Ich habe ihn — anzusteden vergessen. — Just — Just wird mir ihn gleich nachbringen.

Fr. Es ist wohl einer ziemlich wie der

andere; lassen Sie mich doch diesen sehen; ich sehe so was gar zu gern.

v. L. Ein andermal, Franzisca. Jetzt komm —

Fr. (bei Seite). Er will sich durchaus nicht aus seinem Irrthume bringen lassen.

v. L. Was sagst du? Irrthume?

Fr. Es ist ein Irrthum, sag' ich, wenn Sie meinen, daß das Fräulein doch noch eine gute Partie sei. Ihr eigenes Vermögen ist gar nicht beträchtlich; durch ein wenig eigen-nützige Rechnungen können es ihr die Vormünder völlig zu Wasser machen. Sie erwartete Alles von dem Oheim; aber dieser grausame Oheim —

v. L. Laß ihn doch! — Bin ich nicht Manns genug, ihr einmal Alles zu ersetzen? —

Fr. Hören Sie? Sie klingelt; ich muß hinein.

v. L. Ich gehe mit dir.

Fr. Um des Himmels nicht! Sie hat mir ausdrücklich verboten, mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie wenigstens mir erst nach. —
(Geht hinein.)

Vierter Austritt.

v. Tellheim (ihr nachrufend).

Melde mich ihr! — Sprich für mich, Franzisca! — Ich folge dir sogleich! — Was werde ich ihr sagen? — Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung. — Das einzige möchte eine studirte Wendung bedürfen: ihre Zurückhaltung, ihre Bedenklichkeit, sich als unglücklich in meine Arme zu werfen; ihre Beflissenheit, mir ein Glück vorzuspiegeln, das sie durch mich verloren hat. Dieses Mißtrauen in meine Ehre, in ihren eigenen Werth, vor ihr selbst zu entschuldigen, vor ihr selbst — vor mir ist es schon entschuldigt! — Ha! hier kommt sie. —

Fünfter Austritt.

Minna. Franzisca. v. Tellheim.

M. (im Heraustrreten, als ob sie den Major nicht gewahr würde.) Der Wagen ist doch vor der Thüre, Franzisca? — Meinen Fächer! —

v. L. (auf sie zu.) Wohin, mein Fräulein?

M. (mit einer affectirten Kälte.) Aus, Herr Major. — Ich errathe, warum Sie sich nochmals her bemüht haben: mir auch meinen Ring wieder zurückzugeben. Wohl, Herr Major, haben Sie nur die Güte, ihn der Franzisca einzuhändigen. — Franzisca, nimm dem Herrn

Major den Ring ab. — Ich habe keine Zeit zu verlieren. (Will fort.)

v. L. (der ihr vortritt). Mein Fräulein! — Ah, was habe ich erfahren, mein Fräulein! Ich war so vieler Liebe nicht werth.

M. So, Franzisca? Du hast dem Herrn Major — —

Fr. Alles entdeckt.

v. L. Zürnen Sie nicht auf mich, mein Fräulein. Ich bin kein Verräther. Sie haben um mich, in den Augen der Welt, viel verloren, aber nicht in meinen. In meinen Augen haben Sie unendlich durch diesen Verlust gewonnen. Er war Ihnen noch zu neu; Sie fürchteten, er möchte einen allzu nachtheiligen Eindruck auf mich machen; Sie wollten mir ihn für's Erste verbergen. Ich beschwerte mich nicht über dieses Mißtrauen. Es entsprang aus dem Verlangen, mich zu erhalten. Dieses Verlangen ist mein Stolz! Sie fanden mich selbst unglücklich, und Sie wollten Unglück nicht mit Unglück häufen. Sie konnten nicht vermuthen, wie sehr mich Ihr Unglück über das meinige hinaussetzen würde.

M. Alles recht gut, Herr Major! Aber es ist nun einmal geschehen. Ich habe Sie Ihrer Verbindlichkeit entlassen; Sie haben durch Zurücknehmung des Ringes —

v. L. In nichts gewilligt! — Vielmehr halte ich mich jetzt für gebundener als jemals. — Sie sind die Meinige, Minna, auf ewig die Meinige. (Zieht den Ring heraus.) Hier, empfangen Sie es zum zweitenmale, das Unterpfand meiner Treue —

M. Ich diesen Ring wieder nehmen? diesen Ring!

v. L. Ja, liebste Minna, ja!

M. Was muthen Sie mir zu? diesen Ring?

v. L. Diesen Ring nahmen Sie das erste mal aus meiner Hand, als unser beider Umstände einander gleich und glücklich waren. Sie sind nicht mehr glücklich, aber wiederum einander gleich. Gleichheit ist immer das feste Band der Liebe. — Erlauben Sie, lieber Minna! — (Ergreift ihre Hand, um ihr den Ring anzustechen.)

M. Wie? mit Gewalt, Herr Major? — Nein, da ist keine Gewalt in der Welt, die mich zwingen soll, diesen Ring wieder anzunehmen! — — Meinen Sie etwa, daß es an einem Ringe fehlt? — O, Sie sehen wohl (auf ihren Ring zeigend), daß ich noch einen habe, der Ihrem nicht das Geringste nachgibt? —

er es noch nicht merkt —

er die Hand des Fräuleins fahret
t das? — Ich sehe das Fräulein
helm, aber ich höre es nicht.

sich, mein Fräulein. — Ver-
ß ich Ihnen dieses Wort nach-

n wahren Tone.) Hat Sie dieses
, Herr Major?

hat mir weh gethan.

) Das sollte es nicht, Tell-
heim Sie mir, Tellheim.

dieser vertrauliche Ton sagt mir,
zu sich kommen, mein Fräulein;
noch lieb haben, Minna. —

lassend.) Bald wäre der Spaß
gegangen —

sch.) Ohne dich in unser Spiel
anzuscha, wenn ich bitten darf! —
rite und betroffen.) Noch nicht

nein Herr, es wäre weibliche
kalt und höhnisch zu stellen.
Sie verdienen es, mich eben so
finden, als Sie selbst sind. —
noch, Tellheim, ich liebe Sie
n ungeachtet —

t weiter, liebste Minna, nicht
ist ihre Hand nochmals, ihr den
)

Hand zurückzieht.) Dem unge-
so viel mehr werde ich dieses
geschehen lassen; nimmermehr! —

ie hin, Herr Major? — Ich
itten an Ihrem eigenen Unglücke

müssen hier bleiben; Sie müssen
vollständigste Genugthuung —

weiß in der Geschwindigkeit
rt. — Entsetzen, — und sollte

äußerste Elend, vor den Augen
ider, darüber verzehren!

dacht' ich, so sprach ich, als ich
as ich dachte und sprach. Mergers-

zene Wuth hatten meine ganze
t; die Liebe selbst, in dem voll-

es Glückes, konnte sich darin
sey. Aber sie sendet ihre Tochter,

die, mit dem finstern Schmerze
Nebel zerstreut und alle Zu-

Seele den Eindrücken der Bärt-
m öffnet. Der Trieb der Selbst-

acht, da ich etwas Kostbareres
abe, als mich, und es durch
n habe. — Lassen Sie sich, mein

Fräulein, das Wort Mitleid nicht beleidigen.
Von der unschuldigen Ursache unsers Unglücks
können wir es ohne Erniedrigung hören. Ich
bin diese Ursache: durch mich, Minna, ver-
lieren Sie Freunde und Anverwandte, Ver-
mögen und Vaterland. Durch mich, in mir
müssen Sie Alles wiederfinden, oder ich habe
das Verderben der Liebenswürdigen ihres
Geschlechts auf meiner Seele. Lassen Sie mich
keine Zukunft denken, wo ich mich selbst hassen
müßte. — Nein, nichts soll mich länger hier
halten. Von diesem Augenblicke an will ich
dem Unrechte, das mir hier widerfährt, nichts
als Verachtung entgegensetzen. Ist dieses Land
die Welt? Geht hier allein die Sonne auf?
Wo darf ich nicht hinkommen? Welche Dienste
wird man mir verweigern? Und müßte ich
sie unter dem entferntesten Himmel suchen:
folgen Sie mir nur getrost, liebe Minna; es
soll uns an nichts fehlen. — Ich habe einen
guten Freund, der mich gern unterstützt. —

Sechster Auftritt.

Ein Feldjäger. v. Tellheim. Minna.
Franziska.

Fr. (Indem sie den Feldjäger gewahr wird.) St!
Herr Major —

v. T. (gegen den Feldjäger.) Zu wem wol-
len Sie?

Fldj. Ich suche den Herrn Major von
Tellheim. Ah, Sie sind es ja selbst. Mein Herr
Major, dieses königliche Handschreiben (das er
aus seiner Briestafche nimmt) habe ich an Sie zu
übergeben.

v. T. An mich?

Fldj. Zufolge der Aufschrift —

M. Franziska, hörst du? — Der Chevalier
hat doch wahr geredet!

Fldj. (Indem Tellheim den Brief nimmt.) Ich
bitte um Verzeihung, Herr Major; Sie hätten
es bereits gestern erhalten sollen, aber es ist
mir nicht möglich gewesen, Sie auszufragen.
Erst heute auf der Parade habe ich Ihre Woh-
nung von dem Lieutenant Riccaut erfahren.

Fr. Gnädiges Fräulein, hören Sie? —
Das ist des Chevaliers Minister. — „Wie
heißen der Minister, da drauß auf die breite
Platz?“ —

v. T. Ich bin Ihnen für Ihre Mühe sehr
verbunden.

Fldj. Es ist meine Schuldigkeit, Herr
Major. (Geht ab.)

Siebenter Austritt.

v. Tellheim. Minna. Franzisca.

v. L. Ah, mein Fräulein, was habe ich hier? Was enthält dieses Schreiben?

M. Ich bin nicht befugt, meine Neugierde so weit zu erstrecken.

v. L. Wie? Sie trennen mein Schicksal noch von dem Ihrigen? — Aber warum stehe ich an, es zu erblicken? — Es kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin; nein, liebste Minna, es kann uns nicht unglücklicher machen, — wohl aber glücklicher! — Erlauben Sie, mein Fräulein! (Er bricht und liest den Brief, indeß daß der Wirth an die Scene geschlichen kommt.)

Achter Austritt.

Der Wirth. Die Vorigen.

M. (gegen die Franzisca). Ist! mein schönes Kind! auf ein Wort!

Fr. (die sich ihm nähert.) Herr Wirth? — Gewiß, wir wissen selbst noch nicht, was in dem Briefe steht.

M. Wer will vom Briefe wissen? — Ich komme des Ringes wegen. Das gnädige Fräulein muß ihn mir gleich wiedergeben. Just ist da, er soll ihn wieder einlösen.

M. (die sich indeß gleichfalls dem Wirth nähert). Sagen Sie Justen nur, daß er schon eingelöst sei; und sagen Sie ihm nur von wem, von mir.

M. Aber —

M. Ich nehme Alles auf mich; gehen Sie doch! (Der Wirth geht ab.)

Neunter Austritt.

v. Tellheim. Minna. Franzisca.

Fr. Und nun, gnädiges Fräulein, lassen Sie es mit dem armen Major gut sein.

M. O, über die Fürbitterin! Als ob der Knoten sich nicht von selbst bald lösen müßte.

v. L. (nachdem er gelesen, mit der lebhaftesten Rührung). Ja! er hat sich auch hier nicht verleugnet! — O, mein Fräulein, welche Gerechtigkeit! — welche Gnade! — Das ist mehr, als ich erwartet! — mehr, als ich verdiene! — Mein Glück, meine Ehre, Alles ist wieder hergestellt! — Ich träume doch nicht? (Indem er wieder in den Brief sieht, wie um sich nochmals zu überzeugen.) Nein, kein Blendwerk meiner Wünsche! Lesen Sie selbst, mein Fräulein, lesen Sie selbst!

M. Ich bin nicht so unbescheiden, Herr Major.

v. L. Unbescheiden? der Brief ist an mich an Ihren Tellheim, Minna. Er enthält, was Ihnen Ihr Oheim nicht nehmen kann. — müssen ihn lesen; lesen Sie doch!

M. Wenn Ihnen ein Gefallen damit schiebt, Herr Major — (sie nimmt den Brief und liest.)

„Mein lieber Major von Tellheim! Ich thue Euch zu wissen, daß der Herr Major, der mich um Eure Ehre besorgt machte, zu Eurem Vortheil aufgeklärt hat. Mein Oheim war des Näheren davon unterrichtet, und hat Zeugniß hat Euch für mehr als unschuldig erklärt. Die Hofstaatscasse hat Ordre, Euch bewußten Wechsel wieder auszuliefern, und gethanen Vorschüsse zu bezahlen; auch habe ich befohlen, daß Alles, was die Feldtrigassen wider Eure Rechnungen urgiren, niedergelegt werde. Melbet mir, ob Euch Eure Gesundheit erlaubt, wieder Dienste zu nehmen. Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer Tugend und Denkart entbehren.“

Ich bin Euer wohlaffectionirter König v. L. Nun, was sagen Sie hierzu, Fräulein?

M. (indem sie den Brief wieder zuschlägt und zurückgibt.) Ich? Nichts.

v. L. Nichts?

M. Doch ja: daß Ihr König, der großer Mann ist, auch wohl ein guter Mann sein mag. — Aber was geht mich das an? Er ist nicht mein König.

v. L. Und sonst sagen Sie nichts? Nicht in Rücksicht auf uns selbst?

M. Sie treten wieder in seine Dienste, der Herr Major wird Oberstlieutenant, Oberst vielleicht. — Ich gratulire von Herzen.

v. L. Und Sie kennen mich nicht besser? Nein, da mir das Glück so viel zugetheilt ist, als genug ist, die Wünsche eines vernünftigen Mannes zu befriedigen, soll es eingegeben meiner Minna abhängen, ob ich sonst Jemand zugehören soll als ihr. Ihrem Oheim allein sei mein ganzes Leben gewidmet. Die Dienste der Großen sind gefährlich und kostbar, der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung, die sie kosten. Minna ist keine Feindin der Titel und die Ehrenstelle lieben. Sie will mich um mich selbst lieben, und ich will, daß sie die ganze Welt vergesse. Ich ward durch diese Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht, welche politischen Grundsätze, und durch die Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann

Ich, sich in diesem Stande eine Zeit lang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr ist, vertraulich zu machen und Kälte und Verschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem erlöste eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich Nichts mehr zwingt, nun mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedener Mensch zu sein. Der werde ich mit Ihnen, liebste Minna, theilbar werden; der werde ich in Ihrer Gesellschaft unveränderlich bleiben. — Morgen knüpfen wir das heiligste Band; und sodann wollen wir um uns sehen, und wollen in der weiten bewohnten Welt den stillsten, reinsten, lachendsten Winkel auffuchen, dem in Paradiese Nichts fehlt, als ein glückliches Paar. Da wollen wir wohnen, da soll jeder seiner Tage — Was ist Ihnen, mein Fräulein? — (die sich unruhig hin und her wendet und ihre Rührung zu verbergen sucht.)

M. (sich fassend). Sie sind sehr grausam, Tellheim, mir ein Glück so reizend darzustellen, das ich entsagen muß. Mein Verlust —

v. L. Ihr Verlust? — Was nennen Sie Ihren Verlust? Alles, was Minna verlieren konnte, ist nicht Minna. Sie sind noch das Beste, lieblichste, holdseligste, beste Geschöpf der Sonne, ganz Güte und Großmuth, ganz Unschuld und Freude! — Dann und dann ein kleiner Muthwille; hier und da ein wenig Eigensinn. — Desto besser! desto besser! Minna wäre sonst ein Engel, den ich mit Hundern verehren müßte, den ich nicht lieben würde. (Ergreift ihre Hand, sie zu küssen.)

M. (die ihre Hand zurückzieht). Nicht so, Herr! — Wie auf einmal so verändert? Ist dieser schmeichelnde, stürmische Liebhaber nicht Tellheim? Konnte nur sein wieder: Neues Glück ihn in dieses Feuer setzen? — Erlaube mir, daß ich, bei seiner fliegenden Rede, für uns beide Ueberlegung behalte. — Er selbst überlegen konnte, hörte ich ihn sagen: es sei eine nichtswürdige Liebe, die Bedenken trage, ihren Gegenstand der Achtung auszusetzen. — Recht; aber ich liebe mich einer eben so reinen und edlen Liebe, als er. — Jetzt, da ihn die Ehre ruft, soll ein großer Monarch um ihn bewirbt, soll ich zugeben, daß er sich verliebten Fräulein mit mir überließe? daß der ruhmreiche Krieger in einen tändelnden Schäfer

ausarte? — Nein, Herr Major, folgen Sie dem Wink Ihres bessern Schicksals. —

v. L. Nun wohl! Wenn Ihnen die große Welt reizender ist, Minna, — wohl! so behalte uns die große Welt! — Wie klein, wie armselig ist diese große Welt! — Sie kennen sie nur erst von ihrer Flitterseite. Aber gewiß, Minna, Sie werden — Es sei! Bis dahin, wohl! Es soll Ihren Vollkommenheiten nicht an Bewunderern fehlen, und meinem Glücke wird es nicht an Neidern gebrechen. —

M. Nein, Tellheim, so ist es nicht gemeint! Ich weise Sie auf die große Welt, auf die Bahn der Ehre zurück, ohne Ihnen dahin folgen zu wollen. — Dort braucht Tellheim eine unbescholtene Gattin! Ein sächsisches verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen —

v. L. (auffahrend und wild um sich sehend.) Wer darf so sprechen? — Ah, Minna, ich erschreke vor mir selbst, wenn ich mir vorstelle, daß Jemand anders dieses gesagt hätte, als Sie. Meine Wuth gegen ihn würde ohne Grenzen sein.

M. Nun da! Das eben besorge ich. Sie würden nicht die geringste Spötereie über mich dulden, und doch würden Sie täglich die bittersten einzunehmen haben. — Kurz, hören Sie also, Tellheim, was ich fest beschloßen, wovon mich Nichts in der Welt abbringen soll —

v. L. Ehe Sie ausreden, Fräulein, — ich beschwöre Sie, Minna! — überlegen Sie es noch einen Augenblick, daß Sie mir das Urtheil über Leben und Tod sprechen! —

M. Ohne weitere Ueberlegung! — So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, so gewiß Sie diesen nämlichen Ring zurückgenommen: so gewiß soll die unglückliche Barnhelm die Gattin des glücklicheren Tellheim nie werden!

v. L. Und hiermit brechen Sie den Stab, Fräulein?

M. Gleichheit ist allein das feste Band der Liebe. — Die glückliche Barnhelm wünschte nur für den glücklichen Tellheim zu leben. Auch die unglückliche Minna hätte sich endlich überreden lassen, das Unglück ihres Freundes durch sich, es sei zu vermehren oder zu lindern. — Er bemerkte es ja wohl, ehe dieser Brief ankam, der alle Gleichheit zwischen uns wieder aufhebt, wie sehr zum Schein ich mich nur noch weigerte.

v. L. Ist das wahr, mein Fräulein? —

Ich danke Ihnen, Minna, daß Sie den Stab noch nicht gebrochen. — Sie wollen nur den unglücklichen Tellheim? Er ist zu haben — (Kalt.) Ich empfinde eben, daß es mir unanständig ist, diese späte Gerechtigkeit anzunehmen: daß es besser sein wird, wenn ich das, was man durch einen schimpflichen Verdacht entehrt hat, gar nicht wieder verlange. — Ja, ich will den Brief nicht bekommen haben. Das sei Alles, was ich darauf antworte und thue! (Im Begriff, ihn zu zerreißen.)

M. (die ihm in die Hände greift.) Was wollen Sie, Tellheim?

v. L. Sie besitzen.

M. Halten Sie!

v. L. Fräulein, er ist unfehlbar zerrissen, wenn Sie nicht bald sich anders erklären. — Alsbald wollen wir doch sehen, was Sie noch wider mich einzuwenden haben!

M. Wie? in diesem Tone? — So soll ich, so muß ich in meinen eignen Augen verächtlich werden? Nimmermehr! Es ist eine nichtswürdige Creatur, die sich nicht schämt, ihr ganzes Glück der blinden Bärtlichkeit eines Mannes zu verdanken!

v. L. Falsch, grundfalsch!

M. Wollen Sie es wagen, Ihre eigne Rede in meinem Munde zu schelten?

v. L. Sophistin! So entehrt sich das schwächere Geschlecht durch Alles, was dem stärkeren nicht ansteht? So soll sich der Mann Alles erlauben, was dem Weibe geziemt? Welches bestimmte die Natur zur Stütze des andern?

M. Beruhigen Sie sich, Tellheim! — Ich werde nicht ganz ohne Schutz sein, wenn ich schon die Ehre des Ihrigen ausschlagen muß. So viel muß mir immer noch werden, als die Noth erfordert. Ich habe mich bei unserm Gesandten melden lassen. Er will mich noch heute sprechen. Hoffentlich wird er sich meiner annehmen. Die Zeit verfließt. Erlauben Sie, Herr Major —

v. L. Ich werde Sie begleiten, gnädiges Fräulein. —

M. Nicht doch, Herr Major; lassen Sie mich —

v. L. Oher soll Ihr Schatten Sie verlassen! Kommen Sie nur, mein Fräulein, wohin Sie wollen, zu wem Sie wollen. Ueberall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzählen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzählen, welche Bande Sie an mich verknüpfen, aus welchem grausamen Eigensinne Sie diese Bande trennen wollen! —

Dehuter Austritt.

Zust. Die Vorigen.

J. (mit Ungestüm). Herr Major! Herr Major! v. L. Nun?

J. Kommen Sie doch geschwind, geschwind! v. L. Was soll ich? Zu mir her! Sprich, was ist's?

J. Hören Sie nur — (redet ihm heimlich in's Ohr.)

M. (indef bei Seite zur Franzisca). Merkst du was, Franzisca?

Jr. O, Sie Unbarmherzige! Ich habe hier gestanden wie auf Kohlen!

v. L. (zu Justen.) Was sagst du? — Das ist nicht möglich! — Sie? (indem er das Fräulein wild anblickt.) Sag' es laut; sag' es ihr in's Gesicht! — Hören Sie doch, mein Fräulein! —

J. Der Wirth sagt, das Fräulein von Barnhelm habe den Ring, welchen ich bei ihm verlegt, zu sich genommen; sie habe ihn für den ihrigen erkannt, und wolle ihn nicht wieder herausgeben. —

v. L. Ist das wahr, mein Fräulein? — Nein, das kann nicht wahr sein!

M. (lächelnd.) Und warum nicht, Tellheim? — Warum kann es nicht wahr sein?

v. L. (heftig.) Nun, so sei es wahr! — Welch schreckliches Licht, das mir auf einmal aufgegangen! — Nun erkenne ich sie, die Falsche, die Ungetreue!

M. (erschrocken.) Wer? wer ist diese Ungetreue?

v. L. Sie, die ich nicht mehr nennen will.

M. Tellheim!

v. L. Vergessen Sie meinen Namen! — Sie kamen hierher, mit mir zu brechen. Es ist klar! — Daß der Zufall so gern den Treulosen zu Statten kommt! Er führte Ihnen Ihren Ring in die Hände. Ihre Angewohnheit mußte mir den meinigen zuzuschauen.

M. Tellheim, was für Gespenster sehen Sie! Lassen Sie sich doch und hören Sie mich.

Jr. (vor sich.) Nun mag sie es haben!

Elfter Austritt.

Berner mit einem Beutel Gold. v. Tellheim. Minna. Franzisca. Zust.

M. Hier bin ich schon, Herr Major —

v. L. (ohne ihn anzusehen). Wer verlangt dich? —

M. Hier ist Geld; tausend Pistolen!

v. L. Ich will sie nicht!

W. Morgen können Sie, Herr Major, über noch einmal so viel befehlen.

v. L. Behalte dein Geld!

W. Es ist ja Ihr Geld, Herr Major. — Ich glaube, Sie sehen nicht, mit wem Sie sprechen?

v. L. Weg damit! sag' ich.

W. Was fehlt Ihnen? — Ich bin Werner.

v. L. Alle Güte ist Verstellung; alle Dienstfertigkeit Betrug.

W. Gilt das mir?

v. L. Wie du willst!

W. Ich habe ja nur Ihren Befehl vollzogen.

v. L. So vollziehe auch den, und packe dich!

W. Herr Major! (ärgerlich) ich bin ein Mensch —

v. L. Da bist du was rechts!

W. Der auch Galle hat —

v. L. Gut! Galle ist noch das Beste, was wir haben.

W. Ich bitte Sie, Herr Major —

v. L. Wie vielmals soll ich dir es sagen? Ich brauche dein Geld nicht!

W. (zornig.) Nun so brauch' es, wer da will! (Indem er ihm den Beutel vor die Füße wirft, und bei Seite geht.)

M. (zu Franzisca). Ah, liebe Franzisca, ich hätte dir folgen sollen. Ich habe den Scherz zu weit getrieben. Doch darf er mich ja nur hören — (auf ihn zugehend.)

Fr. (die, ohne dem Fräulein zu antworten, sich Bernern nähert.) Herr Wachtmeister!

W. (mürrisch.) Geh Sie! —

Fr. Hu! was sind das für Männer!

M. Tellheim! — Tellheim! (der vor Wuth an den Fingern nagt, das Gesicht wegwendet und nichts hört.) — Nein, das ist zu arg! — Hören Sie mich doch! — Sie betrügen sich! — Ein bloßes Mißverständniß, — Tellheim! — Sie wollen Ihre Minna nicht hören? — Können Sie einen solchen Verdacht fassen? — Ich mit Ihnen brechen wollen? — Ich darum hergekommen? — Tellheim!

Zwölfter Auftritt.

Zwei Bediente nach einander, von verschiedenen Seiten über den Saal laufend. Die Vorigen.

1. Bd. Gnädiges Fräulein, Ihre Excellenz, der Graf! —

2. Bd. Er kommt, gnädiges Fräulein! —

Fr. (die an's Fenster gelaufen.) Er ist es! er ist es!

M. Ist er's? — O nun geschwind, Tellheim —

v. L. (auf einmal zu sich selbst kommend.) Wer? wer kommt? Ihr Oheim, Fräulein? Dieser grausame Oheim? — Lassen Sie ihn nur kommen! — Fürchten Sie nichts! Er soll Sie mit keinem Blicke beleidigen dürfen! Er hat es mit mir zu thun. — — Zwar verdienen sie es um mich nicht —

M. Geschwind umarmen Sie mich, Tellheim, und vergessen Sie Alles —

v. L. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie es bereuen könnten! —

M. Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verschafft zu haben! — Ah, was sind Sie für ein Mann! — Umarmen Sie Ihre Minna, Ihre glückliche Minna, aber durch nichts glücklicher als durch Sie! (Sie fällt ihm in die Arme.) Und nun ihm entgegen! —

v. L. Wem entgegen?

M. Dem besten Ihrer unbekannten Freunde.

v. L. Wie?

M. Dem Grafen, meinem Oheim, meinem Vater, Ihrem Vater. — — Meine Flucht, sein Unwille, meine Enterbung — hören Sie denn nicht, daß Alles erdichtet ist? — Leichtgläubiger Ritter!

v. L. Erdichtet? — Aber der Ring, der Ring?

M. Wo haben Sie den Ring, den ich Ihnen zurückgegeben?

v. L. Sie nehmen ihn wieder? — O, so bin ich glücklich! — Hier Minna! (ihn herausziehend.)

M. So befehen Sie ihn doch erst! — O über die Blinden, die nicht sehen wollen! — Welcher Ring ist es denn? Den ich von Ihnen habe, oder den Sie von mir? — Ist es denn nicht eben der, den ich in den Händen des Wirths nicht lassen wollte?

v. L. Gott! was seh' ich? was hör' ich?

M. Soll ich ihn nun wieder nehmen? soll ich? — Geben Sie her? (reißt ihn ihm aus der Hand und steckt ihn ihm an den Finger.) Nun? ist Alles richtig?

v. L. Wo bin ich? — (Ihre Hand küßend.) O böshafter Engel! — mich so zu quälen!

M. Dieses zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich spielen sollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen spiele. — Denken Sie, daß Sie mich nicht auch gequält hatten?

v. L. O, Komödiantinnen, ich hätte Euch doch kennen sollen!

Fr. Nein, wahrhaftig, ich bin zur Komödiantin verborben. Ich habe gezittert und gebebt, und mir mit der Hand den Mund zuhalten müssen.

M. Leicht ist mir meine Rolle auch nicht geworden. — Aber so kommen Sie doch! —

v. L. Noch kann ich mich nicht erholen. — Wie wohl, wie ängstlich ist mir! So erwacht man plötzlich aus einem schreckhaften Traume!

M. Wir zaubern. — Ich höre ihn schon.

Dreizehnter Auftritt.

Der Graf von Bruchsal, von verschiedenen Bedienten und dem Wirth begleitet. Die Vorigen.

G. (im Hineintreten.) Sie ist doch glücklich angelangt?

M. (die ihm entgegenspringt.) Ah, mein Vater! —

G. Da bin ich, liebe Minna! (sie umarmend.) Aber was? Mädchen! (indem er den Tellheim gewahr wird.) Hier und zwanzig Stunden erst hier, und schon Bekanntschaft und schon Gesellschaft?

M. Rathen Sie, wer es ist? —

G. Doch nicht dein Tellheim?

M. Wer sonst, als er? — Kommen Sie, Tellheim! (ihn dem Grafen zuführend.)

G. Mein Herr, wir haben uns nie gesehen; aber bei dem ersten Anblick glaubte ich Sie zu erkennen. Ich wünschte, daß Sie es sein möchten. — Umarmen Sie mich. — Sie haben meine völlige Hochachtung. Ich bitte um Ihre Freundschaft. — Meine Nichte, meine Tochter liebt Sie —

M. Das wissen Sie, mein Vater! — Und ist sie blind, meine Liebe?

G. Nein, Minna, deine Liebe ist nicht blind; aber dein Liebhaber — ist stumm.

v. L. (sich ihm in die Arme werfend.) Lassen Sie mich zu mir selbst kommen, mein Vater!

G. So recht, mein Sohn! Ich höre es; wenn dein Mund nicht plaudern kann, so kann dein Herz doch reden. — Ich bin sonst den Officieren von dieser Farbe (auf Tellheim's Uniform weisend) eben nicht gut. Doch Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim; und ein ehrlicher Mann mag stehen, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.

M. O, wenn Sie Alles wüßten! —

G. Was hindert's, daß ich nicht Alles erfahre? — Wo sind meine Zimmer, Herr Wirth?

M. Wollen Ihre Excellenz nur die Gnade haben, hier herein zu treten.

G. Komm Minna! Kommen Sie, Herr Major! (Geht mit dem Wirth und den Bedienten ab.)

M. Kommen Sie, Tellheim!

v. L. Ich folge Ihnen den Augenblick, mein Fräulein. Nur noch ein Wort mit diesem Manne! (Gegen Werner sich wendend.)

M. Und ja ein recht gutes; mich dünkt, Sie haben es nöthig. — Franzisca, nicht wahr? (Dem Grafen nach.)

Vierzehnter Auftritt.

v. Tellheim. Werner. Just. Franzisca.

v. L. (auf den Beutel weisend, den Werner geworfen.) Hier, Just! hebe den Beutel auf und trage ihn nach Hause. Geh! — (Just damit ab.)

M. (der noch immer mürrisch im Winkel gestanden, und an nichts Theil zu nehmen geschienen; indem er das hört.) Ja, nun!

v. L. (vertraulich auf ihn zugehend.) Werner, wann kann ich die andern tausend Pistolen haben?

M. (auf einmal wieder in seiner guten Laune.) Morgen, Herr Major, morgen. —

v. L. Ich brauche dein Schuldner nicht zu werden, aber ich will dein Rentmeister sein. Euch gutherzigen Leuten sollte man allen einen Vormund setzen. Ihr seid eine Art Verschwender. — Ich habe dich vorher erzürnt, Werner! —

M. Bei meiner armen Seele, ja! — Ich hätte aber doch so ein Löpel nicht sein sollen. Nun seh ich's wohl. Ich verdiene hundert Fuchtel. Lassen Sie mir sie auch schon geben, nur weiter keinen Groll, lieber Major! —

v. L. Groll? — (Ihm die Hand drückend.) Lies es in meinen Augen, was ich dir nicht Alles sagen kann. — Ha! wer ein besseres Mädchen und einen redlichen Freund hat, als ich, den will ich sehen — Franzisca, nicht wahr? (Geht ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Werner. Franzisca.

Fr. (vor sich). Ja gewiß, es ist ein ganz guter Mann! — So einer kommt mir nicht wieder vor. — Es muß heraus! (schelttern und verschämt sich Wernern nähernd.) Herr Wachtmeister —

M. (der sich die Augen wischt.) Nun?

Fr. Herr Wachtmeister —

W. Was will Sie denn, Frauenzimmerchen?

Fr. Seh' Er mich einmal an, Herr Wachtmeister —

W. Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen.

Fr. So seh' Er mich doch an!

W. Ich fürchte, ich habe Sie schon zu viel angesehen, Frauenzimmerchen! — Nun, da seh' ich Sie ja! Was gibts denn?

Fr. Herr Wachtmeister, — — braucht Er keine Frau Wachtmeisterin?

W. Ist das Ihr Ernst, Frauenzimmerchen?

Fr. Mein völliger!

W. Höge Sie auch wohl mit nach Persien?

Fr. Wohin Er will!

W. Gewiß? — Holla! Herr Major! nicht groß gethan! Nun habe ich wenigstens einen so guten Mädchen und einen eben so redlichen Freund, als Sie! — Geb' Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Lopp! — Ueber zehn Jahre ist Sie Frau Generalin oder Wittwe!

Ueber Homerische Gemälde.

(Aus dem Laokoon.)

Wenn Homer's Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von seiner Ilias und Odyssee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus daraus vorgeschlagen: würden wir wohl aus diesen Gemälden — sie sollen aus der Hand des vollkommensten Meisters sein — ich will nicht sagen, von dem ganzen Dichter, sondern bloß von seinem malerischen Talente uns den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben?

Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten Stüde. Es sei das Gemälde der Pest (Iiad. I. v. 44—53). Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Gestorbenen beschäftigt, den erzürnten Gott auf einer Wolke, seine Pfeile abdrückend. Der größte Reichthum dieses Gemäldes ist Unmuth des Dichters. Denn sollte man den Homer aus diesem Gemälde wieder herstellen: was könnte man ihn sagen lassen: „Hierauf ergrimmte Apollo und schoß seine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Griechen arben und ihre Leichen wurden verbrannt.“

Nun lese man den Homer selbst. So weit das Leben über das Gemälde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt, mit Bogen und Röcher, steigt Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Jörnigen. Er geht einher gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über, und schnell — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigeren Pfeile die Menschen selbst; und überall lobern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen. — Es ist unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache überzutragen. Es ist ebenso unmöglich, sie aus dem materiellen Gemälde zu vermuthen, ob sie schon nur der allerkleinste Vorzug ist, den das poetische Gemälde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeigt, durch eine ganze Galerie von Gemälden führt.

Aber vielleicht ist die Pest kein vortheilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier ist ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die rathspiegenden trinkenden Götter (Iiad. IV. v. 1—4). Ein goldener, offener Palast, willkürliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pokal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedient. Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Contraste, welche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wenn mich der Maler so bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun? Ich schlage ihn auf und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die selbst kein Gemälde sind. Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht schlechter gesagt haben; und Homer bleibt hier eben so weit unter dem Maler, wie der Maler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias sonst kein einziges Gemälde, als nur eben in diesen vier Zeilen. So sehr sich, sagt er, das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe,

durch die Fruchtbarkeit glänzender und abstechender Charaktere, und durch die Kunst ausnimmt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung setzen will, zeigt: so ist es doch für die Malerei gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu setzen können: so reich es sonst auch an dem ist, was man poetische Gemälde nennt. Denn, wahrlich, es kommen deren in dem vierten Buche so häufige und so vollkommne vor, als nur in irgend einem andern. Wo ist ein ausgeführteres, täuschenderes Gemälde, als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenstillstand bricht, und seinen Pfeil auf den Menelaus losbrückt; als das von dem Anrücken des griechischen Heeres; als das von dem beiderseitigen Angriffe; als das, von der That des Ulysses, durch die er den Tod seines Leucus rächt? Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der schönsten Gemälde des Homer kein Gemälde für den Artisten geben; daß der Artist Gemälde aus ihm ziehen kann, wo er selbst keine hat; daß die, welche er hat, und der Artist gebrauchen kann, nur sehr armselige Gemälde sein würden, wenn sie nicht mehr zeigten, als der Artist zeigt? Was sonst, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemälden, zu welchen die Gedichte des Homer Stoff geben, wenn ihrer auch noch so viele, wenn sie auch noch so vortrefflich wären, sich dennoch auf das malerische Talent des Dichters nichts schließen läßt.

Ist dem aber so, und kann ein Gedicht sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, hinwiederum ein anderes sehr malerisch, und dennoch nicht ergiebig für den Maler sein: so ist es auch um den Einsfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probirsteine der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die sie dem Artisten darbieten, bestimmen wollen.

Fern sei es, diesen Einsfall auch nur durch unser Stillschweigen das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. Milton würde als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. Denn es scheint wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn spricht, nicht sowohl Nationalgeschmack, als eine Folge seiner vermeinten Regel gewesen. Der Verlust des Gesichts, sagt er, mag wohl die größte Ähnlichkeit sein, die Milton mit

dem Homer gehabt hat. Freilich kann Milton keine Galerien füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges sein, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, einen großen Werth auf den Verlust des erstern legen. Das verlornе Paradies ist darum nicht weniger die erste Epopöe nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deswegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftigt hätte. Die Evangelisten erzählen das Factum mit aller möglichen trodenen Einsult, und der Artist nußt die mannigfaltigen Theile desselben, ohne daß sie ihrerseits den geringsten Funken von malerischem Genie gezeigt haben. Es gibt malbare und unmalbare Facta, und der Geschichtsschreiber kann die malbarsten eben so unmalbarisch erzählen, als der Dichter die unmalbarsten malerisch darzustellen vermögend ist. Man läßt sich bloß von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetisches Gemälde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden, als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemälde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemälde am ersten und leichtesten abstrahiren lasse.

Nun kann der Dichter zu diesem Grade der Illusion, wie die Erfahrung zeigt, auch die Vorstellungen anderer, als sichtbarer Gegenstände erheben. Folglich müssen nothwendig dem Artisten ganze Classen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm im Voraus hat. Dryden's Ode auf den Säciliertag ist voller musikalischer Gemälde, die den Pinsel müßig lassen. Doch ich will mich in der gleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch nicht mehr lernt, als daß die Farben keine Töne und die Ohren keine Augen sind.

Ich will bei den Gemälden bloß sichtbare Gegenstände stehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein sind. Woran liegt es, daß manche poetische Gemälde von dieser Art für

den Maler unbrauchbar sind, und hinwiederum manche eigentliche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, täuschendsten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zum Fluge des Pfeiles ist jeder Augenblick gemalt, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus diesem Gemälde allein lernen könnte (Iiad. IV. v. 105 seqq.). Pandarus zieht seinen Bogen hervor, legt die Sehne an, öffnet den Köcher, wählt einen noch ungebrauchten, wohlbesiederten Pfeil, setzt den Pfeil an die Sehne, zieht die Sehne sammt dem Pfeile unten an dem Einschnitte zurück, die Sehne naht sich der Brust, die eiserne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der große gerundete Bogen schlägt tönend auseinander, die Sehne schwirrt, ab sprang der Pfeil und gierig fliegt er nach seinem Ziele.

Uebersetzen kann Caylus dieses treffliche Gemälde nicht haben. Was fand er also darin, warum er es für unfähig achtete, seinen Artisten zu beschäftigen? Und was war es, warum ihm die Versammlung der rathpflegenden, zechenden Götter zu dieser Absicht tauglicher dünkte? Hier sowohl als dort sind sichtbare Vorfälle, und was braucht der Maler mehr als sichtbare Vorfälle, um seine Fläche zu füllen? Der Knoten muß dieser sein. Ob schon beide Vorfälle als sichtbar der eigentlichen Malerei gleich fähig sind, so findet sich doch dieser wesentliche Unterschied unter ihnen, daß jener eine sichtbare fortschreitende Handlung ist, deren verschiedene Theile sich nach und nach in der Folge der Zeit ereignen, dieser hingegen eine sichtbare stehende Handlung, deren verschiedene Theile sich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die sie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entsagen muß: so können fortschreitende Handlungen, als fortschreitend, unter ihre Gegenstände nicht gehören; sondern sie muß sich mit Handlungen neben einander, oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen lassen, begnügen. Die Poesie hingegen — —

Doch ich will versuchen, die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten. Ich schließe so. Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht, als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber articulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, aufeinander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei. Gegenstände, welche auf einander oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden und kann die Ursache einer folgenden und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter, und der Sparbarkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände. Ich würde in diese trodene Schlußfette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homer's vollkommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer's selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegengesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wettsitzen wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelnen Dinge malt er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeinlich nur mit einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler da, wo Homer malt, wenig oder nichts für sich zu thun sieht, und daß seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will? Man gehe die Folge der Gemälde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probiersteine des Dichters machen will, um die Manier des Homer's näher zu erklären.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeinlich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuberte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffe, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte. Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften, so wird demohngeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte;

sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Zum Exempel: Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Axen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl, wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammenkömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weist uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur mehr erforderte (Iliad. V. v. 722—731). Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen; und so ist er fertig, und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt: ein Anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen (Iliad. II. v. 43—47). Und wenn wir von diesem Scepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß χρυσείois ἡλοισι πεπαισμένον, das mit goldenen Stiften beschlagene Scepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Scepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen: was thut sodann Homer? Malt er uns, außer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geschnittenen Knopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuer Dichter eine solche Wappenkönigs-Beschreibung daraus würde gemacht haben, in der unzähligen Meinung, daß er wirklich selber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert sich aber Homer,

wie weit er den Maler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung gibt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulcans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Mercur's; nun ist es der Commandostab des kriegerischen Pelops, nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus u. s. w. (Iliad. II. v. 101—108). So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Maler vor Augen legen, oder ein zweiter Vulcan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homer's diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbsolung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, daß Vulcan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das Unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem Einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erste König ein Sohn der Zeit (*Ζεύς Κρονίων*), ein ehrwürdiger Alter gewesen sei, welcher seine Macht mit einem berebten Augen Manne, mit einem Mercur (*Διακτόρας Αργεῖφόντη*), theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der Auge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedroht worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (*Πάρις Πληξίππος*) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpft und das Reich gesichert, es seinem Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker (*ποιμήν λαών*), sie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (*πολύτατον Ουδύτην*) der Weg gebahnt worden, das, was bisher das Vertrauen ertheilt, und das Verdienst mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geschenk und Bestechungen an sich zu bringen, und es hernach als ein gleichsam erkauftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber demohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärkt werden, dem man so Vieles leihen kann. — Doch dieses liegt

außer meinem Wege, und ich betrachte jetzt die Geschichte des Scepters bloß als einen Kunstgriff, uns bei einem einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen. Auch wenn Achilles bei seinem Scepter schwört, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, gibt uns Homer die Geschichte dieses Scepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünen, das Eisen trennt ihn vom Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volks zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen (Iliad. I. v. 234—239). Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwei Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulcan's; dieser von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten; jener, der alte Besiz eines edeln Hauses; dieser, bestimmt, die erste die beste Faust zu füllen; jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstreckt; dieser, von einem aus dem Mittel der Griechen geführt, dem man, nebst Andern, die Bewahrung der Gesetze anvertraut hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bei allem seinem blinden Zorne, einzugestehen nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemälde eben so natürlich aufeinander folgen, und mit dem Fluß der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. B. er will uns den Bogen des Pandarus malen: einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl polirt, und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns diese Eigenschaften so trocken, eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbod's an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufge-

paßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, polirt sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem

Maler entstanden sehen können (Iliad. IV. v. 105 — 111).

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beifallen.

Georg Joachim Zollikofer,

geboren den 5. August 1780 zu St. Gallen, studirte in Utrecht, 1754 Prediger zu Murten, 1758

Prediger zu Leipzig, starb den 22. Januar 1788 — Kangelreden.

Würde des Menschen, auf seiner Gottähnlichkeit beruhend.

Der Mensch ist das Ebenbild Gottes. Er stammt von ihm her, ist seines Geschlechts und trägt sichtbare Spuren seiner Herkunft von Gott und seiner Gemeinschaft mit Gott an sich. Sein Verstand ist ein Strahl des göttlichen Verstandes, seine Kraft ein Ausfluß der göttlichen Kraft, seine Thätigkeit etwas der unermüdeten göttlichen Wirksamkeit Ähnliches; seine Fähigkeit, immer vollkommener zu werden, ist Fähigkeit, der Gottheit immer näher zu kommen; seine Unsterblichkeit Bild der unaufhörlichen Fortdauer des Ewigen, und Mittel, ewig Gemeinschaft mit ihm zu haben. So oft er Wahrheit denkt, so oft er Gutes will und wirkt, so oft er Ordnung und Schönheit empfindet und befördert, so oft er Liebe und Freude und Seligkeit um sich her verbreitet: so oft denkt und will, wirkt und empfindet und handelt er auf eine gottähnliche Art, so oft treibt er das Werk seines Schöpfers und Vaters, so oft befördert er die Absichten des obersten Wesens, so oft genießt er etwas von reiner, göttlicher Glückseligkeit; und je mehr, je öfter er Solches thut, desto größer ist seine Gottähnlichkeit, desto heller strahlt das Bild der Gottheit an ihm, desto weniger kann man seinen höhern Ursprung und seine Würde an ihm vertennen. Dann redet und handelt Gott gleichsam sichtbarer Weise in ihm und durch ihn, gibt durch ihn der Wahrheit Zeugniß, unterrichtet und offenbart sich durch ihn den Menschen, behauptet durch ihn die Sache der Tugend, spricht durch ihn Belämmerten Trost ein, gießt durch ihn Balsam in das verwundete Herz des Betrübten, reicht

durch ihn dem Elenden Hülfe und Beistand, dem Hungrigen Brot, dem Schwachen Stärke dar, verschönert durch ihn seine Welt, und bringt mehr Leben und Freude in derselben durch ihn hervor. Und ein solches Werkzeug in der Hand Gottes zu sein, eine solche Ähnlichkeit mit ihm, dem Allervollkommensten zu haben, das sollte dem Menschen nicht eine große, nicht die größte Würde verleihen?

Tugend.

Die Tugend besteht nicht in einzelnen guten Handlungen; nicht Mäßigkeit, nicht Gerechtigkeit, nicht Billigkeit, nicht Wohlthätigkeit machen das aus, was Tugend ist und heißt. Das sind nur verschiedene Arten, wie sie sich äußert, wie sie sich wirksam erweist. Sie selbst ist der Grund, die Quelle von diesen und allen übrigen guten Handlungen. Daß das Auge ungehindert sieht, das Ohr ohne Schwierigkeit höret, daß jedes sinnliche Werkzeug die Einbrüche der äußern Dinge annimmt, daß sich jedes Glied unsers Körpers leicht und ordentlich bewegt, das macht noch nicht das Wesentliche der Gesundheit aus; das sind nur verschiedene Wirkungen und Aeußerungen derselben. Sie selbst besteht in dem richtigen und genauen Verhältnisse aller Theile, aller Gefäße und Säfte unsers Körpers gegen einander, und in der ungeschwächten, wir wirkenden Lebenskraft, die sie alle durchdringt und erfüllt und in Bewegung setzt — Die Tugend besteht auch nicht in einzelnen guten Gesinnungen. Daß wir ein Vergnügen am Wohlthun finden; daß wir gern über ernsthafteste Dinge, über Religionslehren &c. nachdenken; daß wir den Frieden und die

tracht lieben und sie gern befördern; daß von unsern Nebenmenschen lieber das Gute als das Böse glauben: das alles sind gute Gesinnungen, an welchen es dem Tugendmenschen nicht fehlen darf; aber keine von diesen Gesinnungen allein, auch nicht mehrere zusammen genommen machen uns wirklich tugendhaft, oder machen das Unterscheidende, das wesentlich der Tugend aus.

Nein, Tugend ist ein Ganzes, ein unzertrennliches Ganzes. Sie ist nicht sowohl Handlung, als Grund der Handlung, nicht sowohl Gesinnung, als Grund der Gesinnung; sie treibt uns zu jenen guten Handlungen an, und flößt uns diese guten Gesinnungen ein. Von ihr belebt und regiert, wollen und thun wir das Gute, und alles Gute; wollen wir stark und entscheidend, und thun es gern und standhaft. Sie ist nämlich die Beschaffenheit unsers Geistes, die Richtung und Bestimmung seiner Kräfte, die uns stets so lenken, so gesinnt sein, so handeln läßt, wie es der Wahrheit, der Ordnung, dem Willen Gottes gemäß ist. Sie besteht in einer allgemeinen, herrschenden, wirksamen Neigung zu allem dem, was wahr und recht und gut ist, in der beständigen Bereitwilligkeit, das

zu thun oder nicht zu thun, zu leiden oder zu dulden, zu sein und zu haben, oder nicht zu sein und nicht zu haben, was Gott will, daß wir thun oder nicht thun, leiden oder dulden, sein und haben, oder nicht sein und nicht haben sollen. Sie besteht in der Wahrheit unsrer Gedanken, Empfindungen, Neigungen, Worte und Werke, in der Uebereinstimmung aller Theile unsers innern und äußern Verhaltens unter sich und mit dem göttlichen Gesetze. Sie ist also eben das, was wir sonst Liebe und Ausübung des Guten, willigen, uneingeschränkten Gehorsam gegen Gott und seine Gebote, was wir Rechtsschaffenheit nennen. Sie ist die Gesundheit und das wahre Leben unsrer Seele, der Zustand, in welchem unser Geist das ist und wirkt, was er nach seiner Bestimmung sein und wirken soll; die Kraft, die uns stets zu Allem, was schön und gut, gemeinnützig und edel ist, was Gott gefällt und menschliche Vollkommenheit und Glückseligkeit befördert, antreibt — uns mit Wohlgefallen gegen alle Menschen durchbringt, uns mehr für Andere, als für uns, leben und wirken, und Alles, was wir sind und haben, auf die beste Art anwenden heißt.

Salomon Gessner,

geboren den 1. April 1730 zu Zürich, ging 1749 nach Berlin, um die Buchhandlung zu lernen, beschäftigte sich aber viel mit Zeichnen, lebte später in seiner Vaterstadt als Buch-

händler und Mitglied des großen Rathes, zugleich als Maler und Kupferstecher thätig, starb den 2. März 1787. — Tryllen in ungebundener Rede.

Palmen.

Wie lieblich glänzet das Morgenroth durch
die Haselstaube und die wilden Rosen am
Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf
den Balken unter meinem Dach! und die
gelbe Lerche in der hohen Luft! Alles ist
grüner, und jede Pflanze hat sich im Thau
verjüngt; auch ich, auch ich scheine verjüngt;
mein Stab soll mich Greis vor die Schwelle
meiner Hütte führen, da will ich mich der
aufgehenden Sonne gegenüber setzen und über
die grünen Wiesen hinsehen. O, wie schön
alles um mich her! Alles, was ich höre,
sind Stimmen der Freude und des Dankes.
Der Vogel in der Luft und der Hirt auf dem
Feld singen ihr Entzücken; auch die Heerden

brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln
und aus dem durchwässerten Thal. O, wie
lang', wie lang', ihr Götter! soll ich noch eurer
Gütigkeit Zeuge sein? Neunzigmal habe ich
jetzt den Wechsel der Jahreszeiten gesehen;
und wenn ich zurückdenke, von jetzt bis zur
Stunde meiner Geburt, eine weite, liebliche
Aussicht, die sich am Ende mir unübersehbar
in reiner Lust verliert, o wie waltet da mein
Herz auf! Ist das Entzücken, das meine
Zunge nicht stammeln kann, sind meine Freuden-
thränen, ihr Götter, nicht ein zu schwacher Dank?
Ach! fließet, ihr Thränen! fließet die Wangen
herunter! Wenn ich zurücksehe, dann ist's,
als hätt' ich nur einen langen Frühling ge-
lebt; und meine trüben Stunden waren kurze
Gewitter, sie erfrischen die Felder und beleben

die Pflanzen. Nie haben schädliche Seuchen unsre Heerde gemindert; nie hat ein Unfall unsre Bäume verderbt, und bei dieser Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt sah ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm spielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudenthränen sah ich in die Zukunft hinaus, wenn ich diese jungen Sprossen aufkeimen sah; „ich will sie vor Unfall schützen, ich will ihres Wachsthum warten,“ sprach ich, „die Götter werden die Bemühung segnen; sie werden empornwachsen und herrliche Früchte tragen, und Bäume werden, die mein schwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen.“ So sprach ich, und drückte sie an meine Brust, und jetzt sind sie voll Segen emporgewachsen und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchsen die Aepfelbäume und die Birnbäume und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzt habe, hoch empor; sie tragen die alten Nester weit umher, und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dies, dies war mein heftigster Gram, o Mirtal! da du an meiner lebenden Brust in meinen Ar-

men starbest. Zwölftmal hat jetzt schon der Frühling dein Grab mit Blumen geschmückt; aber der Tag naht, ein froher Tag! da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich seh' es mit Lust, wie mein grauer Bart schneeweiß über meine Brust herunterwallt. Ja, spiele mit dem weißen Haar auf meiner Brust, du kleiner Zephyr, der du mich umhüpfest! es ist es so werth, als das goldene Haar des frohen Jünglings, und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieser Tag soll mir ein Tag der Freude sein! ich will meine Kinder um mich her sammeln, bis auf den kleinen, stammelnden Enkel, und will den Göttern opfern; hier vor meiner Hütte sei der Altar; ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein schwacher Arm soll die Leier nehmen, und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder singen, dann will ich Blumen über meine Tafel streuen und unter frohen Gesprächen das Opferfleisch essen.

So sprach Palemon, und hub sich zitternd an seinem Stab auf, und rief die Kinder zusammen, und hielt den Göttern ein frohes Fest.

Christoph Martin Wieland.

(Siehe Theil I, Seite 68.)

Ueber Goethe's Götz von Berlichingen.

(Aus dem Deutschen Mercur 1774.)

Ferne sei es von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude haben soll, Personal-Satiren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kommt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem Jeden seine Freude; und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Muth zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert,

wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Deslo besser! Denn wenn es, ut iniquas mentis asellus, die Ohren sinken ließe und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador von aus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — da ist kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen und wer etwa von ungefähr — denn ich meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Fuß in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik und tröste sich damit, daß aus diesen wilden Jungen, sofern sie glücklich gemacht sein sollten, in Zeiten auszutoben, noch gute Männer werden können; wiewohl dies selbst dem einen und andern schon mißlungen ist.

ob auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte. nie, Wissenschaft, gutes Herz! dies ist just, ob Jemand Feuer im Busen trüge; das nun nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir an Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. Aber zu unserm Götz von Berchingen.

Immerhin sei dies Schauspiel — das man nicht aufführen kann, bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigne Schauspieler dazu herzaubert — immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir nur viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum), daß ihn nicht leicht eine andere Lecture (immer nehme ich Emilie Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Aug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und aus ununterbrochenem Anschauen der lebendigen Gemälde, die er, ut Magus, vor unsern Augen vorführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unsrer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte, warum er sein Drama gerade in fünf Acte getheilt habe? — Wenigstens nicht dem Aristoteles zu Gefallen. Er theilte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben, oder, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal mehr Acte machen können. Die chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die acht Tage währen, sagt man uns. Warum werden wir an einem Drama, das nicht zum Vorlesen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen lassen? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäbe

ein ganzes Jahrhundert in einer tragischen Farce, die im Geiste seines Götz geschrieben wäre! Möchte sie doch dreihundert fünfundsiebzig Acte haben!

Die Recension meint, die Charaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger gelungn, als die männlichen; ich glaube, mit Recht. Nichts vom Worte geglückt zu sein, welches nirgends weniger als auf ein Frauenzimmer paßt, wo Laune und Genie Alles, das Glück gewiß nichts gethan haben, — sucht mich, der größte Meister in weib-

lichen Charaktergemälden, Shakespeare selbst, sei nirgends größer in dieser Art von Malerei, als unser Dichter in seinen Gemälden von Maria, Elisabeth und Adelheid. Mir hat in dem ganzen Stücke nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt — und diese ist in der Scene zu Jarthausen, wo Götz, da es nun mit ihm bis aufs Äußerste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sickingen nöthigt, sich zu entfernen. Die ganze Scene ist ein Meisterstück von erhabener Einfalt, wahre, ungetünfelte, im höchsten Grade rührende Natur! Maria und Sickingen haben sich nun endlich aus Götzens und Elisabeth's Armen gerissen. „Ich trieb sie,“ sagt Götz, „und da sie geht, möcht ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir.“ — „Bis in den Tod,“ antwortet Elisabeth. Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, ist unendlichmal mehr, als alle die schönen Tiraden, wie der beste französische Poet sie hätte herdeclamiren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig ist; ein Weib, das durch dies einzige „bis in den Tod“ so schön und groß, als alle Alcesten, Pantheen, Portien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird.

Wieland an Merck.

Weimar, den 17. Oct. 1776.

Liebster Herr und Freund, die neulichst überschickten Recensionen *) sind mir richtig und zu meiner großen Freude gekommen. Der Auszug aus Lavater's Physiognomik war ein mühsames Stück Arbeit, und wird unsern meisten Lesern, deren wenige das Buch selbst haben, willkommen sein. Indessen ist mir doch, Sie könnten, wenn Sie gerne wollten, gegen manche Lavater'sche Bemerkungen und Urtheile ganz erhebliche Einwürfe machen, die wenigstens den Nutzen schafften, Antworten von ihm zu eliciren — und also immer zum Bau des Reichs Gottes etwas beitragen würden. Irr ich mich, mein Trauter, oder ahnt's mir wahr? Leptern Falles wünschte ich sehr, daß Sie einmal Lust bekämen, so etwas Kritisches oder Pyrrhonisches über die Physiognomik zu schreiben, womit wir Freund Lavater

*) Beiträge zum Mercur

regaliren wollten. Denn Tadel, sagt er, ist ihm lieber als Lob; und Einwendungen, die ihn auf neue Atern von Wahrheit führen, lieber, als bloße Bestätigung dessen, was er schon gegeben hat.

Von Julius von Tarent*) hätten Sie, dünkt mich (vielleicht irr' ich mich), mehr Gutes sagen können. Wiederholen wir die goldne Regel, daß man die *materia dramatica* aus dem gemeinen Leben nehmen müsse, nicht zu oft? Und schränken wir nicht den Genie sowohl als die dramatische Philosophie, wenn ich so sagen kann, zu sehr dadurch ein? Ist es nicht interessant und zuträglich, daß uns auch edlere, höhere, kräftigere Menschheit, mit Einem Worte, heroische und idealische Menschheit lebendig dargestellt werde? Doch dagegen haben Sie wohl nichts. Sie wollen nur, daß in einem Charakter Alles sich selbst gleich sei, Alles lebe, Alles der wirklichen Menschheit analogisch sei? Wollen Sie mehr, wollen Sie nur Menschen, wie wir und unsre lieben Zeitgenossen sind, oder unsre lieben Altvordern waren: wer soll da Dramen machen, seit Goethe ein Minister ist?

A propos von Dramen, wissen Sie schon, daß Klinger dato sich als Theaterdichter bei Seilern in Leipzig pr. 500 Rthlr. jährlich engagirt hat? Und bewundern Sie nicht mit mir die täglich überraschender werdenden *mirabilia mundi* in unsern Tagen? Von diesem unerschöpflichen Genie ist schon wieder ein Schauspiel, ich weiß den Titel nicht, voll maurischer und spanischer Könige herausgenommen; und alle Augenblicke haben wir noch eins, das er hier in Weimar angefangen, zu erwarten! Das heiß' ich Zeugungskraft!

Zwischen Herbern und mir, seinem Weib und meinem Weib, seinem Bübchen und meinem Mädchen, hat sich allbereits eine gute hausgesponnene Art von Familienfreundschaft erwürkt, die, wie ich hoffe, herb und dauerhaft sein soll. Ich denke, was er Ihnen etwa selbst gelegentlich davon sagen wird, soll mir kein *dementi* geben. Bis ist bin ich trefflich mit ihm *d'accord*; und warum nicht immer? Da ich immer bereit bin und bleiben werde, ihm den Primat *inter pares* so gut, als jeder katholische Bischof dem Papst, einzugestehen.

Goethe ist immer der Nämliche — immer

wirklich, uns Alle glücklich zu machen glücklich zu erhalten — und selbst nur Theilnehmung glücklich — ein großer, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum kannt, weil so Wenige fähig sind, sich Begriff von einem solchen Menschen zu n

Aber für diesmal, liebster Freund. Be Sie mich immer lieb. Ihre Freundschaft mir köstlich, und Alles, was von Ihnen kommt auch. Da *veniam*, wenn ich etwas in diesem Brieflein gesagt haben sollte mir wohl manchmal begegnet *sans y penser* Gott mit uns!

Wieland

Der Chor in der Tragödie (1801)

Ein mit A. W. bezeichneter Ungenannter belehrt uns in einem kleinen Aufsatze den Chor in der griechischen Tragödie: Chor sei die nothwendige Basis der Tragödie, er sei es, aus welchem die handelnden Personen sich gleichsam krystallinisch absetzen in ihm, dem Chor, liegen die Elemente dessen ungetrennt und gleichsam zeit- und raumlos, was nun, in Zeit und Raum einandergelegt, als Handlung sich darstellt. Und wie das ganze Wesen der Tragödie verstreut, daß der Held, ein großer Mensch sich frei um eine Idee bewege, diese Idee sich zu verkörpern strebe, indem hingegen die Idee, die Bande seiner Individualität lösend, ihn in sich zu vergeistigen trachte, sei auch der Chor selbst, in Bezug auf diese Idee, gleichsam der durchsichtige und krystallfeste Kern, welcher übrig bleibe, wenn seine nach verschiedenen Richtungen gehenden Blätter auseinandergelegt habe" u. s. w.

Ich vermuthe, daß die meisten Leser, diese neue Offenbarung des ganzen Wesens der Tragödie und des Chors der Tragödie nicht allzu verständlich sein dürfte, sich mit mir vereinigen werden, den Herausgeber jener Zeitblätter („*Elysium* und *Tartarus*“ herausgeg. von Falt) zu ersuchen, daß ihm gefallen möchte, von seinen unbekannten Verbindungen mit den Bewohnern des *Elysiums* zu unsern Gunsten Gebrauch zu machen und die zu ihrer Zeit berühmten Meister der Kunst, Aeschylos, Sophokles und Euripides, allenfalls auch die Philosophen Sokrates, Platon und Aristoteles, um ihre Meinung zu hören, zu befragen.

*) *Recens. Mercur* 1776, IV, 91.

von der Sache zu befragen, und, wo möglich, sich einen kleinen Commentar über diese neue Theorie von ihnen auszubitten. Bis dieser etwa erfolgt, begnüge ich mich zu sagen, daß — gesetzt auch die Idee, die der Ungenannte sich vom Chöre der griechischen Tragödie a priori macht, passe auf alle andern Stücke des Aeschylos, Sophokles und Euripides, was sich jedoch Niemand, der sie mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, überreden lassen dürfte — wenigstens der Chor in der Helena des Euripides eine schreiende Ausnahme macht. Dieser ist soweit davon entfernt, die Personen der Handlung: Helena, Menelaos, Theonoe und Theoklymenos (nichts von Teutros, der alten Schloßmagd, dem alten Diener des Menelaos und dem Hofbeamten zu sagen) kristallinisch aus sich abzusetzen, daß vielmehr der Dichter (wenn es ihm erlaubt gewesen wäre) ihn gänzlich weggelassen, und an seiner Stelle eine einzige griechische Sclavin als Vertraute der Helena, und im fünften Act ein Paar Hausbediente des Theoklymenos hätte aufstellen können, ohne daß wir neuern Leser den Chor vermißt hätten, oder der poetischen Wahrheit und Vollständigkeit der Handlung das Mindeste abgegangen wäre. In keinem der Euripideischen Dramen fällt es stärker in die Augen, als in diesem, wie lästig ihm der Chor war, wie schwer es ihm wurde, ihm eine schickliche Rolle darin zu geben, wie geflissentlich er ihn darin auf die Seite zu schaffen suchte; er sieht sich sogar genöthigt, ihn zwischen dem dritten und vierten Act einen episodischen Gesang anstimmen zu lassen, der zu der Handlung nicht in der geringsten Beziehung steht. Im ganzen Stücke finden sich nur zwei Stellen, wo der Chor einen warmen und thätigen Antheil an der Handlung nimmt: im ersten Act, wo er Helenen den Rath gibt, sich an Theonoe zu wenden; und im fünften, wo er den König mit Feuer und Entschlossenheit, auf die Gefahr, sich seinen höchsten Unwillen zuzuziehen, von dem Vorhaben, seine Schwester zu ermorden, abhält; der Jenes hätte, wie gesagt, durch eine Vertraute, und Dieses durch ein paar alte Knechte des Theoklymenos eben so gut vertreten werden können.

Was ich, mit Berufung auf den gesunden Verstand aller Leser, von diesem Stücke behauptete, gilt mehr oder weniger, wo nicht in allen, doch gewiß von dem größten Theil der Tragödien der Griechen, die auf uns ge-

kommen sind. Es gehört entweder eine seltsame, nur aus dem Schwindelgeist unsrer Zeit erklärbare Art von Verblendung, oder eine gänzliche Unwissenheit der Geschichte der dramatischen Dichtkunst dazu, um nicht zu sehen, welches das wahre Verhältniß der Dinge war. Mehrere Jahrhunderte bevor man von dem, was zu Euripides' Zeiten Tragödie hieß, den mindesten Begriff hatte, hießen die dithyrambischen Gesänge, womit eine Anzahl begeisterter oder Begeisterung affectirender Sänger an den Bacchusfesten der Athener sich öffentlich hören ließen, Tragödien, und machten eine diesem Gott geheiligte Volkslustbarkeit aus. Da der Trieb, das, was wir oder Andere vor uns erfunden haben, zu vervollkommen, dem Menschen eben so natürlich ist, als die Liebe zur Veränderung und zum Neuen: so konnte es nicht fehlen, daß diese ewigen Lobgesänge auf den Bacchus und seine Wunderthaten endlich Langeweile zu machen anfangen. Die Unternehmer dieser Chöre ließen sich also angelegen sein, sie durch glückliche Veränderungen nach und nach den Zuhörern interessanter zu machen. Thespis scheint der Erste gewesen zu sein, der die Chorgesänge mit einer Art von monodramatischen Schauspielen verband, die in ihren Anfängen bloße Intermezzi oder Zwischenspiele waren, nach und nach aber (indem Aeschylos die zweite, und Sophokles, durch den guten Erfolg kühner gemacht, die dritte, vierte Person auftreten ließ und in die mimisch vorgestellte Handlung verwickelte) die Gestalt der Art von dramatischen Compositionen annahmen, welche von dieser Zeit an den Namen der Tragödien ausschließlich erhielten. Natürlicher Weise führte dies, ebenfalls nach und nach, wesentliche Veränderungen in der Natur und Bestimmung des Chors herbei. Seine Gesänge, welche vorher die Hauptsache gewesen waren, wurden nun eine Art von Zwischenspiel zwischen den Acten des Schauspiels; und da man, sobald diese neue dramatische Dichterei zur Kunst wurde, die Nothwendigkeit fühlte, aus beiden ein Ganzes zu machen: so erhielt der Chor überdies noch die Rolle eines bei der Haupthandlung interessirten und durch guten Rath, ja in Fällen, wo es nothwendig war, auch thätig an derselben theilnehmenden Zuschauers. Die Personen, woraus der Chor bestand, mußten nun durch eine natürliche Folge allerlei von dem, was sie ehemals vorstellten, sehr ver-

schiedene Gestalten annehmen. Im Prometheus erscheinen sie als die fünfzig Töchter des Okeanos, in den Eumeniden als eben so viele Furien; in andern Stücken ist der Chor aus Krieglern, aus den angesehensten Bürgern einer Stadt, aus einer Anzahl kriegsgefangener Slavinnen oder Dienerinnen in einem großen Hause u. s. w. zusammengesetzt. Da aber unter der großen Menge von Fabeln aus der Götter- und Heroenzeit, womit die Dichter die tragische Bühne in einem Zeitlauf von mehr als hundert Jahren bereicherten, nicht alle so beschaffen waren, daß der Chor, so wie er nunmehr organisiert war, mit Wahrscheinlichkeit und Schicklichkeit die Rolle eines an der Handlung theilnehmenden Zuschauers spielen konnte: so begreift sich leicht, wie der Dichter öfters dadurch in Verlegenheit und trotz allem seinem Genie und Scharfsinn nicht selten in die Nothwendigkeit gesetzt wurde, wider seinen Willen Unschicklichkeiten zuzulassen, die er gewiß vermieden hätte, wenn ihm erlaubt gewesen wäre, in Stücken dieser Art den Chor wegzulassen und Ver-

traute an seine Stelle zu setzen. stand schlechterdings nicht in sei- Die Zuschauer waren nicht nur f Zeit an den Chor und seine wohnt, sondern die Religion se nicht, hierin eine Aenderung zu dithyrambischen Chorgesänge an i festen wurden von uralten Zei ein religiöses Institut betrachtet; das tragische Drama aus ihnen war, dieses aber dem Chor und sängen in den Zwischenacten eine stimmung gegeben hatte, fand m nicht gröblich an Bacchus und se zu versündigen, keinen andern s die aus jenen uralten Bacchis sängen entstandenen sämtlichen die Tragödien und Komödien, Gotte geheiligt und zur Feier schlechterdings nothwendig anzu daher würde man eine Art von zu begehen geglaubt haben, we Weglassung eines so lange für u haltenen Theils der Tragödie zuge

Helfrich Peter Sturz,

geboren den 16. Februar 1736 zu Darmstadt, studirte zu Göttingen, 1760 Privatsecretär in Glückstadt, 1762 in Kopenhagen (beim Grafen von Bernstorff), 1768 Legationsrath, 1770 im Generalpostdirectorium beschäftigt, 1772 mit Struensee gestürzt, ward für unschuldig erkannt, da-

nischer Regierungsrath in Oldenburger Stadrath, starb zu Bremen den 17. October 1779. — Geistreicher Prosailungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorff, Zeichnungen und Skizzen v Briefe u. s. w.

Heber Klopstock.

(An Voie.)

Als ich im Hause des unsterblichen Bernstorff mit Klopstock lebte, mein Herz mit ihm theilte, über alle Wünsche glücklich war unter den besten, edelsten Menschen, — welch heiterer Morgen einer trüberen Zukunft! — Meine Bekanntschaft mit Klopstock bildete sich schnell, und in sieben unvergeßlichen Jahren sind, außer einer achtmonatlichen Reise, wenige Tage verflossen, worin wir uns nicht sahen. Nie hat in dieser Zeit ein Wölkchen Laune unsre Freundschaft getrübt, denn auch als Freund ist Klopstock

„Siehe, die dem Orkane steht.“

Gegenwärtig, ferne von ihnen oder im täuschenden Schatten, er verkennet seine Freunde

nie. Hat er einmal geprüft und währt's ewig.

Ich will, lieber Voie, auch Gedächtniß einzelne Züge für i sammeln, denen das Bild eines Mannes Geistesvollust gewährt. ganz gegenwärtig; denn ich empfinde immer noch in der vergangenheit Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft über von treffendem Scherz, billigen kleinen Gedanken mit allem Reichtum Dichtergaben aus, spottet nie bitter scheiden und verträgt auch Widerstand aber ein Hofmann, lieber Tellow, nicht, wenn ich auch nur einen Gefallen dem Worte verstehe, der sich geschworen einschmeichelt. Seine Grabschrift vielmehr von der Bekanntschaft mit

ist daß er Geburt und Würde nicht
 der er schätzt den Menschen noch
 forscht tiefer nach innerem Gehalt,
 Erziehung und Glanz blenden
 er fürchtet, als eine Beschimpfung,
 schützende Herablassung der Großen.
 nach dem Verhältnisse des Rangs

Vornehmerer einige Schritte mehr
 in ihm um Klopstock's Achtung zu
 elten findet ihr ihn in der sogenann-
 Gesellschaft, im Zirkel abgeschliffener
 welchen, wie auf König William's
 , kaum ein Gepräge mehr kenntlich
 ch täglich ohne Liebe suchen, ohne
 erlassen, über Alles gleiten und an
 il nehmen, ihre Zeit unter Spielen
 ausen, wie eine Bürde fortzuschleppen
) auf der Leiter der Wesen nur eine
 her als Puppen im Uhrwerk, die,
 Walze befestigt, sich ewig in der
 Schwunglinie drehen. Dafür zog
 lieber mit ganzen Familien seiner
 uf's Land: Weiber und Männer,
) Diener, alle folgten und freuten
 Wir suchten dann unwegsame Derter,
 auervolle Gebüsch, einsame, unbe-
 kade, kletterten jeden Hügel hinauf,
 des Naturgesicht aus, lagerten uns
 ter einer schattigen Eiche und er-
 s an den Spielen der Jugend, ja
 mischten wir uns drein. Oft zeigte
 einen fernen Baum. „Dorthin!“
 aber gradezu — wir werden auf
 id Gräben treffen — ei bedächt-
 bauen wir Brücken;“ — und so
 erste gehauen; wir rüdten, mit Fa-
 aben, als Belagerer fort, sicherten
 und erreichten das Ziel. Klopstock
 mit Jugend umringt. Wenn er so
 Reihe Knaben umherzog, habe ich
 en Mann von Hameln genannt.

dies ist Gefallen an der unver-
 Natur. Deutschland verdankt seiner
 e einige seiner besseren Menschen;
 olberge und Karl Gramern hatten
 sichteit früh gebildet.

Es Leben ist ein beständiger Genuß.
 t sich allen Gefühlen und schwelgt bei
 der Natur. Nur wenn sie aus dem
 athmet, ist die Kunst seiner Huld-
 ; aber sie muß wählen, was Herzen
 oder Herzen sanft bewegt. Gemälde
 n und Weben, ohne tiefen Sinn
 henden Ausdruck, eure Mieris,

Nettcher und Slingelande fesseln seine Beobach-
 tung nicht; aber zeigt ihm Bouchardon's Tire-
 sias, wie er die Schatten beschwört, Rem-
 brandt's Lazarus, wie er zum Leben erwacht,
 Rubens' sterbenden Christus: dann hängt er
 trunken am Bilbe. So auch Musik. Sie
 durchströmt ihn, wenn sie klagt, wie die lei-
 dende Liebe, Wonne seufzet, wie ihre Hoff-
 nung, stolz dahertönt, wie das Jauchzen der
 Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt.
 Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen,
 Windemens Stimme folgsam begleiten, nie
 das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben,
 wie der Schleier eine griechische Tänzerin. Die
 freudigste Zeit des Jahrs für Klopstock war,
 „Wenn der Nachthauch glänzt auf dem
 stehenden Strom.“

Gleich nach der Erfindung der Schifffahrt ver-
 dient ihm die Kunst Tialf's ihre Stelle:

„Wer nannte dir den kühnern Mann,
 Der zuerst am Mast Segel erhob?

Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
 Welcher dem Fuß Flügel erfand?“

Eislauf predigt er mit der Salbung eines
 Heidenbelehrers, und nicht ohne Wunder zu
 wirken; denn auch mich, lieber Boie, der ich
 nicht zum Schweben gebaut bin, hat er auf's
 Eis argumentirt. Raum daß der Reif sichtbar
 ward, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen
 und eine Wahn oder ein Bähnlein aufzuspüren.
 Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Wasser-
 sammlungen bekannt, und er liebte sie nach
 der Ordnung, wie sie später oder früher zu-
 froren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht
 er mit hohem Stolge herab:

„Säumst du noch immer an der Walbung
 auf dem Herd und schläfst

Scheinbar denkend ein? Wedet dich der
 silberne Reif

Des Decembers, du Bärtling! nicht auf?“
 Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine
 Festnacht der Götter:

„Nur ein Gesetz: wir verlassen nicht eh'
 den Strom,

Bis der Mond am Himmel sinkt!“

Wenn ich das Gesetz durch Glossen verdrehte,
 oder es brach, so ward meine Sünde durch
 ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf
 entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der
 Schönheit; Schlangenlinien, gefälliger als
 Hogarth's Schwebungen, wie des pythischen
 Apoll's; schöner als der Liebesgöttin Locken
 wehet ihm Braga's goldenes Haar. Die Hol-
 länder schätzt er gleich nach den Deutschen,

weil sie ihre Tyrannen verjagten und — die besten Eisläufer sind. Einst traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachsinnen an; er zog Linien, maß und theilte. — „Wird es wohl gar ein Partagetractat? Oder ein System eines bessern Staatsgleichgewichtes?“ — „Sehen Sie,“ rief er, „man vereinigt Meere; wenn man diese Flüsse verbände, hier einen Canal zöge, dort noch einen, das wäre doch unsrer Fürsten noch würdig, denn so hätte man Deutschland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt.“ Er hat Gesetze über den Eislauf gegeben, mit einem solonischen Ernst. Ueber Alles, auch über seinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwei Briefe von ihm, für eine Dame geschrieben, die mich zum Kampf herausforderte — auf ein Paar hölzerne Degen, hochtrogend — wie Longin für die Zenobia schrieb. Andere Briefe besitze ich wenig von diesem lieben, sophistischen Nichtschreiber. Ich ließe gern seine Scheingründe gelten, wäre nur ein anderes Mittel gekannt, seiner abwesenden Freunde zu genießen. Aber die Noth ist erfinderisch. Viele seiner Freunde werden ihm nur vierteljährlich ihre Briefe durch einen Notar einhändigen lassen, der dann jedes Wort von ihm auffängt, und ein Instrument darüber verfertigt. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einschicken?

In seiner schweren Geistesarbeit wird Klopstock durch keinen Einbruch, keine Ueberraschung gestört. Ich habe ihn, als er Hermann's Schlacht und manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tages und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch; ja es schien, als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte. Klopstock ist dunkel; allein grabt in der Mine, so findet ihr Gold; oder wenn auch das zu mühsam wird, so leßt Uebersetzungen von Junker oder Vollier's Rubachiade. Freilich feilt er so emsig die Sprache, schneidet so streng den Ueberfluß weg, wägt so empfindlich dem Vers und dem Inhalt Tonlaut, Zeitmaß und Wortlaut zu, schöpft so anhänglich aus der Gegenwart Eindruck, daß es so gemächlich nicht angeht, alle Nuancen seiner Darstellung zu haschen. Oft schreibt er nur das letzte Glied einer langen Gedankenreihe hin, und man muß mit seines Geistes Sitte vertraut sein, wenn man ihm sicher zurückfolgen will. Wer mit ihm gelebt hat, versteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält, der ihn durch seine Schöpfungen führt: und darum ist es nützlich und

gut, daß jetzt schon Tellow seine Oden mentirt.

Von Klopstock's poetischer Ordnung, von seinem Goufre, der Schriften verschlingt und wieder auswirft — *disjecta membra poetæ* — ließe sich noch Manches erzählen; aber Ehre, dem Ehre gebührt; ich habe Klopstock's Papiere einst in lauter goldenen Umschlägen gekannt, zierlich auf seinem Schreibtisch geordnet, wie die Briefe eines Stupers; und das nenne ich die goldene Zeit seines Archivs. Sie währte ganze acht Tage lang; und wer die Epoche zu erneuern Lust hat, darf ihm nur seine Gedichte in Goldpapier zuschicken.

William Pitt.

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Fluth der neuern Sittenverderbnis strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Geister, herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt, Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet oder bewogen. Er riß ein und baute, herrschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Partei; er allein vernichtete alle Parteien. Alle Briten waren mit ihm einig. Unter einem verläßlichen Volke hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Arms, der die bourbonische Ligue zertrümmerte und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah in's Grenzenlose und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blicke. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegen, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf immer gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit; nicht unter die Pygmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Classen der feilen Race zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich besaß er die Verdienste eines guten, freundlichen Mannes nicht; die

Menschen von minderer Größe. Un-
ich gegen die sanftern Freuden des
Glückes, sah er unverwandt auf Vri-
Schicksal, trat unter seine Helden und
er hin, und entschied.

Berebtsamkeit war leicht und hell und
die erhabensten Empfindungen durch
Redensarten aus. Sie war weder
enden Ströme des Demosthenes, noch
ehrenden Flamme des Tullius ähnlich,
sie glich zuweilen dem Donner, zu-
er Musik der Sphären. Er umstrahlte
genstand und traf sicher den Punkt
n Blitz seines Geistes, den man, wie
seiner Augen, nur empfindet, nicht
l. Er konnte nach Willkür umbilden,
l, zerstören. Er hätte ein wildes Volk
rdnung und Gesetz vereinigt. Er ver-
ein freies Volk wie Sklaven zu be-
ein Reich zu gründen oder zu ver-
und einen Streich zu schlagen, der
e Welt wiederhallte.

Christ der linken Hand an die
künftigen Erzieher.

Ich auch ein Vater des Volks einst ver-
ihre Freunde der Jugend, so erwägt
me Leiden, und eifert gegen das Vor-
dessen Opfer ich bin. Ich und meine
r sind Zwillinge und uns äußerlich
ich, wie die Blätter eines Baumes;
ie partiische Erziehung hat uns zu
rschiedenen Geschöpfen gemacht. Mich

Arme gewöhnte man früh, meine Schwester
als eine vornehmere Person zu betrachten.
Sie nahm bei jeder Gelegenheit den Rang
über mir. Sie allein wurde belehrt und ge-
bildet, und ich wuchs wie eine Bäuerin heran.
Sie wurde im Zeichnen, Schreiben und nütz-
lichen Kenntnissen unterwiesen, ich, wie eine
Magd in der Familie, nur zu verächtlichen
Arbeiten geübt; und wenn ich es wagte, die
Nadel oder die Feder zu ergreifen, so waren
empfindliche Schimpfwörter, ja nicht selten die
Ruthe mein Lohn. Ist es nicht ungerecht,
alle Bärtlichkeit an Einem Kinde zu ver-
schwenden? anererschaffene Fähigkeiten nicht zu
entwickeln? eine Rangordnung unter Geschwi-
stern zu dulden, die alles wechselseitige Ver-
trauen aufhebt? — In unserm Hause fügt
es sich zum Unglück, daß wir Beide unsre
Brüder und Schwestern ernähren müssen, und
diese Sorge fällt größtentheils auf meine
wohlerzogene Schwester. Man setze den Fall,
daß sie bettlägerig würde (und sie ist, leider!
mit Gichtflüssen geplagt), müßte denn nicht
Hunger und Elend unser unvermeidliches Loos
sein? Denn ich bin nicht geschickt genug, um
einen Bettelbrief zu schreiben, und muß mich
auch zu diesem Aufsatz fremder Hände be-
dienen. Sie kann sterben, und es bleibt so
unsrer verlassenen Familie keine Versorgerin
übrig.

O, gebieten Sie den Eltern gegen ihre
Kinder alle eine ungetheilte, unparteiische
Liebe. Ich bin

Ihre

demüthige Dienerin,
die linke Hand.

Moritz August von Thümmel,

den 27. Mai 1788 zu Schönsfeld bei Leip-
zige in Leipzig, ward 1761 Kammerjunker
g, 1768 Geh. Rath und Minister, zog

sich 1783 von den Geschäften zurück, starb den 26. Oct.
1817 zu Coburg. — Wilhelmine (humor. Epös);
Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs u. A.

Caverac.

in der Wärme eines Frühlings-
bezog ich mein Dörfchen, das den
Caverac führt und nur anderthalb
von der Stadt entfernt ist. Es ist
Baron zuständig, der um seinen König
recht, und sein Schloß unbesucht läßt,
die Hülse unter seiner eigenen Pracht

und Größe erliegt. Die kleinen Bauern-
hütten, die es umzingeln, sehen wie Broden
aus, die Wind und Wetter von seiner Felsen-
wand abgespült haben: aber sie liegen sicher
und ruhig, indeß die zerstörende Zeit uner-
müdet an dem Einsturze des nachbarlichen
Kolosses arbeitet. Ich nahm ohne Umstände
Besitz von dem Rästchen, das Johann mit
einem Gefühl, das seinem Herzen Ehre macht,

für mich ausgesucht hatte, und möchte es, so hölzern es ist, für keinen Preis gegen den traurigen Aufenthalt in jener Steinmasse vertauschen, die ihm zur belehrenden Aussicht gegenüberliegt. — Und die Bewohner dieser Hütte — wer wollte nicht mit ihnen zufrieden sein?

Des Herz war wohl seit dem Ergüsse
Des ersten Tropfen Bluts vergällt,
Der sich zu gut zum Mitgenusse
Der Freuden dieser Menschen hält,
An ihrer Patriarchensitte
Der Städte Politur vermißt,
Nicht unter'm Strohdach ihrer Hütte
Gern seine Gobelins vergißt;
Dem fette Milch aus irdner Schüssel
Nun keine Fürstenkost mehr dünkt,
Weil sie kein Herr vom goldnen Schlüssel
Mit ernstem Amtsgesicht ihm reicht;
Der nie den ungesuchten Scherzen,
Des Landmanns Tischgesprächen horcht,
Weil er sie nur dem frohesten Herzen,
Nicht Fontenellen abgeborgt.

Reine, unverdorbn Natur! Warum verwies ich meinem Johann diesen Ausdruck, der, so oft er auch genißbraucht wird, doch auf diesen gesunden, thätigen, fröhlichen Mann und auf sein junges, reizendes, liebevolles Weib so passend ist, daß ich für diese glücklich zusammen Gepaarten keinen schädlichen ausfindig zu machen wüßte?

Ein Morgen Land, der an ihre Hütte anstößt, mit Oliven, Feigen und Maulbeerbäumen besetzt; eine Oelpresse und ein Behälter im Vorhause für ihre Seidenwürmer: das sind die einfachen Mittel ihres Unterhalts, und nie, sagen sie, habe sich noch Mangel und Schwermuth ihrer Schwelle genähert. Sie treiben ihre Handarbeit wie ein Spiel, durch das sie Hunger, Schlaf und Stärke der Liebe gewinnen. An die Seele denken sie nicht. Diese ist bei ihnen ein Ader, der von selbst nur reine und gesunde Frucht tragen kann, und keiner mühsamen Bearbeitung bedarf. Die Kunst zufrieden zu sein, liegt ihnen in dem Herzen, wie die Kunst zu sehen in den Augen. Sie nützen diese natürliche Eigenschaft, ohne einen Augenblick über die Mechanik derselben nachzudenken. Da es für heute zu spät war, einen neuen Rückenstuhl zu entwerfen, so mußte ich mich diesen Mittag mit ihrer gewöhnlichen Kost begnügen; und dazu gehörte fürwahr keine große Verläugnung.

Kräftiger, behaupte ich, kann man tochen und freundlicher kann man nie legen als dieses Weib. „Wer hat sie, ich zu mir selbst, wenn sie durch W und Einfalt ihrer Rede mein Herz zog, „wer hat sie ohne Kenntniß Bücher, ohne Welt gelehrt, so bemä zu werden? Oder ist eben dieser Ursache, daß sie es in diesem Grade

Mein Bett, mein hölzerner Stuhl, Tisch für meine Schreiberei und Kleräthschaften stehen hinter einem Beder beinahe das Viertel von der St nimmt und — damit sind hinläng Grenzen des Eigenthums und der ert Schamhaftigkeit gewahrt. Alles lehrt m unter welchem geringen Aufwande me Zufriedenheit bestehen kann.

Ich bot meiner Wirthin einen A von zwölf Laubthalern an, um die R vergrößerten Wirthschaft zu bestreiten, ja wohl auch, so lange ich bei ihn meine Gäste sein müssen. — Könnte nur immer so auslachen sehen! „Wol ein Jahr bei uns bleiben, mein Herr? sie; „Was soll ich um des Himmels mit so vielem Gelde anfangen? Spär nährlich! mehr kann mein kleiner He meine Kochkunst nicht bestreiten. — Sie mein Herr, ich kann Ihnen nicht hell zwei Gerichten zufrieden sein. Ihre heit und Ihre Börse werden dabei ge und doch sollen Sie mit röthern Bac uns gehen, als Sie mitgebracht haben. Sie mir drei Stücke von Ihrer Münze, zusehen, wie weit ich damit komme, und ü thun Sie nur, als ob Sie zu uns gehör zweien Tagen, wette ich, schicken Sie Ih neien in's Spital; denn in unserm Dor sie kein Mensch brauchen.“ — Und sie, die sechzehnjährige Hausmutter, z ungelünstelten Wirthschaft. Der Man nahm, mich in Bewegung zu setzen. E mich erst um das Schloß seines Leh herum. „Wenn Sie,“ sagte er, „die Säle sehen könnten, die hier über einai wölbt sind, so würden Sie denken, de habe zum Riesengeschlechte gehört, der baut hat; und doch soll er nicht mehr gewesen sein, als sein Enkel, der ein liches Männchen ist, daß er in einem bauer Raum hätte. Es hängt mancher E tropfen meines armen Aeltervaters ar Steinen, der noch mit zu den dicken!

die jetzt wieder einstürzen. Seit
 n ist kein Rauch aus diesen ver-
 nsteinen gestiegen. Die Besitzer
 en Gebäudes fliehen es wie einen
 r ihr Erbtheil verschlungen hat,
 id Andern stiehlt es die schöne
 das freie Feld, das dahinter
 be ich mir doch die kleinen Häuser
 , wie das meine, die man ohne
 flicht, wenn sie wandelbar werden
 eringest wieder aufbaut, wenn sie
 en, und in denen starke, muthige
 hnen, die darin grau werden.“
 idete, liebster Eduard, läßt auch
 r. Wir wurden erst froh, als
 lige Dorf durchwandelten. Was
 andres Gemälde für den Geist
 nöde des kummervollen Stolzes!
 ues lebendig. Bald fuhr der
 ines rothwangigen Jungen zu
 i Fenster heraus, halb begleiteten
 enaugen eines blühenden Mäd-
 e Gasse. Hier kam uns der Reis-
 lt, hinter dem ein Duzend spie-
 hersprangen. Dort entblökte ein
 lter sein graues Haupt, um uns
 halischen Segen zu geben. Aus
 inter allen Strohdächern hervor,
 und Freude, Thätigkeit oder
 llbrachter Arbeit.

ige könnte so vermöhnt sein, an
 ten Hütten die Verhältnisse eines
 b in dieser Männer Leben und
 ihrer Kinder den Maschinengang
 Belt zu vermissen?

ist reinlich und seine Lage höchst
 sch machte auf unserm Rückwege
 bedeckung, die mir viel werth ist.
 Gebiet schließt einen Berg ein,
 chten, Mandelbäumen und Ge-
 ter einander bewachsenen Gipfel
 Ziele meiner Morgengänge aus-

ir hier nichts, was meine ein-
 edarf. Johann thut sich nicht
 t auf die Zufriedenheit, die er
 nimmt, und brüstet sich manch-
 Magister, der sich seit Kurzem
 r der wahren Glückseligkeit, wie
 bilitirt hat.

Ein Morgen in der Provence.

Die Nacht war im Scheiden. Eine kühle
 Luft drang auf mich ein, und verstärkte den
 Schauer, den der Mensch, wie die unbelebte
 Natur, in der Nähe der Beglückung empfindet.
 Noch dauerte es einige Pulsschläge, ehe die
 ersten Vorläufer des Tages den Himmel be-
 grüßten. Einzelne Vögel zwitscherten ihnen
 entgegen. Als aber der Saum des Horizonts
 sich mit einem Bande umzog, das mit Rubinen
 (armselige Vergleichung!) gestickt schien, be-
 reiteten sich schon tausend singende Stimmen,
 blölkende Kehlen, seufzende und betende Herzen
 zu dem Einklange in den großen Choral, zur
 Beistimmung in den allgemeinen Dank vor;
 und als der erste kleine Bogen des Birkels
 über den silbernen Wasserfall blinkte, und als
 er schon so feurige Strahlen ausspie, um dem
 geblendeten Auge für die folgenden Einblicke
 bange zu machen, - in denen er höher, immer
 brennender höher trat; und als sich nun
 zwischen dem Einschnitte des Gebirges die
 ganze, große, flammende Rundung unauf-
 haltfam in das blaue Weltmeer des Aethers
 stürzte: da erwachte Alles, da dankten, jauchzten,
 bebten ihr alle Organe der Schöpfung entgegen.
 Ein Kind weint bei einem heftigen Schalle,
 Erstaunen läßt sein Auge trocken. Der Mann
 von Gefühl staunt, empfindet und weint. Keine
 andere Sprache hatten wir jetzt, ich und mein
 Freund.

Die Vergoldung des Thals war vollendet,
 vollendet in seiner Pracht. Lasurgrün um-
 zitterte Blätter und Bäume, ihre Säfte waren
 Gold; die Dächer sprühten Funken, die Fenster
 flimmerten, das Gewölbe über ihnen allen
 glühte, und meine Brust hob sich unter den
 Schlägen des überwältigten Herzens. Jetzt
 drangen von den Hügeln die Schalmeyen der
 Hirten in mein Ohr. Die Melodie ihres
 basstischen Gesangs, die Andacht ihrer Morgen-
 lieder ergriff mich, und ich theilte nun den
 Reichthum meiner von den myriadenfältigen
 Schönheiten übervollen Blicke, und warf, so
 viel ich deren von den Gegenständen meiner
 Bewunderung loszureißen vermochte, auf das
 freundschaftliche Wesen in mir, das jeden
 Thautropfen der äußern Sinne mit dürstendem
 Verlangen auffing und zu einer Schnur für
 die Ewigkeit aneinanderreichte. Seines edlen
 Geschäftes bewußt, würde es jeden unechten
 Blendling, der ihm zugeflossen wäre, erlannt

zu Qualität Logik, dann Physik, Mathematik und schöne Wissenschaften, 1760 Professor der Philosophie zu Frankfurt an der Oder, 1761 Professor der Mathematik zu Rinteln, machte

und Stundrath, 1765 Stundrath und Rath zu Bückeburg, starb den 3. November — Philosophisches (Vom Verdienst; Vom das Vaterland u. A.), Historisches, Ueberse

Starke Gedanken und große Gedanken.

Ein Gedanke ist stark, wenn er große Kräfte in anhaltender Bewegung und Wirkungen von außerordentlicher Dauer darstellt. Und dadurch wird auch die Verwechslung des starken Gedankens mit dem großen Gedanken vermieden. Dieser hat eine Mannigfaltigkeit und Menge, oder Ausdehnung, welche die gewöhnlichen Maße ganz übersteiget. Der starke Gedanke setzt eine Dauer voraus, und eine Bewegung, die von dem Maße der Kräfte und der gewöhnlichen Veränderlichkeit abweicht.

Wenn der heilige Dichter Ps. 104 sagt: „Mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmüdet. Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel, wie einen Teppich; du wölbest es oben mit Wasser, du fährst auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und wandelst auf den Fittigen des Windes. Mit der Tiefe bedeckst du das Erdreich, wie mit einem Kleide, und Wasser stehen über den Bergen. Aber vor deinem Schatten fliehen sie, und vor deinem Donner fahren sie dahin.“ so erkennet jeder diese Gedanken für das erste Muster des Erhabenen und Großen. Hingegen stark sind folgende Gedanken eben dieses Dichters:

„Herr, du erforschest mich und kennest mich: ich sitze oder stehe auf, so weißt du es, ich gehe oder liege, so bist du um mich; du schaffest es, was ich vor oder hernach thue, und hältst deine Hand über mir. Wo soll ich hingehen vor deinem Geiste, und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesichte? führe ich gen Himmel: so bist du da; bettete ich mich in die Hölle: so bist du auch da; nähme

ich Flügel der Morgenröthe und bließe in das äußerste Meer: so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsterniß möge mich bedecken, so muß die Nacht auch Licht mich sein. Ps. 139. Denn auch Finsterniß ist bei dir nicht finster, und die Nacht ist wie der Tag: Finsterniß ist wie das Licht. Sollte ich deine Gedanken zählen, so mehr als der Sand; oder wenn ich erwache, bin ich noch bei dir.“

Man sieht diesen Unterschied eben so deutlich bei Bilbern, deren Umfang nicht so groß ist als der Umfang der beiden Gemälde, die ich eben angeführt habe. Ich nehme eine Bild aus den Prophezeiungen Jesaias.

So spricht der König zu Assur: Jes. 13. „Ich habe es durch meiner Hände ausgerichtet und durch meine Weisheit, und ich bin klug; ich habe die Länder untertheilt, und ihr Einkommen geraubt, wie ein Mächtiger die Einwohner zu sich gezogen und geworfen. Und meine Hand hat gehandelt über die Völker wie ein Vogelnest: ich habe die Völker zusammengegriffen, wie man Eier zusammenrafft, die verlassen sind, da Niemand sie regt, oder den Schnabel ausstreckt, oder zischt.“ Dieses Bild ist groß. Das andere dagegen, das stark ist: Jes. 30, 5.

„Wir hören ein Geschrei des Schmerzes, es ist eitel Furcht da und kein Friede. Wir forschen doch, und sehen, ob ein Mann geboren möge? Wie geht's denn zu, daß alle Männer sehe ihre Hände auf ihren Hüften haben, wie Weiber in Kindnöthen, und alle Angesichte so bleich sind?“

Metaphern sogar wollte ich eben nicht angeben.

Es ist nicht im Buche der Makkabäer über Alexandern: „Und es schwieg in seiner Gegenwart!“

zu den großen Gedanken rechne Shakespeare vom Marcus Antonius tra sagen läßt: „Königreiche und ren die Goldstücke, die aus seiner en.“

leicht zerfallen die Empfindungen den Classen der großen und starken. größte Glück nach einem unersehlust ist die Vergessenheit!“ Was starke Empfindung! Kaiser Friedrich schrieb sie an die Wand seines als er aus Wien vor seinem un-Feinde floh. Ich brauche die be-der Medea als ein Beispiel der Empfindung nicht anzuführen.

Leben soll ihnen eine Qual und der Trost sein!“ ist außer allem Streiten, so wie das Folgende groß Hector aussagt: „Rein Glückszeichen als das, für's Vaterland fechten.“

243). Ueberhaupt aber sagt man: Dichter habe mit Stärke und Nachdrücken, wenn seine Bilder und inen dauernden Eindruck gelassen um sie jeden Leser theils zu Entzücken gebracht, theils in eine anhaltende der Gemüthsverfassung gesetzt Daher rechnet man in dieser Absicht poetischen Gedanken zu den starken

Verdienst des Schriftstellers.

Mensch, jeder Stand ist zwar unzu-rieden dem Werthe, den er in Anderer t, und entschädigt sich wegen des

Verlustes, den er dabei leidet, durch das Urtheil, das er selbst über seinen Werth fällt; allein nirgends ist wohl der Unterschied der Urtheile größer ausgefallen, als beim Verdienste des Schriftstellers. Er selbst hält sich beinahe für den unentbehrlichsten Menschen; und tausend Andere, die keine Schriftsteller sind, begreifen kaum, zu was ein müßiger Mensch, der noch die Zeit hat ein Buch zu schreiben, wohl nütze sein könne. Ich will allemal wetten, daß kein Abschreiber auf der Kanzlei, kein Rathsherr oder Sachwalter in dem kleinsten Landstädtchen ange- troffen werde, der sich nicht bei sich selbst für ein nützlicheres Glied der menschlichen Gesell- schaft ansehe, als Newtonen oder Leibnizen, und der es nicht, wenn man ihn nur erst in Ei- fer zu setzen weiß, auch sagte. Alle übrigen Stände des bürgerlichen Lebens haben in der Gesellschaft ihren bestimmten Standort, ihre angewiesene Stätte, aus welcher sich ihr Bei- trag zum gemeinen Besten ohne Schwierig- keit angeben läßt. Der Weg, der von jedem Standorte auf das allgemeine Ziel hinführt, läßt sich mit den Augen verfolgen, gleichet einer graden Linie, deren Länge man durch die gemeine Meßschnur nothdürftig bestim- men kann. Die Bemühungen des Schrift- stellers gehen nicht so unmittelbar auf das gemeine Ziel hin. Er nimmt Umwege, schei- net wie in einer krummen Linie seine Rich- tung zu verändern, nicht immer in derselben Ebene zu bleiben; und ob sich gleich zuletzt sein Weg vielleicht desto sicherer zum Mittel- punkte des gemeinen Besten herabsenkt, so ist er doch den Augen des großen Haufens zu verwickelt, als daß sie ihn verfolgen könnten. Man kann das Verdienst des Schriftstellers nicht nach den gewöhnlichen Formeln berech- nen, wornach dies bei den andern Ständen angeht. Seine Linie ist für Viele zur Be- rechnung zu schwer. —

Matthias Claudius.

(Siehe Theil I, Seite 86.)

inen Sohn Johannes. 1799.

Gold und Silber habe ich nicht;
was ich aber habe, geb' ich dir.

Johannes, die Zeit kommt allgemach
ß ich den Weg gehen muß, den

man nicht wiedertkommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und lasse dich in einer Welt zu- rüd, wo guter Rath nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an.
Zeit und Erfahrung lehren hier und segnen die Lenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als du.

Es ist nicht Alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehrt hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und es ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von Ungefähr in dem schlechten Rod umher. Denn siehe nur: alle andren Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weiß machen, daß er sich rathe könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare sieht und kennt er nicht.

Spare dir denn die vergebliche Mühe, und thue dir kein Leid, und besinne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding. Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das sieh, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Bleib der Religion deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannengießer.

Scheue Niemand so viel, als dich selbst. Zuwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Egypter. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was du sindest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirn und frage ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldig Kind; doch, wenn du deine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge, und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von Andern, und wo von

Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend u. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sachen hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut; denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf den Gassen ist, da gehe fürbaß.

Wenn dich Jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmte, laß ihn und geh seiner Rundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünkt, daß er wisse; sondern der ist weise, der seine Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dunkels gereinigt ist.

Wenn es dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie, und nicht das Deine, und brich deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für dich abgehe, und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn: und ver stehen ist viel besser.

Lehre nicht Andre, bis du selbst gelehrt bist.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und lasse dich gern ihrentwegen hassen; doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin, und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur Einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als ob er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die Andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen Jedermann, doch vertraue dich schwerlich.

Wische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle Niemand, und laß dir nicht schmeicheln.

Ehre einen Jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er es nicht verdient.

Werde Niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer.

Mache Niemand graue Haare, doch wenn du Recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gesticulation, und geberde dich schlecht und recht.

Hilf und gib gern, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr; und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dich darum nicht weniger.

Thue keinem Mädchen Leides, und denke,

daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht Alles, was du weißt, aber wisse Alles, was du sagest.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und geh ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thue, was des Lohnes werth ist, und begehre keinen.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht.

Steh deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und geh nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Dein

treuer Vater.

Theodor Gottlieb von Hippel,

geboren den 31. Januar 1741 zu Gerbauen in Ostpreußen, studirte in Königsberg Theologie, später Jurisprudenz, 1765 Advocat in Königsberg, 1780 Bürgermeister, Stadtpräsident und Kriegs-

rath, starb den 28. April 1796. — Humoristische Schriften („Lebensläufe in aufsteigender Linie“ und Anderes), auch lyrische und dramatische Dichtungen.

Der Besuch des Alten.

Herr v. G. Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht grade zu? (Bedienten gehen ab.)

Der Alte (tritt ein). Gnädiger Herr! sie wollten — ich aber wollte nicht.

H. v. G. Und warum?

D. A. Ich schäme mich's zu sagen, da ich Sie sehe. Es ging mir, wie dem ungerechten Haushalter — ich schämte mich, zu betteln. —

H. v. G. Vater! — wäret Ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich Eurer nicht schämen. Dieß habt Ihr aber freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bei mir, seid so gut, einer davon zu sein.

D. A. Nein, Herr! wenn sie auch alle wären wie Sie, ich habe nicht Zeit. —

H. v. G. Was habt Ihr denn zu thun?

D. A. Was Wichtiges, Herr! zu sterben — ich will es wohl Alles sagen, wenn wir allein sind — (ich hielt den Athem zurück): ich habe nur noch höchstens acht Tage zu leben.

H. v. G. Wie wißt Ihr das?

D. A. Daß weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist. — Und nun! meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahre ernährt. —

H. v. G. Da haben sie ihre Pflicht gethan. —

D. A. Ich hatte mir so viel Geld ge-

sammelt, um Niemand auf's Alter beschwerlich zu fallen. Wie ging's? Ich lebte dieses Geld einem Cavalier! Der aß und trank, und war fröhlich und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind ein Cavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

H. v. G. Und ich höre sie so gern, beträuf' es mich selbst, als Ihr sie nur sagen könnt. —

D. A. Klüger wär's gewesen, wenn ich mich zu Tod gearbeitet hätte. — Da fiel ich einmal blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, curirte ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medicin gebraucht. Was einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr! Ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da ging mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fing an zu wollen, ich wollt' im ganzen Ernst; allein ich konnt' nicht, ich konnt' nicht! — verzeihen Sie diese Thräne. Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probestunde, gehabt, wo ich so schlecht bestund. —

H. v. G. Da geht Ihr zu Euren Kindern?

D. A. Ja Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Manne einen Sohn! Was sie hatten, hatt' ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freilich auch aus Gnad' und Barmherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan! —

H. v. G. Und jezo, Vater, werden sie gegen Euch kälter?

D. A. Nein, Herr! das nicht! aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbniß abgelegt — ich bin so ein alter Ged auf ein ehrliches Begräbniß — und diesen Sterbepfennig, Herr! haben sie angegriffen — drum geh ich betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräbniß bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollte ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

H. v. G. Wo wohnt Ihr denn?

D. A. Herr, Verzeihung! das sage ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen!

H. v. G. Verzeihung, Alter, d'gefragt habe! Gott züchtige mich, Euch nachsehe. —

D. A. Das ist brav, gnädiger acht Tagen sehen Sie gen Himmel, da sei Dank!) ist meine Wohnung n geheim. —

H. v. G. Aber wo glauben Euch Curigen?

D. A. Ich sagte, ich hätt ein auf mir, und müßte nach Gottes W sie wissen, daß es mein letzter Gang

H. v. G. Nehmt, Vater! Gott sei!

D. A. Herr, so viel? Nein, Herr es nicht gemeint. Ich brauch nur 1 Ort, das Uebrige hab ich nicht n Im Himmel brauch ich nichts. —

H. v. G. Gebt's Euren Kindern

D. A. Behüte Gott, Herr! mei können noch arbeiten — sie selbst nichts.

H. v. G. Zum Hause, Alter!

D. A. Es steht schon!

H. v. G. Ihr macht mich roth,

D. A. Nun dann sind wir's be bin es auch über und über, weil Ort angenommen. Sparen Sie, gnäbi das Uebrige für Leute, die länger für können als ich. —

H. v. G. Ihr bewegt mich, Va

D. A. Ich hoff, ich habe auch wegt, der laß es Ihnen nicht missen

H. v. G. Wollt Ihr was essen?

D. A. Ich habe schon gegessen, 1 Brot. —

H. v. G. Aber mitnehmen?

D. A. Nein, Herr! ich will de Gott nicht in's Amt-fallen. Alle 2 mich sah'n, boten mir Essen an. Ich aber den Magen nicht verborben. ein schlechter Dank beim lieben Go ich jezo mitnehmen sollte. Doch — Wein, ein einziges!

H. v. G. Mehr, Vater!

D. A. Nein Herr! nur eins. I ich nicht. — Sie sind es werth, da letzten Mal vom Gewächs des Wein Ihnen trinke. Es soll der letzte W sein, den ich in der Welt nehme, so ich nicht gefordert haben. Nun au Himmel erzählen, wo ich den letzten genossen. Lieber Gott! ein Glas 1 bleibt schon nicht unvergolten. Der holte den Wein selbst, der alte Mann

Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:) Den letzten Wein! das Nachtmahl hab' ich schon vor acht Tagen genommen. Lieber Gott, erquide den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

H. v. G. (brachte Wein.) Hier, Vater! Ich hab' mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!

D. A. (gen Himmel.) Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, hab' Dank! (Er trank etwas.) Jetzt — (zum H. v. G., sie stießen zusammen.) Gott schenke Ihnen ein sanftes Ende, wie ich's gewiß haben werde!

H. v. G. Vater! bleibt diese Nacht hier, ich bitte Euch! Kein Mensch soll Euch sehen, wenn Ihr so wollt. —

D. A. Nein, Herr! ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel. —

H. v. G. Gott, großer Gott! womit kann ich Euch noch dienen? —

D. A. Herr! ich wünscht' Ihretwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein guter

Herr; allein ich hab' auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich hab ihn verloren. —

H. v. G. Gleich.

D. A. (allein.) Zum letzten mal gelabt! Dort wird es besser sein!

H. v. G. (bracht ihm ein Paar Handschuhe.) Hier, Alter! —

D. A. Den einen brauch' ich nicht, nur einen hab' ich gefordert. —

H. v. G. Warum den andern nicht auch?

D. A. Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die Linke, so die Luft nicht vertragen kann. — Ich werde an Sie denken! (Er gab dem Herrn v. G. die rechte bloße Hand.)

H. v. G. Und ich an Euch! O Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten.

D. A. Desto besser, Herr! für Sie, wenn Sie's halten.

H. v. G. Noch einmal Eure Hand, Alter! Es ist Angriff, es ist Segen Gottes drin. —

D. A. Gott segne Sie! —

H. v. G. Und helf' Euch! —

Johann Jacob Engel,

geboren den 11. September 1741 zu Parchim in Mecklenburg, studirte in Rostock Theologie, in Leipzig Philosophie und Philologie, 1776 Professor am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin, Lehrer Friedrich Wilhelm's III., 1787 Director des Berli-

ner Theaters, starb auf einer Reise in Parchim den 28. Juni 1802. — Populär-philosophische Schriften (Der Philosoph für die Welt); Aesthetisches; Ideen zu einer Mimik; Reden; Schauspiele u. s. w.

Entzückung des Las Casas.

Las Casas, dessen Name unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen, und um so heller glänzen wird, da er unter den höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Sklavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb fünfzehn Jahren würgten; dieser berebte, eifrige, unermüdete Fürsprecher der Indianer, lag jetzt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, so ward ihm doch im Angesicht der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblicke, wo das Glück ihres Lebens begründet und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der

Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen in's Antlitz gesehen, und scheute keinen irdischen Richter; aber der Richter, vor den er jetzt treten sollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit war ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit schlägt den Blick, wie das blöde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füßen saß ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Casas, und Bewußtsein geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbietung erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hoffnung ein, um Hoffnung bei sich selbst zu erwecken. Aber der Greis, der des großen

Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Laß Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Größe; ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer; aber klein und unlauter und fruchtlos an dem gehofften Guten schien ihm jede bessere That, eine Quelle der Wüste, die im Sande dahinschwindet, ohne daß Palm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt, warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht in's Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele; so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plötzlich war ihm, als hätt' er die Gestirne des Himmels zu seinen Füßen, und ging' auf Wolken einher in einem endlosen Raum, und sah' in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerschaaren umschwebt, die aus den Welten herauffuhren und hinab in die Welten. Raum hatte noch sein Auge gefaßt und seine Seele bewundert, so stand vor ihm da mit ernstem Blick des Richters ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwidelte. Lobeschauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Nichtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Namen aussprach, und ihm dann vorhielt die höheren, edlern Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern, sanftern Regungen alle, in seinem Blute bereitet, und die Anlässe, die Hülsen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt; so daß ihn dünkte, sein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und seine Sünden.

Jetzt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Verirrungen seiner Jugendjahre; aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Voratz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willigenährte Gefühl der

sich selbst verläugnenden Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerin gegen Gott. Da ging sein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich seiner Fehler mehr waren, als des Sandes am Meer, so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle; und das Gute wuchs, und der Fehler wurden minder, je mehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, so wie Übung im Guten die Neigung und das Vermögen stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strömend; denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menschheit, in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens, und jetzt des Fluchs und des Mordes waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greisesalter; wie er, hohen Muths im Gefühl seines Rechts, der Rache der Mächtigen Trost bot, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach, der mordete, und über den Glaubensstolz, der es lächelnd ansah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron seine Augen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in jenen Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als ständ' er vor dem Richter der Welt, und als leuchten die unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hoffnungen, und laut aufweinte gen Himmel, aber sich selbst wieder aufriß als Mann, und wieder darauf voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbau an immer neuen Entwürfen; wie jeder Schritt der Hoffnung, der den Glenden erschien, ihm das Herz mit Entzünden schwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder Freude und jedem Troste entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war als ein

Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienstlichkeit, Schönheit. So wie er fortlaß, der Engel, so glühte ihm seine Wange von einem höhern Feuer, sein Athem ward lauter, sein Blick belebter, und rings um ihn her wallte reineres, holderes Licht; denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugniß und Thränen opferte, weil ihm Thaten versagt waren — ist von hohem, unnennbarem Werth im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolle gesenkt, und trüben denkenden Ernst auf der Stirne; denn ihm preßte das Herz jener unselige Rathschlag, womit er einst in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andere erbrückte. Alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief in's Innerste jenes Welttheils, wo verrätherischer, ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich, nach unzähligen bessern, diese gefürchtete That: schwarz und scheußlich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als sie je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte träumte. Aller Gräuel der Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsägliche, undenkbare, unnennbare Jammer im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln; alles Hinfinken der ersterbenden Kraft, und alle Beißelhieße statt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahingegebenen Verzweiflung. — Las Casas stand, als sollt' ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem eine Finsterniß deckt und kein Flügel des Lichtes sichert; voll des innigsten, tiefsten Erbarmens, dachte er nur das Elend aller dieser Tausende, seiner Brüder. — Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Rattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen, um seine Schuld zu verzeihen: da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthume her, anst und lieblich, wie eines versöhnten Ba-

ters, gebot dem Engel: „Zerreiß die Rolle!“

Und der Engel zerriß sie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. „Getilgt,“ sprach er, „sind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geschrieben steht vor seinem Angesichte mit Bügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler abnden, wie deine Fehler: so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und bürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.“ —

„Nimm mir, nimm mir,“ schluchzte Las Casas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam, „nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung jener That; oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen! Zerreiß, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie, hier im Innersten meines Herzens; oder selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und, der Seligkeit im Schooße, nach Ruhe jammern.“ —

„Sterblicher!“ rief der Engel, „wo ist Seligkeit, als in dir? als in deiner eigenen Seele? Und worin sonst kann sie dir Eudlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum sein kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlst mit all deiner Kraft, und innige treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Abel deiner Seele empfindest?“ —

„O! aber dies grenzenlose, unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —“

„Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in seiner Herrlichkeit Ihn!“ —

Und er gebot der Wolle, daß sie sich donnernd vom Boden des Himmels löst, und Hand in Hand führen sie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greises Füßen die Erde, und der Unsterbliche wies ihn hin auf rauhe, unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schrednisse schwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerstörungen wilder wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten sich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern stieg der Segen

vom Himmel, und Feld und Wald blühten schöner; und wo die Stürme zerstört hatten, da athmete freier die Brust, und die Wange gewann wieder Röthe; denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen dahierzog, und sie war zurückgestürzt in den Abgrund. — So führt er den Staunenden fort von Uebel zu Uebel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit immer schwelender Wonne weicht er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimniß dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entsiegelt; wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurchgeht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum dableibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom ersten bis zum letzten Gestirn; und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt und Mutter und Pflegerin wird jedes größten und jedes schönsten Gefühls der Menschheit; und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Slave Eindrücke sammelt — einen Besitz für die Ewigkeit — Eindrücke, in denen der seligen Erkenntnisse viele tausende schlafen, so wie im Fruchtkorn die Ernte schläft, oder im Schößling der Wald; und wie, in höhern Zeitpunkten des Daseins, aus seiner duldbenden, geängsteten, zerrissenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüthen die sanfteste, edelste krönt, sie der Sittlichkeit Wipfel und der Menschheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; und wie er selbst, der Beiniger und Untertreter der Unschuld, so krank und wund und zerrüttet jede Kraft seiner Natur ist, vom Verderben genezt, so daß all sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer, dornenvoller Umweg, der sich weit vom Himmel hinwegschlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufsproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinschmilzt in Harmonien, und jeder Klagton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte am Geheimniß der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge, wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Unwissenheit

und ihre Unholden dahin; da ging über Innern der Schöpfung für ihn der Tag der volle, heitere, selige Tag, und Ent war seine Morgenröthe. Aber noch heimlich jeder Nerve in ihm von Leiden und Wehmuth; die kämpfenden fühle vermischten sich, und neue Thugüsse quollen auf seine Wangen herab. „O Du,“ so rief er jetzt aus, indem sein in die zitternde Wolke stürzte, und Arns Auge sich froh emporhuben gen Himmel. Du, den ich suchte von meiner Kindheit und der sich mir jetzt entwölkt, wie als ganz Guld, ganz Erbarmen und Du, mein Vater und nicht mein Vater und aller Deiner Geschöpfe Vater! und Deiner zahllosen Welten Vater! Gott! der Du mir Ernten des Heils zeigst, wo meine Thorheit Verderben säete, der von mir hinwegnimmst jeden Kummer Seele, und mich fühlen lässest in mir Innersten, daß Dir anhängen einzig Eileit ist, und Deine Herrlichkeit sehen, ihre endung, der Du Wollen des Guten — nur Wollen, nur Ringen darnach mit Entzündungen lohnst, und Irrthümer durch ihre spätesten Folgen in Quellen Entzündungen wandelst, Herrlicher! greiflicher! Du, dessen Ehre die Himmel dessen Ehre ich Staub — — Aber ich nicht weiter; meine Seele erliegt.“

So war es! Seine Seele erlag, Zunge verstummte. Hülfreich hob, die gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn und mit Blicken voll holder, unaussprechlicher Liebe zog er ihn näher an seinen Arm und hieß ihn Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den erhob, sah er seinen irdischen Engel, beschlichen kam, nach seinem Obem zu hoch. Er wollte reden, wollte ihm von der Eileit, die seine ganze Seele durchdrang, Pflichtheil der Freundschaft geben; aber brach sein Auge; er sank zurück und stieß sein Gebein in den Tod hin. Zitternd stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küßte den erstarrten verlorenen Freund und wendete sein gen Himmel gerichteter Blick und gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daß sein Hingang wäre, wie dieses Gottes Hingang. Denn der Tod des Edlen sanft, ein leises stilles Hinschlummern Säuglings im Schooß der Mutter; und!

der Seele, wie sie aus Erkenntniß Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Lode auf seinem Angesichte.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches; und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: Wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt; und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn er das werden will, das ist leicht. Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till, und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmeticus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Beit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. Und einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren. — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Beit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht?

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl

nicht. Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flin!; der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint er wohl, daß die Leute den wie der hießen?

Einen lustigen Kopf?

Weinabe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui! dacht' ich da wieder; das ist drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weber ganz, wie der Herr Beit, noch ganz wie der Herr Flin!. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flin!, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Beit. — Sieht er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß. —

Ein ander Mal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was! fing der alte Witt an und schüttelte ihn: er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; er muß darnach aus sein!

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause.

Aber nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehen muß er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie er's Gesicht trägt.

Was? wie ich's Gesicht trage?

Ja, Herr Flau! Wie er's Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären. Als da mein Nachbar zur Linken das Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Ballen und Steine und Sparren. Und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Triß, damals noch ein blutjunger Rathsherr; der rannte, mit von sich geworfenen Armen, in's Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. Pump! lag er da, brach ein Wein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei! die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja sieht er? Aber auch nicht allzu niedrig. Denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen; das war der Stadtpoete,

Herr Schall. Der mußte entweder Berse oder Hausorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher und gudte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. Krach! riß ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blik vor ihm nieder! Vor Schreden fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß?

Sie meinen, so hübsch in der Mitte.

Ja freilich! daß man weder zu tief in die Wollen, noch zu scheu in den Erdboden sieht. Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein ander Mal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Biel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen, das seh' ich voraus; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint er denn wohl, lieber Herr Wills, daß er braucht?

Ich nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Thälerchen etwa.

Wenn's nicht mehr ist, die will ich ihm wohl geben. Recht gern! Und damit er sieht, daß ich ihm gut bin, so will ich ihm obendrein noch etwas Anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthäler werth ist. Er kann reich dabei werden.

Aber wie, lieber Herr Witt! Obendrein?

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histröchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinbändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte sich eine einzige Lebensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an; ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder, wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankrotte verloren? — Ich was! sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter

fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdamnte Lebensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das er wollte?

Ich? ich bat um hundert Reichsthäler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornbändler Herr Lomm; der baute von einer andern Lebensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. Was dünkt ihm dazu?

Ei, um's Himmels willen! die möcht' ich wissen! Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Lomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte — ganzer hundert Reichsthäler! — Oder, wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mirrisch, Herr Lomm? — Ach! sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthäler! — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Lebensart gefällt ihm nun besser?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Lomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Lebensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Lomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Lomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Biel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthäler.

Sieht er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie Herr Lomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Lobrede auf den König.

Meine Herren! Wenn schon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenstand dem Redner nachtheilig ist, so ist es noch weit mehr ein zu großer und zu erhabener. An jenem kann noch immer sein Wiß oder sein Scharfsinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erscheint; er kann durch die Zauberkräft der Beredsamkeit seine Zuhörer täuschen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigstens Bewunderung für sich selbst erwecken. Aber wo die Vortrefflichkeiten seines Helden zu glänzend, zu mannigfaltig, zu unbegrenzt sind, wo er schon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, alle in Erwartung einer ebenso außerordentlichen Kraft der Beredsamkeit findet, als außerordentlich der Mann ist, der durch sie geehrt werden soll: da muß der Muth auch des kühnsten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache, erliegen. Er thut dem Genie seines Helden, und thut vielleicht seinem eignen Unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darstellt, als er in der Natur ist, und diesem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunst mit Schwäche des Redners verwechselt.

Darf ich's erst sagen, wie sehr dies der Fall bei dem Lobredner eines Königes sei, welcher die Ehre seines Jahrhunderts, auf das er so mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volkes ist, das ihn als seinen zweiten Schöpfer verehrt? Nicht jene glorreichen Siege des Königs, jene Thaten, die Europa in Erstaunen setzten, und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menschlicher Kräfte schienen; nicht irgend eine seiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, seine weise Kühnheit und Unerforschlichkeit, wenn er schlägt, seine vorsichtige Betriebsamkeit, wenn er unterhandelt, sein über dem ganzen Staate offener, immer wachsender, Alles durchspähernder Blick, der so schnell jeden Mangel und die Mittel, ihm abzuheilen, entdeckt; seine Milde, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigkeit, seine rastlose Geschäftigkeit: nicht diese einzelnen Thaten und Tugenden sind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Harmonie, ihrer aller Hinstreben, durch so unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen letzten und großen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in seiner

Schöpfung und jedes wahrhaft großen Monarchen in seinem Reich ist: die höchste in der Verbindung mögliche Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines solchen Charakters ist, wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo sich jeder einzelne Theil in der Vorstellung verbunkelt; Alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinsel des Malers davon fassen und darstellen können, sind nur einzelne Seiten, sind nur hie und da herausgehobene Scenen: das Ganze selbst ist kein Anblick und kein Gemälde mehr; es ist eine Wirkung der nachsinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn sich eben hier der einzige Weg eröffnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorsehung gesegnet hat, auf eine nicht ganz unwürdige Weise zu loben. Wie, wenn dieser Weg nicht die berebte Erzählung seiner zu großen und zu zahlreichen Thaten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäßigkeit, nicht der fruchtlose Versuch einer lebendigen Schilderung seines ganzen Charakters wäre, wie er sich durch das Unterscheidende seiner Lage unterscheidend ausgebildet, und unter so unzähligen mannigfaltigen Umständen, in so verwickelten Situationen gegläntzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, untersuchende, nur durch die stille Begeisterung der Vernunft sich erhebende Betrachtung jener allgemeinen Vortrefflichkeit wäre, die sich mehr oder minder bei jedem wahrhaftig großen König, und mit einem ganz sichtbaren, nicht zu verkennenden Vorzuge bei diesem Einzigen findet? Freilich wird da an die Stelle des Gemäldes ein nur flüchtiger, unvollendeter Schattenriß, ein Entwurf der äußersten Linien, treten; aber zu dem vollen, redenden und beseelten Gemälde fehlen die Farben: oder wenn diese Farben der Sprache selbst nicht fehlen, so fehlen sie wenigstens mir, der ich auch jenen Schattenriß nur mit ungewisser und zitternder Hand werde zeichnen können.

Wer auf die Stimme der Schmeichelei hört, die muthwillig alle Begriffe verfälscht, oder des Blödsinns, der keinen ergründet; der wird, der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geschichtsbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennt, der in einem ungewöhnlichen Grade Alles ist, was er soll; wer aus der Anzahl großer Monarchen jeden ausstößt, dessen Regierung nicht durch ihn selbst, sondern nur durch das glückliche einträchtige Genie vortrefflicher Diener glänzte, und der nur weise genug war, sich

leiten zu lassen, da er selbst hätte leiten sollen; wer mit unverwandtem Blick auf den einzigen würdigen Zweck eines Königs, keine, auch nicht die glänzendsten Thaten bewundert, sobald sie jenem Zwecke entgegenlaufen; wer das einseitige Talent des Kriegers von dem mannigfaltigen, so viel andre Talente in sich schließenden eines Monarchen unterscheidet: der wird der großen Könige, groß im echten Sinne des Wortes, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen vergebens suchen. Er wird, schon eh' er sucht, ihrer nur äußerst wenig zu finden hoffen. Denn, wie sehr er auch seine Forderungen mäßigen, wie sehr er auch sein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerstören, herabstimmen mag: so ist und bleibt das Ideal eines Königs das höchste denkbare aller menschlichen Ideale; und wenn, nach dem allgemeinen Gesetz der Natur, das Vortrefflichste in jeder Gattung nur so selten erscheint: wie selten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des schwersten aller Aemter Genüge thut, und der, das Größte und Höchste zu sein, was Menschen sein können, Beides, die Kräfte und den Entschluß hat?

Schon der speculative Denker, so viel er von der unendlichen Ideenfülle, die sich in dem einzigen Begriff eines Staates zusammenbrängen, abschneidet, und alle die unsäglichen Hindernisse der Ausführung von Plänen vergißt, die auf dem Blatt zu zeichnen und zu berechnen, so leicht, und in der Wirklichkeit darzustellen, so schwer sind; schon der Philosoph, sag' ich, ob er gleich nur über so vereinfachten, allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer noch immer so unzählige zu überblicken und zu verbinden, daß die Schöpfung des Ideals von einem vollkommenen, glücklichen Staate eine seiner genievollsten Arbeiten ist. Der Philosoph auf dem Throne, — oder nicht der Philosoph, sondern der erleuchtete, thätige Weise, der das Haupt seines Staatskörpers nicht bloß heißen, sondern sein, nicht bloß vor den übrigen Gliedern, selbst vielleicht das müßigste Glied, hervortragen, sondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken und alle seine Bewegungen ordnen will: welcher eine weit größere Masse von Ideen muß er umspannen, bearbeiten, einander unterordnen, vereinbaren können! Das Ideal, das er schaffen, oder wenn es vorhanden wäre, wenigstens fassen und durchdenken soll, ist das bejondre dieses wirklichen Staats, von dieser eigen-

thümlichen Lage, diesem Maß innerer Kräfte, dieser Verwicklung äußerer Verhältnisse, diesem Charakter des Volkes, diesen Rechten, Gewohnheiten, Sitten, diesem Grad der Cultur, diesen vorhandenen Hülfsmitteln. Es ist jenes Ideal des Weltweisen, aber unendlich reicher an Bestimmungen, und eben dadurch an Schwierigkeiten. Was für innere Vollkommenheiten jeder Art, in welchem Grade zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umständen die wichtigsten? wie jede andere nach ihnen abzumessen, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde, und doch auch keine ermangle? wie Jedes durch Jedes unterstützen, die zahllosen Räder der großen Maschine in einander eingreifen zu lassen? wie die Gesetzgebung, die Disciplin, die Staatsökonomie, jedes für sich und jedes in der Verbindung, auf die höchste Vollkommenheit hinzurichten? wie das größte fremde Interesse, mit welcher Vorsicht, in das eigene zu verweben, wie bei Bündnissen und Freundschaften das Ansehen mit der Nothwendigkeit, die Klugheit mit der Redlichkeit zu verbrüdern? alle diese so verwickelten, so unzählig viel befassenden Aufgaben zu lösen und glücklich zu lösen? was für Forderungen an einen König! Was für ein Geist muß es sein, der sich bis zu der Höhe, wo die Uebersicht möglich ist, empor-schwingen und mit dem Blick des Adlers den ganzen weiten Kreis überschauen soll!

Aber dieses Ideal nur innerhalb der Seele schaffen, ist nicht genug: der Monarch soll ihm auch außer der Seele Wirklichkeit geben; soll es bei dem steten Fluß und Wechsel der Dinge immer von Neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es an tausend und aber tausend seiner Bestimmungen umändern; soll jede Lage der Dinge beurtheilen, und indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Zukunft richtet, die Zukunft enträthseln; soll jede Gelegenheit zur Bervollkommnung ergreifen und nutzen, jeder Gefahr, die sein edles Werk zu zerstören droht, entweder ausbeugen oder sie niederkämpfen; soll Beides, die fähigsten und die redlichsten Diener wählen, sie weder durch Vertrauen lässig, noch durch Mißtrauen schüchtern machen, in allen den wichtigern Angelegenheiten des Staats mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunst an der Seite der Wissenschaft, welche Menschenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Vorsehungsgabe, welche Geistes-

wart, welche Vereinigung aller der namengebenden Eigenschaften wird erfordert, ohne die glückliche Führung der Geschäfte möglich. Deren Mangel so oft die weisesten Maßnahmen unkräftig gemacht und die überlegtesten Vorurtheile hat scheitern lassen! nicht bloß den meinen Geist aller der Kenntnisse, auch Gaben, die praktischen Fertigkeiten aller Diener, des Kriegs und des Friedens, der vereinigt besitzen, der sich in der That als Aller Meister und König zeigen, der nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nur Richtung und Anstoß geben, sondern auch überall selbst an ihrer Spitze wirken, in seinen Geschäften vorstehen, seine Heere führen, seine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, so groß schon diese erste Forderung an den Geist eines Königs ist, so ist die zweite an seinen Willen noch größer. Zwar die der Arbeitsliebe und Geschäftigkeit überhaupt: denn ein großer Geist ist ein geborner thätiger Geist, dem Muße bald trügerisch und Wollust ekelhaft wird; aber die strenge, schwere, fast nie erfüllte Forderung der unausgesetzten, ganzen und wahren Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, nicht die nie das Leichtere dem Schweren, das Angenehmere dem Nothwendigen weicht; die nicht dem schmeichelhaften lieblichen Loden der stärkern Neigung, sondern dem ernstern Ruf der Vernunft gehorcht, mag zu Beschwerlichkeiten oder Ergänzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des vollen Kriegs oder des sichern Friedens, dienen; die nicht das einmal aus Ekel und Abdruck weit vor dem Ziele ermattet, noch anderemal im hitzigen, leidenschaftlichen Aufwufe über das Ziel hinausschleudert.

Der untergeordnete Diener, in seinem engern Kreise von weit gleichförmigern Geschäften, der er sich aus Neigung gewidmet hat, ist dennoch in der Verbindung aller eine Menge kleiner, leerer, reizloser Arbeiten, die er nicht, denen er ausweicht, die er so viel als möglich von sich abwälzt; und ein König? dessen Kreis von Geschäften gegen jeden so grenzenlos ist: wie viele selbst der nöthigsten, unumgänglicheren, muß er mit seiner Neigung streitend, wie peinlich alle mechanischen, geistlosen, in eckler Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, Versäumniß gleichwohl gefährlich wäre; was er gethan, und von ihm, dem großen vollen Geiste, gethan sein wollen, der

hier über seine Kraft selbst zu ermatten in Gefahr ist, den seine Thätigkeit selbst an der Thätigkeit hindert! — Von einer andern Seite hat jeder Geist seine Lieblingsentwürfe, die den andern so gern alle Aufmerksamkeit rauben: jedes Herz hat seine Schwächen; und wie der volle blutreiche Körper, wenn er einmal erkrankt, den tödtlichsten, giftigsten Uebeln, so ist der große kraftvolle Geist den verderblichsten Leidenschaften unterworfen. Woher da das Gegenmittel und Gleichgewicht; woher da Kraft nehmen, welche die ganze Seele in Achtung, das widerspännstige Herz in Gehorsam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört, außer der sanften Stimme der Pflicht, die in seinem eigenen Innern erschallt, noch die gebietende, warnende, strafende Stimme des Oberen: er hat für seine Trägheit einen Sporn, für seine Leidenschaft einen Zügel; aber ein König? Er, der Gesetzgeber der Nation, selbst keinem Gesetz unterwürfig, der Richter Aller, von keinem Andern gerichtet: was hat er, das ihn in Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig seine eigene Tugend? als die Gewalt seiner Vernunft über alle, auch die Lieblingsneigungen seines Busens? Und doch ist's um seine echte Größe gethan, verloren ist der Ruhm, den er durch seine Talente sich selbst, die Glückseligkeit, die er seinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht seiner Vernunft jene Gewalt über die Seele eben so unumschränkt gibt, als er selbst sie in seinem Reiche ausübt; wenn er für seine Thätigkeit eine andre Regel, als die des Besten seines Volkes und seines Thrones hat; wenn er nicht zu den seltenen, vortrefflichen Geistern gehört, bei denen Erkenntniß des Besten Wille, und Wille That ist.

Aber einer Thätigkeit bloß auf Geheiß der Vernunft hängt so gerne, von ihrem Ursprunge her, jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langsamkeit an, der immer ihre Wirkung schwächen, oft sie vernichten, dann und wann selbst verderblich sein würde. Fordre die Staatsklugheit, nach aller Lage der Umstände, den Krieg, und fordre sie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfen des Friedens vertieft ist, die den vorzüglichsten Kräften seines Geistes freies Spiel geben, für die er sich im Fortgange immer mehr erwärmt, je mehr sie schon Sorgen gekostet haben, und die er nun alle mit widerstrebendem Herzen aufgeben soll: welche Uebel kann da Kälte, Trägheit, Langsamkeit stiften! Nur eine rasche, kühne Hand

ergreift die vorüberfliehende Gelegenheit, und nur ein feuriges Ansprengen wirft große Hindernisse zu Boden. Soll der beste, edelste Wille des Monarchen die ganze wohlthätige Wirkung haben, die er kann, so muß noch der letzte, der vollendende Zug zum Charakter hinzukommen: Er muß fähig sein, ohne Leidenschaft leidenschaftähnlich zu handeln; er muß eine Seele voll Feuer, und dies Feuer in seiner Macht haben: nicht nur, um es da, wo es natürlicher Weise ausbricht, zu mäßigen oder zu dämpfen, sondern auch überall, wo es ausbrechen soll, es hinzugebieten. Die allgemeine Liebe des Besten seines Volkes, und der edle, große Ehrgeiz, durchaus den Beifall der Weisesten, vor Allen aber seiner selbst zu haben, muß die reine, herrschende und mächtige Flamme seines Busens sein, an der sich jeder einzelne Voratz entzündet, die jede seiner Thaten beseuere. — —

Wer sich selbst zu schwach fühlt, um Seelen von dieser Stärke, oder zu eingeschränkt, um Geister von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Wesen der Einbildung und geträumte Ideale zu halten, den werden die vergangenen Jahrhunderte durch hie und da einen großen, edeln Geist, der bei innerer Vortrefflichkeit auch die äußeren Anlässe, sich zu bilden und zu entwickeln, fand; den wird vor allen das unsrige durch das Beispiel eines Monarchen beschämen, dessen Geschichte die einzige seiner würdige Lobrede ist. Seine Thaten, sowohl des Krieges als des Friedens, sein öffentlicher und sein besonderer Charakter; Alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Ursache, das Werk von dem Werkmeister zeugt, so mag das Reich von dem Geiste zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo ist zu unsern Zeiten das Reich, das an absichtsvoller Weisheit des innern Baues, an richtiger Ordnung oder fester Verbindung der Theile dem unsrigen vorstände? Oder vielmehr: Wo ist das Reich, das, als System mit System, mit dem unsrigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundenen, auf die höchste durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte, so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat war, in welchem Würde und Majestät des Thrones so innig mit der aufmerksamsten Sorge für die Unterthanen zusammenhing, in welchem beider Erhaltung und Wohl so vorzüglich auf

Macht beruhend, die Macht so richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, schnellen, ausdauernden Wirksamkeit die ganze öffentliche Haushaltung so unentbehrlich; die Sorge für die Macht in die Sorge für Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch so mannigfaltige Canäle wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines im Großen und Großes im Kleinen, so tief gegründet, Alles so ganz nur ein Raisonnement war, so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat unverträglich scheinende Eigenschaften in Harmonie stimmte, die rauhen Künste des Krieges mit den sanften Künsten des Friedens versöhnte, und gleich sehr der innern Gerechtigkeit, Aufklärung, Geistesfreiheit, als der äußern Sicherheit durch Macht und durch Bündnisse wahrnahm; so ist's der unsrige. Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die Uebel, nicht die Schuld des bildenden Geistes, sondern der widerstrebenden Materie waren; so ist's der unsrige. Nur der Unverstand meistert, und steht erstaunt, wenn sich ihm hie und da die Nothwendigkeit von Uebeln verräth, die er mit besserer Erkenntniß so leicht gehoben glaubte; die Klugheit, mit tieferem Blick in den Zusammenhang, sieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und schweigt, wo sie nicht durchblickt, voll Ehrerbietung, weil sie in dem dunkleren, verdeckteren Theile des Planes die nämliche Weisheit muthmaßt, die ihr aus dem helleren und offeneren entgegenleuchtet.

Diesen Staat aber, von so richtiger, seiner Natur so gemäßer, durch so weise Mittel so wohl erreichter Absicht, wer hat ihn entworfen? Wer die Gedanken dazu, die er vorfand, mit so scharfem Blicke gefaßt, so meisterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung spricht, läßt uns schon die Vernunft errathen, daß so ein System nur Werk eines einzigen Geistes sein konnte; und wer war er, dieser kühne, genicvolle, allumfassende Geist? Eben der, der für seinen großen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu machen, fand; dessen Anschläge sein Reich von einem nur mittleren Ansehen zu einem Grade der Macht und des Einflusses erhoben, daß einst halb Europa — wer entscheidet, ob vor Furcht oder vor Eifersucht? — sich die Hände bot, es zu zertrümmern und zu zerreißen. Eben der, der ein Leben auf dem

Throne hindurch, von sicherer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer sich vorwärts Bahn brach; der auch da, als ihn seine Feinde schon im Geiste vernichtet sahen, und ohne Furcht der Beschämung, laut vor der Welt von seinem Falle und ihrem Triumphe sprachen; da, als seine Freunde und neidlosen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten; auch da noch, geliebt von der Vorsehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherstellung, zur Vergrößerung entdeckte: Er allein war's, der König! Wenn einst sein Geschichtschreiber die Absichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geist sucht, der überall vormaltete, und in jeder, auch der mißlichsten Lage, Auswege und Hülfsmittel fand; durch und durch wird er auf ihn, und nur auf ihn, den Monarchen, treffen. Aus seiner Seele nahmen die Feldherren, aus seiner Seele die Verweser des Staats ihre Entwürfe; und all ihr Ehrgeiz, den sie kannten, war der: zu seiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewunderung von ihm gedacht war; all ihr Stolz: daß ein Geist von seiner Größe und seiner Tiefe der Einsicht eben sie zu Werkzeugen und Mitgehülfen erfor.

Doch was red' ich nur immer von Weisheit, Absicht, Anschlägen, Entwürfen? Als ob sich nicht in diesem wunderbaren Könige, mit dem Geist und den Einsichten des Feldherren, des Staatsmannes, des Gesetzgebers, zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausübung verbänden! oder als ob seine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaß, diese Talente schimmern zu lassen, versäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm selbst zu verrichten möglich war, Andern übertragen hätte! War Er's nicht selbst, der mit aller Ueberredungsgabe, Feinheit, Geistesgeschmeidigkeit eines Staatsmannes, jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der seine Staatsverbindungen errichtete? seine Verträge und Bündnisse schloß? War's nicht ein eigenes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beschämte? War's nicht sein eigener Muth, der ein unüberwindliches Heer befeuerte? seine eigene Kriegskunst, die aller Orten den zweimal, dreimal stärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem schwarzen, schrecklichen Zeitpunkt, da Alles mit einer Wuth auf ihn einbrach, daß römischer Muth hätte zagen und

römische Standhaftigkeit wanken können; war's nicht seine eigene Entschlossenheit, Tapferkeit, Geistesgegenwart, unerschütterliche Festigkeit, die das Reich vor dem Untergang — oder was sag' ich, nur vor dem Untergange? — vor der mindesten Einbuße einer Hütte, oder einer Erdscholle an den äußersten Grenzen rettete? War's nicht seine eigene haushälterische Kunst, womit er so schnell jede Spur des Verderbens vertilgte? die Trümmer wieder zu Mauern, die Aschenhaufen zu Städten erbauete? das Heer verstärkte? die Zeughäuser anfüllte? die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine so anhaltend, so wirksam, auf so mannigfaltige Art bewiesene Größe des Geistes läßt schon von selbst auf den Adel und die Stärke des Willens schließen, der sich so einem Geiste zugesellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feuerige, Rastlose, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchsten Punkt Gerichtete in der Thätigkeit dieses Königs, daß er überall Leidenschaft, und Leidenschaft von ungewöhnlicher Stärke ahnet. Aber bald, bei mehrseitiger Beobachtung, fällt er von Widersprüchen in Widersprüche, bis sich ihm endlich der große Gedanke darbietet: daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung Alles vermögen müsse; — und die Widersprüche verschwinden. Wenn man die eigene häusliche Sparsamkeit des Monarchen, seine große Aufmerksamkeit auf jede schon vorhandene oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, seine Sorgfalt sieht, die Güter der Unterthanen innerhalb der Grenzen zu erhalten; wie sollte man nicht auf herrschende Begierde nach Schätzen rathe? Aber nun bringe der Landmann, dem der überschwellende Strom die Ernte nahm, seine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg und Mißwachs zu Grunde gerichteter Adel fordere werththätige Hülfe; und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahneten Leidenschaft, werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung sammelte, zur Ernährung dahingegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutschland, gerathe Freiheit und Recht bundesverwandter Fürsten in Gefahr: und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererstattung, werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu setzen!

Wo der König als Feldherr erscheint, da

verführt das ungewöhnliche Feuer seiner Operationen zu einem andern Irrthum. Diese anscheinende Hitze, womit er so schnell jeden kommenden Frühling ausbrach; diese ungeduldige Eile, womit er oft schon ein Heer geschlagen hatte und vor den Hauptstädten der Provinzen lag, wenn sie ihn kaum über den Grenzen glaubten; diese reißende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor sich aufrollte, von ihren Bergen, aus ihren Verschanzungen stürmte, in die Hauptstadt zusammenpreßte, belagerte; über Felsen und Ströme unter tausend Gefahren einen andern Feind suchte, ihn sah, und in alle Winde zerstreute; durch neue Provinzen einer noch stolzer siegreichen Macht entgegen ging, sie angriff, vernichtete, Alles, was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher, als nach der Eroberung einer Hauptstadt und eines ganzen feindlichen Heeres ruhte: diese erstaunenswürdige Hitze, Eile, Gewalt; was läßt sie anders, als den entschiedensten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen Raubigkeit, Wildheit, Härte vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder des Nordens, wie sehr seine Leidenschaft Krieg und Geräusch der Waffen seine Wollust war, ist je mit so ungestümem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Siege zu Siege geeilt, als dieser so gefürchtete, schreckliche, — friedliebende Weise, der, weil er Alles ist, was er will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte; das, was mit den natürlichen Neigungen seines Herzens vielleicht am meisten streitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig sich selbst gelassen handelt, in seiner Familienliebe und Freundschaft, in seinen Vergnügungen, in den Arbeiten seiner müßigen Augenblicke: wo ist da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegerischen Geistes? Blicke nicht vielmehr überall ein sanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen geräuschvollen lärmenden Ergänzungen, wie die der Jagd sind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe spricht, und ihr so gerne für Feinheit und Geschliffenheit ein wenig Schwäche vergibt; jener entschiedene Geschmack für diejenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet; jenes Instrument, auf welchem

er Meister und im Ausdruck des Zärtlichen groß ward, das weichste und sanfteste unter allen; jener Tonkünstler, dem er wegen der Anmuth des Sazes und der Lieblichkeit des Gesanges vor Allen den Preis gab: wie sehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindsamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauern, oder mehr ihm Glück wünschen, daß ihn die Vorsehung auf einen Thron rief, dessen wichtigste Pflichten ihm so wahrscheinlich eine stete Verleugnung kosteten? Bedauern werden wir ihn mit der ersten Empfindung; aber Glück werden wir ihm nach der Ueberlegung wünschen: daß eine so völlige Selbstbeherrschung, eine so wunderthätige Kraft des Entschlusses, die höchste Ehre der Menschheit, und sie fühlen und üben, die edelste aller Wollüste ist.

Nicht so glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heeres, aber in der That noch bewunderungswürdiger ist der stille ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Thrones, und einmal beschlossen, konnten Thaten von solcher Wichtigkeit einen so großen Geist nicht anders als anziehen: aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zubringliche Aufmerksamkeit auch des mindesten Unterthanen erwiedern, und nie von dem einmal gemachten Gesetze sich lössprechen, nie diese oft so verächtlich scheinenden, über ihre Geringsfügigkeit mühsamen und ihre Einerleiheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage aussetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entschlusses kündigt es an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo sie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch so einzelne, feine, in dem Gewirre aller so leicht sich verlierende Fäden verknüpft ist! Und konnte noch dieser Monarch nicht Arbeiten von ganz anderer Natur! Aber so geliebt, geschmeichelt, begünstigt von den Mäusen, sich ihnen entwinden, ihren so mächtigen, durch Unschuld selbst so verführerischen, immer schönern und immer gefährlicheren Reizen widerstehen, um freiwillig auch die kleinsten reißlosesten Pflichten zu erfüllen, und in dieser Denkart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweist einen Adel und eine Größe, die, wenn sie nicht eben so sehr die Einbildungskraft füllt, wenigstens in den Augen der Vernunft erhabener, als

selbst die kühnste Entschlossenheit in Gefahr
ist. — —

Diese Herablassung des Königs, diese Achtung, deren er alle, auch seine geringsten Unterthanen würdigt, ist das festeste Band der Liebe zwischen ihm und dem Volk. Wenn schon Größe an sich mit so wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt; mit welcher Kraft muß erst Güte in Verbindung mit Größe wirken! Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorsehung und gegen ihn, unter tausend Wünschen für die Verlängerung seines Lebens vereint Alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich ist, diesen Tag: feiern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da er mit so herablassender Aufmerksamkeit auch für uns, auch nur noch jüngst durch die weise Einrichtung unserer Arbeiten sorgte. —

Aber wie, theure Jünglinge, wollen wir ihn feiern, diesen Tag, und was nennen wir feiern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhn, und den erschöpften Kräften durch Ergötzlichkeiten Spannung und Ton zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele, zu ihrer Erziehung und Vervollkommnung, in sich selbst ehren, alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorsätze fassen oder erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden soll? Wenn wir auf diese bessere, würdigere Art einen Tag, wie den heutigen, feiern: das für Ermunterungen zur Erfüllung unsers Berufs werden wir selbst in der Größe des Königs finden!

Dem erleuchteten weisen Weltbürger ist der Gedanke an einen Vater der Natur, dessen Liede lauter Güte, sowie seine Mittel lauter Weisheit sind, nicht nur ein entzündendes Licht für den Geist; er ist ihm auch eine lebende Kraft für das Herz: ein lauter, alle Begierden der Seele wedender, unwiderstehlicher Ausruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in seinen eigenen Augen so sehr, und nichts entzündet ihn mit einer so brennenden Liebe seiner Pflichten, als die Erkenntniß: daß er durch Tugend mit diesem Vater der Natur in Gemeinschaft tritt, daß er durch sie in seinem kleinen Wirkungskreise das Gegen-

bild Gottes in dem unermesslichen des Weltalls wird; und da sein kleiner Kreis von jenem unermesslichen ein Theil ist: daß er durch Tugend gleichsam an der Seite des allerhöchsten der Wesen, ein Freund, ein Gehülfe der Gottheit, zu ihren Absichten mitwirkt. Und so, wie diese Erkenntniß den Weltbürger, sollte nicht ebenso den edelbedenkenden Bürger des Staats der stolze Gedanke rühren: daß die Absicht, der er sich widmet, mag sie Aufklärung und Sittenbesserung des Volks, oder Dienst im Tempel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürger sein, in den Plan seines wohlthätigen, großen, erhabenen Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen ist, die seine eigene königliche Seele beschäftigen? Sollte ihn nicht der stolze Gedanke rühren: daß er sich durch redliche, eifrige Erfüllung seines Berufs mit einem so erhabnen Geiste zu Einem Werke verbindet, und in einem höhern Sinne des Worts sein Gesellschafter und Freund wird, als Manche — die nur ihrer Geburt wegen sein Angesicht sehn und die Vergnügungen seiner Tafel theilen? Lassen Sie uns trachten, theure Jünglinge, daß wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ungeachtet der Unendlichkeit des Abstandes, kein sinnloser, sondern vielmehr der erhabenste aller Gedanken ist: Gott nachahmen; so ist es, bei einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abstände noch weit weniger ein sinnloser, es ist ein würdiger, edler Gedanke: dem König nachahmen! Denn was heißt es im Grunde mehr, als, so wie er, die ganze Natur seines Berufs erforschen, die Erfüllung der Pflichten dieses Berufs zur herrschenden Neigung seiner Seele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen und unermüdet alle seine Thätigkeit gegen den erkannten Punkt der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut, und bei vorzüglichern Kräften groß sind; so sind wir's überall, auf dem Thron, im Pallast, in der Hütte, nur durch Eine Tugend. Der Unterschied an Herrlichkeit ist unendlich; aber im Grunde und im Wesen ist es die nämliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt erleuchtet.

Christian Garve,

geboren den 7. Januar 1742 zu Breslau, studirte in Halle Philosophie und Mathematik, ward Professor in Leipzig (Sellers Nachfolger), lehrte 1772 nach Breslau zurück, starb nach langem Kränkeln den

1. December 1798. — Abhandlungen (über mannigfache Gegenstände aus der Moral, Aesthetik, Literatur u. s. w.), Briefe, Uebersetzungen (Cicero, Aristoteles).

Sittliche Schwäche.

Es gibt zweierlei sittliche Hauptfehler. Der eine ist, wenn man das Gute nicht will; der andre, wenn man das Gute will und nicht thun kann. Das Erste ist entweder eine Folge des Irrthums, — man kennt das Gute nicht —; oder es ist der äußerste Grad der Slaverei unter der Sinnlichkeit und ihren Begierden. In diesem Stande der Slaverei hat die Seele, so zu sagen, gar keine eignen Ideen, — keine Triebe, die aus ihrer Natur, als der Natur eines Geistes, herkömen; ihre ganze Thätigkeit ist die von außen ihr mitgetheilte, und zwar von einem kranken, übel beschaffenen Körper und von einem verderbten Zeitalter. Der zweite Fall findet statt, wenn zwar beide Grundkräfte im Menschen wirksam sind, aber das Sinnliche, das Stoffartige die Oberhand hat. Alsdann sind Begriffe vorhanden von einem Gute, welches höher ist, als das, wonach man strebt; und doch läßt man von diesem Bestreben nicht nach, und opfert ihm jenes höhere Gut auf. Alsdann ist ein Verlangen nach einer solchen Art zu sein oder zu handeln, welche man für die rechte, die vollkommene hält, vorhanden; und doch thut man Nichts, seine Handlungsweise oder seine Gemüthsverfassung zu ändern. Ein geheimer innerer Zug hat die Richtung auf die Seite der Gerechtigkeit, des Edelmuths, des wahren Anstands; und ein entgegengesetzter stärkerer macht, daß unsre Hand, unsre Zunge zur Ausübung der Ungerechtigkeit, zu Handlungen niedriger Habucht, zu leichtsinnigen oder verläumderischen Reden sich bewegen.

Diese Schwäche des innern Triebes, welcher nicht durchdringen kann durch die Hindernisse, die ihm Sinnlichkeit, Gewohnheit, die allgemeine Meinung, die Beispiele Anderer, die Furcht lächerlich zu werden, entgegenstellen, ist ein sehr gemeiner Feind menschlicher Glückseligkeit. Und grade für diese Schwäche, sowie für die körperliche, sind die wenigsten Hülfsmittel. Verdorbene Säfte können verbessert, verwundete Glieder geheilt werden. Aber

eine durchaus schwache Seele stark zu machen, ist über das Vermögen der Kunst. Wer das Gute noch nicht kennt, oder von den Leidenschaften blindlings fortgerissen wird, kann entweder durch Belehrung auf den rechten Weg gebracht, oder durch eigne und fremde Zucht zurückgehalten werden. Aber wer selbst seine Fehler einsieht, haßt, und doch nicht abstellen kann; wer anders redet, anders sich geberdet, anders handelt, als er will, als er das Bild davon in der Seele hat: wie soll Dem geholfen werden?

Nur zwei Mittel gibt es: Die Kraft muß gestärkt, die Last, welche von jener bewegt werden soll, muß gemindert werden.

Tugendhafte Grundsätze bekommen mehr Gewalt, wenn sie mehr durchgedacht werden, wenn sie aufhören, solche Sittensprüche zu sein, die bloß mit dem Gedächtnisse gefaßt werden, und anfangen, sich in das ganze System unsrer Ideen zu verweben, mit allen Beobachtungen über die Natur und uns selbst sich zu vereinigen. Nur die Moral hat einige Gewalt über den Menschen, welche ihre Vorschriften auf Kenntnisse der Welt und der menschlichen Seele baut. Und nur auf den Menschen hat sie einige Gewalt, welcher ihre Vorschriften durch eigne, beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst theils bestätigt, theils nach seiner besondern Natur und seinen Umständen näher zu bestimmen lernt. Eine einzige gemeine Sittenlehre, welche ein Mensch vielleicht von Jugend auf auswendig gewußt hat, ist, wenn dieselbe sich irgend einmal durch die Begebenheiten seines eignen Lebens ihm als einleuchtend wahr dargestellt hat, von solcher Zeit an oft wirksamer auf das Herz und zur Besserung dieses Menschen geworden, als zuvor ganze Schübücher der Moral, deren Sätze er bloß mit dem Verstande gefaßt hatte.

Was die Hindernisse betrifft, die jenen sittlichen Triebfedern entgegenwirken, so können einige derselben so übermächtig sein, daß man die Hoffnung aufgeben muß, sie zu überwinden, und nur suchen darf, sie zu fliehen. Andre können durch anhaltendes Gegenstreben,

und immerwährendes Festhalten der Grundsätze, durch immer wiederholte Versuche, diese Ausübung zu bringen, endlich auf die Seite schafft werden.

Es sei mir erlaubt, ein Gleichniß zu gebrauchen, welches meine Begriffe in dieser Rücksicht vielleicht besser, als jedes andre, in's Licht setzt. Unter den Leuten, welche falsch singen, sind einige, die keinen reinen Ton haben, so wenig in ihrem Gehör und ihrer Seele, als in ihrer Kehle; sie denken sich falsche Töne, sie singen falsche. Andre haben ein richtiges musikalisches Gehör und Gefühl; sie empfinden, was falsch und rein ist, aber auch einen Fehler in den Werkzeugen der Stimme können sie die Töne nicht so hervorbringen, wie sie sich dieselben dachten, und wie sie ihr Ohr fordert. Einige Organe sind in der Natur so verwahrloset, daß ihrem Vermögen nicht abzuhelfen ist; andre werden durch und nach gleichsam unter die Herrschaft des Ohrs, der Einbildungskraft und des Willens gebracht. Indem diese Personen sich immer wieder den Ton deutlich vorstellen, welchen sie singen wollten und nicht trafen, so daß sie immer von Neuem versuchen, glückt es ihnen endlich einmal; und nach und nach können sie durch Vorsatz beirten, was anfangs nur der Zufall geirten ließ.

So ist es mit allen Gliedern, so ist es auch mehr mit den unsichtbaren Organen des Körpers, durch welche Beides, unser Reden und Thun, zuletzt bestimmt wird. Sie nach der Wahl des Besten, nach dem Ideal der Vollkommenheit, oder mit andern Worten, nach den Grundsätzen der Tugend zu lenken, ist nicht so leicht in unsrer Gewalt, als unser Wille, diese Grundsätze in unsrer Seele vorhanden sind. Es sind oft wiederholte Versuche nöthig, unser Verhalten diesen Ideen anzupassen. Man muß, so zu sagen, das Auge auf sein Inneres richten, um zu empfinden, wie man handeln soll, das andre ist sein Betragen selbst, um zu bemerken, ob man so handle. Die Leidenschaften, welche an der Stelle, in dem Laufe der Handlung entstehen, und die Grundsätze gerade zur Zeit, da wir sie ausüben sollen, verdunkeln, müssen in ihrem Ursprunge aufgesucht werden, mit wir sie nach und nach vorhersehen, und schon, ehe die Gelegenheit da ist, beirten lernen. Die Beobachtung, wo es uns ankommt, unsern Vorsätzen treu zu bleiben,

wo wir davon abgewichen sind, muß uns immer genauer mit dem Verhältnisse unsrer sittlichen Kräfte gegen unsre Umstände bekannt machen, damit wir wissen, welches unsre am meisten bloßgestellten Seiten, welches die für uns zu mächtigen Versuchungen sind. Auf diesem Wege gelangt der nachdenkende, das Gute liebende Mensch endlich dahin, das Bild der Vollkommenheit, welches seinem Geiste eingeprägt ist, auch in seinem Betragen auszudrücken, obgleich nicht mit Gewißheit vorauszu sehen ist, wie weit er es bringen mag, und obgleich gewiß zwischen seinen Vorsätzen und seinem Thun immer noch eine Verschiedenheit bleiben wird.

Das Weihnachtsgeschenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht, warum sie es so eifertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und laß mir, zu ihrer Rechtfertigung, die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

„So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freigebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden, und vielleicht keins, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dieses dir machen kannst.“

„Ich habe es dir schon mehreremal gesagt: Ein wenig Athem oder ein paar Federstriche, die wir für unsre Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal Beides antommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man von einer so kleinen Ursache so große Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, und red'te schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung

und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen.“

„Du, mein Kind, hast schon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm für ein Frauenzimmer ist, daß es liest, so ist es noch immer einer, daß es aus Lernbegierde liest, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Puz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daß sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: Ich hab' es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Uebung, um sie ganz zu erreichen.“

„Unsre Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach der Natur, oder Copieen von guten Originalen malt. Jene sind ihre eignen Empfindungen, ihre eignen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lectüre erhalten. Gute Meister versertigen die Copien nur als Schulen — so nennen sie ihre Uebungsstücke —, um ein richtiges Auge und eine feste Hand zu bekommen; schlechte bleiben dabei stehen, und gründen darauf ihren ganzen Ruhm.“

„Es kommt also Alles darauf an, das, was Andre aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt sich doch am Ende Alles zurückbringen —, so anzusehen, als ob wir es aus unsern eignen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen

wir erst einem Andern nachdenken lernen. Das ist also der zweite Schritt, den du zwar auch schon versucht hast, den du aber nun noch beherzter thun mußt. Werde aus einer Leserin zu einer Schriftstellerin! Wenn du liest, so sondere den Gedanken vom Ausdrude ab; nimm ihm seinen Puz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, sowie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind, als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen.“

„Aber nicht lange werden diese Auszüge bloß abgetürzte fremde Gedanken sein; du wirst in Kurzem deine eignen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die elektrischen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und in Bewegung ist, wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat, so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbildung eignen über. Ehe man sich's versteht, kommt aus dem eignen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war, emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch' es, mein Kind; denn ich bin bei deinen Fähigkeiten gewiß, daß es dir glücken muß; und ist es dir nur einmal geglückt, so bin ich ebenso gewiß, daß du fortfahren wirst. Das Denken gibt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann.“

Christian Gay Lorenz Hirschfeld,

geboren den 16. Februar 1742 zu Mülch in Holstein, studirte in Halle Theologie und Philosophie, begleitete 1765 Holstein-Gottorpische Prinzen auf Reisen, lebte dann als Privatgelehrter in Leipzig, ward 1770 Professor der Phi-

losophie und der schönen Wissenschaften in Altdorf, machte 1780 bis 1783 große Reisen, starb den 20. Februar 1792. — Theorie der Genetik. Versuch über den großen Mann und Anderes.

Gemälde der Schweizerggenden.

Nicht leicht gibt es ein Land, das so viel Annehmlichkeiten für einen Reisenden in sich

vereinigt, als die Schweiz. Sie hat alle Majestät und Pracht eines gebirgigen Landes, allen Reiz mannigfaltig bebauter Ebenen, und außerdem die Schrecken nordischer Zonen und

die ersten Wunder der Natur in den Alpen. Sie ist fast nichts, als eine unaufhörliche Kette von Hügeln, Bergen und Gebirgen; zwischen ihnen liegen die angenehmsten Thäler; die Plänen haben wieder Erhöhungen und Vertiefungen, und hängen mit den Bergen durch reizend angebaute Abhänge zusammen. In den Zwischenräumen der Höhen erblickt man entweder Seen oder Flüsse, die durch ihre mannigfaltigen Krümmungen zwischen den Hügeln die entzückendsten Ansichten vermehren. In den meisten Gegenden sieht man mit schwindelndem Auge einen Berg über den andern gethürmt, die zuweilen drei, zuweilen sieben und mehrere fürchterliche Absätze haben, und neben ihrer weiten Ausdehnung eine Höhe erreichen, die sich über die Wolken hinaus verliert. Bald darauf eröffnet sich wieder ein langes, fruchtbares, von lieblichen Bächen bewässertes Thal, oder eine freie Aussicht in gegenüberliegende Berge, die mit Menschen, Kirchen, Dörfern, einzelnen Hütten und Landhäusern, Reben, Obstbäumen und Heerden gleichsam besät sind. Bald erscheint ein schöner Wald, oder eine Reihe ungeheurer, kahler, gelber und weißer, zuweilen mit einigem Moos bewachsener Felsen, aus deren Ritzen oft hin und wieder hohe Fichten und Tannen hervorsteigen und in der Luft zu schweben scheinen; an den steilen Spitzen dieser Felsen hängen Ruinen von Bergschlössern, noch kühn und stark in ihrer Zerstörung, herab; und zwischen ihnen stürzen sich schäumende Wasserfälle mit wildem Getöse herunter. Bald wird wieder das Auge von dem Anblick der Ströme und Seen ergötzt, an deren Ufer Dörfer, Weinberge und Landhäuser ihren reizenden Widerschein verlängern, und hinter welchen oft ein prachtvolles Amphitheater von Gebirgen emporsteigt, die sich in der dämmernden Ferne bis über die Wolken erheben. Dann steigen noch über sie weit empor die mit ewigem Schnee belasteten Spitzen der Eisberge, die ihren prächtigen Schimmer ringsumher am Horizont verbreiten, und den Gesichtskreis mit einer der seltensten und erhabensten Prachtscenen der Natur schließen. Auf allen Seiten rieseln Quellen neben den Wegen, und rauschen Wasserfälle mit einem angenehmen Lärm von den Felsen herab, zuweilen so hoch, als ob sie aus den Wolken herabschäumten. Oft glaubt man in einer ewigen Einöde voll rauher Felsen und finstrier Tannen zu sein; auf einmal wendet sich der Weg — eine Wiese mit

dem schönsten Grün, und von Rindern belebt, eröffnet sich mit sanftem Reiz dem Auge; oder eine weite glänzende Aussicht auf einen ganzen Sammelplatz von Menschen und Hütten steigt empor. Bald fällt wieder das Gebrüll der Heerden, die das Auge nicht erblickt, aus den Wolken herab; oder man sieht die Ziegen an felsigen Abhängen klettern, und über ihnen friedliche Landhütten hängen, indessen daß im Thale die schönsten Töchter der Natur unter Gesang und Scherz die Grasernte vollenden. — Mannigfaltigkeit und Größe und Contrast ist der unterscheidende Charakter der Landschaften der Schweiz. Nichts aber zeichnet sich mehr in ihnen aus, als die stärksten Contraste und die seltsamsten und auffallendsten Gegensätze. Am Fuße kahler Felsenwände grünen kräutervolle Wiesen; in öden Abgründen reifen die schmachhaftesten Baumfrüchte; reizende Landhäuser erheben sich mitten in der Wildniß; Eisberge thürmen sich am Rande der fruchtbarsten Thäler auf, und indem man mit dem einen Fuß im ewigen Schnee steht, tritt der andre auf einen grünen Teppich, wo die süße Erdbeere sich röthet; der Reiz des Frühlings und die Fruchtbarkeit des Sommers erscheinen hier ungestört mitten unter der Rauigkeit des Winters, und Grönlands Schrecken steigen, tausendfältig vermehrt, über ein Paradies auf, wo tausend Blumen duften.

Anmuth der Natur nach dem Gewitter.

Die finstern Gewölbe vertheilen sich, bestrahlt von einem glänzenden Lichte; eine lächelnde Heiterkeit, die Alles erfreut, breitet sich am ganzen Himmel aus; sein blaues Gewand, von bunten Streifen durchwebt, bricht hinter dem zurückwallenden Vorhang hervor, und spiegelt sich wieder auf dem beruhigten Gewässer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt; bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem goldenen Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt! Wie seine malerischen Farben in einem doppelten Abglanz spielen, und in der klaren Fluth der See wiedererscheinen! Das nahe, bejahrte Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken streckt, nimmt seine gewöhnliche Freundlichkeit an, verjüngt von der hellen Pracht, womit es der Bote des ver-

söhnten Himmels überstreuet. Die gekühlten Lüfte tröpfeln noch von einigen Regenstäubchen; die Gipfel und die erquidten Gefilde schimmern weit umher von der Masse der Wolken; die Gebüsche blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen, und regnen, von gaulenden Westen bewegt, von Neuem den zu schweren Reichthum der Tropfen herab; das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwellen schienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung; alle Gewächse heben sich wieder empor, und das Grün der Felder reizt in einem hellern Schmuck.

Die Wälder erneuen ihre Freude; Schaaren von Schwalben schwärmen wieder in fröhlichem Fluge umher; die Heerden schütteln die tiefende Wolle und blöken vor Lust; tausend kleine Stimmen schwirren in den Wiesen. Der Wandrer verläßt segnend das schützende Obdach, und setzt munter seine Reise fort; der Landmann eilt erfrischt wieder zu seiner Arbeit; die Schönen lehren in den anmuthigeren Garten zurück; Alles lebt von Neuem, Alles frohlockt über die wohlthuende Rührung, und alle Kräuter gießen Reichthümer von süßen Gerüchen aus.

Johann Kaspar Lavater.

(Siehe Theil I, Seite 90.)

Von der Wahrheit der Physiognomie.

(Der physiognomischen Fragmente siebentes.)

Einer der vornehmsten Zwecke meines Werkes ist, zu beweisen, darzuthun, fühlbar zu machen, daß es eine Physiognomie gibt, daß die Physiognomie Wahrheit ist, d. h. daß sie wahrer, sichtbarer Ausdruck innerer an sich selbst unsichtbarer Eigenschaften ist. Da nun jede Zeile des ganzen Buches diesen Zweck mittelbar oder unmittelbar erreichen hilft, so werde ich keine besonders ausführliche Abhandlung über die Wahrheit und die innere objectivische Zuverlässigkeit der Physiognomie voransetzen. Ich würde darin beinahe Alles das sagen müssen, was ich in den folgenden Bruchstücken, bei verschiedenen Beispielen, schichtlicher, verständlicher und einleuchtender zu sagen Gelegenheit haben werde. Also hier nur einige vorläufige, vorbereitende Gedanken.

Alle Gesichter der Menschen, alle Gestalten aller Geschöpfe sind nicht nur nach ihren Classen, Geschlechtern, Arten, sondern auch nach ihrer Individualität verschieden. Jede Einzelheit ist von jeder Einzelheit ihrer Art verschieden. Es ist die bekannteste, aber für unsre Absicht die wichtigste, die entscheidendste Sache, die gesagt werden kann: „Es ist keine Rose einer Rose, kein Ei einem Ei, kein Al einem Al, kein Löwe einem Löwen, kein Adler einem Adler, kein Mensch einem andern Menschen vollkommen ähnlich.“ Es ist dies (damit wir nur bei dem Menschen stille

stehen) der erste, tiefste, unzerstörbarste Grundstein der Physiognomik, daß, bei aller Analogie und Gleichförmigkeit der unzähligen menschlichen Gestalten, nicht zwei gefunden werden können, die, nebeneinander gestellt und genau verglichen, nicht merkbar unterschieden wären.

Nicht weniger unwidersprechlich ist's, daß eben so wenig zweien vollkommen ähnliche Gemüthscharakter, als zwei vollkommen ähnliche Gesichter zu finden sind.

Mehr sollte man nicht wissen dürfen, als dies, um es als eine keines weiteren Beweises bedürftige Wahrheit anzunehmen, daß die äußere Verschiedenheit des Gesichtes und die Gestalt mit der innern Verschiedenheit des Geistes und Herzens in einem gewissen Verhältnisse, in einer natürlichen Analogie stehen müsse. — Was? die zugestandene innere Verschiedenheit des Gemüths aller Menschen, diese sollte von der abermals zugestandenen Verschiedenheit aller menschlichen Gesichter und Gestalten, diese von jener kein Grund sein? Nicht von innen heraus soll der Geist auf den Körper, nicht von außen heraus soll der Körper auf den Geist wirken? Zorn schwellt zwar die Muskeln auf; aber aufgeschwellte Muskeln und ein zorniges Gemüthe sollen nicht als Wirkung und Ursache angesehen werden dürfen? Feuer, schnelle, blitzähnliche Bewegung des Auges und ein durchdringender Verstand und schneller Witz sollen hundertmal bei einander gefunden werden, aber keine Beziehung auf einander haben!

ten zufälliger Weise zusammentreffen? Zu-
 soll's sein, nicht natürlicher Einfluß, nicht
 mittelbare wechselseitige Wirkung, wenn
 de in dem Augenblicke, da der Verstand
 blidend, der Wiß am geschäftigsten ist, das
 ier, die Bewegung oder Stellung der Au-
 ebenfalls sich am merklichsten verändert?
 i offenes, heiteres, uns gleichsam entgegen-
 amendes Auge, und ein offenes, heiteres,
 s entgegenwallendes Herz sollen sich bei
 send Menschen zufälliger Weise beisammen
 den, und keines des andern Wirkung und
 sache sein? In Allem soll die Natur nach
 eiseit und Ordnung handeln, allenthalben
 len sich Ursachen und Wirkungen entspre-
 en — und in dem Schönsten, Edelsten,
 as die Natur hervorgebracht hat, soll sie
 illkürlich, ohne Ordnung, ohne Gesetze han-
 ln? Da, im menschlichen Angesichte, diesem
 iegel der Gottheit, dem herrlichsten aller
 ter uns bekannten Werke — da soll nicht
 lrtung und Ursache, nicht Verhältniß zwi-
 en dem Aeußern und Innern, zwischen
 ichtbarem und Unsichtbarem Statt haben?
 Und das ist's, was alle Bestreiter der
 ahrheit der Physiognomie im Grunde be-
 upten! Sie machen die Wahrheit selbst zur
 aufhörlichen Lügnerin, die ewige Ordnung
 : willkürlichen Taschenspielerin, die immer
 das Andere zeigt, als sie sehen lassen will.
 r gesunde Menschenverstand empört sich ge-
 a einen Menschen, der behaupten kann,
 s Newton und Leibniz allenfalls aus-
 ehen haben könnten, wie ein Mensch im
 Althause, der keinen festen Tritt, keinen
 abachtenden Blick thun kann, und der nicht
 mögend ist, den gemeinsten abstracten Satz
 begreifen oder mit Verstand auszusprechen;
 s der eine von ihnen im Schädel eines
 open die Theodicee erdacht, und der an-
 e im Kopfe eines Laboratoriums, der nicht
 iter als auf sechs zählen kann und was
 über geht unzählbar nennt, die Planeten
 rogen und den Lichtstrahl gespalten hätte.
 r gesunde Menschenverstand empört sich
 en eine Behauptung, wie diese: ein star-
 Mensch könne aussehen, wie ein schwacher;
 vollkommen gesunder, wie ein vollkommen
 indfächtiger; ein feuriger, wie ein sanfter
 kaltblütiger. Er empört sich gegen die
 auptung: Freude und Traurigkeit, Wollust
 Schmerz, Liebe und Haß hätten diesel-
 , das ist, gar keine Kennzeichen im Aeu-
 s des Menschen. Und das behauptet der,

der die Physiognomie in das Reich der Träu-
 mereien verbannt. Er verkehrt alle Ordnung
 und Verknüpfung der Dinge, wodurch sich
 die ewige Weisheit dem Verstande so preis-
 würdig macht.

Man kann es nicht genug sagen: die Will-
 kürlichkeit ist die Philosophie der Thoren, die
 Pest für die gesunde Naturlehre, Philosophie
 und Religion. Diese allenthalben zu ver-
 bannen, ist das Werk des echten Naturfor-
 schers, des echten Philosophen und des echten
 Theologen.

Ich habe schon gesagt, daß ich mir in
 diesem Fragmente nicht selber vorgreifen wolle;
 aber Folgendes muß ich noch sagen. Alle
 Menschen (so viel ist unwidersprechlich) ur-
 theilen in allen, allen, allen Dingen nach
 ihrer Physiognomie, ihrer Aeußerlichkeit, ihrer
 jedesmaligen Oberfläche. Von dieser schließen
 sie durchgehends, täglich, augenblicklich auf
 die innere Beschaffenheit. Ich muß die all-
 täglichsten Dinge sagen, um eine Sache zu
 beweisen, die so wenig Beweise bedürfen
 sollte, als unsre Existenz. Aber ich muß
 dem Schwachen schwach, fast möcht' ich sagen,
 dem Thoren ein Thor werden, um der Wahr-
 heit willen.

Welcher Kaufmann in der Welt beurtheilt
 die Waaren, die er kauft, wenn er seinen
 Mann noch nicht kennt, anders, als nach ih-
 rer Physiognomie? anders, als nach dieser,
 wenn er sie auf den Mann hin gekauft hat,
 und seiner Erwartung gemäß oder anders
 als seine Erwartung findet? Beurtheilt er sie
 anders, als nach ihrer Farbe? ihrer Fein-
 heit? ihrer Oberfläche? ihrer Aeußerlichkeit?
 ihrer Physiognomie? Warum nimmt er den
 einen Louisd'or an, wirft den andern weg?
 Warum wiegt er den dritten auf der Hand?
 Um seiner bleichern oder röthern Farbe, sei-
 nes Gepräges, seiner Aeußerlichkeit, seiner
 Physiognomie willen! Kommt ein Unbekann-
 ter, der ihm etwas verkaufen oder ablaufen
 will, auf sein Comptoir, wird er ihn nicht
 ansehen? nichts auf sein Gesicht rechnen?
 Wird er nicht, kaum mag er weg sein, ein
 Urtheil über ihn fällen? „Der Mann hat ein
 ehrliches Gesicht;“ oder: „Er hat ein schlim-
 mes Paar Augen;“ oder: „Er hat was Wi-
 driges,“ oder: „Einnehmendes.“ Urtheil' er
 richtig oder unrichtig, was thut's zur Sache?
 Er urtheilt. Er urtheilt nicht ganz, aber
 doch zum Theil von dem Aeußeren des Men-
 schen; er macht daraus einen Schluß auf sein

Innereß. — Der Bauer, der durch seine Felder, oder durch seinen Weinberg geht, bestimmt seine Hoffnung wohnach? Nach der Farbe, Größe, Stellung, Neuerlichkeit, nach der Physiognomie des blühenden Samens, der Halmen, der Aehren, des Weinstocks, der Reben. — Der Arzt, sieht er nicht oft mehr aus der Physiognomie des Kranken, als aus allen Nachrichten, die man ihm von seinem Patienten bringt? Wie erstaunlich weit es hierin gewisse Aerzte bringen, kann Zimmermann unter manchen Lebenden, und unter vielen Verstorbenen Rämpf, dessen Sohn von den Temperamenten geschrieben, Beispiel sein. — Der Maler — doch von dem will ich nicht reden; die Sache redet, redet allzubeschämend für den bei Manchem eben so kindischen als stolzen Eigensinn der angeblichen Ungläubigen an die Physiognomik. — Der Reisende, der Menschenfreund, der Menschenfeind — und wer nicht? Sie alle handeln nach einem wahren oder falschen, klaren oder confusen physiognomischen Urtheil und Gefühle. Dies Urtheil, dies Gefühl erweckt Mitleiden oder Schadenfreude, Liebe oder Haß, Mißtrauen oder Zuversicht, Zurückhaltung oder Offenherzigkeit.

Und wird der Himmel nicht täglich nach seiner Physiognomie beurtheilt? Keine Speise, kein Glas Wein oder Bier, keine Schale Kaffee oder Thee kommt auf unsern Tisch, von deren Physiognomie wir nicht sogleich auf ihre innere Güte oder Schlechtigkeit einen Schluß machen. Man bringt uns ein Körbchen mit Birnen oder Äpfeln; warum suchen wir aus? Warum ruft uns, wenn wir aus Bescheidenheit ein schlechteres Stück wählen, die gefällige Höflichkeit zu: „Lassen Sie dieses liegen! Nehmen Sie das bessere!“ Warum? Um der Physiognomie willen. — Ist nicht die ganze Natur Physiognomie? Oberfläche und Inhalt? Geist und Leib? Äußere Wirkung und innere Kraft? Unsichtbarer Anfang, sichtbare Endung? Welche Kenntnisse, die der Mensch immer besitzen mag, gründen sich nicht auf Neuerlichkeit, auf Charakter, auf Verhältniß des Sichtbaren zum Unsichtbaren, des Wahrnehmblichen zum Unwahrnehmblichen?

Die Physiognomik im weitern und engerm Verstande ist die Seele aller menschlichen Urtheile und Bestrebungen, Handlungen, Erwartungen, Furchten, Hoffnungen, aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche durch Dinge außer uns veranlaßt

werden. Von der Wiege an bis zum in allen Ständen und Altern, bei allen Thun, von Adam an bis auf den der sterben wird, vom Wurm an, der zertreten, bis auf den erhabensten und warum nicht bis auf den Eng die Physiognomie der Grund von Allem wir thun und lassen. Jedes Insect seinen Freund und seinen Feind, jeder liebt oder fürchtet, ohne zu wissen und durch die Physiognomik; und es ist kein Mensch, der sich täglich durch die Physiognomie leiten, kein Mensch, dem sich nicht ein Gesicht zeichnen ließe, das ihm entweder äußerlich würdig, oder äußerst abscheulich, man müßte; kein Mensch, der nicht Menschen, der das erste Mal zu ihm mehr oder minder anschaut, mißt, und physiognomisch beurtheilt, wenn das Wort Physiognomie nie in seinen Gehört hat; kein Mensch, der nicht auf den, die ihm durch die Hände gehen physiognomisch, das ist, den inneren Wesen nach ihrem Äußerlichen beurtheilt.

Selbst die so sehr der Physiognomie gegengeworfene Verstellungskunst gründet sich bloß auf die Physiognomik. Warum der Heuchler dem Redlichen nach? Aber, und wenn's auch noch so leise, wenig herausgedacht wäre, weil er Aller Augen bemerken den Charakter der Redlichkeit.

Es bleibt also dabei, daß die Physiognomie alle Menschen, sie mögen's wissen nicht, täglich leitet; daß, wie Folge jeder Mensch, er mag's wissen oder etwas von der Physiognomik verstehen nicht ein lebendiges Wesen ist, welches aus dem Äußerlichen auf das Innere wenigstens nach seiner Art, Schlüsse nicht von dem, was in die Sinne fällt beurtheilt, was an sich nicht in die Augen fallen kann. Und diese Allgemeinheit wenigstens stillschweigenden Einverständnisses, daß das Äußere, das Sichtbare, die Oberfläche der Sache das Innere, die Tiefe desselben anzeige; daß alles Äußere Ausdruck von der Beschaffenheit des Inneren sei, ist, dünkt mich, in Absicht auf menschliche Physiognomie von äußerster Wichtigkeit und einer entscheidenden Klarheit.

18 dem achten Fragment.)

einen gewissen Grad kann der
ne klaren Wahrnehmungen ver-
erlegen, sie in Worte kleiden und
kann sagen: „So und so hab'
dieß und jenes beobachtet, so viel

Albrecht Dürer maß, Raphael maß und fühlte den Menschen. Jener zeichnete Wahrheit, wissenschaftlich; dieser gemessene und idealisirte — und doch nicht weniger wahre Natur. Der bloß wissenschaftliche Physiognomist mißt, wie Dürer; das physiognomische Genie mißt und fühlt wie Raphael. Je mehr indeß die Beobachtung sich verschärft, die Sprache sich bereichert, die Zeichnungskunst fortschreitet, der Mensch, das Nächste und Beste dieser Erden, den Menschen, studirt: desto wissenschaftlicher, das ist, desto bestimmter und lehrbarer wird die Physiognomik.

starb den 24. Februar 1799. — Mathematiker und Physiker, auf schönwissenschaftlichem Felde durch humoristische Schriften bekannt.

**Führung der Physik unter den unma-
Wissenschaften erklärt sich aus der
Entwicklungsstufe derselben.**

seine Bildung hinter den Stühlen des ersten Speisesaales der Welt empfangen, bis zu dem ungehobelten Bauernjungen, der noch im Camisol mit Aufschlägen das Apportiren lernt, sind nicht die letzten Menschen, auf die der Dichter zu sehen hat. Es ist diejenige Classe, bei der Kopf und Schwanz im Birkel der menschlichen Gesellschaft einander fassen, und unter deren Einfluß gemeiniglich Diejenigen wieder mehr oder minder stehen, die sonst keine Befehle erkennen. Die langen Arme der Großen, sich selbst überlassen, sind daher bei Weitem

nicht so furchtbar, als die verzwickten kurzen ihrer Kammerdiener. Sie sind daher in Schauspielen und Romanen vortrefflich zu gebrauchen, Streiche durchzusetzen, wo viel Kraft mit Unverstand nöthig ist, ein Cement in der Verbindung von Begebenheiten, das Alles zusammenhält, was sonst nicht halten will. Schreiben kann man gemeiniglich über sie, was man will; denn sie lesen und recensiren entweder nicht, oder sie machen sich eine Ehre daraus. Verweis, wenn er nur ihre Wichtigkeit zu erkennen gibt, ist ihnen lieber als Lob, oder vielmehr allein Lob — in einem gewissen Alter wenigstens. Fehlen können heißt bei ihnen independent sein, und was ihre Herrschaft nicht erfährt, soviel, als hätte sie es zugegeben. Sie rühmen sich daher immer untereinander ihrer Unordnungen, und wenn sie keine begangen haben, so werden sie erdichtet. Der Keller und die Dame vom Hause sind die wichtigsten Gegenstände; die Küche und die Kammermädchen die nächsten. Wer das nicht thut, ist ein Anasterbart oder ein Pinsel u. s. f.

Sie sind mehr oder minder die Spiegel ihrer Herrschaften. Die alten gleichen ihnen oft völlig. Der Koch des Pompejus sah aus wie Pompejus, und ich habe einen ähnlichen Fall gesehen. Es läßt sich nur schwach erklären, aber es ist wahr. Im Gehen, Stehen und Thun haben die jungen Hofleute, leichtsinnigen Spieler, jungen Nachtschwärmer und Räuber der Unschuld die feinsten Abbilder. Unter ihres Gleichen sind diese ihre Herren völlig, nur muß man sie nicht sprechen hören. Hier bleiben sie zurück, und was bei der Herrschaft bloß Mangel an Kenntnissen ist, zeigt sich bei ihnen bis auf die Sprache. Dieser Hauptartikel wird in Schauspielen und Romanen äußerst vernachlässigt, und stört oft alle Illusion. Die alten treuen Bedienten sind da gemeiniglich geschwätzige, weinerliche Moralisten, und die jungen und untreuen sprechen wie Leute von Stand, die sich mit affectirter Herablassung ein paar Stufen von Viederlichkeit hinunterstellen. Machen nicht junge Cavaliere den schleppenden Postillon mit schmierigem Stiefel, klirrendem Sporn und unsymmetrischer Frisur? Das machen die Bedienten freilich auch und wohl natürlicher. Allein im Sprechen steigen sie aufwärts, sowie der Herr in Handlungen herunter, aber mit sehr ungleichem Glücke.

Sie fangen ihre Perioden mit sondern an; sie sagen vielmehr, wo keine Vergleichung, und

theils, wo es keine Theilungen gibt, und also auch das Zweite. Mancher sagt gleich darauf drittens und viertens und zweitens; dieses hat Shakespeare genützt. — wird mir hoffentlich nicht vorwerfen — dieses den Bedienten nicht allein eigen. Ich weiß dieses, ich bringe es aber unter die Klasse, weil sie es auch thun und ich künftig mit ähnlichen Classen nicht viel abgeben werde. So etwas ganz in einem Charakter durchsetzen, thut eine unglaubliche Wirkung aber es ist sehr schwer und erfordert viel Erfahrung; Fielding's Partridge ist hierin das größte Meisterstück, das ich kenne. Ich gebe daher noch einige Beispiele, alle aus eigener Beobachtung. Die feinen unter ihnen will ich ihre Ausdrücke oft auf eine eigene Art reinigen. „Es ist jetzt sehr viel Untoth dem Gäßchen,“ sagte einmal einer mit einer Miene, mit der er selbst das schon gereinigte Untoth noch mehr säuberte.

„Er ist immer außer sich bei solchen Gelegenheiten,“ warf ein Herr seinem Diener vor. „Erlauben Sie gehorsamst,“ war Antwort, „ich hatte wirklich meine ganze Aufmerksamkeit beisammen.“ Er fängt an mit: „ich sagen,“ und in der Hitze des Vortrags fängt er: „sagt ich.“ Die gemeinen Leute in England, wenn sie etwas erzählen, füllen es mit say I und says he an.

Subtile Verwechselungen: „Er hat noch Blut gerochen (statt Pulver); er hat ihn bündig geschlagen; ein totaler Feldzug; Garnison ist geräumt worden; ohne Respect zu sprechen (statt mit Respect); nun, wo Gott für sei, der Fall geschehen u. s. w.“ Auch gröbere, die genützt und nachgeahmt werden können: „Seine Füße hal keine Portion zum Körper.“ „Die königliche Socinität zu Berlin,“ sagte einmal der Bediente eines Gelehrten u. s. w.

Sie bringen desto mehr Französisch an, weniger sie wissen, und ist es nur ein Witz so kommt es sehr oft.

Mein Herr, sagen sie von ihrem Herrn wenn sie nicht bei ihres Gleichen sind; wenn sie sagen sie bloß Meiner. „Meiner hat wieder gebrummt; meiner schläft noch.“ Das ist dieses unter den deutschen gebräuchlich. es wohl auch ein Zeichen von deutschem Geheitsgeiste ist? Unser kommt ebenfalls vor. „Ach! unser Gut ist gestern in die Luft gefallen,“ sagte ein Junge von dem Knecht seines Herrn, der die Familie viel geliebt

Zuweilen heißt auch Wir nur so viel inner. „Wir müssen bald heirathen, h't's nicht gut.“

Ihren Suffixis sind sie gemeiniglich sehr lich und unglücklich. Sie sagen: Mit-, Interessantigkeit, Melancholigkeit, igen auch wohl gar, um sicherer zu in — ungigkeit. Sie haben verschiedne bunte Vorstellung von unsrer rosa, und nennen es vornehme Ge- gravitatische Redensarten und repu- Wörter.

ens gibt es unter ihnen Staatsleute, und Theologen, so gut als Jäger fer, und jede Classe hat wieder ihre Mischungen. Regierende, steigende, abgebannte, Dienst suchende, Alles den und Hochwohlgeboren nennende immer bückende, das sichere Zeichen, schwankenden Staube die stühende gebrochen ist; schmierige und Kerls, wie l; junge, noch unabgerichtete Pudel, treue Familienstücke, die nur zum ern im Gefindestalle stehen; lang auf- ie Don Quirote, mit geerbter oder r Livree, die ihnen immer zu weit lang, oder zu enge und zu kurz ist.

. Für den Schauspieler.

st gern Federn vom Hute und hascht wie ein Sterbender, dreht den Hut Bauche wie eine Windmühle. Dieses rsam gebraucht werden.

Knöpfe mit dem Rockärmel, ober en Hut damit, oder einen Armel mit ern, oder eine Wade mit der andern. upt hält er viel auf Beine und Waden, Tradition unter ihnen ist, daß einige ihr Glück gemacht hätten.

sich, wenn er bei geringern ist, mit eigten Beinen kleiner als er ist, und wenig. Dieses thun sogar zuweilen n, wenn sie bei langen stehen.

gt, wenn er seidene Strümpfe an hat, zen mit großem Anstande auf den lobt.

seinen Kameraden in der Erzählung Rockknöpfen. Stößt bei seinen Scherzen kameraden mit dem Zeigefinger in die am ihm den Beifall und das Lachen ndern.

gern ein schönes Schnupstuch und h gemachtem Gebrauche hinein, nach er schwindstüchtigen Herrschaft. Horcht

an der Uhr, die ihm doch immer zu geschwind geht, als wenn sie zu langsam ginge.

Der Hut verdiente bei ihnen eine eigene Betrachtung. Denn da die Art des Schnitts bei ihnen von dem Herrn abhängt und die Art, ihn gelegentlich zu setzen, von ihnen selbst, so ereignet sich dabei oft der seltsamste Contrast. Der Hut zu einer Dombeschanten-Livree, zugleich zum Staat und wider den Fieb, läßt niedlich, wenn er alle die kleinen Nachlässigkeiten eines Wünschhütchens mitmachen soll. Uebrigens muß er allezeit so sitzen, daß die affectirte geschwäpige Niederlichkeit zu viel Stirne, die affectirte stille aber, oder der Hochmuth zu viel Seite sehen läßt. Je stiller die Menschen sind, desto mehr nähert sich der Hut der horizontalen Lage, und je weiser sie sind, desto mehr tritt die Griffspitze derselben über die Nase.

Ausschlagzettel im Namen von Philadelphia.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen her weltberühmte Zauberer Philadelphia Philadelphi, dessen schon Cardanus in seinem Buche De natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von „Himmel und Hölle Beneideten“ nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen.

Es ist nämlich derselbe, der im Jahr 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Rindul Bindfaden in die Wolken schmiß und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem J. Jenner dieses Jahres anfangen, seine Einthalertünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisb'or-Stüden kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja so zu sagen schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar am fünften vor Ihro Majestät Oberna auf Otahete mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden

des Tages sehen lassen, ausgenommen Montag und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von elf bis zwölf des Vormittags, da er zu Constantinopel engagirt ist, und nicht von zwölf bis eins, da er speiset.

Von den Alltagsstücken zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchthurmes auf die Jacobi-Kirche. Wenn sie ein paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle.

NB. Alles ohne Magnet; durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er sechs Loth des besten Arseniks, pulvisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch und tractirt die Damens damit. Sobald ihnen übel wird, läßt er sie zwei bis drei Löffel geschmolzenen Bleies nachtrinken, und die Gesellschaft geht gutes Muthes und lachend auseinander.

3) Läßt er sich eine Holzart bringen und

schlägt damit einen der Herren vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da dann der Herr sogleich aufsteht und gemeiniglich fragt, was das für eine Musik sei? Uebrigens so gesund, wie vorher.

4) Er zieht drei bis vier Damens die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durch einander schütteln, ladet sie in ein kleines Feldstück und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt Jedem einen Schein aus. Wirft hierauf Alles in einen Koffer und reist damit nach Cassel. Nach acht Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und sowie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nicht bezahlt, sieht nichts.

Göttingen, den 7. Jenner 1777.

Johann Gottfried von Herder.

(Siehe Theil I, Seite 91.)

Paramythien und Parabeln.

1. Der sterbende Schwan.

„Muß ich denn allein stumm und gesangslos sein?“ sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Glanze der schönsten Abendröthe: „Beinahe ich allein im ganzen Reiche der gefiederten Schaaren! Zwar der schnatternden Gans, der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Philomele, beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe, und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne! Dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben!“

Still entzückt, tauchte der Schwan nieder;

und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der sich Phöbus. „Holbes, liebliches Wesen,“ sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegene Brust nährtest, und die dir nicht eher gewährt werden konnte.“ Raum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier, und klang auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückt durchdrang der Ton den Vogel Apollon, aufgelöst und ergossen, sang er in die Seele des Gottes der Schönheit; dankbar froh sang er die schöne Sonne, den glänzenden See, und sein unschuldig, seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt, war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in seinen entschlummernden Tönen, bis er sich im Stille stumm wieder fand, am Fuße des Apollon.

einer wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war ein Schwanengesang geworden, der sanft seine Nerven auflösen mußte; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen; als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm noch zu Tode gellagt. Die Göttin der Unschuld nahm Beide zu ihren Lieblingen an, das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles, hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, gibt dir der Augenblick deines Todes.

2. Die Lilie und die Rose.

Sagt mir, ihr holden Töchter der rauhen, schwarzen Erde, wer gab euch eure schöne Gestalt? Denn wahrlich von niedlichen Fingern seid ihr gebildet! Welche kleinen Geister stiegen aus euren Kelchen empor? und welch' Vergnügen süßletet ihr, da sich Göttinnen auf euren Blättern wiegten? Sagt mir, friedliche Blumen, wie theilten sie sich in ihr erfreuend Geschäft und winkten einander zu, wenn sie ihr feines Gewebe so vielfach spannen, so vielfach zierten und stückten?

Aber ihr schweigt, holdselige Kinder, und genießet eures Daseins. Wohlan! mir soll die lehrende Fabel erzählen, was euer Mund mir verschweiget.

Als einst, ein nackter Fels, die Erde bestand: siehe, da trug eine freundliche Schaar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblümen. Vielfach theilten sie sich in ihr Geschäft. Schon unter Schnee und im kalten kleinen Grafe fing die bescheidene Demuth an, und webte das sich verbergende Beilchen. Die Hoffnung trat hinter ihr her, und füllte mit kühlenden Düften die leinen Kelche der erquidenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es Jenen so wohl gelang, ein stolzer, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt; die Narzisse schaute umher mit ihrem schmachenden Auge.

Viele andere Göttinnen und Nymphen beschäftigten sich auf mancherlei Art, und schmückten die Erde, frohlockend über ihr schönes Gebilde.

Und siehe, als ein großer Theil von ihren Berken mit seinem Ruhm und ihrer Freude

daran verblühet war, sprach Venus zu ihren Grazien also: „Was säumet ihr, Schwestern der Anmuth? Auf! und webet von euren Reizen auch eine sterbliche, sichtbare Blüthe!“ Sie gingen zur Erd' hinab, und Aglaja, die Grazie der Unschuld, bildete die Lilie; Thalia und Euphrosyne webten mit schwesterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose.

Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Rose neideten keine, und wurden von allen beneidet. Schwesterlich blühen sie zusammen auf Einem Gefilde der Flora, und zieren einander; denn schwesterliche Grazien haben ungetrennt sie gewebet.

Auch auf euren Wangen, o Mädchen, blühen Lilien und Rosen; mögen auch ihre Guldbinnen, die Unschuld, Freude und Liebe, vereint und unzertrennlich auf ihnen wohnen!

3. Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten mit einander um den Vorzug; der feurige glänzende Knabe Tag fing an zu streiten.

„Arme, dunkle Mutter,“ sprach er, „was hast du, wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet hast, zum Gefühl eines neuen Daseins; was du erschlaftest, rege ich auf.“

„Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung?“ sprach die bescheidene, verschleierte Nacht. „Muß ich nicht erquiden, was du ermattetest? und wie kann ich's anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme Alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schooß; sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle dein Blendwerk und neiget sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene Seele mit himmlischem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahle nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllte Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.“

Eben berührte der schwagende Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt sank er selbst in ihren einhüllenden Schooß. Sie aber saß in ihrem Sternemantel, in ihrer Sternentrone, mit ewig ruhigem Antlitz.

4. Der Jüngling Salomo.

Zu seinem Liebling sprach einst ein gütiger König: „Bitte von mir, was du willst; es soll dir werden.“

Und der Jüngling sprach bei sich selbst: „Worum soll ich bitten, daß es mich meines Wunsches nicht gereuen möge? Ehre und Ansehn habe ich schon; Gold und Silber sind das ungetreueste Geschenk der Erde. Um des Königs Tochter will ich bitten; denn sie liebet mich, wie ich sie liebe; und mit ihr empfangen ich alles Andere, vor Allem auch das Herz meines gütigen Wohlthäters; denn er wird durch dieses Geschenk mein Vater.“

Der Liebling bat, und die Bitte ward ihm gewähret. — —

Als Gott dem Jüngling Salomo zuerst im Traume erschien, sprach er zu ihm: „Bitte, was ich dir geben soll, und ich will dir's geben.“ — Und siehe, der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Reichthum und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmlische Weisheit, und empfing mit ihr, was er je hätte bitten mögen. Ihr also weihte er seine schönsten Gesänge, und pries sie den Sterblichen an, als die einzige Glückseligkeit der Erde. So lange er sie liebte, besaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menschen; ja nur durch sie lebet er auch nach seinem Tode jenseit des Grabes.

5. Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, wenn du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel des Gastmahls gibt es mehr derselben, als an der Thüre des Kerkers. — Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am reichlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er hart, aber unschuldig verklagt war. „Wer unter euch,“ sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet.“ Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Rathhauses; da wandte er sich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, rebete für ihn, und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn, und finden Barmherzigkeit und Gnade.

6. Der Tag vor dem Tode.

Ein Weiser sagt: „Thu' Gutes einen Tag vor dem Tode!“ — Welcher ist dieser Tag? Und wer weiß, wann er sterben werde?

Ein König lud seine Knechte zu einer großen Mahlzeit ein, sagte ihnen aber nicht die Stunde, wann die Mahlzeit sein würde. Die Klugen bereiteten und schmückten sich. Denn sie sprachen: „Es gebricht an nichts in des Königs Hause; jeden Augenblick kann die Mahlzeit bereit sein, daß wir geladen werden.“ Die Narren aber unter den Knechten zerstreuten sich und sagten: „Es ist noch lange hin, und ehe der Ruf geschieht, haben wir Zeit genug, uns zuzuschiden und anzufleiden.“ Plötzlich geschah der Ruf; die Geschmückten gingen zum Feste, die Narren wurden zurückgewiesen. Sie hatten die Ehre sich selbst geraubt.

Salomon sagt: „Laß deine Kleider immer weiß sein!“ — Auch deine Sterbekleider sind weiß; bereite dich, und kleide dich in sie täglich. Sei weise einen Tag vor dem Tode!

Voransicht und Zurücksicht.

Prometheus. Epimetheus. Pallas.

Epimetheus. Wir irrten uns also Beide in Bildung des Menschengeschlechtes, — du, der du ihm zu viel Vorsicht vertrauest, und ihm deshalb so gefährliche Werkzeuge in die Hand gabst; ich, der freilich nur durch Schaden klug ward, ihm indessen, bei vielem Weh, die Trösterin Hoffnung zubrachte.

Prometheus. Sehr ungleich war unser Irrthum, Bruder. Denn wenn dem schwachen Menschen etwas geziemt, so ist's Vorsicht. Durch mich wären deine traurigen Töchter, Reue und Entschuldigung, nie auf der Erde

auch die trügerische Hoffnung hätte verderblichen Büchse mit aller ihrer, den Göttern zurückgesendet. Vor-
m Menschen nöthig; sie erspart ihm phrygische*) Kunst, „durch Schaden werden,“ die einzige, und doch auch ist der Thoren.

Epimetheus. Kann der schwache Mensch aussehen? Konnte ich voraussehen, meiner Büchse davonslog?

Epimetheus. Ich hatte dich gewarnt, Mensch hat seinen Warner. Er weiter voraussehen, als auf seinen Unwissenheit ist ihm nicht nöthig. Er muß er sehen, treu und ganz.

Epimetheus. Und doch siehet man so vort, wie weit man gekommen sei, den Weg machte. —

Epimetheus. Zur Stärkung, zur Erleichterung! Wenn aber das lässige sehen den Blick der Vorsicht schwächt, den, der ihn thut, in süße Träume er ihn gar in eine so panische Furcht er keinen Schritt vorwärts wagt, möglich, hinter sich selbst zurückbliebe:

Rück Erinnerung verderblich, äußerst

Epimetheus. Ich glaubte, daß eine Vorsicht nur aus einer überlegenden entspringe, daß man aus vielen Fällen doch endlich einmal lerne, bei künftig zu erlebenden Fällen nöge.

Epimetheus. Aber, Epimetheus! Jeder dem Sterblichen vorkommt, ist ihm muß mit neuem Blicke angesehen angesehen werden. Durch Abziehung Übung des Vorigen wirst du diesen gewinnen, sondern ihn schwächen st verlieren. Himmlisch ist das Licht, den Sterblichen gab; es stammt nicht Erde. Wer nur von Andern lernen ob Andere nie verstehen, wird sich ere nie lehren.

Epimetheus. Ich verstehe auch dich lerne nur von Andern.

Epimetheus. Und lernst also meistens lernst schlecht, und hast nie ausge- u wirst durch Schaden klug, nie also, noch weniger durch dich selbst weise.

—

sapiunt Phryges. Livius Andron. in J. apud Cic. Epist. fam. VII. 16. dag. p. 88.

Epimetheus. Kam aber nicht durch mich die süße Trösterin Hoffnung auf die Erde?

Prometheus. Falsche Trösterin, wenn sie sich nicht fest an die Vorsicht hält und mit dieser wandelt! Eine wahre Hoffnung heißt Vorsicht; die falsche gehört zum Gefolge deiner Töchter. Ihnen, die ungestalt an Krüden dir nachschleichen, möge unsinnige Hoffnung die traurigen Gedanken hinweg- heucheln! —

Pallas. Streitet nicht, ihr Brüder! Ihr seid von ungleicher Abkunft; so sind auch die Menschen. Die meisten sind von Epimetheus Art; sie müssen und wollen nur durch Schaden klug werden. Die Gesellschaft der Reue, der Entschuldigun, endlich auch der tröstenden, wehenden Hoffnung ist ihnen unentbehrlich. Die wenigen hingegen von deiner Art, Prometheus, denen ich selbst den himmlischen Funken in die Seele sentte, sie bedürfen jenes langsamen Gefolges seltner. Mit Voraussicht eilen sie vorwärts; und doch bleiben auch sie, wie du selbst es warest, dem Irrthum unterworfen. Auf alle zukünftigen Lebensstage vorsichtig zu sein, ist dem Sterblichen nicht gegeben.

Prometheus. Mich quälten, auch unter den Wissen des Geiers, jene unseligen Dienerinnen der Furien, Reue und Entschuldigun, nie. Mit Freude sah ich zurück auf das, was ich gethan hatte; mit Freude vorwärts auf das, was aus meinem Geschenk folgen mußte.

Pallas. Und doch war dir die Zeit nicht bekannt, da es folgen würde; also war deine Vorsicht hierin auch Hoffnung. Die kühnsten Voraussehenden irren sich, wie du, meistens in der Zeitfolge ihrer Unternehmungen; was ihr Blick schnell umfaßte, kann der träge Fuß der Menschen erst langsam und mit Mühe erreichen. Denn jene Umstände, unter welchen der Erfolg menschlicher Entschlüsse wirklich wird, ruhen sie nicht allein im Schooße der Götter, im Rathe des Schicksals? Du hörtest der Parzen Gesang, Prometheus, aber nur aus dunkler Ferne. Zeit allein, die große Mutter der Dinge, Zeit ist's allein, die entwickelt, was die Voraussetzung wie in einem Knäuel erblickte, woran in der Zukunft so mancherlei Hände weben und weben werden. Woraus bildestest du den Menschen, Prometheus?

Prometheus. Aus Erde und Wasser.

Pallas. Und welche Neigungen mischtest du in dieses feuchte Gebilde?

Prometheus. Alle, deren ich habhaft werden konnte: des Fuchses, des Pfauens, des Tigers, des Löwen.

Pallas. Und alle diese müssen also nach Gelegenheit auch ihre Rollen spielen. Bei großen Begebenheiten spielen sie solche grausamer, rascher, schneller; bis endlich doch das himmlische Feuer, das ich dem Menschen auf meinem unsterblichen Schilde zutrug, über sie alle die Oberhand gewinnt, sie alle regelt und lenkt. Da laufen viele Wünsche dem letzten Erfolg voran, fruchtlos voran.

Prometheus. Verzeihe, große Göttin, und doch waren sie nicht fruchtlos. Ihr Götter spottet der Menschen, und ludet ihnen meine ersehnte Gabe der Unsterblichkeit auf einen Esel, der sie gegen einen Trunk Wassers an die Hüterin des Quells, die Schlange, verkaufte.

Pallas. Ihr würdet sie vielleicht um einen noch schlechtern Gewinn, als der Esel, verkauft haben; sie ist kein seliges Besitztum für Menschen.

Prometheus. Wenn auch Unsterblichkeit nicht, so doch Verjüngung. Ich kenne den Brunnen, worin sie liegt, und gewinne sie von der Schlange wieder.

Pallas. Bruder des Epimetheus, lehre die Menschen, wie sie eurer Weiber Gaben auf's Beste anwenden und vertheilen. Ihr einzelnes Dasein ist von einer kleinen Spanne begrenzt; Menschenweisheit ist also, zu lernen, wie viel Rücksicht sie auf jeden Punkt dieser Spanne nöthig haben und anwenden können, ohne ihr Dasein selbst zu schwächen und zu verlieren. Ein kühnes Unternehmen durch Klugheit zu beschränken, Hoffnungen durch Erfahrung zu besflügeln und anzuordnen, das, ihr Menschen —

Prometheus. Ihr Götter habt gut reden! Wer unter den Sterblichen trifft zu jeder Stunde das rechte Maß der Weisheit?

Pallas. Lernt vergessen, lernt euch erinnern. Das Maß der Vorsicht werde ich euch nicht versagen.

Wirkungen der Menschheit auf den einzelnen Menschen.

Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form, in welcher wir denken,

handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbt. Wir denken in einer Sprache, die unsre Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweise, an der so viele Geister bildeten und formten, zu der auch in andern Sprachen die schönsten Genien des Menschengeschlechts beitrugen, und uns damit den edelsten Theil ihres Daseins, ihr innerstes Gemüth, ihre erworbenen Gedankenschätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir tausend Erfindungen, die aus alter Zeit, ja zum Theil von den fernsten Gegenden der Erde zu uns gekommen sind und ohne die wir ein freudloses, dürftiges Leben führen müßten. Maximen und Sitten sind auf uns geerbt, die nicht nur das Gesetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, sondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrückniß und Gewohnheit hinaufzuschwingen, Vorurtheile abzuschütteln und, indem wir andere Gemüther von demselben Lichte des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundschaft und Thätigkeit weit inniger zu vereinigen, als geist- und sinnlose Körper sich je vereinigen können. Diese Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt, sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müssen wir an ihr halten und im Guten oder Bösen, thätig oder hindernd auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dies ist das unsichtbare, verborgene Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beispiele, Lebensweise und Erziehung, Freunde durch harmonische Freundschaft knüpft, also daß wir in diesem bindenden Medium auf die Unsern, auf Andere, auf die Nachkommenschaft wirken müssen und fortwirken werden.

Gedenken wir nun, um dies inne zu werden, an die lebendigsten Augenblicke unsers Lebens, insonderheit der Jugend; gingen wir nicht, da wir sie genossen, stets aus uns heraus und theilten uns mit? Oder wir empfingen von Andern, fühlten sie in uns, uns in ihnen. Da vergaßen wir unsre eingeschränkte sterbliche Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unsterblichen Genusses und Daseins. So gingen in uns als Jünglinge die Gedanken Derer über, die am meisten auf uns gewirkt haben; ihre Töne flossen in uns, wir sahen ihre Gestalten, verehrten ihre Schatten; und die Wirkung

durch ihr inneres Wort gemacht
 zur Form unsrer Seele. Noch
 mit den Gedanken jener Großen
 die dem Körper nach längst ver-
 schenkt bloß was, sondern wie sie es
 sich uns mitgetheilt; wir ver-
 weiter und senden es fort auf
 die gleiche Manier im dunkeln
 Gedankenmeeres todt und be-
 wegen, zu rechter Zeit steigt's doch
 organisirt sich zu und mit andern
 Denn in der menschlichen Seele
 ist; Alles lebt, oder ist da, daß
 den gewedt werde; und da das
 blücker Seelen im innigsten Zu-
 e ist, so belebt, so erweckt eine die
 in einem höhern Grade wirken
 die Leidenschaften, Lebensweisen
 der Menschen, insonderheit deren,
 wir täglich umgehen. Wir ge-
 an des Andern Wort, Miene,
 und, so daß wir solche unvermerkt
 men und auf Andere fortpflanzen.
 unsichtbare, magische Band, das
 den der Menschen verknüpft, eine
 heilung der Eigenschaften, eine
 und Metempsychose ehemals eige-
 nber, ehemals fremder, jetzt eigener
 Gemüthsneigungen und Triebe. Wir
 ein zu sein, und sind's nie; wir
 selbst nicht allein; die Geister
 gelebter Schatten, alter Dämonen,
 Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner,
 und tausend zudringender Gesellen
 is. Wir können nicht umhin, ihre
 sehen, ihre Stimmen zu hören;
 kämpfe ihrer Mißgestalten gehen in
 Wohl ihm, dem sein Leben ein
 keinen Tartarus zum Himmel
 nten, zur Region seiner Empfin-
 undsätze und Handlungsweisen be-
 Sein Gemüth ist in einer fröh-
 lichkeit gegründet.

und Sprache des Menschen.

n Boden hatten alle Sinne des
 nur einen kleinen Umfang, und
 n drängten sich den edlern vor,
 Beispiel der verwilderten Menschen
 uch und Geschmack waren, wie
 ier, ihre ziehenden Führer. Ueber
 träuter erhoben, herrschet der Ge-

such nicht mehr, sondern das Auge; es hat
 ein weiteres Reich um sich und über sich,
 von Kindheit auf in der feinsten Geometrie
 der Linien und Farben. Das Ohr, unter
 den hervortretenden Schädel tief hinunter-
 gesetzt, gelangt näher zur innern Kammer
 der Ideensammlung, da es bei dem Thiere
 lauschend hinaufsteht, und bei vielen, auch
 seiner äußern Gestalt nach zugespitzt hordhet.

Mit dem aufgerichteten Gange wurde der
 Mensch ein Kunstgeschöpf; denn durch ihn,
 die erste und schwerste Kunst, die ein Mensch
 lernet, wird er eingeweiht, alle zu lernen,
 und gleichsam eine lebendige Kunst zu werden.
 Siehe das Thier! Es hat zum Theil schon
 Finger, wie der Mensch; nur sind sie hier
 in einen Huf, dort in eine Klaue oder in
 ein anderes Gebilde eingeschlossen und durch
 Schwielen verderbet. Durch die Bildung
 zum aufrechten Gange bekam der Mensch
 freie und künstliche Hände, Werkzeuge der
 feinsten Handthierungen und eines immer-
 währenden Lastens nach neuen, klaren Ideen.
 Helvetius hat sofern Recht, daß die Hand
 dem Menschen ein großes Hülfsmittel seiner
 Vernunft gewesen: denn was ist nicht schon
 der Rüssel dem Elephanten? Ja, dieses zarte
 Gefühl der Hände ist in seinem Körper ver-
 breitet, und bei verstümmelten Menschen haben
 die Behen des Fußes oft Kunststücke geübet,
 welche die Hand nicht üben konnte. Der
 kleine Daum, die große Behe, die auch dem
 Bau ihrer Muskeln nach so besonders ge-
 bildet sind, ob sie uns gleich verachtete Gli-
 der scheinen, sind uns die nothwendigsten
 Kunstgehülfen zum Stehen, Gehen, Fassen
 und allen Verrichtungen der kunstarbeitenden
 Seele.

Man hat oft gesagt, daß der Mensch
 wehrlos erschaffen worden, und daß es eine
 seiner unterscheidenden Geschlechtseigenschaften
 sei, nichts zu vermögen. Es ist nicht also;
 er hat Waffen der Vertheidigung, wie alle
 Geschöpfe. Schon der Affe führt den Prügel
 und wehret sich mit Sand und Steinen,
 er klettert und rettet sich vor den Schlangen,
 seinen ärgsten Feinden, er bedt Häuser ab
 und kann Menschen morden. Auch der ver-
 wilderte Mensch ist nicht ohne Vertheidigung;
 und ausgerichtet, ausgebildet, — welches Thier
 hat das vielarmige Werkzeug der Kunst, was
 er in seinem Arm, in seiner Hand, in der
 Schlankheit seines Leibes, in allen seinen
 Kräften besitzt? Kunst ist das stärkste Ge-

mehr, und er ist ganz Kunst, ganz und gar berechnete Waffe. Nur zum Angriff fehlen ihm Klauen und Zähne: denn er sollte ein friedliches, sanftmüthiges Geschöpf sein; zum Menschenfressen ist er nicht gebildet.

Welche Tiefen von Kunstgefühl liegen in einem jeden Menscheninn verborgen, die hier und da meistens nur Noth, Mangel, Krankheit, das Fehlen eines andern Sinnes, Mißgeburt oder ein Zufall entdeckt, und die uns ahnen lassen, was für andre, für diese Welt unaufgeschlossene Sinne in uns liegen mögen. Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zählende Vernunft, das Gedächtniß bis zu einem Grad erheben konnten, der Menschen von gewöhnlichen Sinnen fabelhaft dünket: so mögen unentdeckte Welten der Mannigfaltigkeit und Feinheit auch in anderen Sinnen ruhen, die wir in unserer vielorganisirten Maschine nur nicht entwickeln. Das Auge, das Ohr! Zu welchen Feinheiten ist der Mensch schon durch sie gelangt, und wird in einem höhern Zustande gewiß weiter gelangen, da, wie Berkeley sagt, das Licht eine Sprache Gottes ist, die unser feinsten Sinn in tausend Gestalten und Farben unablässig nur buchstabirt. Der Wohlklang, den das menschliche Ohr empfindet, und den die Kunst nur entwickelt, ist die feinste Musik, welche die Seele durch den Sinn dunkel ausübet; sowie sie durch das Auge, indem der Lichtstrahl auf ihm spielt, die feinste Geometrie beweiset. Unendlich werden wir uns wundern, wenn wir, in unserm Dasein einen Schritt weiter, alles das mit klarem Blick sehen, was wir in unserer vielorganisirten göttlichen Maschine mit Sinnen und Kräften üben, und in welchem sich, seiner Einrichtung gemäß, das Thier schon vorzuüben scheint. Indessen wären alle diese Kunstwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand auch in der aufrechten Gestalt unwirksam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die sie alle in Bewegung setzte: es war das göttliche Geschenk der Rede.

Nur durch die Rede wird die schlummernde Vernunft erweckt; oder vielmehr, die bloße Fähigkeit, die durch sich selbst ewig todt geblieben wäre, wird durch die Sprache lebendige Kraft und Wirkung. Nur durch die Rede wird Auge und Ohr, ja das Gefühl aller Sinne Eins, und vereinigt sich durch sie zum schaffenden Gedanken, dem das Kunstwerk der Hände

und anderer Glieder gehorcht. Das Beispiel der Taub- und Stummgeborenen zeigt, wie wenig der Mensch auch mitten unter Menschen ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelange, und in welcher thierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Er ahmt nach, was sein Auge sieht, Gutes und Böses; und er ahmt schlechter als der Affe nach, weil das innere Kennzeichen der Unterscheidung, ja selbst das Mitgefühl mit seinem Geschlecht ihm fehlt. Schredlicher Beweis, wie wenig die gepriesene menschliche Vernunft und das Gefühl unserer Gattung durch sich selbst vermöge! Man kann und muß also die feinen Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unserer Vernunft, und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsere Sinne und Gedanken allmählig in Flammen brachte. Bei den Thieren sehen wir Voranstalten zur Rede, und die Natur arbeitet auch hier von unten herauf, um diese Kunst endlich im Menschen zu vollenden. Zum Werke des Athemholens wird die ganze Brust mit ihren Knochen, Bändern und Muskeln, das Zwerchfell und sogar Theile des Unterleibs, des Halses, des Halses und der Oberarme erfordert. Zu diesem großen Werke also baute die Natur die ganze Säule der Rückenwirbel mit ihren Bändern und Rippen, Muskeln und Adern; sie gab den Theilen der Brust die Festigkeit und Beweglichkeit, die zu ihm gehören, und ging von den niedrigen Geschöpfen immer höher, eine vollkommnere Lunge und Luftröhre zu bilden. Begierig zieht das neugeborne Thier den ersten Athemzug in sich, ja es drängt sich nach demselben, als ob es ihn nicht erwarten könnte. Wunderbar viele Theile sind zu diesem Werk geschaffen; denn fast alle Theile des Körpers haben zu ihrem wirksamen Gedeihen Luft nöthig. Indessen so sehr sich Alles nach diesem lebendigen Gottesathem drängt, so hat nicht jedes Geschöpf Stimme und Sprache, die am Ende durch kleine Werkzeuge, den Kopf der Luftröhre, einige Knorpel und Muskeln, endlich durch das einfache Glied der Zunge befördert werden. In der schlichtesten Gestalt erscheint diese Tausendkünstlerin aller göttlichen Gedanken und Worte, die mit ein wenig Luft durch eine enge Spalte nicht nur das ganze Reich der Ideen des Menschen in Bewegung gesetzt, sondern auch Alles aufgerichtet hat, was Menschen auf der Erde gethan haben. Unendlich schön ist es, den Stufengang zu

ten, auf dem die Natur vom stummen Wurm und Insect das Geschöpf allzumal zum Schall und zur Stimme hinaufsetzt. Der Vogel freuet sich seines Gesanges, als des künstlichsten Geschäfts und sich des herrlichsten Vorzugs, den ihm Schöpfer gegeben; das Thier, das Stimme ruft sie zu Hülfe, sobald es Neigungen hat, und der innere Zustand seines Wesens ihm die Sprache oder leidend hinaus will. Es macht die Gebärden, und nur die Thiere sprechen durch Zeichen, denen vergleichungsweise der menschliche Laut versagt ist. Die Zunge einiger Thiere schon gemacht, menschliche Worte nachzusprechen zu können, deren Sinn sie jedoch nicht begreifen: die Organisation von außen, die Unterwerfung unter der Zucht von Menschen, dem innern Vermögen gleichsam voraus. Aber schloß sich die Thür, und dem menschenähnlichsten Affen ist die Rede durch die Seitenröhre, welche die Natur an seine Kehle hing, gleichsam absichtlich und gesamt versagt. Warum that dies der Schöpfer der menschlichen Rede? Warum wollte er das Geschöpf, das Alles nachahmt, gerade das Abzeichen der Menschheit nicht nachahmen lassen, und verspernte ihm dazu durch eigene Vernunft den Weg unerbittlich? Man gehe in die Häuser der Wahnsinnigen und höre das Geschwätz, man höre die Rede mancher geborenen und äußerst Einfältigen, und man wird sich selbst die Ursache sagen. Wie thut uns ihre Sprache und das entsetzte Geschenk der menschlichen Rede! Und wie viel entweihter würde sie im Munde des thierischen Affen werden, wenn er menschliche Worte, wie ich nicht zweifle mit der Menschenvernunft, nachahmen könnte! — Das abscheuliche Gewebe menschenähnlicher Gedanken und Affengedanken! — Nein, die göttliche Rede sollte dazu nicht erniedrigt werden, der Affe ward stumm, stummer als die Thiere, wo ein jedes, bis zum Frosche und zur Eidechse hinunter, seinen eigenen Laut hat.

Über den Menschen baute die Natur zur Sprache; auch zu ihr ist er ausgerichtet und eine emporstrebende Säule seine Brust. Aber Menschen, die unter die Thiere gehen, verloren nicht nur die Rede selbst, sondern zum Theil auch die Fähigkeit zu denken; ein offenklares Kennzeichen, daß ihre Vernunft mißgebildet worden, und daß nur im natürlichen Gange wahre menschliche Stimme

stattfindet. Denn obgleich mehrere Thiere menschenähnliche Sprachwerkzeuge haben, so ist doch, auch in der Nachahmung, keines derselben des fortgehenden Stromes der Rede aus unsrer erhabenen, freien menschlichen Brust, aus unserm engern und künstlich verschlossenen Munde fähig. Hingegen der Mensch kann nicht nur alle Schälle und Töne derselben nachahmen, und ist, wie Monboddo sagt, der Spottvogel unter den Geschöpfen der Erde; sondern ein Gott hat ihn auch die Kunst gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Gestalten durch Laute zu bezeichnen und die Erde zu beherrschen durch das Wort seines Mundes. Von der Sprache also fängt seine Vernunft und Bildung an: denn nur durch sie beherrscht er auch sich selbst und wird des Nachsinnens und Wählens, dazu er durch seine Organisation nur fähig war, mächtig. Höhere Geschöpfe mögen und müssen es sein, deren Vernunft durch das Auge erwacht, weil ihnen ein gesehenes Merkmal schon genug ist, Ideen zu bilden und sie unterscheidend aufzubewahren; der Mensch der Erde ist noch ein Jüngling des Ohr's, durch welches er die Sprache des Lichts allmählich erst verstehen lernt. Der Unterschied der Dinge muß ihm durch Beihülfe eines andern erst in die Seele gerufen werden, da er dann, vielleicht zuerst athmend und leuchtend, dann schallend und sangbar seine Gedanken mittheilen lernte. Ausdrückend ist also der Name der Morgenländer, mit dem sie die Thiere die Stummen der Erde nennen; nur mit der Organisation zur Rede empfing der Mensch den Athem der Gottheit, den Samen zur Vernunft und ewigen Vervollkommenung, einen Nachhall jener schaffenden Stimme zur Beherrschung der Erde, kurz die göttliche Ideenkunst, die Mutter aller Künste.

Griechenlands Lage und Bevölkerung.

Das dreifache Griechenland, von dem wir reden, ist ein meerumgebenes Busen- und Küstenland, oder gar ein Sund von Inseln. Es liegt in einer Weltgegend, in der es aus mehreren Erdstrichen nicht nur Bewohner, sondern auch gar bald Reime der Cultur empfangen konnte; seine Lage also und der Charakter des Volks, der sich durch frühe Unternehmungen und Revolutionen dieser Gegend gemäß bildete, brachte gar bald eine innere Circu-

lation der Ideen und eine äußere Wirksamkeit zumege, die den Nationen des großen, festen Welttheils von der Natur versagt war. Endlich die Zeit, in welche die Cultur Griechenlands traf, die Stufe der Bildung, auf der damals nicht nur die umherwohnenden Völker standen, sondern der gesammte Menscheng Geist lebte: alles dies trug dazu bei, die Griechen zu dem Volke zu machen, das sie einst waren, jetzt nicht mehr sind und nie mehr sein werden. Lasset uns dies schöne Problem der Geschichte näher betrachten. Die Data desselben, insonderheit durch den Fleiß deutscher Gelehrten bearbeitet, liegen beinahe bis zur Auflösung vor uns.

Ein eingeschränktes Volk, das fern von der Seeküste und dem Umgange anderer Nationen zwischen Bergen wohnt, ein Volk, das seine Aufklärung nur von Einem Ort her erhielt, und je früher es diese annahm, dieselbe durch eherner Gesetze um so fester machte: eine solche Nation mag viele Eigenheit an Charakter erhalten und sich lange darin bewahren; es fehlt aber viel, daß dieser beschränkte Idiotismus ihr jene nützliche Vielseitigkeit gebe, die nur durch thätige Concurrenz mit andern Nationen erlangt werden konnte. Beispiele davon sind nebst Egypten alle asiatischen Länder. Hätte die Kraft, die unsre Erde baute, ihren Bergen und Meeren eine andere Gestalt, und das große Schicksal, das die Grenzen der Völker setzte, ihnen einen andern Ursprung als von den asiatischen Gebirgen gegeben; hätte das östliche Asien früheren Seehandel und ein mittelländisches Meer bekommen, das es jetzt, seiner Lage nach nicht hat: der ganze Gang der Cultur wäre verändert. Jetzt ging dieser nach Westen hinab, weil er sich ostwärts weder ausbreiten noch wenden konnte.

Betrachten wir die Geschichte der Inseln und Sundländer, wie und wo sie auch in der Welt liegen; so finden wir, daß, je glücklicher ihre Bepflanzung, je leichter und vielfacher der Kreislauf von Thätigkeit war, der auf ihnen in Gang gesetzt werden konnte, endlich in je eine vortheilhaftere Zeit oder Weltlage die Rolle ihrer Wirksamkeit fiel: desto mehr haben sich solche Insel- oder Küstenbewohner vor den Geschöpfen des ebenen Landes ausgezeichnet. Trotz aller angeborenen Gaben und erworbenen Geschicklichkeiten blieb auf diesem der Hirt ein Hirt, der Jäger ein Jäger; selbst der Adermann und Künstler waren, wie Pflanzen, an

einen engen Boden befestigt. Man vergleiche England mit Deutschland: die Engländer sind Deutsche, ja bis auf die spätesten Zeiten haben Deutsche den Engländern in den größten Dingen vorgearbeitet. Weil aber jenes Land als eine Insel von frühen Zeiten an in manche größere Thätigkeit eines Allgemeingeistes kam, so konnte dieser Geist auf ihr sich besser ausarbeiten, und ungestörter zu einer Consistenz gelangen, die dem bedrängten Mittellande versagt war. Bei den Inseln der Dänen, bei den Küsten Italiens, Spaniens, Frankreichs, nicht minder der Niederlande und Norddeutschlands werden wir ein gleiches Verhältniß gewahr, wenn wir sie mit den Gegenden des europäischen Slaven- und Scythienlandes, mit Rußland, Polen und Ungarn vergleichen. In allen Meeren haben die Reisenden empfunden, daß sich auf Inseln, Halbinseln oder Küsten von glücklicher Lage eine Bestrebsamkeit und freiere Cultur erzeugt hatte, die sich unter dem Druck einförmiger, alter Gesetze des festen Landes nicht erzeugen konnte. Man lese die Beschreibungen der Societäts- und Freundschaftsinseln: trotz ihrer Entfernung von der ganzen bewohnten Welt haben sie sich bis auf Puß und Ueppigkeit zu einer Art von Griechenland gebildet. Selbst in manchen einzelnen Inseln des offenen Meeres trafen die ersten Reisenden eine Milde und Gefälligkeit an, die man bei den Nationen des innern Landes vergebens suchte. Allen halben sehen wir also das große Gesetz der Menschennatur, daß, wo sich Thätigkeit und Ruhe, Geselligkeit und Entfernung, freiwillige Betriebsamkeit und Genuß derselben, auf eine schöne Weise gatten, auch ein Kreislauf befördert werde, der dem Geschlechte selbst so wohl, als allen ihm nahenden Geschlechtern hold ist. Nichts ist der menschlichen Gesundheit schädlicher, als Stodung ihrer Säfte in den despotischen Staaten von alter Einrichtung ist diese Stodung unvermeidlich, daher sie meistens auch, falls sie nicht schnell aufgerieben werden, bei lebendem Leben ihres langsamen Todes sterben. Wo sie gegen durch die Natur des Landes die Stodung sich klein und die Einwohner in der gesunden Regsamkeit erhalten, die ihnen z. B. im getheilte See- und Landleben vorzüglich gut da dürfen nur günstige Umstände hinzukommen und sie werden ein gebildetes, berühmtes Volk werden. So war, anderer Gegenden

zeigen, unter den Griechen selbst die erste das Land, das eine Gesetzmuster aller Republiken des Landes hervorbrachte; ja die meisten Schmuckstücke von diesen waren Küstenschätze. Nicht ohne Ursache haben daher die glücklichen Wohnungen auf Inseln wahrscheinlich, weil sie auf ihnen die freien, glücklichen Völker fanden.

Wenn wir dies Alles auf Griechenland anwenden, so mußte sich sein Volk von den ernen des höhern Gebirgs unterscheiden. Die kleine Meerenge war Thracien von Asien getrennt und dies nationenreiche, das Land längs seiner westlichen Küsten war in inselvollen Sund mit Griechen bewohnt. Der Hellespont, konnte man war nur dazu durchbrochen, und das Meer mit seinen Inseln dazwischen, damit der Uebergang eine leichte und in dem busenreichen Griechenland indige Circulation und Wanderung. Von den ältesten Zeiten an finden wir die zahlreichen Völker dieser Küsten die See wandernd; Kretenser, Lybier, Thracier, Rhodier, Phrygier, Cyprioten, Karier, Lesbier, Phocäer, Spartaner, Naugier, Eretrier und so folgten schon vor Herkules Zeiten in der Herrschaft des Meeres, und vor diesen Seemächten fanden sich auf der See Seeräuber, Colonien, Abenteurer, es beinahe kein griechisches Volk gibt, das oft mehr als einmal, gewandert von alten Zeiten an ist hier Alles in Asien, von den Küsten Kleasiens bis nach Italien, Sicilien, Frankreich; kein europäisches Volk hat einen weitem, schönern Welttheil diese Griechen, bepflanzt. Nichts will man auch, wenn man das schönere Alter Griechen nennt, sagen. Räme es sich auf träge Wohnplätze der Frucht in wasserreichen Thälern oder auf überschwemmende Ströme an: wie schönere Klima würde sich in den drei Welttheilen finden, das doch nie hervorgebracht hat. Eine Reihe von Inseln, die im Lauf der Cultur für die Mehrheit kleiner Staaten unter einer so kleinen Mura lagen, wie diese jonischen, ionischen und großgriechischen Küsten, findet man nirgend auf der Erde. Wir dürfen auch nicht lange fragen, woher die Griechen seine ersten Bewoh-

ner kamen? Pelasger hießen sie, Ankömmlinge, die sich auch in dieser Entfernung als Brüder der Völker jenseits des Meeres, das ist Kleasiens, erkannten. Es wäre eine grundlose Mühe, alle die Züge herzu zählen, wie über Thracien oder über den Hellespont und Sund west- und südwärts die Völker dahingesteuert und sich, beschützt von den nordischen Gebirgen, allmählig über Griechenland verbreitet haben. Ein Stamm folgte dem andern; ein Stamm verdrängte den andern: Hellenen brachten den alten Pelasgern neue Cultur, so wie sich mit der Zeit griechische Colonien wieder an die asiatischen Ufer verpflanzten. Günstig genug für die Griechen, daß sie eine so schöne Halbinsel des großen, festen Landes sich nahe zur Seite hatten, auf welcher die Völker nicht nur eines Stammes, sondern auch von früher Cultur waren. Dadurch bekam nicht nur ihre Sprache jene Originalität und Einheit, die sie als ein Gemisch vieler Zungen nie würde erhalten haben: auch die Nation selbst nahm an dem sittlichen Zustande ihrer benachbarten Stammvölker Theil und kam bald mit denselben in mannigfaltige Verhältnisse des Krieges und des Friedens. Kleasien ist die Mutter Griechenlands sowohl in seiner Anpflanzung als in den Hauptzügen seiner frühesten Bildung; dagegen es auf die Küsten seines Mutterlandes wiederum Colonien sandte und in ihnen eine zweite schönere Cultur erlebte.

Leider aber, daß uns auch von der asiatischen Halbinsel aus der frühesten Zeit nur wenig bekannt ist! Das Reich der Troer kennen wir nur aus Homer, und so hoch er als Dichter seine Landsleute über jene erhebt, so ist doch selbst bei ihm der blühende Zustand des trojanischen Reiches auch in Künsten und sogar in der Pracht unverkennbar. Desgleichen sind die Phrygier ein altes, früh gebildetes Volk, dessen Religion und Sagen auf die älteste Mythologie der Griechen unstreitig gewirkt haben. So späterhin die Karier, die sich selbst Brüder der Mysier und Lybier nannten und mit den Pelasgern und Aelegern eines Stammes waren; sie legten sich frühe auf die Schifffahrt, welche damals Seeräuberei war, da die gesitteten Lybier sogar die Erfindung des geprägten Geldes als eines Mittels der Handlung mit den Phönicern theilen. Keinem von diesen Völkern also, so wenig als den Mysiern und Thraciern, hat es an früher Cultur gefehlt, und

bei einer guten Verpflanzung konnten sie Griechen werden.

Der erste Sitz der griechischen Musen war gegen Thracien zu, nordöstlich. Aus Thracien kam Orpheus, der den verwilderten Pelasgern zuerst ein menschliches Leben gab und jene Religionsgebräuche einführte, die so weit umher und so lange galten. Die ersten Berge der Musen waren Thessaliens Berge, der Olympus, Helikon, Parnassus, Pindus. Hier (sagt der feinste Forscher der griechischen Geschichte), hier war der älteste Sitz ihrer ältesten Religion, Weltweisheit, Musik und Dichtkunst. Hier lebten die ersten griechischen Vorden, hier bildeten sich die ersten gesitteten Gesellschaften, die Lyra und Cithara ward hier erfunden und Allem, was nachher der Geist der Griechen ausschuf, die erste Gestalt angebildet. In Thessalien und Böotien, die in spätern Zeiten durch Geistesarbeiten sich so wenig hervorgethan haben, ist kein Quell, kein Fluß, kein Hügel, kein Fain, der nicht durch Dichtungen bekannt und in ihnen verewigt wäre. Hier floß der Peneus, hier war das angenehme Tempe, hier wandelte Apoll als Schäfer und die Riesen thürmten ihre Berge. Am Fuße des Helikon lernte noch Hesiodus seine Sagen aus dem Munde der Musen: kurz, hier hat sich zuerst die griechische Cultur einheimisch gebildet, sowie auch von hier aus durch die Stämme der Hellenen die reinere griechische Sprache in ihren Hauptdialekten ausging.“ Nothwendig aber entstand mit der Folge der Zeiten auf so verschiedenen Küsten und Inseln, bei so manchen Wanderungen und Abenteuern eine Reihe anderer Sagen, die sich ebenfalls durch Dichter im Gebiet der griechischen Muse festsetzten. Beinahe jedes kleine Gebiet, jeder berühmte Stamm trug seine Vorfahren oder Nationalgöttheiten in dasselbe, und diese Verschiedenheit, die ein undurchschaulicher Wald wäre, wenn wir die griechische Mythologie als eine Dogmatik behandeln müßten, eben sie brachte aus dem Leben und Weben der Stämme auch Leben in's Gebiet der Nationaldenkart. Nur aus so vielartigen Wurzeln und Reimen konnte jener schöne Garten ausblühen, der selbst in der Gesetzgebung mit der Zeit die mannigfaltigsten Früchte brachte. Im vielgetheilten Lande schützte diesen Stamm sein Thal, jenen seine Küste und Insel; und so erwuchs aus der jugendlichen Regsamkeit zerstreuter Stämme

und Königreiche die große, freie Denkart griechischen Muses. Von keinem Allgriechen herrscher war ihnen Cultur aufgezwungen worden; durch den Klang der Leier bei ligen Gebräuchen, Spielen und Tänzen, selbsterfundene Wissenschaften und Künste meisten endlich durch den vielfachen Umgang unter einander und mit andern Völkern men sie freiwillig, jetzt dieser, jetzt Strich, Sittlichkeit und Gesetze an; auch Gänge zur Cultur also ein griechisches voll. Daß hiezu, wie in Theben, auch nicische und, wie in Attika, egyptische (nien beigetragen haben, ist außer Zweifel obgleich durch diese Völker glücklicherweise der der Hauptstamm der griechischen Nation noch ihre Denkart und Sprache gebildet wurde. Ein egyptisch-kanaanitisches Volk sollten Griechen, Dank ihrer Abstammung, Lebensart und einländischen Muses, nicht werden.

Ludwig der Vierzehnte.

Wir treten näher der Höhle des alten nigs-Löwen, der ein halbes Jahrhu hindurch Europa mit seiner Stimme erschallend mit seinem gebietenden Antlitz in Thron gesetzt, einen Theil desselben mit seinen Fängen zerrissen, und grade in diesem mitem anständigen Löwengange eine Enderer Thiere zu possirlichen Nachahmung seiner Größe gemacht hatte, — Ludwig Vierzehnten. Den sechzigjährigen Monarch fand das neue Jahrhundert etwas mißbehaglich; es gab ihm manches zu thun und zu leiden. Wenn in der Lebens- und Regierungsschichte eines Königs die streng-milde Weisheit sichtbar geworden, so ist's in der Folge; er lebte und regierte lange genug, um ihr langsames Rad sich um und um drehen zu sehen, und was er mit sorglos-königlicher Macht reich gesäet hatte, auch sorglos-königlich zu ernten.

Voltaire in seinem *Siècle de Louis XIV.* hat ihn von seiner glänzenden Seite und lehrreich gezeigt. Da seitdem in damals ungedruckte Nachrichten aus der Regierung erschienen sind, die Voltaire nicht hat, so siehet man, daß ihm, in der Lieblingsphantasien ausgenommen, in der Darstellung dieses Zeitalters die Wahrheit im Herzen lag, wie er sie sah. Sein Buch, das er außerhalb Frankreich schrieb, enthält

Reihe bündiger Urtheile, rein gedacht, treffend gesagt. Da er indessen den großen Plan gewählt hatte, Ludwig's Jahrhundert zu schreiben, konnte es nicht fehlen, daß er unter einem zahllosen Angehänge von allen Seiten seinen Ludwig nicht darstellte, sondern begrub, Ludwig (sagt Klopstock), den uns

Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.

Diesen spanischen Mantel beiseite gelegt, gibt uns das Leben Ludwig's eine Tragödie, deren Erneuerung weder zu wünschen, noch vielleicht möglich ist; einmal in der Welt in der ist sie wirklich gespielt worden.

Der Prolog mag uns seine vernachlässigte Erziehung und die Scenen der Unruhe, die man gewöhnlich die Fronde nennt, erzählen; als ein Flüchtiger erlebte sie das königliche Kind, der königliche Jüngling. Tiefer als alle Lehren brüden sich erlebte Begegnisse der Kindheit und Jugend ein; dem jungen Könige ward die Lehre, dergleichen Unruhen, Anmaßungen der Großen, Mazarin's Allgewalt, Unternehmungen des Parteigeistes u. s. f. bloß mit seiner Königsgeberde zu unterdrücken, in's Ohr gesagt. Alle Macht des Staats, ja den Staat selbst in sich zu vereinen, die Königsmaxime ruhte in ihm, ehe er sie sich selbst sagte.

Der erste Act begann, wie gewöhnlich, mit großen Hoffnungen, Lustbarkeiten und Tänzen. Was unter Richelieu und Mazarin Fröhliches und Schönes aus Spanien und Italien gekommen, in Frankreich neu erwachsen war, diente dem galanten Jünglinge zu Liebsschaften, zu jeder Nahrung seiner Eitelkeit und Ruhmsucht. Es waren Tage des Vergnügens, zu denen Alles zusammentraf, was sich schwerlich wiederzusammenfinden dürfte. So bildete sich der Wunsch des jungen Mannes, allenthalben ausgezeichnet zu sein und sich selbst auszuzeichnen. Mit Anstand that er dies, obgleich nicht immer mit Tugend, eitel-erhaben oder erhaben-eitel; ein Charakter, dem er auf Weg und Stegen, im Cabinet wie im Felde, bei Tafel wie im Schlafgemach, auf dem Lodbette selbst, treu geblieben. Denn wie er gelebt hatte, so starb Ludwig. — Eben aber diese erhabene Eitelkeit, die hohe Simplicität des Anstandes und Scheines verschaffte ihm jenes Heer von bewundernden Nachahmern. Der wahre Ruhm ist schwer zu erreichen, weil er Entsagung, Mühe, Ernst kostet; der Anschein des Ruhms, die hohe Haltung, der fesselnde Anstand erwirbt sich leichter.

Der zweite Act folgt aus dem ersten. Wie konnte der galante Held sich rauschend-glänzender auszeichnen, als, da ihm Alles zu Gebote stand, durch Kriege? Daher die ungerechten Flandernschen und Holländischen Feldzüge, deren Ursachen er aus der Luft griff, und die den Niederlanden sowohl als unserm unschuldig-armen Deutschland so hart fielen. Wahre Grundsätze der Billigkeit, des Rechts der Völker, der Gerechtigkeit selbst in Haltung der Verträge existirten in Ludwig's Gemüth nicht, oder sie wurden verdrängt, sobald seine hohe Eitelkeit im Spiel war. Das Glück förderte diese zuerst mächtig. Denn war er nicht jung, reich, verschlagen, kühn, unermüdet, dieser lustprangende Allgebieter? Er selbst kein Kriegsmann, aber die besten Feldherren, die tapfersten Heere standen ihm zu Gebote; England selbst diente seinem Willen, und das zerrüttete, vertheilte Deutschland schmiegte sich oder gerieth gar in den Wahnsinn, ihm nachzuahmen. Durch Kriegskunst verschlangte sich sein Reich auf ewige Zeiten; die trefflichen Anstalten, die Colbert im Innern traf, machten seine Regierung zur glänzendsten in Europa. Wäre der Nimwegische Friede sein letzter gewesen! wäre er auf Colbert's Bahn fortgeschritten! Aber im häßlichen Louvois stand ihm sein böser Genius entgegen; das schiefe Fenster zu Trianon entflammte einen neuen Krieg, in dem die Schale schon wankte.

Dritter Act. Wilhelm von Oranien, das fürchtende Europa stand gegen ihn auf; und wiewohl seine Heere fast immer siegten, die Feinde fast allenthalben unterlagen, wo Ludwig's eitle Anwesenheit bei der Armee ihnen nicht selbst aushalf, Nemesis drehte das Rad leise. Frankreich ward allgemach erschöpft, die allgemeine Meinung kehrte sich ihm entgegen; er mußte zu Ryswyk einen härtern Frieden eingehen, als der Weltgebieter wollte. Und wäre auch dieser nur sein letzter gewesen! Denn Colbert und seine andern sachersahrenden Minister waren dahin und keine neue vorbereitet, weil Ludwig seinen Ruhm dahin setzte, die unerfahrensten zu wählen und selbst sie zu bilden. Die meisten der alten Feldherren waren nicht mehr; die noch waren, wurden zurückgeschickt, weil das Zeitalter der Andächtelei des Königs und des Hofes, in dem ihn, traurig genug, das neue Jahrhundert fand, andächtige Feldherren wollte. Ein Mausoleum war der Hof

geworden: statt Quinault's Opern sang man Chöre der Athalie und Esther.

Vierter Act. Unter solchen Umständen reizte Nemesis ihn; man rief seinen Enkel auf den spanischen Thron, und Ludwig konnte sich des Krieges nicht entschlagen. Hier folgten nun Schlag auf Schlag die Unglücksfälle, deren Ursachen offenbar in der schlechten Wahl der Königsdiener und Feldherren, sowie in andern bekannten Verderbnissen lagen. Kein Verständiger wird bei Turin, Hochstedt u. s. f. das französische Heer feig und ehrlos schelten; noch war es, was es in den siegreichsten Zügen gewesen war, seinem Könige treu, munter, ruhmbegierig und tapfer. Aber jene durch Gunst erwählten, unterstützten Generale (sie sind des Namens unwerth), sie waren Ungeschickte. Das Böse, das wider ihren Willen die fromme und feine Maintenon in solchen Wahlen über Frankreich gebracht hat, ist kaum zu berechnen. Mit der treuesten Absicht ward sie die Dienerin des strengen Schicksals. Nun folgten alle die Kränkungen, durch welche Ludwig's kleinste Eitelkeit gedemüthigt ward; sie wurden ihm alle wie vorgezählet. Sogar der alte Pensionär Heinsius verschonte den alten Löwen nicht mit seinem Schlage. — Und Alles ertrug Ludwig, so tief er's fühlte, mit seinem Anstande, mit seiner Großmuth. Sich glaubte er in jedem General geschlagen und bellagte die Geschlagenen, statt Fehler ernst zu untersuchen und zu bessern. Sein „Ich, der Staat“ half ihm jede Niederträchtigkeit, die man von ihm forderte, verschmähen, jeden schimpflichen Schmerz, den ihm das Schicksal schlug, ausbauern.

Fünfter Act. Die herbste Schale hatte er noch zu leeren: Er, der sich in seinem Geschlecht für eine Ewigkeit unsterblich gewähnt und sich daher gegen seine rechtmäßigen Kinder, Enkel, Anverwandte despotische Härten erlaubt hatte, er war außersehen, nicht nur seine liebste Gesellschafterin und Schwiegertochter, sondern ihr nach, Schlag auf Schlag, Enkel und Urenkel zu verlieren. Ein einziges vierjähriges Kind blieb hinter ihm, dem er auf seinem Sterbebette die bekannten Lehren

ertheilte.*) Nach allen diejen Abtundungen deren jede ihn seiner begangenen Ausschweifungen wegen einzeln zieh, sprach Nemesis Genug; und ließ den immer anstandsvollen König anständig sterben. Zwei Jahre vor seinem Tode war der Utrechter Friede geschlossen, der seinem Enkel den spanischen Thron sicherte, die französische Monarchie unzergliedert ließ, und den, zu seiner Freude, ihm das Glück selbst durch einen schnell wie verlehrenden Strahl des Sieges bei Denain erleichtert hatte. Ruhig starb er, nur sein Land war traurig verarmt, geistlicher Streitigkeiten voll und entvölkert.

Soll ein Principium der Ehre, d. i. der Eitelkeit, die sich selbst zum Gözen macht und mit despotischem Egoismus nach und nach sich selbst Alles bildet, soll dies Principium wie es Ludwig im Herzen trug und in jeder seiner Worte, in jeder Handlung und Gebet an den Tag legte, Grundfeste der Monarchie sein, wofür sie auch Montesquieu noch erkennt: o, so sei Ludwig XIV. der letzte Monarch Europa's gewesen, wie er sein größter war. Sein ganzes Ehrengelock, das dieser Eitelkeit diene, Mazarin voran, sodann Cardinäle und Prälaten, Höflinge, Minister, Künstler, Dichter, Lobredner, Schmeichler, Gesellschafterinnen, Maitressen und Andächtiger sein ganzer Hofstaat, sein Jahrhundert geh mit ihm in den Schatten hinunter, um bei sich, zur ewigen Strafe, einen Neonen lange infernalen Hof zu halten, um deswillen wenigstens keine Nationen mehr bluten zu leiden dürfen. Nur fern sei eine solche Dampfmonarchie unserm Europa.

*) Vous allez être bientôt roi d'un grand royaume. Ce que je Vous recommande fortement, est de n'oublier jamais les obligations que Vous avez à Dieu. Souvenez-Vous que Vous lui devez tout ce que Vous êtes. Travaillez de conserver la paix avec vos voisins. J'ai aimé la guerre; ne m'imites pas en cela, mais plus que dans les trop grandes dépenses que j'ai faites. Prenez conseil en toutes choses, et cherchez à connaître le meilleur pour le peuple toujours. Soulagez Vos peuples le plutôt que Vous le pourrez, et faites ce que j'ai eu malheur de ne pouvoir faire moi-même.

Johann Wilhelm von Archenholz,

ren den 8. September 1745 zu Danzig, Ga-
in Berlin bis 1758, 1760 Officier, als
ptmann (weil er das Spiel zu sehr liebte)
ffen, durchreiste (bis 1780) einen großen Theil
Europa, lebte dann in literarischer Beschäfti-

gung abwechselnd in Dresden, Berlin, Paris, Leip-
zig, Hamburg, starb den 28. Februar 1812. —
Geschichte des siebenjährigen Kriegs; England und
Italien; Annalen der britischen Geschichte; Minerva
(Zeitschrift) u. s. w.

Die Schlacht bei Borudorf.

Die war bei einer Armee der Durst nach
m Blutkampf größer, als wie diesmal bei
preussischen. Der Dämon schien das ganze
begeistert zu haben. Selbst Friedrich,
h den Anblick verwüsteter Fluren, der zahl-
i Schutthaufen und der Alles beraubten
irrenden Flüchtlinge auf's Lebhafteste
hrt, schien alle Philosophie zu vergessen
alle anderen Leidenschaften der Rache
zuordnen. Er befahl, keinem Russen in
Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten
den gemacht, dem Feind den Rückzug zu
men, und ihn nach den Morästen der Oder
rängen und dort zu vernichten; sogar die
ten, die ihnen zur Flucht dienen konnten,
ten abgebrannt werden. Diese Wuth der
ßen wurde den Russen bekannt, da eben
Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief
die ganze Linie: „Die Preußen geben
Quartier!“ — „Und wir auch nicht!“ war
weiterschallende Wiederhall der Russen.

Die Lage Friedrich's war abermals ver-
lungsvoll und hing von dem Ausgange
Schlacht ab. Die feindlichen Heere
n nun im Begriff, sich zu vereinigen, und
von der Elbe und der Oder abzuschneiden.
Franzosen und Reichstruppen waren auf
March nach Sachsen, wohin Daun mit
Hauptarmee der Oesterreicher auch gezogen
Die von den Preußen besetzten Schweden
n jetzt gar keinen Feind vor sich und
n auf das unbefestigte Berlin los, und
dem nun noch die Russen, deren Motto
eerung war, in dem Herzen seiner Staaten.
ie tief durchdachte Disposition Friedrich's
jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern
den gänzlichen Untergang des feindlichen
es gerichtet; dabei aber doch dem Könige,
inem widrigen Schicksal, der Rückzug nach
in frei blieb. Es war am 25. August,
diese große Schlacht bei Borndorf geliebert

wurde. Sie fing des Morgens um acht Uhr
an. Die Russen waren 50,000 Mann und
die Preußen 30,000 Mann stark. Diese, aber-
mals so wie bei Leuthen in schiefer Schlacht-
ordnung gestellt, machten den Anfang mit
einer großen Kanonade. Die Stellung der
Russischen war ein in ihren Türkenkriegen
gebräuchliches ungeheures Biered, in dessen
Mitte sich ihre Reiterei, ihre Bagage und das
Reserve-Corps befand: eine Stellungsart, die
bei einer Schlacht die schlechteste unter allen
ist, da sie der Armee sowohl zum Angriff als
zur Vertheidigung alle Thätigkeit raubt, und
durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer
unter Crassus' Anführung in der schönsten
Ebene von den Parthern geschlagen wurden.
So wie die Bogenschützen dieses letzteren
Volkes ihr Ziel auf die zusammengedrängten
Regionen nicht verfehlten, so thaten auch hier
die Kanonentugeln eine schreckliche Wirkung
auf die so unschicklich gestellten russischen
Menschenmassen. Bei einem Grenadier-Re-
giment traf eine einzige Kugel zweiundvierzig
Mann, die theils getödtet, theils verwundet
wurden. Ueberdem richteten sie eine grausame
Verwirrung unter der Bagage an; die Pferde
rißen mit ihren Wagen aus, und brachen
durch die Glieder, so daß man diesen Troß
bald aus dem Biered herauschaffen mußte.
Der linke Flügel der Preußen avancirte in-
dessen so hitzig, daß er eine Flanke bloß gab.
Diesen Umstand nützte die russische Cavallerie,
in die preussische Infanterie einzudringen und
einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen.
Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben;
er ließ das Biered von allen Seiten öffnen,
um den Feind zu verfolgen. Dieß geschah
auch mit einem lauten Siegeschrei; allein
die Russen waren noch nicht weit gekommen,
als sie schon in große Unordnung geriethen.
Das Hintertreffen, das vor Staub und Dampf
nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vorder-
treffen. Der General Seydlitz rüdte indeß

mit der preussischen Cavallerie in drei Colonnen an und warf die russische über den Haufen, die jetzt auf ihre eigene Infanterie getrieben wurde. Ein anderes Corps preussischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die russische Infanterie. Sie hieben Alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwert nur erreichen konnte. Einige Regimenter preussischer Dragoner ließen sich durch das brennende Borndorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seydlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassier-Regiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Kanonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten, in der Flanke, auf der Front und im Rücken, angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlachtszenen dar. Hatten sie gleich, als Haufen betrachtet, ihre Stellung in ihren Linien und Abtheilungen verlassen, so stunden sie doch als einzelne Menschen wie die Wilsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie ihre Patronen verschossen hatten. Es war jedoch nicht jene bewundernswürthe Tapferkeit; aus Ruhmbegierde oder Vaterlandsliebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn, sich da, wo sie stunden, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung in's Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten als sie in die Flucht zu schlagen; selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend, sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzumekeln, was nicht weichen wollte.

Der ganze russische rechte Flügel wurde also theils niedergehauen, theils in die Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marketenberwagen wurden geplündert, und der Brantwein viehisch geschossen. Vergebens schlugen die russischen Officiere die Fässer in Stücke: die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den Boden, um den so geliebten Trank noch im Staube zu leden. Viele handten besoffen die Seele aus, andre massacrirten ihre Officiere, und ganze Haufen liefen wie rasend

auf dem Felde herum, ohne auf den Befehl ihrer Befehlshaber zu achten.

So ging es auf dem rechten Flügel Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem Flügel war bisher noch wenig Rummehr wurde auch dieser von den angegriffen. Allein die Regimenter, dem größten bereits errungenen Sieg das Siegel ausdrücken konnten, zeigten ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie den Ruhm des preussischen Namens, ihre Kräfte, so wie die Macht ihrer Künste in dem entscheidenden Augenblick im Angesicht ihres Königs geschwächt und schon halbgeschlagen zurück. Die Unordnung war groß, Heldenthaten des preussischen linken Flügels verloren zu sein; allein Seydlitz mit seiner Cavallerie von diesem Flügel herangeschoben, rückte in die weichenden Infanterie gemachte Oeffnung ein heftiges Musketen- und Kartätschenfeuer aus, und nun drang er nicht allein auf russische Cavallerie, sondern auch auf den noch festgestandenen Theil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, schon einige Batterien erobert hatte, in Moräste. Dies große Manöver der Infanterie wurde von dem Kern der preussischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Ralkstein, Alseburg und einigen Grenadier-Bataillons, sämmtlich Tapfen, die der König mitgebracht hatte, trefflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz eingeblökte Flanke in Gefahr setzte, waren beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt schlug sie zugleich mit der Cavallerie mit gefüllten Bajonetten die russische Infanterie an und zeigten Wunder der Tapferkeit. Diese Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelstunde der größte Theil des Schlachtfeldes von den Feinden verlassen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Seiten auf. Die Munition fing an zu fehlen: der schlug und stieß nun auf einander mit Flintenkolben, Bajonetten und Säbeln. Erbitterung beider Theile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigene Erhaltung und waren immer noch das Morden ihrer Feinde bedacht. Es waren die Russen. Man fand einen von diesen tödtlich verwundet auf einem sterbenden Preußen.

ad ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; reuße, mit dem Tode ringend und unfähig zu bewegen, mußte dieses Magenstück bis seine Mitstreiter herbeikamen und Annibalen durchbohrten. Die Regimenter de und Prinz von Preußen stießen bei Vordringen auf die russische Bagage und Cassé. Der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Theile die Nacht machten endlich dem Vortritt ein Ende, daß zwölf Stunden gedauert nur allein die Rosaken schwärmten noch in Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um Verwundeten auszuplündern und die wehrlosen Verwundeten umzubringen. Allein dieser Aufstand wurde bald gesteuert, da man die Vertheilung der Unholde ausspähte. Ueberdies Mann von diesem Gesindel, die von Russen niederkauenden Husaren sehr gestört wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen sich in die Schäferei Quartieren, ein großes steinernes Gebäude; schossen sie aus allen Löchern, und wollten sich nicht ergeben. Das Dach, worunter Feuer und Stroh lag, gerieth in Brand, fiel ein, und fast alle Rosaken erstickten, brannten oder wurden niedergehauen. Beide Heere blieben die Nacht untermehrt. Die Russen befanden sich in der schlimmsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gern hätten die Preußen die Ehre des Sieges un-

bedingt überlassen, allein der Rückzug war ihnen versperrt, da alle Brücken über die Flüsse abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwei bis drei Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf dieses sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, so werden auf seinen Befehl die Todten beerdigt und die Verwundeten verbunden werden.“ Er belehrte ihn dabei, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sei. Den folgenden Tag geschah nichts als Kanonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bei der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende, und verschafften den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warthe zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Todte und Verwundete nebst 3000 Gefangenen; dabei verloren sie 103 Kanonen, viele Fahnen, ihre Kriegscasse und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete, bezgleichen 1400 Gefangene oder Vermißte, auch hatten sie beim Weichen ihres rechten Flügels 26 Kanonen eingebüßt.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

(Siehe Theil I, Seite 116.)

Die Sicilier und Neapolitaner.

Die Sicilier rühmen sich eines offenen, freien Muthes. Die Neapolitaner werfen ihnen ungenügende Fehler vor, und eignen den Muth der Freimüthigkeit sich selbst zu. Ich kenne beide Nationen freundlich, zuvorkommend, nur mit Höflichkeit, auch mit Wohlwollen, ja mit Vertrauen. Mir scheinen die Neapolitaner sanguinischer und froher; ernster, aber auch die Sicilier; beide sehr reizbar, aber verschiedenheit des Charakters. Braut ist der Neapolitaner und auffahrend

sein Born. Unbemerkt fällt ein Wort, als Same des Grolls, in die Tiefe des sicilischen Herzens; das Gefühl der Beleidigung, und plötzlich enthüllet sich aus plötzender Schale die Frucht der blutigen Rache. Groß ist indessen der Unterschied des Charakters in verschiedenen Städten. Den Trapanesen wirft man am meisten die Rachsucht vor.

Liebe zur Freiheit ist den Einwohnern der beiden Königreiche gemein. Bei den Siciliern, wie bei den Neapolitanern und den Italienern überhaupt, haben die Fehler eines heißen Himmelsstrichs desto freieres Spiel, da der

öffentliche und der häusliche Unterricht der Jugend auf eine nicht zu verantwortende Weise vernachlässigt wird. Wie unter diesem Himmel der fruchtbare Boden reich an mannigfaltigen Früchten ist und an vielartigen Disteln von ungemeiner Größe, so ranken auch Fehler und Laster mit üppigem Wuchs aus dem Nationalcharakter dieser Völker, deren Anlagen und Fähigkeiten sehr groß sind. Sinnlichkeit, Born, Rache glühen mit des feurigen Temperaments ungelöhter Hitze. Ungereizt, scheinen sie mir wohlwollend.

Daher die freundliche und edle Gastfreiheit der Bewohner beider Königreiche. Daher die Sicherheit der Fremden in Rom, wo doch jährlich fünfhundert Ermordete gezählt werden, welche nicht als Opfer der Raubsucht fallen, sondern der Eifersucht, des Jähzorns, der Rache. Schon ihre zarten Kinder zeigen heftigen Born, ihr Weinen ist begleitet mit Zeichen des Eigensinns und der Festigkeit. Etwas von diesen Fehlern gehört vielleicht auf die Rechnung der geerbten Anlage und des heißen Blutes; aber wohl wenigstens eben so viel auf der Eltern Unvernunft und Festigkeit im Betragen gegen die Kinder. Gewohnt, mit Steinen zum Spiel zu werfen, wird der Knabe von jäher Wuth mit dieser fürchterlichen Waffe gerüstet. Wirft Jemand einen Stein nach einem Hunde, so werfen alle Knaben dem unglücklichen Thiere nach; und die Erwachsenen billigen diese böse Unart wenigstens durch Schweigen, ermuntern sie wohl gar durch Beifall. Ihre Behandlung der Thiere überhaupt beweiset rohes Gefühl.

In einem Lande, wo die Natur so freigebig ist, ist der Müßiggang natürlich. Der Nordländer arbeitet im Schweiße seines Angesichtes, weil er starker Nahrung, warmer Kleidung, theurer Feuerung bedarf und gebrauchtes Getränk nicht entbehren will. Der mäßige Italiener und der Sicilier genießen einer leichten Nahrung; sie sind leicht gekleidet. Wiewohl ihre feurigen Weine in manchen Gegenden so wohlfeil sind, wie bei uns das gemeine Bier, so ist doch die Trunkenheit hier ein seltenes Laster. Ich sah in Italien einen oder zwei betrunkene Menschen, in Sicilien keinen. Unter mildem Himmel bedürfen sie weder einer dichten, noch geräumigen Wohnung; selbst die Handwerker arbeiten mehrentheils auf der Straße. Ruhe und Schatten sind ihre natürlichsten Bedürfnisse; daher der

Müßiggang. Aber so sehr auch dieser Emschuldigung verdient, so fürchterlich sind doch seine Folgen.

Eine von diesen ist der Bettler Menge. Sie sind oft unverschämt, scheinen dem Reisenden aber noch mehr so, als sie es wirklich sind; man vergißt zu oft, daß die Lebhaftigkeit der Nation sich auch dem Bettler mittheilen müsse. Man wirft den Italienern und Siciliern Eigennuß vor. Etwas von diesem Vorwurf mag schon gegründet sein; aber ich habe in allen Ständen Menschen von Edelmuth unter ihnen gefunden. Nicht selten ist es mir und meinen Reisegegnossen begegnet, daß gemeine Leute für erzeigte Gefälligkeit oder übernommene Mühe durchaus keine Belohnung annehmen wollten. Nach solchen Leuten, welche hauptsächlich von den Fremden leben, muß man nicht die Nation beurtheilen. Wie würde man sich irren, wenn man von dem Eigennuß mancher Wirthe und Fuhrleute in der deutschen Schweiz auf den Charakter der deutschen Schweizer, des edelsten Volkes auf Gottes Erdboden, schloße! In Ländern, wo die Natur Vieles freiwillig, Vieles für geringe Arbeit hervorbringt, müßten durch Eröffnung neuer Bahnen der Industrie die Menschen zur Arbeit gelockt werden. Hier wird die Ermunterung der Industrie oft durch Saumseligkeit der Regierung vernachlässigt, oft auch (und das ist noch schlimmer) durch widersinnige Sorgfalt gehemmt.

Lebhafte Phantasie, mißgeleitet durch schlechten Unterricht in der Religion, erzeugt das Aberglauben. Dieser setzt leichte Uebungen an die Stelle gewissenhafter Erfüllung der Pflichten, sinnloses Gewäsch an die Stelle der Herzensreinheit und der Liebe. So befördert er die Unsittlichkeit und oft den Unglauben.

Die Freigebigkeit der Natur und die Vernachlässigung der Erziehung zeigen sich im Gespräch der Italiener auf ihren schon gekennzeichneten, durch heftige Affecte aber verengten Gesichtern; an ihrer zu lauten, das Ohr nicht ergötzenden, wie wohl rein tönenden Stimme; endlich in der Vergleichung der Kinder mit den Erwachsenen. Nirgend sah ich unter dem Volke mehr schöne, mehr geistreiche Kinder, als in diesen Ländern. Schnell sind ihre ersten Fortschritte, bald aber werden sie gehemmt. Nirgend sah ich so wenig Budlige, so wenig von der Geburt an mißgestaltete Menschen; nirgend aber so viel durch

Verwahrlosung mißgebildete Kinder, nirgend so viel Eindäugige, Blinde, Lahme, so viele Menschen mit verdorrten Händen, so viele Krüppel jeder Art, als in Italien und Sicilien; doch mehr in Italien. Wie oft begnet man auf der Insel sowohl, wie auf dem festen Lande, unglücklichen Männern und Weibern, denen das Gesicht, sei es vom Krebs oder vom Ausatz, halb zerfressen ist! Man erschrickt, man wendet mit unwillkürlichem, müherlegtem Abscheu, der sich bald in Mitleiden verwandelt, den Blick von ihnen ab.

Segen der christlichen Religion.

Was kann uns wünschenswerth, schön und gut scheinen, das die christliche Religion nicht gewährt?

Trachtet ihr nach Freude? Sie gibt ewige Sonne, deren Hoffnung schon hienieden alle Freuden und alle Leiden der Zeit überschwänglich überwiegt. — Nach langem Leben? Sie gibt selige Unsterblichkeit. — Nach Ruhe? Sie allein gibt Ruhe; hienieden, in Stürmen des Lebens, Ruhe des Kindes in der Mutter Schooß, und dereinst ewige Ruhe. — Nach Frieden? Der Gruß, mit welchem der Herr seine Nachfolger segnet, ist: „Friede sei mit euch!“ Was ist der Friede dieser Welt? Der Sohn Gottes gibt den wahren Frieden. „Meinen Frieden gebe ich euch,“ spricht er; „nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt; euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ — Nach Freundschaft? Wo ist sie sicherer, wo inniger, wo dauernder, als unter Nachfolgern eines Geliebten, die Alle, ohne Eifersucht, nur nach Einem Ziele streben, und wo Jeder durch die Theilnahme des Andern gewinnt? Wo die heilige Liebe des Einen an heiliger Liebe des Andern sich entzündet? — Trachtet ihr nach Größe? Was ist größer, als die Kindschaft Gottes? „Wir sind nun Kinder Gottes, und es ist noch nicht erschienen, was

wir sein werden; wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.“ — Nach Macht? Wer da will, was Gott will, ist der nicht auf gewisse Weise Theilnehmer seiner Allmacht? — Nach Freiheit? Das Evangelium ist „das vollkommene Gesetz der Freiheit.“ Hienieden macht es uns frei von der Herrschaft der Lüste und des Todes, und es wird uns verheißen „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.“ — Nach Weisheit? Nur die Weisheit der Religion verdient diesen Namen; „der Herr erleuchtet ihre Leuchte;“ „bei dir,“ so sagt David zu Gott, „bei dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht.“ — Nach Tugend? Welche Tugend lehret, welche gibt die Religion Jesu Christi nicht? Reine Tugend, weil geübt um Gottes willen; sichere Tugend, weil geleitet an der Hand der holden Demuth, dieser Tochter der Religion, welche, von der Welt für niedrig geachtet, himmlischen Sinnes ist, für feige geachtet, den Muth des Löwen hat, weil sie mit kindlichem Vertrauen nur auf die Kraft Gottes rechnet. — Trachtet ihr nach Liebe? Der ganze Geist dieser Religion ist Liebe, Liebe, von welcher ohne sie die Menschen keinen Begriff hätten. Alle Tugenden, die sie lehret, gründet sie auf Liebe zu Gott; alle Tugenden, die sie gibt, gehen aus von Liebe zu Gott. Das Gesetz des Alten Bundes, das in zündenden Wettern, unter dem Schalle der Donner und derposaunen gegeben ward, gründete sich schon auf Liebe „zu Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele, aus allen Kräften“ und auf „Liebe zum Nächsten wie zu sich selbst.“ Und welcher belebende Hauch der Liebe wehet durch alle Schriften des Neuen Bundes! Die ganze Religion ist ja nur ein Bund ewiger Liebe mit Gott in Christo, ein Bund ewiger Liebe der Gläubigen unter einander in Christo mit Gott. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.“

Johann Wolfgang von Goethe.

(Siehe Theil I, Seite 128.)

Novelle.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der nächsten ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachstrangen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hier und da geberdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit sich zu zeigen nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzulange zauberte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther; beide waren von thätig lebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betribsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollten.

Wie sehr dies gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betribsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich

in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und seltenes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzubringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleit Friedrich's, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte. „Auch lasse ich,“ sagte er, „unsern Honorio, als Stall- und Postkutscher, der für Alles sorgen wird;“ und im Gehör dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Manne die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gefolge und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupstuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hinteren Zimmer, welche nach dem Gebirg eine sehr Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannigfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Landschaft noch in der Stellung, wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal der Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannigfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemahl ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete

doch das Fernrohr etwas tiefer nach einer
 en, steinigen Fläche, über welche der Jagd-
 ig weggehen mußte; sie erhartete den Au-
 enblick mit Geduld und betrog sich nicht;
 enn bei der Klarheit und Vergrößerungs-
 igkeit des Instrumentes erkannten ihre
 länzenden Augen deutlich den Fürsten und
 en Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht,
 ermalß mit dem Schnupstuche zu winken,
 als sie ein augenblickliches Stillhalten und
 Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.
 Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat so-
 dann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein,
 der ein großes Portefeuille unter dem Arme
 trug. „Liebe Cousine,“ sagte der alte rüstige
 Herr, „hier legen wir die Ansichten der Stamm-
 burg vor, gezeichnet, um von verschiedenen
 Seiten anschaulich zu machen, wie der mäch-
 tige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten
 er dem Jahr und seiner Witterung sich ent-
 gegenstemmte, und wie doch hie und da sein
 emäuer weichen, da und dort in wüste
 uinen zusammenstürzen mußte. Nun haben
 wir manches gethan, um diese Wildniß zu-
 unglicher zu machen, denn mehr bedarf es
 nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden
 Erstaunen zu setzen, zu entzünden.“

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter
 aufzete, sprach er weiter: „Hier, wo man, den
 schlweg durch die äußern Ringmauern herauf-
 nimmend, vor die eigentliche Burg gelangt,
 igt uns ein Fels entgegen von den feste-
 n des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht
 mauert ein Thurm, doch Niemand wüßte
 sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und
 indwerk aber anfangen. Ferner sieht man
 twärts Mauern angeschlossen und Zwin-
 raffenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich
 ge- nicht recht, denn es ist eigentlich ein
 als, der diesen uralten Gipfel umgibt;
 t hundert und fünfzig Jahren hat keine
 t hier gellungen, und überall sind die
 ichtigsten Stämme emporgewachsen; wo ihr
 ch an den Mauern andrängt, stellt sich der
 rste Ahorn, die raue Eiche, die schlank
 ehte mit Schaft und Wurzeln entgegen,
 a diese müssen wir uns herumschlän-
 ln und unsere Fußspade verständig führen.
 eht nur, wie trefflich unser Meister dies
 charakteristische auf dem Papier ausgedrückt
 it, wie kenntlich die verschiedenen Stamm-
 id Wurzelarten zwischen das Mauerwerk
 rflochten und die mächtigen Nester durch die
 iden durchgeschlungen sind. Es ist eine

Wildniß wie keine, ein zufällig-einziges Local,
 wo die alten Spuren längst verschwundener
 Menschenkraft mit der ewig lebenden und
 fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten
 Streite erblicken lassen.“

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er
 fort: „Was sagt Ihr nun zum Schloßhose,
 der, durch das Zusammenstürzen des alten
 Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen
 Jahren von Niemand betreten ward. Wir
 suchten ihn von der Seite beizukommen, ha-
 ben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt
 und so einen bequemen aber geheimen Weg
 bereitet. Inwendig bedurft es keines Auf-
 räumens; hier findet sich ein flacher Fels-
 gipfel von der Natur geglättet, aber doch
 haben mächtige Bäume hie und da zu wur-
 zeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie
 sind sachte aber entschieden aufgewachsen, nun
 erstrecken sich ihre Nester bis in die Galerien
 hinein, auf denen der Ritter sonst auf- und
 abschrift, ja durch Thüren durch und Fenster
 in die gewölbten Säle, aus denen wir sie
 nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr ge-
 worden und mögen's bleiben. Tiefe Blätter-
 schichten wegräumend, haben wir den merk-
 würdigsten Platz geebnet gefunden, dessen
 Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder
 zu sehen ist.“

„Nach allem diesem aber ist es immer noch
 bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu
 beschauen, daß auf den Stufen, die in den
 Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel
 geschlagen und sich zu einem so tüchtigen
 Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth
 daran vorbeibringen kann, um die Rinne,
 der unbegrenzten Aussicht wegen, zu bestei-
 gen. Aber auch hier verweilt man bequem
 im Schatten, denn dieser Baum ist es, der
 sich über das Ganze wunderbar hoch in die
 Luft hebt.“

„Danken wir also dem maderen Künstler,
 der uns so löblich in verschiedenen Bildern
 von Allem überzeugt, als wenn wir gegen-
 wärtig wären; er hat die schönsten Stunden
 des Tages und der Jahreszeit dazu ange-
 wendet, und sich wochenlang um diese Gegen-
 stände herumbewegt. In dieser Ede ist für
 ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben,
 eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet.
 Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch
 eine schöne Aus- und Ansicht er in's Land,
 in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat.
 Nun aber, da Alles so rein und characteri-

stisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und Niemand soll über unsre regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmieg-samen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.“

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: „Reiten wir hinauf und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen, und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt.“

„Noch nicht, meine Liebe,“ versetzte der Fürst; „was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stocht noch Manches im Beginn; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll.“ —

„Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen.“

„Ganz nach Ihrem Willen,“ versetzte der Fürst.

„Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten,“ fuhr die Dame fort, „über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter Alles, was der Mensch leistet und bedarf, man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Uebersichten gegeben, ist es mir gar angenehm, zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, so kommen jene drüben mit den viel-

fältigsten Waaren ihm entgegen, an dem man den Stoff kaum unterscheiden und Zweck oft nicht erkennen mag.“

„Ich weiß,“ versetzte der Fürst, „daß ich hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahreszeit liest es hauptsächlich darauf an, daß man mehr pfange als gebe; dies zu bewirken, ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, sowie der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe; bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite im Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —“

„Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen,“ fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung des Unheils gedüngt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends im besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hinterthor bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer war nicht gern an ihrer Seite geritten, wer war ihr nicht gern gefolgt? Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie vorauszusehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. „Ich wiederhole,“ sagte sie, „meine gestrige Bedenke, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will.“ Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame, und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entzückte Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei. — Untereinander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und

öhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Fläcker von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsteute der kleinen Städte und was alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblicke bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, woher sie auch seien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleibern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. „Ist es doch, als ob die Weiber nicht brausig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.“

„Wir wollen ihnen das lassen,“ versetzte der Oheim; „wo auch der Mensch seinen Leberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlsten, wenn er sich damit schmückt und aufpust.“ Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als in ohrzerreißendes Gebrüll ihnen entgegen brach. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herankommen; der Löwe ließ seine Waldb- und Büstenstimme auf's Kräftigste hören, die Pferde hauberten und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der Königer Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Lude näher gelangt, durften sie die bunten, kostbaren Gemälde nicht übersehen, die mit lebhaften Farben und kräftigen Bildern jene wilden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff, ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn keine Beute seiner würdig vor sich sehe; andere wunderliche bunte Geschöpfe verbrachten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

„Wir wollen,“ sagte die Fürstin, „bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten.“

„Es ist wunderbar,“ versetzte der Fürst, „daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig eben-

falls zu sehen; es ist an Mord und Todtschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen.“

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Rähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größerer Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Dertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor Kurzem zum zweitenmale gemäht, sammetähnlich auszusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor sich, noch in bedeutender Entfernung, über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher, ohne sich umzuwenden — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet, den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite, nahrhafte Gegend.

(Sie ritten dann eine steinige Fläche hinan bis zum Fuße der steilen Felsen, ließen hier die Pferde zurück und erstiegen einen Punkt, wo ein vorstehender, mächtiger Fels eine noch weitere Aussicht gewährte.)

„Es ist nicht das erstemal,“ sagte die Fürstin, „daß ich auf so hoher weitungschauender

Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht und den Eindruck verleiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne; und wenn man dann wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so gibt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen."

Honorio, der indessen durch das Schrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: „Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen.“ Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. „Das Feuer greift weiter um sich!“ rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf stieg empor und Fürst Oheim sprach: „Laßt uns zurückkehren, das ist nicht gut; ich fürchtete immer, das Unglück zum zweitenmale zu erleben.“ Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: „Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht; lassen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich.“ Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig, als es der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Gang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio: „Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! In der Stadt wie auf dem Schlosse sind die Feueranstalten in bester Ordnung, man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras, schnelles Reiten ist unsicher; ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder sein.“ Die Fürstin glaubte nicht daran, sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben, und nun bewegten sich in ihrer Einbildungsrausch alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum

ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter, erst eingeschlafener Fremder an's Fenster sprang, Alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Bretter prasselten, die Latten knackten, Leinwand flog auf, und ihre düsteren, an den Enden flammend ausgezackten Fäden trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihren Elemente um und umgestaltet sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete Jeder, was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühen sich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raub lassen mußten. Wie Mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Befahrung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterner Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willensstarke Menschen widersehten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten Manches mit Verlust ihrer Augenbrauen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der müßige Wirrwarr; nun schien der heitere morgendliche Gesichtskreis umnebelt, ihr Augen verbüstert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Anschein.

In das friedliche Thal einreitend, sein labenden Rühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthales etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte; heranspringend, wie sie ihn vor Kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen; und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie soeben beschäftigten, machte den wunderbarsten Eindruck. „Stellt! stellt!

Frau," rief Honorio, „flieht!“ Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schuß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stupte, das ergrimmete Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden.

Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich stark auf ihre Füße zu stellen; auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt herauftritt, schien seine Kraft aufs Neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die Fürstin am Pferde stand, der Reiter beugte sich herab, schuß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte, und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön, er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Ebenso traf in der Reithahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, ebenso spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohnhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich, hier kam Beides zu Statten.

„Gebt ihm den Nest," sagte die Fürstin, „ich fürchte er beschädigt Euch noch mit den Krallen.“ — „Verzeiht!“ erwiderte der Jüngling, „er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll.“ — „Frevelt

nicht!“ sagte die Fürstin; „Alles, was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick.“ — „Auch ich," rief Honorio, „war nicht frömmere als jetzt eben, deshalb aber denke ich an's Freudigste, ich blide dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann.“ — „Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern," versetzte sie. — „Ist es doch," erwiderte der Jüngling mit glühender Wange, „ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen wurden.“ — „Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen steht auf!“ — „Da ich nun einmal knie," versetzte der Jüngling, „da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade, die ihr mir zuwendet, in diesem Augenblicke versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitem Reise. Wer das Glück hat, an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt, Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemanden traut man Verstand zu, als wer das Alles gesehen hat; es ist als wenn man sich nur für Andere zu unterrichten hätte.“

„Steht auf!“ wiederholte die Fürstin, „ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten, allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dachte, Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.“

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte

die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben, denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio, sich besinnend, aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam herwarf, und an dieser Handlung, sowie an einer obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses dahingestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzäugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersetzen wollen, den ohngefährten Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. — „Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn deine Fußballen schmerzten dich, und deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schläfe gesehen, wie du nun hier liegst, todt, um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgens aufwachtest beim frühen Tageschein und den Nachen aufsperrtest, austretend die rothe Bunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten, wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern, und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!“

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse herab Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgesolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten, wie

auf gewaltsam hegender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Blöße einhersprengend, stuzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht, was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber gesaß, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: „Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los, auch hier nach dem Gebirg ist er hin, aber schont ihn, hab Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dies gute Thier.“

„Der Löwe?“ sagte der Fürst, „Hast du seine Spur?“ — „Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hülfbedürftig eilt ich hierher.“

„Also,“ beorderte der Fürst, „muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr ladet eure Gewehre, geht sachte zu Werk, es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum waret Ihr unvorsichtig genug, sie zu kommen zu lassen?“ — „Das Feuer brach aus,“ versetzte Jener, „wir hielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns, wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverfleck flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute.“

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien ihm zu stoden, als oben vom alten Schloß her eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wäldner erkannte, der die Werkstätte des Malers

te, indem er darin seine Wohnung nahm die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer im springend, doch hatte er bald mit gen Worten angezeigt: oben hinter der en Ringmauer habe sich der Löwe im menschein gelagert, am Fuße einer hundertigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. gerlich aber schloß der Mann: „Warum ich gestern meine Büchse in die Stadt agen, um sie auspußen zu lassen, er wäre t wieder aufgestanden; das Fell wäre doch a gewesen, und ich hätte mich dessen, wie g, zeitlebens gebrühet.“

Der Fürst, dem seine militärischen Er- ungen auch hier zu Statten kamen, da ich wohl schon in Fällen befunden hatte, von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel androhte, sagte hierauf: „Welche Bürgschaft Ihr mir, daß, wenn wir Eures Löwen nen, er nicht im Lande unter den Mei- n Verderben anrichtet?“

Hier diese Frau und dieses Kind,“ er- orte der Vater hastig, „erboten sich, ihn zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich beschlagenen Rasten herausschaffe, da wir denn unschädlich und unbeschädigt wieder idbringen werden.“

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu len, ein Instrument von der Art, daß i sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen gte; sie war kurz geschnäbelt wie die isen; wer es verstand, wußte die anmu- sten Töne daraus hervorzuloden. Indeß e der Fürst den Wärter gefragt, wie der e hinausgekommen. Dieser aber versetzte: urch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten auert, von jeher der einzige Zugang , und der einzige bleiben soll; zwei Fuß- e, die noch hinaufführten, haben wir der- alt entstellt, daß Niemand als durch jenen n Anweg zu dem Zauberschlosse gelangen e, wozu es Fürst Friedrich's Geist und ymad ausbilden will.“

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der st nach dem Kinde umsaß, das immer t gleichsam zu präludiren fortgefahren e, wendete er sich zu Honorio und sagte: i hast heute viel geleistet, vollende das wert. Beseze den schmalen Weg, haltet e Büchsen bereit, aber schießt nicht eher, bis ihr das Geschöpf nicht sonst zurück- chen könnt; allensalls macht ein Feuer vor dem er sich fürchtet, wenn er her- er will. Mann und Frau mögen für das

Uebrige stehen.“ Gilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die seine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umster- henden schienen wie bezaubert von der Be- wegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfang und fortfuhr:

„Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gottes- werke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen, wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnen- schein; uralte Bäume zieren sein Haupt und so gekrönt schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, edig, nein, glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Schaaren daherziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.“

„Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewig- keit! Warum seht ihr aber im Fernen um- her? Betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle; schaut die Ameise da! sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grasshalmen, Erd- bröcklein und Rieferrnadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt Alles auseinander, sehet hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahintrage, wohin er will und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ersten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Gethier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch

die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.“

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läusen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

„Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!“

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

„Engel schweben auf und nieder,
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben,
Wäre da dem Kinde bang?
Diese sanften, frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran:
Engel schweben hin und wieder,
Und so ist es schon gethan.“

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drei:

„Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Liebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.“

Alles war still, hörte, horchte, und in die Töne verhallten, konnte man den bemerken und allenfalls beobachten war wie beschwichtigt, Jeder in sich gerührt. Der Fürst, als wenn er das Unheil übersähe, das ihn vorbedroht hatte, blickte nieder auf seine Gattin, an ihn gelehnt, sich nicht versagende Lächeln hervorzuziehen und damit zu bedecken. Es that ihr eine jugendliche Brust von dem Drude zu fühlen, mit dem die vorhergehenden sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge, man vergaß die Gefahren zu haben, unten und von oben das Erstehen eines ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näherzuführen, brachte der Fürst zuerst die Gruppe Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: „Ihr glaubt, daß Ihr den entsprungenen Löwen, ihn antrefft, durch Euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Eurer Stimme beschwichtigen und ihn sodann unbeschädigt in seinen Verschluß zurückbringen könntet?“ Sie bejahte versichernd und behauptend; der Fürst wurde ihnen als Wegweiser zugegeben, entfernte der Fürst mit Wenigen sich, die Fürstin folgte langsamer mit dem Gefolge; Mutter aber und Engel mit dem Wärtel, der sich mehrmals bemächtigt hatte, stiegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, den der Zugang zu dem Schloß eröffnete, befahl die Fürstin die Jäger beschäftigt, bürres Reifig zu legen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — „Es ist nicht möglich“, sagte die Frau, „es wird ohne das Gute geschehen.“

Weiterhin, auf einem Mauerstück erblickten sie Honorio, seine Doppelkeule den Schooß gelegt, auf einem Posten zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber das kommandiren schien er kaum zu bemerken, saß wie in tiefen Gedanken versunken, umher wie zerstreut. Die Frau sprach in der Bitte, das Feuer nicht anzuzünden, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhafter und rief: „Schöner junger Mann, der den Tiger erschlagen, ich fluche dir nicht.“

Löwen, guter junger Mann, ich segne

rio schaute gerade vor sich hin, dorthin,
Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken

— „Du schaust nach Abend,“ rief
u, „du thust wohl daran, dort gibst
thun; eile nur, säume nicht, du wirst
den. Aber zuerst überwinde dich selbst.“

schien er zu lächeln, die Frau stieg
konnte sich aber nicht enthalten, nach
rückbleibenden nochmals umzublicken;
hliche Sonne überschien sein Gesicht,
lchte nie einen schöneren Jüngling ge-
haben.

in Euer Kind,“ sagte nunmehr der
„flötend und singend, wie Ihr über-
id, den Löwen anlocken und beruhigen
, werden wir uns desselben sehr leicht
rn, da sich das gewaltige Thier ganz
n die durchbrochenen Gewölbe hinge-
rat, durch die wir, da das Hauptthor
let ist, einen Eingang in den Schloßhof
en haben. Lockt ihn das Kind hinein,
ich die Oeffnung mit leichter Mühe

, und der Knabe, wenn es ihm gut
durch eine der kleinen Wendeltreppen,
in der Ecke sieht, dem Thiere ent-
i. Wir wollen uns verbergen, aber
e mich so stellen, daß meine Augen-
lugenblick dem Kinde zu Hülfe kommen

Umstände sind alle nicht nöthig, Gott
inst, Frömmigkeit und Glück müssen
ste thun.“ — „Es sei,“ versetzte der
„aber ich kenne meine Pflichten. Erst
, euch durch einen beschwerlichen Stieg
Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang
er, den ich erwähnt habe, das Kind
absteigen, gleichsam in die Arena des
niels und das besänftigte Thier dort
den.“ Das geschah; Wärtel und Mutter
erstreckt von oben herab, wie das Kind
ndeltreppen hinunter in dem klaren
n sich zeigte und in der düstern Oeff-
genüber verschwand, aber sogleich seinen
m hören ließ, der sich nach und nach
und endlich verstummte. Die Pause
nungs voll genug, den alten mit Gefahr
n Jäger beengte der seltene mensch-
ill. Er sagte sich, daß er lieber per-
dem gefährlichen Thiere entgegenginge;
lter jedoch, mit heiterem Gesicht, über-
horchend, ließ nicht die mindeste Un-
ff. Handb. II.

ruhe bemerken. Endlich hörte man die Flöte
wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor
mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe
hinter ihm drein, aber langsam und, wie es
schien, mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie
und da Lust, sich niederzulegen, doch der Knabe
führte ihn im Halbkreise durch die wenig ent-
blättern, buntbelaubten Bäume, bis er sich
endlich in den letzten Strahlen der Sonne,
die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte,
wie verklärt niedersetzte und sein beschwichti-
gendes Lied abermals begann, dessen Wieder-
holung wir uns auch nicht entziehen können.

„Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!“

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp
an das Kind hingelegt und ihm die schwere
rechte Bordertape auf den Schooß gehoben,
die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte,
aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dorn-
zweig zwischen die Ballen eingestochen war.
Sorgfältig zog er die verletzende Spitze her-
vor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch
vom Nacken und verband die gräuliche Wunde
des Unthiers, so daß die Mutter sich vor
Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog
und vielleicht angewohnter Weise Beifall ge-
rufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch
einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert
worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem
es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

„Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Niebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.“

Ist es möglich zu denken, daß man in den
Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des
Tyrannen der Wälder des Despoten des Thier-

reiches einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezühmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Beilen verschränkend und neue hinzufügend:

„Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Lieben Sohn an's zarte Knie,
Jhn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.“

Das Chamouni-Thal.

Den 4. Nov. 1779.

Wir ließen Salenche in einem schönen offenen Thale hinter uns; der Himmel hatte sich während unserer Mittagsrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondere Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner an einem heitern Tage von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gestämmt würden. Ich erinnere mich, nie in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen Lusterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Lichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns; das Thal fing an zu floden, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor; wir mußten einen Berg hinan und wandten uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtignr Satz von Bergen immer

näher rückten. Wir kamen über ein breites trodenes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossenes, flaches Thal, worin das Dörfchen Servas liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan; die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich daren. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Stern gingen nacheinander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange meine Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniskwurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Bildes ganz außerordentlich, denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumflunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitem zusammenhängenden Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören und man hatte Mühe, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernd auf den Rücken der schwarzen Fichtenbergen liegen und sahen heure Gletscher zwischen den schwarzen Bergen herunter in's Thal steigen. — Diese Beschreibung fängt an unordentlich und unklarlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menschen: einen, der's sah, und einen, der's beschrieb.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, le Priours genannt, wohl logirt in einem Hause, das eine Wittwe den uns Fremden zu Ehren vor vielen Jahren her ließ. Wir sitzen am Ramin und lassen uns den Muscatellerwein aus der Halle besser schmecken, als die Fastenspeisen uns aufgetischt werden.

Den 5. Nov. 1779.

Das Thal Chamouni, in dem wir den, liegt sehr hoch in den Gebirgen, sechs bis sieben Stunden lang, und gleich von Mittag gegen Mitternacht. Der Führer, der mir es vor andern anzeigt, daß es in seiner Mitte fast gar keine hat, sondern das Erdreich, wie es, sich gleich von der Urve aus höchsten Gebirge anschmiegt. Der Führer und die Vorgebirge, die von ihm kommen, die Eismassen, die diese ungefüllte ausfüllen, machen die östliche Seite, an der, die ganze Länge des Thals, sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunterkommen. Unser Führer, ein junger Mann, der mit allen geremden Verkehr gehabt hat, von der Offenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er erzählte uns, daß er seit achtundzwanzig Jahren so lange führt er Fremde auf die Gletscher — zum ersten Mal so spät im Jahre, heiligen, Jemand hinaufbringe; und nun wir Alles eben so gut wie im Sommer haben.

Wir waren mit Speise und Wein gerüstet, und traten nach Anvert hinan, wo uns der Anblick der Gletscher überraschen sollte. Ich würde die Gletscher nicht so voll zu nehmen, als das Eisthal oder den Eisstrom, denn die ungeheuren Massen von Eis kommen aus einem tiefen Thal, von oben in ziemlicher Ebene hervor. Gerade vor uns liegt ein spitziger Berg, von dessen Gipfel der Eiswogen in den Hauptstrom fließen. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigen Fläche, und die blauen Felsen stakten gar schön hervor. Das Wetter wurde nach und nach an, sich zu überziehen; und dicke graue Wolken, die Schnee anzeigten, wie ich sie niemals gesehen. Dort, wo wir standen, ist die kleine, zusammengeworfene Hütte für das Lager der Reisenden, zum Scherz das kleine Mont-Anvert genannt. Monsieur, ein Engländer, der sich zu Genf auf eine geräumigere an einem schicklichen, etwas weiter hinauf, erbauen ließ, man, am Feuer sitzend, zu einem

Fenster hinaus das ganze Eisthal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinsart zusammengesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendicular in die Erde einschließen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche Felsen werden Nadeln genannt, und die Aiguille du Dru ist eine solche hohe merkwürdige Spitze, gerade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und diese ungeheuren Massen auf ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter, und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Krystallklippen herum. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eise selbst stehend, den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegensteht. Doch wollt es uns nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen; wir waren weder mit Fußeisen, noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet; vielmehr hatten sich unsere Absätze durch den langen Marsch abgerundet und geglättet. Wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis bis hinunter in's Thal dringt, und traten in die Höhle, in der er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sicher im Grund, als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen. Wir nahmen unsern Weg nach dem Wirthshause zu, bei der Wohnung zweier Blondins vorbei: Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, doch schroffe Haare, rothe und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, läßt mich zeitig zu Bette — — ich bilde mir ein, sehr schlaftrunken zu sein, und kann nicht eine Zeile weiter schreiben.

Die Fassade des Münsters in Straßburg.

Je mehr ich die Fassade des Münsters betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheure, wenn es

uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken; soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen: so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen; es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken: so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werthe wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchbringen und verbinden konnten.

Vor Allem widmen wir unsre Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Fassade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Biered unsern Augen mächtig entgegent. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir sie bei Tage, und abstrahiren durch Kraft unsers Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheuren Fläche deuten auf innere Bedürfnisse; und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abtheilen. Die große Mittelhüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unser Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große senkrechte, länglichviereckige Oeffnungen, welche mit der mittelften bedeutend contrastiren, und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen sich drei Oeffnungen aneinander, welche zu Glodenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Oben sieht man das Ganze durch die Balustrade der Galerie, anstatt eines Gesimses, horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefast und in drei perpendiculäre Abtheilungen getrennt. Wie man nun der ganzen

Masse ein schönes Verhältniß der Höhe und Breite nicht absprechen kann: so erhält auch durch diese Pfeiler, durch die schlanke Eintheilungen dazwischen, im Einzelnen ein gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unsrer Abstraction, und denken uns diese ungeheure Masse ohne Zierrathen, mit festen Strebepfeilern in derselben die nöthigen Oeffnungen, als auch nur insofern sie das Bedürfniß fordern, gestehen wir auch diesen Hauptabtheilung gute Verhältnisse zu: so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig, unerfreulich und als zierbel un künstlich erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Theilen begriffen wird, mag wohl einen edlen und würdigen Eindruck aber der eigentliche Genuß, den das Gefühl erzeugt, kann nur bei Uebereinstimmung aller entwickelten Einzelheiten Statt finden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade, denn wir sehen alle und jede Zierrath jedem Theile, den sie schmücken, völlig angemessen; sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannfaltigkeit gibt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deshalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt; und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine Mauer, eine undurchbringliche Wand, die noch dazu als Base zweier himmelstrebender Thürme anzukündigen hätte, dem Auge auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Räthsel ist auf das Glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die an Stellen derselben, die Pfeiler, Jedes hat seinen besondern Charakter, der aus der eignen Bestimmung hervortritt. Dieser kommt sich stufenweis den Unterabtheilungen; das Alles im gemäßen Sinne verziert ist, die Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefast werden kann und so das Angenehme im Ungeheuren darstellt. Ich erinnere nur an die perpendiculäre in die Mauerdicke sich einfügende bis in's Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren; an das Fen-

an dessen aus der runden Form entzogene Kunstrose; an das Profil ihrer e, sowie an die schlanken Rohrsäulen der abicularen Abtheilungen. Man vergleicht sich die stufenweis zurücktretenden, von schlanken, gleichfalls in die Höhe gehenden, zum Schutz der Heiligenbilder schirmartig bestimmten leichtsäuligen Epitaphen begleitet, und wie zuletzt jede, jeder Knopf als Blumenthauf und Reihe, oder als irgend ein anderes Steinwerk umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo selbst, doch Abbildungen des Ganzen des Einzelnen zu Beurtheilung und Begreifung meiner Aussage. Sie könnte Manchem unangenehm scheinen; denn ich selbst, zwar im Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk gerissen, brauchte doch lange Zeit, mich einem Werth innig bekannt zu machen. In Tablern der gothischen Baukunst aufzuweisen, nährte ich meine Abneigung gegen vielfach überladenen, verworrenen Zierrathe, die durch ihre Willkürlichkeit einen düstern Charakter höchst widerwärtig machen; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, nur nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Consequenz gewahrt wird, zu Gesehenen gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich zeigte.

Wie ich nun aber immer länger sah und dachte, glaubte ich über das Bargesagte noch mehr Verdienste zu entdecken. Herausgenommen war das richtige Verhältniß der größern Theile, die so sinnige als reiche Verzierungen bis in's Kleinste; nun aber erkannte ich auch die Verknüpfungen dieser mannigfachen Zierrathen untereinander, die Hingehörigkeit von einem Haupttheil zum andern, Beschränkung zwar gleichartiger, aber an Gestalt höchst abwechselnder Einzeltheile, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, Blatt bis zum Zaden. Je mehr ich suchte, desto mehr gerieth ich in Erregung; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit; so daß ich viele Stunden darauf verwendete, theils das Vorhandene zu studiren, theils das Fehlende, Unvollkommene, besonders der Thürme, im Ge-

denken und auf dem Blatte wieder herzustellen.

Wahrheit und Wahrscheinlichkeit in der Kunst.

Auf einem deutschen Theater ward ein ovales, gewissermaßen amphitheatralisches Gebäude vorgestellt, in dessen Logen viele Zuschauer gemalt waren, als wenn sie an dem, was unten vorging, Theil nähmen. Manche wirkliche Zuschauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden und wollten übel nehmen, daß man ihnen so etwas Unwahres und Unwahrscheinliches aufzubinden gedächte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Gespräch vor, dessen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwalt des Künstlers. Lassen Sie uns sehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können!

Der Zuschauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine solche Vorstellung entschuldigen wollen.

Anw. Nicht wahr, wenn Sie in's Theater gehen, so erwarten Sie nicht, daß Alles, was Sie drinnen sehen werden, wahr und wirklich sein soll?

Zusch. Nein! ich verlange aber, daß mir wenigstens Alles wahr und wirklich scheinen solle.

Anw. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigene Seele leugne und behaupte: Sie verlangen das keineswegs.

Zusch. Das wäre doch sonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe sich denn der Decorateur die Mühe, alle Linien auf's Genaueste nach den Regeln der Perspective zu ziehen, alle Gegenstände nach der vollkommensten Haltung zu malen? Warum studirte man auf's Costüm? Warum ließe man es so viel kosten, ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu versetzen? Warum rühmt man den Schauspieler am meisten, der die Empfindungen am wahrsten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Gebärden der Wahrheit am nächsten kommt, der mich täuscht, daß ich nicht eine Nachahmung, sondern die Sache selbst zu sehen glaube?

Anw. Sie brüden Ihre Empfindungen recht gut aus, nur ist es schwerer, als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzusehen,

was man empfindet. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen einrede, daß Ihnen alle theatralischen Darstellungen keineswegs wahr scheinen, daß sie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Zusch. Ich werde sagen, daß Sie eine Subtilität vorbringen, die nur wohl ein Wortspiel sein könnte.

Anw. Und ich darf Ihnen darauf versetzen, daß, wenn wir von Wirkungen unsers Geistes reden, keine Worte zart und fein genug sind, und daß Wortspiele dieser Art selbst ein Bedürfnis des Geistes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht gradezu ausdrücken können, durch Gegensätze zu operiren, die Frage von zwei Seiten zu beantworten, und so gleichsam die Sache in die Mitte zu fassen sucht.

Zusch. Gut denn! Nur erklären Sie sich deutlicher und, wenn ich bitten darf, in Beispielen!

Anw. Die werde ich leicht zu meinem Vortheil aufbringen können. Z. B. also, wenn Sie in der Oper sind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes, vollständiges Vergnügen?

Zusch. Wenn Alles wohl zusammenstimmt, eines der vollkommensten, deren ich mir bewußt bin.

Anw. Wenn aber die guten Leute da droben singend sich begegnen und becomplimentiren, Billets abfangen, die sie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenschaften singend darlegen, sich singend herumschlagen und singend verschneiden; können Sie sagen, daß die ganze Vorstellung, oder auch nur ein Theil derselben, wahr scheine, ja ich darf sagen, auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zusch. Fürwahr, wenn ich es überlege, so getraue ich mich das nicht zu sagen. Es kommt mir von allem dem freilich nichts wahr vor.

Anw. Und doch sind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden?

Zusch. Ohne Widerrede. Ich erinnere mich zwar noch wohl, wie man sonst die Oper, eben wegen ihrer groben Unwahrscheinlichkeit, lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher des ungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommener sie geworden ist.

Anw. Und fühlen Sie sich nicht auch in der Oper vollkommen getäuscht?

Zusch. Getäuscht? Das Wort möchte ich nicht brauchen — und doch ja — und doch nein!

Anw. Hier sind Sie ja auch in völligen Widerspruch, der noch viel schließlicher als ein Wortspiel zu sein scheint.

Zusch. Nur ruhig, wir wollen schon in's Klare kommen.

Anw. Sobald wir im Klaren sind, werden wir einig sein: Wollen Sie mir erlauben, auf dem Punkt, wo wir stehen, einige Fragen zu thun?

Zusch. Es ist Ihre Pflicht, da Sie mich in diese Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder herauszufragen.

Anw. Sie möchten also die Empfindungen, in welche Sie durch eine Oper versetzt werden, nicht gerne Täuschung nennen?

Zusch. Nicht gern, und doch ist es eine Art derselben, etwas, was ganz nahe mit ihr verwandt ist.

Anw. Nicht wahr, Sie vergessen beinahe sich selbst?

Zusch. Nicht beinahe, sondern völlig, wenn das Ganze oder der Theil gut ist.

Anw. Sie sind entzückt?

Zusch. Es ist mir mehr als einmal geschehen.

Anw. Können Sie wohl sagen, unter welchen Umständen?

Zusch. Es sind so viele Fälle, daß es mir schwer sein würde, sie aufzuzählen.

Anw. Und doch haben Sie es schon gesagt; gewiß am meisten, wenn Alles zusammenstimmt?

Zusch. Ohne Widerrede.

Anw. Stimmt eine solche vollkommenste Ausführung mit sich selbst, oder mit einem andern Naturproduct zusammen?

Zusch. Wohl ohne Frage mit sich selbst.

Anw. Und die Uebereinstimmung war doch wohl ein Werk der Kunst?

Zusch. Gewiß.

Anw. Wir sprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß sie keineswegs das, was sie nachahmt, wahrscheinlich darstelle: können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Consequenz eines Kunstwerks entspringt, ableugnen?

Zusch. Wenn die Oper gut ist, macht sie freilich eine kleine Welt für sich aus, in der Alles nach gewissen Gesetzen vorgeht, die nach ihren eigenen Gesetzen beurtheilt, nach ihren eigenen Eigenschaften gefühlt sein will.

Anw. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden sei, und daß der Künstler

wegs streben solle, noch dürfe, daß sein eigentlich als ein Naturwerk erscheine?
 Ch. Aber es erscheint uns doch so oft als Naturwerk.

Anw. Ich darf es nicht leugnen. Darf ich gegen aber auch aufrichtig sein?

Ch. Warum das nicht! Es ist ja doch uns diesmal nicht auf Complimente an.

Anw. So getraue ich mir zu sagen: nur aus ungebildeten Zuschauer kann ein Werk als ein Naturwerk erscheinen, und daher ist dem Künstler auch lieb und ob er gleich nur auf der untersten steht; leider aber nur so lange, als der sich zu ihm herabläßt, wird jener nicht sein, niemals wird er sich mit dem Künstler erheben, wenn dieser den Flug, ihn das Genie treibt, beginnen, sein ganzes Umfang vollenden muß.

Ch. Es ist sonderbar, doch läßt sich's hören.

Anw. Sie würden es nicht gern hören, Sie nicht schon selbst eine höhere Stufe hätten.

Ch. Lassen Sie mich nun selbst einen machen, das Abgehandelte zu ordnen weiter zu gehen; lassen Sie mich die des Fragenden einnehmen.

Anw. Desto lieber.

Ch. Nur dem Ungebildeten, sagen Sie, in Kunstwerk als Naturwerk erscheinen.

Anw. Gewiß, erinnern Sie sich der Vögel, die des großen Meisters Kirichen flogen.

Ch. Nun, beweist das nicht, daß diese vortrefflich gemalt waren?

Anw. Keineswegs, vielmehr beweist es mir, daß sie Liebhaber echte Sperlinge waren.

Ch. Ich kann mich doch deswegen nicht freuen, ein solches Gemälde für vortrefflich zu halten.

Anw. Soll ich Ihnen eine neuere Geschichte erzählen?

Ch. Ich höre Geschichten meistens lieber sonnent.

Anw. Ein großer Naturforscher besaß unter Hausthieren einen Affen, den er einst suchte und nach langem Suchen in der Stadt fand. Dort saß das Thier an der Wand hatte die Kupfer eines ungebildeten Naturgeschichtlichen Werkes um sich her.

Erstaunt über dieses eifrige Studium des Freundes nahte sich der Herr, und seiner Bewunderung und zu seinem Vergnügen, daß der genäsche Affe die sämtli-

chen Käfer, die er hier und da abgebildet gefunden, herausgespeist habe.

Zusch. Die Geschichte ist lustig genug.

Anw. Und passend, hoffe ich. Sie werden doch nicht diese illuminirten Kupfer dem Gemälde eines so großen Künstlers an die Seite setzen?

Zusch. Nicht leicht.

Anw. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen?

Zusch. Wohl, und unter die gierigen dazu. Sie erregen in mir einen sonderbaren Gedanken! Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deswegen verlangen, daß ein Kunstwerk natürlich sei, um es nur auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können?

Anw. Ich bin völlig dieser Meinung.

Zusch. Und Sie behaupten daher, daß ein Künstler sich erniedrige, der auf diese Wirkung losarbeite?

Anw. Es ist meine feste Ueberzeugung.

Zusch. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerspruch. Sie erzeugten mir vorhin und auch sonst schon die Ehre, mich wenigstens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

Anw. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege sind, Kenner zu werden.

Zusch. Nun, so sagen Sie mir, warum erscheint auch mir ein vollkommenes Kunstwerk als ein Naturwerk?

Anw. Weil es mit Ihrer bessern Natur übereinstimmt, weil es übernatürlich aber nicht außernatürlich ist. Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes, und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in Eins gefaßt, und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt sein, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete, auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff; er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Ueberirdische der kleinen Kunstwelt, er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wieder-

holt anschauen und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

Zusch. Gut, mein Freund. Ich habe bei Gemälden, im Theater, bei andern Dichtungsarten wohl ähnliche Empfindungen gehabt, und das ungefähr geahnt, wie Sie fordern. Ich will künftig noch besser auf mich und auf die Kunstwerke Acht geben; wenn ich mich aber recht besinne, so sind wir sehr weit von dem Anlaß unsers Gesprächs abgetommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die abgemalten Zuschauer in unsrer Oper zulässig finden solle; und noch sehe ich nicht, wenn ich bisher auch mit Ihnen enig geworden bin, wie Sie auch diese Lizenz vertheidigen, und unter welcher Rubrik Sie diese gemalten Theilnehmer bei mir einführen wollen.

Anw. Glücklicher Weise wird die Oper heute wiederholt, und Sie werden sie doch nicht versäumen wollen?

Zusch. Keineswegs.

Anw. Und die gemalten Männer?

Zusch. Werden mich nicht verschrecken, weil ich mich für etwas besser, als für einen Sperling halte.

Anw. Ich wünsche, daß ein beiderseitiges Interesse uns bald wieder zusammenführen möge.

Winkelmann eine antike Natur.

Der Mensch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das Letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden Ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen

und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten, ohne weiten Umweg, sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtsschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Racheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des bürgerlichen Lebens einen so tiefen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen.

Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Werth, so wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Werth zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtsschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sie am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am werthesten geachtet, und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt, als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geschickt: denn wie die gesunde Faser dem Uebel widerstrebt, und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wieder herstellt; so vermag der Jene eigene gesunde Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wiederherzustellen. Eine solche antike Natur war, insofern man

nur von einem unserer Zeitgenossen beschnitten kann, in Winkelmann wieder erlenen, die gleich anfangs ihr ungeheures Robestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht bändig, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, scheint er ganz und abgeschlossen, völlig im stillen Sinne. Angewiesen auf Thätigkeit, muß und Entbehrung, Freude und Leid, Sitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf uns ein so veränderliches Schicksal heimst.

Hatte er nun im Leben einen wirklich erthümlichen Geist, so blieb ihm derselbe doch in seinen Studien getreu. Doch wenn Behandlung der Wissenschaften im Großen und Breiten die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Fassung der mannigfaltigen, außermenschlichen Gegenstände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einsicht fast unerlässlich ist; so hat ein Neuerer in ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannigfaltigen Wißbaren sich zu streuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kommt, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winkelmann auch in dem Wißbaren und Wissenswerthen herumschweifte, theils durch Lust und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet, so kam er doch früher oder später immer zum Alterthume, besonders in griechischen, zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte, und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen konnte.

Maximen und Reflexionen.

1. Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist.

2. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

3. Sage mir, mit wem du umgehst, so sage

ich dir, wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich, was aus dir werden kann.

4. Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt banterott.

5. Die Menschen werden an sich und Anbern irre, weil sie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Thätigkeit gar nichts geschieht, oder vielleicht gar das Widerwärtige.

6. Die Botaniker haben eine Pflanzenabtheilung, die sie *Incompletae* nennen. Man kann aber auch sagen, daß es incomplete, unvollständige Menschen gibt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten nicht proportionirt ist.

7. Der geringste Mensch kann complet sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neueren Zeit noch öfter hervorthun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genügen können.

8. Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage verthut, und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten! Ein guter Kopf könnte wohl noch eins oder das andere intercaliren. Dadurch wird Alles, was ein Jeder thut, treibt, dichtet, ja was er vorhat, in's Oeffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden, als zum Zeitvertreib der Uebrigen; und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich, und zuletzt von Welttheil zu Welttheil, Alles velociferisch.

9. So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dies auch im Sittlichen möglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergeldes, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuren Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnißmäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen.

10. Aber in einem jeden Kreise bedroht ihn der Tagesgeist; und nichts ist nöthiger, als früh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin sein Wille zu steuern hat.

11. Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

12. Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan.

13. Der Mensch wäre nicht der Vornehmste auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für sie wäre.

14. Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Rohlen; diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.

15. Der Müller denkt, es wachse kein Weizen, als damit seine Mühle gehe.

16. Es ist schwer, gegen den Augenblick gerecht zu sein: der gleichgültige macht uns Langeweile, am guten hat man zu tragen, und am bösen zu schleppen.

17. Die Vorsicht ist einfach, die Hinterdreinsicht vielfach.

18. Wer sich nicht zu viel dünkt, ist viel mehr, als er glaubt.

19. Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde steht, sieht man nicht mehr an.

20. Das Wahre ist eine Fadel, aber eine ungeheure; deswegen suchen wir alle nur blinzend so daran vorbei zu kommen, in Furcht sogar, uns zu verbrennen.

21. Ob denn die Glücklichsten glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anstand vor ihnen umkommen solle, wie der römische Pöbel zu fordern pflegte?

22. Der Irrthum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden. Jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe, darnach zu forschen ist nicht Jedermanns Sache.

23. Wir alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde.

24. Unreine Lebensverhältnisse soll man Niemand wünschen; sie sind aber für den, der zufällig hinein geräth, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten, was der Mensch vermag.

25. Wer meine Fehler überträgt, ist mein Herr, und wenn's mein Diener wäre.

26. Gescheidte Leute sind immer das beste Conversations-Lexicon.

27. Eigentlich weiß man nur, wenn man

wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel.

28. Mißgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschwifft sich dieser hingegen mit Wohlwollen und Liebe, so durchdringt er die Welt und die Menschen, ja er kann hoffen zum Allerhöchsten zu gelangen.

29. Den Stoff sieht Jedermann vor sich; den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat; und die Form ist ein Geheimniß der Meisten.

30. Der Irrthum wiederholt sich immerfort in der That; deswegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

31. Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buches, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

32. Deshalb ist die Bibel ein ewig wirthames Buch, weil, so lange die Welt steht, Niemand auftreten und sagen wird: „Ich begreife es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen.“ Wir aber sagen bescheiden: „Im Ganzen ist es ehrwürdig, und im Einzelnen anwendbar.“

33. Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.

34. Alles Vortreffliche beschränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht gewachsen fühlen. Nur insofern wir es nachher in unsere Cultur aufnehmen, es unsern Geist- und Gemüthskräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

35. Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es gibt das behagliche Gefühl, als wenn man mit seinen Gleichen umginge.

36. Literatur ist das Fragment der Fragmente. Das Wenigste dessen, was gesagt und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben.

37. Und doch bei aller Unvollständigkeit des Literaturwesens finden wir tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht, wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sei.

38. Man kann der Gesellschaft Alles aufbringen, nur nicht, was eine Folge hat.

39. Es gibt eine Höflichkeit des Gegens:

ſie iſt der Liebe verwandt. Aus ihr entſpringt die bequemſte Höflichkeit des äußern Betragens.

40. Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

41. Die größten Menſchen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zuſammen.

42. Man mag noch ſo eingezogen leben, ſo wird man, ehe man ſich's verſieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

43. Durch nichts bezeichnen die Menſchen mehr ihren Charakter, als durch das, was ſie lächerlich finden.

44. So wie der Weibrauch das Leben

einer Rohle erfriſcht, ſo erfriſcht das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

45. Man wird nie betrogen, man betrügt ſich ſelbſt.

46. Wen Jemand lobt, dem ſtellt er ſich gleich.

47. Mäßigkeit und klarer Himmel ſind Apollo und die Muſen.

48. Neuere Poeten thun viel Waſſer in die Dinte.

49. Die Sinne trügen nicht, aber das Urtheil trügt.

50. Das Erſte und Letzte, was vom Genie geſordert wird, iſt Wahrheitsliebe.

(Johann Jakob) Wilhelm Heinsie,

geboren den 16. Februar 1749 zu Langewieſen bei Almenau, ſtudirte 1770 in Erfurt, machte, vorzüglich durch Gleim unterſtützt, 1780 eine Reiſe nach Italien, lebte längere Zeit bei Fr. H. Jacobi in Dülſeldorf, ward 1787 Vorleſer des Churfürſten

von Mainz, Hofrath und Bibliothekar, ſtarb den 22. Juni 1808. — Schlüpfrige Kunſtromane (Ardinghello u. A.), worin ſchätzenswerthe Schilderungen von Naturſcenen und Kunſtgegenſtänden enthalten ſind.

Der Rheinfall.

Es iſt, als ob eine Waſſerwelt in den Abgrund aus den Geſetzen der Natur hinaus wollte. Die Gewölbe der Schaumwogen im wüthenden Schuß flammt ein glühender Regenbogen, wie ein Geiſt des Zorns, ſchräg herab. Keine Erinnerung, der ſtärkſte Schwung der Phantaſie kann's der gegenwärtigen Empfindung nachſagen. Die Natur zeigt ſich ganz in ihrer Größe. Die Allmacht ihrer Kräfte zieht donnernd die lochenden Fluthen herab, und gibt den ungeheuren Waſſermassen die Eile des Blitzes. Es iſt die allerhöchſte Stärke, der wüthendſte Sturm des größten Lebens, das menſchliche Sinne faſſen können. Der Menſch ſteht klein, wie ein Nichts davor und kann nur, bis in's Innerſte gerührt, den Aufruhr betrachten. Selbſt der Schlaſſte muß des Waſſergebirggetümmels nicht ſatt werden können. Der kälteſte Philoſoph muß ſagen, es iſt eine von den ungeheuerſten Wirkungen der anziehenden Kraft, die in die Sinne fallen. Und wenn man es das hundertſte Mal ſieht, ſo ergreift's einen wieder von Neuem, als ob man es noch nicht geſehen hätte. Es iſt ein Rieſenſturm, und man wird endlich ungeduldig, daß man ein ſo kleines, feſtes, mechanisches, zerbrechliches Ding iſt und nicht mit

hinein kann. Der Perlenſtaub, der überall wie von einem großen wüthenden Feuer herumbampft und, wie von einem Wirbelwind, herumgejagt wird, und allen den großen Maſſen einen Schatten ertheilt, oder ſie gewitterwollicht macht, bildet ein ſo fürchterliches Ganzes mit dem Flug und Schuß und Drang, und An- und Abprallen, und Wirbeln und Sieben und Schäumen in der Tiefe, und dem Brauſen und dem majestätischen, erdbebenartigen Krachen dazwiſchen, daß alle Tiziane, Rubens und Bernets vor der Natur müſſen zu kleinen Kindern und lächerlichen Affen werden. O Gott, welche Muſik, welches Donnerbrauſen, welch ein Sturm durch all mein Weſen! heilig! heilig! heilig! brüllt es in Mark und Gebein. Kommt, und laßt euch die Natur eine andere Oper vorſtellen, mit anderer Architektur und anderer Fernmalerei und anderer Harmonie und Melodie, als die von jämmerlicher Verſchneidung mit einem winzigen Meſſer euch entzückt! Es iſt mir, als ob ich in der geheimſten Werkſtatt der Schöpfung mich befände, wo das Element, von fürchterlicher Allmacht gezwungen, ſich zeigen muß, wie es iſt, in zerſtürmten, ungeheuren großen Maſſen. Und doch läßt das ihm eigenthümliche Leben ſich nicht ganz bändigen, und ſchäumt und wüthet und brüllt,

daß die Felsen und die Berge nebenan erzittern und erklingen, und der Himmel davor sein klares Antlitz verhüllt, und die flammende Sommer Sonne mit mildern Strahlen drein schaut.

Es ist der Rheinstrom; und man steht davor wie vor dem Inbegriff aller Quellen, so aufgelöst ist er; und doch sind die Massen so stark, daß sie das Gefühl statt des Auges ergreifen, und die Bewegung so trümmernb heftig, daß dieser Sinn ihr nicht nachkann, und die Empfindung immer neu bleibt, und ewig schauervoll und entzündend. Man hört und fühlt sich selbst nicht mehr, das Auge sieht nicht mehr und läßt nur Eindruck auf sich machen; so wird man ergriffen und von nie empfundenen Regungen durchdrungen. Oben und unten sind lodende Staubwolken, und in der Mitte wälzt sich blizschnell die dicke Fluth wie grünliches Metall mit Silberschaum im Fluß; unten stürzt es mit allmächtiger Gewalt durch den lodenden Schaum in den Abgrund, daß er wie von einer heftigen Feuerbrunst sich in Dampf und Rauch auflöst, und sich über das weite Becken wirbelt und kräuselt. An der linken Seite, wo sein Strom am stärksten sich hinein wälzt, fliegt der Schuß, wie Ballen zerstäubter Kanonenkugeln, weit in's Becken und gibt Stöße an die Felswand wie ein Erdbeben. Rundum weiterhin ist Alles Toben und Wüthen, und das Herz und die Pulse schlagen dem Wassergotte, wie einem Alexander nach gewonnener Schlacht.

Nächtliche Wasserfahrt bei Neapel.

Als die Dämmerung einbrach, fuhren wir sacht am Ufer hin. Die Gegend verschwamm sanft im Abenddunst, und eine frische Kühlung stieg aus den leise plätschernden Fluthen. Nach und nach verhallten die Töne am Ufer entlang; ein Stern nach dem andern trat aus dem ersterbenden Glanz, und eine heilige Stille schwebte auf den Wassern, nur durch den eintönigen Ruder Schlag unterbrochen, und wann hie und da ein Bewohner der Tiefe empor sprang.

Jetzt ward Feuer gemacht. Hell spielte der Schein über die Wellen hin; unzählige weiße Mäuden, gelockt von der Wärme und dem Glanz, stürzten sich in das leuchtende Grab, um wieder als Köder den Fischen ein Gut zu werden. Und sieh, ein prächtiges Schauspiel begann. Durch den Dampf am Berge hoben sich Funken empor wie Leuchtflugeln, die in hoher Lust verschwanden oder glänzend wieder niederfielen. Zuweilen, und gewöhnlich in der Dunkelheit, wird der ganze Dampf zur Flamme. Von Zeit zu Zeit wirft der Berg dann einen Steinregen aus, und diese glühende Masse bildet die leuchtenden Funken. Majestätisch spiegelt sich die große Herrlichkeit in der bebenden Fluth, und es ist, als ob sich die Tiefe öffnet, und Flammen herausfahren. Nach und nach ward der Rauch glänzender, erst in der Höhe, dann tiefer unten; wie eine silberne Wolke schwebte und wallte er um den dunkeln Berg. Ein Windstoß theilte ihn, und jetzt trat der Mond in freundlicher Größe und Herrlichkeit empor; — ein entzündendes Schauspiel! Weiter schwamm er nun höher, und das zitternde Silber goß sich auf den Golf, wie Licht über einen faltigen Mantel aus.

Wie wir nun ruhig dahinglitten in den freundlichen Strahlen, und das schlummernde Ufer mit seinen Wäldern und Hügeln in zweifelhafter Dämmerung verworren da lag, unter mir die schaukelnde, bewegliche Welle, über mir die ewigen Gestirne und das unermessliche Gewölbe der Nacht: da stieg die Erinnerung auf den zitternden Strahlen zu mir nieder, und mein Geist sammelte euch um sich, meine lieben Entfernten! — —

Im Osten ward es schon immer röther; nur der Morgenstern funkelte noch hell, und von den Wassern stieg ein leichter Nebel auf. Da landeten wir wieder mit reichen Schätzen, und wie neugeboren ging ich durch das behaute Gebüsch und die schlummernden Hütten. Nach und nach erwachte das Leben; die Schatten der Nacht schwanden, und es regte sich wieder. O, daß der Traum meines Lebens sei wie diese Nacht, mein Erwachen wie dieser Morgen!

Johannes von Müller,

geboren den 3. Januar 1752 zu Schaffhausen, studierte in Göttingen Theologie, 1771 Professor der griechischen Sprache in Schaffhausen, 1782 Professor der Geschichte in Cassel, 1786 Hofrath und Bibliothekar zu Mainz, 1791 geabelt, 1800 Custos der Bibliothek zu Wien, 1804 Geh. Kriegsrath und Historiograph in Berlin, 1807 west-

phälischer Minister und Staatssecretär, 1808 Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, starb den 29. Mai 1809 in Cassel. — Historische Schriften: Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft; Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte und Anderes.

Des Schweizerlandes erste Gestalt.

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar: von Piemont bis nach Istrien, ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klafter hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg oder den Schredhorn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepflanzt und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trozt ihre Eislast, sie vergolden sie nur; von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Laufe der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Bosphorus und Ural in Trümmer verwittert haben; und wenn in verschlossenen Gewölben der nie gesehene Stoff des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser unter demselben hervor und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl Niemand berechnet hat, in unergründlichen Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eislammern ergießen sich Flüsse, füllen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch wer durchbringt mit menschlicher Kraft in eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht oder bei dem Schimmer weltalter Flammen die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen?

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge; auf allen diesen haben die Gewässer

getobet, bei fünfzehnhundert Klafter hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, und achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeeres. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß durch eine verborgene Ordnung von Ursachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, die Wasser aber mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt sind. Doch das menschliche Geschlecht ist von gestern und öffnet kaum heute seine Augen zur Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich warf die Sonne die ersten Strahlen auf den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll von Seegewächsen, Muscheln, Fischen und faulen Baumstämmen, im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Hierauf erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfange die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlösen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte, giftige Nebel, und (welches gewöhnlich ist in unbebautem Lande) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: aus ihnen sog das Gewürme sein Gift und wuchs in unglaubliche Dide und Größe. Die Elemente kämpften um die unbeständigen Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in einer Felsenkluft und außer dem Gebrülle der Auerochsen und Gebrumme großer Bären war viele Hundert Jahre hindurch traurige Stille in dem lebenslosen Lande gegen Mitternacht.

Schlacht bei Granson.

Morgens an dem dritten März war ein kleiner Haufe von Schwyz und aus dem Berner Oberlande, vornehmlich Thun, zuerst auf; unterwegs durch freudige Krieger verstärkt, kamen sie in der Luzerner Nachtlager, deren Priester eben mit der Messe eilte. Auf einer Höhe bei Baumarcus sah sie der von Rosimboz, gab ein

Zeichen hinter sich. Der Herzog war mit Berichtigung seiner Schlachtordnung beschäftigt. In der Meinung, daß der Feind sich nicht so weit wagen würde, hatte er das Erbreich für einen Marsch eher als für eine Stellung in Augenschein genommen. Die Vortrupp zog so unbesorgt als jene Schwyzer, die eben so wenig dachten, daß der Herzog schon aufgebrochen. Rosimboz schien der einzige Widerstand; sie warfen ihn. Sobald sie auf der Höhe waren, erblickten sie den ganzen Feind. Nicht mehr sie allein. Sobald man sie im Gefecht bemerkt, rannte Jeder, Bern, Freiburg zumal, ihnen zu. In festem Schritt, unerschrocken, ohne Eile, bewegte sich durch beschneite enge Straßen die Vortrupp unter Scharnachthal und Hallwyl, hielt in der kleinen Ebene unter Lance, einer Carthause des frommen Alterthums von Granjon; Felix Schwarzmurer von Zürich, Hemman von Müllinen, seines Hauses der erste Berner, und welcher den Rosimboz vertrieb, sie zwei waren mit leichtem Fußvolk in den Flanken. In den Weinbergen, gemäß der Väter Sitte, fielen sie auf die Knie, breiteten die Arme aus und riefen zu dem Herrn der Heere, so daß der Feind, solcher Andacht unkundig, in grimmiges Gelächter ausbrach, weil er meinte, sie ergäben sich, Barmherzigkeit flehend. Plötzlich erhoben die Burgunder ein überaus großes Geschrei, machten einen Reil, sprengten heran und wollten einrennen, welches aber durch die Lanzen verhindert wurde; die Eidgenossenschaaren drangen mit größter Gewalt auf sie herein; Müllinen und Schwarzmurer, die Flanken suchend, begegneten der Uebermacht, welche das Heer der Schweizer überflügeln sollte. Die Ordnung der Eidgenossen war ein langes Viereck; die Banner in der Mitte hielten die Banner empor; große Schwerter und Hallbarben umgaben sie, die Lanzen empfangen den Feind; aus Zwischenräumen feuerten ihre Büchsen. Hinwiederum Karl, mit der großen Standarte von Burgund und gelegter Lanze, nachdem sein zu hoch gestelltes Geschütz mit geringem Erfolg losgefeuert, bemühte sich einzubrechen, indeß bergabwärts der General der Cavallerie, Ludwig Herr von Chateauguyon, Bruder von Dranien, an der Spitze von sechstausend Pferden, mit großer, unaufhaltbarer Schnelligkeit herunterfiel, um zu den Bannern durchzubringen.

Hier war der heftigste Krieg, da einerseits

jener mit äußerster Anstrengung der Wuth (sie hatten ihm Granjon, Orbe seinem Bruder genommen) Alles versuchte, sie ihrerseits die Schaaren mächtig fortwälzend, die ganze Gensdarmarie des rechten Flügels zurück, ihn aber endlich in eine Wiese unfern der Arnoubrücke drängten. Da spornte er sein großes Pferd, martialisch bligte sein Gesicht, zweimal faßte seine Hand das Landbanner von Schwyz, als Heinrich Elsner von Luzern ihm sein eigenes entriß und Hans in der Gruob, ein Berner, ihn erschlug. Als nun die Krieger grauenvoll den hohen Mann fallen sahen und unweit von ihm Romont's Oheim, Graf Johann von der Marle-Luxembourg, hier den edlen Lallain und Poitiers, Ligny, Mery, Mont S. Eustachin, Burgunder und Niederländer vermengt, und Pietro da Lignano, den Hauptmann des Mailändischen Volkes, dasselbe bittere Schicksal traf, und Grafen Ludwig Maulin des weisen Vaters durch so viele Künste langgehauster Reichtum nicht rettete (die Blutschuld des letzten von Granjon fand ihn hier), in diesem Augenblick zog ein fürchterlicher Schall die Augen der Schaaren auf die Höhen zwischen Bonvillers und Champigny. Ein neues Kriegsvolk bedeckte den Berg; um die dritte Stunde Nachmittags klärte sich der Himmel, die Sonne beleuchtete die schimmernden Waffen. „Was ist das für ein Volk,“ rief der Herzog von Burgund zu Brandolfen von Stein, den er gefangen mitführte, „was ist das für ein wildes Volk? Sind es auch Eidgenossen?“ — „Das ist,“ sprach der von Stein, „das, gnädiger Herr, sind die wahren, alten Schweizer, vom hohen Gebirg; die Männer, welche die Defreichten schlugen; dort sind die Bürgermeister von Zürich, von Schaffhausen; dort führt der Eschudi sein Volk.“ Dreimal erschallte in diesem Augenblick der Urstier, Tod verständend, und wunderbar ertlang der Unterwaldbner Landhorn.

Der unerhörte, das Gebirg durchfahrende Hall, der Anblick der trefflichen Männer bewirkte Erstaunen. Der Herzog sprach: „Was wird aus uns werden; schon die Wenigen haben uns ermüdet!“ Hierauf, den Augenblick fühlend, ritt er durch das Heer, feuerte an mit Wort und Beispiel. Aber als der vereinigte schweizerische Schlachthaus sein Geschütz mit vortrefflicher Geschicklichkeit losgebrannt, Mann an Mann kam, und aus den Hohlwegen und hinter dem Buschwerk immer neue Schaaren emporstiegen, in derselben

Stunde verbreitete sich über die ganze Armee ein wunderbares Entsetzen, welches die Alten durch die Einwirkung des Weltgeistes selbst hielten. Man erhebt sich aus den unerforschlichen Tiefen der Seele ein schwarzer Wahn, Alles sei hin, kalte Angst vor dem Geschick, das alle nicht auf einmal unwiderstehbar in Abgründe stürze; die Schlacht war verloren. Die verstellte Bewegung der Reiterei, welche die Eidgenossen in eine nachtheilige Stellung zu bringen wollte, schien dem Fußvolf Zeichen der Flucht. Karl, das erstemal unglücklich, stürzte sich mit Reifigen dem andringenden Feind entgegen, wühlte mit bloßem Schwert vergeblich gegen ihn. Wie mußte ihm sein, da er, bei leicht kaum tausend Mann Verlust, den Sieg in der Unüberwundenheit verlor, da unbehaltbar hinter dem Arnou, unter Granson, den Gefilden, am Eingang der Pässe, hier er in Granson, dort Andere in Schiffen, hier die Condottieri, dort die Schaaren von Burgund in Auflösung und Flucht ihn zerriß, so daß die Sieger, zuerst in Ordnung, hierauf in vollem, strengem Lauf nach Schwyz (wobei Ulrich Hartner, Fahnenführer von St. Gallen, entseelt hin) das ganze Lager durch, hier nach Montagny le Corbe, dort Champvent zu lange den Feind verfolgten, bis kein Krieger mehr seinen Kameraden zu unterscheiden vermochte; er, in trostlosem Grimm, warf einen Blick auf die vierhundert Büchsen, auf den alten Reichthum, auf die Pracht seines Heeres, sprengte mit nur fünf Gefährten durch den nächsten Jurapass, acht Stunden weit, nach Joigne; vor vierzehn Tagen hatte er in Neuchâtel, noch hoffnungsvoll glänzend, dem verbrannten Schloß ihm einige Zimmer einrichten lassen; er, nicht vom Feind, sondern viel als vom brennenden Unmuth verzehrt, wollte kein Halt, bis Nozeroy, wo Prinz von Larent ihm zuerst einigen Trost brachte.

Als Müdigkeit und frühe Nacht weitere

Verfolgungen dem schweizerischen Fußvolf und ihren sechszig Reifigen unmöglich machte, fielen Alle auf die Kniee, für den großen, wohlseilen Sieg ein lautes Dankgebet auszusprechen. Das eroberte Lager erregte nicht einerlei Empfindung. Die von Bern erblickten wüthend jene aufgehängte Besatzung, viele erkannten Freunde, Brüder; sie ließen ihren Zorn hören. Dessen erschraf der Feind, welcher die Burg noch hatte. Sie hinauf; die burgundischen Herren ergaben sich zitternd. Man wollte sie als Gefangene vertheilen. Plötzlich die junge Mannschaft von Bern und Freiburg mit Ungestüm herein; rissen Herren und Knechte fort; hingen einen Theil an die Bäume, von welchen sie die übrigen ehrenvoll herabnahmen; Andere führten sie auf den höchsten Thurm, stürzten sie hinab auf den Fels. Einige Edelknechte fanden für Jugend und Schönheit Erbarmung. Die Berner Hauptleute, Brandolf von Stein eingedenk, verbargen einen vornehmen Edelmann in verstellten Kleidern unter die Luzerner; gegen den wurde Brandolf ausgetauscht. Bitteres Loos bereitete der Zorn der Menge der Besatzung von Baufmarcus. Die Burg, immer beobachtet, wurde von den benachbarten Landleuten sofort genauer umringt. Aber als nach Mitternacht Ermüdung und Wein die Wachen etwas eingeschläfert, stahl Rosimboz (begünstigt vom Lärm, den er unter den zurückbleibenden Pferden erregt, und von einem gewonnenen Landmann geführt) sich heraus, zog still über den Berg und durch wenig übliche Pfade nach Hochburgund. Vorher, ehe das Heer in die Nachtlager ging, berief Nicolaus von Scharnachtal, Schultheiß von Bern, als der älteste Ritter, die Helden des Tages und erteilte die Ritterwürde dem Hallwyl und Waldmann, den Hauptleuten der Schaaren von Zürich, Basel, Freiburg, Solothurn, Biel, dem Freiherrn Röll von Bonstetten, dem Schwarzmurer, Hemmann von Müllinen, zum Gedächtniß dieser That.

Johann Georg Adam Forster,

geboren den 26. November 1754 zu Rassenhuben bei Danzig, wo sein Vater, der bekannte Weltumsegler Reinhold Forster, damals Pfarrer war, ging mit diesem 1765 nach Astrachan, 1767 nach England, begleitete ihn 1772 auf der Reise um die Welt, 1777 Professor in Cassel, 1784 Geh.

Rath und Professor in Wilna, 1788 Pro und Bibliothekar in Mainz, ging 1793 als Anhänger der Revolution nach Paris, wo er 12. Januar 1794 starb. — Reise um die (drei Bände); Ansichten vom Niederrhein Anderes.

Der Brotbaum.

Der Brotbaum gehört unter die geringe Zahl von Pflanzen, welche sich über einen ansehnlichen Theil unserer Erde verbreitet haben. Von Surate an bis zu den Marquesasinseln im stillen Weltmeer, auf einer Strecke von 150° Länge oder mehr als 2000 geographischen Meilen, trifft man ihn fast auf jeder Küste und Insel an. Daß ihn aber die Natur in diesem ganzen Bezirke überall uranfänglich von selbst und ohne Huthun der Menschen habe wachsen lassen, will ich keineswegs behaupten.

Schön ist die Form des durch Anbau veränderten Brotbaums, und schattenreich seine weit ausgebreitete Krone. Kein Obstbaum im Norden von Europa, ja was noch mehr ist, kein Baum aus unsern Forsten, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf sich an Ebenmaß des Wuchses und an Schönheit der Gestalt mit ihm messen. Die Korkkastanie, die in der Ferne einige Ähnlichkeit mit ihm zu haben scheint, läßt er weit hinter sich zurück. Sein großes, breites Blatt, wie Feigenlaub tief eingeschnitten, ist zierlich geformt und von anmuthiger Farbe. Selten übersteigt seine Höhe vierzig Pariser Fuß, ein schönes Mittelmaß unter den Bäumen.

Sobald der Brotbaum den Insulanern im stillen Weltmeer wichtig und unentbehrlich ward, erhielten sogar ihre wissenschaftlichen Begriffe eine Beziehung auf ihn. Die Tahaitier bemerkten, daß dieser edle Baum ungefähr um die Zeit, wann die Sonne im Begriff ist, aus der nördlichen Halbkugel in die ihrige zurück und über den Aequator zu treten, frische Blätter und junge Früchte anzusehen beginnt, die im October anfangen zeitig zu werden. Von dieser Zeit an bis in den April, oder so lange die Sonne in der südlichen Halbkugel bleibt, fehlt es ihnen nie an frischer Brotfrucht: es kommen theils an einem und demselben, theils an mehreren,

deren Standpunkte verschieden sind, von Zeit zu Zeit neue Früchte zum Vorschein und reifen nach und nach bis in den Julius und August. Von diesem Monat an bis zum Anfange des Novembers ist aber die Frucht gar nicht zu haben. Jener Zeitabschnitt nun, während dessen die Früchte auf den Bäumen wachsen, und der acht Monate in sich begreift, wird von den Einwohnern Pa-Uru (die Brotfruchtzeit) genannt.

Cook's zweite Reise um die Welt, bei der ich sein Gefährte war, kann hier zum Beweise dienen. Wir kamen während dieser Reise zweimal nach O-Tahiti und den umliegenden Inseln. Das erste Mal, in der Mitte des Augustmonats, war sowohl die Brotfrucht, als alle andern Obstarten des heißen Erdstrichs daselbst äußerst selten und um das Kostbarste, was eine tahaitische Phantasie zu reizen vermochte, gar nicht mehr zu erhandeln. In dieser Jahreszeit, die unachtet der Entfernung der Sonne kein Winter heißen konnte und an hervorbringender Wärme keinen Mangel litt, zeigte sich die junge Brotfrucht an der Zweige äußersten Spitzen, in ihre Blumenscheide gehüllt. Das alte Laub, welches nicht eher fällt, als bis das neue seine Entwicklung vollendet hat, saß noch auf den Bäumen, und seine Farbe war ein etwas herbstliches Grün. Zum zweiten Male, nach einem Zwischenraum von acht Monaten, erreichten wir die Insel im Monat April. Dort hatte das Laub seine lebhaft grüne Schattirung, und alle Aeste beugten sich unter der Last der Früchte. In großer Menge pflückte man sie jetzt vor ihrer völligen Reife und beschleunigte diese dadurch, daß man sie haufenweis aufsetzte und sich innerlich erhitzen ließ. In diesem Zustande, worin sie nicht zu genießen waren, schnitt man den Strunk oder Fruchthoden weg, füllte mit der fleischigen Pulpa eine tiefe, mit Steinen gepflasterte Grube, bedeckte diese mit Haufen von Blättern und Stroh, und ließ den ganzen Vorrath in die Sonne

Gährung übergehen. Der Teig (Mahei), der auf solche Art entsteht, ist vollkommen durchgesäuert und schmeckt wie das schwarze westphälische Brot (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken ist. Aus dem Vorrath in der Grube nimmt man jedes Mal nur so viel, als zu Einem Gebäcke hinreichend ist, macht faustgroße Klumpen daraus, rollt sie in Blätter und backt sie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten sich einige Wochen lang und sind besonders auf Reisen über See der gewöhnliche Proviant, womit sich die Tahattier versehen. Uebrigens ist aber dieses saure Brot bei ihnen so beliebt, daß ihre Vornehmen selten eine Mahlzeit ohne dasselbe thun; und während der drei bis vier Monate, wo eine frische Brotsfrucht fast gar nicht zu haben ist, genießt das ganze Volk eine nahe keine andere Speise. Ungebacken, hält sich der gegohrene Teig mehrere Monate hindurch in den Gruben, ohne einige Veränderung zu erleiden.

Eine ungleich beträchtlichere Menge Brotsfrucht wird frisch aufgezehrt. Auch zu diesem Gebrauch muß sie nicht reif, aber schon vollkommen ausgewachsen sein. Ihre Rinde ist alsdann noch grün, das Fleisch aber schneeweiß und von loderem, mehlichem Gewebe. Roh kann man es schlechterdings nicht genießen, sondern die Frucht muß geschält, entweder ganz oder zerschnitten in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet und gebacken sein. So geringfügig diese Mühe auch ist, möchte der träge Südländer doch gern derselben überhoben sein; darum träumt er sich auch in seinem Paradiese eine Brotsfrucht, die keiner Zubereitung bedarf und frisch vom Baume weggeessen werden kann.

Die geröstete Brotsfrucht hatte für mich völlig den Geschmack der Krume des Weizenbrotes, die mit gelochten mehligem Kartoffeln gemischt gewesen wäre. Etwas Süßliches schmeckte man zuweilen vor, insbesondere wenn die Frucht sich der Reife näherte, oder auch wenn sie nach dem Baden verlegen oder alt geworden war. Die schmackhafteste war, laut der Uebereinkunft aller Mitreisenden, jene Frucht, welche wir auf den Marquesasinseln eintauschten; doch meines Erachtens gibt ihr die tahattische nichts nach. Wenn die Frucht ganz reif ist, hat sie eine gelbliche Farbe, ist weich anzufühlen und inwendig einem Brei ähnlich, der widerlich süß schmeckt und riecht. In diesem Zustande sah ich sie

ebenfalls auf den Marquesasinseln. Die Einwohner der Marianen und Philippinen essen sie alsdann zwar roh, jedoch mit großer Behutsamkeit, weil sie jetzt eine ungesunde Speise geworden ist. Vor der gänzlichen Zeitigung gebrochen und geröstet, ist sie unstreitig eins der gesündesten und zugleich nahrhaftesten Lebensmittel, die wir kennen; je weiter man sich aber von der einfachsten Zubereitungsart entfernt, und je mehr fremdartige Zusätze man zur Brotsfrucht macht, um ihren Geschmack zu würzen, desto weniger kann sie dem menschlichen Körper zuträglich sein.

Nachdem der Brotsfruchtbaum während eines Menschenalters Früchte getragen hat, ergreift ihn das Schicksal aller natürlichen Dinge: er fängt an abzustorben, und allerlei Gebrechen deuten auf seinen nahen Untergang. Jetzt bleibt also nichts übrig, als den Stamm zu irgend einem häuslichen Gebrauch zu verwenden, und entweder einen Kahn daraus zu höhlen, oder wenigstens einen Pfosten oder Balken an der leichten ländlichen Hütte daraus zu verfertigen. Es wird auch mit geringer Mühe manche Geräthschaft, wie kleine Schmel, Schüsseln, Tröge und dergleichen, daraus geschnitten. Allein des Vorzuges ungeachtet, welchen der tahattische Brotbaum, was diesen Punkt betrifft, vor dem weniger veredelten auf den Gewürzinseln voraus hat, nimmt doch das reiche gelbe Holz gar keine Blättung an. Die Amboineser, und, wo ich nicht irre, auch die Tahattier pflegen Trommeln daraus zu machen, weil es gut klingt und sehr leicht ist. Den wilden Brotbaum kann man schlechterdings zu nichts Anderm, als zu Feuerung, gebrauchen.

Dasjenige zarte Zellgewebe, aus welchem sich jährlich eine neue Holzlage an Stamm und Aesten bildet, oder der gleich unter der Rinde liegende Splint ist am Brotbaum so beschaffen, daß die Einwohner von Tahatt ihre Kleider daraus verfertigen können. Sie pflanzen zu dem Ende eine Menge junger Bäume dicht neben einander in lodern Boden, und suchen sie so gerade, als möglich, und ohne Aeste in die Höhe zu ziehen. Im andern oder dritten Jahre werden sie abgeschnitten, und der Splint wird auf die nämliche Art davon abgesondert, vorbereitet und zu muschelähnlichen Tüchern verarbeitet, wie es mit dem Splint des Papiermaulbeerbaums üblich ist.

Winder wichtig ist der Nutzen der Blätter.

Außer jener Anwendung, die sie mit allen Laubarten gemein haben, daß sie nämlich, sobald sie abgefallen und verweset sind, dem Stamme, der sie getragen, zur Düngung reichen, bricht man sie auch häufig vom Baume, und bedient sich ihrer, Speisen darein zu wickeln oder auch darin zu baden. Die erste Anstalt zu einer Mahlzeit besteht jedesmal darin, daß eine große Menge dieser Blätter auf den mit Heu bedeckten Boden gestreut werden; unmittelbar auf diese legt man die Speisen, ohne den entbehrlichen Aufwand von Tellern und Schüsseln. Ein solches Blatt, welches anderthalb Schuh lang ist, vertritt alsdann die Stelle der Serviette, wobei man noch den Vortheil hat, so oft man will eine frische zu nehmen. Auf Burro und den Gewürzinseln zünden die reisenden Indianer des Nachts ein Feuer von den Blättern des wilden Brotbaums rings um ihre Lagerstätte an, dessen beständiges Krachen die Schlangen verscheucht.

Die männliche Blüthe des Brotbaums besteht in einem spannelangen, braungelben Kolben, welcher ganz mit kleinen Blüthen bedeckt ist und dadurch mit den Schilfseulen, die in unsern Sümpfen wachsen, eine auffallende Aehnlichkeit gewinnt. Wenn diese Kolben oder Räschen abgefallen und vertrocknet sind, haben sie die Eigenschaft des Bündschwamms, und man bedient sich ihrer auf die nämliche Art als Lunten zur längern Aufbewahrung des Feuers. Es bringt endlich noch aus allen verwundeten oder eingeschnittenen Theilen des Baumes ein weißer, klebrichter Saft, der in Amboina aufgefangen, mit Kokosmilch eingekocht und sodann als Vogelleim verbraucht wird. Mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß vermischt, wird dieser Milchsaft zu einem festen und dauerhaften Kitt, womit die dortigen Einwohner alle Ritzen in solchen Gefäßen verschmieren, welche wasserdicht sein müssen.

Cool rühmt von diesem Baume mit Recht seine erstaunliche Fruchtbarkeit. „Hat Jemand in seinem Leben nur zehn Brotbäume gepflanzt, so hat er,“ dies sind des großen Weltumseglers Worte, „seine Pflicht gegen sein eigenes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht eben so vollständig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unseres rauhen Himmelsstrichs, der sein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerntet, und nicht nur seine

jetzige Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an baarem Gelde kümmerlich erspart hat.“

Der Dom zu Cöln.

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Volk bringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenhafter die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er in so mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese ergreifenden Denkmäler von seiner Art, die äußern Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen Jahrhunderte später dem Künstler nach, und ahnen die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Höhe stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; an am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzigen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, unerreicht läßt sich auch schon das Unermeßliche der Weltalls nicht im beschränkten Raume sinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Anfang des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit Einem Worte des Schönen; hier indessen, an den gotischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Stämme schwanken würden, und nur in großer Anzahl, zu einem Schafte vereinigt, Stand machen und ihren geraden Wuchs behaupten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf Nichts ruhen, lustig schweben, wie die schwebenden reichen Wipfelgewölbe des Waldes, — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des Aufstiegs.

lerischen Beginnen. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an Alles anzuschließen, was da ist, an Alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das Aeußerste zu verfolgen, und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle nichts von den heiligen drei Königen und dem sogenannten Schatz in ihrer Capelle, nichts von den Hautelisse-Tapeten und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor, nichts von der unsäglich reichen Riste von Gold und Silber, worin die Gebeine des

heiligen Engelbert ruhen, und ihrer wunder-schönen ciselirten Arbeit, die man heutiges Tages schwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen andern Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum ersten Male in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gothischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. O, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch ein Mal gleichsam im Widerschein zu erblicken! — Gegen das Ende unsers Aufenthaltes weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unsern Tritten wiederhallenden Gewölben zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in der Seele.

Franz Volkmar Reinhard,

Geboren den 12. März 1758 zu Bohnstraß in der Oberpfalz, studirte zu Wittenberg, ward 1780 Professor der Philosophie und Theologie daselbst,

1792 Oberhofprediger, Kirchen- und Consistorialrath zu Dresden, starb den 6. September 1812. — Kanzelreden.

Die Sehnsucht nach etwas Besserm.

Sehnsucht nach etwas Besserm ist ein Gefühl, das sich in den edelsten Menschen regt. Daß hier weder die Begehrlichkeit des Sinnlichen, der unablässig nach thierischem Vergnügen dürstet, noch der Stolz des Ehrgeizigen, der nirgend hinlängliche Befriedigung findet, noch die Unzufriedenheit des Thoren, dem alle Ordnung mißfällt, die Gott gemacht hat, noch das kindische Streben nach etwas Neuem, das dem Veränderlichen alle Wohlthaten Gottes verbittert und ihn unaufhörlich unbescheidene Wünsche thun läßt; daß hier, mit Einem Worte, kein Gefühl gemeint sein kann, das nicht mit wahrer Ehrfurcht vor Gott, mit treuem Gehorsam gegen jede Pflicht und mit demüthiger Ergebung in den Willen Gottes bestehen könne, fällt von selbst in die Augen; es würde der Mühe nicht werth sein, über die Sehnsucht nach etwas Besserm ernstlich nachzudenken, wenn sie an sich verwerflich und eines gebesserten Herzens unwürdig wäre. Soll ich sie kurz beschreiben, diese Sehnsucht, soll ich euch in den Stand setzen, sie in eurer

eigenen Brust aufzufinden: so ist sie ein Verlangen nach mehr Licht, nach mehr Kraft, nach mehr Tugend, nach mehr Genuß, das in guten Seelen von Zeit zu Zeit erwacht, dessen sie sich gerade in den wichtigsten Stunden ihres Lebens, gerade dann, wenn sie am stärksten und edelsten fühlen, am wenigsten erwehren können.

Ein Verlangen nach mehr Licht ist die Sehnsucht nach etwas Besserm, die sich in den edelsten Menschen regt. Denn ist die Natur um uns her, nach allen Versuchen, sie zu ergründen, nicht noch immer ein großes, ehrwürdiges Räthsel? Ist das, was in uns denkt, empfindet und will, nicht ein Wesen, das sich nicht einmal selbst kennt? Gibt es in unsrer Natur nicht Tiefen, in welchen der größte Scharfsinn sich verliert? Finden sich nicht in Allem, was wir erkennen, in jeder Wissenschaft und Kunst Dunkelheiten, die Niemand zu zerstreuen, Schwierigkeiten, die Niemand zu lösen, Lücken, die Niemand zu ergänzen vermag? Die Zukunft endlich, ist sie für uns nicht ganz in Nacht gehüllt? Ist uns nicht selbst das verborgen, was wir nach dem Tode sein werden? — Und das

alles sollte unser Geist nicht zuweilen mit tiefer Sehnsucht wahrnehmen? Er sollte die Schranken, die ihn auf allen Seiten beengen, nicht mit Schmerzen empfinden? Er sollte nicht wünschen, über Gegenstände, die ihm so wichtig sind und ihn so nahe angehen, mehr Licht zu erhalten? Dieser Wunsch sollte nicht um so inniger, heißer und ungeduldiger werden, je weiter wir in unsrer Bildung fortgeschritten sind, je reiner unser Sinn für Wahrheit wird, und je mehr es uns am Herzen liegt, in der Erkenntniß zu wachsen?

Die Sehnsucht nach etwas Besserm, die sich in den edelsten Menschen regt, ist aber auch ein Verlangen nach mehr Kraft. Wohlthätiges Wirken, Beförderung heilsamer Endzwecke, unermüdete Geschäftigkeit für Wahrheit und Tugend, für Religion und Glückseligkeit: dies ist in eben dem Grade der Wunsch und das Bestreben eines Menschen, in welchem er edel und gut ist, in welchem er die Macht der Liebe gegen Gott und seine Brüder empfindet. Aber wie viele Fähigkeiten des Geistes und Körpers, wie viel Ansehen und Einfluß der auch besitzen mag, den der Geist dieser heiligen, wirksamen Liebe beseelt: wird er sich jemals Genüge leisten können? Wird er's nicht täglich fühlen, wie beschränkt und schwach er ist? Wird er's nicht mit der tiefsten Beschämung wahrnehmen müssen, wie unbedeutend die Frucht aller seiner Anstrengungen bleibt? Wie! an einen Körper gefesselt, der den emporstrebenden Geist unaufhörlich belastet, und die Kräfte desselben gleichsam lähmt; mit Menschen in Verbindung gebracht, die sich den heilsamsten Absichten überall widersetzen und die größten Wohlthaten, die man ihnen erweisen will, gleichsam von sich stoßen; mit Hindernissen umgeben, welche selbst die mühsamste Anstrengung vereiteln und dem Fortgange wichtiger Unternehmungen unbewegliche und unübersteigliche Grenzen setzen; dem Muthwillen eines Zufalls preisgegeben, der keiner menschlichen Macht gehorcht und oft das, was durch die Arbeit vieler Jahre errungen worden war, in einem Augenblick vernichtet; einer Vergänglichkeit sich bewußt, die seinen Tod unaufhaltsam vorbereitet und seiner Thätigkeit in der sichtbaren Welt auf immer ein Ende machen wird; und, was fast noch mehr, als dies alles, durch Erfahrungen belehrt, auch der glücklichste Erfolg seiner Bemühungen sei im Ganzen immer nur etwas Geringes, auch die gelungensten seiner Werke seien fehlerhaft

und unvollkommen, Alles, was er leiſt durch die unverkennbarsten Merkmale nlicher Mittelmäßigkeit und Ohnmacht in solchen Umständen, so erinnert, be und gedemüthigt, sollte der eifrige Besi des Wahren und Guten, der treue Beol seiner Pflicht nicht zuweilen mißmüthig n sich nicht nach mehr Kraft und Freiheit sich nicht einen Zustand wünschen, wo e thun und glücklicher wirken könnte?

Doch die Sehnsucht nach etwas B die sich in den edelsten Menschen regt, i vorzüglich ein Verlangen nach mehr gen d. Aber welcher Kampf des Geiſt Fleisches erhebt sich in euerem Innern! oft übereilt und besiegt euch die Sünd ihr haſſet! Mit welcher Reue beschließt manchen Tag eures Lebens, an welchem straucheltet und fiele! Mit welchem U erinnert ihr euch an so viele tausend geb Versprechungen, an so viele tausend endete gute Vorsätze! Mit welchen füllt sich euer Auge, wenn ihr euch, nach des Kampfes und der Anstrengung, noch nicht so rein, noch immer nicht so willig immer nicht so stark erblicket, als ihr sein Wie beugt es vor Gott, wie beschäm gedemüthigt fühlt ihr euch, wenn ihr das Beste, das ihr wirkt, für unvoll erkennen müſſet? Ihr solltet nicht sch nach jenem bessern Zustande, wo ihr den Fesseln des irdischen Körpers und e über alle Verderbniſſe dieses Lebens sein Je genauer wir prüfen, was wir sein und nicht sind; je mehr wir uns anst es zu werden: desto sichtbarer wird u Mangelhaftigkeit alles dessen, was wir desto mehr drücken uns die Schwier mit welchen wir hier zu kämpfen haben mehr lenkt sich unser Geist auf einen hin, wo ihm Alles leichter werden, wo besser gelingen wird, zu lieben, wie er möchte, und vollkommen zu sein, wie de im Himmel. Ja, ein Verlangen nach Tugend ist die Sehnsucht, die sich in den edelsten Menschen regt.

Und mithin auch noch ein Verlangen nach mehr Genuß. Zwar erkennt es A mehr, als sie, wie groß und unverbi Wohlthaten sind, die Gott ihnen sch erzeugt; Niemand empfängt diese Woh mit mehr Dankbarkeit und Rührung, i Niemand genießt sie weiser und fröhlich gleichfalls sie. Aber können sie sich's ver

in einer Welt leben, wo diesen Wohltausend Uebel beigemischt sind? Können unbemerkt lassen, daß ihre reinsten und n Freuden nur flüchtig und kurz zu sein? Müssen sie es nicht mit Schmerzen, daß es bald die zerstörenden Kräfte der Natur, bald die feindseligen Angriffe der Feinde, bald die Unordnungen eines gealterten Körpers, bald die Lücken in ihrer Existenz, bald die Beweise ihres Unvermögens, bald die Mängel ihrer Tugend und Fehler ihres Herzens sind, was ihre Zuversicht stört, was sie an ihre Unvollkommenheit erinnert, was sie mit bangen Besorgen ängstigt, was allen Genuß unterbricht erbittert? — Lasset uns eingestehen: es steht uns vor, es reizt unsre Wünsche, es drängt uns in einer immerwährenden Thätigkeit das Bild einer reinen, vollendeten und ewigen Glückseligkeit; aber wir streben nach, es zu erreichen; unsere Freuden sind unaufhörlich mit Leiden, und werden von diesen überwogen. Und so muß die Zeit in uns entstehen, sie muß sich in uns nach wahren Frieden gleichsam lechzen. Herzen nothwendig entwickeln, diese suchen nach mehr Genuß, nach einem freudigen und glücklichen Zustande, nach einer Zukunft, wo wir nicht mehr in der Hoffnung, sondern wirklich selig sind.

Die fliehende Zeit.

Wir nennen wir die Bedingung, an welche die Dauer und Folge aller Veränderungen geknüpft ist; wir erklären sie für das, was bedingt wird, wenn uns das Dasein eines Dinges, wenn uns Alles, was mit dem Leben vorgeht, wenn uns sein Werden, sein Fortdauern und Aufhören fühlbar werden soll; lassen uns daher selbst mit Allem, was uns umgibt und haben, mit Allem, was wir empfinden und leiden, an die Zeit gebunden. Ist es zwar wahr, es gibt Gegenstände, welche die Zeit langsam und schonend durchlaufen, welche sie nie abzulaufen scheint. Wer die Zahl der Jahre berechnen, welche die Berge der Erde, welche der Erdball umschließt, welche die Gestirne des Himmels, welche die unzähligen Sonnen und Welten, die wir in den Räumen desselben verbreitet sehen, vollendet haben und künftig vollenden werden? Hier scheint die Zeit gleichsam stille

zu stehen und die Natur der Ewigkeit anzunehmen. Aber dies ist sie nicht für uns. Wollen wir uns nicht selbst bethören, so können wir sie in Beziehung auf uns nicht anders, als fliehend denken; wir müssen gestehen, daß sie schnell, daß sie unvermerkt, daß sie unwiederbringlich dahineilt und vergeht.

Die Zeit eilt schnell dahin; die Bedingung, an welche unser Leben mit seinen Veränderungen geknüpft ist, nähert sich ihrem Ende mit einer hinreißenden Geschwindigkeit. Auf das Meer der Neugeborenen, die ihr Dasein in wenigen Augenblicken verhauchen; auf die Menge der Kinder, die schon im Frühlinge des Lebens wieder verblühen; auf die unzähligen Menschen, deren Dauer schon wieder zu Ende ist, noch ehe sie die Jahre der Kraft und der Reife erreicht haben, verweise ich jetzt nicht; es ist fürchterlich wahr: für den ungleich größern Theil unsers Geschlechtes besteht die Zeit in einem Wechsel weniger Stunden, die sich gleichsam wetteifernd einander verdrängen und plötzlich vorüberrauschen. Betrachtet die längste Dauer, die uns auf Erden zu Theil werden kann; verfolget den, der das äußerste Ziel des menschlichen Lebens erreicht, mit dem letzten Bliden: ist sein ganzes Dasein im Umfange der Zeiten überhaupt mehr, als eine kurze, flüchtige Erscheinung? Ist es von seinem Ursprung an etwas Anderes, als eine Folge von Veränderungen, die mit jedem Athemzuge ihrem Ende zueilt? Sind die Ursachen und Zufälle, welche diese Folge plötzlich unterbrechen und abbrechen können, nicht unzählbar? Kann von Allen, die auf Erden leben, auch nur Einer mit Gewißheit sagen, daß der nächste Augenblick noch in seiner Gewalt sein wird? Ist selbst dem, der die gewöhnliche Grenze des menschlichen Daseins weit überschritten hat, das Leben, wenn er stirbt, etwas Anderes, als ein leichter Traum, der schnell vorübergeflogen ist? — So viele Wünsche, die nicht erfüllt, so viele Entwürfe, die nicht ausgeführt, so viele Werke, die nicht vollendet werden; überall Gestalten, die sichtbar altern, überall Kräfte, die plötzlich schwinden, überall Körper, die sich ihrem Untergange nähern; und die Seufzer derer, die mit dem Tode ringen, die Thränen derer, die sich einander verlassen sollen, der große, unübersehbare Jammer, der durch das frühe Hinscheiden unentbehrlicher Versorger, Geschäftsmänner und Regenten angerichtet wird: alle diese Erscheinungen, was sind sie Anderes,

ihre Dauer und Größe nicht einmal sagen können, wenn uns die Natur nicht zu Hülfe käme, wenn sie das gleichförmige Ganze derselben, durch den Wechsel des Tages und der Nacht, durch das Merkmal der Jahreszeiten, durch die Folge der Jahre und Jahrhunderte nicht in bemerkbare Abschnitte theilte. Und was hat die Kunst nicht erdacht, den stillen Gang der Zeit hörbar zu machen, uns durch Stunden und Minuten zu zeigen, wie weit er vorgerückt sei, und uns Maße aller Art zu liefern, nach welchen wir ihn berechnen können? — Aber bleibt er uns bei allen diesen Mitteln, bei allen diesen Erfindungen, ihn unserm Gefühle näher zu bringen, nicht dennoch unmerklich? Stunden, Tage, Jahre fliehen dahin, ohne daß wir es achten, ohne daß wir rechnen und zählen, wenn uns der Leichtsinns bethört, wenn uns die Thorheit in ihren Schlummer wiegt, wenn uns der Eigennuß zu immerwährenden Anstrengungen spornt, wenn uns der Ehrgeiz in weitaussehende Unternehmungen verwickelt. Wir tändeln und scherzen, wir sorgen und streben, wir kämpfen und ringen, wir genießen und leiden, ohne an die Zeit, die wir verlieren, auch nur zu denken; wir werden aus Kindern Jünglinge, Männer und Greise, ohne zu wissen, wie uns geschieht; und gemeiniglich sind wir am Ziele, gemeiniglich ist unsre ganze Zeit verschwunden, ohne daß wir uns ihres Hinströmens auch nur einmal ernstlich bewußt geworden sind, ja oft,

und eines Tages sagst. Aber unendlich, schlechterdings unverbesserlich ist der durch welchen wir unsre Zeit verschwunden, unerseßlich, ewig unerseßlich ist der Schmerz welchen wir dadurch leiden. Nein, von Stunden, die wir verträumt und vertan, von den Tagen, die wir ungenützt oder gemißbraucht, von den Jahren, die wir sorglos und ohne Ueberlegung durchlebt, lehrt Nichts zurück; nicht ein Augenblick selbst kann uns wieder zu Theil werden, was einmal vorüber ist, ist ganz und ewig verloren; die Allmacht selbst kann es nicht wiedergeben. — Sie läßt sich nicht wiederholen, nicht von Neuem durchlaufen, die Bahn des Lebens, wenn wir sie vollendet haben. Mit aller deiner Reue, mit allen deinen Thränen kannst du sie nicht zurückbringen, jene frohen Tage der blühenden Jugend, die du verschwendet, jene glücklichen Jahre der männlichen Kraft, die du verbracht hast; sie sind dir ganz und auf ewig entflohen. In schneller, rastloser Bewegung sehen wir die Zeit unsers Lebens; wenn wir unser Auge auf sie richten, ist wieder ein Theil derselben verschwunden, dieses Verschwinden ist so still, so geräuschlos, so unmerklich, daß es uns täuscht, daß wir von dem, was uns zugemessen ist, schon mehr verloren haben, als wir uns vorstellen, und dieses Verlorene ist noch überdies ewig, ist unwiederbringlich verloren. —

linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile nach jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallenstein's rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen lehrten der Landstraße ihre Fronte, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Bemerklichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer zu unterstützen, und an den Enden, nahe hinter Lützen, waren zehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgestellt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und ungleiche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäck wurde nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und so die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Truppsungen und Nachzügler zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, als die Pappenheim'schen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereit.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüberliegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er ein Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Graben zur Rechten und hinter sich, vor der Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen,

die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Henderson's, eines Schottländers, Commando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europas, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützen's befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenkundigen Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolph's Genie oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedland's Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflamnten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüberstand, und die Wangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf

die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem lebernem Koller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verleugnet. „Gott mit uns!“ war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: „Jesus Maria!“ Gegen elf Uhr fängt der Nebel an, sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolf ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschüßes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie bringen weiter mit unaufhaltfamer Gewalt, die erste der fünf finnländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolkes zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Cavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden auf's neue Fronte gegen den Feind und bringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann sieht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedeckten tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Cuirassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel angeschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockschen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelpen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Weges demjenigen Ort zu, wo sein Fußvolf am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Geschütz zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorübersprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße,“ ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein.“ Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahersprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet! — Der König ist erschossen!“ breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!“ ruft der König, seine ganze Stärke zusammenfassend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Leptere auf einem weiten Umweg um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet,

„einen zweiten Schuß durch den ihm den letzten Rest seiner Kräfte ich habe genug, Bruder!“ ruft er in der Stimme, „suche du nur dein Leben.“ Zugleich sank er vom Hieb von noch mehreren Schüssen von allen seinen Begleitern verhauchte er unter den räuberischen Kroaten sein Leben. Bald entledigt fliehendes, in Blut gebadener schwedischer Reiterei ihres Königs wüthend bringt sie herbei, dem ind diese heilige Beute zu entreißen seinen Leichnam entbrennt ein mörderisch, und der entstellte Körper einem Hügel von Todten be-

redenspost durchheilt in kurzer Zeit schwedische Heer; aber anstatt den tapfern Schaaren zu ertöbten, ließ ihn vielmehr zu einem neuen, zehrenden Feuer. Das Leben fällt Preise, da das heiligste aller Lebewesen ist, und der Tod hat für den keine Schrecken mehr, seitdem er die Haupt nicht verschonte. Mit ihm warfen sich die upländischen, finnischen, ost- und westgothländer zum zweiten Male auf den Flügel des Feindes, der dem General nur noch schwachen Widerstand leistet völlig aus dem Felde geschlagen. Gleich gibt Herzog Bernhard von dem verwaisten Heere der Schweden eine Person ein jähiges Oberhaupt, der Geist Gustav Adolph's führt von der siegreichen Schaaren. Schnell ist der Flügel wieder geordnet, und mit dem Hieb er auf den rechten der Kaiser. Das Geschütz an den Windmühlen in so mörderisches Feuer auf die Feinde geschleudert hatte, fällt in seine Reihen auf die Feinde selbst werden jetzt er gerichtet. Auch der Mittelpunkt des kaiserlichen Fußvolks setzt unter Bernhards Kniephausen's Anführung auf die Gräben an, über die er sich hinwegschwingt und zum zweiten Male die sieben Kanonen erobert. Auf dem Bataillone des feindlichen Mittelwerts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Feuer, immer schwächer und schwächer stehen sie, und der Zufall selbst sich mit der schwedischen Tapferkeit,

ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgeschauften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesezte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Cuirassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die bringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Cavallerie aussitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu stehen, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand erliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheim's nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillone werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweiten Male ihren Händen entrisen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres

Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muth behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem mühesten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff, sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mitfortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzten seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Bappenheim, der Zelamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthen den mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindliche Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Bappenheim's narbenvolle Brust, und gewaltiam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, brang ein Gemurmeln zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes beträufelte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blühte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unverföhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist.“

Mit Bappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermischte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obristen, Götz, Terzky, Colloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum dritten Male setzt sie über die Gräben und zum dritten Male werden die dahinter gepflanzten Stüde erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuern Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelehrt, nie in Übung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit schweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Das Erhabene und das Schöne.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durch's Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevollen Reize, und löst uns die Fesseln der Nothwendigkeit, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit.

ab zur Ausübung der Pflicht. Hier ver-
stet er uns, denn nur die Sinnenwelt ist
sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein
menschlicher Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt
eine andere hinzu, ernst und schweigend, und
mit starlem Arm trägt er uns über die
windblige Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man
das Gefühl des Schönen, in dem zweiten
das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist
das Schöne ein Ausdruck der Freiheit,
aber nicht derjenigen, welche uns über die
Macht der Natur erhebt und von allem kör-
perlichen Einfluß entbindet; sondern derjenigen,
welche wir innerhalb der Natur als Menschen
empfinden. Wir fühlen uns frei bei der Schön-
heit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Ge-
iste der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns
frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe
auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen
Einfluß haben, weil der Geist hier handelt,
als ob er unter keinen andern, als seinen
eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein ge-
istliches Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung
von Wehsein, daß sich in seinem höchsten
Grade als ein Schauer äußert, und von Froh-
sein, daß bis zum Entzücken steigen kann,
und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von
unsern Seelen aller Lust doch weit vorge-
zogen wird.

Diese Verbindung zweier widersprechender
Empfindungen in einem einzigen Gefühl
weist unsere moralische Selbstständigkeit auf
eine unwiderlegliche Weise. Denn da es
absolut unmöglich ist, daß der nämliche Ge-
genstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen
zu uns stehe; so folgt daraus, daß wir selbst
in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem
Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegen-
gesetzte Naturen in uns vereinigt sein müssen,
welche bei Vorstellung desselben auf ganz
entgegengesetzte Art interessiert sind. Wir
erfahren also durch das Gefühl des Erha-
benen, daß sich der Zustand unsers Geistes
nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes
richtet, daß die Gesetze der Natur nicht noth-
wendig auch die unsrigen sind, und daß wir
ein selbstständiges Principium in uns haben,
welches von allen sinnlichen Rührungen un-
abhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter
Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere
Fassungskraft und erliegen bei dem Versuch,

uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu
bilden; oder wir beziehen ihn auf unsere Le-
benskraft und betrachten ihn als eine Macht,
gegen welche die unsrige in Nichts verschwin-
det. Aber ob wir gleich in dem einen wie
in dem andern Fall durch seine Veranlassung
das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten,
so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden
vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von
ihm angezogen. Würde dies wohl möglich
sein, wenn die Grenzen unsrer Phantasie
zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft
wären? Würden wir wohl an die Allgewalt
der Naturkräfte gern erinnert sein wollen,
wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rück-
halt hätten, als was ihnen zum Raube
werden kann? Wir ergötzen uns an dem
Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können,
was die Sinne nicht mehr fassen und der
Verstand nicht mehr begreift. Wir werden
begeistert von dem Furchtbaren, weil wir
wollen können, was die Triebe verabscheuen,
und verwerfen, was sie begehren. Gern
lassen wir die Imagination im Reich der
Erscheinungen ihren Meister finden: denn
endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft,
die über eine andere sinnliche triumphirt;
aber an das absolut Große in uns selbst
kann die Natur in ihrer ganzen Grenzen-
losigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir
der physischen Nothwendigkeit unser Wohlsein
und unser Dasein: denn das erinnert uns
eben, daß sie über unsere Grundsätze nicht zu
gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand,
aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches
Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir
mehr als bloß sinnlich sind; so mußte sie
selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns
der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß
wir der Gewalt der Empfindungen nichts
weniger als slavisch unterworfen sind, und
dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch
das Schöne geleistet werden kann—durch das
Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im
Idealschönen muß sich auch das Erhabene
verlieren. Bei dem Schönen stimmen Ver-
nunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur
um dieser Zusammenstimmung willen hat es
Reiz für uns. Durch die Schönheit allein
würden wir also ewig nie erfahren, daß wir
bestimmt und fähig sind, uns als reine In-
telligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen
hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit

nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen Beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs schärfste von einander geschieden: denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der andere die Erfahrung seiner Kraft, und wird durch eben Das unendlich erhoben, was den andern zu Boden brückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, solle alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Arcue seine Vollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiel werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend sein, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch bloß auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu sein, schlechterdings nicht anders handeln, und er müßte seinen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft sein wollte. Es kann sein, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist; aber das muß er mit seinem eigenen Herzen ausmachen: wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun, als auch der bloß kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grunde davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grunde richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, Alle, denen er vertraut, sollen ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so

bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stüd noch ganz als den nämlichen: hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Uebant seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eigenes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert; bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns: dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender sein kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erschließen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Naturbedingung gebunden ist, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eigenen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seien, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickt, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weidlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat, wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzubringen und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Nührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefesselten Geiste seine ganze Schnellkraft auf einmal

rückzugeben, ihm eine Revelation über eine wahre Bestimmung zu ertheilen und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment, aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin Kalypso hat den irdischen Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentor's Gestalt, er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frei.

Das Erhabene wie das Schöne ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgeoffen, und die Empfindungsfähigkeit für beides in alle Menschen gelegt; aber der eine entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegengehen, wenn wir noch vor dem Erhabenen stehen; denn die Schönheit ist unsere Wärterin im kindischen Alter und soll uns ja aus dem rohen Naturzustande zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsere erste Liebe ist, und unsere Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet; so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird und in ihrer völligen Entwicklung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einem besseren Wege, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unserer Bestrebungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über sie hinausgehen, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise ist es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich er zuerst blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichtum von Begriffen in dem Kopf und neuen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

Ueber Bürger's Gedichte.

Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nöthig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Wiß, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wiederherstellt. Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll, daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen mache. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäufen, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen, und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhundert selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andere als reife und gebildete Hände fiel. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jünglinge suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verschrecken. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug, man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf zu läutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichts kann kein anderer sein, als daß es der reine, gebildete Abdruck einer interessanten Gemüthslage eines interessanten,

vollenbeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausdrücken; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verdecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen. Wie es hier der moralisch-vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte ausdrücken kann: so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerke verleihen, was dem Schöpfer desselben gebührt; und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Aber darf wohl diesem Maßstabe auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volksdichter“ ankündigt, und Popularität zu seinem höchsten Gesetze macht? Wir sind weit entfernt, Herrn Bürger mit dem schwankenden Worte „Volk“ chicaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinne, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsere Welt ist die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theile schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Vereblung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Culturunterschied ist es noch die Convenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdrücke der Empfindung so äußerst unähnlich macht. Es würde daher umsonst sein, willkürlich in Einen Begriff zusammenzuwerfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätte also bloß zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl: entweder sich ausschließlich der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Classe Verzicht zu thun, oder den ungeheuern Ab-

stand, der zwischen Beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen, — glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplizität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. In stillschweigendem Einverständnisse mit dem Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaften nützen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem herorstömenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. einen reineren und geistreicheren Text unterlegen. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kinderfinne zu errathen geben. In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter einen sehr hohen Rang zu verdienen. Herr Bürger sagt deshalb keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichtes für „das Siegel der Vollkommenheit“ erklärt. Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte, so ist vielmehr zur Bestimmung ihres Werthes wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist die Popularität nichts von der höheren Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewonnen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürger'schen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Theile derselben den milben, sich immer gleichen, immer hellen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himm-

lische Abkunft verleugnet. Herr Bürger vermischte sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachtfeier der Venus, seine Leonore, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die Göttingische Jubelfeier, Vorgefühl der Gesundheit u. A. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menschenengesichter und ähnliche niederschrieb.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte ebenso schwer zu verbessern als zu entschuldigen sein. Recensent muß gestehen, daß er unter allen Bürger'schen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussteuerte) beinahe keins zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erlauten Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermischte Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein in's Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wortprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte: so war uns diese Störung bei so vollem Genuße um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei; daß seinen Producten nur deshalb die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben, so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der

wir uns nur gegen einen Dichter von Herrn Bürger's Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen, und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talente entweder ganz unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Herrn Bürger um den lyrischen Lorbeertranz ringen, grade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß Vieles von dem, was wir an seinen Producten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswidern, und frei und kühn in die Welt der Ideale empor-schweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfließen. Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Herr Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende, energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Producte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedere Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Classicität zu erringen.

Johann Gottlieb Fichte,

geboren den 19. Mai 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz, studirte in Jena, Leipzig und Wittenberg, ward dann Hauslehrer, 1794 Professor der Philosophie zu Jena, legte 1799 sein Amt nieder, privatisirte in Berlin und Königsberg, 1805 Pro-

fessor in Erlangen, nach mehrfachem Wechsel des Aufenthaltsortes 1811 Professor in Berlin, wo er den 27. Januar 1814 starb. — Philosophische Schriften (Idealismus); Neben an die deutsche Nation u. s. w.

Ueber die Bestimmung des Gelehrten. (Akademische Rede.)

Der Gelehrte ist ganz vorzüglich für die Gesellschaft bestimmt: er ist, insofern er Gelehrter ist, mehr als irgend ein Stand, ganz eigentlich nur durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft da; er hat demnach ganz besonders die Pflicht, die gesellschaftlichen Talente, Empfänglichkeit und Mittheilungsfertigkeit, vorzüglich und in dem höchstmöglichen Grade in sich auszubilden. Die Empfänglichkeit sollte in ihm, wenn er auf die gehörige Art sich die gehörigen empirischen Kenntnisse erworben hat, schon vorzüglich ausgebildet sein. Er soll bekannt sein mit demjenigen in seiner Wissenschaft, was schon vor ihm da war. Das kann er nicht anders, als durch Unterricht, sei es nun mündlicher oder Bücherunterricht, gelernt, nicht aber durch Nachdenken aus bloßen Vernunftgründen entwickelt haben. Aber er soll durch stetes Hinzulernen sich diese Empfänglichkeit erhalten und sich vor der oft, und bisweilen bei vorzüglichen Selbstdenkern, vorkommenden gänzlichen Verschlossenheit vor fremden Meinungen und Darstellungsarten zu verwahren suchen; denn Niemand ist so unterrichtet, daß er nicht immer hinzulernen könnte und bisweilen noch etwas sehr Nöthiges zu lernen hätte; und selten ist Jemand so unwissend, daß er nicht selbst dem Gelehrtesten etwas sollte sagen können, was derselbe nicht weiß. Der Mittheilungsfertigkeit bedarf der Gelehrte immer, denn er besitzt seine Kenntniß nicht für sich selbst, sondern für die Gesellschaft. Diese hat er von Jugend auf zu üben, sie hat er in steter Thätigkeit zu erhalten; durch welche Mittel, werden wir zu seiner Zeit untersuchen.

Seine für die Gesellschaft erworbene Kenntniß soll er nun wirklich zum Nutzen der Gesellschaft anwenden: er soll die Menschen zum Gefühl ihrer wahren Bedürfnisse bringen und sie mit den Mitteln ihrer Befriedigung bekannt machen. Das heißt nun aber nicht,

er soll sich mit ihnen in die tiefen Untersuchungen einlassen, die er selbst unternehmen mußte, um etwas Gewisses und Sicheres zu finden. Dann ginge er darauf aus, alle Menschen zu so großen Gelehrten zu machen, als er etwa selbst sein mag, und das ist unmöglich und zweckwidrig. Das Uebrige muß auch gethan werden, und dazu sind andere Stände, und wenn diese ihre Zeit gelehrten Untersuchungen widmen sollten, so würden auch die Gelehrten bald aufhören müssen, Gelehrte zu sein. Wie kann und soll er denn aber seine Kenntnisse verbreiten? Die Gesellschaft könnte ohne Zutrauen auf die Redlichkeit und Geschicklichkeit Anderer nicht bestehen, und dieses Zutrauen ist demnach tief in unser Herz geprägt, und wir haben es durch eine besondere Wohlthat der Natur nie in einem höhern Grade, als da, wo wir der Redlichkeit und Geschicklichkeit des Andern am dringendsten bedürfen. Er darf auf dieses Vertrauen zu seiner Redlichkeit und Geschicklichkeit rechnen, wenn er es sich erworben hat, wie er soll. — Ferner ist in allen Menschen ein Gefühl des Wahren, welches freilich allein nicht hinreicht, sondern entwickelt, geprüft, geläutert werden muß: und das eben ist die Aufgabe des Gelehrten. Es würde dem Gelehrten nicht hinreichen, um ihn auf die Wahrheiten zu führen, deren er bedürftig ist, aber wenn es nur sonst — und das geschieht oft gerade durch Leute, die sich zu den Gelehrten zählen — wenn es nur sonst nicht etwa künstlich verfälscht worden ist, wird es immer hinreichen, daß er die Wahrheit, wenn ein Anderer ihn darauf hinführt, auch die tiefen Gründe für Wahrheit anerkennen. Auf dieses Wahrheitsgefühl darf der Gelehrte gleichfalls rechnen. — Also der Gelehrte hat, insoweit wir den Begriff desselben entwickeln haben, seiner Bestimmung nach der Befriedigung des Menschengeschlechts.

Aber er hat die Menschen nicht nur im Allgemeinen mit ihren Bedürfnissen und den Mitteln, dieselben zu befriedigen, bekannt zu

achen; er hat sie insbesondere zu jeder Zeit an jedem Orte auf die eben jetzt, unter diesen bestimmten Umständen eintretenden Bedürfnisse und auf die bestimmten Mittel, die jetzt aufgegebenen Zwecke zu erreichen, zu richten. Er sieht nicht bloß das Gegenwärtige, er sieht auch das Künftige; er sieht nicht bloß den jetzigen Standpunkt, er sieht auch, wohin das Menschengeschlecht nunmehr schreiten muß, wenn es auf dem Wege zu seinem höchsten Ziele bleiben und nicht von demselben abirren oder auf ihm zurückkehren soll. Er kann nicht verlangen, es auf einmal bis zum Punkte fortzureißen, der etwa ihm in der Ferne strahlt: es kann seinen Weg nicht überspringen; er hat nur zu sorgen, daß er nicht stille stehe, und daß es nicht zurückbleibe. In dieser Rücksicht ist der Gelehrte der Erzieher der Menschheit. — Ich merke hierbei ausdrücklich an, daß der Gelehrte bei diesem Geschäft, so wie bei allen seinen Geschäften unter dem Gebiete des Sittengesetzes, in gebotenen Uebereinstimmung mit sich selbst, stehe. Er wirkt auf die Gesellschaft; diese gründet sich auf den Begriff der Freiheit; und jedes Mitglied derselben ist frei, und darf sie nicht anders behandeln, als durch moralische Mittel. Der Gelehrte wird nicht durch die Versuchung kommen, die Menschen durch Zwangsmittel, durch Gebrauch physischer Gewalt zur Annahme seiner Ueberzeugungen zu bringen; gegen diese Thorheit sollte man sich in unserm Zeitalter kein Wort mehr zu erlauben haben; aber er soll sie auch nicht ausschließen. Abgerechnet, daß er dadurch sich selbst verfehlt, und daß die Pflichten der Menschen in jedem Falle höher sein werden, als die Pflichten des Gelehrten, verfehlt er dadurch sich zugleich gegen die Gesellschaft. Jedes Individuum in derselben soll aus freier Wahl und aus einer von ihm selbst als hinlänglich beurtheilten Ueberzeugung handeln; es soll sich selbst bei jeder seiner Handlungen als Mitzweck betrachten können und als solcher von jedem Mitglied behandelt werden. Wer getäuscht wird, wird als bloßes Mittel behandelt.

Der letzte Zweck jedes einzelnen Menschen soll wohl, als der ganzen Gesellschaft, mithin auch aller Arbeiten des Gelehrten an der Gesellschaft, ist sittliche Veredlung des ganzen Menschengeschlechts. Es ist die Pflicht des Gelehrten, diesen letzten Zweck immer aufzustellen und bei Allem, was er in der Gesellschaft

thut, vor Augen zu haben. Niemand aber kann mit Glück an sittlicher Veredlung arbeiten, der nicht selbst ein guter Mensch ist. Wir lehren nicht bloß durch Worte; wir lehren auch weit eindringender durch unser Beispiel, und Jeder, der in der Gesellschaft lebt, ist ihr ein gutes Beispiel schuldig, weil die Kraft des Beispiels erst durch unser Leben in der Gesellschaft entsteht. Wie viel mehr ist der Gelehrte dies schuldig, der in allen Ständen der Cultur den übrigen Ständen zuvor sein soll? Ist er in dem Ersten und Höchsten, demjenigen, was auf alle Cultur abzielt, zurück, wie kann er Muster sein, das er doch sein soll? und wie kann er glauben, daß die Andern seinen Lehren folgen werden, denen er vor Aller Augen durch jede Handlung seines Lebens widerspricht? (Die Worte, die der Stifter der christlichen Religion an seine Schüler richtete, gelten auch ganz eigentlich für den Gelehrten: „Ihr seid das Salz der Erde; wenn das Salz seine Kraft verliert, womit soll man salzen?“ — Wenn die Auswahl unter den Menschen verdorben ist, wo soll man noch sittliche Güte suchen? —) Also der Gelehrte, in der letzten Rücksicht betrachtet, soll der sittlich beste Mensch seines Zeitalters sein; er soll die höchste Stufe der bis auf ihn möglichen sittlichen Ausbildung in sich darstellen.

Dies ist unsere gemeinschaftliche Bestimmung, meine Herren, dies ist unser gemeinschaftliches Schicksal: ein glückliches Schicksal, noch durch seinen besondern Beruf bestimmt zu sein, dasjenige zu thun, was man schon um seines allgemeinen Berufes willen, als Mensch, thun müßte; seine Zeit und seine Kräfte auf Nichts wenden zu sollen, als darauf, wozu man sich sonst Zeit und Kraft mit kluger Kargheit absparen müßte; zur Arbeit, zum Geschäfte, zum einzigen Tagwerk seines Lebens zu haben, was Andern süße Erholung von der Arbeit sein würde. Es ist ein stärkender, seelenerhebender Gedanke, den Jeder unter Ihnen haben kann, welcher seiner Bestimmung werth ist. Auch mir an meinem Theile ist die Cultur meines Zeitalters und der folgenden Zeitalter anvertraut; auch aus meinen Arbeiten wird sich der Gang der künftigen Geschlechter, die Weltgeschichte der Nationen, die noch werden sollen, entwickeln. Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugniß zu geben; an meinem Leben und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den Wir-

kungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich bin in ihrem Solde; ich habe mich verbindlich gemacht, Alles für sie zu thun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte, — was thät' ich dann Sonderliches, was thät' ich dann weiter, als das, was ich schlechthin thun mußte?

Ich weiß es, meine Herren, wie viel ich jetzt gesagt habe; ich weiß es ebenso gut, daß ein entmannetes und nervenloses Zeitalter diese Empfindung und diesen Ausdruck derselben nicht erträgt; daß es alles Dasjenige, wozu es sich nicht selbst zu erheben vermag, mit schüchterner Stimme, durch welche die innere Scham sich verräth, Schwärmerei nennt; daß es mit Angst seine Augen von einem Gemälde zurückreißt, in welchem es Nichts sieht, als seine Entnervung und seine Schande; daß alles Starke und Erhebende einen solchen Eindruck auf dasselbe macht, wie jede Berührung auf den an allen Gliedern Gelähmten; ich weiß das Alles; aber ich weiß auch, wo ich rede. Ich rede vor jungen Männern, die schon durch ihre Jahre vor dieser gänzlichen Nervenlosigkeit gesichert sind, und ich möchte neben und vermittelst einer männlichen Sittenlehre zugleich Empfindungen in ihre Seele senken, die sie auch in Zukunft vor derselben verwahren könnten. Ich gestehe es freimüthig, daß ich eben von diesem Punkte aus, auf den die Vorsehung mich stellte, etwas beitragen möchte, um eine männlichere Denkungsart, ein stärkeres Gefühl für Erhabenheit und Würde, einen feurigern Eifer, seine Bestimmung auf jede Gefahr zu erfüllen, nach allen Richtungen hin, so weit die deutsche Sprache reicht, und weiter, wenn ich könnte, zu verbreiten; damit ich einst, wenn Sie diese Gegenden werden verlassen und sich nach allen Enden werden verstreut haben, in Ihnen an allen Enden, wo Sie leben werden, Männer wüßte, deren ausgewählte Freundin die Wahrheit ist; die an ihr hängen im Leben und im Tode; die sie aufnehmen, wenn sie von aller Welt ausgestoßen ist; die sie öffentlich in Schutz nehmen, wenn sie verleumdet und verlästert wird; die für sie den schlauesten Haß des Großen, das fade Lächeln des Ueberwieses und das bemitleidende Achselzucken des Kleinsinnes freudig ertragen. In dieser Absicht habe ich

gesagt, was ich gesagt habe, und in dieser Endabsicht werde ich Alles sagen, was ich unter Ihnen sagen werde.

Ein unendlicher heiliger Wille, das Grundgesetz der übersinnlichen Welt.

Mein Wille und der Wille aller endlichen Wesen kann angesehen werden aus einem doppelten Gesichtspunkte: theils als bloßes Wollen, ein innerer Act auf sich selbst, und in so fern ist der Wille in sich selbst vollendet und durch den bloßen Act geschlossen; theils als ein Etwas, ein Factum. Das Letztere wird er zunächst für mich, in wie fern ich ihn als vollendet ansehe; aber er soll es auch werden außer mir; in der Sinnenwelt: bewegendes Princip, etwa meiner Hand, aus deren Bewegung wieder andere Bewegungen erfolgen; in der übersinnlichen Welt: Princip einer Reihe von geistigen Folgen, von denen ich keinen Begriff habe. In der ersteren Ansicht, als bloßer Act, steht er ganz in meiner Gewalt; daß er das Letztere überhaupt wird und es als erstes Princip wirkt, hängt nicht von mir ab, sondern von einem Gesetze, unter welchem ich selbst stehe, von dem Naturgesetze in der Sinnenwelt, von einem übersinnlichen Gesetze in der übersinnlichen Welt. Was ist nun aber dieses für ein Gesetz der geistigen Welt? Soll mein Wille schlechthin durch sich selbst, ohne äußeres Werkzeug, in einer ihm völlig gleichartigen Sphäre, als Vernunft auf Vernunft, als Geistiges auf Geistiges wirken, in einer Sphäre, der er jedoch das Gesetz des Lebens, der Thätigkeit, des Fortlaufens nicht gebe, sondern die es in sich selbst habe, so kann dieses Gesetz nur wieder selbstthätige Vernunft sein. Selbstthätige Vernunft aber ist Wille. Das Gesetz der übersinnlichen Welt wäre sonach ein Wille; ein Wille, der rein und bloß als Wille wirkt durch sich selbst, schlechthin ohne alles Werkzeug oder sinnlichen Stoff seiner Einwirkung, der absolut durch sich selbst zugleich That ist und Product, dessen Wollen Geschehen, dessen Gebieten Hinstellen ist; in welchem sonach die Forderung der Vernunft absolut frei und selbstthätig zu sein, dargelegt ist; — ein Wille, der in sich selbst Gesetz ist, der nicht nach Launen und Einfällen, nach vorherigem Ueberlegen, Wanken und Schwanken sich bestimmt, sondern der ewig und un-

veränderlich bestimmt ist, und auf den man sicher und unfehlbar rechnen kann, sowie der Sterbliche sicher auf die Gesetze seiner Welt rechnet; — ein Wille, in welchem der gesetzmäßige Wille endlicher Wesen unausbleibliche Folgen hat; aber auch nur dieser ihr Wille, indem er für alles Andere unbeweglich, und alles Andere für ihn so gut als gar nicht vorhanden ist. Jener erhabene Wille geht sonach nicht abgesondert von der übrigen Vernunftwelt seinen Weg für sich. Es ist zwischen ihm und allen endlichen vernünftigen Wesen ein geistiges Band, und er selbst ist dieses geistige Band der Vernunftwelt. Ich will rein und entschieden meine Pflicht, und er will sodann, daß es mir, in der geistigen Welt wenigstens, gelinge. Jeder gesetzmäßige Willensentschluß des Endlichen geht ein in ihn, und bewegt und bestimmt ihn, — nach unserer Weise zu reden, — nicht zufolge eines augenblicklichen Wohlgefallens, sondern zufolge des ewigen Gesetzes seines Wesens.

Mit überraschender Klarheit tritt er jetzt vor meine Seele, der Gedanke, der mir bisher noch mit Dunkelheit umringt war, der Gedanke, daß mein Wille bloß als solcher und durch sich selbst Folgen habe. Er hat Folgen, indem er durch einen andern, ihm verwandten Willen, der selbst That und das einzige Lebensprincip der geistigen Welt ist, unfehlbar und unmittelbar vernommen wird; in ihm hat er seine erste Folge und erst durch ihn auf die übrige Geisterwelt, welche überall nichts ist, als ein Product jenes unendlichen Willens. So fließe ich (der Sterbliche muß sich der Worte aus seiner Sprache bedienen), so fließe ich ein auf jenen Willen, und die Stimme des Gewissens in meinem Innern, die in jeder Lage meines Lebens mich unterrichtet,

was ich in ihr zu thun habe, ist es, durch welche er hinwiederum auf mich einfließt. Jene Stimme ist das, nur durch meine Umgebung versinnlichte und durch mein Vernehmen in meine Sprache übersetzte Orakel aus der ewigen Welt, das mir verkündiget, wie ich an meinem Theile in die Ordnung der geistigen Welt oder in den unendlichen Willen, der ja selbst die Ordnung dieser geistigen Welt ist, mich zu fügen habe. Ich überschau und durchschaue jene geistige Ordnung nicht, und ich bedarf dessen nicht; ich bin nur ein Glied in der Kette und kann über das Ganze eben so wenig urtheilen, als ein einzelner Ton im Gesange über die Harmonie des Ganzen urtheilen könnte. Aber was ich selbst sein solle in dieser Harmonie der Geister, muß ich wissen; denn nur ich selbst kann mich dazu machen, und es wird mir unmittelbar geoffenbart durch eine Stimme, die aus jener Welt zu mir herüber tönt. So stehe ich mit dem Einen, das da ist, in Verbindung und nehme Theil an seinem Sein. Es ist nichts wahrhaft Reelles, Dauerndes, Unvergängliches an mir, als diese beiden Stücke: die Stimme meines Gewissens und mein freier Gehorsam. Durch die erste neigt die geistige Welt sich zu mir herab und umfaßt mich als eines ihrer Glieder; durch den zweiten erhebe ich mich selbst in diese Welt, ergreife sie und wirke in ihr. Jener unendliche Wille aber ist der Vermittler zwischen ihr und mir, denn er selbst ist die Urquelle von ihr und mir. Dies ist das einzig Wahre und Unvergängliche, nach welchem hin meine Seele aus ihrer innersten Tiefe sich bewegt; alles Andere ist bloße Erscheinung und schwindet und kehrt in einem neuen Scheine zurück.

Arnold Hermann Ludwig Heeren,

geboren den 25. October 1760 zu Arbergen bei Bremen, studirte in Göttingen, machte dann größere Reisen, 1787 außerordentlicher, 1794 ordentlicher Professor der Philosophie, 1801 Professor der Geschichte in Göttingen, starb den 6. März

1842. — Historische Schriften (Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt; Bibliothek der alten Literatur und Kunst; Kleinere historische Schriften und Anderes).

Die griechischen Geschichtschreiber.

Vor den Perserkriegen gab es keinen Stoff, der den Historiker als solchen hätte begeistern

können. Was Großes da war, wie der Trojanische Krieg, der Argonautenzug, gehörte der Sage, gehörte eben deshalb mehr als zur Hälfte der Dichtung an. Die Erzählungen von

dem Ursprunge einzelner Städte, die Nachrichten von fernen Völkern und Ländern konnten die Neugierde befriedigen, konnten Unterhaltung gewähren, aber doch nicht mehr, als dieses. Es mangelte gänzlich an einem großen, allgemein ansprechenden Nationalgegenstande.

Nun kamen die Perserkriege. Der Sieg bei Marathon weckte zuerst den Muth; ob die Niederlage bei Thermopylä oder der Sieg bei Salamis ihn mehr entflammte, ist schwer zu sagen; mit der Schlacht bei Plataä war die Freiheit gerettet. Welch ein Stoff für die Geschichte!

Aber dieser Stoff gehörte seiner Natur nach ihr ganz an; sie konnte ihn nicht mit der Dichtung theilen. Es war so wenig ein Stoff der grauen Vorzeit, als der Gegenwart; es war ein Stoff der nahen Vergangenheit. Auf der andern Seite berührte er aber doch so mannigfaltig das Gebiet der Sage, daß der Geschichtschreiber auch eines kritischen Zeitalters kaum würde umhin gekonnt haben, es oft zu betreten. Wie vollends in einer Periode, wo die Grenzen zwischen beiden noch nicht im Mindesten bestimmt waren!

Herodotus *) bemächtigte sich dieses Stoffes und behandelte ihn mit einer Kunst, die jede Erwartung übertraf. Allerdings fand er Vieles vorbereitet. Man hatte schon manche Versuche, die früheste Geschichte der Völker und Städte aufzuklären; durch den ausgedehnten Verkehr der griechischen Städte war das Reisen erleichtert, und verschiedene seiner Vorgänger (wie Hellatäus und Pherecydes) sind als viel gereiste Männer bekannt; die Logographen hatten die Sprache bereits für die prosaische Erzählung gebildet, und bei der Nation, für die er schrieb, war schon der Sinn für Geschichte gewedt. Aber dennoch war er der Erste, der einen rein historischen Stoff zu behandeln unternahm, und dadurch geschah der entscheidende Schritt, der Geschichte ihre Selbstständigkeit zu geben. Allein er beschränkte sich nicht bloß auf den Hauptstoff, sondern gab ihm einen solchen Umfang, daß sein Werk, ungeachtet seiner epischen Einheit, dennoch in einem gewissen Sinne eine allgemeine Geschichte ward. **) Indem er den Haupt-

faden seiner Erzählung von den Zeiten wo zuerst Zwiste unter den Hellenen und Barbaren entstanden, bis zu denen herunführte, wo bei Plataä die glorreiche Entscheidung für die Griechen erfolgte, und das gegriessene, aber befreite Hellas große Gegenstand seiner Erzählung ward, so sich ihm allenthalben die Gelegenheiten oder er wußte sie herbeizuführen, die Beschreibungen und Geschichten der Länder und Völker einzumweben, welche die Erzählung rührte, ohne darum je den Hauptfaden zu verlieren, zu welchem er von jeder Ausschweifung zurückkehrt.

Er selbst hatte den größten Theil dieser Länder und Völker besucht, mit eigenen Augen gesehen, Erkundigungen eingezoogen, wo sie am sichersten einzuziehen waren. Aber wo er in die Alterthümer der Völker, besonders seines eigenen Volkes, zurück geht, benutzt er, was ihm das Zeitalter darbot; hier grenzt sein Werk an die frühern Logographen. Es ist jetzt nicht mehr nöthig, sein Vertheidiger zu werden; die Nachwelt ist gegen ihn nicht immer ungerecht geblieben. Wer wäre wohl durch die großen Entdeckungen in der Länder- und Völkerkunde in den beiden letzten Jahrhunderten glänzender gerechtfertigt worden, als der so oft verspottete Herodotus! Hier lag uns nur daran, zu zeigen, wie durch die Wahl seines Stoffes die Geschichtschreibekunst gehoben ward, und wie diese Wahl in der engsten Verbindung mit dem politischen Aufschwunge seiner Nation stand.

So war also der erste große Schritt gethan. Ein rein historischer Gegenstand, zwar der Vergangenheit, aber der nahen Vergangenheit, nicht mehr der Sage angehörend, war von einem Meister behandelt worden, der den größten Theil seines Lebens einem Plane weihete, der mit eben so großer Besonnenheit gesagt, als mit Begeisterung ausgeführt ward. Die Nation hatte also ein historisches Werk, das zuerst zeigte, was Geschichte sei, und welches dazu geeignet war, den Sinn für sie zu wecken. Als Herodot es dem versammelten Griechenland zu Olympia vorlas, ward, wie die Sage will, ein Jüngling dadurch entflammt, nicht Nachahmer, aber Nachfolger zu werden.

Thucydides *) erschien. Sein Vorgänger hatte die Geschichte der Vergangenheit

*) Herodotus, geboren zu Halikarnassus in Karien, 484 vor Christo, gestorben zu Thurii in Italien 408.

**) Nur die Geschichte der Afsyrer behielt er sich für ein eigenes Werk vor; Lib. I, 184.

*) Thucydides, geboren zu Athen 471, gestorben um 404 in Thracien.

beschrieben. Er war der Geschichtschreiber seiner Zeit. Er war der erste, der diese Idee faßte, aus welcher der ganze Charakter seines Werkes eigentlich hervorging, den man so oft, besonders die alten Kritiker, in seiner Schreibart, Beredsamkeit und andern Lebenssachen gesucht hat. Dadurch hob er die Geschichte nicht nur auf eine neue Stufe, sondern auf eine höhere, als er selbst es ahnen mochte. Sein Stoff mußte ihn zum Kritiker machen.

Der Sturm der Perserkriege war furchtbar gewesen, aber vorübergehend. Unmöglich hatte während desselben ein Geschichtschreiber aufstehen können. Erst als er eine geraume Zeit schon ausgetobt hatte, als man wieder zur Besinnung gekommen war, ward für einen Herodotus Platz. Unter dem Glanze der erlangenen Siege, unter dem Schatten der ererbten Sicherheit, — mit welchen Gefühlen schaute nicht der Grieche auf jene Jahre zurück! Wer konnte ihm willkommener sein, als der Historiker, der ihm dies Gemälde seines eigenen Ruhmes nicht bloß im Ganzen, sondern auch im Einzelnen ausmalte? Das Zeitalter des Thucydides dagegen war eine große, aber schwere Zeit. Im langen, hartnäckigen Kampfe untereinander suchten sich die griechischen Staaten aus ihren Wurzeln zu reißen. Es war nicht bloß das Zeitalter der Kriege, sondern der Staatsumwälzungen mit allen ihren Gräueln. Ob man aristokratisch oder demokratisch, athenisch oder spartanisch gesinnt sei, war die Frage, an der Vermögen, Freiheit und Leben hing. Ein wohlthätiges Mißgeschick riß den Thucydides mitten aus diesem Strudel heraus und gab ihm eine Unsterblichkeit, welche die Rettung von Amphipolis*) ihm nicht gegeben hätte. Die Frucht seiner Ruhe war die Geschichte seiner Zeit: ein Werk für immer,**) wie er selbst zu schreiben es sich vornahm und wirklich schrieb.

Es ist hier nicht der Ort, das Lob des Mannes zu machen, der mitten im Sturme der Leidenschaften ruhig blieb, des einzigen Verbannten, der unparteiisch Geschichte geschrieben hat. Seine Kenntniß der Staaten und der Sachen, sein tiefer politischer Blick, seine Lernfaßte, wenn auch oft ungelenke Schreibart, —

das Alles ist schon von Andern gewürdigt. Nur über den Punkt, wie durch die Natur seines Stoffes die Geschichte gewann, erlauben wir uns einige Bemerkungen.

Man wird das Unternehmen eines Mannes, der zuerst die Idee faßt, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, an der er selbst nicht ohne Antheil geblieben war, nicht mit dem des neueren Schriftstellers vergleichen wollen, der sie aus mancherlei schriftlichen Nachrichten zusammenstellt. Er mußte Alles durch eigene Erkundigungen erforschen, und zwar in einem Zeitpunkte, wo Parteigeist und Leidenschaft Alles zu entstellen suchten. Um seinen Stoff hatte aber weder die Vorzeit den Nebel der Sage gehüllt, noch besaß er seiner Natur nach ein episches Interesse. Es war ein durchaus prosaischer Stoff, der dem Schriftsteller kein anderes Ziel als Darstellung der Wahrheit gestattete. In ihr allein lag das Interesse; sie zu erforschen und wiederzugeben ist Alles, was wir von dem Geschichtschreiber zu fordern berechtigt sind; eben dadurch wird er groß und ehrwürdig in unsern Augen, daß er, durchdrungen von dem Gefühl seiner Würde, diese keinen Augenblick verleugnet. Vom ersten bis zum letzten Blatt seines Werkes begleitet uns ein Gefühl der Ehrfurcht, das nie er stirbt. Nicht der Geschichtschreiber, die Geschichte selbst scheint zu sprechen.

Aber dieser Erforschung der Wahrheit, zu welchen Betrachtungen mußte sie ihn führen, wenn er seinen Blick auf die bisherige Gestalt der Geschichte warf! Zwar beschrieb er nur zunächst die Begebenheiten seiner Zeit, aber die Vorzeit konnte doch nicht ganz von seinem Gesichtskreise ausgeschlossen bleiben. Sie zeigte sich ihm aber in der Hülle der Sage, und ihm, dem strengen Forscher, konnte es unmöglich entgehen, wie täuschend ihr Schimmer sei. Er suchte ihr diesen zu nehmen und auch sie auf die nackte Wahrheit zurückzuführen, und so entstand die unschätzbare Einleitung, die er seinem Werke vorangeschickt hat.

Auf diesem Wege ward Thucydides der Erfinder einer noch so gut wie unbekannten Kunst, der historischen Kritik, ohne es selbst ganz zu wissen, wie unendlich wichtig seine Erfindung war. Denn nicht auf die Wissenschaft überhaupt, nur auf diesen Stoff wandte er sie an, eben weil sie aus seinem Stoffe hervorging. Ihm hatte die historische Muse zuerst das Innerste ihres Wesens ent-

*) Bekanntlich wurde Thucydides als Mitursache des Verlustes von Amphipolis durch das athenische Volk 424 verbannt und lebte seitdem in Thracien.

**) *κατὰ μὲν αὐτὸν* als *ἀσέβης*. Thucyd. I, 22.

hüllt; bestimmter, wie er, hat Keiner weder vor noch nach ihm die Grenzscheide zwischen Geschichte und Sage gezogen. Was heißt dieses aber anders, als zwischen der ganzen historischen Cultur des Orients und Occidents? und wenn wir es nun klar gestehen, was Alles an dieser historischen Cultur hängt, — zwischen der wissenschaftlichen Cultur des Orients und Occidents überhaupt? Denn, um es noch bestimmter zu wiederholen, was schon einmal früher angedeutet ward: die große Scheidewand zwischen beiden ist dadurch gezogen, daß der Occident Kritik hatte, der Orient niemals.

Mit Recht nennen wir es einen Riesenschritt, den Thucydides that. Mit Recht sagen wir von ihm, daß er sich über sein Zeitalter erhob; auch konnte weder sein Zeitalter, noch die nächstfolgenden ihm nachkommen. Die poetische Sage war viel zu tief in die Geschichte bei den Griechen verwebt, als daß sie hätte getrennt werden können. Ein Theopompus und Ephorus *) schöpften, sobald von den Heldenzeiten die Rede war, ebenso unbesümmert aus den Mythographen und Dichtern, als ob kein Thucydides geschrieben hätte.

Noch war ein dritter Schritt übrig, gewissermaßen der gefährlichste von allen: der Geschichtschreiber seiner eigenen Thaten zu werden. Xenophon **) that ihn. Denn seine Anabasis ragt, wenn von seinen

eigentlichen historischen Schriften die Rede ist, so vor den übrigen hervor, daß sie allein hier genannt werden kann. Mit Recht aber bezeichnen wir diesen neuen Schritt als einen der wichtigsten; hätte nur der, der ihn that, viele Nachfolger gefunden! Xenophon blieb durch die Milde und Bescheidenheit seines persönlichen Charakters vor den Fehlern gesichert, in welche die Beschreiber ihrer eigenen Thaten so leicht verfallen, wenn gleich diese Tugenden und die Natur seines Stoffes seinem Werke nicht die Vorzüge geben konnten, die der Geist eines Cäsar dem seinigen zu geben wußte.

So wurden also schon in der Periode der Freiheit alle Hauptformen der Geschichte von den Griechen ausgebildet. Was nachher geschah, war kaum Fortschritt zu nennen, wenn gleich mit dem erweiterten politischen Gesichtskreise im macedonischen und römischen Zeitalter der Stoff sich erweiterte, und die Idee einer Universal-Geschichte mehr ausgebildet ward. Seitdem aber nach dem Untergange der Freiheit die eigentliche Rhetorik herrschend und auf die Geschichte angewandt ward, ging die höhere Kritik bei ihnen so gut wie gänzlich verloren. Der Vortrag, die Behandlung ward beurtheilt, nicht der Stoff; über die Schale vergaß man den Kern. Die Kritiken selbst eines Dionysius von Halikarnassus geben die Belege dazu, den man doch als den ersten dieser Kritiker zu nennen pflegt.

Friedrich Jakobs,

geboren den 6. October 1764 zu Gotha, studirte zu Jena und Göttingen Theologie und Philologie, 1786 Gymnasiallehrer zu Gotha, 1807 Professor am Lyceum in München und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1810 Oberbibliothekar und

Director des Münzcabinefs zu Gotha, später Hofrath, starb den 30. März 1847. — Philologische Schriften; Uebersetzungen; Reden; Erzählungen und Romane (Schriften für die Jugend, Rosallens Nachlaß); vermischte Schriften.

Deutschlands Gefahren und Hoffnungen.

An Germaniens Jugend, 1818.

Wenn ein Wanderer in stürmischer Nacht einen gefährvollen Weg durchschritten, über sich den rollenden Donner und sengende Blitze, neben sich den schroffen Abgrund voll schäumender Fluthen, vor sich Klippen und hinter sich reißende Thiere; wenn er angstvoll, von

seinen Gefährten getrennt, und bei jedem Schritte den Tod fürchtend, endlich eine sichere Anhöhe erklimmt, und der Morgen aufgeht über der Verheerung der Nacht: so schaut er, über seine Rettung verwundert, nach dem angstvollen Pfade zurück, auf dem er gekommen, und mißt vor sich den Weg, der ihm noch bevorsteht zu durchwandern. Diese Wanderer sind wir. Eine grausenvolle Nacht liegt hinter uns. Aber ein heller Morgen ist angebrochen, und freundliche Hoffnung leuchtet auf den Rest unserer Bahn. Es ziemt uns wohl, einen Augenblick zu verweilen, die be-

*) Theopompus aus Chios, Ephorus aus Cumä, Geschichtschreiber, um das Jahr 350.

**) Xenophon, geboren zu Athen um 440, gestorben um 360.

te Gefahr noch einmal in die Augen zu sehen, und mit dem dankbaren Gefühl des überbar Geretteten Muth zu gewinnen für das, was zu thun uns noch obliegt.

Laßt uns zurückgehen auf die Ereignisse der früheren Zeit und das Andenken älterer Begebenheiten auffrischen, die mit dem, was uns vor unsern Augen geschehen, im engsten Zusammenhange sind.

Als Frankreich vor vierundzwanzig Jahren von Neuem zu gestalten begann, da warb es Völkern der Erde eine bessere Ordnung der Dinge, die Rückkehr aller Tugenden und das Glück eines goldenen Weltalters angedeutet. Große Gedanken, aus den Büchern

Weisesten aller Jahrhunderte zusammengefaßt, wurden auf den Tribünen der Redner Marktes in ein Gemeingut des Volkes geprägt; alle Wünsche gutmüthiger Philosophen, alle Träume einer begeisterten Einbildungskraft wurden in die Wirklichkeit gesetzt; und wie die Bilder des Dädalus, so lebten sich die Ideen der Schule auf das Leben einiger politischen Zauberer rüstig in's Leben drängen. Die beseligende Stimme der Freiheit, die süßeren Verheißungen einer allgemeinen Gleichheit flossen von den Lippen edelter Volksführer und wurden auf tausend aber tausend Sibyllenblättern durch ganz Europa gesandt. Erstaunt sah die Welt das Spiel eines großen Volkes, das aus seiner langen Verderbniß auftauchend, eine gänzliche Umwandlung seines Wesens, und durch die neuen Güter, die es verhielt, für das Böse, das es seinen Nachbarn Jahrhunderte hindurch zugefügt, reichen Ersatz versprach. Mit unbeschreiblicher Bewunderung sah sie auf dem Altare der Freiheit das Opfer alter und heiliger Rechte, mit freiwilliger Hand — so schien es — und mit der Begeisterung eines sittlichen Heroismus, dargebracht. Das befreite Volk erhob das lange niedergehaltene Haupt;

der frommer und wohlwollender König erfüllte das Maß seiner Güte, indem er die angemaßte, heilige Macht noch einmal aus den Händen seiner Unterthanen anzunehmen würdigte; das Joch willkürlicher Herrschaft war gebrochen; Gesetz und Wille schienen zum ersten Male und innig vermählt. Das Unglückliche der kühnsten Wünsche ging in Erfüllung. Und damit kein Zweifel die Freude sei, wurde die Stimme der Weltgeschichte durch die Warnung der Erfahrenen als das Echo einer unmündigen und kindischen Zeit

zurückgewiesen. Frankreichs sittliches Verderbniß und die zweideutige Denkungsart seiner kühnsten Führer wurde vergessen; es wurde vergessen, daß nie ein anderes Volk die Freiheit so wenig ertragen, nie ein anderes das Götzenbild der Gewaltherrschaft so abgöttisch verehrt hatte; es wurde vergessen — oder wenn es nicht vergessen ward, so wurde, der Geschichte zum Trost, die ganze Schuld auf den Nacken seiner Könige gewälzt, und auf die Rechnung, ich weiß nicht welcher unglaublichen Magie einer despotischen Regierung geschrieben.

Dennoch blieb die Freude nicht lange ungestört. Der Schleier zerriß, mit dem die Sophisten die wahre Gestalt der neuen Gottheit verhüllt hatten. Der Pöbel des Verderbnisses bewegte sich in seiner tiefsten Tiefe und spielte alle Greuel der Hölle aus. Ein tropiger Uebermuth hatte den neuen Thurmbau begonnen; aber der Herr fuhr hernieder und zerstörte das Werk. Die stolze Weisheit wandelte sich in eitle Thorheit um, und die Priester der neuen Lehre, deren Beschlüsse Gott vom Thron gestoßen und die Pforten der Ewigkeit, so viel an ihnen lag, verschlossen hatten, wurden der Abscheu der Welt. Ein König, hatte man gelehrt, sei nur des Gesetzes erster Diener; und dieses Gesetz war der wandelbare Wille der Parteien. Jetzt lehrte man: der verruchteste aller Menschen sei ein König, und das greuelvollste aller Verbrechen das, ein König zu sein. Da fiel das Haupt des Schuldlosten der Gesalbten; die Häupter seiner erhabenen Gemahlin, seiner mit allen Tugenden geschmückten Schwester fielen, lange Reihen der edelsten folgten ihnen; der Erbe des Throns, ein zartes Kind, unterlag grauenvollen Mißhandlungen barbarischer, nur zu diesem Zwecke erkorener Zuchtmeister; Frankreichs glücklicher Boden war mit Kerkerknechten bedeckt, und der einzige Altar, der dem verhöhten Volke übrig blieb, war das Werkzeug des Mordes, das in unablässiger Thätigkeit die Tyrannen jener Freiheitsclaverei mit Gold und Soldaten versorgte. Auf diesem blutbesleckten Grunde hat sich das wiedergeborene Frankreich über alle Völker Europas erhoben.

Zwar nachdem auf den rauchenden Trümmern der alten Monarchie ein neuer Thron errichtet worden ist, scheint die Scene in Frankreichs Grenzen verändert. Zahlreichere Stufen führen zu dem Eise des neuen, mit einem prunkenderen Titel geschmückten Herr-

schers; der Glanz, mit dem sich die Majestät seiner stolzesten Könige umgeben hatte, ist hergestellt, ja, vielfach überboten worden; die Ordnung im Innern scheint zurückgekehrt; große und glänzende Bauten verschönern das Land. Aber sind darum die Greuel der Revolution gebannt, ist der Gewaltthätigkeit ein Damm, ist dem Blutvergießen ein Ziel gesetzt? Keineswegs. Noch herrschen die Dämonen jener furchtbaren Zeit; aber nicht mehr wild und ohne Methode umherschweifend, sind sie jetzt, wie ein Pandämonium, in Hierarchien geordnet und quälen desto sicherer die Welt. Noch hat kein Curtius den Schlund des Verderbens geschlossen; noch ist die Furcht nicht verschwunden, das frohe Vertrauen noch nicht in die Herzen der Menschen zurückgekehrt. In dem Rausche vervielfältigter Genüsse zwar mag das bedrängte Volk seine Noth bisweilen vergessen; der Leichtsinn, den es auch bei republikanischen Hochzeiten und vor den Eisgruben von Avignon nie ganz verlor, mag es bisweilen über seine Leiden und seine Besorgnisse hinwegheben; der Frohsinn ist ihm nicht zurückgekehrt; in dem Glanze seines neuen Throns, unter den unfruchtbaren Lorbeeren, die ihn umringen, wohnen die Segnungen der Freude nicht. Es ist wahr, das Mordbeil wüthet nicht mehr gegen die Meinungen; aber ist es ein geringerer Terrorismus, wenn Frankreichs zarte Jugend, gefesselt zu den Heeren des Kaisers geschleppt, ohne Gewinn für das Land, das sie gebär, in fremden Klimaten blutet, und den Haß gegen den stolzen und gewaltthätigen Herrscher zu allen Völkern trägt? Schon eh' Napoleon die Zügel von Frankreich ergriff, hatten die willkürlichen Schrecknisse der Revolution innerhalb Frankreichs aufgehört; aber wer mag leugnen, daß diese grauenvolle Revolution eben durch ihn in einer veränderten Gestalt und mit verjüngter Kraft ihren Lauf in andern Ländern fortgesetzt hat, deren einzige Schuld vielleicht war, die Grundsätze der philosophischen Räuber und Mörder nicht innig genug verabscheut, und ihre gleichnerischen Anerbietungen nicht kräftig genug von sich gestoßen zu haben. Wie dort um eines vermeintlichen Staats-Vorthells willen alle Gesetze der Gerechtigkeit ohne Scheu, ja mit Triumph und Stolz, niedergetreten, alte Rechte höhrend vernichtet, das Leben und die Güter der Einzelnen für nichts geachtet wurden, so wur-

den jetzt, für Frankreichs erdichteten Throne umgestürzt, Völker bejocht, geplündert, harmlose Städte ihrer und ihres alten Wohlstandes beraubt; dort der wandelbare, ungewisse Volkführer täglich eine neue Verfassung, neue Gesetze ersann und jedesmal Eide, Kerker und Hinrichtungen das die augenblicklichen Erzeugnisse ihrer Knüpfte, so sollte auch jetzt, unter trüben Vorwänden, jedes alte bewährte Gesetz, Verfassung und jedes Recht dem Einem, das der Wille und Vortheil des Herrschers gebot. Nach Einem Willen hin sollten alle Kräfte Europa's streifen, einer Bahn sich bewegen; kein Interdikt, was von Frankreichs Interesse, eigentlich zu reden, dem Interesse der Nation Napoleon's abwich. Harren und wartet der Revolutions-Dämon nicht gelernt. Sollte sich im ersten Augenblicke fügen war wie erstaunt, wenn nicht jede alten Werkzeuge des erprobten Glücks sich warf und nach dem neuen Gesetz Entzünden griff; Zweifel und Widerstand als Aufruhr bestraft. So ähnlich der Gang des siegreichen Kaiserthums dem der revolutionären Demagogen.

Ungeheuer und bis zum Unglaublichen glücklich waren die Fortschritte des Systems. An den Ufern der Nordsee an den Küsten des atlantischen Meeres dem Fuße der Apenninen und mit Deutschlands Herzen schlug Frankreichs Throne auf; sein Arm verband das tyrrhenische mit dem ionischen Meer; an dem Ufer der Ostsee und in dem innersten Winkel der adriatischen Golse thürmten sich seine Flaggen auf. Unaufhaltsam wälzte sich die Macht von Volk zu Volk. Seine durch sich selbst genährt, boten immer neue Kräfte und neue Mittel zum weiteren Schreiten und Zerstören dar; seine Scharen mehrten sich durch die Jugend bezwungen oder gebrängter Völker; und nur fehlte, so war des Ehrgeizes nächster Schritt erreicht, und die Herrschaft Karls des Großen an den Thron Frankreichs geknüpft. Um den Ehrgeiz zu fröhnen, hat Deutschland müssen. Mit den Wellen des Ebro hat das Blut seiner Krieger gemischt; die Fluten des Don haben ihre Leichen dem Meer gewälzt; in den rauhen Steppen Rußland und Litthauen sind sie dem O-

und Frost zum Opfer gefallen. Und diese Unglücklichen, um die noch jetzt die Thränen des Mutterlandes fließen, waren nicht, wie in älteren Kriegen, Abenteurer, welche freiwillig den Fahnen eines berühmten Feldherrn folgten, Jünglinge, die ein unruhiger Muth aus ihrer Heimath trieb, oder Verzweifelte und Ausgestoßene; nein, es war die Blüthe der Jugend aller Provinzen, es waren die Glieder wohlhabender Familien, die Sprößlinge zärtlicher Eltern, die ihrem friedlichen Geschäft, den Studien und dem Acker entrißen und auf die zerstörende Laufbahn des Krieges gestoßen wurden, für eine Sache zu streiten, die nicht die ihrige war, und welche bei Weitem die meisten in ihrem Herzen verabscheuten.

Alles indeß, was durch so große Opfer auf dem Continente gewonnen wurde, diese ungeheure Vermehrung der Macht und Hülfsmitteln Frankreichs, sollte nur ein Mittel zu noch größeren Zwecken sein. Der französische Kaiser glaubte nichts gewonnen zu haben, so lange Einem Volke Europa's noch irgend eine Quelle der Lebenskraft übrig bliebe. Alle Eroberungen auf dem festen Lande sollten nur Schritte zur Eroberung der Meere und zur Unterdrückung des einzigen Feindes sein, der auf seiner meerumspülten Weste der Uebermacht Frankreichs trotzte. Ein riesenhaftes System ward erfunden, mit einem neuen Namen gestempelt und ohne Schonung in's Werk gesetzt. Damit Englands Handel gelähmt würde, ward der Handel des ganzen übrigen Europa in Fesseln gelegt. Die freien Städte Deutschlands, die vormalß mitten in dem Streite der Völker ihnen die Segnungen des Handels erhalten, sie, deren Freiheit Jahrhunderte hindurch von allen Mächten geehrt, von Frankreichs Kaiser auf das feierlichste garantirt, von den wichtigsten Seestädten Frankreichs als eine Wohlthat erbeten ward, diese wohlregierten, gewerbsamen Städte wurden, nach großen Opfern, die sie ihrem Protector gebracht, durch einen willkürlichen Beschluß, unter dem Vorwand der politischen Nothwendigkeit, mit Frankreich vereinigt, d. h. ihrer Selbstständigkeit beraubt und mit dem Meere, das ihre Mauern bespült, vereint.

Durch diese Maßregel, verbunden mit der Besignahme der Küsten von Oesterreich, durch den Frieden von 1809 und so viele andere vorübergehende Handelsgesetze, ward Deutsch-

lands armer Rest einem verstümmelten Rumpfe gleich, in welchem sich der noch übrige Lebenssaft träge bewegte. Der frohe Verkehr, welcher vormalß die Straßen des blühenden Landes belebt und seine Städte unter einander und mit dem Meere verbunden hatte, hörte je mehr und mehr auf; nur die Bedürfnisse des Krieges zogen ab und zu, oder die Lastwagen, welche die Erzeugnisse des englischen Kunstfleißes zu den für sie bereiteten Flammen führten. Umsonst regte sich der inländische Fleiß, dem die Wege des Vertriebs verschlossen waren; alle Quellen des Reichthums trockneten aus: aber während Frankreich den Baum des Wohlstandes an den Wurzeln zerstörte, forderte es mit unerbittlicher Strenge die Früchte desselben. Jetzt schwand allmählig selbst der Hoffnung und wohlthätiger Täuschungen Trost. Alle mit Frankreich verbundenen, als Provinzen behandelten Staaten sahen ihre Finanzen zerrüttet, und die größten Anstrengungen, ihnen aufzuhelfen, durch Frankreich immer erneute Anforderungen flüchtig vereitelt. Wenige Jahre noch, und das ausgefogene, methodisch geplünderte Land wäre ohne Widerstand dem zur Beute geworden, der sich seinen Beschützer nannte. Es hätte noch eines Federstriches bedurft, und die Diener der Douane hätten ihre Schranken und Waffen bis an die Ufer der Oder, des Inn und der Isar getragen; Deutschlands mannigfaltige Völker wären in den Weiher der französischen Universal-Monarchie zusammengelassen, und unter dem befohlenen Jubel der Zeitungen wären die Seufzer der edeln, unterdrückten Nation den Bliden der Geschichte entzogen worden.

Und daß Niemand diese Gefahr gering achte, oder die künftige mögliche Ruhe in dem Schatten eines mächtigen Thrones gegen die Schmach der Unterwerfung in Anschlag bringe! Ein solcher Vergleich verurtheilt sich von selbst. Ruhe ist nicht des Menschen höchstes und letztes Ziel, und durch den Verlust einer einzigen Tugend, die aus dem heiligen Boden des Vaterlandes und dem Stamme der Freiheit sprießt, ist sie zu theuer erkauft. Es ist der Wille der Natur, daß ein Volk gegen das andere stehe, daß sie gleiche Rechte genießen, daß sie diese Rechte vertheidigen und in diese Vertheidigung ihren Ruhm setzen. Selbstständigkeit ist die erste Bedingung des Heils für den Mann und das Volk. An sie sind die Tugenden geknüpft, welche die Geschichte ehrt, und die der Stolz und die Freude der Menschheit durch alle

Jahrhunderte sind. Frei und selbstständig, war Griechenland die Mutter jeder herrlichen Tugend, und es ist nichts Großes zu denken, daß nicht in seinen Grenzen zu finden gewesen. Aber was war sein Loos, als es unter das Joch der römischen Uebermacht gefallen war? Wir wollen nicht anführen, daß der Same des Großen in dem unfreien Boden erstarb, daß die Enkel des Leonidas und Spaminondas in der durch Knechtschaft entwürdigten, mit Lastern aller Art besetzten Hauptstadt des Reichs an den Thüren ihrer übermüthigen Herrscher, oft um Hohn und Muthwillen aller Art, ein armseliges und niedriges Dasein erbettelten; daß die wackersten Bürger, in denen noch Funken des alten Adels waren, wie jener Philodamus zu Lampisacus, und viele andere, deren Namen die Geschichte nicht erhalten, den unerträglichsten Mißhandlungen, meist ohne Hoffnung der Rache und des Rechts, bloßgestellt waren; aber das wollen wir anführen, daß, nachdem Griechenland eine Provinz des römischen Reichs geworden, weit entfernt sein Glück und seinen Glanz zu theilen, es nur die Unfälle desselben fühlte, in Unbedeutsamkeit und bald in die tiefste Armuth versank. Während Rom sein stolzes Haupt über alle Völker erhob, sanken Griechenlands blühende Städte in Schutt. Pompejus schon führte nach Achaja's Dyne, vormalig eine der schönsten und volkreichsten Gauen des Landes, ein Pflanzvolk cilicischer Seeräuber, um der Verödung abzuhelpen; und ein Jahrhundert später zählte der ganze Peloponnesus weniger Menschen, als in besserer Zeit Athen allein.

So trat Rom's Despotismus auf seinem langsamen und bedächtigen Gange die Völker zu Boden, deren Grenzen er beschritt; Frankreich, mit Rom's Alleinherrschaft wetteifernd, eilte rascher zum Ziele. Die verderblichen Wirkungen seiner Uebermacht durften nicht erst in Jahrhunderten erwartet werden; sie reisten in kürzerer Zeit. Gewöhnt durch das, was in der Heimath geschehen, keinen Damm zu achten, welchen altes Recht, Sitte und Herkommen setzten, und mit der Klugheit des Despotismus aller Zeiten genährt, eilte es, die an sich gezogenen Völker in unauflöslliche Ketten zu schlagen, indem es sie durch seine Sprache und Rechte an den Koloß von Frankreich zu ketten suchte. An der Wurzel wurde die Umwandlung begonnen, die Schulen umgeschaffen, und alle Bildungsanstalten in die engen Formen der französischen Mode ge-

zwängt. Jede Eigenthümlichkeit der Völ sollte untergehen; sie sollten ihres edeln Ursprungs vergessen; ihrer alten Freiheiten sollte nicht mehr gedacht werden. Was half es jetzt, der vaterländischen Rechte tief kundig zu sein; denn ein fremdes Recht galt. Was half es, berebt zu sein in der angeborenen Sprache; denn in den wichtigsten Verhältnissen mußte ihr zu einer fremden flüchten, die euch, um eure Gesinnungen und Gefühle auszudrücken, oft eigensinnig den Dienst versagte. So standet ihr, Söhne Germaniens, Hermann's Enkel, schwerfällig und unbehülflich, in der neu aufgedrungenen Tracht, ein Gegenstand der Geringschätzung — und wie weit ist es von da zur gänzlichen Unterdrückung? — dem gewandtesten Volke gegenüber, das, ausgerüstet mit einem unbefieglichen Selbstvertrauen, Alles mit Leichtigkeit unternimmt und das Meiste mit Sicherheit ausführt; das, über kleine Bedenkllichkeiten hinweggehoben, ohne Gewissenhaftigkeit spottet und, jeden Schein der Tugend sich aneignend, eure Niederkeit verachtet, weil sie selten mit dem täuschenden Firniß äußerer Liebenswürdigkeit belleidet ist. Beherrscht von diesem Volke, das sich in dem unbestrittenen Besitz jeder Vortrefflichkeit wähnt und kein anderes aufrichtig achtet — was war euer Loos, was würde es geworden sein, wären durch den Fortschritt der Siege eines ungestörten Glücks die letzten Bedenkllichkeiten gehoben, die letzten schwachen Dämme des Despotismus durchbrochen worden? War nicht jetzt schon, unter dem Drude dieses Volkes, das Widerspruch weniger als irgend eines verträgt, war nicht jetzt schon, selbst in den Ländern souverainer Fürsten, das heilige Recht freier Mittheilung, selbst im gesellschaftlichen Verkehr, beeinträchtigt und gefahrvoll geworden? War nicht der letzte Trost der Unterdrückten, das freie Urtheil und die Klage, zum Verbrechen geworden? Wurde nicht Alles, was der französischen Nation und ihrem Ansehen nachtheilig, oder nicht ehrenvoll schien, unter dem Schleier des Stillschweigens bebedt und den Augen der Geschichte entzogen? Jedes öffentliche Ereigniß mußte sich gestalten nach der Form, jedes öffentliche Urtheil bequemen nach dem Gleis, das die Wachsamkeit der Polizei von Paris, welche die Polizei von Europa geworden war, vorschrieb. Die Geschichte der älteren Zeit selbst, wenn sie in eine ungünstige Vergleichung darzubieten sollte, mußte vor dem Machtspruch französischer Ge-

men verstummen, kein Beispiel kräftigen Widerstandes und kühner Verbindungen gegen spotischen Druck fremder Tyrannei sollte mehr wähnt, die Weltgeschichte sollte ihres edelsten Stoffes beraubt werden. Schon war die Zeit da, wo jeder freie Gedanke in der Brust schlummerte, und die Fähigkeit frei zu sein starb. Denn, wie ein tiefsinniger Geschichtreiber richtig urtheilt, ein Volk, dem nicht gestattet ist zu sagen was es denkt, wird sich bald gewöhnen nur das zu denken, was es sagen darf. So wird jede bessere Kraft gebremst, und diese Lähmung wird zur Natur. Die verleumdete Wahrheit entweicht und macht keinen Raum, gefährliche Tugenden werden verlegt, der verspottete Heroismus der Vaterlandsliebe schlummert ein. Dann ist die Gleichheit gemeiner Gesinnungen, die keine Besorgnisse erregen, hergestellt; und Viele werden tauben gewonnen zu haben, wenn kein großes Beispiel mehr unter ihnen hervorragt, sie zu offenen Dingen mahnt, oder ihnen stillschweigend ihre Gemeinheit und Schlechtigkeit vorstellt. In solchen Zeiten und unter solchen rabgewürdigten Völkern schlagen Leichtsinns und Ruchlosigkeit ihre lustigen Throne auf; und es geschieht dann wohl, daß, von Genuß und Ueppigkeit umringt, der Despotismus sich mit ergößlichen Farben schmückt als die väterlichen Regierungen, die in dem Gehalt ihrer alten Würde der demagogischen Kunst nicht bedürfen und vor der strengen Forderung, dem freien Sinn und der Vaterlandsliebe ihrer Kinder nicht erzittern.

So groß war die Gefahr, die über uns drohte, die größte, die ein edles Volk fürchten darf. Gott hat sie abgewendet. Die Freiheit ist gerettet; es ist uns wieder erlaubt, Deutsche zu sein. Das heilige Feuer lobert wieder auf dem Vaterlandes verwaisten Altären; es ist in Verbrechen mehr, den fremden Bedrückern hold zu sein. Die Tage jener erzwungenen Knechtschaft sind vorüber, wo wir uns des auferregten Joches freuen mußten; der erlogene Ruhm der Heuchelei hat der Wahrheit der Gesinnung keinen Platz gemacht. Das Reich der Gerechtigkeit lehrt zurück und reinigt Deutschlands besleckten Boden. Hätte die Ungerechtigkeit obgesiegt auf ihrem trogigen Lauf, hätte die Hand des feilen Glücks die Verurteilung jedes heiligen Rechts auf immer befestigt, hätte sich das große Schauspiel, die ungeheure Kette tragischer Unthaten, mit einem neuen Krönungsfeste geendigt, mit welchen

Gesinnungen wäre die Menge von dem Schauplatze hinweggegangen, sie, die fast immer in dem Solbe des Glückes steht und die Grundsätze verleugnet, die der Erfolg nicht krönt?

Indem sich aber die Gefahr von uns wendet, können wir mit ruhigerem Blick den mannigfaltigen Gewinn in die Augen fassen, welchen die Vorsehung in diese verhängnißvollen Zeiten gelegt hat. Jene chimärische Hoffnung gottvergessener Demagogen, daß die Grundsätze der Gewaltthätigkeit, mit denen sie ihr Volk bethörten und zerrütteten, den Weg um die Erde machen, alle Throne umstürzen und eine neue Ordnung der Dinge begründen würden, ist, so nah ihre Erfüllung eben in diesen letzten Zeiten durch die Siege desselben schien, der sich rühmte, die Revolution geendigt zu haben, auf eine wunderbare Weise vereitelt worden. Der Anstoß zwar, welchen sie den Völkern Europa's gegeben, hat die heftigsten Erschütterungen von den Säulen des Hercules bis zu der Wolga, von dem baltischen Meere bis zu den Katarakten des Nils fortgepflanzt; aber diese Erschütterungen sind von einer ganz andern Natur und ganz andern Resultaten gewesen, als ihre Urheber gewähnt haben. Großes Verderben haben sie erzeugt, große Verheerungen sind verbreitet worden; aber aus der Asche der zerstörten Städte ist der gerechte Muth der Völker neu aufstanden. Ein langer Friede hatte die meisten in Unthätigkeit eingewiegt; kein großes, kein gemeinsames Interesse hatte sie bewegt seit langer Zeit; sie hatten das Gefühl ihrer Kräfte und mit ihm das Vertrauen zu sich selbst verloren.

In den Cabineten war an die Stelle dieses Vertrauens eine kalte statistische Rechenkunst getreten, die sich ohn' Unterlaß in ihren Schlüssen betrog. Mit der Politik war auch die Erziehung eine berechnende Kunst geworden, ebenso zuverlässig in der Theorie, in der Ausübung ebenso falsch. Ein verkehrter Rossmopolitismus, welcher, dem bequemen Dienste der Menschheit sich widmend, von den lästigen Pflichten gegen das Vaterland zu entbinden schien, sollte die Stelle des beschränkten, in Verachtung gesunkenen Patriotismus ersetzen. Durch chimärische Ideen einer Vollkommenheit, welche in menschlichen Einrichtungen zu keiner Zeit gefunden worden, wurden die Köpfe erhitzt, indem sich die Herzen erkälteten; und Viele verbitterten sich gegen eine Wirklichkeit, in der sie wenig oder nichts von

ihren Träumen wiederfanden. Die Erfahrung und ihre große Lehrerin, die Geschichte, wurden wenig gehört und von Vielen verachtet; und je weniger der Gang der Menschheit und die Führungen Gottes beherzigt wurden, desto mehr griff der Glaube an die Möglichkeit philosophisch gebildeter Staaten um sich. Was diesem Glauben entgegenstand, schien Obscurantismus, und wurde, als eine Ausgeburt bösen Willens, gehaßt. Eine verderbliche Schwärmerei, Aufklärung genannt, machte sich breit, und mit ihr ging der schädlichste Mißbrauch der Publicität Hand in Hand, welcher alle Schritte der Machthaber und Obrigkeiten meisterte, oft verspottete und, wo man es durfte, öffentlich herabsetzte. So drohte dem, was unauflöslich vereinigt sein sollte, Haupt und Gliedern, eine furchtbare Trennung, indem sie verschiedenen Richtungen und Gesetzen folgten. Der Glaube an das Haupt wurde in den Gliedern zerstört; den Gliedern vertraute das Haupt nicht mehr. Was das Uebel zu heben bestimmt war, die Anwendung eines mühsamen und künstlichen Mechanismus in der Verwaltung der Staaten, vermehrte es noch. Diese Uebel, die in Deutschland so fühlbar waren, bedurften der Heilung; aber diese Heilung war unmöglich ohne eine Krisis, die den kranken Leib der Staaten bis an den Rand des Grabes führte. Nur so konnte die Lebenskraft, nur so konnte die ewige Ueberlegenheit der moralischen Kräfte über die statistischen kund gemacht werden. Es bedurfte solcher außerordentlichen Versuche mit hochgepriesenen Theorien, um den auf das Leere gehefteten Blick zur Erfahrung zurückzuführen; die blendenden Grundsätze eines hohlen und herzlosen Kosmopolitismus mußten so ausgesprochen und von ihren Propheten so niedergetreten werden, um die Liebe des Vaterlandes und der nächsten Pflichten aus der Asche zu wecken; so tückisch mußten uns die Lehrer der Menschenrechte täuschen, damit wir, in unserer Verlassenheit und Noth, mit neuem Vertrauen in die Arme unserer Fürsten zurückkehrten, und mit kindlichem Sinn für sie und unter ihrem Schutze für die Erhaltung unserer alten Rechte, unserer Sprache und Sitten, Gut und Blut zu opfern bereit würden.

Diese Wohlthat ist erreicht. Frankreich hat einen offenen Krieg gegen die Freiheit aller Völker geführt, und alle Völker sind gegen Frankreich aufgestanden. Es kann keinem

mehr, um es von der großen, gemeinen Sache abzugiehn, seine Freundschaft! denn es ist kund geworden, daß diese Freundschaft die der Medea ist. Seine Ge- waren das Unterpfand der Dienstbarkeit des Untergangs, glänzend von Ansehen der Kreusa Gewand, aber verzehrenden voll. Es gab den Kindern des Vaterlands wie die tochterliche Zauberin den Töchter Pelias, das Schlachtmesser in die Hand zerstückte mit ihnen, was es zu ver- verhiess. Die Macht ihrer Zauber ist g ihr Stab zerbrochen; auf Deutschlands streut sie ihre giftigen Kräuter nicht aus. Die Zwietracht, die sie erzeugt ist gelöst. Fürsten und Völker sind Einem Willen beseelt, und dieser Vere Begeisterung, mit der die Nachricht überall aufgenommen ward, sichert der Bestand. Fest steht die Ueberzeugung, daß keine menschliche Macht besteht, die auf Sitten ruht, keine gegen den Ge- Willen eines Viedern, treuen, fest ver- Volks obliegen kann. Diese uralte Geschichte hat die neueste Zeit uns gerückt, und der Erfolg wird, wir hoffen, diese Lehre befestigen.

Aber der Stamm dieser Einen Fortreibt viele herrliche Zweige. Die Ge- des Kriegs zu verachten, seine Lasten dulden, hat uns der Feind gelehrt; aber Freudigkeit zu kämpfen für den Ruhm großen Sache, lehrt uns der jetzige Blick. Eine heilige Flamme ist in der germanischen Jugend entbrannt; der bequ- Heimath vergessend, alle Güter ver- verachtend, hat sie sich auf das Sch- gestürzt, um mit ihrem Blute, wie jene Schaar auf Tharonea's Ebene, die S- des Vaterlandes auszulöschen. Das Beispiel, das Preussens Söhne unter ungünstigsten Verhältnissen und mit glorreichsten Erfolge gegeben, hat all- mütter ergriffen; Baierns tapfere Jug- nachgefolgt, und schon strömen aus Provinzen von Deutschland streitbare S- freiwillig herzu, um an den Ufern des N- zu vollenden, was an der Ober- und glücklichsten Vorbedeutungen begonnen! Ein Geist, Ein Wunsch beseelt alle! Alle Stände mischen sich in die K- Streitenden, und mannhafte Fürsten- ihr treues Volk gegen den Feind- Jede Eifersucht erlischt in der sch-

liche Alle durchglüht. Der ge-
 heuer bindet, was vormals ge-
 Der Ruhm der Tapferkeit, fort-
 : das Monopol eines Standes,
 nthum der Nation werden. In
 dem Herzen Europa's, wird die
 den ihre reinsten Altäre errichten;
 e größern Provinzen allein, auch
 id unbedeutendern werden durch
 ige Ausbauer und edle Großmuth
 der Achtung zu erringen wissen.
 chen Geiste beseelt, kann Deutsch-
 erliegen; es wird herrlicher auf-
 von der Bürger heiligem Blute
 die Eiche des Vaterlandes frische
 n, und unter ihrem Schatten
 stolzem und klopfendem Herzen
 iß ihrer Väter feiern. Ein
 ue wird alle Völker der deut-
 mschlingen, und sie, die jetzt
 t für Eine Sache, auf Einem
 pfern, werden sich, auch nach
 Kampfe, brüderlich die Hände
 Zwiespalt der Stämme wird
 alten Zwistes nicht mehr ge-

Der Oesterreicher und Preuße,
 id Würtemberger, der Sachse
 phälinger, der Thüringer und
 werden sich als Deutsche achten;
 allen gefeierten Namen wird
 ndergehen, wir werden Ein Va-
 ; in einer wohlgeordneten, dem
 scher Völker gemäßen Verfassung,
 e wohlbegründeter Rechte, eines
 lands sich freuend, wird der
 alte Tugend freudiger hegen;
 Biederkeit, Treue, Mäßigkeit,

Fleiß werden tiefer wurzeln;
 und Kunst wird herrlicher auf-
 was Deutschlands Literatur ge-
 nsterer Gang, größere Würde,
 telpunkt, das wird die nächste
 hn. Großer Gefahren Besiegung,
 tige Aufregung sittlicher Kräfte,
 n Völkern auch in den Wissen-
 künsten Epoche gemacht. Aber

Kampf nicht vollbracht; der
 ie Antäus sammelt auf dem
 Boden neue Kraft. Wer möchte
 ertragen, daß er sich in seinem
 und die Fadel der Rache über
 hwinde? Daß dieses nicht ge-
 es Vaterlandes schöner Boden
 er verödet, seine Söhne nicht

schmälicher als je verspottet werden, daß
 müsse die Sorge Aller, daß müsse das Be-
 streben jedes Einzelnen sein; nicht träge zu
 harren auf des Andern Entschluß, nicht die
 eigene Pflicht auf den Nacken des Nächsten
 zuwälzen, sondern mit brennendem Eifer,
 jeder der Erste, nach dem Einen Ziele zu
 streben, das Eine zu vollbringen, das Noth
 ist. Nur dann, wenn die Einen Leben und
 Blut, die Andern Gut und Habe, Jeder
 was er vermag und kann, zu dem gemein-
 samen Zwecke beiträgt, nur dann ist der
 Sieg, nur dann ist ein sicherer Friede, nur
 dann ist eine glorreiche Ruhe unser.

Europa's Blicke sind auf Deutschland ge-
 richtet.

Jünglinge Deutschlands! Wie in unserer
 Ahnherrn grauer Zeit die Frauen dem
 Kampfe ihrer Gatten theilnehmend zuschauten
 und sich des Muthes erfreuten, welcher eben
 durch die Gegenwart der geliebten Zeugen
 erhöht ward, so wißt, daß auch jetzt eure
 Mütter, eure Schwestern und Bräute um
 euch stehen, wenn ihr für die Freiheit
 kämpft, daß sie euren Muth mit freudigen
 Thränen ehren, und wenn ihr fallt, eure
 Gräber mit Lob und Kränzen schmücken. Die
 Welt und die Nachwelt blicken auf euch.
 Ihr seid die Freude der Geretteten, die Hoff-
 nung der Unterdrückten; an euren Muth,
 an eure Beharrlichkeit wendet sich die gepei-
 nigte Menschheit. Wenn diese blutigen Tage
 vorüber, wenn das Ziel eures Kampfes er-
 reicht, wenn die Freiheit wieder auf den
 Thron erhoben, wenn Gesetz, Sitten und
 Wissenschaft wieder eingesetzt sind in ihr altes
 Recht, wenn die freie Erde dankbar ihre
 entfesselten Hände wieder zum Himmel er-
 hebt, da werdet ihr in dem Glücke der ge-
 retteten Mitwelt den Segen der Nachwelt
 und den Lohn einer verdienten Unsterblichkeit
 ahnen.

Ihr liebt das Vaterland; ihm habt ihr
 euer Leben geweiht. Aber die Opfer, die
 ihr ihm darbringt, werden eure Liebe noch
 höher entflammen und euch noch inniger an
 den befreiten Boden knüpfen, der eure Brü-
 der und Freunde mütterlich birgt. Denn
 nicht sowohl das Gute, was der Mensch em-
 pfängt, als das, so er Andern erzeigt, knüpft
 ihn an jene, und die Freude ist lebendiger
 in dem Wohlthäter, als die Dankbarkeit in
 dem Empfänger.

Viel ist, was ihr errungen habt; nicht

geringer ist, was euch noch obliegt. Aber kein Ziel kann jetzt zu hoch für euch sein. Seht auf das Vaterland zurück, das, wenn ihr weicht, nicht mehr ist.

Als einstmals die Phocenser, im Kriege mit den benachbarten Thessaliern, nach vielfältigen Niederlagen von Neuem zu den Waffen griffen, und der Erfolg ungewiß war, da trugen sie alle ihre Habe zusammen, Kleider, Gold und Silber, auch die Bilder ihrer Götter, und richteten einen Holzstoß auf, den sie dreißig Männern zu bewachen gaben. Diesen Männern aber hatten sie geboten, wenn das Heer geschlagen würde, ihre Wei-

ber und Kinder zu tödten, und i sammt ihrer Habe in die Flamme. So rüdten sie gegen den übermächtigen Als sie nun handgemein wurden ihnen das Schicksal der übrigen Augen, deren Rettung einzig an und da war keine Art von Tod die sie nicht vollbrachten. Die Götter, begünstigten ihren Muth, und gen den glorreichsten Sieg. Zu sendeten sie große Geschenke an den Gott.

So hilft Gott denen, die sich wollen.

Johann Peter Hebel.

(Siehe Theil I, Seite 380.)

Der Schneider in Pensa.

Der Schneider in Pensa — was ist das für ein Männlein? Sechszwanzig Gesellschaften auf dem Brett Jahr aus Jahr ein, für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld — aber einen frohen, heitern Sinn, ein Gemüth, treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut, rheinländische Gastfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Beresina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche und englische Uhr, wer eine hat, nimmer geht wie daheim, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und dann weiter abgeführt, in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und Niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht Einer gleichsam als fremde Waare aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages, mit Franzosen untermengt, auch sechzehn Rheinländer, badische Officiere, die damals unter den Fahnen Napoleon's gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit

erfrorenen Gliedmaßen und schmerzhaften Wunden, ohne Geld, ohne Ausrüstung, in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Lande kein Ohr mit deutscher Sprache verstand, kein Herz mit Mitleid über ihre Leiden erbarmte.

Als aber Einer den Andern anblickte: Was wird aus uns — oder: Wann wird der Tod ein Ende machen? — und: Wo werden wir begraben? — da vernahmten durch das russische und kosakische, wie ein Evangelium von unermutheter Stimme: Deutsche da? — Und es stund auf zwei nicht ganz gleichen liebe, freundliche Gestalt, das war der von Pensa, Franz Anton Gebhardt, ein Bürtling aus Bretten im Neckarkreis des Großherzogthums Baden. Hat er nicht 1799 das Handwerk gelernt in Lahr, hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Regensburg hinein. (Ein pfälzischer Schneider sieben bis achtmal hundert Schritte nicht hoch an, wenn's ihn in die Welt bringt.) In Petersburg aber ließ er sich in ein russisches Cavallerieregiment als Schneider engagiren und ritt mit seinen Kameraden in die fremde russische Welt hinein, wo er, nach Pensa, bald mit der Ausrüstung bald mit dem Schwerte.

In Bensa aber, wo er sich hernach häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will Jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er nach dem deutschen Schneider in Bensa; verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider in Bensa an; er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rath, Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, — nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte! So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Elle weg und war der Erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage; denn er hoffte von einem Tage zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte sie schon voraus, ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebet und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussehen!“ dachte er, „Wenn ihnen nur recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutsche da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend nach Kräften.

Diesmal aber, und als er unter so viele geneigte Landsleute, auch Darmstädter und andere, hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum zweitenmale fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien erlang in ihren Ohren wie ein Harfenton, — und als er hörte: „Deutsche genug!“ und von Jedem erfragte, woher er sei? — (er wäre mit Mecklenburgern und Rursachsen auch zufrieden gewesen), aber Einer sagte: Von Mannheim am Rheinstrom! (als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt?) — der Andre sagte: von Bruchsal, der Dritte von Heidelberg, der Vierte von Gahsheim, — da zog es wie ein warmes, auflösendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch.

„Und ich bin von Bretten,“ sagte das herrliche Gemüth, „Franz Anton Egetmaier aus Bretten,“ wie Joseph in Egypten zu den Edhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph, euer Bruder,“ — und die Thränen der Freude, der Demuth und heiligen Heimathliebe traten Allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider machten oder der Schneider an seinen Landsleuten, und welcher Theil der gerührteste war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuren Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahle, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war. Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute behalten dürfe. „Anton,“ sagte der Statthalter, „wann hab' ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, die in seinem Hause nicht Platz hatten, die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er die Gäste Einen nach dem Andern: „Herr Landsmann,“ sagte er zu Einem, „mit Eurem Weißzeug sieht es windig aus, ich werde noch für ein halb Duzend neue Hemden sorgen.“ „Ihr braucht auch ein neues Röcklein,“ sagte er zu einem Andern; „Eurer kann noch gewendet und ausgebessert werden,“ zu einem Dritten, und so zu Allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten und alle sechs und zwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Freunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausgestaffirt.

Ein guter Mensch, auch wenn er in Nothen ist, mißbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit, deswegen sagten zu ihm die Rheinländer: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht! ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit, so wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können und wann.“ — Darauf erwiederte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, euch helfen zu können. Benützt Alles, was ich habe, seht mein Haus und meinen Garten als das eurige an!“ So kurzweg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefast in Würde, die Güte hervorblitzt; — denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein.

Jetzt führte er sie, freudig wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen.

Hier ist nicht Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es; jeden Tag fand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Bivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren anders gehen; kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und den Siegen der hohen Verbündeten in Deutschland an, der Schneider war der Erste, der sie wußte und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder,“ sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht.“ — „Vater Egetmaier,“ sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe.“ Also machte er ihnen zum Anschein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war.

Das gute Geld war zu einem andern Gebrauche zu bestimmen, aber man kann nicht an Alles denken; denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, da gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung, und zum bitteren Schmerze — die Noth, denn es fehlte an Allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrednissen des russischen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich dreizehn Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige

nirgendß hin. — Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider — sonst so frohen leichtem Muthes — still und nachdenkend herum, als der etwas im Sinne hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht an Herzen!“ sagten die Herren Rheinländer, und merkten nichts! aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rath! Geld genug!“ — Was war's? — Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden,“ sagte er, „wenn nur ihr ohne Sorgen und Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“

O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Du wirst einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommet her, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.“

Doch der Kauf wurde zu großem Troste für die edlen Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf eine andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen und nöthigte sie, was er hatte von kostbarem russischem Pelzwerk, anzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder Gutes Unglück widerführe.

Den Abschied mag ich nicht beschreiben. Reiner, der dabei war, vermag es; sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thranen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystok in Polen ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar ihre Schuld zurück.

Jean Paul Friedrich Richter,

geboren den 21. März 1768 zu Wunsiedel, sollte in Leipzig Theologie studiren, beschäftigte sich aber mehr mit Literatur und schönen Wissenschaften, 1784 in Hof, wo er in bedrängten Verhältnissen der schriftstellerischen Thätigkeit lebte, von 1797 an abwechselnd in Leipzig, Weimar, Berlin, Meiningen, Koburg, siedelte sich 1804 in Baireuth an, wo er den 14. November 1826 starb, nachdem er

eine Zeitlang völlig erblindet gewesen war. — Romane, und zwar satirische (Grönländische Prozesse, Auswahl aus des Teufels Papieren), sentimental-humoristische (Hesperus, Titan und Anderes) und komisch-humoristische (Flegeljahre, Ragenberger, Schmelze und Anderes); Vorschule der Aesthetik; Levana (über Erziehung).

Die Taschenbibliothek.

Es kann sein, daß meine jungen Leser zu-
rieden sind, wenn sie meine Erzählung gelesen;
aber dankbar werden sie sein nach zwanzig
Jahren, wenn sie sie benutzt haben.

Der Bagentanzmeister Aubin hatte wenig
Zeit, wenig Geld, noch weniger Gedächtniß
und Bücher! — und doch wußt' er fast alle
auswendig und war nicht bloß auf dem Tanz-
boden zu Hause. Ich wollte dieses Räthsel
vergeblich durch Errathen auflösen; ich mußte
zu dem selber gehen, der es war. Ich mengte
mich daher nicht unter die Schüler, sondern
unter die Zuschauer seiner fröhlichen Tanz-
stunden, die er den Bagen und einigen Neben-
Revinnen in dem großen Redouten-Saale gab.

Ich kam ein wenig früher als die Eleven,
die gern überall tanzten, nur nicht da, wo
sie es lernen sollten. Aubin war schon da
und steckte ein kleines Buch, in der Größe
des Katechismus von Schlosser, den ihr euch
kaufen solltet, bei meinem Anblick ein. „Ich
bin so glücklich,“ sagt' er, um seinen Fleiß
gleichsam zu entschuldigen, „daß ich keine Zeit
und Langeweile habe. Ich fühle nie, daß ich
auf etwas warte, denn ich ziehe sogleich einen
Theil meiner Taschenbibliothek aus der Tasche,
und wär's an einem Ufer, auf das der Fähr-
mann erst aus der Mitte des Stromes zurück-
rudert.“ Er stahl sich immer zwischen seinen
täglichen acht Tanzstunden und zwischen den
Zeiten der Erholung einige Leseminuten her-
aus; wie verächtlich steht neben einem solchen
Minutendiebe im guten Sinne ein Tagedieb
an schlimmen! — In der flüchtigen Viertel-
stunde unsers Gesprächs setzte er mich durch
eine Kenntnisse in Ungewißheit, ob er außer
der Tanzkunst eigentlich Theologie — oder
Jurisprudenz — oder Astronomie — oder Ge-
schichte — oder andere Wissenschaften verstehe.

Nach vier Uhr unterbrachen die Tanzschüle-

rinnen unser Gespräch mit dem übrigen. Ich
hoffe, es war nur eine, — höchstens noch
eine, — die die „Abendstunden der Madame
Genlis“ nicht gelesen, sonst wäre sie gewiß
noch einmal so höflich, so still und so beschei-
den gewesen. Vielleicht hatte sie keine Mutter
mehr, die es ihr sagen konnte, daß eine Jung-
frau gegen jeden Mann, den sie bezahlt, gegen
einen Tanz- oder Sprach- oder Zeichenmeister
noch zurückhaltender und höflicher zugleich sein
müsse, als gegen Freunde ihrer Eltern. Herr
Aubin tabelte es gewiß auch, daß sie länger
blieb als andere und in unser Gespräch ein-
drang, und ihm zuletzt die Frage that, die
sich niemals schickt, welches Geschlecht besser
sei, ihres oder seines. Rein Mensch von Er-
ziehung legt eine Frage vor, deren Antwort
dem anderen Mühe kostet. Ich nahm ihm die
Mühe durch die Erzählung einer Historie aus
den Abendstunden der Mad. Genlis ab; wir
hatten Zeit, da er von fünf bis sechs Uhr
auf neue Springläufer lauerte, die aber heute
alle im Komödienhause saßen. Als die Historie
aus und das Mädchen fort war, bat er mich
zu meinem Erstaunen, sie noch einmal zu er-
zählen, denn es blieb ihm kein Name, sagt'
er, sein Gedächtniß sei durch das schnelle Hin-
tereinanderlesen von Dingen, die nicht zusam-
mengehören, ein ausgezogener Ader geworden.
Mir war freilich diese Entkräftung eines Ge-
dächtnisses, daß mir heute nichts als Proben
seiner Stärke gegeben, unbegreiflich; aber der
Satz ist wahr, daß einer, der jede Minute
eine andere Wissenschaft oder ein anderes
Geschäft vornimmt, sein Gedächtniß zerstöre.

Das Glück oder vielmehr Don Carlos —
diese Tragödie wurde heute gegeben — nahm
ihm die Schüler und schenkte mir den Lehrer.
„Man sollte,“ sagt' er, „allemaal heute (den
22. Juli) dieses Stück aufführen, weil der
Held davon gerade heute (1568) sich todt ge-
blutet.“ Er mußte den Tag vieler Begeben-

heiten, deren Jahrhundert Andere nicht wissen. Ich begriff immer weniger die Schwäche seines Gedächtnisses. Er sagte, ich sollte nichts loben, als höchstens seine Taschenbibliothek. Ich ging also mit ihm nach Hause zum Hauptschlüssel aller Räthsel.

Ein halbes Schoß Bücher — lauter Compendien von einem halben Schoß Wissenschaften — besaß er, weiter kein Blatt. Oft sind die Gehirnlammern leer und die Bücherbretter voll; aber hier war das Widerspiel.

Endlich ergriff er den Schlüssel zu einem Bücherschrank — und zum Räthsel — und schloß beide, d. h. seine Taschenbibliothek auf.

Excerpten waren es, aber kürzere als die gewöhnlichen.

Ich will jetzt den Lesern, die so glücklich sind, noch in den Jahren zu sein, deren Verlust oder Mißbrauch keine späteren gut machen, diesen will ich Alles Wort für Wort zuwenden, was mir der Tanzmeister vorsagte; ich mag ihn nicht um den Dank bringen, den sie ihm einmal nach langen Jahren sagen werden.

„Ich hat oft,“ sagt er, „einen Menschen, der eine dicke Reisebeschreibung wieder zum Bücherverleiher zurückgetragen, mir nur einen Bogen mit dessen Inhalt vollzuschreiben — er lernt es nicht. Nach vier Wochen kommt er nicht einmal ein Octavblatt ausfüllen mit der Erbschaft aus dem Buch. Es war also nicht bloß so gut, als hätt' er's nicht gelesen, sondern noch schlimmer. Ich hatte Tanzschüler, die jährlich mehr Bücher als Tage durchbrachten, aber sie befanden sich jährlich nicht um 365 Zeilen reicher. Und doch ist's nicht unmöglich, zugleich viel zu lesen und viel zu merken. Was soll man da machen?“

„Bloß Excerpten. Ich fing mir anfangs aus jedem Buche zwei, drei Sonderbarkeiten wie Schmetterlinge aus, und machte sie durch Tinte in meinem Excerptenbuche fest. Ich hob aus allen Wissenschaften meine Recruten aus. Drei Zeilen Platz, mehr nicht, räumt' ich jeder Merkwürdigkeit ein. Ich borgte mir allezeit nur Ein Buch, um es lieber und schneller zu lesen; viele borgen, ist so viel wie sie laufen, man liest sie nicht oder spät. Oft besteht aller Geist, den ich mit meiner Kelter aus einem Buche bringe, in einem einzigen Tropfen; ich habe aber dann nach zehn Jahren noch etwas, noch einen Vortheil vom Buche aufzuweisen, nämlich meinen Tropfen. Diese Excerpten zieh' ich wie Riechwasser überall aus der Tasche, auf der Straße, im Vorzim-

mer, auf dem Tanzboden, und erquide mich mit einigen Lebenstropfen. Wäre mein Gedächtniß noch schwächer, so läß ich sie noch öfter.“

„Die Hauptsache ist, daß ich Excerpten aus meinen Excerpten mache und den Spiritus noch einmal abziehe. Einmal les' ich sie z. B. bloß wegen des Artikels vom Tanze durch, ein andermal bloß über die Blumen, und trage dieses mit zwei Worten in kleinere Hefte oder Register und fülle so das Faß auf Flaschen.“

„Sogar eine schwere Zahlenlast kann mein kraftloses Gedächtniß aufheben und tragen; ich lege sie nur in 365 kleine Lasten aufeinander.“

Hier gab er mir seinen Kalender. Jeder Monat war mit einem halben Bogen durchzogen, auf dem es für jeden Monatstag beigeschrieben stand, ob dieser der Geburts- oder Sterbetag eines berühmten Mannes oder einer großen Begebenheit, oder ein griechischer, jüdischer, römischer Festtag sei, oder welcher Käfer daran ohngefähr in die Erde, oder welcher Zugvogel zu seinen Winterlustbarkeiten abreise. Jeden Morgen sah er dann das historische Pensum des heutigen Tages an und nach einem Jahre hatte er mehr als zweimal 365 Zahlen im Kopf.

Ich mußte hier den Mann, dessen Herz für alles Wissen brannte, an das meinige drücken und es ihm gestehen, daß ich beinahe auf demselben Wege seit dem vierzehnten Jahre gehe.

Und ihr, lieben Jünglinge, macht, daß ihr auch einmal aus solchem Grunde umarmet werdet. Vergesst den Bagentanzmeister nicht, der keine Zeit und kein Gedächtniß und doch so viele Kenntnisse hatte! — Vergesst ihr ihn, so bleibt euch aus eurer ganzen durch eure Seele rauschenden Universitätsbibliothek nicht soviel zurück als in den Katalog der selben, weitläufig geschrieben, hinein geht. Die Bücherfluth verläuft, läßt nur einige Schalen nach, überspült wieder euer Gedächtniß, und nach dieser Ebbe und Fluth steht in eurer Seele nicht eine einzige gepflanzte Pflanze, sondern eine nasse Sandbank. Repetiren könnt ihr dann gar nicht, oder ihr müßet dann wenigstens das aus dem Buch von Neuem lesen und also Vergessenes und Behaltenes zugleich wiederholen, indem ihr in derselben Zeit ein ganz neues durchschneidet. Am Ende werdet ihr zur Wiederholung

lectüre fast die Wiederholung eures Lebens nöthig haben. Kurz, vergeßet was ihr wollt, nur meine Erzählung nicht. Sogar die unter euch, die hier erschrecken und es beklagen, daß sie schon zu alt sind, diese nehm' ich bei der Hand und sage ihnen tröstend: „Gehet nur mir und dem Herrn Rubin nach; um so mehr müßet ihr jetzt, da ihr euch so spät auf den Weg zur Kenntniß macht, den abgekürzten einschlagen — wahrhaftig aus denselben Gründen, warum ich und er noch im Nachmittage des Lebens mit Excerpiren fortfahren, müßet ihr damit anfangen.“

Wenn ich nach zehn Jahren noch lebe, so will ich am heutigen Tage an diesen Aufsatz denken und mich draußen nach allen Weltgegenden umschauen und sagen: „Gewiß lebt in diesem Umkreis mehr als ein Mann, der froh ist, daß er vor zehn Jahren erfahren hat, wie es der Pagentanzmeister Rubin machte.“ —

Reise nach der Insel Ischia.

Eine helle Nacht ohne Gleichen! Die Sterne allein erhellten schon die Erde und die Milchstraße war silbern. Eine einzige mit Weinblüthen durchflochtene Allee führte der Prachtstadt zu. Ueberall hörte man Menschen, bald naheß Reden, bald fernes Singen. Aus schwarzen Kastanienwäldern auf mond hellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Ein armes schlafendes Mädchen, das wir mitgenommen, hörte das Tönen bis in den Traum hinab und sang nach und blickte, wenn es sich damit geweckt, verwirrt und süß lächelnd umher, mit dem ganzen Ton und Traum noch in der Brust. Singend rollte auf einem dünnen leichten Wagen mit zwei Rädern ein Fuhrmann, auf der Deichsel stehend, lustig vorüber. — Weiber trugen in der Kühle schon große Körbe voll Blumen nach der Stadt; — in den Fernen, neben uns, dufteten ganze Paradiese aus Blumenfeldchen; und das Herz und die Brust sogen zugleich den Liebestrank der süßen Luft. — Der Mond war hell wie eine Sonne an dem hohen Himmel herausgezogen, und der Horizont wurde von Sternen vergoldet — und am ganzen wolkenlosen Himmel stand die düstere Wollensäule des Vesuv im Osten allein.

Tief in der Nacht, nach zwei Uhr, rollten

wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen — die Balcons warfen sich Gefänge zu — auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen, und die Horen-Glödchen vermehrten den Tag, und der Mond schien zu wärmen. Nur zuweilen schloß ein Mensch zwischen den Säulengängen gleichsam an seinem Mittags-schlafe. — Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten, und ging tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnenaufgang aus dem Meere herüber die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffaste. Die Ischianerin wickelte sich in ihren blauen Schleier gegen die Mücken und entschlief am schwarz sandigen Ufer.

Ich ging allein auf und ab, für mich gab's keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief, die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Grenzstadt der Wassergewalt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Palästen hinauf, bis wo das hohe Sanct Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauß blickt. Mit zwei Armen umfaffete die Erde das schöne Meer, auf ihrem rechten, auf dem Posilippo, trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte und umspannte seine Wogen und seine Schiffe, und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Capri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt rauchte im Aether der Vulcan und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen.

Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilipp hinab, die Stadt verfinsterte sich, das Getöse der Nacht verklang, Fischer stiegen aus, löschten ihre Fadeln und legten sich an's Ufer, die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der Sorrentischen Küste trieb die stillen Wellen auf — heller schimmerte Sorrento's Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren — Vesuv's Rauchsäule wurde abgeweht, und vom Feuerberge zog sich eine lange reine Morgenröthe über die Küste hinauf wie über eine fremde Welt.

Es war der dämmernde Morgen, voll von

jugendlichen Ahnungen! Spricht nicht die Landschaft, der Berg, die Küste gleich einem Echo desto mehr Silben zur Seele, je ferner sie sind? — Wie jung fühlt' ich die Welt und mich, und der ganze Morgen meines Lebens war in diesen gedrängt!

Mein Freund kam — Alles war berichtet — die Schiffer angekommen — Agata wurde zur Freude gewedt, und wir stiegen ein, als die Morgenröthe die Gebirge entzündete, und aufgebläht von Morgenlüftchen flog das Schiffchen in's Meer hinaus. Ehe wir noch um das Vorgebirg des Posilippo herum-schifften, warf der Krater des Vesuv den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel, und Meer und Erde entbrannten. Neapel's halber Erdgürtel mit morgenrothen Palästen, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel seiner Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinauf, und sein grünender Thron von St. Elmo standen stolz zwischen zwei Bergen vor dem Meere.

Da wir um den Posilippo kamen, stand Ischia's Epomeo wie ein Riese des Meers in der Ferne, mit einem Wald umgürtet und mit lahltem, weißem Haupt. Allmählig erschienen auf der unermesslichen Ebene die Inseln nach einander wie zerstreute Dörfer, und wild drangen und wateten die Vorgebirge in das Meer. Jetzt that sich gewaltiger und lebendiger als das vertrocknete, vereinzelte starre Land, das Wasserreich auf, dessen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an bis zum Tropfen, zusammengreifen und sich zugleich bewegen. — Allmächtiges und doch sanftes Element! Grimmig schiebest du auf die Länder und verschlingst sie, und mit deinen aushöhlenden Polypenarmen liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und zerschmilzest sie zu Wellen, sanft spielst du mit deinen kleinen Kindern, den Inseln, und spielst an der Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielen, dann uns tragen, und dann hinter uns spielen.

Als wir vor dem kleinen Nisita vorbei kamen, wo einst Brutus und Cato nach Cäsar's Tod Schutzwehr suchten, — als wir vor dem zauberischen Baja und dem Zauberschlosse, wo einst drei Römer die Theilung der Welt beschlossen, und vor dem ganzen Vorgebirge vorübergingen, wo die Landhäuser der großen Römer standen, und als wir nach dem Berge

von Cumä hinabsahen, hinter welchem Scipio Africanus in seinem Internum lebte und starb: so ergriff mich das hohe Leben der alten Großen und ich sagte zu meinem Freunde: „Welche Menschen waren das! Raum erfahren wir es gelegentlich im Plinius oder Cicero, daß einer von ihnen dort ein Landhaus hat, oder daß es ein schönes Neapel gibt, — mitten aus dem Freudenmeer der Natur wachsen und tragen ihre Lorbeeren so gut wie aus dem Eismeeer Deutschlands und Englands, oder aus Arabiens Sand — in Wüsten und in Paradiesen schlugen ihre starken Herzen gleich fort, und für diese Weltseelen gab es keine Wohnung, außer die Welt. Nur bei solchen Seelen sind Empfindungen fast mehr werth, als Thaten, ein Römer konnte hier groß vor Freude weinen! Dian, sage, was kann der neuere Mensch dafür, daß er so spät lebt hinter ihren Ruinen?“ —

Jugend und Ruinen, einstürzende Vergangenheit und ewige Lebensfülle bedeckten das misenische Gestade und die ganze unabsehbliche Küste, — an die zerbrochenen Aischkrüge tochter Götter, an die zerstückten Tempel Mercur's, Dianen's, spielte die fröhliche leichte Welle und die ewige Sonne — alte einsame Brückenpfeiler im Meer, einsame Tempelsäulen und Bogen sprachen im üppigen Lebensglanze das ernste Wort — die alten heiligen Namen der elisäischen Felder, des Avernus, des todten Meers wohnten noch auf der Küste — Felsen- und Tempeltrümmer lagen untereinander auf der bunten Lava — Alles blühte und lebte, das Mädchen und die Schiffer sangen — die Berge und die Inseln standen groß im jungen feurigen Tag — Delphine zogen spielend neben uns — singende Lerchen wirbelten sich im Netz über ihre engen Inseln heraus — und an allen Enden des Horizonts kamen Schiffe herauf und flogen pfeilschnell dahin. Es war die göttliche Ueberfülle und Vermischung der Welt vor mir, brausende Saiten des Lebens waren über den Saitensteg des Vesuv und Posilipp herüber bis an den Epomeo gespannt.

Plötzlich donnerte es Einmal durch den blauen Himmel über das Meer her. Das Mädchen fragte mich: „Warum werdest du bleich? es ist nur der Vesuv.“ Da war ein Gott mir nahe, ja Himmel, Erde und Meer traten als drei Gottheiten vor mich — von einem göttlichen Morgensturm.

das Traumbuch des Lebens rauschend auf-
geblättert und überall las ich unsere Träume
und ihre Auslegungen. —

Nach einiger Zeit kamen wir an ein langes,
den Norden verschlingendes Land, gleichsam
der Fuß eines einzigen Bergs, es war schon
das holde Ischia, und ich stieg selig-trunken
aus.

Das Testament.

(Aus den Flegeljahren.)

So lange Haslau eine Residenz ist,
wußte man sich nicht zu erinnern, daß man
darin auf Etwas mit solcher Neugier ge-
wartet hätte — die Geburt des Erbprinzen
ausgenommen — als auf die Eröffnung des
Bau der Rabel'schen Testaments. — Von der
Rabel konnte der Haslauer Krösus und sein
Leben eine Münzbelustigung heißen, oder eine
Goldwäsche unter einem goldenen Regen, oder
wie sonst der Wiz wollte. Sieben noch lebende
weitläufige Anverwandte von sieben ver-
storbenen weitläufigen Anverwandten Rabel's
machten sich zwar einige Hoffnung auf Plätze
im Vermächtniß, weil der Krösus ihnen ge-
schworen, ihrer da zu gedenken; aber die
Hoffnungen blieben zu matt, weil man ihm
nicht sonderlich trauen wollte, da er nicht
nur so mürrisch sittlich und uneigennützig
überall wirthschaftete — in der Sittlichkeit
aber waren die sieben Anverwandten noch
Anfänger —, sondern auch immer so spöttisch
vareingriff, und mit einem solchen Herzen voll
Streiche und Fallstricke, daß sich auf ihn nicht
ruhen ließ. Zwischen zwei Schlagflüssen
hatte er sein Testament aufgesetzt und dem
Magistrate anvertraut. Noch als er den
Depositionsschein den sieben Präsumtiv-Erben
halbsterbend übergab, sagt er mit altem
Tone: Er wolle nicht hoffen, daß dieses
Zeichen seines Ablebens gesetzte Männer
niedererschlage, die er sich viel lieber als
lachende Erben denke, denn als weinende;
und nur Einer davon, der kalte Froniter,
der Polizei-Inspector Harprecht erwiederte dem
Barmen: ihr sämmtlicher Antheil an einem
solchen Verluste stehe wohl nicht in ihrer
Gewalt. —

Endlich erschienen die sieben Erben mit
ihrem Depositionsschein auf dem Rathhause . . .
und drangen bei dem Magistrate auf die vom
seligen Rabel insinuirte Charte und die Deff-

nung des Testaments ordentlich und gezie-
mend Das Testament wurde aufgemacht
und vom regierenden Bürgermeister vorge-
lesen wie folgt. *)

„Zweite Clausel.“

„Allgemein wird Erbsagung und Enterbung
unter die wesentlichsten Testamentstücke gezählt.
Dem zu Folge vermach' ich denn dem Herrn
Kirchenrath Glanz, dem Herrn Hoffiscal
Knoll, dem Herrn Hofagent Peter Neu-
peter, dem Herrn Polizeiinspector Harp-
recht, dem Herrn Frühprediger Flachß und
dem Herrn Hofbuchhändler Pasvogel und
Herrn Flitten vor der Hand Nichts, we-
niger weil ihnen als den weitläufigsten An-
verwandten keine Trebellianica **) gebührt, oder
weil die Meisten selber genug zu vererben
haben, als weil ich aus ihrem eigenen Munde
weiß, daß sie meine geringe Person lieber
haben, als mein großes Vermögen, bei welcher
ich sie denn lasse, so wenig auch an ihr zu
holen ist.“

Sieben lange Gesichtslängen fuhren hier
wie Siebenschläfer auf. Am meisten fand sich
der Kirchenrath, ein noch junger, aber durch
gesprochene und gedruckte Kanzelreden in ganz
Deutschland berühmter Mann, durch solche
Stiche beleidigt; — dem Elsasser Flitten ent-
ging im Sessionszimmer ein leicht geschmalzter
Fluch; Flachßen, dem Frühprediger, wuchß
das Kinn zu einem Barte abwärts; —
mehrere leise Stosnachrufe an den seligen
Rabel, mit Namen Schubjad, Narr, Un-
christ u. s. w. konnte der Stadtrath hören.
Aber der regierende Bürgermeister Ruhnold
winkte mit der Hand, der Hoffiscal und der
Buchhändler spannten alle Spring- und Schlag-
federn an ihren Gesichtern, wie an Fall-
wieder an, und Jener las fort, obwohl mit
erzwungenem Ernste.

„Dritte Clausel.“

„Ausgenommen gegenwärtiges Haus in der

*) Die erste Clausel ist weggelassen, weil sie
zum Verständniß des Folgenden nicht nothwendig ist.

**) Nach einem Gesetze, das unter dem Consu-
late des Trebellius Maximus, zur Zeit Nero's, ge-
macht wurde, durfte kein Erblasser über mehr als
drei Vierteltheile seines Vermögens durch Legate ver-
fügen. Ein Vierteltheil mußte immer dem natür-
lichen Erben bleiben. Dieß nennen die Juristen
die Trebellianische Quart oder schlechtweg die Tre-
bellianica.

Hundgasse, als welches nach dieser meiner dritten Clausel ganz so, wie es steht und geht, demjenigen von meinen sieben genannten Herren Anverwandten anfallen und zugehören soll, welcher in einer halben Stunde (von der Vorlesung der Clausel an gerechnet) früher als die übrigen sechs Nebenbuhler eine oder ein paar Thränen über mich, seinen dahingegangenen Onkel, vergießen kann vor einem löblichen Magistrat, der es protocollirt. Bleibt aber Alles trocken, so muß das Haus gleichfalls dem Universalerben verfallen, den ich sogleich nennen werde."

Hier machte der Bürgermeister das Testament zu, merkte an, die Bedingung sei wohl ungewöhnlich, aber doch nicht gesetzwidrig, sondern das Gericht müsse dem Ersten, der weine, das Haus zusprechen, legte seine Uhr auf den Sessionstisch, welche auf 11½ Uhr zeigte, und setzte sich ruhig nieder, um als Testamentsvollstrecker so gut wie das ganze Gericht aufzumerken, wer zuerst die begehrten Thränen über den Testor vergösse. — Daß es, so lange die Erde geht und steht, je auf ihr einen betrübten und trauern Congreß gegeben, als diesen von sieben gleichsam zum Weinen vereinigten trockenen Provinzen, kann wohl ohne Parteilichkeit nicht angenommen werden. Anfangs wurde noch kostbare Minuten hindurch bloß verwirrt gestaunt und gelächelt; der Congreß sah sich zu plötzlich in jenen Hund umgesezt, dem mitten im zornigsten Losrennen der Feind zurief: „Wart' auf!“ — und der plötzlich auf die Hinterfüße stieg und zähnebleedend aufwartete; vom Verwünschten wurde man zu schnell in's Beweinen emporgerissen. — An eine Rührung konnte — das sah Jeder — Keiner denken, so im Galopp an Platzregen, an Jagdtause der Augen; doch konnte in 26 Minuten Etwas geschehen. — Der Kaufmann Neupeter fragte: ob das nicht ein verfluchter Handel und Narrenposse sei für einen verständigen Mann, und verstand sich zu Nichts. Doch verspürte er bei dem Gedanken, daß ihm ein Haus auf einer Zähre in den Beutel schwimmen könnte, sonderbaren Drüsenreiz und sah wie eine kranke Lerche aus, die man mit einem eingeöhlten Stednabelknopfe — das Haus war der Knopf — klystirt. — Der Hoffiscal Knoll verzog sein Gesicht wie ein armer Handwerksmann, den ein Gesell bei einem Schusterlicht rasirt und radirt; er war fürchterlich erbost auf den Mißbrauch des Titels von Te-

stamenten und nahe genug an Thränen des Grimms. — Der listige Buchhändler Passvogel machte sich sogleich still an die Sache selber und durchging flüchtig alles Rührende, was er theils im Verlag hatte, theils in Commission, und hoffte Etwas zu brauen. Noch sah er dabei aus wie ein Hund, der das Brechmittel, das ihm der Pariser Hundearzt Demet auf die Nase gestrichen, langsam ableckt; es war durchaus Zeit erforderlich zum Effect. — Flitten aus Elßaß tanzte geradezu im Sessionszimmer, besah lachend alle Ernste und schwur, er sei nicht der Reichste unter ihnen, aber für ganz Straßburg und Elßaß dazu wär' er nicht im Stande bei einem solchen Spaß zu weinen. Zuletzt sah ihn der Polizei-Inspector Harprecht sehr bedeutend an und versicherte: Falls Monsieur etwan hoffe, durch Gelächter aus den sehr bekannten Drüsen*) und aus den Meibomischen**) und der Karunkel***) und andern die begehrten Tropfen zu erpressen und sich diebisch mit diesem Fensterschweiß zu beschlagen, so wolle er ihn erinnern, daß er damit so wenig gewinnen könne, als wenn er die Nase schnäuzen und davon profitiren wollte. . . . Aber der Elßasser versicherte, er lache nur zum Spaß, nicht aus ernstern Absichten. — Der Inspector seinerseits, bekannt mit seinem dephlegmirtent) Herzen, suchte dadurch etwas Passendes in die Augen zu treiben, daß er mit ihnen sehr starr und weit offen blickte. — Der Frühprediger Flachs sah aus wie ein reitender Betteljude, mit welchem ein Hengst durchgeht. Indes hätt' er mit seinem Herzen, das durch Haus- und Kirchenjammer schon die besten schwülsten Wolken um sich hatte, leicht wie eine Sonne vor elendem Wetter auf der Stelle das nöthigste Wasser aufgezo-gen, wär' ihm nur nicht das herschiffende Flößhaus immer dazwischen gekommen als ein gar zu erfreulicher Anblick und Damm. — Der Kirchenrath, der seine Natur kannte aus Neujahrs- und Leichenpredigten, und der gewiß wußte, daß er sich selber zuerst erweiche, sobald er nur an Andere Erweichungsreden halte, stand auf — da er sich und Andere so lang am Trockenseile hängen sah — und sagte mit Würde: Jeder, der

*) Den Thränenrüsen.

**) Schleimrüsen der Augenlider, nach dem berühmtem Mediciner Heinrich Meibom so genannt.

***) Ebenfalls eine Augenrüse, die im innern Augenwinkel liegt.

t) Entwässert, ausgetrocknet.

seine gedruckten Werke gelesen, wisse gewiß, daß er ein Herz im Busen trage, das so heilige Zeichen, wie Thränen sind, eher zurückdrängen, um keinen Nebenmenschen damit Etwas zu entziehen, als mühsam hervorzuzeigen nöthig habe aus Nebenabsichten. „Dies Herz hat sie schon vergossen, aber heimlich; denn Rabel war mein Freund,“ sagt er und sah umher. Mit Vergnügen bemerkte er, daß Alle noch so trocken dasaßen wie Korkhölzer. Besonders jetzt konnten Krotobille, Hirsche, Elephanten, Hexen, Neben leichter weinen, als die Erben, von Glanzen so gestört und grimmig gemacht. Bloß Flachsen schlug's heimlich zu. Dieser hielt sich Rabel's Wohlthaten und die schlechten Rode seiner Zuhörerinnen des Frühgottesdienstes, den Lazarus mit seinen Hunden und seinen eigenen langen Sarg in der Eile vor, ferner das Köpfen so nanther Menschen, Werther's Leiden, ein kleines Schlachtfeld und sich selber, wie er sich da so erbärmlich um den Testamentartitel in seinen jungen Jahren abquälte und abbringe — noch drei Stöße hatt' er zu thun mit dem Pumpen-Heffel, so hatte er sein Wasser und Haus. — „O Rabel, mein Rabel“ — fuhr Glanz fort, laßt vor Freude über nahe Trauerthränen weinend — „einst, wenn neben deine mit Erde bedeckte Brust voll Liebe auch die meinige zum Vermob — — „Ich glaube, meine Verehrtesten“ — sagte Flachsen, betrübt aufstehend und überfließend umhersehend — „ich weine;“ — setzte sich darauf nieder und ließ es vergnügter laufen. Er war nun auf dem Trockenen. Vor den Accessitaugen*) hatt' er Glanzen das Preißhaus weggefißt, den jetzt seine Anstrengung ungemein verdroß, weil er sich ohne Nutzen den halben Appetit weggesprochen hatte. Die Nührung Flachsens wurde zu Protocoll gebracht und ihm das Haus in der Hundgasse auf immer zugeschlagen.....

Aus des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Fläß.

Ich schide meiner Ferienreise einige That-sachen voraus, welche beweisen, wie leicht Vorsicht — d. h. wenn ein Mensch nicht dem dummen Ganister gleichen will, der sich sogar

*) Augen der Accessiterben, d. h. derjenigen, die neben dem Haupterben Etwas von der Erbschaft erhalten.

gegen einen Mann zu Pferde auflehnt — für Feigheit gelte. Ich wünschte übrigens nur, ich könnte ebenso glücklich einen ganz andern Vorwurf, den eines Waghalses, ablehnen, wiewohl ich doch im Folgenden gute Facta beizubringen gedenke, die ihn entkräften.

Was hilft der Heldenarm, ohne ein Hel-denauge? Jener wächst leicht stärker und nerviger, dieses aber schleift sich nicht so bald wie Gläser schärfer. Indes aber die Verdienste der Vorsicht fallen weniger in's Auge (ja mehr in's Lächerliche), als die des Muthes. Vor mich z. B. bei ganz heiterm Himmel mit einem wachstuchenen Regenschirm gehen sieht, dem komme ich wahrscheinlich so lange lächerlich vor, als er nicht weiß, daß ich ihn als Blitzschirm führe, um nicht von einem Wetterstrahl aus blauem Himmel (wovon in der mittleren Geschichte mehr als ein Beispiel steht) getroffen zu werden. Der Blitzschirm ist nämlich ganz der Reimaruss'sche; ich trage auf einem langen Spazierstode das wachstuchene Sturmbach, von dessen Giebel sich eine Goldtresse als Ableitungskette niederzieht, die durch einen Schlüssel, den sie auf dem Fußsteig nachschleift, jeden möglichen Blitz leicht über die ganze Erdofläche leitet und vertheilt. Mit diesem Paraddonner in der Hand will ich mich wochenlang ohne die geringste Gefahr unter dem blauen Himmel herumtreiben. —

Noch eine Geschichte sei genug, um zu beweisen, wie lächerlich gerade die ernsthafteste Vorsicht bei allem innern Muth eoft außen dem Böbel erscheint. Reiter kennen die Gefahren auf einem durchgehenden Pferde längst. Mein Unstern wollte, daß ich in Wien auf ein Miethpferd zu sitzen kam, das zwar ein schöner Honigschimmel war, aber alt und hartmäulig wie der Satan, so daß die Bestie in der nächsten Gasse mit mir durchging und zwar leider bloß im Schritte. Kein Halten, kein Lenken schlug an; ich that endlich auf dem Selbststreitroß Nothschuß nach Nothschuß und schrie: „Haltet auf, ihr Leute! um Gotteswillen aufgehalten! mein Gaul geht durch!“ Aber da die einsältigen Menschen das Pferd so langsam gehen sahen, so konnten sie sich durchaus nicht in die Sache finden, bis ich in heftigster Bewegung schrie: „Haltet doch auf, ihr Pinsel und Pensel! Seht ihr denn nicht, daß ich die Mähre nicht mehr halten kann?“ Jetzt kam den Faulpelzen ein hartmäuliches, schrittling ausziehendes Pferd lächerlich vor — halb Wien bekam ich dadurch

wie einen Bartsternschwanz hinter meinen Roßschweif und Zopf nach — Fürst Rauniß, sonst der beste Reiter des Jahrhunderts (des vorigen), hielt an, mir zu folgen. — Ich selber saß und schwamm als aufrechtes Treibeis auf dem Honigschimmel, der in einem fort Schritt für Schritt durchging. — Ein vielerlei, rothschöbiger Briefträger gab rechts und links seine Briefe in den Stodwerten ab und kam mir stets mit satirischen Gesichtszügen wieder nach, weil der Schimmel zu langsam auszog; — der Schlauchschleuderer (bekanntlich der Mann, der mit einer zweispännigen Wasser- tonne über die Straße fährt und sie mit einem drei Ellen langen Schlauch aus einem blechernen Trichter benezt) fuhr den Hinterrücken meines Pferdes nach und feuchtete während seiner Pflicht jene und mich selber kühlend an, ob ich gleich kalten Schweiß genug hatte, um keines frischeren zu bedürfen. — Ich gerieth auf meinem höllischen trojanischen Pferde (nur war ich selber das untergehende Troja, das ritt,) nach Malzleinsdorf (einer Wiener Vorstadt), oder waren's für meine gepeinigten Sinne ganz andere Gassen. — Endlich mußte ich Abends spät nach dem Retraiteschuß des Praters im letzteren zu meinem Abscheu und gegen alle Polizeigesetze auf dem geflohenen Honigschimmel noch herumreiten, und ich hätte vielleicht gar auf ihm übernachtet, wenn nicht mein Schwager, der Dragoner, mich gesehen und noch fest auf dem durchgegangenen Gaul gefunden hätte. Er machte keine Umstände — fing das Vieh — that die lustige Frage: Warum ich nicht voltigirt hätte, ob er gleich recht gut weiß, daß dazu ein hölzerner Gaul gehört, der steht — und holte mich herab — und so kamen alle berittenen Wesen unberitten und unbeschädigt nach Hause.

Traum über das All.

Ich laß die Betrachtungen über den gemeinen alten Irrthum, welcher den Raum von einer Erde und Sonne zur andern für leer ansieht, und vollends den ungeheuren von Sonnensystemen und Milchstraßen zu den nächsten. Die Sonne füllt mit allen ihren Erden von dem Raume zur nächsten Sonne nur das 3,419,460,000,000,000te Theilchen aus: Himmel! dacht' ich, welche Leerheit ertränkte das All, wenn nichts voll wäre, als

einige schimmernde, verstäubte Stäubchen, wir ein Planetensystem nennen.

Däcitet ihr euch das Weltmeer ausgehen und lebensleer, und die bevölkerten Inseln so groß wie Schneckenhäuser, so beginget ihr doch einen viel kleinern Irrthum des Maßes, als der über die Weltleere ist; und die Seegeschöpfe begingen einen noch kleinern, falls sie das Lebendige und Volle nur im Meere fänden, aber über diesem den hohen Luftkreis für einen leeren unbewohnten Raum ansähen. Wenn (nach Herschel) die fernsten Milchstraßen in einer Weite von uns liegen, daß ihr Licht, das heute in's Auge kommt, schon vor zwei Millionen Jahren ausgegangen, so daß ganze Sternenhimmel schon erloschen sein könnten, die wir noch fortschimmern sehen: welche Weiten und Tiefen und Höhen im All, gegen welche das All selber ein Nichts würde, wär' es von einem so weiten Nichts durchzogen und zuletzt umfaßt! — Aber können wir denn einen Augenblick lang die Kräfte vergessen, welche ab- und zuströmen müssen, damit nur die Wege zu jenen fernsten Weltküsten unsern Augen sichtbar werden? Könnt ihr die Anziehungskraft auf eine Erde oder Sonne einsperren? Durchströmt nicht das Licht die ungeheuren Räume zwischen der Erde und dem fernsten Nebelfleck? Und kann in diesen Lichtströmen nicht eben so gut eine Geisterwelt wohnen, als im Aethertropfen des Gehirns dein Geist?

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen kam mir nun folgender Traum:

Mein Körper — so träumte mir — kam an mir herab und meine innere Gestalt trat licht hervor; neben mir stand eine ähnliche, die aber, statt zu schimmern, unaufhörlich bligte. „Zwei Gedanken,“ sagte die Gestalt, „sind meine Flügel, der Gedanke Hier, der Gedanke Dort, und ich bin dort. Dente und fliege mit mir, damit ich dir das All zeige und enthülle.“ Und ich flog mit. Schnell stürzte sich mir die Erdfugel hinter dem rasenden Aufflug in den Abgrund, nur von einigen südamerikanischen Sternbildern bleich umgeben, und zuletzt blieb aus unserm Himmel nur noch die Sonne als ein Sternlein mit einigen Flämmchen von nahe gerückten Kometenschweiften übrig. Vor einem fernem Kometen, der von der Erdenferne kam und nach dem Sirius flog, zuckten wir vorüber.

Jetzt flogen wir durch die zahllosen Son-

ilig hindurch, daß sie sich vor uns
f einen Augenblick zu Monden aus-
onnten, ehe sie hinter uns zu Nebel-
einschwanden; und ihre Erden er-
dem schnellen Fluge gar nicht. End-
ben die Erdsonne und der Sirius
e Sternbilder und die Milchstraße
himmels unter unsern Füßen als ein
belsied mitten unter kleinern tiefern
. So flogen wir durch die gestir-
ten; ein Himmel nach dem andern
e sich vor uns, und verringerte sich
uns — und Milchstraßen stunden
inander aufgebaut in den Fernen,
empforten des unendlichen Geistes.

ilen überslog die blizende Gestalt
müden Gedanken, und leuchtete ferne
, als ein Funke neben einem Stern,
noch einmal dachte: Dort! und bei

Aber als wir uns von einem gestir-
rund in den andern verloren und der
über unsern Augen nicht leerer wurde
Himmel unter ihnen nicht voller,
unaufhörlich Sonnen in den Sonnen-
die Wassergüsse eines Gewitters in
afermeer fielen, so ermattete das
e Menschenherz und sehnte sich aus
ten Sonnentempel in die enge Zelle
acht, und ich sagte zu der Gestalt:
st! hat denn das All kein Ende?“ —
ortete: „Es hat keinen Anfang.“

Siehe, auf einmal erschien der Him-
er uns ausgeleert, kein Sternchen
in der reinen Finsterniß. — Die

Gestalt flog in ihr fort, — zuletzt
auch alle Sternhimmel hinter uns in
innen Nebel zurück und schwanden
auch dahin. — Und ich dachte: Das
sich doch geendigt — und nun er-
h vor dem grenzenlosen Nachtkerker
bpfung, der hier seine Mauer anfang,
t toden Meere des Nichts, in dessen
er Finsterniß der Edelstein des lichten
ufhörlich unter sank; und ich fand nur
e blizende Gestalt, aber nicht mich
n, weil sie mich unerleuchtet ließ.

antwortete sie meiner stummen Angst:
äubiger! Blicke auf! Das uralte Licht
in!“ Ich blickte auf, schnell kam eine
rung, schnell eine Milchstraße, schnell
jes schimmerndes Sternengewölbe; je-
anke war zu lang für die drei Au-
. Seit grauen Jahrtausenden war
rnenlicht auf dem Wege zu uns ge-

wesen, und kam aus den unergründlichen
Höhen endlich an. — Nun flogen wir, wie
durch ein neues Jahrhundert, durch die neue
Sternkugel. Wieder kam ein ungestirnter
Nachtweg, und länger ward es, ehe die
Strahlen eines entlegenen Sternhimmels uns
erreichten.

Aber als wir fortsteigend immer die Nächte
abwechselten mit Himmeln, und wir immer
länger eine Finsterniß hinaufflogen, eh' unter
uns ein altes Sternengewölbe ein Fünkchen
wurde und losch, — als wir einmal aus der
Nacht plötzlich vor einen Nordchein zusam-
menlobernder, um Erden kämpfender Sonnen
traten, und um uns her auf allen Erden
jüngste Tage brannten, — und als wir
durch die schauerhaften Reiche der Wel-
tenbildungen gingen, wo überirdische Wasser
über uns rauschten und weltenlange Blitze
durch den Wesendunst zuckten, wo ein
finsterer, endloser, bleierner Sonnenkörper
nur Flammen und Sonnen einsog, ohne
von ihnen hell zu werden, — und als
ich in der unabsehblichen Ferne ein Gebirg
mit einem blizenden Schnee aus zusammen-
gerückten Sonnen stehen und doch noch über
ihm Milchstraßen als dünne Mondscheln
hängen sah: so hob sich und beugte sich
mein Geist unter der Schwere des All, und
ich sagte zur blizenden Gestalt: „Laß ab
und führe mich nicht weiter; ich werde zu
einsam in der Schöpfung; ich werde noch
einsamer in ihren Wüsten; die volle Welt ist
groß, aber die Leere ist noch viel größer und
mit dem All wächst die Wüste.“

Da berührte mich die Gestalt wie ein
warmer Hauch und sprach sanfter als bis-
her: „Vor Gott besteht keine Leere; um die
Sterne, zwischen den Sternen wohnt das
rechte All. Aber dein Geist verträgt nur
irdische Bilder des Ueberirdischen; schaue die
Bilder.“

Siehe! da wurden meine Augen aufge-
than, und ich sah ein unermessliches Licht-
meer stehn, worin die Sonnen und Erden
nur als schwarze Felseninseln verstreut wa-
ren, und ich war in, nicht auf dem Meere, und
nirgend erschien Boden und nirgend Rüste.
Alle Räume von einer Milchstraße zur an-
dern waren mit Licht ausgefüllt, und tö-
nende Meere schienen über Meere und unter
Meeren zu ziehn, und es war ein Donnern
wie das der Fluth, und wieder ein Flöten
wie von ziehenden Singschwänen; aber bei-

des vermischte sich nicht. Das Leuchten und das Lönen überwältigte sanft das Herz; ich war voll Freuden, ohne zu wissen, woher sie zu mir kamen, es war ein Freuen über Sein und Ewigsein, und eine unaussprechliche Liebe faßte, ohne daß ich wußte wofür, mich an, wenn ich in das neue Licht um mich sah.

Da sagte die Gestalt: „Dein Herz faßt jetzt die Geisterwelt. Für Aug' und Ohr gibt's keine, sondern nur die Körperwelt, in der sie regiert und schafft. Nun schaue dein geschärftest Auge, armes Menschenkind; nun fasse dein träumendes Herz!“ — Und das Auge schaute zugleich das Nächste und Fernste; ich sah alle die ungeheuren Räume, durch die wir geflogen, und die kleinen Sternenhimmel darin; in den leichten Aetherräumen schwammen die Sonnen nur als aschgraue Blüthen und die Erden als schwarze Samenkörner. — Und das träumende Herz faßte: Die Unsterblichkeit wohnte in den Räumen, der Tod nur auf den Welten. — Auf den Sonnen gingen aufrechte Schatten in Menschengestalt, aber sie verklärten sich, wenn sie von ihnen zogen und im Lichtmeer untergingen, und die dunkeln Wandelsterne waren nur Wiegen für die Kindergeister des lichten All. — In den Räumen glänzte, tönte, wehte, hauchte nur Leben und Schaffen im Freien des All; die Sonnen waren nur gedrehte Spinnräder, die Erden nur geschossene Weberschiffchen zu dem unendlichen Gewebe des Flossschleiers, der über der Schöpfung hing und der sich verlängerte, wenn ihn ein Endlicher hob. Da, vor der lebendigen Unermeßlichkeit, konnte es keinen großen Schmerz mehr geben, nur eine Wonne ohne Maß und ein Freudengebet. Aber unter dem Glanze des All war die blizende Gestalt unsichtbar geworden, oder nur heimgegangen in die unsichtbare Geisterwelt; ich war mitten im weiten Leben allein und sehnte mich nach einem Wesen. Da schiffte und drang aus der Tiefe durch alle Sterne ein dunkler Weltkörper fliegend das hohe Lichtmeer herauf, und eine Menschengestalt wie ein Kind stand auf ihm, die sich nicht veränderte und vergrößerte durch das Nahen. Endlich stund unsere Erde vor mir und auf ihr das Jesuskind, und das Kind blickte mich so hell und mild und liebevoll an, daß ich erwachte vor Liebe und Wonne. — —

Aber nach dem Erwachen hatte ich die

Wonne noch und ich sagte: „O! was ist das Sterben in der vollen leuchtenden Schöpfung und das Leben!“ — Und ich dankte dem Schöpfer für das Leben auf der Erde und für das Künftige ohne sie.

Das Erhabene.

Aber worin besteht denn die Erhabenheit? — Kant, und nach ihm antworten: In einem Unendlichen, das die Vernunft zu geben und zu fassen, die Phantasie zu geben und zu fassen, indes die Vernunft es erschaffen festhält. Aber das Erhabene, z. B. ein hohes Gebirge, kann ja schon dann unsagbar für die Sinne sein, weil sie nicht spannen, worin jenes Erhabene erst dasselbe gilt für die nachfliegende Phantasie, welche in ihrer unendlichen Wüste und Höhe vorher den unendlichen Raum erhabene Pyramide aufbauet. — Das Erhabene ist ferner zwar immer an ein Zeichen (in oder außer uns) gebunden, dieses nimmt oft gar keine Kräfte der Phantasie und der Sinne in Anspruch. z. B. in jener orientalischen Dichtung, Prophet das Merkmal der vorübergehenden Gottheit erwartet, welche nicht kommt dem Feuer, nicht hinter dem Donnern hinter dem Sturmwinde, sondern die kommt mit einem leisen, leisen Wehen, das das sanfte Zeichen erhabener als ein statisches wäre. So steht ästhetische Erhabenheit des Handelns stets im umgekehrten Verhältniß mit dem Gewichte des sinnlichen, und nur das kleinste ist das erhabene, Jupiter's Augenbrauen bewegen sich nicht so erhabener in diesem Falle, als sein Arm er selber.

Ferner theilt Kant das Erhabene in statisches und dynamisches ein, oder Schiller es ausdrückt, in das, was uns durch die Vernunft übersteigt, und in das, was unsrer Lebenskraft droht. Man könnte es das quantitative und das qualitative Erhabene, oder das äußere und das innere. Man kann das Auge ein anderes als ein statisches Erhabene anschauen; nur erst ein dynamisches aus Erfahrungen, aber keine Anschauung einen Abgrund, ein stürmisches Meer, fliegenden Felsen zu einem dynamischen Erhabenen machen. Wie wird denn das Erhabene angeschauet? Ästhetisch: das Ohr

mittelbare Gesandte der Kraft und des Schreckens; man denke an den Donner der Bollen, der Meere, der Wasserfälle, der Löwen u. s. w. Ohne alle Erfahrung wird ein Neuling von Mensch vor der hörbaren Größe stumm, aber jede sichtbare würde ihn nur heben und erweitern.

Wenn ich das Erhabene als das angeordnete Unendliche definiren darf, so gibt eine fünffache Eintheilung oder auch eine fache: das angewandte auf das Auge (das hematische oder optische Erhabene), auf das (das dynamische oder akustische), von innen die Phantasie die Unendlichkeit wiederum ihre eigene quantitative und qualitative Unendlichkeit beziehen, als Unermesslichkeit und Gottheit, — und dann ist noch die dritte fünfte Erhabenheit, welche sich gerade im gekehrten Verhältniß mit dem äußeren oder rein Sinnlichen und Zeichen offenbart: sittliche oder handelnde.

Wie wird nun das Unendliche gerade auf den sinnlichen Gegenstand angewandt, wenn selber, wie ich bewiesen, kleiner ist als die Welt der Sinne und der Phantasie? Den ungeheuren Sprung vom Sinnlichen als Zeichen in's Unsinnliche als Bezeichnetes, welchen Pathognomik und Physiognomik jede Missethätin thun muß, vermittelt nur die Natur, keine Zwischen-Idee. Zwischen dem mitleidigen Ausdruck des Hasses z. B. und zwischen dem selber, ja zwischen Wort und Idee gibt keine Gleichung. Allein die Bedingungen müssen zu finden sein, unter welchen ein sinnlicher Gegenstand zum geistigen Zeichen wird, zugleich vor einem andern. Bei dem Töne ist Extension und Intension zugleich vorhanden: der donnernde Ton muß zugleich einger sein. Da wir keine Kraft anschauend kennen als die unsere, und da Stimme gleichsam die Parole des Lebens ist, so ist's natürlich, warum gerade das Ohr das Erhabene der Kraft bezeichnet. Eine schnelle Vergleichung unserer Töne mit fremden muß nicht ganz dabei ausschließen. Sogar die Stille kann erhaben werden: die eines stillschwebenden Raubvogels, die vor dem tosenden Meeresturm, die nach dem großen Blitze: dem Donner.

Die optische Erhabenheit ruhet nicht auf Intension: denn Blendung ist nicht erhaben, auch Nacht und Sonne wären es nicht, allein gesehen, der Himmel und Umgebung, sondern auf Extension, aber nur der einfarbigen. Eine

unabsehbliche angebaute Landebene weicht dem grauen stillen Meere, obgleich jene optisch-intensiv dem Auge mehr Licht darreicht, und obgleich dieses so gut als jene an der Wolke aufhört. So wäre einem Obelisk durch große Farbensfleck, nicht aber durch zu nah und zu klein aufgetragene, weil diese sonst vor dem schwindelnden Auge in einen verschmolzen, seine halbe Größe wegzunehmen. Warum dies aber, da eher verschiedene Farben sie heller und also bei aller Ferne größer bauen müßten? Darum, jede neue Farbe beginnt einen neuen Gegenstand, in der Ferne oder Nachts ausgenommen, wo alle Farben in einander taumeln. Hingegen übersäe man sie, wie eine Peters-Ruppel, mit kleinen Lichtern, so wird sie größer, weil diese Nachts denselben Gegenstand fortsetzen, nicht sich anfangen. Daher sind die Sterne nur durch den Himmel optisch-erhaben, nicht er durch sie. Noch ist die letzte Frage: „Warum wird denn nun der von Einer Farbe lang fortgesetzte Gegenstand ein Bild der Unendlichkeit?“

Ich antworte: Durch eine Grenze, also durch zwei Farben, und das Begrenzte ist erhaben, nicht das Begrenzende; das Auge wiederholt bis zum Schwindel dieselbe Farbe, und dieses ewige Wiederkommen des Nämlichen wird das unendliche Bild; weder die Mitte noch die Spitze der Pyramide ist erhaben, sondern die Bahn des Blicks. Um aber eben zu wissen, daß hier ein Nämliches sei, muß ich hier ein Verschiedenes zugleich haben und ihm entgegenzusetzen; ohne dieses gäb' es kein Ziel, keine Ferne, also keine Größe; daher die Nacht vor dem zugebrückten Auge nicht erhaben ist, obwohl eine vor dem offenen, weil ich hier von einer erleuchteten Stelle oder von mir an den unendlichen Weg ziehe.

Ich erwehre mich des Einzelnen, da sich die Aufgaben und Auflösungen in's Unendliche vervielfältigen lassen; z. B. einer Untersuchung bedürfte der Fall, wo oft die verschiedenen Gattungen, wie Blitz und Donner schlagen, vereinigt treffen, wie der Wasserfall, der mathematisch und dynamisch groß ist, so wie das stürmende Meer. Eine andere lange Untersuchung wäre wieder die, wie dieses angewandte Unendliche der Natur sich zu dem der Kunst verhalte, da in den beiden die Phantasie sich auf die Vernunft bezieht u. s. w. Ebenso wäre gegen den Kantischen „Schmerz bei jedem Erhabenen“ viel einzuwenden, besonders dieses, daß nach ihm das Größte dem

größten geben müßte, nämlich Gott; und so wäre gegen den andern Kantischen Satz, daß neben dem Erhabenen Alles klein sei, einzuwerfen, daß es sogar Stufen des Erhabenen, nicht als eines Unendlichen, sondern als eines

Angewandten gibt; denn eine wache Sternnacht, z. B. über einem schlafenden Menschen sind keine so mächtigen Flügel der Seele ein Gewitterhimmel mit seinem Gewittermurmeln und Gott ist erhabener als ein Berg.

August Wilhelm von Schlegel.

(Siehe Theil I, Seite 259.)

Ueber Göthe's Hermann und Dorothea.

Obgleich dies Gedicht seinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hause ist und unsern Sitten und Ansichten befreundet, höchst faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anspricht: so muß es doch, was seine dichterische Gestalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigene, mit Nichts zu vergleichende Erscheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird sogleich an die Erzählungsweise des alten Homer denken. Sollte dies weiter nichts auf sich haben, als eine willkürliche Verkleidung des Sängers in eine fremde altväterliche Tracht? Sollte die Aehnlichkeit bloß in Aeußerlichkeiten des Vortrags liegen? Es wäre wenigstens nicht billig, vor der Untersuchung so zu vermuthen; jene auch dem oberflächlichen Betrachter sich anbietende Wahrnehmung muß uns daher ein Wink sein, sie weiter zu verfolgen. Wenn ein Werk nach der aus ihm hervorleuchtenden künstlerischen Absicht zu beurtheilen ist, so darf die Rücksicht auf das homerische Epos hier so wenig ein überflüssiger Umweg scheinen, daß sie vielmehr das sicherste, ja das einzige Mittel sein möchte, ein soviel möglich von allen Einflüssen eines einseitigen modernen Geschmacks gereinigtes Urtheil über den dichterischen Werth von Hermann und Dorothea zu bilden.

Gäbe es eine gültige Theorie der Poesie, worin die Vorschriften dieser Kunst aus den unabänderlichen Gesetzen des menschlichen Gemüths hergeleitet, nach dessen nothwendigen Richtungen die ursprünglichen Dichtarten bestimmt, und ihre ewigen Grenzen festgestellt wären: so würden wir auch über das Wesen der epischen Gattung im Klaren sein, und der Kunsttrichter hätte nur die schon bekannte Lehre auf einen vorliegenden Fall anzuwenden. Bis eine solche Wissenschaft zu Stande gebracht sein wird, muß man zufrieden sein, sich über die Sätze, die man unmittelbar zu

einer Kunstbeurtheilung braucht, mit dem Leser nothdürftig verständigt zu haben. Nicht nur dies, sondern was eine Kritik am besten leitet und beurkundet, die Vergleichung mit klassischen Vorbildern, ist dadurch sehr schwert worden, daß man diese seit Jahrhunderten durch das Medium irriger Annahmen angelesen, angebliche Tugenden ihnen gepriesen, und was sich als ihre Vollkommenheit bewähren dürfte, getadelt oder gar nicht erkannt hat. Eine Geschichte der alten Poesie, worin, mit Hinwegräumung so vielfach gehäufeter und tief gewurzelter Urtheile, ihr Gang nach der Wahrheit mit durchgängiger Beziehung auf jene Wissenschaft verzeichnet wäre, würde vielleicht darthun, daß die Griechen durch eine ganz einzige Begünstigung der Natur (deren sich stolz bewußt waren, wenn sie im Gegensatz mit hellenischer Eigenthümlichkeit die übrigen Völker Barbaren nannten) auch die Pflicht des Schönen aus freier Reue erfüllt, und eine Reihe ebenso vollendeter Urbilder für die Hauptgattungen der Poesie wie für die verschiedenen Style der Bildkunst und Baukunst aufgestellt haben; wodurch die ziemlich allgemeine Meinung, die den alten Dichtern ein unverjährbares, fast unermessenes Ansehen zugestehet, erst in Erkenntnis verwandelt werden würde. Was das homerische Epos anlangt, so liegt es dem Dichter ob, sein Wesen auf die ersten Stufen der Poetik zurückzuführen und an diesen zu prüfen; dem Geschichtschreiber der griechischen Poesie, es nach seinem Ursprunge zu erkennen, das heißt, dessen nothwendige Entstehung aus einer bestimmten Stufe der Bildung zu zeigen, und es in das richtige Verhältnis mit den folgenden Stufen zu rücken. Wir begnügen uns hier mit dem Versuch, in der Kürze eine in sich zusammenhängende Charakteristik der ursprünglichen epischen Gattung zu entwerfen, und davon zu der Frage überzugehen, wie der Dichter die Aufgabe gelöst

ut, jene in unserm Zeitalter und unsern
itten einheimisch zu machen.

Wir müssen hierbei zuvörderst alle gang-
aren und in unsern Lehrbüchern immer
niederholten Begriffe von der sogenannten
popöde gänzlich bei Seite setzen. Man hat
Homer die unverdiente Ehre erzeigt,
zu deren Stifter zu machen; und wie
an dieses künstliche, aus grundlosen theore-
ischen Behauptungen und Mißgriffen einer
absichteten Nachahmung zusammengesetzte
Gebäude für die würdigste, umfassendste und
mächtigste Schöpfung der Dichterkraft aus-
setzt: so pflegt auch jener schlichte Altvater
unter den Baumeistern solcher Epopöen oben-
zu prangen. Die historischen Untersu-
chungen eines scharfsinnigen Kritikers über
die Entstehung und Fortpflanzung der home-
ischen Gesänge, die vor Kurzem die Auf-
merksamkeit aller derer auf sich gezogen ha-
ben, welche Fortschritte in den Wissenschaften
erkennen wissen, geben uns zum Glück einen
neuen Punkt, wovon die künstlerische Betrach-
tung des Homer in einer ganz entgegenge-
setzten Richtung ausgehen kann. Wenn die
Ilias und Odyssee aus einigen großen, für
sich Bestand habenden Stücken zusamme-
gehoben, und diese wiederum, wo Lücken blie-
ben, durch kleinere Stellen (nicht immer zum
geschicktesten) an einander gefügt sind, so
sollte man ja, indem man nur immer den
wohlberedelten Bau des Ganzen anstaunte,
in fremdes Verdienst, daß dem homerischen
Zeitalter nicht zukommt und nach dem Grade
seiner Bildung nicht zukommen konnte, daß
sich denn in dem Maße gar nicht einmal
vorhanden ist, für das Wichtigste bei der
ganzen Sache gehalten. So wenig gegrün-
det ist die gutherzige Klage, welche man oft
von Freunden des Dichters führen hört:
durch obige Behauptungen geschehe ein Ein-
bruch in das Heiligthum des ehrwürdigen
Homer; man zerreiße ihnen ihren Homer; —
daß vielmehr seine Rhapsodien dadurch erst
von den fremdartigen Banden des Ganzen
erlöst werden. Maß, Verhältniß und Ord-
nung, Vorzüge, die Homer selbst am Gesange
rühmt (Od. VII, 489. 496.) wird man
noch in den kleinsten Theilen seines Epos
entwahr, da man sie hingegen in der zusam-
mengesetzten Länge der Ilias und Odyssee
nicht selten aus den Augen verliert. Ein
Mann, der zwar keineswegs befugter Richter
über Poesie war, am wenigsten über antike,

aber durch seinen Verstand auch da, wo der
Gegenstand weit außer seiner Sphäre lag,
sich oft überlegen bewiesen hat, Voltaire, sagt
vom Homer: „Malheur à qui l'imiterait
dans l'économie de son poème! Hou-
reux qui peindrait les détails comme
lui!“ Es versteht sich, daß die epische Rhap-
sodie, wie jede Dichtart, nicht ohne ihre eigen-
thümliche poetische Einheit bestehen kann.
Nur muß man diese nicht in einem Verstan-
desbegriffe suchen, wie meistens in den Theo-
rien geschieht, wo denn auch der Unterschied
zwischen der lyrischen Einheit, der epischen
und der dramatischen gänzlich verloren geht.
Nur durchgängige Vollständigkeit und innere
Wechselbestimmung des Ganzen und der Theile
kann die Vernunft befriedigen; und diese
höchste poetische Einheit haben die Griechen
in der durchaus selbstständigen und in sich
beschlossenen Organisation ihrer Tragödie er-
reicht. Die epische Einheit bezieht sich nicht
auf die Vernunft, die im homerischen Zeit-
alter noch längst nicht genug geübt war, um
solch eine Forderung an ein dichterisches
Wert zu machen; sondern sie gilt nur der
Phantasie, d. h. sie ist nichts weiter als Um-
riß, sichtbare Begrenzung. Daher läßt sie
sich denn auch nicht absolut bestimmen: sie
kann vergrößert und erweitert werden, bis
die Masse der Anschauungen die sinnliche
Aufmerksamkeit übersteigt; und Aristoteles
(der doch, wie man weiß, dem epischen Ge-
dicht die Gesetze der Tragödie vorschreiben
wollte) findet nur deswegen, Homer habe
wohlgethan, nicht den ganzen trojanischen
Krieg in Einem Gedichte zu behandeln, weil
es dann nicht mehr leicht übersehbar (*συνόρατος*)
gewesen sein würde. Auf der andern Seite
ist die epische Einheit auch theilbar; kleine
Stücke der Ilias und Odyssee enthalten sie
noch in sich; Episoden von wenigen Zeilen
(z. B. II. IV, 372—398.) können für sich
als ein vollständiges Epos betrachtet werden
und sind wahrscheinlich meistens Auszüge
aus längeren nicht mehr vorhandenen. Weit
entfernt also, daß es gewaltsamer Mittel be-
dürft hätte, um einzelne Rhapsodien zu grö-
ßeren Ganzen zusammenzuheften, in denen
Uebereinstimmung und lebendiger Zusamen-
hang schon durch die Sage gegeben war, ist
diese Leichtigkeit der Theilung und Vereini-
gung vielmehr eine natürliche Eigenheit der
Gattung, nach welcher sie Pindarus sehr
schicklich *ῥαπτά κτλ* nannte.

Wäre der Gegenstand des Epos eine einfache untheilbare Handlung, so leuchtet es ein, daß diese Trennbarkeit und Vermehrbarkeit (man erlaube uns den Ausdruck) sich mit dem Wesen desselben nicht vertragen könnte; aber das darin Dargestellte ist immer eine Mehrheit: es sind Vorfälle, Begebenheiten. Aristoteles sagt: „Der epischen Gattung gemäß nenne ich die Vielheit der Fabeln (*ἐποποιικὸν δὲ λέγω τὸ πολύμυθον*).“ Bloß physische Begebenheiten, bei denen nicht Menschen thätig, und zwar ihrem Charakter gemäß thätig wären, würden freilich wenig Anziehendes für den Geist haben. Allein es ist gewiß, daß wir bei dem Bemühen, uns ein Geschehenes zu erklären, die Triebfedern und Beweggründe des Thuns gar nicht als von Menschen hervorgebracht und abhängig, sondern als in ihm gewirkt denken; sie also auch nicht von der gesammten Masse der bewegenden Naturkräfte als etwas Entgegengesetztes absondern. Handlung im strengeren Sinne, d. h. Richtung der Kraft durch einen freien Entschluß, würde demnach eine in der Erfahrung vorkommende Thätigkeit erst durch den Standpunkt der Betrachtung, und in der Poesie durch den Standpunkt der Darstellung werden. Die Beantwortung der Frage: „ob die Idee der Freiheit des Willens in der poetischen Darstellung nur durch Versinnlichung ihres Gegentheils erscheinen, ob eine durch jede äußere Gewalt unüberwindliche Selbstbestimmung ohne die Entgegensetzung einer unvermeidlichen Bestimmung von außen, d. h. des Schicksals, anschaulich gemacht werden kann?“ und ihre Anwendung auf die griechische Tragödie liegt außerhalb unsers Weges. Doch wird eine merkwürdige Andeutung in „Wilhelm Meister“ über den Unterschied des Romans (der so viele Analogie mit dem epischen Gedicht hat oder haben sollte) und des Dramas jeden forschenden Kunsttrichter zu weiterem Nachdenken auffordern. „Im Roman,“ wird daselbst behauptet, „sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden, im Drama Charakter und Thaten; man könne dem Zufall im Roman gar wohl sein Spiel erlauben, das Schicksal hingegen habe nur im Drama Statt.“ Wie zufällig in Homer's Gefängen der ganze Hergang der Geschichte erscheint, selbst da, wo etwas einer entscheidenden Schickung Aehnliches vorkommt (wie II. VIII, 66 — 77.), liegt am Tage.

Der Unterschied der epischen und dramatischen Dichtart, welche neuere Theoristen dem Namen der pragmatischen demnach für einerlei erklärt haben, möchte doch, wenigstens wenn wir dabei stehen bleiben, was Epos und Tragödie bei den Alten lich war, etwas tiefer liegen als in der äußeren Form, als darin, „daß die Personen in einer sprechen, und daß in der andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird.“ Ueberhaupt ist es vergeblich, aus dem Begriff der Erzählung und des Dialogs die höchsten Ansichten für jene Dichtungsarten entwickeln zu wollen. Dies könnte nur in dem Gelingen, wenn die Kunst nichts weiter als eine leidende Nachahmung der Natur wäre, wozu man sie leider oft genug herabgewürdigt hat. Da sie aber eine selbstthätige, nach Gesetzen des menschlichen Gemüths erfolgende Umgestaltung der Natur ist, so muß die poetische Erzählung, der poetische Dialog durch das Wesen der Dichtart, die sich bedient, seine Bestimmung empfangen. In dieser immer untergeordnete Rücksicht auf gewöhnliche Wirklichkeit tritt nur da ein, von der kunstgemäßen Wahrheit der Darstellung die Rede ist. Im alten Drama zählen die Personen häufig, im homerischen Epos werden sie fast beständig redend geführt, und in lyrischen Gedichten kommt sowohl Erzählung als Gespräch vor; wie durchaus verschieden in jeder von diesen Gattungen? Der epische Dialog ist eben so wenig ein bloß natürlicher, als der tragische, dem er ganz entgegengesetzt ist; beide bis in ihre feinsten Bestandtheile nach dem Charakter des schönen Ganzen, wozu sie gehören, gebildet.

Man hört zuweilen von Homer's Hülfe, von seiner Begeisterung, von seinem raschen, wie Feuer nicht anders reden, als ob er ein Dithyrambendichter oder gar ein ekstatischer Prophet gewesen wäre. Es ist wohl, daß hierbei Verwechselung der Gegenstände mit der Person des Dichters zum Grunde liegt. Seine Helden haben allerdings gewaltige Leidenschaften, aber er erscheint völlig leidenschaftslos; was er erzählt, muß jedem fühlenden Hörer Theilnahme abnöthigen, aber er selbst äußert die keine. Wie ein bloß beschauendes Wesen ordnet und trägt die in seinen Helden lebende Welt mit göttlicher, d. h. mit

her Besonnenheit und Ruhe. Wie
 in heiteren umgebenden Himmel findet
 Umfange seines Geistes jedes Ding
 dliche Stelle und erscheint in seinem
 Lichte. Mit einem Worte: das ho-
 Epos ist ruhige Darstellung des
 eitenden. Es ist niemals Darstellung
 ehenden, oder sogenanntes poetisches
 e. Dieses ist dem Homer so fremd,
 er beschreibt, er es auf eine Art
 ie das Ruhende in Fortschreitendes
 elt; z. B. die Figuren auf dem Schilde
 ill, wiewohl dieser in den letzten
 Gesängen der Ilias vorkommt, und
 omer, von dem die ersten Rhapsodien
 u, ihn schwerlich so gebichtet hätte.
 eine stürmische Theilnahme erhabene,
 der durch augenblickliches Anspannen
 schlaffen veränderte Gemüthslage des
 i macht zuerst alle Theile seines Ge-
 es auf eine gewisse Weise einander
 sie verleiht ihnen einerlei Rechte auf
 stellung; die weniger bedeutenden,
 i stetigen Fortgange nöthigen (z. B. das
 n, zu Bette gehen, Essen, Trinken,
 aschen, das Anlegen der Fußsohlen,
 und Waffen u. s. w.), werden nirgend
 it und behaupten nicht neben den
 en den ihnen zugemeßenen Raum.
 itverhältnisse der Wirklichkeit werden
 en, und Alles fügt sich in eine nach
 egen schöner Anschaulichkeit geordnete
 he Zeitfolge, wo das Dauernde, wenn
 bildung es auf einmal erschöpfen kann,
 n Moment der Darstellung einnimmt,
 i noch so schnell Vorübergehende bis
 endeten Entfaltung des in ihm sich
 den Lebens festgehalten wird. Nirgend
 illstand des Gesanges, aber auch
 i ein unzeitiges Fortteilen, sondern
 önste Gleichgewicht und Maß der
 und unermüdblichen Bewegung. Der
 verweilt bei jedem Punkte der Ver-
 eit mit so ungetheilte Seele, als ob
 n nichts vorhergegangen wäre und
 hts darauf folgen sollte, wodurch das
 che einer lebendigen Gegenwart überall
 sig verbreitet wird. In jedem Augen-
 daher zugleich sanfte Aufregung und
 ung, und das epische Gebiet gleicht
 arten des Alcinous, wo die Früchte
 brochen nach einander reifen, und
 ihrer Zeit sich willig vom Baume löst,
 i Genießenden in die Hand zu fallen.

Von diesem innern geistigen Rhythmus
 in Vortrage des Epos ist der demselben
 eigenthümliche Vers nur Ausdruck und hör-
 bares Bild. Aristoteles nennt ihn das ruhigste
 und am meisten Gewicht habende unter den
 Sylbenmaßen (*τὸ γὰρ ἡρωικὸν στασιμαί-
 ταν καὶ ὀγκωδέστατον τῶν μέτρων εἶναι*).
 Der griechische Hexameter hat weder einen
 fallenden Rhythmus, wie z. B. der trochäische
 Tetrameter, der daher leidenschaftlich mit fort-
 reißt (*κινητικόν, ὀρμητικόν*), noch einen
 steigenden, wie der jambische Trimeter, der
 sich bei einem gehaltenen Hinanstreben doch
 entschieden rüstig und gleichsam handelnd zeigt
 (*πρακτικόν, natum rebus agendis*), sondern
 er ist schwebend, stetig, zwischen Verweilen
 und Fortschreiten gleich gewogen und kann
 deswegen, ohne zu ermüden, den Hörer auf
 einer mittleren Höhe in ungemessene Weiten
 forttragen. Seine Mannigfaltigkeit, die über-
 dies an dem ursprünglich nach einem Zeit-
 maße gesungenen Verse weit weniger hervor-
 stechen konnte, ist dabei wohl nur Nebensache.
 Warum unter dem reichsten epischen Wechsel
 eine so einfache metrische Formel unzählig
 oft wiederkehren darf, da eine noch so be-
 schränkte Pindarische Ode nicht ohne vielfach
 verschlungene Strophen bestehen kann, möchte
 denen schwer fallen zu erklären, die in der
 Theorie des Sylbenmaßes vom Grundsatz
 der nachahmenden Harmonie ausgehn und
 dadurch hier, wie überall, den Künstler zum
 bloßen Copisten der Natur machen. Ist aber
 das Sylbenmaß, ganz allgemein mit Abstrac-
 tion von allen besondern Bestimmungen ge-
 nommen, die Erscheinung des Beharrlichen
 im Wechselnden, verkündigt es die Identität
 des Selbstbewußtseins: so ist es klar, daß
 dieses im Zustande der hellsten Besonnenheit
 (der Unterscheidung des Selbst von den in
 ihm vorgestellten Objecten) stärker hervortritt,
 als in einer von Regungen durchdrungenen,
 strebenden Seele. Die äußern Gegenstände
 schreiben dem menschlichen Gemüthe in der
 Kunst, wo sie ihm bloß Stoff sind, das Ge-
 setz nicht vor, sondern sie empfangen es von
 ihm, und so ist es auch in Ansehung des
 Sylbenmaßes. Aristoteles bemerkt sehr richtig,
 daß der Jambe am meisten den dialogischen
 Ton (*λεπτικὴ ἁρμονία*) an sich habe, wovon
 der Hexameter sich weit entferne; dieser sei
 der erzählenden Darstellung geeignet, und es
 würde sich nicht schiden, ein Epos in einem
 andern Sylbenmaße, oder gar in gemischten

Sylbenmaßen (z. B. die Erzählung in Hexametern, die Reden in Trimetern) zu dichten. Dennoch rühmt er es am Homer, daß er in eigener Person so wenig als möglich sagt und nach einer kurzen Vorrede sogleich einen Mann oder eine Frau redend einführt. Wie stimmte dies nun zusammen, wenn der Dialog im Epos nicht insofern seine Natur ablegen mußte, daß seine unstete Flüchtigkeit durch die gleichförmige Ruhe der Darstellung gefesselt wird?

Da die Reden bei Weitem den größten Theil der homerischen Gesänge einnehmen, so ist es für den richtigen Begriff der Gattung eine Hauptsache, ihren Charakter recht zu fassen. Selbst in den kürzesten und leidenschaftlichsten ließe sich bei einer feinen Zergliederung etwas nachweisen, wodurch sie episiert sind. In den ausführlicheren findet man alle wesentlichen Eigenschaften der ganzen Rhapsodie deutlich ausgedrückt. Man bemerkt kein Hinstreben zu einem Hauptziel, wenn dies auch in dem Inhalte der Rede vorhanden ist; jedes, wodurch das folgende vorbereitet wird, scheint doch nur um sein selbst willen dazustehen; ganz das verweilende Fortschreiten, die sinnlich belebende Umständlichkeit, die besonnene Anordnung, die leichte Folge, die lose Verknüpfung, wie im Epos überhaupt. In diesem Sinne sind auch die zusammengesetzten Beiwörter und die Episoden zu nehmen, die in leidenschaftlichen Reden, wenn man die Darstellung als bloße Natur verstehen sollte, sehr fehlerhaft sein würden und oft unverständlich genug getadelt worden sind. Die Willigkeit des epischen Sängers, zu Episoden überzugehen, wo sie sich irgend gefällig anschlingen lassen, liegt darin, daß die Gegenstände sich seiner nie bemeistern; er kann sich daher selbst in dem entscheidendsten Augenblicke leicht abmüßigen, um der Phantasie etwas Entfernteres nahe zu rücken. Was von der Rede und Episode, gilt auch vom homerischen Gleichnisse; es dient nicht bloß, sondern genießt im schönen, völligen Umriss freies Leben und ist gleichsam ein Epos in verjüngtem Maßstabe. Mancher wird es vielleicht zu weit getrieben finden, wenn wir behaupten, auch in der homerischen Wortstellung und Wortfügung, der faßlichsten, lossten, aber gefälligsten, die sich denken läßt, erkenne man die Verknüpfungsweise der Rhapsodie, und die Sprache sei durch die feinen ausfüllenden Partikeln und den vielstübigen Ueberfluß ihrer Biegungen einzig ge-

macht, die stetige, sanft hingleitende Folge bezeichnen. Aber von der erstaunenswürdigen Konsequenz dieser bloß durch einen glücklichen Instinkt gefundenen und zur Vollenbung gebrachten Dichtart kann es unter andern ein Beispiel sein, daß die Redefigur, wo die gegenwärtige Zeit statt der vergangenen gebraucht wird, die einem lebhaften Erzähler so natürlich ist und deren sich schon Virgil fast unaußhörlich bedient, in der ganzen Ilias und Odyssee nicht ein einziges Mal vorkommt. Apollonius enthält sich derselben auch, weil er der homerischen Form, die nun freilich nachdem der Geist entwichen, zur Formel geworden war, treuer bleibt als Virgil. Er ist matt und kalt; das am meisten Summarische bei Homer ist lebendiger als das Ausgeführteste bei ihm. Ueberhaupt verbrauchten die spätern epischen Dichter zu kurzen Reden sehr viel mythischen Stoff: das Geheimniß der schönen Entfaltung war vorübergegangen.

Virgil schuf mit römischem Nachdruck eine ganz eigene Art der Epopöe. An ihm, den Neueren weit mehr Vorbild geworden, ist als Homer, kann man den Unterschied der vermischten Gattung, der wir jenen Namen geben, von dem reinen ursprünglichen Epos auffallend zeigen. Abgesehen von der unvollständigeren Verknüpfung des Ganzen und dem Bestreben, tragische Nothwendigkeit in die Handlung zu bringen, hört man in der Rede gar nicht jenen ruhigen Rythmus des Epos trags. Virgil verräth oder affectirt Anstrengung und geht darin bis zu manierirter Ausdrucksweise über und an seine Helden (II. 408. sqq.). Seine Sprache hat Feierlichkeit, Hoheit, Pracht, womit er selbst gemeine Dichter zu überkleiden sucht; da hingegen Homer Ausdruck kräftig, aber einfältig, nie prangend oder übertreibend und durchaus durch Entfaltung veredelnd ist. Die ruhigen Reden beim Virgil sind rhetorisch, die leidenschaftlichen mimisch; sie ahmen nämlich die Stürmische und Unordentliche der Gemüthsbewegungen unmittelbar nach. Er ist daher weise mehr oder weniger homerisch, wo der Stoff ihn zur Ruhe veranlaßt, wie bei den Wettspielen im fünften Buch vorzüglich; wenigstens in der mit Recht bewunderten Geschichte der Dido, einem tragischen Bruchstücke, das nicht nur der am wenigsten homerische, sondern geradezu der modernste Theil des Gedichtes heißen kann.

Bei den obigen Betrachtungen über die

alte Epos ist mit Fleiß nicht von dem mythischen Elemente desselben, noch weniger von dem, was bloß national und local darin ist, die Rede gewesen. Man darf sich nicht wundern, daß die modernen Nachfolger Homer's das Absonderungsvermögen, die Darstellung vom Dargestellten, Form und Styl vom Inhalte zu scheiden, nicht befehen zu haben scheinen, da es den Theoristen der Epopöe, welchen Homer die oberste Autorität ist, so offenbar daran gefehlt hat. In das Heroische, in das Wunderbare, in das Erhabene, in die Wichtigkeit der Handlung, in den Umfang des Gedichts, in die Würde der Personen, in die Feierlichkeit des Tons und worin nicht Alles? Hat man das Wesen der Epopöe gesetzt. Besonders hat man das Wunderbare, worunter man hier die Dazwischentunst der höheren Wesen verstand, zu einer unerläßlichen Bedingung gemacht. In der alten Tragödie erscheinen die Götter häufig; sie streiten für und wider einen Helden, wie in den Eumeniden des Aeschylus; oder die Scene spielt auch ganz in der Göttermwelt, wie im Prometheus. Dennoch kann man sie deswegen nicht in dem Sinne wunderbar nennen, wie das homerische Epos, weil dort die Götter mit den Menschen in demselben Bezirke der Nothwendigkeit stehen und handeln; in dem letzten hingegen erscheint die Einwirkung der Götter in noch höherem Grade zufällig, als das Thun der Menschen. Wenn das Wunderbare (Arist. Poet. c. 24.) vorzüglich aus dem Grundlosen entspringt, was über den uns erklärbaren Lauf der Dinge hinausgeht, so mußte allerdings in Homer's Zeitalter ein Ueberfluß daran vorhanden sein. Denn man begriff sehr wenig von der Kette der Ursachen und Wirkungen in der Natur; darum ließ man sie durch lebendige Wesen verrichten. Der Mensch hatte sich noch nicht zum Bewußtsein der vollständigen Selbstbestimmung durch Freiheit erhoben; daher gestand er den Göttern Einfluß auf seine Entschlüsse zu. Aber wer bestimmte nun das Wollen der Götter? Es scheint, sie hätten dazu wieder ihre Götter nöthig gehabt, und so in's Unendliche fort. Ist die selbstthätige Unabhängigkeit der ganz menschlich vorgestellten Götter begreiflich, so wäre die der Menschen es auch gewesen. Kann ein Dichter im Zeitalter der erleuchteten Vernunft uns zu dieser Stufe ihrer Kindheit zurückversetzen wollen? Ganz richtig hat man bemerkt, daß Homer's Helden weniger groß

sind, weil sie so Vieles nicht durch sich selbst ausführen. Wenn das Bemühen der Olympier, für und wider sie, auch einen Schimmer höherer Würde um sie zu verbreiten scheint, so versetzen wir uns nicht genug in die homerische Denkart. Damals mischten sich ja die Götter in die gemeinsten Händel des Lebens; sie waren so wohlfeil, daß Autolykus durch die Gunst des Hermes mit Dieberei und Meineid geschmückt sein konnte (Od. XIX, 396), und auch die Bettler ihre Götter und Erinnen hatten (Od. XVII, 475). Wer wird es leugnen, daß die über Alles reizende Unvernunft der homerischen Götterlehre seine Dichtung mit der blühendsten Mannigfaltigkeit bereichert und die auserwählte Gefährtin des frischen lustigen Heldenlebens ist? Allein soll man mit Homer in demjenigen wetteifern, was ihm die Zeit verliehen hat, und sich quälen, es ihr zum Troß hervorzurufen? Der Mythos (in der Bedeutung, da er noch von der historischen Sage unterschieden wird) kann nur dann für die Poesie begünstigend sein, wenn er lebt, d. h. wenn er als Mythos, als die unwillkürliche Dichtung der kindlichen Menschheit, wodurch sie die Natur zu vermenschlichen strebt, entstanden, und noch bestehender Volksglaube ist. Er kann nicht die willkürliche Erfindung eines Einzelnen sein. Aus diesem Grunde gewährt die Ritter- und Zauberfage des Mittelalters, die nichts Anderes war, als der abenteuerliche Geist der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantischen Heldenepos den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäßigen Wahrheit, den das künstlich erfundene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beispiel warnen sollen, wie wenig mit der Dazwischentunst der Götter ausgerichtet wird, wenn sie nicht mehr Volksglaube ist und also nicht mehr zu dem Bilde des Weltganzen gehört, welches die Phantasie des Dichters aus der Wirklichkeit aufsaßt. Die neueren Epopöendichter haben vor allen Dingen das Uebernatürliche gesucht; sie haben nicht nur dies, sondern sogar das Außernatürliche gefunden und sich zuletzt in der Hölle und im Himmel verloren. Es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke sind daher auch bloß gelehrt und haben nie von den Lippen des Volkes getönt (Lasso's befreites Jerusalem ausgenommen, mit dem es hierin eine eigene Bewandniß hat), da Homer der populärste aller Sänger war, weil seine

Dichtung vom Leben ausging und darauf zurückführte.

Es ist also offenbar, daß man sein Epos auf eine ganz entgegengesetzte Art, als man bisher gethan, nachbilden muß, wenn es überhaupt geschehen soll. Dieser Zweifel wird diejenigen befremden, die gewohnt sind, die homerischen Epopöen als den Gipfel der Poesie, als den höchsten unerreichbaren Schwung des menschlichen Geistes anzusehn, eine Meinung, von der man selbst bei der neuernodigeren Ansicht, den hellenischen Sänger in einen wilden Natursohn, einen rohen nordischen Varden zu verkleiden, nicht abgewichen ist; denn es hängt mit der empfindsamen Klage über das Elend der Cultur zusammen, die Poesie für eine Naturgabe zu halten, die durch Bildung unvermeidlich verloren gehe. Die Griechen selbst scheinen den Homer durch eine sehr begreifliche Verwechselung des Ehrwürdigsten mit dem Vollkommensten obenan zu stellen; und wer wäre mit ihm zu vergleichen, wenn der Name einen einzelnen Menschen, den alleinigen Schöpfer der Ilias und Odyssee, bezeichnete? Aber die Harmonie der griechischen Bildung läßt schon vermuthen, daß die Poesie mit den übrigen Künsten und Bestrebungen gleichen Schritt gehalten haben wird; und die Geschichte zeigt uns, wie sie sich von leichter Fülle (epische Periode) zu energischer Einzelheit erhob (lyrische Periode), und durch innige Verschmelzung beider endlich zu harmonischer Vollständigkeit und Einheit gelangte (dramatische Periode). Wenn also die lyrische Poesie mit dem Jugendalter, die dramatische mit dem männlichen Alter verglichen werden kann, so vereinigt die epische die Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrung und dem sichern Blick des Greises. Die epische Schönheit ist die einfachste und konnte daher zunächst nach den wilden rhythmischen Ergießungen, die noch nicht freies Spiel, sondern Erledigung vom Drange eines Bedürfnisses waren, gefunden werden. Besonnenheit ist die früheste Muse des nach Bildung strebenden Menschen, weil in ihr zuerst das ganze Bewußtsein seiner Menschheit erwacht. Also nicht als die höchste oder vorzüglichste, aber als eine reine, vollendete Gattung hat das Epos ewig gültigen Werth. Seiner Einfachheit wegen kann man es noch ohne Kunstsinne als Natur genießen, was bei den Kunstbildungen eines Sophokles zum Beispiel nicht möglich ist. In diesem Stücke,

wie in allem Wesentlichen, stimmt es mit Dorothea, unerachtet des großen Standes der Zeitalter, Nationalcharakter Sprachen erstaunenswürdig mit seinen Vorbildern überein.

Ein Dichter, dem es nicht darum ist, ein Studium nach der Antike zu treiben, sondern mit ursprünglicher Nationalität und volksmäßig zu wirken, einem epischen Sänger geziemt, wie Stoff nicht im classischen Alterthum noch weniger aus der Luft greifen. Damit die lebendige Wahrheit nicht werde, muß seine Dichtung festen Boden in der Wirklichkeit unter sich haben, welches die Beglaubigung der Sitte oder dergleichen möglich ist. Beides kommt eigenlich Eins hinaus: denn eine Sage aus dem Alterthum wird nur dadurch zu unserer Behandlung tauglich, daß sich mit ihr ein anschauliches Bild von der damaligen Lebensweise unter dem Volke fortsetzt hat. So könnte vielleicht ein schwacher Dichter Geschichten aus den Zeiten der Befreiung der Schweiz und der Entstehung des Bundes mit Vortheil episch behandeln, ihr Andenken durch Verfassung, Volk wenig veränderte Sitten immer noch erhalten wird. Wenn der Dichter aus Sagen vorfände, oder aus Wahl den Gebrauch von vorhandenen machte, so ist es nothwendig in seinem Zeitalter unter dem Volke daheim bleiben. Es fragt sich weiter: was er in diesem Kreise herausbringe, ob sich die Darstellung lieber auf das öffentliche oder auf das Privatleben wenden soll, wird geneigt sein zu glauben, Beides wird die auf das Wohl und Wehe vieler Menschen den wichtigsten Einfluß haben, sei es durch die Geschichte, auch in der Poesie, oder ergreifend zu erscheinen, was allerdings gegründet ist, so lange man sie nur als gemeine Ansichten in große Massen zusammenfaßt. Allein damit kann sich die epische Führlichkeit nicht begnügen: sie muß Einzelne gehen, sie kann den Gang der Gegenwart durchaus nur an bestimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; ist es eben, wo sich die unüberwindliche Schwierigkeit eines solchen Stoffes offenbart. Was nämlich wissenschaftlich oder künstlerisch betrieben wird, wobei nach politischen oder tactischen Berechnungen eine Menge von Mitteln, wie bloße Werkzeuge mit gänzlicher

auf ihre sittliche Selbstthätigkeit in
gesetzt werden; was für die len-
tionen selbst einzig Angelegenheit
ndes ist, die außerhalb der Sphäre
ichen Verhältnisse liegt: dem ist
ags keine poetische Seite abzu-

In den öffentlichen Geschäften
ns kann nur da, wo die Ver-
t republikanisch ist, in denen des
nte unter den Griechen nur im
Zeitalter, unter uns nur in den
der Mensch mit seiner ganzen
und körperlichen Energie auftreten.
nsrem Zeitalter und unsern Sitten
es Epos wird daher mehr eine
als eine Ilias sein, sich mehr mit
leben als mit öffentlichen Thaten
ltnissen beschäftigen müssen. Doch
sich wieder eine neue Aussicht von
iten, die, wenn die Aufgabe nicht
uns läge, die Ausführbarkeit sehr
machen könnten. In den höheren

ird die freie Bewegung, Aeupferung,
und Wechselwirkung der Gemüther
nd conventionelle Fesseln gehemmt;
eren durch den Druck der Bedürf-
den Mangel am Gefühl eigener
ie künstlich zusammengesetzte, glän-
leere Geselligkeit der feineren Welt
dem Dramatiker in komische, also
gerichtete, partiische Darstellungen
edrängt, im höchsten Grade unter-
der ruhigen parteilosen Entfaltung
Dichters müßte sie todt und herz-
en. Die Rohheit und Niedrigkeit
uug, worein die geplagten Last-
bürgerlichen Gesellschaft natürlicher
nken, könnte nur allenfalls zu rhy-
chen Idyllen den Stoff verleihen.
an sich große und schöne Natur
wideln; aber unter dem ungün-
uß erschlaffender Verfeinerung oder
r Abhängigkeit aufgestellt, müßte
eine unwahrscheinliche Ausnahme

Der Dichter hat also nur eine
unter den mittlern Ständen, wo
noch nicht so leicht sein wird, Lagen
Personen zu ersinnen, wodurch sie
m steifen Conventionen, unver-
sund an Leib und Gemüth, und
n allzu dumpfer Beschränktheit er-
den. In dem vorliegenden Ge-
nies auf das Glücklichste getroffen.

Eltern haben das sichere Gefühl

der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit
gibt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in
Trägheit genossen, sie ist durch reblichen Fleiß
erworben. Sie sind Landbauer, ein Gewerbe,
das, mit Umfang und einer gewissen Freiheit
getrieben, den Menschen zum wohlthätigen Um-
gange mit der Natur einladet; daneben Gast-
wirth in einer kleinen Stadt, was sie im
Verkehr mit Menschen geübt hat, ohne sie zur
Nachahmung großstädtischer Sitten zu ver-
leiten. Dorothea tritt zwar in der Tracht
einer Bäuerin, aber einer im Wohlstande er-
zogenen, auf, und die tris. Festigkeit, ja die
zarte Bildung ihres Geistes was aus ihrer
besondern Geschichte befriedigend erklär. Der
Geistliche und der Dorfrichter dürfen ihren
Verhältnissen nach Kenner des menschlichen
Herzens, jener ein jugendlich heiterer, dieser
ein durch Unglück geprüfter, ernster Weiser
sein. Man bemerkt die Kunst des Dichters,
wie er uns in dem Prediger den Mann zeigt,
der in der feinsten Gesellschaft sich ganz an
seiner Stelle finden würde, der aber alle
äußerliche Ueberlegenheit abzulegen, und seine
Mittheilungen zu vereinfachen weiß; und wie
er dem Gemälde seiner Bildung die schlichteste,
bescheidenste Farbe gibt. Alles dies verschafft
nun den Vortheil, daß an den handelnden
Personen jene Entwidlung der Geisteskräfte,
woburch eine Welt von höheren sittlichen Be-
ziehungen sich aufthut, die für den roheren
Menschen gar nicht vorhanden ist, mit Ein-
falt der Sitten verträglich wird. Einfalt
aber, gleichsam der Styl der Natur und der
Sittlichkeit im Erhabenen, wie Kant sagt, ist
dem epischen Gedichte überhaupt angemessen,
weil sie uns in dem Dargestellten einen
Widerschein von der Einfachheit der Dar-
stellung erblicken läßt. Vollends in einem
solchen, welches seinen Stoff aus unserm
Zeitalter und einheimischen Sitten entlehnt,
ist sie das einzige Mittel, die Handelnden mit
dichterischer Würde, die kein Rang verleiht,
zu umgeben. Wir meinen hier nicht die ab-
gemessene Feierlichkeit mancher modernen Epi-
pöenhelden, die man sich gepanzert und dabei
mit Alongenperrücken und Manschetten vor-
stellen kann; sondern etwas, das uns mit
ähnlicher Ehrerbietung erfüllen könnte, als
den Griechen zu Homer's Zeit die heroische
Kraft seiner großen Gestalten, an welche die
Welt schon damals hinauf sah, einflößen mußte.
Und was wäre dies anders als edle Einfalt?
Mag der Weltmann immerhin darüber spotten,

Stände finden zerstörende Leidenschaften, kühne Unternehmungen, erstaunenswürdige Thaten natürlich nicht Statt. Und dennoch bedarf er, zwar keiner tragischen Verwicklung, aber doch eines Vorfalles, der Größe für die Phantasie habe. Er muß seine Menschen in entscheidende Lagen stellen, damit nicht bloß die Oberfläche ihres Daseins geschildert, sondern ihr Innerstes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den stillen Kreis des häuslichen Lebens hinausgeht und nur die anlodendsten Scenen desselben zu schmücken sucht, so ergibt sich hieraus die Idee zu ländlichen Sittengemälden im epischen Vortrage, einer anmuthigen gemischten Gattung, wovon wir an Bossens Louise ein so vortreffliches und in seiner Art einziges Beispiel besitzen. Ein eigentliches Epos ist es freilich nicht, wie es denn der Dichter selbst auch nicht so genannt hat, da es mehr Darstellung des Ruhenden als ruhende Darstellung des Fortschreitenden ist. Denn Familiensfeste, wie ein Spaziergang, ein Besuch nach einiger Trennung, selbst eine auf überraschende Art früher gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung schon vor dem Anfange des Gedichts ausgemacht war, und deren Gefühle für einander durch das Ganze hin unverändert bleiben, sind etwas nur physisch, in der Zeit, nicht ethisch, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältnissen der Handelnden Fortschreitendes.

Der große Hebel, womit in unsern angelegentlichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauspielen, meist Alles in Bewegung gesetzt wird, ist die Liebe. Die

mit der höchsten Klarheit auseinander und daher der Liebe nur einen untergeordneten Platz einräumt. Auch in Hermann und Dorothea ist sie nicht eine eigentliche Leidenschaft, die zu dem großen Epos nicht gepaßt hätte; sondern eine herzliche Neigung, auf Vertrauen und gegenseitig gegründet, und in Eintracht mit allen des thätigen Lebens, führt jene die aber starken Seelen zu einander.

Ohne ein Zusammentreffen äußerer Umstände würde daher auch die Liebe und Befriedigung solch einer Liebe einen leisen, unbemerkten Gang des häuslichen Lebens mit eintreten und nicht mit so gewalt unerwartete Erscheinungen hervorrufen. Dies Letzte hat der Dichter durch ein Mittel bewirkt, woraus denn Alles mit großer Leichtigkeit herfließt, als hätte die glückliche Erfindungskraft dazu gehört zu entdecken. Auf den Umstand, daß Dorothea als ein fremdes, durch die Vertriebenheit ein Mädchen unter Wildern gemeinen Noth zuerst erblickt, gründet sich die Plötzlichkeit seiner Entschliebung, der fürchtende Widerstand seines Vaters, der Zweifelhafter seines ganzen Verhältnisses ihr, das erst mit dem Schlusse des Gedichts völlig gelöst wird. Durch die zunehmende und erhebende Aussicht auf großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde Alles um eine Stufe höher gehoben und eine große Kluft vom Alltäglichen geseht. Die individuellen Vorfälle knüpfen sich an das Allgemeine und Wichtigste und tragen das Gepräge des ewig Denk-

Es versteht sich von selbst, daß das oben über die unbestimmte epische Einheit Bemerkte in einem ganz erfundenen Stoffe einige Einschränkung leidet. Was die schon durchgängig episch gestaltete Sage gegeben, kann der Dichter fast in einem beliebigen Punkte aufheben (nach Homer's eigenem Ausdruck: *ὅθεν ἔλαιν*, Odyss. VIII, 500.), und auch, sobald die Rhapsodie eine schöne Rundung gewonnen hat, bei einem schicklichen Einschnitte der Faden lassen; denn er darf darauf rechnen, daß die Hörer über die weiteren, schon bekannten Schicksale seiner Helden in Unruhe bleiben werden. Aber die Führung von Personen, denen nur die That des Dichters Leben verliehen hat, macht die vollkommene Befriedigung, eine strengere Trennung nothwendig. Uebrigens ist jedoch die Anlage des Ganzen durchaus episch, und nicht dramatisch. Keine künstliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich auftretenden Zwischenfälle, keine auf einen einzigen Punkt hindrängende Spannung. Alles einfach und gleitet ohne Sprung in einer veränderten Richtung fort, deren Ziel man von vornherein sieht. Man kann sagen, daß die Verwicklung und Auflösung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt ist, oder vielmehr, daß es eine Mehrheit von kleineren, aneinander gereihten Verknüpfungen und Auflösungen das Gemüth immer von Neuem angeregt, doch nie dem Grade mit fortgerissen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die tief bewirkte Rührung ist daher niemals durch Ueberraschung abgejagt, oder das Mitleid mit geängstigten Seelen, sondern die sanfteste und reinste, welche allein dem Adel der Gesinnungen gilt.

So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Contaste sind vermieden, und nur durch ganz leise Schatten ist das Licht auf dem Gemälde hingeflossen, das eben dadurch harmonische Färbung hat. Bei Hermann's Vater wird die köstliche Zugabe von Eigenheiten, von unbildlicher Laune, von behaglichem Bewußtsein seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach etwas vornehmeren Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des modernen Mannes, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unwissenheit; aber er thut es mit so viel Gutmuthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, sondern selbst sein offenerherziger Egoismus, von

dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Vergleichen naive lustige Züge sind ganz im Geiste der epischen Gattung; denn ihr ist jene idealische Absonderung der ursprünglich gemischten Bestandtheile der menschlichen Natur fremd, woraus erst das rein Komische und Tragische entsteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Gradsinn und gesunden Verstand den allgemeinen Charakter der handelnden Personen nennen; und doch sind sie durch die gehörigen Abstufungen individuell wahr bestimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es schwer wird zu entscheiden, wo die sittliche Würde am reinsten hervorleuchtet, erwähnten wir schon vorhin. Wie schön gedacht ist es, bei Hermann die kraftvolle Gebiegenheit seines ganzen Wesens mit einem gewissen äußeren Ungeschick zu paaren, damit ihn die Liebe desto sichtbarer umschaffen könne! Er ist eins von den ungelenteten Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichtum wissen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Werth ablodt. Aber da er nun das für ihn bestimmte Weib in einem Blicke erkannt hat, da sein tiefes, inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felsen hervorbricht: welche männliche Selbstbeherrschung, welchen bescheidenen Edelmuth beweist er in seinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da sie ihm sonst an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einsicht und besonders an heldenmäßiger Seelenstärke merklich überlegen ist. Ein wunderbar großes Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt, handelt sie immer liebevoll und liebt sie nur handelnd. Ihre Unerforschlichkeit in allgemeiner und eigener Bedrängniß, selbst die gesunde körperliche Kraft, womit sie die Bürde des Lebens auf sich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rücken, mischte sich nicht, dem Jüngling gegenüber, das leise Spiel sorgloser, selbstbewußter Lebenswürdigkeit mit ein, und entrisse nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreißend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Dasein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schlusse über alle Mithandelnden hervor, und so wächst mit der Steigerung schöner und größer Natur das Gedicht selbst gleich einem stillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erschaffung des Darzustellenden dafür gesorgt, daß es der schönen Entfaltung so würdig, so rein menschlich, und doch zugleich so wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaßungslosen Styl der Behandlung dem Werke nicht von außen mit schmückender Willkür angelagt, sondern als nothwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es scheint, als hätte er, nachdem er das Wesen des homerischen Epos, abgesondert von allen Zufälligkeiten, erforscht, den göttlichen Alten ganz von sich entfernt und gleichsam vergessen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbstständigkeit ist: so wäre es auch keine so schwierige Aufgabe, einen modernen Gegenstand ganz in homerische Manieren zu kleiden. Allein es fragt sich, wie es bei dieser Anhänglichkeit an den Buchstaben um den Geist stehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beschaffenheit des Stoffes, worin sie ausgeprägt werden soll, muß der Geist auch anders modificirte Mittel, sich auszudrücken, suchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen sind alsdann wahre Uebereinstimmung. Homer's Rhapsodien waren ursprünglich bestimmt, gesungen, und zwar aus dem Gedächtnisse gesungen zu werden, in einer Sprache, welche in weit höherem Grade als die unsrige die Eigenschaften besitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da gewesener Neben, und manche kleine Weitläufigkeiten konnten daher vor dem Ohr des sinnlichen Hörers, das sie tönend füllten, leichter vorüberwallen; dem heutigen Leser (der nur allzu selten der Poesie Stimme zu geben, oder auch sie nur zu hören versteht) möchten sie einsörmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Hermann und Dorothea kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und so gespart, thut sie eine Wirkung, die bei häufigerem Gebrauche verloren gegangen wäre: sie lenkt die Aufmerksamkeit zweimal auf die so bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Gestalt. Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieselbe wiedertkommt. Unser Dichter thut jenes ebenfalls, doch so, daß er immer mit den Nebenzügen wechselt;

mehrmals läßt er aber die Rede mit Hexameter anfangen, schiebt auch wohl Worte davon voran, und schiebt dann Wahnung der redenden Personen h. Beides thut Homer niemals, vielleicht der Vortrag des Sängers Pausen in des Verses, um dergleichen deutlich ander zu scheiden, nicht gestattete. Gangene nie als gegenwärtig vorzuziehen der Gattung so wesentlich eigen, Dichter, vermuthlich ohne sich besond zu erinnern, jene oben bemerkte Aus des Präsens der Zeitwörter in der durchgehends beobachtet hat. Homer wenn wir es so nennen dürfen, in W und Redensarten haben wir gar beden können; es müßte denn etwa Ausdruck sein: „Dem ist kein Herz i Busen,“ wo sowohl sein mit dem haben, als das Beiwort ehern nicht einheimische Redensart ist. Ähnlich „Denn mir war Zwiespalt im Herz *διάνδρα μερμήριξα*, oder wie *καί ἔμπερος αἶρε*, „und süßes Verlang mich,“ oder Anwendung jener For durch die übereinstimmenden Ne Vieler in Eine Rede zusammengefaß *Ὅδ' δέ τις εἰπὼκεν, ἰδὼν εἰ* *ἄλλ*

Denn so sagte wohl Eine zur Ant
tig an's

und kurz nachher:

Aber ein' und die andre der We
geben

können nicht für Homerismen gelten natürlichen Wendungen da, wo ganz an ihrer Stelle sind. Jene der Dichter die Person, die er r führt, selbst anredet, welche im bei einigen Namen die Bequemli Versbaues mag veranlaßt haben, nur ein paarmal zu einer etwas Wirkung benutzt:

Aber du zauderdest noch, vorsichtige
und sag

Was den lieblichen Ueberfluß an tern betrifft, so bietet unsere Sprac genug dar, es darin dem griechis ger gleich zu thun. Aber es gibt manche an sich schöne und eble die, einmal für allemal festgesetzt, einen Theil ihrer Bedeutsamkeit daß sie ohne nähere Beziehung an desmaligen Zusammenhang der Ste

lehren. Sie scheinen eine Erinnerung an den Ursprung der epischen Kunst zu sein, da der Sänger, Ausdruck und Vers für die vorgelegene Geschichte während des Gesanges erfunden, durch solche Halbverse, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poesie gebildete Zusammensetzungen müssen uns einen stärkern Eindruck von Pracht und Festlichkeit geben, als den homerischen Griechen; nicht als ob sie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, sondern die epische Poesie war ihnen überhaupt etwas Gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde ist daher der deutsche Dichter in diesem Stücke etwas weniger freigebig gewesen; die Beiwörter sind bei ihm nicht allgemeine Erweiterung, sondern an ihrem bestimmten Platze bedeutend, und er hat sich weit häufiger der einfachen als der zusammengesetzten bedient. Wo er dergleichen selbst bildet, geschieht es auf die leichteste Weise durch Verbindung eines Umstandswortes mit einem Objectiv oder Particip, z. B. der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg. Nur Einmal finden wir ein Substantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft: die gartenumgebenen Häuser, welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerstreut liegenden Dorfe gibt. Daß diejenigen, für welche die Poesie nichts weiter ist, als eine Mosaik von kostbaren Phrasen, den Ausdruck in Hermann und Dorothea viel zu schmutzlos, das ist nach ihrer Art zu sehen, zu prosaisch finden werden, ist in der Ordnung. Diese Kritiker würden vermuthlich ein wenig erstaunen, wenn sie erführen, daß Dionysius von Halikarnas an einer Stelle der Odyssee, „die in den gemeinsten, niedrigsten Ausdrücken abgefaßt sei, deren sich etwa ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar keine Sorge darauf wendeten, schön zu reden,“ das Verdienst der dichterischen Zusammensetzung weitläufig auseinanderlegt. Nach Wolfs Bemerkung „scheint die homerische Diction, unermesslich weit entfernt von dem wüsten Schwulst der Tropen und Bilder, welche der Kindheit der Sprachen eigen ist, durch ihren gleichmäßigen beherrschenden Ton eine nahe Vorbotin der entstehenden Prosa zu sein.“

Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkel sind, läßt es sich doch wahrscheinlich machen, die epi-

sche habe sich mehr durch die Zusammensetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortstellung, dann durch die mannigfaltigere Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichere Einschlebung der Partikeln, als durch die Bestandtheile der Rede selbst von jener unterschieden. Die zuletzt genannten Freiheiten sind dem deutschen Dichter fast ganz versagt; desto schwerer war es, wie in Hermann und Dorothea geschehen ist, den Ausdruck durch die unmerklichsten Mittel, durch würdige Einfachheit, hier und da einen flüchtigen Anstrich vom Alterthümlichen, die leichteste, klarste Folge und Verbindung der Sätze, hauptsächlich aber durch die Stellung von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Die möglichste Enthaltung von solchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben so wirken, ist ein Hauptmittel zur dichterischen Vereinfachung der Sätze. Auch der häufige Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmutz aufzuladen. Den Nachdruck vermehrt manchmal die Häufung des Verbindungswörtchens, manchmal dessen Weglassung.

Die Abweichungen von der prosaischen Wortfolge sind meistens so leicht und leise, daß sie einer nicht sehr wachen Aufmerksamkeit entslüpfen, und doch wirken sie, was sie sollen. Auch bei kühneren Versetzungen ist immer für Vermeidung aller Dunkelheit gesorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beiworts nach dem Hauptwort mit wiederholtem Artikel wird sich manches deutsche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß sehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabei geschieht, und wodurch sie allerdings für den epischen Gebrauch geschickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein so bescheidener, schmutzloser und doch an Farbe und Gestalt durchhin epischer Ausdruck, wie in Hermann und Dorothea herrscht, in unserer Sprache möglich war, beweist die hohe Bildung, welche sie schon erreicht hat; denn nur durch diese wird sie der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur ursprünglichen Einfachheit fähig.

Die sinnlichen Gegenstände, entweder die den Menschen umgebenden Dinge, oder bloß körperliche Handlungen, nehmen in Homer's Gesängen einen großen Raum ein, und dies gehört zu der Wahrheit seines Weltgemälses,

wo die Helben und Götter so sinnlich, so stark von Körper und so wenig geübt am Geiste sind. Indessen wird doch das Leblose immer nur in Bezug auf die Menschen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um seiner selbst willen ausgemalt. Dies, was man poetisches Stilleben nennen könnte, ist der Fortschreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das sentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenständen, das noch nöthig sein würde, um die an sich todte Künstlichkeit solcher Schilderungen mehr zu beseelen, ist, als eine persönliche Empfindungsgabe des Dichters, vom epischen Gedicht ausgeschlossen. In Hermann und Dorothea ist der Darstellung des Sinnlichen verhältnißmäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beschränkung der Geschichte auf den Zeitraum eines Nachmittags und Abends wurde der Dichter derselben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anschaulichkeit Dienliches übergangen und nach epischer Art selbst das Geringste rühmend erwähnt hat. Bewunderungswürdig ist es aber, wie er die Menschen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen und die äußeren Gegenstände auf sittliche Eigenthümlichkeiten zu beziehen weiß. Beispiele hiervon auszuwählen, würde uns ebenso schwer fallen, als es dem Leser leicht sein muß, sie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Gesichtspunkte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geschildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menschlichen Anlagen in ihr (man sehe die Beschreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird gepriesen; denn die, welche am rüstigsten in der Natur wirken und schaffen, sehen sie am wenigsten mit dem Auge des Landschaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homer's Gleichnisse sind eigentlich erklärende Episoden, die im Ernste und nicht bloß zum Scheine den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen; wobei man die ihn umgebenden Hörer nicht vergessen muß, wie er sie selbst beschreibt: Gleichwie ein Mann auf den Sänger schaut,
 der vermöge der Götter
 Rundig den Sterblichen singt die lusterregenden Worte:

Ihn ohn' Ende zu hören begehren sie, wenn
 er nur singet.

Solche Hörer hatten natürlich ein großes Bedürfnis, eine recht sinnlich faßliche Vorstellung

von der geschilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rücksicht nahm, ist das epische Gleichniß in einen gelehrten Zierrath ausgeartet, so daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menschliche mit der thierischen Welt, die unserer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geistigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Hermann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur ein ausführliches Gleichniß enthält. Dieses eine ist schön und neu, und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt.

Die Ankündigung des Inhalts, gar kein wesentlicher Theil des Epos, sondern eine erhebliche Vorbereitung, welche da, wo die besungene Geschichte sich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo sie erst durch das Gedicht entsteht, ist von dem deutschen Sänger mit Bedacht weggelassen. Dagegen flieht er zu Anfang der letzten unter den neun Rhapsodien, die er, wie Herodot die Bücher seiner Geschichte, nach den Musen benannt, doch zugleich noch mit anderen bedeutenden Ueberschriften versehen hat, eine sehr gefällige Anrede an diese Göttinnen ein.

Wir haben Hermann und Dorothea in dem Bisherigen nach seiner Eigenthümlichkeit, nach den besonderen Bestimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Stils zu charakterisiren gesucht. Als ein Individuum seiner Gattung, d. h. als episches Gedicht, haben wir es schon vorher charakterisirt. Denn was wir oben als wesentliche Merkmale des Epos angaben: die überlegene Ruhe und Parteilosigkeit der Darstellung; die volle, lebendige Entfaltung, hauptsächlich durch Reden, die mit Ausschließung dialogischer Unruhe und Unordnung der epischen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortschreitenden Rhythmus: diese Merkmale lassen sich ebenso gut an dem deutschen Gedicht entwickeln als an Homer's Gesängen. Versahen wir also den wahren Begriff nicht, so wird der Leser, der dies Urtheil durch eigene Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzten nicht bekannt ist, sie ohne Mühe in jenem wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, so bewegen wir nur noch dem Mißverständnisse vor als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen Anderer so tief bewegt, selbst unempfindlich sein sollte. Er muß es allerdings auf das innigste fühlen; aber er hat die Ge-

3, dem Gefühl keinen Einfluß auf
lung zuzugestehen. Er wird z. B.,
seß derselben es fordert, gleich nach
terndsten Augenblicke einen verhält-
gleichgültigen, ja einen brolligen
wähnen, wie es in Hermann und
namentlich im letzten Gesange mehr-
eht. Die Enthaltung des Dichters
r Theilnahme ist also kein leerer
enn wenn die Darstellung durch
m der Empfindung gegangen und
särbt ist, so sympathisirt der Leser
ich nicht mehr mit der Sache, son-
dem Dichter.

e vom epischen Rhythmus verdient
ere Auseinandersetzung. Sie ist
gen wichtig, weil sie Anwendung
loman leidet. Ein Rhythmus der
der sich zum epischen ungefähr so
wie der oratorische Numerus zum
e, wäre vielleicht das einzige Mittel,
in nicht bloß nach der allgemeinen
ndern nach der Ausführung im
durchhin poetisch zu machen, ob-
Schreibart rein prosaisch bleiben
im Wilhelm Meister scheint dies
geführt zu sein.

halten uns hier jedes Rückblicks
s dichterische Laufbahn, so frucht-
brenden Zusammenstellungen, selbst
in Andeutungen über das Bedürf-

niß unserer Bildung und das Streben des
Zeitalters, von der Originalität zur vollkom-
menen Gesetzmäßigkeit schöner Geisteswerke,
von der Erscheinung der Unabhängigkeit des
Individuums zum Abdrucke reiner Menschheit
in ihnen fortzugehen, eine solche Uebersicht
auch sein würde; und fassen nur unsere Be-
trachtung des vorliegenden Werkes in kurze
Resultate zusammen. Es ist ein in hohem
Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines
moralischen Zweckes, sondern insofern Sittlich-
keit das Element schöner Darstellung ist. In
dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigen-
thümlichkeit bei Weitem die Leidenschaft, und
diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen
abgeleitet. Das Würdige und Große in der
menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe
aufgefaßt; die Klarheit besonnener Selbstbe-
herrschung erscheint mit der edlen Wärme des
Wohlwollens innig verbunden und gleiche
Rechte behauptend. Wir werden überall zu
einer milden, freien, von nationaler und po-
litischer Parteilichkeit gereinigten Ansicht der
menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der
Haupteindruck ist Rührung, aber keine weich-
liche, leidende, sondern in wohlthätige Wirk-
samkeit übergehende Rührung. Hermann und
Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im
großen Styl und zugleich faßlich, herzlich,
vaterländisch, volksmäßig; ein Buch voll golde-
ner Lehren der Weisheit und Tugend.

Friedrich von Schlegel.

(Siehe Theil I, Seite 268).

verglichen mit andern Epikern.

jen wir das hohe Werk der homeri-
ge mit andern, indischen und persi-
nordischen und altdeutschen Helden-
gedichten, so sind es vorzüglich zwei
en, welche dasselbe vor jenen aus-
uerst ist es das harmonische Ebenmaß
tern Lebensansicht und in der gan-
lungsweise selbst und die in beiden
e künstlerische Klarheit des Ver-
elche nebst jenem Ebenmaß der Har-
den Homer, so auch den Charakter
schen Geistesbildung überhaupt vor-
zeichnet und im Ganzen derselben
Sodann ist es die, in dem Maße
nicht eben wesentlich in der Natur

des epischen Gedichts begründete, wohl aber
in der besondern Anlage des griechischen Gei-
stes liegende, reiche dramatische Entfaltung im
Einzelnen der homerischen Gesänge und die
damit zusammenhängende episodische Verschle-
tung des Ganzen. Eben daher entspringt auch,
oder ist nahe verwandt damit, jenes ent-
schiedene Hervortreten des rhetorischen Bestand-
theils, wozu sich die dem Griechen angeborene
Hinneigung und Meisterkraft, zwar noch ganz
natürlich und wie sie dem klaren Lebensspiegel
freier Poesie durchaus angemessen ist, die sich
daher auch von der falschen Rhetorik der spätern
Dichtkunst so ganz unterscheidet, hier schon in
bewundernswerther Fülle und Kunst der Rede
und des Geistes entfaltet; wie denn auch in
manchen Ansichten und Gesinnungen, durch

die Darstellung des heroischen Lebens selbst, der aufsteigende republikanische Sinn schon sehr sichtbar hindurchschimmerte. Durch eben diese Eigenschaften, nur in geringerem Maße der Verschiedenheit, bleibt Homer auch vor den andern Rhapsoden der jonischen Zeit und vor den übrigen epischen Dichtern der Griechen ausgezeichnet, statt derer aller uns Hesiodus zum Beispiel dienen kann, und steht allein und einzig unter den andern da, obwohl alle diese geringeren heroischen oder mythischen Dichter in unzähligen einzelnen Manieren der epischen Weise untereinander gleich und dem Homer ganz ähnlich sind. Eine chaotische Sagenfülle von oft gigantischem Inhalt besingt Hesiodus in jener Weise oder in jenem Styl, welchen die Alten als den mittelmäßigen bezeichnen, weil zwar kein Uebermaß der verwilderten Kraft, aber auch keine besondere Größe und Erhabenheit des Geistes darin sichtbar ist. Es fehlt der homerische Reichtum jener herrlichen dramatischen Entfaltung, obwohl sich, den Hesiodus als Sittengemälde betrachtet, Züge genug darin vorfinden von dem sehr merkwürdig emporkwachsenden republikanischen Geiste, der bald das heroische Leben mehr und mehr verdrängen und endlich ganz überwältigen sollte.

Uebersicht über Shakespeare's Werke.

Shakespeare's früheste Werke müssen mit dem Auge betrachtet werden, mit welchem der Kenner die Alterthümer der italienischen Malerkunst verehrt. Sie sind ohne Perspective und andere Vollenbung, aber gründlich, groß und voll Verstand, und in ihrer Gattung nur durch die Werke aus der schönsten Manier desselben Meisters übertroffen. Wir rechnen dahin den „Locrinus“, wo der höchste Rothurn in gothischer Alterthümlichkeit mit der berben altenglischen Lustigkeit grell verbunden ist, den gebiegenen „Perikles“ und andere Kunstwerke des einzigen Meisters, die der Ueberwitz leichterer Schriftgelehrten ihm gegen alle Geschichte abgesprochen, oder der Stumpfsinn derselben nicht anerkannt hat. Wir setzen voraus, daß diese Producte früher sind als der „Adonis“ und die Sonette, weil keine Spur darin ist von dieser süßen, lieblichen Bildung, von dem schönen Geist, der mehr oder minder in allen spätern Dramen des Dichters athmet, am meisten in denen der höchsten Blüthe. Liebe,

Freundschaft und edle Gesellschaft wirken, nach seiner eigenen Selbstdarstellung in jener jugendlichen Poesie, eine schöne Entfaltung und Umwandlung in seinem Geiste; die Bekanntschaft mit den zärtlichen Gedichten des bei den Vornehmen beliebten Spenser gab seinem neuen romantischen Schwunge Nahrung, und dieser mochte ihn zur Lectüre der Novellen führen, die er, mehr als zuvor geschehen war, für die Bühne mit dem tiefsten Verstande umbildete, neu gestaltete und fantastisch reizend dramatisirte. Diese Ausbildung floß nun auch auf die historischen Stücke zurück, gab ihnen mehr Fülle, Anmuth und Wiß, und hauchte allen seinen dramatischen Werken den romantischen Geist ein, der sie in Verbindung mit der tiefen Gründlichkeit am eigensten charakterisirt, und sie zu einer romantischen Grundlage der modernen dramatischen Kunst macht, die dauerhaft genug ist für alle Zeiten.

Von den zuerst dramatisirten Novellen erwähnen wir nur den „Romeo“ und „der Liebe Mühe ist umsonst“, die lichtesten Punkte seiner jugendlichen Phantasie, die am nächsten an „Adonis“ und die Sonette grenzen. In den drei Stücken von „Heinrich dem Sechsten“ und in „Richard dem Dritten“ sehen wir einen stätigen Uebergang aus der ältern, noch nicht romantisch blühenden Manier in die große und reich entfaltete. An diese Masse hat er die von „Richard dem Zweiten“ bis „Heinrich dem Fünften“ angebüchtet, und dieses Werk ist der Gipfel seiner Kraft. In „Macbeth“ und „Lear“ sehen wir die Grenzzeichen der männlichen Reife; und der „Hamlet“ schwelt unauslösllich im Uebergang von der Novelle zu dem, was diese Tragödien sind. Für die letzte Epoche erwähnen wir „Othello“, den „Sturm“ und die römischen Stücke; es ist unermesslich viel Verstand darin, aber schon etwas von der Kälte des Alters.

Die heilige Cäcilia.

Gemälde von Raphael.

Das herrschende Motiv in diesem Bilde ist das hinreißende Gefühl der innigsten Andacht, die, im irdischen Herzen nicht mehr Raum findend, in Gesänge ausbricht; so wie man auch wohl auf großen Anbetungsbildern des Perugino Alles in eine fromme Begeisterung hinschmelzen sieht. Aber da ist es eine stille Andacht, wie die feierlichen, lang gezogenen

ie alter Kirchen-Hymnen; in Raphael's
de ist die Beziehung auf Musik noch be-
mter, und es ist die geheimnißvolle Tiefe
Wunderfülle dieser magischen Kunst an-
tend hier entfaltet. Der tiefsinnig in sich
unkene Paulus, mit dem gewaltigen Schwert
Linien, erinnert uns an jene alte Kraft
Melodien, welche Thiere bezähmen und
en bewegen konnte, aber den Menschen-
zerreißend, den Geist und die Seele durch-
eidend; die harmonische Höhe der gegen-
stehenden Magdalena, deren vollendete
önheit in den nach dem Beschauer gewen-
n Gesichtszügen der Dresdener Madonna
fallend ähnlich ist, erinnert uns an den
den Einflang der in ewigem Frieden beselig-
Geister, welcher in den Raubertönen der
schen Musik zwar schwächer, doch aber noch
nehmlich wiederklingt. Die Seele der in
Mitte stehenden, lobpreisenden Cäcilia er-
stet sich in einen Strahl gerade aufwärts,
verklärte Ton dem himmlischen Lichte ent-
en; durch die beiden anderen Nebenfiguren,
che den Raum zwischen jenen drei Haupt-
uren ausfüllen, rundet sich das Ganze zum
en ununterbrochenen Chor. Der kindliche
is der kleinen, ganz oben in Wolken schweben-
Englein ist gleichsam der himmlische Wiber-
in und Nachhall des großen Chors. Der
e Vorgrund und die verschiedenen, zerstreut
herliegenden Instrumente stellen uns die
ze mannigfaltige, wunderbare Welt der
nge und Töne vor, auf deren Boden das
streichende Gebäude des heiligen Gesanges ruht,
sich aus ihm erhebt. Der Sinn, die
ele des Gemäldes ist durchaus gefühlvoll,
ig begeistert und musikalisch; die Ausfüh-
ig im höchsten Grade objectiv und gründlich.

Ungeachtet aber hier der Gegenstand selbst
eine Veranlassung dazu enthalten konnte, so
herrscht doch in diesem wunderherrlichen Ge-
mälde nicht bloß jene schwebende Numuth
und seelenvolle Begeisterung, welche bei den
musikalischen Gefühlsmalern das Vornehmste
ist, sondern es tritt vielmehr die hohe Poesie,
welche diesen geborenen Dichter und Ersten
unter den Malern vor allen anderen, welche
bloß Maler sind, auszeichnet, gerade in diesem
Gemälde am hellsten und in voller Herrlich-
keit hervor. Es ist die klare Begeisterung, welche
den Verstand zugleich mit der Phantasie durch-
strahlt; zwar hoch geflügelt, mit dem glänzen-
den Sternenbunde geziert und von hohen
Lorbeeren umkrönt, so wie Raphael dieselbe
Poesie im Saale der Disputa abgebildet hat,
ganz „im Anhauche der Gottheit;“ zugleich
aber nahe befreundet mit jenen anderen um-
gebenden Gestalten, mit der Erkenntniß der
Natur oder der Philosophie in ihrem Sternen-
mantel, dem bunten Gewande voll Thier-
gestalten und der übrigen Fülle lebendiger
Symbolik; so wie auch der Theologie oder
Wissenschaft der göttlichen Dinge, und dem
rechten Gleichmaß in der Waagschale der ein-
sichtsvollen Gerechtigkeit. Aber nicht bloß der
göttliche Anhauch des Parnass oder einer heid-
nischen Muse, und bloß spielend in Bildern
dichtender Phantasie, war die Quelle, welche
den Raphael begeisterte, und der die Poesie
seiner Gemälde entquoll, sondern das Licht
der Wahrheit war über ihn ausgegossen, und
alle Seligkeiten und Geheimnisse des Himmels
standen offen vor ihm, daß er sie nachbil-
den sollte in Farben und Bildern, zur Ver-
herrlichung der Kirche und des göttlichen
Glaubens.

Friedrich Ludwig von Gardenberg.

(Siehe Theil I, Seite 266.)

A r i o n .

In alten Zeiten muß die ganze Natur
ndiger und sinnvoller gewesen sein, als
t zu Tage. Wirkungen, die jetzt kaum
h die Thiere zu bemerken scheinen, und
nschen allein noch empfinden und genießen,
regten damals leblose Körper; und so war
möglich, daß kunstreiche Menschen allein
ige verrichteten und Erscheinungen her-

vorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich
und fabelhaft dünken. So sollen vor uralten
Zeiten in den Ländern des jetzigen griechischen
Kaiserthums, wie uns Reisende berichten, die
diese Sagen noch dort unter dem gemeinen
Volke angetroffen haben, Dichter gewesen sein,
die durch den seltsamen Klang wunderbarer
Werkzeuge das geheime Leben der Wälder,
die in den Stämmen verborgenen Geister
aufgeweckt, in wüsten, verödeten Gegenden

den todtten Pflanzensamen erregt und blühende Gärten hervorgerufen, grausame Thiere gezähmt und verwilderte Menschen zu Ordnung und Sitte gewöhnt, sanfte Neigungen und Künste des Friedens in ihnen rege gemacht, reißende Flüsse in milde Gewässer verwandelt, und selbst die todtesten Steine in regelmäßige, tanzende Bewegungen hingerissen haben. Sie sollen zugleich Wahrsager und Priester, Gesetzgeber und Aerzte gewesen sein, indem selbst die höhern Wesen durch ihre zauberische Kunst herabgezogen worden sind, und sie in den Geheimnissen der Zukunft unterrichtet, das Ebenmaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Thiere, Gewächse und aller Creaturen ihnen offenbart haben. Seitdem sollen, wie die Sage lautet, erst die mannigfaltigen Töne und die sonderbaren Sympathien und Ordnungen in die Natur gekommen sein, in der vorher Alles wild, unordentlich und feindlich gewesen. Seltsam ist nur hierbei, daß zwar diese schönen Spuren zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menschen geblieben sind, aber entweder ihre Kunst, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur verloren gegangen ist. In jenen Zeiten hat es sich unter Anderm einmal zugetragen, daß einer jener sonderbaren Dichter oder mehr Tonkünstler — wie wohl die Musik und Poesie wohl ziemlich eins sein mögen und vielleicht ebenso zusammengehören wie Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daß also dieser Tonkünstler über's Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierrlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn in's Meer zu werfen und nachher seine Habe unter einander zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschloßen hätten, ihn in's Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an, und prophezeigte ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorfaß ausführen

würden. Aber weder das Eine noch das Andere konnte sie bewegen, denn sie fürchteten sich, daß er ihre bössliche That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe; dann wolle er mit seinem schlichten hölzernen Instrument vor ihren Augen freiwillig in's Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß, wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht und sie von Neuem ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluthen tauchten tanzende Schaaren von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein, mit festverstopften Ohren und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heiterer Stirn in den dunkeln Abgrund hin, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte aber kaum die glänzenden Wogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft im Schilf nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied und ging dankbar von dannen.

Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meeres allein und klagte in süßen Tönen über seine verlornen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere frohlich dahergerauscht, und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten nach des Sängers Sprunge sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bei dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden und hatte sich in einem mörderischen Kampfe geendigt, der den meisten das Leben gelostet; die wenigen,

brig geblieben, hatten allein das Schiff regieren können, und es war bald auf Strand gerathen, wo es scheiterte und jing. Sie brachten mit genauer Noth leben davon und kamen mit leeren und zerrissenen Kleidern an's Land; so kehrten durch die Hülfe des dankbaren Hiers, das die Schätze im Meere auf, dieselben in die Hände ihres alten zurück.

Bergmannsleben.

err," sagte der Alte, indem er sich zu wandte, „der Bergbau muß von gesegnet werden! denn es gibt keine, die ihre Theilhaber glücklicher und machte, die mehr den Glauben an eine lische Weisheit und Fügung erweckte die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens erhielt, als der Bergbau. Arm wird Bergmann geboren, und arm geht er dahin. Er begnügt sich zu wissen, die metallischen Mächte gefunden werden, sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lauterer Unentzündet von gefährlichem Wahnfreut er sich mehr über ihre wunderbaren Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Kunst und ihrer Wohnungen, als über Alles verheißenden Besitz. Sie haben keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geben sind, und er sucht sie lieber unter Gefahren und Mühseligkeiten in den Tiefen der Erde, als daß er ihrem Rufe in Belt folgen und auf der Oberfläche des Berges durch täuschende hinterlistige Künste ihnen trachten sollte. Jeue Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Muth wader; er genießt seinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Tiefen seines Berufes. Nur er kennt die Ruhe des Lichts und der Ruhe, die Wohlthat der freien Luft und der Aussicht auf die Welt her; nur ihm schmeckt Trank und Trank recht erquicklich und andächtig, wie die Liebe des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er unter seines Gleichen, oder herzt seine Kinder und Kinder, und ergötzt sich dankbar in der Gabe des traulichen Gespräches! in einsames Geschäft sondert ihn vom

Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm Alles mit seinem eigenthümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließende Besitz eines Einzelnen sein. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, was die Ruhe verscheucht, und die verderbliche Lust, Alles in diesen Kreis des Besitzes zu ziehen, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeilodt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählig zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Einsamkeit beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdbliche Geduld und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen, harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhaftige Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige Male habe ich nicht vor Ort gesessen und bei dem Scheine meiner Lampe das schlichte Crucifix mit der innigsten Andacht betrachtet! Da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat."

Der Alte fuhr nach einer Weile fort: „Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen sein, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaues gelehrt und in dem Schoße der Felsen dieses cruste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat.

Hier ist der Gang mächtig und gebrech, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschiebe ein. Andere Gänge verunebeln ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schart und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern: aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein trüglisches Trumm aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg und beugt mit Gewalt querselbein, bis er den wahren erzührenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie zu be- meistern, und die von ihnen hartnädig vertheidigten Schätze zu heben!“ —

„Es fehlt euch gewiß nicht,“ sagte Heinrich, „an ermunternden Liebern. Ich sollte meinen, daß euch euer Beruf unwillkürlich zu Gesängen begeistern, und die Musik eine willkommene Begleiterin der Vergleute sein müßte.“

„Da habt Ihr wahr gesprochen,“ erwiderte der Alte; „Gesang und Zitherspiel gehört zum Leben des Bergmanns, und kein Stand kann mit mehr Vergnügen die Reize derselben genießen, als der unsrige. Musik und Tanz sind eigentliche Vergnügungen des Bergmanns; sie sind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen desselben helfen die mühsame Arbeit erleichtern und die lange Einsamkeit verkürzen.“

Wenn es Euch gefällt, so will ich Euch gleich einen Gesang zum Besten geben, der fleißig in meiner Jugend gesungen wurde.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.“

(Siehe Theil I, Seite 266.)

L u d w i g T i e c k .

(Siehe Theil I, Seite 268.)

Aus dem gestiefelten Vater.

Prinzessin (allein).

Ich begreife gar nicht, warum noch Keiner von den Prinzen mein Herz mit Liebe gerührt hat. Die Warnungen meines Vaters liegen mir immer im Gedächtniß; er ist ein großer Fürst und dabei doch ein guter Vater; mein Glück steht ihm beständig vor Augen; er ist vom Volk geliebt, er hat Talente und Reichthümer, er ist sanft wie ein Lamm, aber plötzlich kann ihn der wildeste Zorn überfallen, daß er sich und seine Bestimmung vergift. Ja, so ist Glück immer mit Unglück gepaart. Meine Freuden sind die Wissenschaften und die Künste; Bücher machen all mein Glück aus.

Leander, der Hofgelehrte (tritt auf).

Prinzeß. Sie kommen gerade recht, Herr Hofgelehrter.

Leander. Ich bin zu den Befehlen Eurer königlichen Hoheit. (Setzen sich.)

Prinzeß. Hier ist mein Versuch; ich hab' ihn Nachtgedanken überschrieben.

Leand. (liest). Trefflich! Geistreich! — Ach! mir ist, als hör' ich die mitternächtliche Stunde

Zwölf schlagen. Wann haben Sie das geschrieben?

Prinzeß. Gestern Mittag nach dem Essen.
Leand. Schön gedacht! Wahrlich schön gedacht! Aber mit gnädigster Erlaubniß: — „Der Mond scheint betrübt in der Welt hinein,“ — wenn Sie es nicht ungnädig vermerken wollen, so muß es heißen: in die Welt.

Prinzeß. Schon gut, ich will es mir für die Zukunft merken. Es ist einfältig, daß einem das Dichten so schwer gemacht wird; man kann keine Zeile schreiben, ohne einen Sprachfehler zu machen.

Leand. Das ist der Eigensinn unserer Sprache.

Prinzeß. Sind die Gefühle nicht zart und fein gehalten?

Leand. Unbeschreiblich, o so, — wie soll ich sagen? — so zart und lieblich ausgefellt, so fein gewirnt; alle die Pappeln und Thränenweiden, und der goldne Mondschein hineinweinend, und dann das murmelnde Gemurmel des murmelnden Gießbachs, — man begreift kaum, wie ein sanfter weiblicher Geist den großen Gedanken nicht hat unterliegen

hne sich vor dem Kirchhofe und den
ajchenen Geistern der Mitternacht
ernichtung zu entsetzen.

es. Jetzt will ich mich nun in die
und antiken Verßmaße werfen;
einmal die romantische Unbestimmt-
ien und mich an der plastischen Natur

. Sie kommen nothwendig immer
e steigen immer höher.

es. Ich habe auch ein Stück angefan-
: unglückliche Menschenhasser,“ oder
: Ruhe und wiedererworbene Un-

. Schon der bloße Titel ist bezaubernd.

es. Und dann fühle ich einen unbe-
Drang in mir, irgend eine gräß-
ergeschichte zu schreiben. — Wie ge-
nur die Sprachfehler nicht wären!

. Nehren Sie sich daran nicht, Un-
he; die lassen sich leicht heraus-

ammerdiener (tritt auf).

erb. Der Prinz von Malsinki, der
kommen ist, will Ew. Königlichen
ie Aufwartung machen. (Ab.)

So empfehle ich mich unterthänigst.
(Geht ab.)

athanael von Malsinki und
der König kommen.

hier, Prinz, ist meine Tochter, ein
isältiges Ding, wie Sie sie da vor
— (Beiseit.) Artig, meine Tochter,
ist ein angesehener Prinz, weit her,
steht gar nicht einmal auf meiner
ich habe schon nachgesehen; ich
unlichen Respect vor ihm.

es. Ich freue mich, daß ich das Ver-
be, Sie kennen zu lernen.

n. Schöne Prinzessin, der Ruf Ihrer
hat so sehr die ganze Welt durch-
daß ich aus einem weit entlegenen
her komme, Sie von Angesicht zu
zu sehen.

is ist doch erstaunlich, wie viele Län-
Königreiche es gibt! Sie glauben
viele tausend Kronprinzen schon hier
nd, sich um meine Tochter zu be-
u Duzenden kamen sie oft an, be-
kann das Wetter schön ist; — und
en nun gar, — verzeihen Sie, die
ie ist eine gar weitläufige Wissen-
in welcher Gegend liegt Ihr Land?
n. Mächtiger König, wenn Sie

von hier aus reisen, erst die große Chaussee
hinunter, dann schlagen Sie sich rechts und
immer fort so; wenn Sie aber an einen
Berg kommen, dann wieder links; dann geht
man zur See und fährt immer nördlich
(wenn es der Wind nämlich zugibt), und so
kommt man, wenn die Reise glücklich geht,
in anderthalb Jahren in meinem Reiche an.

Rön. Der Tausend! das muß ich mir
von meinem Hofgelehrten deutlich machen
lassen. — Sie sind wohl vielleicht ein Nach-
bar vom Nordpol, oder Bodiacus, oder der-
gleichen?

Nathan. Daß ich nicht wüßte.

Rön. Vielleicht so nach den Wilden zu?

Nathan. Ich bitte um Verzeihung, alle
meine Unterthanen sind sehr zahm.

Rön. Aber Sie müssen doch verhenkert
weit wohnen! Ich kann mich immer noch
nicht daraus finden.

Nathan. Man hat noch keine genaue
Geographie von meinem Lande; ich hoffe
täglich mehr zu entbeden, und so kann es
leicht kommen, daß wir am Ende noch Nach-
barn werden.

Rön. Das wäre vortrefflich! Und wenn
uns am Ende ein paar Länder noch im Wege
stehen, so helfe ich Ihnen mitentbeden. Mein
Nachbar ist so nicht mein guter Freund, und
er hat ein vortreffliches Land; alle Rosinen
kommen von dort her; das möcht' ich gar zu
gerne haben. — Aber noch Eins; sagen Sie
mir nur, da Sie so weit weg wohnen, wie
Sie unsere Sprache so geläufig sprechen können.

Nathan. Still!

Rön. Wie?

Nathan. Still! Still!

Rön. Ich versteh' nicht.

Nathan. (leise zu ihm). Sein Sie doch
ja damit ruhig, denn sonst merkt es ja am
Ende das Publicum da unten, daß es eben
sehr unnatürlich ist.

Rön. Schadet nicht; es hat vorher ge-
klatscht, und da kann ich ihm schon Etwas
bieten.

Nathan. Seh'n Sie, es geschieht ja nur
dem Drama zu Gefallen, daß ich Ihre Sprache
rede, denn sonst ist es allerdings unbegreiflich.

Rön. Ach so! Ja freilich, den Dramen
und den Damen thut man Manches zu Ge-
fallen und muß oft Fünfe grade sein lassen.
— Nun kommen Sie, Prinz, der Tisch ist
gedeckt! (Der Prinz führt die Prinzessin ab, der
König geht voran.)

Fischer (ein Zuschauer). Verfluchte Unnatürlichkeiten sind in dem Stück!

Schlosser (ein Zuschauer). Und der König bleibt seinem Charakter gar nicht getreu.

Leutner (ein Zuschauer). Am Meisten erbosen mich immer Widersprüche und Unnatürlichkeiten. Warum kann denn nur der Prinz nicht ein Bißchen eine fremde Sprache reden, die sein Dolmetscher verdeutschte? Warum macht denn die Prinzessin nicht zuweilen einen Sprachfehler, da sie selber gesteht, daß sie unrichtig schreibt?

Müller (ein Zuschauer). Freilich! Freilich! Das Ganze ist ausgemacht dummes Zeug; der Dichter vergift immer selber, was er den Augenblick vorher gesagt hat.

Aus dem Phantasma.

Im Baumgarten des Gasthofes saßen am andern Morgen die fünf Vereinigten um einen runden Tisch; ihre Stimmung war heiter wie der schöne Morgen; nur Friedrich schien ernst und in sich gekehrt, so sehr auch Lothar jede Gelegenheit ergriff, ihn durch Scherz und Frohsinn zu ermuntern.

„Wahrlich!“ rief Theodor aus, „es gibt kein größeres Glück, als Freunde zu besitzen, sie nach Jahren in schöner Gegend in anmuthiger Frühlingszeit wieder zu finden, mit ihnen zu schwärmen, alle ihre Eigenheiten wieder zu erkennen, sich der Vergangenheit zu erinnern und mit dem Vertrauen allen in die Augen zu blicken, wie ich es, Gottlob! hier thun kann. Nur der Friedrich ist nicht, wie sonst. Hast du Gram, mein Lieber?“ —

„Laß mich, guter heiterer Freund,“ sagte Friedrich, „es soll nicht lange währen, so wirst du und ihr Alle mehr von mir erfahren. Weißt du doch nicht, ob ich nicht vielleicht am Glücke krank liege.“ —

„Wenn das ist,“ sagte Theodor, „so möge Gott noch den Arzt recht lange von dir entfernt halten. O, wärst du doch lieber gar incurabel! Aber leider ist die Heilung dieser Krankheit nur gar zu gewiß; o, die Zeit, die böse, liebe, gute, alte, vergeßliche und doch mit dem unverwüßlichen Gedächtniß, das wiederfläuende, große, ernste Thier, die Alles erzeugt und Alles verwandelt, sie wird freilich machen, daß wir Einer den Andern und uns selbst nach wenigen Jahren mit ganz veränderten Augen ansehen.“ —

„Dadurch könntest du ihn noch trauriger machen,“ fiel Lothar ein; „freilich will uns Alles überreden, daß das Leben kein romantisches Lustspiel sei, wie etwa Was ihr wollt, oder Wie es euch gefällt, sondern daß es aus diesen Regionen entnimmt, wir möchten es auch noch so gerne wollen, und wenn es uns auch über die Maßen gefiele; der Himmel verhütet auch, daß es selten in ein großes Trauerspiel ausartet, sondern es verläuft sich freilich meist wie viele unerquickliche Werke mit einzelnen schönen Stellen, oder gar wie der herrliche Rhein, in Sand und Sumpf.“ —

„O nein,“ sagte Friedrich, „glaubt es mir, meine Freunde, das Leben ist höheren Ursprungs, und es steht in unsrer Gewalt, es seiner edlen Geburt würdig zu erziehen und zu erhalten, daß Staub und Vernichtung in keinem Augenblicke darüber triumphiren dürfen: ja, es gibt eine ewige Jugend, eine Sehnsucht, die ewig währt, weil sie ewig nicht erfüllt wird; weder getäuscht, noch hintergangen, sondern nur nicht erfüllt, damit sie nicht sterbe, denn sie sehnt sich im innersten Herzen nach sich selbst, sie spiegelt in unendlich wechselnden Gestalten das Bild der nimmer vergänglichen Liebe, das Nahe im Fernen, die himmlische Ferne im Allernächsten. Ist es denn möglich, daß der Mensch, der nur einmal aus dieser Quelle des heiligen Wahnsinns trinken durfte, je wieder zur Nüchternheit, zum todtten Zweifel erwacht?“ —

„Bei alledem,“ sagte Theodor, „wäre ein Jungbrunnen, von dem die Alten gebücket haben, nicht zu verschmähen; wär' es auch nur der grauen Haare wegen.“ —

„Wie könntet ihr,“ fuhr Friedrich fort, „doch die Schönheit nur empfinden, oder gar lieben, wenn sie unverwüßlich wäre? Die süße Elegie in der Entzückung, die Wehklage um den Adonis und Balder ist ja der schwachtende Seufzer, die wollüstige Thräne in der ganzen Natur! dem Flüchtigen nachzueilen, es festhalten wollen, das uns selbst in festgeschlossenen Armen entnimmt, dies macht die Liebe, den geheimnißvollen Zauber, die Krankheit der Sehnsucht, das vergötternde Schwärmen möglich.“ —

„Und,“ fuhr Ernst fort, „wie milde reißt uns die Ewigkeit an mit ihrem majestätischen Antlitz, wenn wir auch das nur als Schatten und Traum besitzen, oder uns ihm nähern können, was das Göttliche dieser Erde ist!“

„es muß ja unser Herz zum Unendlichen muntern und stärken, zur Tugend, zum Himmel, zu jener Schöne uns zu führen, die nie verblüht, deren Entzückung ewige Gegenwart ist.“ —

„Müßten wir nicht vorher aus dem Lethargischen aufwachen,“ sagte Anton, „und zur Freude werden: Was willst du? und zum Lachen: Du bist toll?“

Theodor sprang vom Tische auf, umarmte ihn und schenkte vom guten Rheinwein in ein Glas: „Ei!“ rief er aus, „daß wir wieder so beisammen sind! daß wir wieder einmal unsere zusammengewickelten Gemüther erschöpfen und ausstäuben können, damit sie keine Motten und anderes Gespinnst in die Falten nisten! Wie wohl thut das dem deutschen Herzen beim Glase deutschen Weins! Ja, unsere Herzen sind noch frisch, wie ehedem, daß sich auch Keiner von uns das Tabakrauchen angewöhnt hat, thut mir in der Seele wohl.“ —

„Immer der Alte!“ sagte Lothar. „Du legst immer die Gespräche da zu stören, sie erst recht zu Gesprächen werden wollen; ich war begierig, wohin diese seltsamen Vorstellungen wohl führen, und wie diese Gedankenreihe oder dieser Empfindungsengang endigen möchte.“

„Wie?“ sagte Theodor, „das kann ich dir nicht so Haar sagen: Sieh, Bruderseele, stehen wir erst an der Ewigkeit und solchen Gedanken oder Worten, die sich gleichsam in's Unendliche dehnen, so kommt es mir vor, als ob ein Ablösen der Schildwachen, daß nun bald eine neue Figur auf derselben Stelle auf den Posten abspazieren soll. Ich wette, nach zweien Stunden hätten sie sich angesehen, kein Wort weiter zu sagen gewußt, das Glas genommen, getrunken und sich den Mund abgewischt.“

„Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich auch wie er will.“ — „O, das ist das Schwierigste für unser Eines, daß das Größte eben so an das Kleinste grenzen muß, daß es denn doch Alle Menschen, oder gar arme Leute sind, Jeder, nachdem sein Genius es lenkt.“ —

„Du scheust nur,“ sagte Anton, „die liebste Stille, das Säuseln des Geistes, welches in der Mitte der innigsten und höchsten Gedanken wohnt, und dessen heilige Stummheit uns unverständlich ist, der noch nie an den Gehören ist beschnitten worden.“ —

„Ohren,“ antwortete Theodor, „klingt im

Deutschen immer gemein, Gehörwerkzeuge affectirt, Hörvermögen philosophisch, und die Hörer oder die Hörenden ist nicht gebräuchlich, kurzum, man kann sie selten nennen, ohne anstößig zu sein. Der Spanier vermeidet es auch gern, so schlechthin Ohren zu sagen. Am besten braucht man wohl Gehör, wo es paßt oder das Ohr einzeln, wodurch sie beide gleich edler werden.“ —

„Dein Tabakrauchen hat aber das vorige Gespräch erstickt,“ sagte Lothar; „freilich ist es die unkünstlerischste aller Beschäftigungen und der Genuß, der sich am wenigsten poetisch erheben läßt.“ —

„Mir ist es über die Gebühr zuwider,“ sagte Theodor, „und darum betrachtete ich euch schon Alle gestern Abend darauf, denn es gibt einen eigenen Pfeifenzug im Winkel des Mundes und unter dem Auge, der sich an einem starken Raucher unmöglich verkennen läßt; deshalb war ich schon gestern über eure Physiognomien beruhigt. Mir scheint die neueste schlimmste Zeit erst mit der Verbreitung dieses Krautes entstanden zu sein, und ich kann selbst auf den gepriesenen Compaß böse sein, der uns nach Amerika führte, um dies Unkraut mit manchen andern Leiden zu uns herüberzuholen.“

„Wie einige Züge im Gesicht durch die Pfeife entstehen,“ sagte Lothar, „so werden die feinsten des Witzes und gutmüthigen Spottes, sowie die Grazie der Lippen durch die oft angelegte Pfeife vernichtet.“ —

„Ich ließe noch die kalte Pfeife gelten,“ sagte Ernst; „so hielt sich einer meiner Freunde eine von Thon, um sie in der gemüthlichsten Stimmung zuweilen in den Mund zu nehmen und dann recht nach seiner Laune zu sprechen; aber der böse, reizende, übelriechende Rauch macht das Ding fatal. Ich lernte einmal einen Mann kennen, der mir sehr interessant war und der sich auch in meiner Gesellschaft zu gefallen schien: wir sprachen viel miteinander; endlich, um uns recht genießen zu können, zog er mich in sein Zimmer, ließ sich aber beizehn, zu größerer Vertraulichkeit seine Pfeife anzuzünden, und von diesem Augenblicke an konnte ich weder recht hören und begreifen, was er vortrug, noch weniger aber war ich im Stande, eine eigene Meinung zu haben, oder nur etwas Anderes, als Flüche auf den Rauch in meinem Herzen zu denken, — „nicht laute, aber tiefe,“ — wie Macbeth sagt.“

Lothar lachte. „Mit einem trostlosen Liebhaber,“ fuhr er fort, „ist es mir einmal noch schlimmer ergangen. Er hatte mich hingerissen und gerührt; bei einer kleinen Ruhestelle der Klage suchte er seine Pfeife, Schwamm und Stein, schlug mit Virtuosität schnell Feuer, und versicherte mich nachher in abgebrochenen rauchenden Pausen seiner Verzweiflung. Ich mußte lachen, und nur zum Glück, daß mich der Rauch in ein starkes Husten brachte, sonst hätte ich dem guten Menschen als ein unnatürlicher Barbar erscheinen müssen.“ —

„Es läßt sich wohl,“ sagte Theodor, „Alles mit Grazie thun; ich kenne wenigstens einen großen Philosophen, dem in seiner Liebesswürdigkeit auch dies edel steht. Mit dem Kaffee wird nach der Mahlzeit eine lange Pfeife gebracht, die der Bediente anzündet; es geschieht ruhig und ohne alle Leidenschaft einige Züge, und ehe man noch die Unbequemlichkeit bemerkt, ist die Sache schon wieder beschlossen. Aber schrecklich sind freilich die kurzen, am Munde schwebenden Instrumente, die jede Bewegung mitmachen müssen und sich jeder Thätigkeit fügen, die den ganzen Tag die Lippen pressen und selbst die Sprache verändern.“ —

„Mir ist es nicht unwahrscheinlich,“ sagte Anton, „daß diese Gewohnheit, die so überhand genommen, die Menschen passiver, träger, unwilliger gemacht hat. Wir sollen keinen Genuß haben, der uns unaufhörlich begleitet, der etwas Stetiges wird; er ist nur erlaubt und edel durch das Vorübergehende. Darum verachten wir den Säuser, ob wir alle gleich gern Wein trinken, und der Näscher ist lächerlich, der seine Zunge durch ununterbrochenes

Kosten ermüdet; vom Raucher denkt man billiger, weil es eben Gewohnheit geworden ist, die man nicht mehr beurtheilt; doch begreif ich es wenigstens nicht, wie selbst Frauen jetzt an vielen Orten dagegen tolerant werden.“ —

„Könnt ihr euch,“ sagte Lothar, „einen rauchenden Apostel denken?“ —

„Eben so wenig,“ sagte Ernst, „als den abligen Tristan mit der Pfeife, oder den hochstrebenden Don Quixote.“ —

„Dem Sancho aber,“ sagte Lothar, „fehlt sie beinahe; hätten manche umarbeitende Uebersetzer mehr Genie gehabt, so hätten sie diese lieber hinzufügen, als so manche Schönheit weglassen dürfen.“ —

„Vielleicht ist dieses Bedürfnis,“ fiel Friedrich ein, „ein Surrogat für so manches verlorene Bedürfnis des öffentlichen Lebens, der Galanterie der Gesellschaft, der Freiheit und der Feste. Vielleicht soll sich zu Zeiten der Mensch mehr betäuben, und dann ist es wohl möglich, daß er seinen alten, verrufenen blauen Dunst für ein wirkliches Gut hält. Nicht bloß Taback, auch philosophische Phrasen, Systeme und manches Andere wird heutzutage geracht und beschwert den Nichtrauchenden ebenfalls mit unleidlichem Geruch.“ —

„Nicht so melancholisch,“ sagte Theodor, „laßt uns diese tiefsinnige Betrachtung wenden, denn am Ende kommt doch in keiner Tugend der ganze Mensch so rein zum Vorschein, als in den Thorheiten. Die Berge rauchen oft und die Thäler sind voll Nebel; viele Genden verlieren ihn oft in Monaten nicht, die See dampft, und so laßt denn unsern guten Zeitalter auch seinen Dampf. Nur wir wollen unserer Sitte treu bleiben.“

Friedrich Adolf Krummacher.

(Siehe Theil I, Seite 248.)

Der Tempel zu Memphis.

Als Pythagoras, der Weise von Samos, in Egypten verweilte, um Weisheit aus alter, heiliger Quelle zu schöpfen, begleiteten ihn die Priester in den Tempel zu Memphis. Ruhig und groß wie ein Gebirge lag das Wundergebäude in der Dämmerung des Morgens. —

„Wie haben Menschenhände diese Felsenmassen emporgehoben?“ rief der Grieche voll Erstaunen. — „Die vereinte Kraft,“ ant-

wortete der Priester, „vermag Alles, wenn ein Geist sie leitet.“

Jetzt thaten sich die gewaltigen Thorflügel des Tempels auf, wie die Thore des Schattenreichs. Sie wandelten hinein und standen schweigend zwischen den erhabenen Pfeilern, und es wehete ein Säuseln durch die unermesslichen Hallen, wie Geisterstimmen.

Da ergriff ein Schauer den jungen Weisen von Samos, daß ihn ein Zittern ankam, und er legte sich an das Gemäuer und weinte.

Da trat ein Priester zu ihm und sprach: „Was weinst du?“

Pythagoras aber schwieg. Eine Weile darauf antwortete er: „Ach, laßet mich! Fühle ich mich nicht hier in der furchtbaren Nähe des Wesens, dessen Namen ich nicht auszusprechen wage?“

Da sprach der Priester: „Heil dir, mein Sohn, in deiner Demuth! Sie führet dich zur Gottheit, der dieser Tempel erbauet ward. Wohl an, des Gebäudes hehre Gestalt führe dich nun auch wieder versöhnend zur Menschheit zurück. Bedenke, daß dieser Tempel in eines Menschen Brust war, ehe er aus dem Felsen emporstieg. Trockne deine Thränen und wandle fröhlich!“

Die Schutzwehr.

Als die Natur die lieblichste der Blumen, die Rose, durch ihren allmächtigen Schöpfungs- auch hervorgebracht hatte, da sprach der Geist des Rosenstrauches zu dem Engel der Blumen: „Wirfst du denn nicht auch dem edlen Gewächse eine Schutzwehr verleihen, die gegen Verletzung und Frevel sie sichere? Gab doch die Natur dem Dornbusch die großen und spitzigen Stacheln!“ —

„Der Dornbusch,“ antwortete der Engel der Blumen, „gehört nicht zu den Edlen, sondern den Dienern im Reiche der Schöpfung. Eine Bestimmung ist, die zarten Gewächse gegen das vernunftlose Thier zu beschützen, und dazu verlieh die Natur ihm die spitzigen Stacheln. Doch soll dein Wunsch dir gewährt werden!“ — So sprach er, und umgab die Rosenstaude mit zarten Stacheln! — Da sagte der Geist der Rose: „Wozu sollen diese zarten Spitzen? Sie werden die herrliche Blume nicht hürnen!“

Ihm antwortete der Engel der Blumen: „Sie sollen auch nur der unbesonnenen Hand das Kindes wehren! Den Frevel würde der Widerstand nur noch stärker anlocken. Das eilige und Schöne hat seinen Schutz in sich selber, darum verlieh die Natur ihm die zar- ste Schutzwehr, die nur warnt, nicht aber erzwundet. Denn zu dem Schönen darf nur das Zarte sich gesellen!“

So verlieh sie der Unschuld die Schamhaftigkeit und das Erröthen.

Adam und der Seraph.

Eines Abends ruhte Adam an einem Hügel unter einem Baume im Garten Eden, und sein Antlitz war aufwärts gerichtet und schauete gen Himmel. Da trat ein Seraph zu ihm und sprach: „Warum blickst du so sehnsüchtig gen Himmel. Was fehlt dir, Adam?“ — „Was sollte mir fehlen,“ antwortete der Vater des Menschengeschlechts, „hier in diesen Wohnungen des Friedens? Aber mein Auge schauet zu den Sternen, die droben glänzen. Da wünscht' ich mir die Flügel des Adlers, zu ihnen empor zu schweben und die strahlenden Gestalten in der Nähe zu schauen.“ — „Diese Flügel hast du,“ antwortete der Seraph, und er berührte Adam, und Adam sank in Schlummer und träumte. Und es dächte dem Träumenden, als ob er aufschwebete gen Himmel.

Darnach, als er erwachte, blickt' er umher und wunderte sich, daß er unter dem Baum am Hügel ruhte. Der Seraph aber stand vor ihm und sprach: „Was sinnest du, Adam?“ — Adam antwortete und sprach: „Siehe, ich war oben an des Himmels Gewölbe und wandelte zwischen den Sternen und schwebte um Orion, das Siebengestirn und die Gluken: strahlende Welten, groß und herrlich wie die Sonne, rauschten vor mir vorüber. — Die weiße Straße, die du dort oben siehest, ist ein Lichtmeer voll glänzender Welten, und über diesem Lichtmeer ist ein anderes und wieder ein anderes. Und auf diesen strahlenden Welten wohnen Wesen wie ich, und beten zu dem Herrn und preisen seinen Namen... Seraph, hast du mich geführt?“

„Dieser Baum,“ antwortete der Seraph, „hat dich umschattet, und auf diesem Hügel hat dein Leib geruht. Aber, siehe Adam, in dir wohnt ein Seraph, der die Reihen der Welten zu durchschweben vermag, und, je höher er steigt, desto tiefer anbetet vor Jehovah. Sohn des Staubes, ehre und bewache diesen Seraph, daß nicht die Lust seinen Flug lähme und ihn an die Erde fessele.“

Der Seraph sprach's und verschwand.

David's Harfe.

Eines Tages saß David, der König von Israel, auf der Höhe von Zion, seine Harfe

ruhete vor ihm und er lehnte sein Haupt auf die Harfe.

Da trat der Prophet Gad zu ihm und sprach: „Wem sinnest du nach, mein König?“

David antwortete und sprach: „Meinem ewig wechselnden Schicksal. Wie viel Dank- und Freudengesänge, aber auch wie viele Trauer- und Klagelieder hab' ich dieser Harfe gesungen!“

„Sei du gleich der Harfe,“ sagte der Prophet.

„Wie meinst du?“ fragte der König.

„Siehe,“ antwortete der Mann Gottes, „dein Schmerz wie deine Freude entlodte der Harfe himmlische Töne und beseelte die Saiten. So bilde Leid und Freude dein Herz und Leben zur himmlischen Harfe.“

Da erhob sich David und griff in die Saiten.

Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt,

geboren den 14. September 1769 zu Berlin, studierte in Göttingen, Frankfurt und Freiberg, 1792 Oberbergmeister von Anspach und Baireuth, ging 1797 nach Paris, später nach Spanien, 1799 nach Südamerika, 1803 nach Mexico, 1804 nach Philadelphia, beschrieb in Paris seine Reise, ging 1818 nach London, 1822 nach Oberitalien, 1826 Kammer-

herr in Berlin, 1829 Geh. Rath, bereiste 1829 die sibirischen Gebirge, lebte dann meist in Berlin bis zu seinem Tode am 6. Mai 1859. — Reisen nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents; Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen; Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung u. s. w.

Aus den Ansichten der Natur.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei; ob auf dem Continent, oder in dem unergründeten Meere. In diesem erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermesslichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropen-Nächte der Südsee bleiben, wo aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr milchdes planetarisches Licht ausgossen, und wo zugleich in der schäumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht die Oceane allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserm Auge fast unerkennbar sind die Cyclidien, die gefranzten Trichoden und das Heer der Naiden, theilbar durch Aeste, wie die Lemna, deren Schatten sie suchen. Von mannigfaltigen Luftgemengen umgeben und mit dem Lichte unbekannt, athmen die gefleckte Astartis, welche die Haut des Regenwurmes, die silberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufer-Naide, und eine Pentastoma, welche die weit-zellige Lunge der tropischen Klapperschlange bewohnt. So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir

wollen hier bescheiden bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Dasein beruht das Dasein der thierischen Schöpfung.

Unablässig sind sie bemüht, den rohen Stoff der Erde organisch an einander zu reihen, und vorbereitend durch lebendige Kraft zu mischen, was nach tausend Umwandlungen zur regsamten Nervenfaser veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thierischen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich ist der Teppich gewebt, den die blüthenreiche Flora über den nackten Erdbörper ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt, loöderer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reisende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulcan die kochende Fluth und schiebt plötzlich (wie einst zwischen den griechischen Inseln) einen schladigen Fels empor; oder erheben (um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern) die einträchtigen Lithophyten ihre zelligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden, über den Wasserspiegel hervorragend, absterben, und ein flaches Corallen-Eiland bilden, so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den

den Fels zu beleben. Was den Samen plötzlich herbeiführt: ob wandernde Vögel, der Winde, oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammetartiger Fasern, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt; andere sind mit Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden sich neue zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Cultur durchlaufen muß, so ist die allmälige Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Geseze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Wipfel lustig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das rindenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmälige Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen, wie die Geschichte des spätern Menschengeschlechts.

Ist aber auch Fülle des Lebens überall verbreitet, ist der Organismus auch unablässig bemüht, die durch den Tod entseelten Elemente zu neuen Gestalten zu verbinden: ist diese Lebensfülle und ihre Erneuerung nach Verschiedenheit der Himmelsstriche verschieden. Periodisch erstarrt die Natur in der kalten Zone; denn Flüssigkeit ist Bedingung zum Leben. Thiere und Pflanzen (Laubmoose und andere Kryptogamen abgerechnet) liegen hier viele Monate hindurch im Winterschlaf vergraben. In einem großen Theile der Erde haben daher nur solche organische Wesen sich entwickeln können, welche einer trächtlichen Entziehung von Wärmestoff widerstehen oder einer langen Unterbrechung

der Lebensfunctionen fähig sind. Je näher dagegen den Tropen, desto mehr nimmt Mannigfaltigkeit der Bildungen, Anmuth der Form und des Farbungemisches, ewige Jugend und Kraft des organischen Lebens zu.

Diese Zunahme kann leicht von denen bezweifelt werden, welche nie unsern Welttheil verlassen oder das Studium der allgemeinen Erdkunde vernachlässigt haben. Wenn man aus unsern dickeblättrigen Eichenwäldern über die Alpen- oder Pyrenäen-Kette nach Welschland oder Spanien hinabsteigt, wenn man gar seine Blicke auf die afrikanischen Küstenländer des Mittelmeeres richtet, so wird man leicht zu dem Fehlschlusse verleitet, als sei Baumlosigkeit der Charakter heißer Klimate. Aber man vergißt, daß das südliche Europa eine andere Gestalt hatte, als pelasgische oder carthagische Pflanzvölker sich zuerst darin festsetzten; man vergißt, daß frühere Bildung des Menschengeschlechts die Wäldungen verdrängt, und daß der umschaffende Geist der Nationen der Erde allmählig den Schmud raubt, der uns in dem Norden erfreut und der (mehr als alle Geschichte) die Tugend unserer sittlichen Cultur anzeigt. Die große Katastrophe, durch welche das Mittelmeer sich gebildet, indem es, ein anschwellendes Binnenwasser, die Schleusen der Dardanellen und die Säulen des Herkules durchbrochen, diese Katastrophe scheint die angrenzenden Länder eines großen Theils ihrer Dammerde beraubt zu haben. Was bei den griechischen Schriftstellern von den Samothracischen Sagen erwähnt wird, deutet die Neuheit dieser zerstörenden Naturveränderung an. Auch ist in allen Ländern, welche das Mittelmeer begrenzt, und welche die Kalkformation des Jura charakterisirt, ein großer Theil der Erdoberfläche nackter Fels. Das Malerische italienischer Gegenden beruht vorzüglich auf diesem lieblichen Contraste zwischen dem unbelebten öden Gestein und der üppigen Vegetation, welche insel förmig darin ausproßt. Wo dieses Gestein, minder zerklüftet, die Wasser auf der Oberfläche zusammenhält, wo diese mit Erde bedeckt ist (wie an den reizenden Ufern des Albaner Sees), da hat selbst Italien seine Eichenwälder, so schattig und grün, als der Bewohner des Nordens sie wünscht.

Blicke in den Kosmos.

1) Die erste und allgemeinste Betrachtung im Kosmos ist die des Inhalts der Welt-räume, die Betrachtung der Vertheilung der Materie, des Geschaffenen, wie man gewöhnlich das Seiende und Werden zu nennen pflegt. Wir sehen die Materie theils zu rotirenden und kreisenden Weltkörpern von sehr verschiedener Dichtigkeit und Größe gehalten, theils selbstleuchtend dunstförmig als Lichtnebel zerstreut. Betrachten wir zuerst die Nebelflecke, den in bestimmte Formen geschiedenen Weltdunst, so scheint derselbe in steter Veränderung seines Aggregatzustandes begriffen. Er tritt auf, scheinbar in kleinen Dimensionen, als runde oder elliptische Scheibe, einfach oder gepaart, bisweilen durch einen Lichtfaden verbunden; bei größerem Durchmesser ist er vielgestaltet, langgestreckt, oder in mehrere Zweige auslaufend, als Fächer oder scharf begrenzter Ring mit dunklem Innern. Man glaubt diese Nebelflecke mannigfaltigen, fortschreitenden Gestaltungs-Processen unterworfen, je nachdem sich in ihnen der Weltdunst um einen oder um mehrere Kerne nach Attractions-Gesetzen verdichtet. Fast drittehalbttausend solcher unauflöslchen Nebelflecke, in denen die mächtigsten Fern-röhre keine Sterne unterscheiden, sind bereits aufgezählt und in ihrer örtlichen Lage bestimmt worden.

Die genetische Entwicklung, die perpetuirliche Fortbildung, in welcher dieser Theil der Himmelsräume begriffen scheint, hat denkende Beobachter auf die Analogie organischer Erscheinungen geleitet. Wie wir in unsern Wäldern dieselbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachsthums sehen und aus diesem Anblick, aus dieser Coexistenz den Eindruck fortschreitender Lebens-Entwicklung schöpfen, so erkennen wir auch in dem großen Weltgarten die verschiedensten Stadien allmäliger Sternbildung. Der Proceß der Verdichtung, den Anaximenes und die ganze jonische Schule lehrte, scheint hier gleichsam unter unsern Augen vorzugehen. Dieser Gegenstand des Forschens und Ahnens ist vorzugsweise anziehend für die Einbildungskraft. Was in den Kreisen des Lebens und aller inneren treibenden Kräfte des Weltalls so unaussprechlich fesselt, ist minder noch die Erkenntniß des Seins, als die des Werdens; sei dies Werden auch nur (denn vom eigent-

lichen Schaffen als einer Thathandlung Entstehen, als „Anfang des Seins aus Nichtsein“, haben wir weder Begriff (begriffen) ein neuerer Zustand des materiell Vorhandenen. —

Mit den eigentlichen vielgestalteten Flecken, deren einzelne Theile einen hohen Glanz haben, und die mit abnehmendem Umfang sich vielleicht in Sterne ändern, mit sogenannten planetarischen, deren runde etwas eiförmige Scheiben in Theilen eine völlig gleiche milchige Helligkeit des Lichtes zeigen, sind nicht die Sterne zu verwechseln. Hier projectirt nicht etwa zufällig Sterne auf fernem Grund; nein, die dunstförmigen Nebel bilden eine Masse, die von ihr umgebenen Gestirne. —

Die prachtvollen Zonen des südlichen Himmels zwischen den Parallellkreisen von 30° und 80° sind besonders reich an Nebelflecken und zusammengedrängten, nicht aufzulösenden Nebelflecken. Von den zwei Magelhaensischen Wolken, die um den sternleeren Südpol kreisen, erscheint besonders die große nach den neuesten Untersuchungen ein wunderbares Gemenge von Eisschwärmen, von theils kugelförmigen, von Nebelsternen verschiedener Größe, von unauflöslchen Nebelflecken, die die allgemeine Helligkeit des Gesichtsfeldes vorbringen, wie den Hintergrund der Nacht darzustellen.“ Der Anblick dieser lichtstrahlenden Schiffe Argo, der Straße zwischen dem Scorpion, dem Centaur und dem Kreuze, ja die landschaftliche Schönheit des ganzen südlichen Himmels mir einen unvergeßlichen Eindruck zu lassen.

Das Zodiaccallicht, das pyramidenförmig aufsteigt (ebensfalls in seinem milchigen der ewige Schmutz der Tropennächte), weder ein großer zwischen der Erde und rotirender Nebelring, oder, doch mit mäßiger Wahrscheinlichkeit, die äußerste Schicht der Sonnen-Atmosphäre selbst. — —

2) Was Wright, Kant und Lambert durch Vernunftschlüssen, von der allgemeinen Ordnung des Weltgebäudes, von der urchinlichen Vertheilung der Materie geahnt wurde, durch Sir William Herschel auf dem Wege der Beobachtung und der Berechnung ergründet worden. Der große, begreifbare und doch so vorsichtig forschende Mann

zuerst das Senkblei in die Tiefen des Himmels geworfen, um die Grenzen und die Form der abgesonderten Sternenschicht zu bestimmen, die wir bewohnen; er hat zuerst gewagt, die Verhältnisse der Lage und des Abstandes ferner Nebelflecke zu unserer Sternschicht aufzuklären. „Wilhelm Herschel hat (so sagt die schöne Grabchrift zu Upton) die Schranken des Himmels durchbrochen (*caelorum perripuit claustra*); wie Columbus, ist er vorgebrungen in ein unbekanntes Weltmeer, Küsten und Inselgruppen erblickend, deren letzte wahre Ortsbestimmung kommenden Jahrhunderten vorbehalten bleibt.“

Betrachtungen über die verschiedene Lichtstärke der Sterne und über ihre relative Zahl, d. i. über ihre numerische Seltenheit oder Anhäufung in gleich großen Feldern der Fernröhre, haben auf die Annahme ungleicher Entfernung und räumlicher Vertheilung in den durch sie gebildeten Schichten geleitet. Solche Annahmen, in so fern sie zu einer Begrenzung der einzelnen Theile des Weltbaues führen sollen, können allerdings nicht denselben Grad mathematischer Gewißheit darbieten, der in Allem erreicht wird, was unser Sonnensystem, was das Kreisen der Doppelsterne mit ungleicher Geschwindigkeit um einen gemeinsamen Schwerpunkt, was die scheinbare oder wirkliche Bewegung aller Gestirne betrifft. Man würde geneigt sein, die physische Weltbeschreibung, wenn sie von den fernsten Nebelflecken anhebt, mit dem mythischen Theile der Weltgeschichte zu vergleichen. Beide Disciplinen beginnen im Dämmerlichte der Vorzeit, wie des unerreichbaren Raumes; und wo die Wirklichkeit zu entschwinden droht, ist die Phantasie zwiefach angeregt, aus eigener Fülle zu schöpfen und den unbestimmten, wechselnden Gestalten Umriß und Dauer zu geben.

Vergleicht man den Weltraum mit einem der inselreichen Meere unsers Planeten, so kann man sich die Materie gruppenweise vertheilt denken: bald in unauflöslliche Nebelflecke von verschiedenem Alter, um einen oder um mehrere Kerne verdichtet, bald schon in Sternhaufen oder isolirte Sporaden geballt. Unser Sternhaufen, die Weltinsel, zu der wir gehören, bildet eine linsenförmig abgeplattete, überall abgesonderte Schicht, deren große Ase zu sieben- bis achthundert, die kleine zu hundert und fünfzig Siriusweiten geschätzt wird.

3) Seitdem ich in den Ansichten der Natur die Unbelebtheit der Erdoberfläche, die Verbreitung der organischen Formen nach Maßgabe der Tiefe und Höhe geschildert habe, ist unsere Kenntniß auch in dieser Richtung durch Ehrenberg's glänzende Entdeckungen, „über das Verhalten des kleinsten Lebens in dem Weltmeere wie in dem Eise der Polarländer“ auf eine überraschende Weise, und zwar nicht durch combinatorische Schlüsse, sondern auf dem Wege genauer Beobachtung, vermehrt worden. Die Lebenssphäre, man möchte sagen der Horizont des Lebens, hat sich vor unsern Augen erweitert. „Es gibt nicht nur ein unsichtbar kleines, mikroskopisches, ununterbrochen thätiges Leben in der Nähe beider Pole, da wo längst das größere nicht mehr gedeiht; die mikroskopischen Lebensformen des Südpol-Meeres, auf der antarktischen Reise des Capitän James Ross gesammelt, enthalten sogar einen ganz besondern Reichthum bisher ganz unbekannter, oft sehr zierlicher Bildungen. Selbst im Rückstande des geschmolzenen, in runden Stücken umherschwimmenden Eises, unter einer Breite von $78^{\circ}10'$, wurden über fünfzig Arten kieselchaliger Polygastron, ja Coscinodiscen, mit ihren grünen Ovarien, also sicher lebend und gegen die Extreme strenger Kälte glücklich ankämpfend, gefunden. In dem Golf des Erebus wurden mit dem Senkblei in 1242 bis 1620 Fuß Tiefe 68 kieselchalige Polygastron und Phytolitharien, und mit ihnen nur eine einzige kalkchalige Polythalamia, heraufgezogen.“ —

Es herrscht demnach, und die neuesten Beobachtungen bestätigen diese Ansicht, in der ewigen Nacht der oceanischen Tiefen vorzugsweise das Thierleben, während auf den Continenten, des periodischen Reizes der Sonnenstrahlen bedürftig, das Pflanzenleben am meisten verbreitet ist. Der Masse nach überwiegt im Allgemeinen der vegetabilische Organismus bei Weitem den thierischen auf der Erde. Was ist die Zahl großer Cetaceen und Pachydermen gegen das Volum dichtgedrängter riesenmäßiger Baumstämme von 8—12' Durchmesser in dem einzigen Waldraum, welcher die Tropenzone von Südamerika zwischen dem Orinoco, dem Amazonenfluß und dem Rio da Madeira füllt! Wenn auch der Charakter der verschiedenen Erdräume von allen äußeren Erscheinungen zugleich abhängt; wenn Umriß der Gebirge, Physiognomie der

Pflanzen und Thiere, wenn Himmelsbläue, Wolkengestalt, und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totaleindruck bewirken: so ist doch nicht zu leugnen, daß das Hauptbestimmende dieses Eindrucks die Pflanzendecke ist. Dem thierischen Organismus fehlt es an Masse, und die Beweglichkeit der Individuen entzieht sie oft unsern Blicken. Die Pflanzenschöpfung wirkt durch stetige Größe auf unsere Einbildungskraft; ihre Masse bezeichnet ihr Alter, und in den Gewächsen allein sind Alter und Ausdruck der stets sich erneuernden Kraft mit einander gepaart. In dem Thierreiche (und auch diese Betrachtung ist das Resultat von Ehrenberg's Entdeckungen) ist es gerade das Leben, das man das kleinste im Raume zu nennen pflegt, welches durch seine Selbsttheilung und rasche Vermehrung die wunderbarsten Massenverhältnisse darbietet. Die kleinsten der Infusorien, die Monaden, erreichen nur einen Durchmesser von $\frac{1}{2000}$ einer Linie, und doch bilden die Kieselchaligen Or-

ganismen in feuchten Gegenden unterirdische belebte Schichten von der Dicke mehrerer Lachter.

Der Eindruck der Unbelebtheit der Natur, anregend und wohlthätig dem fühlenden Menschen, gehört jeder Zone an; am mächtigsten wird er gegen den Aequator hin, in der eigentlichen Zone der Palmen, der Bambusen und der baumartigen Farren, da wo von dem mollusten- und korallenreichen Meeresufer der Boden sich bis zur ewigen Schneegrenze erhebt. Die Ortsverhältnisse der Pflanzen und Thiere umfassen fast alle Höhen und Tiefen. Organische Gebilde steigen in das Innere der Erde herab; nicht bloß da, wo durch den Fleiß des Bergmanns große Weitungen entstanden sind, auch in natürlichen Höhlen, die zum ersten Male durch Sprengarbeit geöffnet wurden, und in die nur meteorische Tagwasser auf Spalten eindringen konnten, habe ich schneeweiße Stalaktitenwände mit dem zarten Geflechte einer Usnea bedeckt gefunden.

Karl Wilhelm Freiherr von Humboldt,

geboren den 22. Juni 1767 zu Potsdam, studirte in Berlin und Jena, war preussischer Gesandter an mehreren Höfen und auf mehreren Congressen, dann preussischer Staatsminister, trat 1819 mit Stein und Boyen aus dem Ministerium, starb

den 8. April 1835 auf seinem Gute Tegel bei Berlin. — Philosophischer Sprachforscher (Ueber die Kawi-Sprache), Kunstkritiker (Ueber Goethe's Hermann und Dorothea), Uebersetzer, Dichter, (Sonette). Briefwechsel mit Schiller.

Ueber das Entstehen grammatischer Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung.

Ich habe bisher vorzüglich gestrebt, Analogie grammatischer Formen, wodurch die Sprachen sich erst diesen zu nähern versuchen, von diesen selbst zu unterscheiden. Dabei überzeugt, daß nichts dem Sprachstudium so empfindlichen Schaden zufügt, als allgemeines, auf nicht gehörige Kenntniß gegründetes Raisonnement, habe ich, so viel es ohne übermäßige Weitläufigkeit geschehen konnte, jedes Einzelne mit Beispielen belegt, obgleich ich wohl fühle, daß die wahre Ueberzeugung nur aus dem vollständigen Studium wenigstens einer der hier betrachteten Sprachen hervorgehen kann. Um zu einem entscheidenden Resultate zu gelangen, wird es aber nun doch nothwendig sein, die ganze hier berührte

Frage jetzt, ohne Factisches beizumischen, in ihren Endpunkten zusammenzufassen.

Dasjenige, worauf Alles bei der Untersuchung des Entstehens und des Einflusses grammatischer Formalität hinausläuft, ist richtiges Unterscheiden zwischen der Bezeichnung der Gegenstände und Verhältnisse, der Sachen und Formen.

Das Sprechen, als materiell und Folge realen Bedürfnisses, geht unmittelbar nur auf Bezeichnen von Sachen; das Denken, als ideell, immer auf Form. Ueberwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöht das Denkvermögen.

1. Entstehen grammatischer Formen.

Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläßt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Form dem Verstehenden.

Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleich-

Wortstellung und durch auf Ver-
nd Form hingedeutete Wörter für
de und Sachen.

chieht auf der niedrigsten Stufe die
che Bezeichnung durch Redensarten,
Sätze. —

hülfsmittel wird in gewisse Regel-
gebracht, die Wortstellung wird
erwähnten Wörter verlieren nach
ihren unabhängigen Gebrauch, ihre
rtung, ihren ursprünglichen Laut.

chieht auf der zweiten Stufe die
che Bezeichnung durch feste Wort-
und zwischen Sach- und Formbe-
schwankende Wörter. —

ortstellungen gewinnen Einheit, die
tenden Wörter treten zu ihnen
o werden Affixa. Aber die Ver-
st noch nicht fest, die Fugen sind
ar, das Ganze ist ein Aggregat,
Eins.

chieht auf der dritten Stufe die
che Bezeichnung durch Analoga von

ormalität bringt endlich durch. Das
Eins, nur durch umgeänderten Beu-
in seinen grammatischen Bezie-
odificirt; jedes gehört zu einem be-
Redetheil und hat nicht bloß lexica-
dern auch grammatische Individua-
formbezeichnenden Wörter haben
nde Nebenbedeutung mehr, sondern
Ausdrücke von Verhältnissen.

chieht auf der höchsten Stufe die
che Bezeichnung durch wahre For-
h Beugung und rein grammatische

Wesen der Form besteht in ihrer
nd der vorwaltenden Herrschaft des
dem sie angehört, über die ihm bei-
Nebenlaute. Dies wird wohl er-
durch verloren gehende Bedeutung
ente und Abschleifung der Laute in
gebrauch. Allein das Entstehen der
ist nie ganz durch so mechanische
todter Kräfte erklärbar, und man
als darin die Einwirkung der Stärke
ividualität der Denkraft aus den
gen.

inheit des Wortes wird durch den
bildet. Dieser ist an sich mehr gei-
tur, als die betonten Laute selbst,
nennt ihn die Seele der Rede,
weil er erst das eigentliche Ver-

ständniß in dieselbe bringt, sondern auch, weil
er wirklich unmittelbarer, als sonst etwas in der
Sprache, Aushauch der die Rede begleitenden
Empfindung wird. Dies ist er auch da, wo
er Wörter durch Einheit zu grammatischen
Formen stempelt, und wie Metalle, um schnell
und innig zusammenzuschmelzen, rasch und
stark glühender Flamme bedürfen, so gelingt
auch das Zusammenschmelzen neuer Formen
nur dem energischen Act einer starken, nach
formaler Abgrenzung strebenden Denkraft.
Sie offenbart sich auch an den übrigen Be-
schaffenheiten der Formen, und so bleibt es
unumstößlich gewiß, daß, welche Schicksale
auch eine Sprache haben möge, sie nie zu
einem vorzüglichen grammatischen Baue ge-
langt, wenn sie nicht das Glück erfährt, we-
nigstens einmal von einer geistreichen oder
tiefdenkenden Nation gesprochen zu werden.
Nichts kann sie sonst aus der Halbheit träge
zusammengesetzter, die Denkraft nirgend mit
Schärfe ansprechender Formen retten.

2. Einfluß der grammatischen Formen.

Das Denken, welches vermittelt der Sprache
geschieht, ist entweder auf äußere, körperliche
Zwecke, oder auf sich selbst, also auf geistige
gerichtet. In dieser doppelten Richtung be-
darf es der Deutlichkeit und Bestimmtheit
der Begriffe, die in der Sprache größtentheils
von der Bezeichnungsart der grammatischen
Formen abhängt.

Umschreibungen dieser durch Phrasen, durch
noch nicht zur sichern Regel gewordene Wort-
stellungen, selbst durch Analoga von Formen,
bringen nicht selten Zweideutigkeiten hervor.

Wenn aber auch das Verständniß, und
damit der äußere Zweck geborgen ist, so bleibt
doch sehr oft der Begriff in sich unbestimmt,
und da, wo er, als Begriff, offenbar auf
zwei verschiedene Weisen genommen werden
kann, ungesondert.

Wendet sich das Denken zu wirklicher in-
nerer Betrachtung, nicht bloß zu äußerem
Treiben, so bringt auch die bloße Deutlichkeit
und Bestimmtheit der Begriffe andere, und
auf jenem Wege immer nur schwer zu er-
reichende Forderungen hervor.

Denn alles Denken geht auf Nothwendig-
keit und Einheit. Das Gesamtstreben der
Menschheit hat dieselbe Richtung. Denn es
bezweckt im letzten Resultate nichts Anderes,
als Gesetzmäßigkeit forschend zu finden, oder
bestimmend zu begründen.

Soll nun die Sprache dem Denken gerecht sein, so muß sie in ihrem Baue so viel als möglich seinem Organismus entsprechen. Sie ist sonst, da sie in Allem Symbol sein soll, gerade ein unvollkommenes Dessen, womit sie in der unmittelbarsten Verbindung steht. Indem auf der einen Seite die Masse ihrer Wörter den Umfang ihrer Welt vorstellt, so repräsentirt ihr grammatischer Bau ihre Ansicht von dem Organismus des Denkens.

Die Sprache soll den Gedanken begleiten. Er muß also in stetiger Folge mit ihr von einem Elemente zum andern übergehen können, und für Alles, dessen er für sich zum Zusammenhange bedarf, auch in ihr Zeichen antreffen. Sonst entstehen Lücken, wo sie ihn verläßt, statt ihn zu begleiten.

Obgleich endlich der Geist immer und überall nach Einheit und Nothwendigkeit strebt, so kann er beide doch nur nach und nach aus sich, und nur mit Hülfe mehr sinnlicher Mittel entwickeln.

Zu den hülfreichsten unter diesen Mitteln gehört für ihn die Sprache, die schon ihrer bedingtesten und niedrigsten Zwecke wegen der Regel, der Form und der Gesetzmäßigkeit bedarf. Je mehr er daher in ihr ausgebildet findet, wonach er auch für sich selbst strebt, desto inniger kann er sich mit ihr vereinigen.

Betrachtet man nun die Sprachen nach allen diesen, hier an sie gestellten Forderungen, so erfüllen sie dieselben nur, oder doch vorzugsweise gut, wenn sie echt grammatische Formen, und nicht Analoga derselben besitzen, und so offenbart sich dieser Unterschied in seiner ganzen Wichtigkeit.

Das Erste und Wesentlichste ist, daß der Geist von der Sprache verlangt, daß sie Sache und Form, Gegenstand und Verhältniß rein abscheide und nicht beide mit einander vermenge. So wie sie auch ihn an diese Vermengung gewöhnt, oder ihm die Absonderung erschwert, lähmt und verfälscht sie sein ganzes inneres Wirken. Gerade aber diese Absonderung wird erst rein vorgenommen bei der Bildung der echt grammatischen Form durch Beugung oder durch grammatische Wörter, wie wir oben bei dem stufenartigen Bezeichnen der grammatischen Formen gesehen haben. In jeder Sprache, die nur Analoga von Formen kennt, bleibt Stoffartiges in der grammatischen Bezeichnung, die bloß formartig sein sollte, zurück.

Wo die Zusammenschmelzung der wie sie oben beschrieben worden, nicht vollkommen gelungen ist, da glaubt der Geist noch immer die Elemente getrennt zu blicken, und da hat für ihn die Sprache die geforderte Uebereinstimmung mit sich selbst seines eigenen Wirkens.

Er fühlt Lücken, er bemüht sich, zu füllen, er hat nicht mit einer Maßzahl in sich gediegener Größen, sondern einer verwirrenden halb-verbundenen und arbeitet nun nicht mit gleicher Leichtigkeit und Gewandtheit, mit gleichem am leicht gelingenden Verknüpfen der Begriffe zu allgemeineren, vermittelte angemessener, mit seinen Gesetzen überminder Sprachformen.

Darin nun offenbart es sich, wo die Frage auf die äußerste Spitze führt, daß, wenn eine grammatische Form schlechterdings kein anderes Element schließt, als welches auch in dem ganz ersetzenden Analogon liegt, sie in der Wirkung auf den Geist durch was Anderes ist, und daß dies ihrer Einheit beruht, in der sie den der Macht der Denkkraft an sich trübt sie schuf.

In einer nicht bergestalt grammatisch gebildeten Sprache findet der Geist eine und unvollkommen ausgeprägt das Schema der Redeverknüpfung, dessen messener Ausdruck in der Sprache eine läßliche Bedingung alles leicht gelingenden Denkens ist. Es ist nicht nothwendig, daß dieses Schema selbst in's Bewußtsein tritt, dies hat auch hochgebildeten Nationen gegolten. Es genügt, wenn, da der Geist unbewußt danach verfährt, er für jeden Theil einen solchen Ausdruck findet, und wieder einen anderen mit richtiger Klarheit auffassen läßt.

In der Rückwirkung der Sprache auf den Geist macht die echt grammatische Form, wo die Aufmerksamkeit nicht absichtlich gerichtet ist, den Eindruck einer Form, die bringt formale Bildung hervor; den Ausdruck des Verhältnisses rein, nichts Stoffartiges enthält, worauf der Geist stand abschweifen könnte, dieser aber ursprünglichen Wortbegriff darin verankert bleibt, so muß er die Form selbst anerkennen. Bei der unechten Form kann er das nicht, da er den Verhältnißbegriff nicht

in ihr erblickt und noch durch Neben-
the zerstreuet wird. Dies geschieht in
Fällen bei dem gewöhnlichsten Sprechen
alle Classen der Nation, und wo die
Richtung der Sprache günstig ist, geht all-
mählig Deutlichkeit und Bestimmtheit der
Form und allgemeine Anlage, auch das rein
einfache leichter zu begreifen, hervor. Es
ist auch in der Natur des Geistes, daß
die Anlage, einmal vorhanden, sich immer
entwickelt, da, wenn eine Sprache dem Ver-
ständniß die grammatischen Formen unrein und
unvollständig darbietet, je länger diese Einwir-
kung dauert, je schwerer aus dieser Ver-
engung der rein formalen Ansicht herauszu-
kommen ist.

Man daher von der Angemessenheit
nicht solchergestalt grammatisch gebil-
dete Sprache zur Ideenentwicklung sagen
so bleibt es immer sehr schwer zu be-
weisen, daß eine Nation auf der unverändert
bleibenden Basis einer solchen Sprache von
einer hohen wissenschaftlichen Ausbildung
erlangen können. Der Geist empfängt
etwas von der Sprache, und diese nicht
etwas von dem Geiste, dessen beide bedürfen,
die Frucht ihrer wechselseitigen Einwir-
kung, wenn sie heilbringend werden sollte,
erst eine Veränderung der Sprache
in.

Die Sprache ist also, soviel dies bei
Veränderungen dieser Art geschehen kann, die
man festgestellt, an welchen sich die gram-
matisch gebildeten Sprachen von den anderen
unterscheiden lassen. Keine zwar kann sich
zu einer vollkommenen Uebereinstimmung
mit den allgemeinen Sprachgesetzen rühmen,
vielleicht ist durch und durch, in allen
Hinsichten geformt, und auch unter den Spra-
chen niedrigeren Stufe gibt es wieder
eine nähernde Grade. Dennoch ist jener
Unterschied, der zwei Classen von Sprachen
von einander absondert, nicht ganz
relativer, ein bloß im Mehr oder
Weniger bestehender, sondern wirklich ein ab-
weisender, da die vorhandene oder fehlende
Form der Sprache sich immer sichtbar an-

nur die grammatisch gebildeten Spra-
chen die Angemessenheit zur Ideen-
entwicklung besitzen, ist unleugbar. Wieviel
sie mit den übrigen zu leisten sein
mag allerdings der Versuch und die
That beweisen. — Gewiß bleibt indeß

immer, daß sie niemals in dem Grade und
der Art, wie die anderen, auf den Geist zu
wirken im Stande sind.

Schiller als Dichter.

Schiller's Dichtergenie kündigte sich gleich
in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller
Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge,
die an dem gereiften Künstler sogar roh er-
scheinen mußten, zeugten die Räuber und
Fiesco von einer entschiedenen großen Natur-
kraft. Es verrieth sich nachher durch die bei
ganz verschiedenartigen philosophischen und
historischen Beschäftigungen immer durchbre-
chende, auch in diesen Briefen so oft ange-
deutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach
der eigenthümlichen Heimath seines Geistes.
Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft
und geläuterter Reinheit in den Stücken, die
gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm
der deutschen Bühne bleiben werden. Aber
dies Dichtergenie war auf das engste an das
Denken in allen seinen Tiefen und Höhen ge-
knüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde
einer Intellectualität hervor, die Alles, er-
gründend, spalten, und Alles, verknüpfend,
zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin
liegt Schiller's besondere Eigenthümlichkeit. Er
forderte von der Dichtung einen tiefen An-
theil des Gedankens und unterwarf sie strenger
einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache
Weise, indem er sie an eine festere Kunstform
band und indem er jede Dichtung so behan-
delte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von
selbst seine Individualität zum Ganzen einer
Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten
beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakte-
ristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es,
daß er, das Größte und Höchste hervorzu-
bringen, dessen er fähig war, erst eines Zeit-
raums bedurfte, in welchem sich seine ganze
Intellectualität, an die sein Dichtergenie un-
auflöslich geknüpft war, zu der von ihm ge-
forderten Klarheit und Bestimmtheit durch-
arbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich
erklären die tadelnden Urtheile derer, die in
Schiller's Werken, ihm die Freiwilligkeit der
Gabe der Musen absprechend, weniger die
leichte, glückliche Geburt des Genies, als die
sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes
zu erkennen meinen; worin allerdings das
Wahre liegt, daß nur die intellectuelle Größe

sonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und die Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand.

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höhern und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem Andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltende selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigern Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herder'schen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen, als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht be-

Bestimmtheit einem neuen geistigen zu, er beherrschte dies Streben und in vollkommener Freiheit über seinem stande. Daher benutzte er in leichter jede sich darbietende Nebenbeziehung, und war sein Gespräch so reich an den die das Gepräge glücklicher Geburten tragen. Die Freiheit that aber dem der Untersuchung keinen Abbruch. hielt immer den Faden fest, der zu Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer Gebiete des Denkens neuen Boden gewinnen suchte, so war überhaupt seine Beschäftigung immer eine von angelegter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigten deutlich. Er kannte sogar keine andere. In der Lectüre überließ er sich nur spät Aber in seinen leider so häufig schlaflosen Tagen seinen Tag nahmen seine Arbeiten eine bestimmte Studien für dieselben, wo der Geist durch die Arbeit und die Forschung gleich in Spannung gehalten wird. Da er von keinem andern unmittelbaren Zweck dem des Wissens geleitete Studiren, den damit Vertrauten einen so unermesslichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, durch nicht zu sehr von bestimmter Richtung abgehalten zu werden, kannte er nicht achtete es nicht genug. Das Wissen war ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr als ein Material zur Bearbeitung zu finden.

on den Mitteln, welche Andere Schiller eine sehr vielseitige vann, die, wo man sie gewahr genialische Wahrheit überraschte; die nicht anders nennen, die keinem äußerlichen Wege ent- Selbst von Deutschland hatte Theil gesehen, nie die Schweiz, Zell doch so lebendige Schil- lt. Wer einmal am Rheinfall beim Anblick unwillkürlich an ppe des Lauchers erinnern, wirrende Wassergewühl malt, gleichsam fesselnd verschlingt; dieser keine eigene Ansicht zu was Schiller durch eigene Er- n, das ergriff er mit einem hernach auch das anschaulich ihm bloß fremde Schilderung ei versäumte er nie, zu jeder durch Lectüre zu machen; auch er Art Dienliches zufällig fand, em Gedächtniß fest ein, und ngestrengte Phantasie, die in ndigkeit bald diesen, bald jenen id je gesammelten Stoffes be- izte das Mangelhafte einer so fassung.

nliche Weise eignete er sich den ischen Dichtung an, ohne sie aus Uebersetzungen zu kennen. bei keine Mühe; er zog die vor, die darauf Verzicht leisten, n; am liebsten waren ihm die ischen Paraphrasen. So über- enen und die Hochzeit der dem Euripides. Ich gestehe esen Chor immer mit großem er lese. Es ist nicht bloß eine eine andere Sprache, sondern Gattung von Dichtung. Der n die Phantasie von den ersten pt wird, ist ein verschiedener, , was die rein poetische Wir-

Denn diese kann man nur ne Stimmung der Phantasie es setzen, die der Dichter, un- em Ideengehalte, bloß durch rke beigegebenen Hauch seiner Leser hervorruft. Der antike ein Schatten, durch das ihm nd. Aber in jeder Strophe e des Originals so bedeutsam and so rein hingestellt, daß

man dennoch vom Anfang bis zum Ende beim Antiken festhalten wird. Ich meinte indeß nicht vorzugsweise diese Uebersetzung, wenn ich von Schiller's Eingehen in griechischen Dichtergeist sprach, sondern zwei seiner spätern Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortschritte gemacht. Die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest tragen die Farben des Alterthums so rein und treu an sich, als man es nur von irgend einem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Alterthums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit, und so entspringt eine neue, in allen ihren Theilen nur ihn athmende Dichtung. Beide Stücke stehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegensatz gegen einander. Die Kraniche des Ibykus erlaubten eine ganz epische Ausführung; was den Stoff dem Dichter innerlich werth machte, war die daraus hervorspringende Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust. Diese Macht der Poesie, einer unsichtbaren, bloß durch den Geist geschaffenen, in der Wirklichkeit verfliegenden Kraft, gehörte wesentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beschäftigte. Schon acht Jahre, ehe er sich zur Ballade in ihm gestaltete, schwebte ihm dieser Stoff vor, wie deutlich in den Künstlern aus den Versen hervorgeht:

Vom Eumenidenchor geschreket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdeckt,
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Diese Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Alterthum besaß Alles, um sie in ihrer ganzen Reinheit und Stärke hervortreten zu lassen. Daher ist Alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, besonders das Erscheinen und der Gesang der Eumeniden. Der Aeschyleische Chor ist so kunstvoll in die moderne Dichtungsform, in Reim und Sylbenmaß verwebt, daß nichts von seiner stillen Größe ausgehen scheint. Das Siegesfest ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Alterthums lag. Aber im Uebrigen ist Alles im Sinne der homerischen Dichtung eben so rein, als in dem andern Gedicht. Das Ganze ist nur wie in einer höhern, mehr abgesondert gehaltenen Geistigkeit ausgeprägt,

als dem alten Sänger eigen ist, und erhält gerade dadurch seine groten Schönheiten.

An einzelnen aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt ist, sind auch frühere Gedichte Schiller's reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den Künstlern, „den sanften Bogen der Nothwendigkeit,“ der so schön an die *ἀγανάβηλα* (die sanften Geschosse) bei Homer erinnert, wo aber die Uebertragung des Beiworts vom Gescho auf den Bogen selbst dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt.

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den Columbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigenthmlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen innewohnende Kraft, die erhabene und so tiefe wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schiller's Ideen-system. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellectuellen Aufgabe so lange nachging, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphael's an Julius in der *Thalia*, in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: „Als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging“ findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

Dem Inhalte und der Form nach waren Schiller's philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im

nämlichen Gleise und strebten dem Ziele zu, allein auf eine Weise, daß die digere Aneignung immer reicheren die Kraft des ihn beherrschenden sich unaufhörlich zu wechselseitiger bestimmten. Der Endpunkt, an den knüpfte, war die Totalität in der lichen Natur durch das Zusammen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer Freiheit. Beide dem Ich, das nur ein untheilbares sein kann, angehöre die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die Einheit und Form suchend, sollten ihre freiwillige Harmonie schon hier über alle Endlichkeit hinaus liegenden hindeuten. Die Vernunft, unbedingt in der Erkenntniß und Willensbest sollte die Anschauung und Empfinden schonender Achtung behandeln und in ihr Gebiet bergreifen; dagegen sollte sich aus ihrem eigenthümlichen Wesen ihrer selbstgewählten Bahn zu einer emporbilden, in welcher jene bei alledifferenz des Princips sich der Form wiederfände. Diese, nicht auf endliche Wege entstehende, sondern wie durch liches Wunder überraschende Uebereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabhängigen Widerspruch beider Naturen durch ihrer Wechselbeziehung auf einander setzten Schein aufzuheben und dem dadurch in der Erscheinung ein Bild jenen zu geben, was außer aller Erfahrung liegt, vermag allein die Richtung welche wir die ästhetische nennen. behandelt den Stoff mit einer auf die Triebe der Sinnlichkeit entsprungenen, der Idee erborgten und dennoch als erscheinenden Selbstthätigkeit.

Ernst Moritz Arndt.

(Siehe Theil I. Seite 297.)

Blücher und Scharnhorst.

In Berlin war im Februar 1812 ein unendliches Getümmel und Gewimmel von den verschiedensten Menschen und den verschiedensten Ansichten, Gedanken, Hoffnungen und Verzweiflungen, wie und wann das Gewitter,

das wieder schwarz am Horizonte zu plagen werde; und wohin sich Jene setzten sollte; wohin der König von Preussen lenken werde. In diesen Wirbel gerieth ich hinein, und natürlich gerieth ich in den, worin mein alter Freund Reimer und Freunde vom Winter 1809 sich be-

Es war ein Leben und Weben, ein Wogen und Treiben der Kräfte. Die Herzen schlugen einen Schlag, die Liebe fand vollste, seligste Armung; der Haß und Zorn, damals ganz unendliche, frischeste Gefellen, welchen noch keine Zeit die Flügel gestuft hatte, gaben einen Einblick fast ebenso große Seligkeiten. Da ich viele trefflichste Männer zuerst gesehen kennen gelernt, und war mit einem Male in einem großen gewaltigen Männerkreise, der einen einzigen Gegenstand seines Ernisses hatte: Haß und Abschüttelung Vernichtung der Wälschen.

Der aber klang es nun bald wieder: „Sch!“ Der König von Preußen hatte der Weltlage nach mit dem Erzfeind verhandeln müssen. Als dies Bündniß bekannt wurde, nahmen und erhielten viele preussische Officiere, welchen das Herz zu schwer ward, französischen Fahnen zu streiten, von dem Kaiser den gnädigen Abschied. Der Herrscher verließ sie und mißbilligte sie nicht. Viele gingen nach Schlesien, dort zu warten, wie die Dinge sich entwickeln würden; andere suchten, ehe Alles gesperrt würde, die verschiedenen Gegenden, welche zur See und zu Lande nach Frankreich führen, dort Arbeit für ihre Degen zu finden; mich nahm der Oberst Graf Chazot in seinem Wagen bis Breslau, wo er einige Wochen verweilte und dann nach Frankreich entfloß.

Die Breslauer Frühlingsmonate waren ebenso lebendig und fast auf ähnliche Weise lebendig, wie mein Februar in Berlin gewesen war. Zuerst Bekannte schon von früher: Die Obersten Graf Chazot und Freiherr v. Scharnhorst, der Polizeipräsident Gruner, der, als ein Franzosenfeind gezeichnet, nach Frankreich in Berlin jetzt nicht hatte in seiner Heimat bleiben dürfen; und außer ihnen viele Andere. Das bewegte sich einige Wochen in der Reise zusammen, bis es nach verschiedenen Seiten hin auseinanderfloß. Hier kam zuweilen auch der alte General v. Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters war er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Handgelenke noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Aussehen. Es hatte zwei verschiedene Welten, die sich bei Scherz und Spaß, welchen er sich früh und solbatisch mit Jedem er-

gab, ihre Farbe nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener obern Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunkeln Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglücke von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befehligte, eine Zeit lang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen, und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecken an der Wand mit dem Rufe: „Napoleon!“ mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz andern Eindruck, obgleich in den äußern Formen mit den obern Theilen des Gesichts in Uebereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und Etwas wie von einem Marber, der auf seinen Fang lauht.

Hier sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche, ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemahl, der Rittmeister Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig Obergeneral der pommerschen Heerabtheilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen, und sie nahmen mich oft mit in die grüne Einsamkeit der umliegenden Dörfer und Wälder, wo man sich freier und menschlicher ergehen und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks besprechen konnte. Wie war Scharnhorst nun wieder ein gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vorübergeneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle

und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen, ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern leuchte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Geberden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes, man sah keine Vorlegeschlöffer vor denselben. So war sein Wesen; er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stande emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Noth gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war, bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle, doch die eines Fremdlinges, eines beneideten Fremdlinges geworden. Denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er von den Eigenen und Fremden belauert und den wälschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und verbreitete, immer nur den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst; er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalbm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände, als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte Neben lassen? Er ist ein *vir innocens* im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben.

Solche war die Art und Geberde dieses ernstesten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgend Einer des Vaterlandes Weh gefühlt, und mehr als irgend Einer zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so da stand, auf seinen Stod gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halbverschlossenen Auges, und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preussischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: Wie herrlich waren wir einst!

**Aus dem Katechismus für die
Kriegs- und Wehrma-
nner
Von des Menschen Berwo
(Capitel 4.)**

Denn Gott hat Thiere geschaffen zum Nutzen, und Wild in den Wäldern und Schlangen und Gewürme, die auf der Erde kriechen, und hat es ihnen an eingegeben, daß sie dem Menschen sollen und zittern vor der Majestät des Herrn. Und sehen die Thiere mit ihrer Stirn auf die Erde an, aber des Menschen Haupt zum Himmel gerichtet, damit er wisse, wo seine Heimath ist.

Und hätte Gott nur Thiere geschaffen, solche, die ein dienstbares Gewerbe wozu machte er den Menschen ihm das Siegel der Majestät auf die Stirn? Denn ein freier Mensch, der Gottes Willen thut, und was in's Herz geschrieben, vollbringt; wer aber in Furcht zittert, das ist ein Knecht, der in Furcht etwas thut, ein niedriges Thier.

Und es erniedrigen die Lüste den Menschen zum Thier, und in Geiz und Neid ist die Thierheit verschlossen. Der Mensch soll gehorchen mit Freiheit, und nicht mit Furcht, weil dasselbe seinem Herzen ist. Und es sind viele Laster schändlicher, doch das schändlichste von allen ist die Furcht.

Denn wer die Freiheit verlor, jede Tugend, und dem zerbrochenen Faden hängen die Schanden sich an. Wer mit hündischem Sinn das Schweigen, der umschleicht mit dem Tode auch das Recht.

Und so erwächst der Geiz und der Neid und die Verleumdung, die im Finstern schleichen, die lose Menge, und ist zuletzt kein Mensch aus der Schande.

Und wenn Solches geschieht, so zittern die Menschen die Sünden und das zittern jeden Tag, und essen im Hunger das Brot, und haben keine Freude, keine Freude.

Denn wen Furcht treibt, wie fröhlich sein? und wer auf Tugend trost ist, wie mag der zu Gott kommen? Denn Gott wohnt nur in den Stol-

und für den niedrigen Sinn ist der Himmel zu hoch.

Denn auch die Demuth ist stolz auf den Herrn, aber Slavedienst kriecht mit dem Gewürm im Staube.

Und Gott spricht: „Ich habe die Vermworfenen gesehen und die Buben, die mein Volk aus Furcht verkauften.“

„Und weil ihre Herzen verkehrt waren, hab' ich sie verkehrt, und weil sie mit Fremden handelten, hab' ich sie verworfen.“

Und mag man heute wohl sagen, wie der Prediger spricht: Es ist ein groß Unglück, was ich sah unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist, daß ein Narr sitzt in großer Würde und die Klugen unten sitzen; ich sah Knechte auf Rossen und Fürsten zu Fuße gehen wie Knechte.

Von der Sünde und dem Unglück.

(Capitel 8.)

Und es sind Viele, die da sagen: „Unabwendbar war das Unglück, das uns die letzten Jahre getroffen, und wir hätten auf keine Weise ihm entinnen mögen.“

„Denn Gott hat von Ewigkeit her den Lauf der Zeiten bestimmt, und kein Sterblicher mag seine Wege wissen und meistern.“

„Und wäre es doch Alles geschehen, wenn wir auch klüger gewesen, und wäre es geworden, wie es heute ist, wenn wir auch in der Treue unserer Väter gewandelt wären.“

„Denn Loos wird geworfen in den Schooß, aber es fällt wie der Herr will.“

Ich aber sage euch: Ihr sehet die Furchen noch frisch, worin ihr gesäet, und die Stride sind noch nicht verfaulet, worin ihr euch geirrt habt.

Denn eure Ausfaat heißt Zwietracht und Reid, und die Stride eures Verderbens waren Bollust und Geiz.

Und war die Liebe von euch gewichen und der Haß hatte die Herzen erkaltet, und wußten

nichts mehr von Deutschland und von dem Vaterlande und von der alten deutschen Ehre und Freiheit, und ließen der Eine von dem Andern, und gingen ein Jeglicher seinen eigenen Weg, und trachteten nur nach Gold und wie sie des Tages am besten gebrauchten.

„Denn Gott im Himmel wohnt weit von uns,“ sprachen sie, „und was hinter diesem Leben liegt, das ist dunkel.“

Darum, weil sie Gott vergaßen, hat Gott sie vergessen, und weil sie auf Nichtigkeit gebaut, sind sie nichtig geworden.

Und ihre Sünde hat sie gezeißelt, und nicht Gott, und in der Eitelkeit ihrer Herzen sind sie untergegangen.

Weil sie nicht glaubten, darum verzagten sie sogleich, und wurden gegeben in die Hand ihrer Dränger.

Also gebar die Sünde das Unglück, und der Uebermuth brütete die Feigheit aus, daß ihre Männer wimmerten wie Säuglinge und ihren Fürsten geschah, wie trauernden Wittwen geschieht.

Wie der Prophet spricht: Ich will den Erdboden heimsuchen um seiner Bosheit willen, und die Gottlosen heimsuchen um ihrer Untugend willen, und will des Hochmuths der Stolzen ein Ende machen, und die Hoffart der Gewaltigen demüthigen, daß ein Mann theurer sein soll denn sein Gold, und ein Mensch werther denn Goldstücke aus Ophyr.

Wenn du dich aber bekehrst und wieder zu Gott wendest, wird er sich zu dir wenden und das Unglück von dir nehmen und dir in's Herz rufen:

Ich habe dich wider dieß fremde Volk zur festen ehrnen Mauer gemacht; ob sie wider dich streiten, sollen sie dir doch nichts anhaben: denn ich bin bei dir, daß ich dir helfe und dich errette; und will dich auch erretter aus der Hand der Bösen und erlösen aus der Hand der Tyrannen.

Joseph von Görres,

geboren den 25. Januar 1776 zu Coblenz, durch die erste französische Revolution zur politischen Agitation fortgerissen, ward dann, des politischen Treibens überdrüssig, Lehrer der Naturwissenschaft zu Coblenz, nahm später, in Heidelberg und Coblenz lebend, wieder regen Antheil an den politi-

schen Begebenheiten, floh 1819 (einer „Deutschland und die Revolution“ wegen) Frankreich, ging 1820 nach der Schweiz, 1827 Prof. in München, starb 1848. — (ten auf Politik, Geschichte, Philosophie, Pädagogie, Literatur und Kunst bezüglich.

Zwei Weltanschauungen.

Gern mag ich, was in der geistigen, moralischen Welt vorgeht, vergleichen mit dem, was sich in der physischen begibt, weil, was dort am innern Sinne in allein geistiger Berührung vorübergeht, hier der Betrachtung des Aeußeren sich in mehr greiflicher Nähe bietet, so daß Eines am Andern sich verständigen und bewähren mag. Nun aber erscheint uns die Naturwelt in Himmel und Erde getheilt; vom Anbeginne her haben schon die frühesten Geschlechter der Menschen diese von selbst sich bietende Theilung erkannt, und anschauend die Fülle der Gestalten, die beide Glieder in sich beschließen, und das Angesehene sich ordnend nach Möglichkeit, haben sie nach dem gegenseitigen Verhältnisse dessen, was oben, und dessen, was unten war, geforscht. Die Erde, auf der sie wandelten, die ihnen heimathlich war, Trank und Speise den Bedürftigen bot und die Ermüdeten dann zur Ruhe in ihrem Schooße versammelte, hatte natürlich am ersten ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen; sie umwandelnd, sahen sie die weitgedehnte in Festland und Meer getheilt, jenes in weit auslaufenden Bergeszügen aufgeworfen, von Thälern durchzogen, in Ebenen sich verflächend, von Flüssen durchronnen; dieses aber im steten Wellenschlage bewegt, in Ebbe und Fluth pulsirend, von Stürmen aufgewühlt. Fest war Alles auf der Erde und derb, der sinnlichen Anschauung leicht begreifbar und begreiflich, ruhend war sie in ihrem eigentlichen Kerne, und alles Dessen, was sich auf ihre bewegte, stehende Unterlage, unerschütterliche Grundfeste Allem bietend, was sich über sie erhob; beharrlich in Mitte des Wandelbaren, unter dem Vorübereilenden allein bestehend, gebiegen unter dem Flüchtigen, dabei durch ihre in's Unermeßliche gehäufte Masse Alles, was sonst neben ihr zu bestehen versuchte, überbietend.

Hinauf nun an den Himmel blinzelnd und eindringend in die blaue Ferne, wo ihrem Auge sich eröffnete, sahen sie die leuchtenden Gestirnen erfüllt; Standsterne glänzten in der Höhe, Wandelsterne drängten sich durch ihre strahlenden Haufen, die des Tages und der Nacht erglänzten an den Wölben, und Kometen flogen von Zeit zu Zeit mit leuchtendem Gefieder durch die Lüfte. Aufmerksam auf alle diese Erscheinungen, sahen sie bald, wie dieser Kosmos mit all seinem Glanze in täglicher Bewegung um die Erde, ihren Standort, sich unermüdet wälze; wie die Sonne in jährlicher Frist um denselben Mittelpunkt umkreise; der Mond jeden Monat im selben Kreisläufe zum selben Punkt wiederkehre, und nachdem sie die Bahnen der Standsterne, um sich in ihnen leicht zu finden, in den Sternbildern mit beständiger Gestalt umschrieben, erkannten sie leicht auch die Wandelsterne in solchen Bahnen sich auf die gleiche Mitte bezogen, ihrer Lauf hielten. Und Alle, die den sinnlichen Schein zur Grundlage ihrer wissenschaftlichen Gebäude nahmen, urtheilten einstimmig, daß die Erde sei die eigentliche Mitte des Weltgebäudes, um das Unbewegliche alles Bewegliche sich in stetem Kreisläufe auch der Himmel gehorche diesem Gesetze sei durch das Band der Nothwendigkeit die Herrscherin gebunden, die von der Erde aus über die Höhe gebiete. Und als die Wissenschaft, tiefer eindringend in jene natürlichen Bewegungen, in Mitte der geordneten Regelmäßigkeit, in der sie abliefen, allmählig ausweichende Ungleichheiten bemerkte, die in ordentlicher Folge wiederkehrten, half sich der wissenschaftliche Scharfsinn mit, daß er diese Ungleichheiten in kleiner untergeordnete Kreise übertrug, deren Mittelpunkt er auf den Umkreis der mittleren Bewegungen, und so fortschreitend immer näher zum Mittelpunkt des einen auf den Umkreis des andern setzte, und indem er alle Epochen

und Epicycloiden über einander zu häufen sich gedrungen fühlte, ging die scheinbare ursprüngliche Einsalt und Einfachheit der Lehre allmählig in einer Künstlichkeit auf, die alle Anschauung verwirrte, und unter jeder ordnende Verstand unterlag.

Aber neben dieser Weltanschauung, die, in der Tiefe und dem Schein ausgehend, die Tiefe als das Höchste setzte, geht eine andere schon durch das früheste Alterthum durch, die, wie ein Lichtstrahl aus einer fernern Region herabgekommen, vor jener schenkenden Lehre des Scheins in's innerste Eigenthum zurüdgehtreten, und als ein zweifacher Schimmer, eine verblichene Uebersetzung in einigen Priester Schulen sich auflebte. Die Sonne grüßte diese ägyptische Anschauung von Heliopolis als den König Weltalls, die Planeten waren ihr die Söhne und Trabanten seiner Majestät, die Standsterne sein Volk zusammensetzten. Die merkwürdige Beobachtung hatte schon gelehrt, die beiden untern Planeten um die Sonne zu kreisen; leicht mochte die Betrachtung dieses Verhältniß auch auf die obern übertragen, so hatte auch das Unzulässige der ungeraden Geschwindigkeit, die die tägliche Bewegung des Sternenhimmels voraussetzte, auf minder unstatthafte Annahme der Achsenrotation der Erde hingedrängt. Beides hatte Pythagoras in jenen Schulen gelernt, und konnten die Pythagoräer leicht die Lehre von der Warte des Zeus, von dem flammenden Centralfeuer, das in Mitte des Weltalls der Sonne sich gezündet, und um das alle Planeten kreisten, verkündigen. Und als nun Fortgange der Wissenschaft die entgegen-

gesetzte Anschauung sich immer künstlicher verwickelte; als jede neu entdeckte Ungleichheit neue Cyklen über den alten häufte, da konnte sich endlich die Unhaltbarkeit der Voraussetzung, auf der dies ganze Gebäude ruhte, länger nicht verbergen, und in einem lichten Geiste zündete im rechten Augenblicke der Funke der Wahrheit, und nun war mit einem Male der täuschende Sinnenschein zerstreut; die Anschauung hatte in ihrem rechten Mittelpunkt sich begründet, und jener andere der zweiten Ordnung, der früher die Würde des ersten sich angemacht, war an seine rechte Stelle zurückgewiesen. Nun fügte sich Alles schnell in der gefundenen Naturordnung; um die Sonne, die in der Mitte sich gefest, bewegte sich die Erde, zugleich sich um die eigene Mitte wälzend, und aus dieser zwiefachen Bewegung erklärte sich nun leicht, was in den rückläufigen und geradläufigen Bewegungen der andern Planeten in sich widersprechend schien, und der Himmel durfte sich nicht länger mehr in schwindelerregender Schnelligkeit um die falsche Mitte im Wirbel drehen. Eingebrochen war nun das ganze Gerüste der über einander aufgebauten Cyklen und Epicyklen; Alles hatte in wenige einfache Kreisbewegungen sich aufgelöst, und als die Kepler'schen Gesetze dieser Bewegungen, und in ihnen das Grundgesetz der Schwere erst gefunden war, da knüpften sich alle Ungleichheiten leicht an diese Ordnung der Mitte; aus der Grundgleichung abgeleitete Gleichungen drückten alles scheinbar Ausweichende in scharfer Fassung aus, und eine einfache Formel herrschte durch die ganze Lehre und deutete alle Erscheinungen im ganzen Weltgebäude.

Ernst Friedrich Daniel Schleiermacher,

geboren den 21. November 1768 zu Breslau, studierte zu Niessky und Barby bei der Brüdergemeine, trat 1787 aus derselben aus, studierte dann in Halle, 1794 Hülfsprediger in Landsberg, 1809

Pastor in Berlin, 1810 Professor daselbst, 1817 Präses der Synode, starb den 13. Februar 1884. Als Theolog, Philosoph, Philolog, Kritiker, Uebersetzer (Platon's Werke) u. Kanzelredner ausgezeichnet.

Rede an Nathanael's Grabe.

(Den 21. November 1829.)

Ihr theuren Freunde, die ihr hergekommen seid, um mit dem gebeugten Vater das Grabe des geliebten Kindes zu trauern! Ich weiß, ihr seid nicht gekommen, in der

Meinung, ein Rohr zu sehen, das vom Winde bewegt wird. Aber was ihr findet, ist doch nur ein alter Stamm, der soeben nicht bricht von dem Einen Windstoße, der ihn plötzlich aus heiterer Höhe getroffen hat. Ja, so ist es! Für einen zwanzigjährigen, vom Himmel gepflegten und verschonten glücklichen Haus-

stand habe ich Gott zu danken, für eine weit längere, von unverdientem Segen begleitete Amtsführung, für eine große Fülle von Freuden und Schmerzen, die ich in meinem Berufe und als theilnehmender Freund mit andern durchgelebt habe; manche schwere Wolke ist über das Leben gezogen — aber was von außen kam, hat der Glaube überwunden, was von innen, hat die Liebe gut gemacht: nun aber hat dieser eine Schlag, der erste in seiner Art, das Leben in seinen Wurzeln erschüttert.

Ich, Kinder sind nicht nur theure, von Gott anvertraute Pfänder, für welche wir Rechenschaft zu geben haben, nicht nur unerschöpfliche Gegenstände der Sorge und der Pflicht, der Liebe und des Gebets: sie sind auch ein unmittelbarer Segen für das Haus; sie geben leicht ebensoviel, als sie empfangen; sie erfrischen das Leben und erfreuen das Herz. Ein solcher Segen war nun auch dieser Knabe für unser Haus. Ja, wenn der Erlöser sagt, daß die Engel der Kleinen das Angesicht seines Vaters im Himmel sehen, so erschien uns in diesem Kinde, als schaue ein solcher Engel aus ihm heraus, die Freundlichkeit unsers Gottes. Als Gott mir ihn gab, war mein erstes Gebet, daß väterliche Liebe mich nie verleiten möge, mehr von dem Knaben zu halten, als recht sei, und ich glaube, der Herr hat mir dies gegeben. Ich weiß sehr wohl, es gibt weit ausgezeichnetere Kinder an geistigen Gaben, an regem Eifer und auf die sich weit größere Erwartungen bauen lassen von dem, was sie in der Welt leisten werden, und ich freue mich, wenn es deren recht viele gibt. Als ich ihm den Namen gab, den er führte, wollte ich ihn durch denselben nicht nur als eine theure, willkommenene Gottesgabe begrüßen, sondern ich wollte dadurch zugleich den innigen Wunsch ausdrücken, daß er möge werden wie sein biblischer Namensahn, eine Seele, in der kein Falsch ist; und auch das hat mir der Herr gegeben. Redlich und treuherzig, wie der Knabe war, schaute er voll Vertrauen Jedem in's Auge, zu allen Menschen sich nur Gutes versehend, und Falsches haben wir nie in ihm gefunden. Und eben deshalb, meine theuren Kinder, die ich hier um mich sehe, weil er wahrhaft war, blieb er auch frei von manchem Treiben, was sonst auch euren Jahren schon naht, war ihm auch selbstisches Wesen fern, und trug er Liebe

und Wohlwollen zu allen Menschen: lebte er unter uns als die Freude des Hauses; und als die Zeit gekommen da es nöthig schien, ihn in eine Gemeinschaft der Jugend und in weitere des Unterrichts einzupflanzen, fing er da an, sich einzulieben und zu gedeihen auch der verdiente und wohlgemeinte seiner Lehrer fiel auf guten Boden. Er dachte ich ihn noch weiter zu begleiten väterlichem Auge, und erwartete ruhm, welchem Maße seine geistigen Kräfte weiter entwickeln und nach welcher menschlicher Thätigkeit hin seine Reigungen münden würde. Ja, wenn ich mir oft in ganz anderm Sinne, als nun geschieht, daß es mir nicht gegeben sein seine Erziehung zu vollenden, so doch gutes Muths. Ich sah auch einen schönen Segen meines Berufs, daß es ihm dereinst nie fehlen würde, väterlichen Rath und kräftigen Beistand finden um meinetwillen: aber ich habe werde ihm auch nicht entstehen um willen.

Diese mir über Alles wichtige Sorge für mein ganzes übriges Leben, an dem mein Herz mit voller Liebe hing, ist nun auch durchstrichen, das freundlich erquickende Bild ist plötzlich zerstört, und alle Hoffnungen die auf ihm ruhten, liegen hier und eingesenkt werden mit diesem Sarge! Soll ich sagen? Es gibt einen Trost den sich viele fromme Christen besorgen in solchem Falle, den auch mir schon die liebe, freundliche Mund in diesen Tagen gerufen hat, und der um so weniger übersehen ist, als er von einer hohen Schätzung der menschlichen Schwachheit geht; es ist nämlich der, daß das Kind jung hinweggenommen werden, doch Versuchungen und Gefahren dieses entzündet und zeitig in den sichern Hafen rettet sind. Diese Gefahren waren auch dem Knaben nicht ganz erspart doch will dieser Trost nicht recht haften, wie ich bin. Wie ich dies immer ansehe als die, welche das Leben des Erlösers verherrlicht und die Wirksamkeit seines Geistes zu immer aufhaltssamer weiterer Entwicklung aller und Schönen geheiligt ist; wie ich nur habe sein wollen ein Diener bei diesen Worten in freudigem Geiste und

denn hätte ich nicht glauben sollen,
 der Segen der christlichen Gemeinschaft
 an ihm bewähren würde, und daß
 christliche Erziehung ein unvergänglicher
 in ihm wäre niedergelegt worden?
 sollte ich nicht auch für ihn, selbst
 er strauchelte, auf die gnädige Be-
 zung Gottes hoffen? warum nicht fest
 uen, daß Nichts ihn werde aus der
 des Herrn und Heilandes reißen können,
 er ja geweiht war, und den er auch
 indlichem Herzen schon angefangen hatte
 ben, wie denn noch eine seiner letzten
 renen Aeußerungen in den Tagen der
 heit eine freundliche Bejahung war
 ie Frage der Mutter, ob er auch seinen
 id recht liebe. — Und diese Liebe, wäre
 ch nicht gleichmäßig fortgeschritten, hätte
 ch bei ihm ihre Störungen erfahren;
 sollte ich doch nicht glauben, daß sie
 ie erloschen sein, daß sie ihn doch ver-
 ürde ganz beherrscht haben? Und wie
 ith gehabt hätte, dies Alles mit ihm
 leben, ihn dabei zu ermahnen, zu
 zu leiten: so ist mir jene Betrachtung
 tröstlich, wie vielen Andern. Auf
 Weise schöpfen viele Trauernde ihren
 us einer Fülle reizender Bilder, in
 sie sich die fortbestehende Gemeinschaft
 rangegangenen und Zurückgebliebenen
 en, und je mehr diese die Seele er-
 um desto mehr müssen alle Schmerzen
 en Tod gestillt werden. Aber dem
 , der zu sehr an die Strenge und
 des Gedankens gewöhnt ist, lassen
 ilder tausend unbeantwortete Fragen
 und verlieren dadurch gar viel von
 östenden Kraft. So stehe ich denn
 t meinem Troste und meiner Hoffnung
 auf dem bescheidenen, aber doch so
 Worte der Schrift: Es ist noch nicht
 en, was wir sein werden, wenn es
 scheinen wird, werden wir ihn sehen,
 ist! und auf dem kräftigen Gebete
 rn: Vater, ich will, daß, wo ich bin,
 ie seien, die du mir gegeben hast.
 sen starken Glauben gestützt, und von
 r Liebe getragen, spreche ich denn
 rzen: Der Herr hat ihn gegeben, der
 des Herrn sei gelobt dafür, daß er
 : gegeben, daß er diesem Kinde ein,
 uch kurzes, doch helles und heiteres,
 on dem Liebeshauche seiner Gnade
 tes Leben verliehen, daß er es so

treu bewacht und geleitet hat, daß sich nun
 dem theuren Andenken nichts Bitteres bei-
 mischt, vielmehr wir bekennen müssen, daß
 wir reichlich gesegnet worden sind durch das
 liebe Kind. Der Herr hat es genommen;
 sein Name sei gelobt, daß er es, wiewohl
 genommen, uns doch auch gelassen hat; daß
 es uns bleibt auch hier in unaussprechlichen
 Erinnerungen ein theures und unvergäng-
 liches Eigenthum.

Doch ich kann mich nicht trennen von
 diesen der Verwesung geweihten Ueberresten
 der lieblichen Gestalt, ohne nun auch noch,
 nachdem ich den Herrn gepriesen, den ge-
 rührtesten Dank meines Herzens auszusprechen,
 vor Allen der theuren Hälste meines Lebens,
 durch welche Gott mir dieses geschenkt, für
 alle mütterliche Liebe und Treue, die sie ihm
 bewiesen von seinem ersten bis zu seinem
 letzten in ihren treuen Armen ausgehauchten
 Athemzuge; und meinen lieben ältern Kindern
 allen für die Liebe, mit der sie diesem jüngsten
 zugethan waren und es ihm erleichterten,
 heiter und froh seinen Weg zu gehen in den
 Schranken der Ordnung und des Gehorsams;
 und allen lieben Freunden, die mit uns sich
 an ihm gefreut und mit uns um ihn gesorgt
 haben, zumal aber euch, liebe Lehrer, die
 ihr es euch zur Freude machtet, an der
 Entwicklung seiner Seele thätigen Antheil
 zu nehmen, und euch, ihr lieben Gespielen
 und Mitschüler, die ihr ihm in kindlicher
 Freundschaft zugethan waret, denen er so
 manche von seinen frohen Stunden verdankte,
 und die ihr auch um ihn trauert, weil ihr
 gern auf dem gemeinschaftlichen Wege noch
 weiter mit ihm fortgegangen wäret; und
 allen Denen Dank, die mir diese Stunde des
 Abschieds schöner und feierlicher gemacht
 haben.

Aber mit dem Danke verbindet sich ja
 immer gern eine Gegengabe; und so nehmet
 denn ihr Alle zum Andenken an diesen mir
 so schmerzlich bedeutenden Augenblick noch eine
 wohlgemeinte Gabe christlicher Ermahnung.
 Meine Gattin und ich, wir haben beide dieses
 Kind herzlich und zärtlich geliebt, und über-
 dies sind Freundlichkeit und Milde der herr-
 schende Ton unsers Hauswesens; und doch
 zieht sich durch unsere Erinnerungen an das
 Leben mit dem geliebten Kinde hie und da
 ein leiser Ton des Vorwurfs hindurch; und
 so glaube ich denn, es geht vielleicht Keiner
 dahin, gegen den diejenigen, die am meisten

mit ihm zu leben hatten, sich, wenn sie sich vor Gott prüfen, vollkommen genügten, wäre auch das anvertraute Leben nur so kurz gewesen, wie dieses. Darum laßt uns doch uns Alle untereinander lieben als solche, die uns bald, und ach! wie bald, könnten entrisen werden. Ich sage das euch Kindern, und glaubt mir, dieser Rath, wenn ihr ihm folgt, wird euch keine unschuldige Freude trüben, aber euch gewiß vor vielen, wenn auch nur kleinen Verschuldungen bewahren. Ich sage es euch Eltern; denn wenn ihr nicht in meinen Fall kommt, werdet ihr euch desto ungetrübter der Frucht dieses Wortes erfreuen. Ich sage es mit meinem besten Danken euch Lehrern; denn wenn ihr auch zu sehr im Großen mit der Jugend zu thun habt, um euch mit der einzelnen besonders in Verhältniß zu setzen, so wird doch immer mehr Alles, was ihr thun müßt, um Ordnung und Gesetz aufrecht zu halten, von dem rechten Geiste heiliger christlicher Liebe durchdrungen sein. Ach ja, laßt uns Alle ein-

ander als solche lieben, die bald voneinander können getrennt werden.

Nun du, Gott, der du die Liebe laß mich auch nicht nur jetzt deiner Liebe mich unterwerfen, nicht nur deiner forschlichen Weisheit mich fügen, sondern deine väterliche Liebe erkennen! Ma auch diese schwere Prüfung zu einem in meinem Berufe, laß für mich und Meinigen den gemeinsamen Schmerz eines neuen Bandes wo möglich noch inniger werden, und ihn meinem ganzen Ha eine neue Auffassung deines Geistes reichen. Gib, daß auch diese schwere ein Segen werde für Alle, die da sind; laß uns Alle immer mehr zu Wahrheit reifen, die, über das Nichtigeliehend, in allem Irdischen und Vergänglichem nur das Ewige sieht und liebt, in deinen Rathschlüssen auch deinen Willen findet und das ewige Leben, zu dem durch den Glauben aus dem Tode gedrungen sind.

Heinrich Steffens,

geboren den 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, studirte auf der Universität zu Kopenhagen besonders Naturgeschichte, 1794 bis 1795 in Hamburg (durch Schiffbruch in die Elbemündung verschlagen), lebte dann nacheinander zu Kiel, Jena, Freiberg, Halle, Hamburg, Lübeck, 1811 Professor in Breslau, 1813 Freiwilliger, 1814 verabschiedet,

1815 Professor der Physik in Breslau, Professor und Geh. Regierungsrath in Göttingen, starb daselbst den 18. Februar 1845. — Philosophische, naturhistorische, belletristische (Christliche Religionsphilosophie; Handbuch der Logik; Novellen; Was ich erlebte, Selbstbiographie; Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden ist).

Die Aristokratie der Geistreichen.

Eine herrschende Richtung unserer Tage, die zwar jederzeit da war, aber sich doch jetzt vorzüglich unter uns in schneidender Eigenthümlichkeit ausgebildet hat, ist die Aristokratie der Geistreichen. Es ist eine Art offener Loge, die sich allenthalben in Deutschland, aber doch vorzüglich in den Hauptstädten des nördlichen, immer gewaltiger ausbildet. Die Mitglieder gehören zu den Gebildeten, ohne Unterschied der Stände, und sie hat sich besonders auf dem Boden der wieder lebendig gewordenen Philosophie, Poesie und Kunst gebildet. Die Philosophen, Dichter und Künstler gehören nicht alle zu dieser Loge, welche eine Art geselliger Bildung, und eine Leichtigkeit, jede Anspielung zu fassen oder wiederzu-

geben, erfordert, die nicht Jedem zu steht; aber viele Gelehrte rechnen es besonderen Ehre, zu den Geistreichen zu werden, welches eine ganz andere Stellung hat, als gelehrt, gründlich, tief, sinnig sein. Ich selbst genieße die Ehre, Mitglied dieser Loge zu sein, und es gar, selbst wenn man mich tabelt, wohnheit geworden, mich den Geistreichen nennen, so daß ich mich fast als einen vom Stuhle zu betrachten versuche. Die Loge schließt also Philosophen, Künstler ein, die übrigen aber sind schwengliche Liebhaber von allem Ruhm, Eblen, Tiefen, Unmuthigen, der aber begeistert für den stehenden dessen Reiner ganz entbehren darf. Ich bin Freimaurerloge, die, glaube ich, als solche

Den Anspruch auf Geistreichigkeit macht, die hier erwähnte sich, wie fast durch Alles, übers dadurch ab, daß in der Loge der Frauen eine Hauptrolle spielen, überhaupt ein gewisses Nach-Denken, Hören, Anempfindeln, eine gewisse Hauptrolle der Frauen und der Mitgliedschaft Loge ist. Sie hat ihre eigenen, oft ihren Gegenstände, gewisse Dichter, geistreiche Gelehrte, die sie bewundern, ausschließlich ihre eigenes Interesse, eigene Sprache, und der vorzüglichste welcher nicht in der Mitte der Loge der mit ihr in Verbindung steht, wird hwerlich zurechtfinden. Es scheint, als sich eine Epoche entwickeln, nach der Hümlichkeit der Deutschen gebildet, der welche in Frankreich unter Ludwig dem hnten entstanden war, und bis zu den opäbisten dauerte, die aber freilich leigroßen und glänzenden Mittelpunkt gehabt, als jene.

wage nicht zu behaupten, daß das iche im eminenten Sinne seltener wäre lichen Deutschlande, als im nördlichen, hntte vielleicht mit größerem Recht das engeleszte behaupten; aber diese Ausg geistreicher Geselligkeit, die fast Manier anie geworden ist, herrscht offenbar im en vor. Sie ist nicht ohne günstigen , sie steigert die Empfänglichkeit für leren Producte der Poesie und Kunst, bereitet den Sinn zum Verständniß Ideen vor, so wie sie entschieden den hat, das Gemeine, Geringe, Flache mehr und mehr auszuschließen. Der Rationalismus ist ihr fremd.

aber an dieser Richtung am meisten An ist, das ist ein gewisser Hochmuth, auf Vorzüge gründet, die leichter zu en sind, als man gewöhnlich glaubt. That ist die Masse dieser Geistreichen, e Massen, gar nichts Besonderes, und as Großartige, in diese Manier hingen, durch ihre gesellige Virtuosität licht, erschien mir nicht selten gering. icht diese Masse bedaure ich, welche leicht , ein leichtes, wandelbares Spiel ge- Verhältnisse, eben so schnell vergeht, e Urtheile, Scherze, Ansichten, einige iederholt, bald alle Kraft verlieren — en vielmehr, welche ein höheres, geistigenthum, in der stillen Einsamkeit ge- auf diesen Markt des Tages bringen.

Es ist eine der traurigsten Erfahrungen, daß bestimmte Richtungen, wenn sie sich ausgebildet haben und eine große Gewalt ausüben, dem Einfluß des Geringern selten entgehen, ja, daß dieses, wenn es nun beschränkend, verzerrend auf das Ganze gewirkt hat, mehr als man glauben sollte, auch auf die Bessern zurückwirkt. So entsteht aus dem, was groß, edel, umsichtig, für jede gediegene Form empfänglich sein sollte, das Beschränkende, vieles Bedeutenbe Ausschließende — und der Hochmuth.

Die achtbare Classe der Handwerker ist in Deutschland mehr, als in Frankreich und England, von dem Umgange mit Gebildeten ausgeschlossen, und es ist begreiflich, daß sich dadurch eine größere Verschiedenheit der Sprache und der Denkweise gebildet hat. In der That haben diese Bürger mehr Recht, sich über den Hochmuth der Gebildeten, als diese über den Stolz des Adels zu beklagen, und kaum können wir uns mit dem Abstand in der Bildung entschuldigen, wenn wir wissen, was die sogenannte gebildete Gesellschaft in ihrer Mitte dulden muß. Diese Sonderung wird auf eine bedenkliche Weise gesteigert durch das Bündniß der Geistreichen, die nur zu geneigt sind, diejenigen auszuschließen, welche eines gewissen Gepräges der herrschenden Manier entbehren; ja die Entschiedenheit des Christenthums, in einer ihrem Geiste fremden Richtung, wird ihnen verhaßt.

N o r w e g e n .

Die Ufer dieses Landes sind an vielen Stellen äußerst gefährlich. Aus der weitesten Ferne entdeckt man das rauhe, wilde Gebirge, starre Felsen ragen in das Meer hinaus und bilden, unter den Wellen verborgen, furchtbare Felsenriffe. Durch das labyrinthische Gewinde solcher Felsen das Schiff zu führen, ist, selbst unter den günstigsten Umständen, nur dem einheimischen, gewandten Seemann möglich; wer aber durch den Ungeßüm des Windes an solches Felsengestade geschlagen wird, sieht dem unvermeidlichen Tode entgegen. An dieser rauhen Gebirgsküste wohnt der norwegische Lootse, kühn, ehrliebend, dessen fast unbegreifliches Geschick Erstaunen erregt, von Kindheit an mit dem Meere bekannt, mit Gefahren spielend. Wenn Meer und Wind mit Gefahr drohen, dann findet man ihn oft viele Meilen

weit von seiner Gebirgsheimath in der wilden See, von Nebel umhüllt, wo die hohen Wellen mit dem kleinen offenen Boote spielen. Hier lauert er, ob Jemand seiner Hülfe bedarf. Wo ein Schiff dem Untergange nahe ist, da hält ihn keine Gefahr zurück. Ein gastfreies Volk erwartet die Verunglückten am Ufer, um sie mit Liebe und Theilnahme zu empfangen. Hier sind keine Medaillen, keine sittenverderbenden Blätter, die, was rein menschlich ist, durch schlechtes Lob verzerren. Der norwegische Lootse ist stolz, — aber auf die Bedeutung seines ganzen Daseins, nicht auf eine einzelne That. Oft sind ihm Vater, Großvater, Urgroßvater auf dem Meere in dem schönsten Geschäft gestorben; er erwartet den nämlichen Tod, nie sucht er ihm zu entgehen. Eine mäßige Laxe ist sein ganzer Lohn. Bewußtlos wächst seine Tugend aus dem gesunden Kern einer ursprünglich edlen Natur. So empfängt der Norwege die Nothleidenden, so wird die gefahrbrohende Härte des Landes durch die edle Natur der Einwohner gemildert. Ich berufe mich auf das einstimmige Zeugniß aller Seefahrer der nördlichen Gewässer. Doch rühmt man vorzüglich die Lootsen der südlichen und östlichen Ufer.

Tiefer in diesem Lande wohnt der norwegische Bauer. Als in früheren Zeiten die kühnen Normannen, Abenteuer suchend, die alte Heimath verließen und im Süden mächtige Länder stifteten, blieben die Vorfahren dieser Bauern, der uralten Sitte getreu, genügsam in den einsamen Thälern des rauhen nördlichen Gebirgs. Die norwegischen fruchtbaren Thäler, Gulbrandsdalen, Sellemarten, Segnedalen, Ringeringe u. a. m. sind daher von einem höchst merkwürdigen Volke bewohnt. Das Getreide, dort von so hohem Werthe, sichert den Wohlstand; getrennt von der verworrenen Welt, pflanzt sich bei ihnen alte Sitte unverändert fort. Seit vielen Jahrhunderten ist die Ruhe in diesen Thälern selten und nur vorübergehend gestört. Das abgeschlossene Dasein hat selbst den Stamm in seltener Reinheit erhalten. Diese einsamen Wohnplätze enthalten Weniges, was die Raubgier herrschsüchtiger Großen reizen könnte; daher ist das Feudalsystem niemals in Norwegen aufgetreten. Schweden hat einen uralten, mächtigen Adel, Dänemark einen zurückgedrängten, Norwegen gar keinen. Ein paar reiche und mächtige adelige Besitzer leben zwar dort; aber einen norwegischen Adel im deut-

lichen Sinne gibt es nicht, vielmehr erhält sich hier noch die älteste germanische Weise, wie sie vor undenklichen Zeiten zu Grunde ging. Die meisten Bauern sind Allodialbesitzer, Freiherrn im echten, uralten germanischen Sinne. Eigentliche Knechte, ursprünglich Unterworfenen und Unfreie, findet man nicht in Norwegen. Wer dienen muß, ist Mitglied eines republikanischen Familienbundes. Die bürgerliche Freiheit, nirgends in allen Verhältnissen reiner, ward seit Jahrhunderten mehr durch die Tugend der Bürger, als durch die Verfassung, mehr durch Sinn, als durch Worte erhalten. Es gibt Bauern in diesen Thälern, die von den alten Königen und Jarlen abstammen, die es wissen und nur unter sich heirathen; aber nur das stolze Bewußtsein einer hohen Abkunft, kein äußerer Glanz, keine brüderlichen Vorzüge sondern sie von den übrigen. Die widerstrebende Natur fordert zur immer fortbauenden rüstigen Thätigkeit auf und unterhält eine tüchtige Gesundheit; die Männer besonders sind schön. Ein Glaube herrscht im ganzen Lande, durch keine Abweichung gestört, durch keine falsche Aufklärung wankend gemacht. Der stolze Freiheitsinn konnte sich hier, wie vielleicht nirgends, mit dem ruhigsten Gehorsam, mit der reinsten Hingebung, mit der unerschütterlichsten Treue verbinden. Der wohlhabende Thalbewohner bildet daher, durch diese Vorzüge gehoben, den echten, wahrhaft vornehmen Adel des Landes, die unversiegbare Quelle einer stets frischen, herrlichen Nationalität. Denn was aus diesem Mittelpunkte hervorquillt, das durchströmt wie ein heller, erquicklicher Lebensstrom alle Verhältnisse.

Das Land ist reich an Producten von mancherlei Art. Unermeßliche Wälder bedecken das Gebirge und bilden mit den schroffen Felsen, den schäumenden Flüssen, den mächtigen Wasserfällen, den hereintretenden Meerbusen, den großen Landseen, den schön grünenden Thälern, besonders im Süden, die reizendsten Gegenden. Die Berge enthalten einen unerschöpflichen Reichtum an Metallen, vorzüglich Eisen und Kupfer, auch Kobalt und Silber, die Meere wimmeln von Fischen. In der ganzen, über zweihundert Meilen langen Westküste, von unzählbaren, nackten felsigen Inseln umgeben, ohne Wälder, einem rauhen, unfruchtbaren Lande, wohnen in zerstreuten Hütten von lahlen Felsen umgeben die Fischer, ein rohes unsauberes Volk, das freilich wenig von der sittlichen und physischen Reinheit zeigt.

die die Bauern so bestimmt auszeichnet. In-
bessen bilden sich aus ihrer Mitte die nor-
wegischen Seeleute, die als die gewandtesten
und kühnsten unter den Engländern bekannt
sind. Der reiche Fischfang hat den Norweger
bis jenseits des Polarkreises hingelockt. Alten
in der Nähe vom Nordcap, fast unter 70 Gra-
den nördlicher Breite, ist bekannt. Schöne
Tannen- und Birkenwälder, lebendig grüne
Wiesen, die herrlichsten Gebirgsformen und
das hineintretende Meer bilden in diesem hohen
Norden eine höchst anmuthige, ein paar Mo-
nate hindurch Tag und Nacht von der Sonne
beleuchtete Gegend, die von allen Reisenden,
von Eiskübelbrand, Buch, selbst von dem
Italiener Acerbi bewundert wird. Reiset man
gegen Osten, so findet man in gleicher Breite
die Südspitze von Nowaja Semlja, wo ein-
zelne Samojeden unter ewigem Eise haufen,
gegen Westen aber die furchtbare, unzugäng-
liche, von Eiskübeln eingeschlossene Ostküste
von Grönland, die kein Europäer sah. Und
so drängt sich eine liebliche, europäische Bege-
tation in die Polarkreise hinein; der erstarrte
Nordpol zieht seine tödtende Winterdecke zu-
rück, indeß seine ewigen Eispaläste sich rechts
und links erheben. Ueberhaupt ist die Witter-
ung in Norwegen durch sein langes, gegen
das westliche Meer abfallendes Gebirge für
seine nördliche Lage äußerst gelind. Die
Handelsstädte sind wohlhabend; in vielen
findet man einen überraschenden Luxus. Aber

selbst die norwegischen Kaufherren, die mit
ganz Europa in Verbindung stehen, die an
der allgemeinen Ausbildung und Verbildung
Theil nehmen, haben im Lande die volle
Freimüthigkeit, die tüchtige zuversichtliche Weise
behalten. Denn der Norwege überhaupt tritt
fest und männhaft auf, ist höchst lebhaft, be-
stimmt in seinen Urtheilen, mit einem klaren,
leichtfassenden, schnelltreffenden Verstande, treu-
herzig und leutselig, wie alle Menschen, die
eines sicheren, inneren Besitzes gewiß sind.
Sie sind im ganzen Norden berühmt durch
eine heitere sorglose Freigebigkeit, durch eine
freundliche Gastfreiheit, die Alles unbefangen
gibt und nichts fordert, sondern einen Jeden
seiner Natur, seiner Weise nach gewähren
läßt. Selbst der Beamte, der in Kopenhagen
seine letzte Ausbildung erhielt, nahm seine
tüchtige Natur meist unverändert in die freie
Heimath zurück. Noch hat kein Fremder dieses
Land gastlich betreten, dem nicht Land und
Meer und Volk als ein tüchtiges Erzeugniß
einer innerlich gesunden Natur, voller Kraft und
Milde entgegentrat. Wer aus der verworrenen,
verwickelten Gährung in Europa hier hin-
kommt, dem ist es, als wehte ihm die frische
Luft eines einfachen, herrlichen Lebens er-
quickend entgegen, als sähe er den klaren
Lebensstrom aus dem tiefen Born eines frühern,
längst verwirkten Daseins rein und kühl her-
vorquellen. Man könnte die Norweger die
Braminen Germaniens nennen.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel,

geboren den 27. August 1770 zu Stuttgart, stu-
dirte in Tübingen, ward Hauslehrer in Bern, dann
in Frankfurt am Main, 1801 Privatdocent in Jena,
1805 außerordentlicher Professor, 1806 Zeitungs-

redacteur in Bamberg, 1808 Rector in Nürnberg,
1816 Professor in Heidelberg, 1818 Professor in
Berlin, starb daselbst den 14. November 1831. —
Philosophische Schriften; Schulreden.

**Ueber den Werth und die Nothwendig-
keit des Studiums der griechischen und
römischen Sprache und Literatur auf
Gymnasien.**

Der Geist und Zweck unserer Anstalt ist
die Vorbereitung zum gelehrten
Studium, und zwar eine Vorbereitung,
welche auf den Grund der Griechen

und Römer erbaut ist. Seit einigen
Jahrtausenden ist dies der Boden, auf
dem alle Cultur gestanden hat, aus dem
sie hervorgespßt, und mit dem sie in
beständigem Zusammenhange gewesen ist.
Wie die natürlichen Organisationen, Pflanzen
und Thiere, sich der Schwere entwinden, aber
dieses Element ihres Wesens nicht verlassen
können, so ist alle Kunst und Wissenschaft
jenem Boden entwachsen; und obgleich auch

in sich selbständig geworden, hat sie sich von der Erinnerung jener älteren Bildung nicht befreit. Wie Antäus seine Kräfte durch die Berührung der mütterlichen Erde erneuerte, so hat jeder neue Aufschwung und Befruchtung der Wissenschaft und Bildung sich aus der Rückkehr zum Alterthum an's Licht gehoben.

So wichtig aber die Erhaltung dieses Bodens ist, so wesentlich ist die Abänderung des Verhältnisses, in welchem er ehemals gestanden hat. Wenn die Einsicht in das Ungenügende, Nachtheilige alter Grundsätze und Einrichtungen überhaupt, und damit der mit ihnen verbundenen vorigen Bildungszwecke und Bildungsmittel eintritt, so ist der Gedanke, der sich zunächst auf der Oberfläche darbietet, die gänzliche Beseitigung und Abschaffung derselben. Aber die Weisheit der Regierung, erhaben über diese leichtscheinende Hülfe, erfüllt auf die wahrhafteste Art das Bedürfnis der Zeit dadurch, daß sie das Alte in ein neues Verhältniß zu dem Ganzen setzt und dadurch das Wesentliche desselben eben so sehr erhält, als sie es verändert und erneuert.

Ich brauche nur mit wenigen Worten an die bekannte Stellung zu erinnern, welche das Erlernen der lateinischen Sprache ehemals hatte: daß dasselbe nicht sowohl für ein Moment des gelehrten Studiums galt, sondern den wesentlichsten Theil desselben ausmachte und das einzige höhere Bildungsmittel war, welches demjenigen dargeboten wurde, der nicht bei dem allgemeinen, ganz elementarischen Unterrichte stehen bleiben wollte; daß für die Erwerbung anderer Kenntnisse, welche für's bürgerliche Leben nützlich, oder an und für sich von Werth sind, kaum ausdrückliche Anstalten gemacht waren, sondern es im Ganzen der Gelegenheit der Erlernung jener Sprache überlassen war, ob etwas und wieviel dabei von ihnen anfiel; daß jene Kenntnisse zum Theil für eine besondere Kunst, nicht zugleich für ein Bildungsmittel galten und größtentheils in jene Schale gehüllt waren.

Die allgemeine Stimme erhob sich gegen jenes unselig gewordene Lateinlernen; es erhob sich das Gefühl vornehmlich, daß ein Volk nicht als gebildet angesehen werden kann, welches nicht alle Schätze der Wissenschaft in seiner eigenen Sprache ausdrücken und sich in ihr mit jedem Inhalt frei bewe-

gen kann. Diese Innigkeit, mit welcher eigene Sprache uns angehört, Kenntnissen, die wir nur in einer besitzen; sie sind durch eine Scheiden uns getrennt, welche sie dem Gewahrhaft einheimisch sein läßt.

Dieser Gesichtspunkt, die fehlerhaften zum durchgängigen Mechanismus tendenden Methoden, die verabsäumte Erwerbung vieler wichtiger Sachkenntnisse und Fertigkeiten, hat nach und nach den Anspruch der lateinischen Sprache von ihr als Hauptwissenschaft zu gelassen von ihrer lange behaupteten Würde meines und fast ausschließendes Mittel zu sein, abgesetzt. Sie hat als Zweck betrachtet zu werden, und geistige Beschäftigung hat dagegen so vielen Sachen, und darunter alltägliche, Dinge, die keinen Bildungstoff an sich haben, über sich mächtig werden müssen. Ohne in diese Gegensätze und weitere Bestimmungen, ihre Uebersetzung oder äußerliche Collisionen einzugehen, es hier, uns des weisen Verhältnisses freuen, das unsere allerhöchste Regierung festgesetzt hat.

Erstlich hat dieselbe durch die Besserung der deutschen Volksschulen die allgemeine Bürgerbildung erhalten, es werden dadurch Allen die Mittel gegeben, das ihnen als Menschen Wesentliche ihres Standes Nützliche zu erlernen; das Bessere bisher entbehrten, wird hierdurch gewährt; denen aber, die ein Besseres als den ungenügenden allgemeinen Unterricht zu erhalten, nur zu dem besten Bildungsmittel greifen konnten, ist das Bessere entbehrlicher gemacht und durch maßigere Kenntnisse und Fertigkeiten ersetzt.

Zweitens hat das Studium der Wissenschaften und die Erwerbung höherer, und nützlicher Fertigkeiten, in ihrer Abhängigkeit von der alten Litteratur in einer eigenen Schwesteranstalt erhalten und ein selbständiges Mittel bekommen.

Drittens endlich ist das alte Latein Studium erhalten. Es steht theils wie vor, als höheres Bildungsmittel offen; theils aber ist es zur gründlichen Befestigung des gelehrten Studiums befestigt. Indem dasselbe nun neben jene Wissenschaften und wissenschaftliche Weisen tritt, ist es seiner Ausschließlichkeit beraubt.

worden und kann den Haß gegen seine vorherigen Anmaßungen getilgt haben. So auf die Seite getreten, hat es um so mehr als Recht zu fordern, daß es in seiner Abseidung frei gewähren dürfe und von fremdthigen, störenden Einmischungen ferner beunruhigt bleibe.

Durch diese Ausscheidung und Einschränkung hat es seine wahrhafte Stellung und die Möglichkeit erhalten, sich um so freier und vollständiger ausbilden zu können. Das höchste Kennzeichen der Freiheit und Stärke einer Organisation besteht darin, wenn die verschiedenen Momente, die sie enthält, sich nicht vertiefen und zu vollständigen Systemen machen, ohne Reib und Furcht nebeneinander ihr Werk treiben und es sich treiben lassen, und daß alle nur wieder Theile eines großen Ganzen sind. Nur was sich abgehebert in seinem Princip vollkommen macht, wird ein consequentes Ganzes; d. h. es wird etwas; es gewinnt Tiefe und die kräftige Möglichkeit der Vielseitigkeit. Die Besorgniß und Aengstlichkeit über Einseitigkeit pflegt zu häufig der Schwäche anzugehören, die nur der vielseitigen inconsequenten Oberflächlichkeit big ist.

Wenn nun das Studium der alten Sprachen, wie vorher, die Grundlage der gelehrten Bildung bleibt, so ist es auch in dieser Einschränkung sehr in Anspruch genommen worden. Es scheint eine gerechte Forderung sein, daß die Cultur, Kunst und Wissenschaft eines Volkes auf ihre eigenen Beine stehen komme. Dürfen wir von der Bildung der neueren Welt, unserer Aufklärung und den Fortschritten aller Künste und Wissenschaften nicht glauben, daß sie die griechischen und römischen Kinderschuhe vertreten, ihrem alten Gängelbände entwachsen, auf eigenem Grund und Boden fußen können? In den Werken der Alten möchte immer ihr höher oder geringer angeschlagener Werth liegen, aber sie hätten in die Reihe von innerungen, gelehrter mäßiger Merkwürdigkeiten, unter das bloße Geschichtliche zuzutreten, das man aufnehmen könnte oder nicht, das aber nicht schlechthin für eine höhere Geistesbildung Grundlage und Anfang ausmachen müßte.

Lassen wir es aber gelten, daß überhaupt in Vortrefflichen auszugehen ist, so hat für das höhere Studium die Literatur der Griechen vornehmlich, und dann die der Römer,

die Grundlage zu sein und zu bleiben. Die Vollendung und Herrlichkeit dieser Meisterwerke muß das geistige Bad, die profane Taufe sein, welche der Seele den ersten und unverlierbaren Ton und Tinctur für Geschmack und Wissenschaft gebe. Und zu dieser Einweihung ist nicht eine allgemeine, äußere Bekanntschaft mit den Alten hinreichend; sondern wir müssen uns ihnen in Kost und Wohnung geben, um ihre Lust, ihre Vorstellungen, ihre Sitten, selbst, wenn man will, ihre Irrthümer und Vorurtheile einzusaugen, und in dieser Welt einheimisch zu werden, der schönsten, die gewesen ist. Wenn das erste Paradies das Paradies der Menschennatur war, so ist dies das zweite, das höhere, das Paradies des Menschengeistes, der in seiner schönern Natürlichkeit, Freiheit, Tiefe und Heiterkeit, wie die Braut aus ihrer Kammer, hervortritt. Die erste wilde Pracht seines Aufgangs im Morgenlande ist durch die Herrlichkeit der Form umschrieben und zur Schönheit gemildert; er hat seine Tiefe nicht mehr in der Verworrenheit, Trübseligkeit oder Aufgeblasenheit, sondern sie liegt in unbefangener Klarheit offen; seine Heiterkeit ist nicht ein kindisches Spielen, sondern über die Wehmuth hergebreitet, welche die Härte des Schicksals kennt, aber durch sie nicht aus der Freiheit über sie und aus dem Maße getrieben wird. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß, wer die Werke der Alten nicht gekannt hat, gelebt hat, ohne die Schönheit zu kennen.

In einem solchen Elemente nun, in dem wir uns einhausen, geschieht es nicht nur, daß alle Kräfte der Seele angeregt, entwickelt und geübt werden, sondern dasselbe ist ein eigenthümlicher Stoff, durch welchen wir uns bereichern und unsere bessere Substanz bereiten.

Es ist gesagt worden, daß die Geistes-thätigkeit an jedem Stoffe geübt werden könne, und als zweckmäßigster erschienen theils äußerlich nützliche, theils die sinnlichen Gegenstände, die dem jugendlichen oder kindlichen Alter am angemessensten seien, indem sie dem Kreise und der Art des Vorstellens angehören, welche dies Alter schon an und für sich selbst habe.

Wenn vielleicht, vielleicht auch nicht, das Formelle von der Materie, das Ueben selbst von dem gegenständlichen Kreise, an dem es geschehen soll, so trennbar und gleichgültig

dagegen sein könnte, so ist es jedoch nicht um das Ueben allein zu thun. Wie die Pflanze die Kräfte ihrer Reproduction an Licht und Luft nicht nur übt, sondern in diesem Prozesse zugleich ihre Nahrung einsaugt: so muß der Stoff, an dem sich der Verstand und das Vermögen der Seele überhaupt entwickelt und übt, zugleich eine Nahrung sein. Nicht jener sogenannte nützliche Stoff, jene sinnliche Materiatur, wie sie unmittelbar in die Vorstellungsweise des Kindes fällt, nur der geistige Inhalt, welcher Werth und Interesse in und für sich selbst hat, stärkt die Seele und verschafft dieser unabhängigen Halt: diese substantielle Innerlichkeit, welche die Mutter von Fassung, von Besonnenheit, von Gegenwart und Wachen des Geistes ist; er erzeugt die an ihm groß gezogene Seele zu einem Kern von selbständigem Werthe, von absolutem Zwecke, der erst die Grundlage von Brauchbarkeit zu Allem ausmacht, und den es wichtig ist in allen Ständen zu pflanzen. Haben wir nicht in neuern Zeiten sogar Staaten selbst, welche solchen innern Hintergrund in der Seele ihrer Angehörigen zu erhalten und auszubauen vernachlässigten und verachteten, sie auf die bloße Nützlichkeit und auf das Geistige nur als auf ein Mittel richteten, in Gefahren haltungslos dastehen und in der Mitte ihrer vielen nützlichen Mittel zusammenstürzen sehen?

Den edelsten Nahrungsstoff nun und in der edelsten Form, die goldenen Äpfel in silbernen Schalen, enthalten jene Werke der Alten, und unvergleichbar mehr als jede andern Werke irgend einer Zeit und Nation. Ich brauche an die Großheit ihrer Gesinnungen, an ihre plastische, von moralischer Zweideutigkeit freie Tugend und Vaterlandsliebe, an den großen Styl ihrer Thaten und Charaktere, das Mannigfaltige ihrer Schicksale, ihrer Sitten und Verfassungen nur zu erinnern, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in dem Umfange keiner Bildung so viel Vortreffliches, Bewundernswürdiges, Originelles, Vielseitiges und Lehrreiches vereinigt war.

Dieser Reichthum aber ist an die Sprache gebunden, und nur durch und in dieser erreichen wir ihn in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Den Inhalt geben uns etwa Uebersetzungen, aber nicht die Form, nicht die ätherische Seele desselben. Sie gleichen den nachgemachten Rosen, die an Gestalt, Farbe, etwa auch Wohlgeruch, den natürlichen äh-

lich sein können; aber die Lieblichkeit und Weichheit des Lebens erreichen nicht. Oder die sonstige Zierlichkeit der Copie gehört nur dieser an, ein Contrast zwischen dem Inhalte nicht mit ihm erwachsenen Form zu machen. Die Sprache ist das musikalische Element der Innigkeit, das Uebertragung verschwindet; der Mensch durch den die Sympathie der Seele genießen gibt, aber ohne den ein Alter nur schmeckt wie Rheinwein, duftet.

Dieser Umstand legt uns die harte Nothwendigkeit auf, die Sprachen gründlich zu studiren und sie uns zu machen, um ihre Werke in dem Umfange aller ihrer Seiten und zu genießen zu können. Wenn wir uns Mühe, die wir hierzu anwenden nicht schweren wollten und es fürchten dauern könnten, die Erwerbung anderer Kenntnisse und Fertigkeiten darüber zurücklassen, so hätten wir das Schicksal, das uns in unserer eigenen nicht diesen Kreis classischer Werke Theil werden lassen, die uns die Reise zu dem Alterthum entbehrlich und den Ersatz für dasselbe gewähren.

Nachdem ich von dem Stoffe gesprochen, führt dieser Wunsch zu einigen Worten über das Formelle, das in ihrer Natur liegt.

Das Fortschreiten der Bildung ist nicht als das ruhige Fortsetzen einzusehen, an deren frühere Glieder folgenden zwar mit Rücksicht auf würden, aber aus eigener Materie, daß diese weitere Arbeit gegen die richtet wäre; sondern die Bildung hat den frühern Stoff und Gegenstand behalten, den sie verändert formirt. Es ist nöthig, daß wir die Welt des Alterthums erwerben, so sie zu besitzen, als noch mehr, um haben, das wir verarbeiten. — Um Gegenstände zu werden, muß die Stanz der Natur und des Geistes über getreten sein, sie muß die etwas Fremdartigen erhalten haben glücklich der, dem seine unmittelbar Gefühle entfremdet wird; denn nichts anderes, als daß die individuell die das Gemüth und den Gedan-

n Leben befreunden, Glauben, Liebe trauen, ihm zerrissen werden! — Für Fremdung, welche Bedingung der theoretischen Bildung ist, fordert diese nicht diesen Schmerz, nicht das Leiden des Herzens, sondern den leichtern Schmerz und Anstrengung der Vorstellung, sich mit einem mittelbaren, einem Fremdartigen, mit der Erinnerung, dem Gedächtnisse und seinen Angehörigen zu beschäftigen. —

Die Trennung aber ist so eingerichtet, daß sie sich als ein allgemeiner innerer Trieb in uns äußert. Dasjenige, das Ferne führt das anziehende mit sich, das uns zur Beschäftigung rührt, und das Begehren steht im umgekehrten Verhältnisse mit dem, in der es steht und gemein mit dem. Die Jugend stellt es sich als ein Inneres, aus dem Einheimischen wegzugehen, und mit Robinson eine ferne Insel zu gewinnen. Es ist eine nothwendige Täuschung, die sie zuerst in der Gestalt der Trennung suchen zu müssen; aber die Tiefe, die sie erlangen, kann nur durch die Trennung gemessen werden, in die wir von dem Mittelpunkte hinwegflohen, in welchen wir zuerst versenkt befanden, und dem wir zustreben.

Dieser Centrifugal-Trieb der Seele sucht nun überhaupt die Nothwendigkeit der Scheidung, die sie von ihrem natürlichen Wesen und Zustande sucht, ihr selbst ein Inneres und eine ferne, fremde Welt in sich zu setzen, den Geist hineinstellen zu müssen. Hinderniß aber, wodurch diese Trennung in der Bildung, wovon hier die Rede ist, festgestellt wird, ist Welt und Sprache; aber sie, die uns von uns trennt, ist zugleich alle Anfangspunkte und Fäden, die uns zu uns selbst, der Befreundung und des Wiederfindens unserer selbst, weiter nach dem wahrhaften allgemeinen Geiste.

Wir diese allgemeine Nothwendigkeit, die Welt der Vorstellung so sehr als eine solche umfaßt, auf die Erde der Leptern anwenden, so erhellt von selbst die mechanische Seite davon mehr, als ein nothwendiges Uebel ist. Denn mechanisch ist das dem Geiste Fremde, das es Interesse hat, das in ihn hineinzuverbaute zu verbauen, das in ihm losse zu verständigen und zu seinem

Eigenthume zu machen. Mit diesem mechanischen Momente der Spracherlernung verbindet sich ohnehin sogleich das grammatische Studium, dessen Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann: denn es macht den Anfang der logischen Bildung aus; — eine Seite, die ich noch zuletzt berühre, weil sie beinahe in Vergessenheit gekommen zu sein scheint. Die Grammatik hat nämlich die Kategorien, die eigenthümlichen Erzeugnisse und Bestimmungen des Verstandes zu ihrem Inhalte; in ihr fängt also der Verstand selbst an, gelernt zu werden. Diese geistigsten Wesenheiten, mit denen sie uns zuerst bekannt macht, sind etwas höchst Faßliches für die Jugend, und wohl nichts Geistiges faßlicher als sie: denn die noch nicht umfassende Kraft dieses Alters vermag das Reichthum in seiner Mannigfaltigkeit nicht aufzunehmen; jene Abstractionen aber sind das ganz Einfache. Sie sind gleichsam die einzelnen Buchstaben, und zwar die Vocale des Geistigen, mit denen wir anfangen, um es buchstabiren und dann lesen zu lernen. Als dann trägt die Grammatik sie auch auf eine diesem Alter angemessene Art vor, indem sie dieselben durch äußerliche Hülfsmerkmale, welche die Sprache meist selbst enthält, unterscheiden lehrt; um etwas besser, als Jedermann roth und blau unterscheiden kann, ohne die Definitionen dieser Farben nach der newtonischen Hypothese oder einer sonstigen Theorie angeben zu können, reicht jene Kenntniß vorerst hin, und es ist höchst wichtig, auf diese Unterschiede aufmerksam gemacht worden zu sein. Denn wenn die Verstandesbestimmungen, weil wir verständige Wesen sind, in uns sind, und wir dieselben unmittelbar verstehen; so besteht die erste Bildung darin, sie zu haben, d. h. sie zum Gegenstande des Bewußtseins gemacht zu haben und sie durch Merkmale unterscheiden zu können.

Indem wir durch die grammatische Terminologie uns in Abstractionen bewegen lernen, und dies Studium als die elementare Philosophie anzusehen ist; so wird es wesentlich nicht bloß als Mittel, sondern als Zweck — sowohl bei dem lateinischen als bei dem deutschen Sprachunterricht — betrachtet. Der allgemeine oberflächliche Leichtsinne, den zu vertreiben der ganze Ernst und die Gewalt der Erschütterungen, die wir erlebt, erforderlich war, hatte, wie im Uebrigen, so bekanntlich auch hier das Verhältniß von Mittel

und Zweck verkehrt und das materielle Wissen einer Sprache höher, als ihre verständige Seite, geachtet. — Das grammatische Erlernen einer alten Sprache hat zugleich den Vortheil, anhaltende und unausgesetzte Vernunftthätigkeit sein zu müssen, indem hier nicht, wie bei der Muttersprache, die unreflectirte Gewohnheit die richtige Wortfügung herbeigeführt, sondern es nothwendig ist, den durch den Verstand bestimmten Werth der Redetheile vor Augen zu nehmen und die Regel zu ihrer Verbindung zu Hülfe zu rufen. Somit aber findet ein beständiges Subsummiren des Besondern unter das Allgemeine und Besonde-

rung des Allgemeinen Statt, als wenn die Form der Vernunftthätigkeit bestünde. Das strenge grammatische Studium sich also als eines der allgemeinsten und besten Bildungsmittel.

Dies zusammen, das Studium der Sprache in ihrer eigenthümlichen Sprache und das grammatische Studium, macht die Grundlage des Princips aus, welches unsere Anstalt charakterisirt. Dieses ist ein sehr Gut, so reich es schon an sich selbst ist, greift darum nicht den ganzen Umfang der Kenntnisse, in welche unsere vorbereitende Anstalt einführt.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling,

geboren den 27. Januar 1775 zu Leonberg in Württemberg, studirte in Tübingen, Leipzig und Jena, 1798 außerordentlicher, 1803 ordentlicher Professor der Philosophie in Jena, 1803 nach Würzburg berufen, 1807 Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, 1808 General-

secretär der Akademie und geadelt, 1827 Gehalt und Professor der Philosophie zu München, 1841 Geh. Oberregierungsath und Professor in Berlin gestorben den 20. August 1854 zu Regensburg. — Philosophische Schriften (Identitätslehre), Reden u. s. w.

Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur.

Die Natur tritt uns überall zuerst in mehr oder weniger harter Form und Verslossenheit entgegen. Sie ist wie die ernsthafte und stille Schönheit, die nicht durch schreiende Zeichen die Aufmerksamkeit reizt, nicht das gemeine Auge anzieht. Wie können wir jene scheinbar harte Form geistig gleichsam schmelzen, daß die lautere Kraft der Dinge mit der Kraft unsers Geistes zusammenfließt und aus beiden nur Ein Guß wird? Wir müssen über die Form hinausgehen, um sie selbst verständlich, lebendig und als wahrhaft empfundene wiederzugewinnen. Betrachtet die schönsten Formen; was bleibt übrig, wenn ihr das wirkende Princip aus ihnen hinweggedacht habt? Nichts, als lauter unwesentliche Eigenschaften, dergleichen Ausdehnung und räumliches Verhältniß sind. Daß ein Theil der Materie neben und außer dem andern ist, trägt dies irgend etwas zu seiner innern Wesenheit bei, oder trägt es vielmehr gar nichts bei? Offenbar das letzte. Nicht das Nebeneinandersein macht die Form, sondern die Art desselben; diese aber kann nur durch eine positive, dem

Auseinander vielmehr entgegenwirkende Kraft bestimmt sein, welche die Mannigfaltigkeit der Theile der Einheit eines Begriffs unterwirft von der Kraft an, die im Krystall wirkt, bis zu der, welche wie ein sanfter magnetischer Strom in menschlichen Bildungen den Theilen der Materie eine solche Stellung und Lage unter einander gibt, durch welche der Begriff die wesentliche Einheit und Schönheit fassen werden kann.

Aber nicht bloß als thätiges Princip überhaupt, als Geist und werththätige Wissenschaft muß uns das Wesen in der Form erscheinen, damit wir es lebendig fassen. Kann doch die Einheit nur geistiger Art und Abkunft sein und wohin trachtet alle Erforschung der Natur, wenn nicht dahin, selbst Wissenschaft in der Natur zu finden? Denn das, worin kein Verstand wäre, könnte auch nicht Vorwurf des Verstandes sein, das Erkenntnißlose selbst nicht erkannt werden. Die Wissenschaft, durch welche die Natur wirkt, ist freilich keine der menschlichen gleiche, die mit der Reflexion ihrer That verknüpft wäre; in ihr ist der Begriff nicht von der That, noch der Entwurf von der Ausführung verschieden. Darum trachtet die rohe Materie gleichsam blind nach regelmäßiger Gestalt und nimmt unwissend rein formale

Formen an, die doch wohl dem Begriff angehören und etwas Geistiges im Materiellen. Den Gestirnen erhabene Zahl und Meßkunst lebendig vor, die sie ohne einen Begriff derselben in ihren Bewegungen ausüben. Deutlich, obwohl ihnen selbst unsäglich, erscheint lebendige Erkenntniß in den Thieren, welche darum, wandeln sie gleich besinnungslos hin, unzählige Wirkungen vollbringen sehen, viel herrlicher sind, als sie selbst: den Vogel, der von Musik berauscht in seelenvollen Tönen sich selbst übertrifft, das kleine kunstvolle Geschöpf, das ohne Uebung und Unterleichte Werke der Architektur vollbringt, aber geleitet von einem übermächtigen Geist, der schon in einzelnen Blitzen von Erkenntniß leuchtet, aber noch nirgends als die Sonne, wie im Menschen, hervortritt. Diese werththätige Wissenschaft ist in Natur und Kunst das Band zwischen Begriff und Thier, zwischen Leib und Seele. Jedem Ding ein ewiger Begriff vor, der in dem unendlichen Verstande entworfen ist; aber wohin geht dieser Begriff in die Wirklichkeit die Verkörperung über? Allein durch die schaffende Wissenschaft, welche mit dem unendlichen Verstande ebenso nothwendig verbunden ist, wie in dem Künstler das Wesen, welches die Idee unsinnlicher Schönheit faßt, dem, welches sie versinnlicht darstellt. Ist nicht jener Künstler glücklich zu nennen und vor Lobenswerth, dem die Götter diesen schaffenden Geist verliehen haben, so wird das Kunstwerk in dem Maße trefflich erscheinen, welchem es uns diese unverfälschte Kraft Schöpfung und Wirklichkeit der Natur in einem Umriss zeigt.

Schon längst ist eingesehen worden, daß in Kunst nicht Alles mit dem Bewußtsein eingerichtet wird, daß mit der bewußten Thätigkeit eine bewußtlose Kraft sich verbinden, und daß die vollkommene Einigkeit und wechselseitige Durchbringung dieser beiden das Beste der Kunst erzeugt. Werke, denen dieses bewußtloser Wissenschaft fehlt, werden den fühlbaren Mangel an selbstständigem, dem Hervorbringenden unabhängigem Geist erkannt, da im Gegentheil, wo diese, die Kunst ihrem Werk mit der höchsten Reife des Verstandes zugleich jene unergründliche Realität ertheilt, durch die es einem Kunstwerk ähnlich erscheint.

Die Lage des Künstlers gegen die Natur

sollte oft durch den Ausdruck klar gemacht werden, daß die Kunst, um dies zu sein, sich erst von der Natur entfernen müsse und nur in der letzten Vollendung zu ihr zurückkehre. Der wahre Sinn desselben scheint uns kein anderer sein zu können, als folgender: In allen Naturwesen zeigt sich der lebendige Begriff nur blind wirksam; wäre er es auf dieselbe Weise im Künstler, so würde er sich von der Natur überhaupt nicht unterscheiden. Wollte er sich aber mit Bewußtsein dem Wirklichen ganz unterordnen und das Vorhandene mit knechtischer Treue wiedergeben, so würde er wohl Larven hervorbringen, aber keine Kunstwerke. Er muß sich also vom Product oder vom Geschöpf entfernen, aber nur um sich zu der schaffenden Kraft zu erheben und diese geistig zu ergreifen. Hierdurch schwingt er sich in das Reich reiner Begriffe; er verläßt das Geschöpf, um es mit tausendfältigem Wucher wiederzugewinnen und in diesem Sinne allerdings zur Natur zurückzukehren. Jenem im Innern der Dinge wirksamen, durch Form und Gestalt nur wie durch Sinnbilder redenden Naturgeist soll der Künstler allerdings nachhaken, und nur insofern er diesen lebendig nachahmend ergreift, hat er selbst etwas Wahrhaftes erschaffen. Denn Werke, die aus einer Zusammensetzung auch übrigens schöner Formen entstünden, wären doch ohne alle Schönheit, indem das, wodurch nun eigentlich das Werk oder das Ganze schön ist, nicht mehr Form sein kann. Es ist über die Form, ist Wesen, Allgemeines, ist Bild und Ausdruck des inwohnenden Naturgeistes.

Raum zweifelhaft kann es nun sein, was von dem so durchgängig geforderten und sogenannten Idealisiren der Natur in der Kunst zu halten sei. Diese Forderung scheint aus einer Denkart zu entspringen, nach welcher nicht die Wahrheit, Schöne, Güte, sondern das Gegentheil von dem Allen das Wirkliche ist. Wäre das Wirkliche der Wahrheit und Schönheit in der That entgegengesetzt, so müßte es der Künstler nicht erheben oder idealisiren, er müßte es aufheben und vernichten, um etwas Wahres und Schönes zu erschaffen. Wie sollte aber etwas außer dem Wahren wirklich sein können, und was ist Schönheit, wenn sie nicht das volle, mangellose Sein ist? Welche höhere Absicht könnte demnach auch die Kunst haben, als das in der Natur in der That Seiende darzustellen?

Oder wie sich vornehmen, die sogenannte wirkliche Natur zu übertreffen, da sie doch stets unter dieser zurückbleiben müßte? Denn gibt sie etwa ihren Werken das sinnlich-wirkliche Leben? Diese Bildsäule athmet nicht, wird von keinem Pulsschlag bewegt, von keinem Blute erwärmt. Beides aber, jenes angebliche Uebertreffen und dieses scheinbare Zurückbleiben, zeigt sich als Folge eines und desselben Principes, sobald wir nur die Absicht der Kunst in die Darstellung des wahrhaft Seienden setzen. Nur auf der Oberfläche sind ihre Werke scheinbar belebt, in der Natur scheint das Leben tiefer zu dringen und sich ganz mit dem Stoff zu vermählen. Belehrt uns aber nicht von der Unwesentlichkeit dieser Verbindung und daß sie keine innige Verschmelzung sei, der beständige Wechsel der Materie und das allgemeine Loos endlicher Auflösung? Die Kunst stellt also in der bloß oberflächlichen Belebung ihrer Werke in der That nur das Nichtseiende als nichtseiend dar. Wie kommt es, daß jedem einigermaßen gebildeten Sinn die bis zur Täuschung getriebenen Nachahmungen des sogenannt Wirklichen als im höchsten Grade unwahr erscheinen, ja den Eindruck von Gespenstern machen, indeß ein Werk, in dem der Begriff herrschend ist, ihn mit der vollen Kraft der Wahrheit ergreift, ja ihn erst in die echt wirkliche Welt versetzt? Woher kommt es, wenn nicht aus dem mehr oder weniger dunkeln Gefühl, welches ihm sagt, daß der Begriff das allein Lebendige in den Dingen ist, alles Andere aber wesenlos und eitler Schatten? Aus demselben Grundsatz erklären sich alle entgegengesetzten Fälle, welche als Beispiele der Uebertreffung der Natur durch die Kunst angeführt werden. Wenn sie den schnellen Lauf menschlicher Jahre anhält, wenn sie die Kraft entwickelter Männlichkeit mit dem sanften Reiz früher Jugend verbindet, oder eine Mutter erwachsener Söhne und Töchter in dem vollen Bestand kräftiger Schönheit zeigt, — was thut sie anders, als daß sie aufhebt, was unwesentlich ist, die Zeit? Hat nach der Bemerkung des trefflichen Kenners ein jedes Gewächs der Natur nur Einen Augenblick der wahren, vollendeten Schönheit, so dürfen wir sagen, daß es auch nur Einen Augenblick des vollen Daseins habe. In diesem Augenblick ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist; außer diesem kommt ihm nur ein Werden und ein Vergehen zu. Die Kunst, indem sie das

Wesen in jenem Augenblicke darstellt, he-
 aus der Zeit heraus: sie läßt es in seinem
 reinen Sein, in der Ewigkeit seines Lebens
 erscheinen.

Nachdem einmal aus der Form alles Positive und Wesentliche hinweggedacht war, so mußte sie als beschränkend und gleichsam feindselig gegen das Wesen erscheinen, und dieselbe Theorie, welche das falsch und unkräftig Idealische hervorgerufen hatte, nothwendig zugleich auf das Formlose in der Kunst hinwirken. Allerdings mußte die Form beschränkend für das Wesen sein, wäre sie unabhängig von ihm vorhanden. Ist sie aber mit und durch das Wesen, wie könnte sich dieses beschränkt fühlen durch das, was es selbst erschafft? Wohl möchte ihm Gewalt geschehen durch die Form, die ihm aufgedrungen würde, nimmer aber durch die, welche aus ihm selbst fließt. Vielmehr muß es in dieser befriedigt ruhen und sein Dasein als ein selbstständiges, in sich abgeschlossenes empfinden. Die Bestimmtheit der Form ist in der Natur nie eine Verneinung, sondern stets eine Bejahung. Gemeinhin denkst du dir die Gestalt eines Körpers als eine Einschränkung, welche er leidet; sähest du aber die schaffende Kraft an, so würde sie dir einleuchten als ein Maß, das diese sich selbst auferlegt und in dem sie als eine wahrhaft sinnige Kraft erscheint. Denn überall wird das Vermögen eigener Maßgebung als eine Trefflichkeit, ja als eine der höchsten angesehen. Auf ähnliche Weise betrachten die Meisten das Einzelne verneinend, nämlich als das, was nicht das Ganze oder Alles ist; es besteht aber kein Einzelnes durch seine Begrenzung, sondern durch die ihm einwohnende Kraft, mit der es sich als ein eigenes Ganzes dem Ganzen gegenüber behauptet.

Da diese Kraft der Einzelheit und also auch der Individualität sich als lebendiger Charakter darstellt, so hat der vernünftige Begriff derselben nothwendig die ungenügende und falsche Ansicht des Charakteristischen in der Kunst zur Folge. Todt und von untrüglicher Härte wäre die Kunst, welche die leere Schale oder Begrenzung des Individuellen darstellen wollte. Wir verlangen allerdings nicht das Individuum, wir verlangen mehr zu sehen, den lebendigen Begriff desselben. Wenn aber der Künstler Blick auf das Wesen der in ihm schaffenden Idee wirft und diese heraushebt, bildet er das Individuum

baum zu einer Welt für sich, einer Gattung, einem ewigen Urbild! Und wer das Wesen ergriffen, darf auch die Härte und Strenge nicht fürchten, denn sie ist die Bedingung des Lebens. Die Natur, welche in ihrer Vollendung als die höchste Milde erscheint, sehen wir in allem Einzelnen auf Bestimmtheit, ja zuerst und vor allem Andern auf Härte, auf Verschllossenheit des Lebens hinwirken.

Wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchsten Entäußerung ist, so muß der Künstler zuerst sich selbst verleugnen und in's Einzelne hinabsteigen, die Abgeschiedenheit nicht scheuend, noch den Schmerz, ja die Pein der Form. Von ihren ersten Werken an ist die Natur durchaus charakteristisch; die Kraft des Feuers, den Blitz des Lichtes verschließt sie in harten Stein, die holde Seele des Klanges in strenges Metall, selbst an der Schwelle des Lebens und schon auf organische Gewalt sinnend, sinkt sie von der Kraft der Form überwältigt in Versteinerung zurück. Das Leben der Pflanze bestehet in stiller Empfänglichkeit, aber in welchen genauen und strengen Umriß ist dieses pulsende Leben eingeschlossen! Im Thierreich scheint erst der Streit zwischen Leben und Form recht zu beginnen: ihre ersten Werke wirgt sie in harte Schalen, und wo diese hingelegt werden, schließt sich die belebte Welt durch den Kunsttrieb wieder an das Reich der Krystallisation an. Endlich tritt sie lecker und reiner hervor, und es zeigen sich thätige, lebendige Charaktere, die ganze Gattungen hindurch dieselben sind.

Die Kunst kann zwar nicht so tief anfangen, wie die Natur. Ist Schönheit gleich überall verbreitet, so gibt es doch verschiedene Grade der Erscheinung und Entfaltung des Wesens

und damit der Schönheit; die Kunst aber verlangt eine gewisse Fülle derselben und möchte nicht gern den einzelnen Klang oder Ton, noch selbst den abgesonderten Accord, sondern die vollstimmige Melodie der Schönheit zugleich anschlagen. Sie greift darum am liebsten unmittelbar nach dem Höchsten und Entfalteten, der menschlichen Gestalt. Denn da ihr das unendliche Ganze zu umfassen nicht vergönnt ist, und in allen andern Geschöpfen nur einzelne Fulgurationen, im Menschen allein das ganze, volle Sein ohne Abbruch erscheint, so ist ihr nicht nur verstatet, sondern sie ist aufgefordert, die gesamte Natur nur im Menschen zu sehen. Gerade darum aber, weil diese hier Alles in Einem Punkte versammelt, wiederholt sie auch ihre ganze Mannigfaltigkeit und legt denselben Weg, den sie in ihrem weiten Umfange durchlaufen hatte, zum zweiten Male in einem engeren zurück. Hier also entsteht die Forderung an den Künstler, erst im Begrenzten treu und wahr zu sein, um im Ganzen vollendet und schön zu erscheinen. Hier gilt es, mit dem schaffenden Naturgeist, der auch in der Menschenwelt Charakter und Gepräge in unergründlicher Mannigfaltigkeit austheilt, zu ringen, nicht in schlaffem und weichlichem, sondern in starkem und muthigem Kampf. Anhaltende Uebung der Erkenntniß desjenigen, wodurch das Eigenthümliche der Dinge ein positives ist, muß ihn vor Leerheit, Weichheit, innerer Nichtigkeit bewahren, eh' er es wagen darf, durch immer höhere Verbindung und endliche Verschmelzung mannigfaltiger Formen die äußerste Schönheit in Bildungen von höchster Einsalt bei unendlichem Inhalt erreichen zu wollen.

Barthold Georg Niebuhr,

geboren den 27. August 1776 zu Kopenhagen, Sohn des berühmten Reisenden Karsten Niebuhr, war eine Reihe von Jahren preuß. Gesandter in Rom, starb als Geh. Staatsrath und Mitglied

der Akademie der Wissenschaften zu Bonn den 2. Januar 1831. — Römische Geschichte; Geschichte des Zeitalters der Revolution; Griechische Heroengeschichte; Klein. histor. u. philolog. Schriften.

Wie ist Rom zu seiner Größe gelangt?

Als die Griechen unter Roms Oberherrschaft gefallen waren, beschäftigte die Frage, ob Roms Größe eine Gabe des Glück oder sei, wie sie es nannten, durch Tugend erworben sei, ihre Schriftsteller, von denen die Meinung der Lesenden und der Gesellschaft des wehrlosen und müßigen Citens bestimmt ward. Es war eine müßige Frage, nicht in dem Sinne aufgestellt, wie Mithridates ihr wohl später nachgesonnen haben mag: ob

jeder Widerstand fruchtlos sein würde? ob ein unwandelbares Schicksal Rom die Welt-herrschaft bestimmt habe? ob, fast eben so furchtbar wie dieses, eine unerreichbare Vortrefflichkeit des Rationalsinnes und der Einrichtungen römischen Heeren den Sieg auf ewig zusichere? Es war nur die Beschäftigung derjenigen, welche sich der Scham entlebigen wollten über die schmachliche Art, mit der sie in ihr Elend herabgesunken waren, indem sie Mangel an Kraft, Tugend und Verstand da als Nebensache ausgaben, wo ein unwiderstehliches Schicksal geboten habe; wobei sie nach Sklavenart, wie Xanthias bei dem Komiker, den höchsten Genuß darin fanden, ihre Herren zu behorchen, zu belatschen und zu belügen. Polybius, dem es Ernst gewesen war, der sich treu blieb, aber der allmächtigen Gewalt gehorchte, an der die thörichte Verwegenheit seiner von Leichtsinrigen und Heillosen aufgeregten Nation zertrümmerte, fühlte sich durch das Geschwätz solcher Schriftsteller erbittert; und einer der Zwecke seiner Geschichte war, den Griechen klar zu machen, wie Roms Größe nicht durch Fatalität, sondern durch festen Willen, zweckmäßige Institutionen, unermüdete Aufmerksamkeit auf ihre Erhaltung, Ausbildung und Anwendung begründet sei. Damit aber legte er den Römern seiner Zeit dennoch nicht das Lob eigentlicher Tugend bei; und wenn er sich hin und wieder mit einem uns an einem Manne seiner Verhältnisse befremdenden Enthusiasmus ausdrückt, so müssen wir erwägen, daß er überhaupt ein ganz praktischer Mensch war, dem durchgehends Wärme und der Sinn für das Idealische fehlte, mit dem die Athener auch das, was vor ihren Augen vorging, vor Allem aber, was diesen durch eine auch kurze Vergangenheit entrückt war, betrachteten. In diesem Mangel liegen eben die Unvollkommenheiten seines Werkes, welche ihn, nach dem Urtheile seiner Landsleute, zu einem Geschichtschreiber vom zweiten Range machten. Er fand in allen Staaten, die später in das römische Reich versanken, Alles zum Untergang reif, und weil er sich bewußt war, daß er selbst mit nur sehr wenigen Gleichgesinnten diesem Strome vergebens widerstanden hatte, weil er die, durch deren verschiedenartige Sünde das Elend bestand, Kallikrates, Diadus, Kritolaus bitter verachtete, Scipio aber, Cato und Paullus bewunderte, so trägt sein unbestechliches Ur-

theil vielleicht in einzelnen Fällen mehr als den Schein der Gefühllosigkeit. Die Neueren, namentlich Macchiavelli und Montesquieu, scheinen jene Frage, und in einem etwas veränderten Sinn, wieder hervorgerufen zu haben, und gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entschiedensten Parteilichkeit. Die herbe Frugalität der alten Republikaner, ihre Unempfindlichkeit für den Besitz und die Genüsse des Reichthums, die strenge Gesetzhaltigkeit des Volkes, die feste allgemeine Treue während der schönen Jahrhunderte, in denen die Verfassung, seitdem die Ansprüche der Aristokratie beschränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerem Zwist fremde Gemischnung zu suchen; die Allmacht der Gesetze und Gewohnheiten, und der Ernst, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemessen war; die Weisheit der Verfassung und Gesetze; das Ideal der Moralität in den Bürgern und im Staat; alle diese Eigenschaften erregen gewiß in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines andern Volkes so empfinden können. Es ist kein Zustand von Unnatur und Zwang, wie die Gesetzgebung Sparta's, unter der, nach dem Urtheile anderer Griechen, die Lebensverachtung natürlich war, weil der Tod ein unleidliches Joch brach; es war ein Leben, welches vielmehr wahres und hohes individuelles Glück pflegte, einen von Sinnlichkeit freien, starken Lebensgenuß. Anderer, vielleicht ebenso vollkommene Verfassungen imponiren uns schon darum weniger, weil sie den Reichthum ehren: vielseitige und lebensvolle Völker können Fehlern nicht entgehen, gegen die nur Einseitigkeit schützt, und in den Begebenheiten der Vergangenheit empfinden wir stärker, worin gefehlt wird, als was gebricht. So ist es ganz natürlich, daß wir auch abgesehen von dem Glanz, womit Macht und Siege immer umgeben sind, zu den Römern jener guten Zeit der Republik mit Bewunderung hinaufsehen. Sie haben in ihren Tugenden eine große Ähnlichkeit mit den Arabern der ersten Khalifen; diesen aber fehlte die Verfassung, worin sie sich erhalten konnten. Die Römer waren Jahrhunderte lang in sich in einem Mittelpunkt zusammengedrängt: jene hatten nie diese Kernkraft gehabt, sie zerstreuten sich über eine halbe Welt und arteten schnell aus. Aber wenn

nur uns lebhaft in jene Zeiten hineindenken, wird sich doch ein Grauen in diese Betrachtung mischen; denn, verträglich und beglückt mit diesen Tugenden, herrschten von den ältesten Zeiten her die furchtbarsten Laster: unersättliche Herrschsucht, gewissenlose Verachtung des fremden Rechts, gefühllose Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, Geiz, als Raubsucht noch fremd war, und eine kändische Absonderung, aus der nicht allein gegen den Sklaven oder den Fremden, sondern gegen den Mitbürger oft unmenschliche Verstockung entstand. Allen diesen Lasten bereiteten eben jene Tugenden den Weg zur Herrschaft und gingen so selbst unter.

Wenn wir nun bei einem gerechten Urtheil über die Römer auch diese dunkeln Schatten nicht vergessen müssen, und also ihrer Verherrlichung nur mit Einschränkung beistimmen können, so müssen wir auch, obgleich in einem andern Sinn als jene Griechen, dem Schicksal einen großen Antheil an der römischen Größe beimessen. Durch den ganzen Gang der Geschichte werden wir sehen, wie oft alle Tugenden des Staats und Volks fruchtlos gewesen wären, wenn nicht das Schicksal Rom in Gefahren gerettet, und eine Triumphe vorbereitet hätte. Die Völ-

ker und die Männer, denen Rom hätte unterliegen können, erschienen zu spät; in den Perioden der Schwäche hatte es nur ihm nicht überlegene Gegner zu bekämpfen, und während Rom Alles an Alles setzte und im Krieg lebte, schonten andere Völker ihre Anstrengungen, weil sie am Sieg verzweifelten oder im Grunde ihres Herzens nur weiche Mühe liebten, was auch ihre mißrathenen Unternehmungen anzudeuten scheinen mochten. Keins unter allen ging ihm mit ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Ziel entgegen; und schon darum mußte Rom über alle siegen. Philippus' Ruhe am Anfange des hannibalschen Kriegs, Mithridates' Unthätigkeit, so lange der marsische Rom's Dasein bedrohte und ein kleines Uebergewicht entschieden haben würde; darin erkenne Keiner Gottes Finger. Denn daß Rom nicht angeboren unüberwindlich war, ist erwiesen durch den Widerstand weniger echt kriegerischer Völker, die nur durch die Zahl und Macht überwältigt wurden; so aber dienten auch diese Kriege in den Zwischenräumen zwischen den größern und entscheidendern, der Ausartung der Disciplin und Kriegskunst vorzubeugen, welche langer Friede auch bei den römischen Heeren leicht einführte.

Friedrich von Raumer,

geboren den 14. Mai 1781 zu Wörlitz bei Dessau, studirte in Berlin, Halle und Göttingen Jurisprudenz und Cameralwissenschaft, 1801 Referendar, ward, nachdem er mehrere Stellen bekleidet, 1818 Professor der Geschichte und Staatswissen-

schaft in Berlin, 1843 Geheimer Regierungsrath. — Historische Schriften (Geschichte der Hohenstaufen; Geschichte Europa's; Historisches Taschenbuch; Die vereinigten Staaten von Nordamerika u. s. w.)

Ronradin, der letzte Hohenstaufe.

Nach der Schlacht (bei Tagliacozzo oder bei Sturcola) flohen Ronradin, Friedrich von Oesterreich, Graf Gerhard von Pisa und mehrere Edle nach Rom und hofften, im Ansehen der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Theilnahme, hier thätige Hülfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich Einzelne, deren Schicksal an das ihrige festgeküpft war, in der alten Gerinnung beharrten: so zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier so viel Gleichgültigkeit, dort so viel Furcht, daß man das

Uergste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen, oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deshalb eilte Ronradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen, und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuen.

Schon waren Alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Astura's von dem Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w. die naheliegende Folgerung zog: daß die Gingeschifften angesehene, von Sturcola her

fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein mußten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?“ zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!“ — so saßen sie neues Zutrauen; denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt, wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Constanze erhielt Otto Frangipani, Johann's Großvater, und Emanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päpsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Johann's und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab, und gab sie ihnen dann unentgeltlich als Lehn zurück; er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und baute von seinem Gelde ihre Häuser und Thürme wieder auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältniß begründet wurde. — Dieser trostreichen Betrachtung stand andererseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johann's Großmutter gehörte zur Familie Papst Innocenz des Dritten; nach Kaiser Friedrich's Tode hatte die Familie Innocenz dem Vierten gehuldigt, und ein Frangipani (dessen mochte sich Friedrich von Oesterreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren, meuchelmörderisch umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte: es gab keine Wahl; man mußte der Gewalt nachgeben. — Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrich's Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf, wofür ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen und wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechteren unter seinen Vorfahren, welche, ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vortheile willen, sich

balb auf die Seite der Kaiser, bald Seite der Päpste gestellt hatten. An raschem Edelmuth den Unglücklichen in Händen seiner Verfolger zu retten, m überlegen: daß Konradin zwar Bittwolle, aber Nichts zu geben habe; Konradin dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch in solchen Gelegenheiten wohl etwas Bede abgepreßt werden könne. Vielleicht b sich Johann auch, — wie so viele Ge deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit kommt, — mit dem irrigen Wahne: noch immer Zeit, einen freien letzten E zu fassen. — Schon hatten sich aber weile Nachrichten vom Geschehenen von Robert von Ravenna, Karl's Flotte umlagerte herzlich das Schloß, in die Gefangenen aufbewahrt wurden, und durch dessen Einnahme die wegen des I der Seeschlacht bei Messina verlorene G Königs wiederzuerwerben. In dessen versprach der Anführer einer ebenfalls gesandten Reiterchaar an Frangipani größten Lohn für rasche Auslieferung Konradin's und seiner Gefährten; man b ihn dagegen mit dem Tode, wenn r rather irgend beschütze!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedauerte Frangipani um so weniger, da er die E seiner That jetzt mit dem Vorwande er Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eilichlosen Handel ab, und übergab die genen, ohne sichernde Bedingung, für und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Kaiser Friedrich's durch Campanien Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihn kein Leid's geschehen, verkündeten Lär oder Getäuschte in König Karl's Namen; Milde aber von diesem zu hoffen sei, sein Benehmen in allen Theilen des I

Nicht bloß diejenigen, welche öffentlich Konradin aufgestanden waren, oder die ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt; sondern Jeder, der nur irgend einen für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, mit einem seiner Freunde geredet hatte, nahm ferner nicht bloß Vornehme in Anspruch, sondern auch die Führer um deswillen in Anspruch, sondern auch die aus Habsucht verhängte Einziehung der ging hinab bis auf Bürger und Bauer zu einem heillosen Wechsel unzähliger des Grundeigenthums. Und fast mußte

diejenigen glücklich nennen, die nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehreren Römern, die ihm früher gefolgt waren, jetzt aber in Konradin's Heer gekämpft hatten, die Füße abhauen und sie dann (die Folgen der Rundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend) in ein Gebäude zusammenbringen und dieses anzünden! — —

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Konradin's im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als bringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmuth, und führten höchstens zu dem böshaften Versuche, Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtem Wege, so hieß es jetzt, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden; deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Freveler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräter an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich Allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschrakten sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karl's eingedenk, nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unerbittlich darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit kräftiger und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gerechtes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl, — das niedrige Geschick eines Anklägers selbst übernehmend — und seine Behandlung Benevents vergessend — hiergegen ein: daß Konradin's Leute sogar

Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungeschreckt erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr in verdoppelter Leidenschaft jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte gleich seinen Unglücksgefährten die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort böshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres bringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Bauwerkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karl's von Anjou, frevelte.

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Sturcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker, mit bloßen Füßen und aufgestreiftem Hermeln, schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrad's Sohn, kam aus Deutschland, um als ein

Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Thätigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen, als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafteste Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb un geändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhängen?" Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Tugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht

werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hehend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jezo kniete er nieder, nie aber dann noch einmal, sich emporrichtend, auf. „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todestreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermesslichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfangen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten; der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch übermog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann er selbst getödtet werde. — Nach diesem mordete man noch mehrere; wovon den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über Tausend allmählig auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzerreißenden Thatfachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch Manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, schoß nach Konradin's Hinrichtung auf den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann auf die Neue. Der Hentzer ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem Andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiger

denken der thränenwerthen Ereignisse, seit-
a immer feucht geblieben. Konradin's Mutter
e nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam
er zu spät, und erhielt bloß die Erlaubniß,
e Kapelle über seinem Grabe zu erbauen;
t welcher Erzählung unvereinbar Andere
och wieder berichten, daß die Karmeliter,
s Mitleid oder für Lohn, den Leichnam Kon-
bin's nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.
So viel ist gewiß, daß eine starke Säule

von rothem Porphyrt und eine darüber erbaute
Kapelle, — mögen sie nun später von reuigen
Königen oder theilnehmenden Bürgern, oder
auf Kosten Elisabeth's aufgerichtet worden
sein, — Jahrhunderte lang die Blutstelle be-
zeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und
Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen
Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle
zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus
angelegt wurde!

Karl August Wernhagen von Ense,

geboren den 21. Februar 1785 zu Düsseldorf,
studierte in Berlin Medicin, dann Philosophie
und Philologie, privatisirte in Hamburg, Halle,
Berlin, Tübingen, trat 1809 in österreichische,
1813 als Hauptmann in russische Dienste, 1814
den preussischen Civildienst, war 1815 bis 1819

Ministerresident in Baden, lebte später als Geh.
Legationsrath außer Dienst zu Berlin, starb am
10. October 1858. — Ausgezeichnet auf dem
Felde der Biographie (Biographische Denkmäler;
Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften u. s. w.).

Die Schlacht bei Belle-Alliance.

Wellington hatte zum 17. Juni früh sein
Heer bei Quatre-Bras zusammengezogen, und
wachte den Feind diesen Tag in Gemeinschaft
mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug
er noch nichts erfahren hatte; seine Officiere,
die seine Vorschläge deshalb an Blücher brin-
gen sollten, fanden auf der Straße von Quatre-
bras nach Sombref den Feind, und erfuhren,
daß ein Adjutant Blücher's in der Nacht auf
dieser Straße getödtet worden war. Nach zufällig
erlangter Gewißheit über den Ausgang der
Schlacht von Ligny und den Rückzug Blücher's
nach Wavre sah Wellington sich bei Quatre-
bras dem Angriffe der gesammten Macht
Napoleon's ausgesetzt, und beschloß daher,
wenn möglich, abzuziehen, um wieder mit Blücher
zusammenzustehen; ob dieser in nächster
Zeit im Stande sein würde, eine zweite Schlacht
zu liefern, war völlig ungewiß. Im Ver-
sehungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen
Brüssel werpen nöthig, und Brüssel mußte dem
Feinde überlassen werden. Jedoch schon um
10 Uhr Morgens empfing Wellington von
Blücher aus Wavre eine Botschaft, worin der-
selbe zum neuen Angriffe nur soviel Zeit
erlangte, als nöthig sei, seinen Truppen Pa-
naden und Lebensmittel auszutheilen. Hier-
auf zog Wellington im Laufe des Tages in
die Stellung von Mont St. Jean zurück,
vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur

durch den Wald von Soignes getrennt.
Hier wollte Wellington das Heer Napoleon's
zur Schlacht erwarten, so ließ er Blüchern
wissen, im Fall dieser versprechen könnte, mit
zwei preussischen Heertheilen zur Unterstützung
einzutreffen. Blücher antwortete: nicht mit
zweien Heertheilen nur, sondern mit seinem
ganzen Heere werde er am achtzehnten über
St. Lambert heranrücken, um an diesem Tage
den Angriff Napoleon's mitzubestehen, oder
denselben am folgenden Tage mit Wellington
vereint selbst anzugreifen. — Zwischen den
beiden Feldherren wurden die näheren Ver-
abredungen genommen, und demnach Alles
für den nächsten Tag vorbereitet.

Blücher befahl, die Truppen sollten vor
ihm in Parade vorbeimarschiren, um Sinn
und Gemüth in Uebung strenger Genauigkeit
und im Stolz kriegerischer Haltung von den
Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu
reinigen.

Napoleon hatte am siebzehnten früh das
Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem
er in Erwartung näherer Angaben, welche
seinen Entschluß bedingen möchten, lange ge-
zögert, gegen Mittag den Marschall Grouchy
mit den Heertheilen von Vandamme und Ge-
rard und der Reiterei der Generale Bajol
und Excelmans, zusammen über 32,000 Mann,
von Ligny zur Verfolgung der Preußen ab-
gesandt, und wandte sich dann mit seiner
Hauptstärke links nach Quatre-Bras, um nun

auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immer fort, der Boden war völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichem Beschwerben kam das Heer auf der schlammigen Straße und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getreidefeldern nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand, und setzte erst nach heftigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont St. Jean, die sogleich, aber vergeblich angegriffen wurde. Die Nacht brach herein und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Roth, Geschütze und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den achtzehnten Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung wie am vorigen Abend vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellington's ganzes Heer auf der Anhöhe von St. Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts von der Straße von Nivelles, und erstreckte sich in der Richtung von Braine la Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Etrede zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Vorwerk Hougoumont in einem Wäldchen und links den Meierhof la Haye sainte besetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, stand zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, stand in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes.

Die sämtlichen Truppen betrugen etwa

68,000 Mann; mit 18,000 Mann stand Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Bewegung Napoleon's bedroht war, zu

Napoleon ordnete sein Heer bei Alliance zum Angriff. Aber nur mühsam langsam trafen auf durchweichtem Weichfeld die Truppen ein; einzelne Regengüsse fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden schwerte jeden Fortschritt. Erst um 10 Uhr konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, dem General Reille, wandte sich links, dem General Tronet, rechts, von Alliance gegen die englische Linie an; der sechste, unter dem General Monton in der Mitte rückwärts halten, noch zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerst ward links das Werk Hougoumont heftig angegriffen, aber minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags zwei Uhr wurde auch der Angriff rechts den Meierhof la Haye sainte und das la Haye durch den Marschall Ney mit stetem Nachdruck ausgeführt. Auf letztem richtete Napoleon den Hauptstoß, der linke Flügel Wellington's der schwächere hier die Verbindung mit den Preußen schneiden war, und auf dieser Seite Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr die Angriffe mit blanker Waffe, und mit immer neuer Wuth; die Reiterei in stürmischen Angriffen hin und wieder zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Mangel, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden; die Franzosen suchten mit andringender Eile die Engländer mit ausdauernder Standfestigkeit. Endlich wurde der Meierhof la Haye sainte den Engländern entzogen, darauf das Wäldchen von Hougoumont, allein vorzubringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen und strengte alle Kräfte an, sich gegen Uebermacht zu behaupten, bis Blücher den Preußen herankäme und dem Kampfe entscheidende Wendung gäbe. Er mußte wissen, daß Blücher kommen würde, er mußte ihn zu Hilfe rufen, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke

ntwickelte unaufhörlich neue Streit-
Geschütz wirkte verheerend, seine
idten entbrannt zu neuen Angriffen
räfte Wellington's erschöpften sich.
ohe Zeit, daß Blücher auf dem
erschien, doch zeigte sich von ihm
Spur, und die Lage der Dinge
n Augenblick bedenklicher.

war seinem Versprechen gemäß am
Juni frühmorgens von Wavre in
igen aufgebrochen: der eine, den
on Biethen begreifend, zog rechts
nt auf Ohain, dem linken Welling-
er andere, aus den Heertheilen von
Birch bestehend, ging links über
rets und St. Lambert dem rechten
oleon's in Seite und Rücken; der
heil, unter Thielmann, sollte bei
en bleiben, und nur wenn dort
erschiene, den übrigen als Unter-
chrücken. Blücher hatte den sieb-

den Folgen seines Sturzes im
ngen müssen, und am achtzehnten
he, als er unmittelbar aus dem
er auf's Pferd sollte, um mit seinen
ir neuen Schlacht auszurücken, war
n übelzugerichteten Greiß nicht ohne
er Wundarzt wollte ihn noch zu
einreiben, Blücher aber, als er die
ah, versetzte: „Ach was, noch erst
Last nur sein! Ob ich heute bal-
: unbalsamirt in die andere Welt
ird wohl auf Eins herauskommen!“

ließ sich ankleiden und setzte sich
zu Pferde, obgleich ihn bei jeder
die gequetschten Glieder schmerzten.
, wie stark es geregnet hatte, und
h immer fort regnen würde, sagte
sind unsre Allirten von der Kap-
paren wir dem Könige wieder viel
Blücher begab sich an die Spitze
iles von Bülow, der voranzog und
en Feind kommen mußte. Er that
den Marsch zu beschleunigen; allein
anfangs wurde derselbe durch ein
hinderniß unerwartet aufgehalten:
entstand eine Feuersbrunst, welche
trasse sperrte und die Truppen zu
nöthigte, wodurch ein beträchtlicher
entstand. Weiterhin wurde es noch
der unaufhörliche Regen hatte den
z durchweicht, die Bäche geschwellt,
e Vertiefung mit Wasser gefüllt.
en Wege durch Wald und Gebüsch

nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder.
Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit
Mühe fort, das Geschütz machte unsäglich
Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor,
aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten
war, er werde zur Schlacht viel zu spät ein-
treffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus,
in welchem er für Wellington noch die ver-
sprochene Hülfe sein könne. Officiere kamen
und brachten Nachricht vom Gange der Schlacht,
von Napoleon's übermächtigem Andrang, und
wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt
werde. Blücher, in heftigen Sorgen, sein ge-
gebenes Wort nicht zu lösen, rief sein: „Vor-
wärts, Kinder, vorwärts!“ anfeuernd in die
Reihen der Truppen; überall fördernd flogen
seine Blide und Worte umher; wo ein Hin-
derniß entstand, wo eine Stodung sich zeigte,
war er sogleich gegenwärtig; doch alle An-
strengung gab noch immer nur geringe Aus-
sicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings
trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen
erlagen fast den Mühseligkeiten; aus dem Ge-
murmel der im Schlamm und durch Pfützen sich
Fortarbeitenden klang es hervor, es gehe nicht,
es sei unmöglich. Da redete Blücher mit
tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger
an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt
wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich
hab' es ja meinem Bruder Wellington ver-
sprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr
wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wort-
brüchig werden soll?“ Und so ging es denn
mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts.

Es war angenommen, die Preußen würden
um zwei Uhr Nachmittags zur Schlacht
kommen. Aber erst nach vier Uhr war end-
lich der schwierige Engweg von St. Lambert,
über und durch den Bach von Lasnes, zurück-
gelegt, und nur zwei Brigaden und die Rei-
tere von Bülow hatten jenseits ihre verdeckte
Aufstellung erreicht und erwarteten das Heran-
kommen der Uebrigen. Napoleon indeß war
auf seiner fernen Höhe die nahenden Preußen
gewahr geworden, hielt sie jedoch für wenig
bedeutend, und sandte nur an Grouchy den
Befehl, seinen Angriff gegen das preußische
Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war,
zu verstärken. Blücher aber, die Gefahr
Wellington's erkennend, gab seinerseits, ohne
sich lange zu besinnen, den Befehl zum Vor-
rücken; er glaubte die Wirkung für das Ganze
in diesem wichtigen Augenblicke jeder andern
Betrachtung vorziehen zu müssen; sein ein-

zelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entschieden werden. Die beiden Brigaden Fußvolf und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungesäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichemont und in den Rücken des französischen rechten Flügels vor; sie zogen sich, nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweise erobert wurde, doch in hartnädigem Kampfe noch lange streitig blieb. Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile; erst als sie auf der Höhe von St. Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter seitwärts im Haken aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellington's das Zeichen seiner ersehnten Ankunft; dieser Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den sechsten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriff der Preußen entgegen, und es entstand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß sandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weise rastlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Belle-Alliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend sichtbar emporragten; der Bach von Lasnez sollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf stand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marschall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenanzahl angegriffen und suche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dies gelang, so konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwischen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, dasselbe Wort wie bei Hainau: „vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo,“ sagt der amtliche Bericht. Er befahl, alle Truppen sollten im Vorrücken bleiben; erst wenn Napoleon geschlagen worden, dürften Unterstützungen nach Wavre

umkehren; und dem Heertheil von Thielmann ließ er wissen, er habe dem Feind nach Kräften zu widerstehen.

Auf Wellington's linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bewerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tages zusammen. Der General von Muffling, der sich preussischer Seits im Hauptquartier Wellington's befand und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er schon früh Morgens die Gegend erkundet und für den preussischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben, unter Wellington's voller Zustimmung, an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beschleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blücher's Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgniß noch Ungebulb bliden, und kein Zweifel, keine Frage solcher Art unterbrach die entschlossene Ruhe seiner strengen Fassung. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heertheils von Biethen, durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf dem linken Flügel Wellington's von Ohain her im Anrücken. So gleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartbedrängten Mitte der englischen Schlachtabordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellington's linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Ersetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzosen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen sie das Dorf Frichemont heftig an, und schoben sich demnach zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellington's immer mehr trennend vor. In diesem gefährvollen Augenblicke, gegen sieben Uhr, treffen die ersten Truppen Biethen's, durch Muffling's Angaben samst geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Biethen selbst an der Spitze seiner ersten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geschütze seines Heertheils; er erstürmt mit

zwei Bataillons das Dorf Papelotte und bereitet sich zu stärkerm Vorbringen. Napoleon jedoch wartet noch immer nicht; er sieht die Truppen Blücher's immer furchtbarer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn entscheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entriessene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten; jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, zwölf Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellington's auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zusammengebrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellt der vordringenden Garde sechs englische Bataillons in zwei Gliedern aufmarschirt entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeschaarten Feindes niederstreckt; zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen diese Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages. Ganze Schaaren werden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, gibt auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungestüm scheint nichts widerstehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geschütz stellt das Feuer ein. In diesem Drange rückt Bliethen über Papelotte hervor, läßt vierundzwanzig Stüd Geschütz in den Feind schmettern, und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritt, unter dem Wirbeln aller Trommeln, die Höhe von Belle-Alliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend; der Feind, auf dem Winkel seiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen seines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei sammengebracht, und geht nun selbst wieder mit allen Kräften zum entschlossensten Angriff über. Er befiehlt seiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde, dem allseitigen Sturm erliegend, geräth in Unordnung und flieht; vier Bataillons, die am meisten vorgerückt

sind, ziehen sich in Viereden geschlossen nach Belle-Alliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülow's, sie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu, sich zu ergeben, aber: „Die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht!“ schallt es aus ihrer Mitte; die Meisten fallen; Einige entkommen, gefangen werden nur Wenige.

Jetzt kommt auch der zweite preussische Heertheil, unter Birch, zur Schlacht, und um halb acht Uhr erneuert sich der Kampf bei Plancenois. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preussischen Heertheile sind im heißesten Gefecht, aber die Schlacht ist schon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen neun Uhr erobern Birch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße von Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belle-Alliance zusammentrafen und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Diese Höhe führt den Namen von der Verbindung zweier schönen Brautleute, welche sich hier niedergelassen. Blücher, der siegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach diesem Namen; Wellington nannte sie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartier, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont St. Jean; welcher dieser Namen in der Folge vorherrschend bestehen wird, ist noch die Frage. Wem die Ehre des Tages vorzugsweise gebühre, darüber ist viel gestritten worden. In Betreff Blücher's dünkt uns der Streit unnütz: wem sie zugesprochen, wie sie vertheilt werden möge, immer wird es wahr und fest bestehn, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dies kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz besondere Achtung und Zuneigung, und sein inniges Vertrauen zu demselben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen bessere Ueberzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Belle-Alliance in seiner Brust aufkommen lassen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eifersüchtiger Rechnung das gemeinsame Werk in seinen

und seines Waffenbruders Antheil scharfsondernd zu zerlegen. Wellington selbst aber schloß seinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den so gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich

nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preussischen Heere das glückliche Ergebnis dieses furchtbaren Tages beimäße, durch den Beistand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und zu so rechter Zeit mir geleistet haben.“

Jacob Grimm,

geboren den 4. Januar 1785 zu Hanau, studierte in Marburg die Rechte, 1806 beim Kriegscollegium in Kassel, 1808 Privatbibliothekar des Königs von Westphalen auf Wilhelmshöhe, später Staatsrathsauditeur, 1814 Secretär des hessischen Gesandten, 1816 Bibliothekar in Kassel, 1830 Professor und Bibliothekar in Göttingen, 1837 mit Dahlmann, Gerwinus und Anderen entlassen, seit

1841 Professor und Mitglied der Academie zu Berlin, starb dort den 20. September 1863. — Deutsche Grammatik; Deutsche Rechtsalterthümer; Deutsche Mythologie u. s. w. — In Verbindung mit seinem Bruder Wilhelm (s. u.) Kinder- und Hausmärchen; Deutsche Sagen; Wörterbuch der deutschen Sprache; Altdeutsche Wörter u. s. w.

Einige Hauptsätze, die ich aus der Geschichte der deutschen Sprache gelernt habe.

1) Da die hochdeutsche Sprache des dreizehnten Jahrhunderts edlere, reinere Formen zeigt, als unsere heutige, die des achten und neunten wiederum reinere, als des dreizehnten, endlich das Gothische des vierten oder fünften noch vollkommenere: so folgt, daß die Sprache, wie sie die deutschen Völker im ersten Jahrhundert geredet haben, selbst die gothische übertroffen haben werde. Man könnte eine förmliche Berechnung über den progressiven Untergang der Flexionsfähigkeit anstellen. Die neuhochdeutsche gesammte Substantivdeclination reicht mit 6 Endungen aus, die althochdeutsche hat ihrer 25, die gothische 40. Richtiger aber würde man die einzelnen Fälle, in denen jede dieser Endungen gebraucht wird, zählen, weil z. B. das mittelhochdeutsche *e* in *hirte*, *hane*, *erde* stets einen andern Grund hat, folglich mehr als im Neuhochdeutschen angeschlagen werden muß. Die gothische Sprache vermag in 15 Declinationen etwa 120 Casus zu bezeichnen, unsere heutige kaum 30. In den alten Zeiten, da noch unser Wohnsitz in Asien gewesen, muß die Aehnlichkeit mit dem Sanscrit, das schon lange als heilige Sprache stillsteht, und von dem die fortlebenden indischen Mundarten ungeheuer abgewichen sind, viel näher und höchst bedeutend gewesen sein. Das können wir mit ganzer Sicherheit schließen, von der individuellen ehemaligen Verschiedenheit wissen wir nichts mehr. Auch die an-

dern Stämme, z. B. die slavischen, müssen ebenso schließen, vermögen jedoch keinen so reichen Beweis zu führen, weil sie keine Geschichte haben gleich dem deutschen Volke. Die Masse aller Beweise und Vergleichen erbringt aber, daß wiederum das Sanscrit, wie es in den verbliebenen Denkmälern erscheint, auf eine noch vollendetere frühere Sprache deute, bis zu welcher gar keine menschliche Untersuchung reicht.

2) Mit dem, was wir Bildung des menschlichen Geschlechts nennen, geht und steht diese Urvollendung der Sprache gar nicht zusammen, ja sie ist ihr reiner Gegensatz. Die Bildung der Sprache sucht allmählig ihre Natur aufzuheben, d. h. anders zu stimmen. Wie die eine Seite steigt, sinkt die andere. Die alte Sprache ist leiblich, sinnlich, voll Unschuld; die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden, sie sieht in den Worten Schein und Zweideutigkeit, denen sie auf alle Weise ausweichen möchte. Jene hat großen Reichthum an Wörtern und bricht selbst bloße Wendungen mit andern Wurzeln aus, alle ihre Wurzeln haben Glieder und Gelenke, die der mannigfaltigsten Bewegung gehorchen, durch ihre Zusammenfügungen dringt noch der innere Sinn;*) diese gibt

*) Die Eigennamen der Leute, Dörfer, Thier, Pflanzen haben noch Bedeutung, die später erlischt. Man bedenke die Lebendigkeit des Dualis Mediums, der mehrfachen Casus und ihrer leeren Beziehung auf die Präposition; selbst die Hülfswörter bedeuten etwas. Die neue Sprache hat eine Menge abstracter Formen und Schläuche.

ne Wurzel nach der andern auf, ihr Aus-
 und wird schärfer, bewußter, bestimmter, und
 re Mittel erscheinen von außen; sie setz
 eber zusammen, umschreibt und meint mit
 em unumwundenen Worte anzustoßen, gleich
 als schäme sie sich der Nacktheit; z. B. man
 ird heutigentags in gewissen Beziehungen
 ir edler halten, zu sagen: das ist weniger
 ut, als: das ist schlechter. Darum streben
 ie Anomalien der Steigerung sich allmählig
 aufzulösen.

3) Man kann die innere Stärke der alten
 Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör,
 Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und
 Jäger, die einfach in der Natur leben, ver-
 gleichen. Dafür werden die Verstandesbe-
 riffe der neuen Sprache zunehmend klarer
 und deutlicher. Die Poesie vergeht und die
 Prosa (nicht die gemeine, sondern die geis-
 tige) wird uns angemessener. Was ich aber
 auch das leibliche Sinken und geistige Auf-
 steigen der Sprache meine, ist ja nicht so zu
 nehmen, als ob beides, der leibliche Vortheil
 oder Nachtheil, in der Wirklichkeit von einan-
 der getrennt sein könnten, sondern bloß die
 verseitige Richtung soll damit ausgedrückt
 werden. Denn weder war die vollkommenste
 Form einer Sprache, die uns in der Ge-
 schichte aufgestellt ist, ganz von dem geistigen
 Princip entblößt, noch wird sich jemals die
 richtig gebildete völlig von dem leiblichen
 trennen; vielmehr sind beide nothwendig
 vereinigt, nur nach verschiedenen Graden.
 Das Gesagte bewährt sich durch die Geschichte

Poesie, die noch von andern Einflüssen
 abhängt; wir erblicken unsere Dichtung vom
 Alter bis zum elften Jahrhundert, hernach
 vom vierzehnten bis zum achtzehnten verwil-
 det; dazwischen im zwölften, dreizehnten und
 vierzehnten ausblühend, also nicht gerade ab-
 hängig von der mehr oder minder vermör-
 den Sprache. Auch gibt es für die Poesie
 Vorgänge, wo sich das Princip geistiger
 Sprachbildung mit ihr vermählt. An sich
 herrscht in der Poesie die gleiche, entge-
 gesetzte Richtung: Fülle und Beweglichkeit

Epos auf der einen, geistige Kraft des
 Dramas auf der andern Seite. Die alte
 Sprache und Dichtung sind reiner, unbewuß-
 ter dem himmlischen Ursprung noch näher,
 um großartiger; die neuen unter den
 menschlichen Händen arm und verwickelt geworden.

1) Die Vorstellung, welche man sich von
 der Rohheit der Deutschen und ihrer Sprache

zu Tacitus Zeiten macht, ist richtig und so-
 gar abgeschmackt. Ich will hier einige Gründe
 Adelung's *) näher beleuchten. Er meint,
 daß die damaligen deutschen Wörter einsilbig,
 durch gehäufte Consonanten, Hauchlaute und
 tiefe Vocale hart und rauh, und wohl einige
 der nöthigsten, aber nicht alle Biegungen
 vorhanden gewesen wären.

Was die Biegungen angeht, so bin ich
 völlig gewiß, daß sie zu jener Zeit vollkom-
 mener und vollständiger waren, als je nach-
 her. An Wohlklang, vollem, starkem und
 weichem kann es gar nicht gefehlt haben,
 und schon die Vortrefflichkeit der Flexion
 mußte ihn mit sich führen. Die tiefen Laute
 und die Diphthonge sind ihm nicht schädlich,
 vielmehr förderlich, denn der wahre Wohl-
 klang ruht in dem Ebenmaß aller Laute, und
 unsere jetzige Sprache hat nur einen schwachen
 Wohlklang, weil sie zu viel a und u einge-
 büßt. Daß dem Römer die deutsche Sprache
 unaussprechlich und schwer geschienen, ist et-
 was Anderes und könnte sich ebenso erklären,
 wie die Scheu der Franzosen vor wohlklin-
 genden deutschen Wörtern. **) Mir scheint es
 indessen, daß die meisten deutschen Namen
 ohne dazwischen geschobene Vocale ziemlich
 rein durch das römische Organ ausgesprochen
 werden konnten, denn die vorgeblich unterge-
 schobenen Vocale fanden sich von selbst darin
 vor. Wenn Adelung denkt, aus Alarum sei
 Alirumnia, aus Harzer (!) Cherusci, aus
 Marobod Maroboduus etc. verfeinert wor-
 den, so ist das baare Täuschung und hand-
 greiflich, daß man nicht die Sprache des
 neunzehnten Jahrhunderts mit den Wörtern
 des ersten zusammenhalten dürfe. Es wäre
 auch unmöglich, daß sich in der späteren Zeit
 im Gothischen des vierten und Hochdeutschen
 des siebenten bis neunten plötzlich eine Fülle
 von Wohlklang, Biegungsfähigkeit und Vor-

*) Älteste Geschichte der Deutschen, S. 818—821.

**) Näher besehen, beziehen sich die bekannten
 Aeußerungen auf laute Kriegsgefänge, wo die sanf-
 teste Sprache rauh werden muß (*asperitas soni*,
 und es heißt dazu *adfectatur*). Niemand kann
 sich einbilden, daß Tacitus Namen wie: *Veleda*,
Aurinia, *Catti* und die meisten andern rauh ge-
 funden, *Cherusci* klingt etwa wie *Etrusci*, *Volsci* etc.
 die den Römern gewiß geläufig waren. Wenn
Nazarius (*paneg.* 9, 18) bei den Wörtern: *Van-*
giones, *Tubantes* von *horror* redet, so ist das
 nichts als eine unglückliche rhetorische Figur. Das
 gilt auch von *P. Mela's* (3, 3) *quorum nomina*
vix est eloqui ore Romano.

handensein aller Sprachverhältnisse aufgethan hätte, wie sie erweislich ist; umgekehrt fordert der Gang der Geschichte, daß sie damals schon beträchtlich gesunken erscheine. Mithin ist: segimundus, baduhenna, ariovistus, hermunduri, idistaviso etc., den lateinischen Casus abgerechnet, so gewiß der echten ungefälschten Aussprache der alten Deutschen

gemäß, als im achten Jahrhundert unser Amstel gelautet hat amifala, Regensburg reganeßburg, Friedrich friduric, fließen fliazan, donnerte tonarota und so durchgehends, weil hier kein Gedanke übrig bleibt an Leute, die in den Denkmälern die Namen hätten durch eingeschwärzte Vocale mildern wollen, noch an eine Ursache, weshalb sie es gethan.

Wilhelm Grimm,

geboren den 24. Februar 1786 zu Hanau, Bruder des Vorhergehenden, studirte in Marburg die Rechte, 1814 Bibliotheksecretär in Kassel, 1830 Professor in Göttingen, 1837 mit seinem Bruder entlassen, 1841 als Professor nach Berlin berufen, starb dort

den 16. December 1859. — Altänische Heldenslieder, Balladen und Märchen; Ueber deutsche Runen; Die deutsche Heldensage u. s. w. — In Verbindung mit seinem Bruder herausgegebenen Schriften siehe oben unter Jacob Grimm.

Die Poesie des Nordens.

Die Sonne Homer's hat auch über die Eisberge des Nordens ihren Glanz, und über die bereisten Thäler ihre Edelsteine ausgestreut. Zwischen einem wildkriegerischen, thatenreichen Leben, das in den frühen Zeiten meist in Seeräubereien zum Erwerb des Unterhaltes, oder in Heerfahrten bestand, welche die Nachbarn zur Tributpflichtigkeit unterwarfen, und zwischen einer müßigen Ruhe und Unthätigkeit war das Dasein der Nordländer getheilt. Ein rauhes Klima verweigerte dann die Lust eines üppigen leichteren Lebens, und die Zeit nicht, wie Südlische, nach Sommern und Tagen, sondern nach Wintern und Nächten zählend, waren sie einer stillen Betrachtung, dem Nachdenken über die Thaten der Vorzeit und Gegenwart hingegeben. So scheint es aber auch, als ob sie alle geistige Lust und Kraft der Poesie zugewandt, und während es an jenen fast nur musikalischen und mit Farben spielenden Liedern südlischer Völker fehlt, so erscheint ein Reichthum an epischen Dichtungen, welcher bei dem verhältnißmäßig kleinen Volke verwunderungswürdig ist: Dichtungen, die zu den tiefsin-

nigsten und gewaltigsten gehören, welche durch die Seele eines Menschen gegangen. Sie haben alle etwas Urfängliches, Rohes; die Form ist oft ganz vernachlässigt, hart und streng (denn sie pflegt erst später an schon Ueberliefertem zugesügt oder ausgebildet zu werden); dagegen aber haben sie noch all die Kraft und die Gewalt eines jugendlichen, unbeschränkten und ungezähmten Lebens, das alles Aeußerliche verschmäh't. Aus dem Mutterlande her bewahrten die Scandinavier die Geheimnisse göttlicher Offenbarungen über die Natur der Dinge; ihre ersten Helden waren schon Götter geworden, dort in Asien noch wohnend, und traten auch wieder in den Fabeln einer schön ausgebildeten Mythologie in den Kreis der Menschen herab. Gleicher Weise wurden ihnen später Helden zugesellt, die sich von ihnen herleiteten und in dem Bewußtsein göttlicher Abkunft lebten, wie das edle Geschlecht der Wolsungen, in deren Augen noch ein himmlisches Feuer brannte, das Mörder, selbst die wilden Thiere erschreckte. So besaß der Norden Alles, was der Poesie Bedeutung und eingreifendes Leben gibt, und wodurch sie ebensowohl auf dem eigenen Boden festgestellt, als an die Sterne angeknüpft wurde.

Karl Zell,

geboren den 8. April 1798 zu Mannheim, ward Professor der alten Literatur zu Freiburg, dann 1847 Professor der Archäologie zu Heidelberg, großherzoglich baden'scher Ministerialrath, seit 1855

in Ruhestand zu Heidelberg lebend. — *Schriften* (Abhandlungen über gelehrte Gegenstände in gefälliger Form); Ueber die Iliade und das Nibelungenlied u. s. w.

Ueber die Wichtigkeit des Studiums der classischen Literatur für die Bildung unserer Zeit.

Es ist wahr, unsere neuere Zeit hat vor der griechischen und römischen Zeit als große Vorzüge voraus: eine auf einer reinern geistigen und sittlichen Grundlage beruhende und schon darum wahrhaft göttliche Religion; umfassendere, durch größere Erfahrungen und allgemeinere Auffassungen sicher gestellte politische Ansichten und Systeme; eine große Ueberlegenheit in den mathematischen und den Naturwissenschaften; endlich eine viel größere Thätigkeit und ein viel größeres Geschick in Anwendung der Wissenschaft auf technische und industrielle Zwecke. Das sind ohne Zweifel bedeutende Vorzüge, welche sich über große und wichtige Kreise des Lebens erstrecken. Aber, kann man fragen, gibt es nicht noch andere Seiten des Lebens, welche sich gleichfalls geltend zu machen haben, und gibt es nicht innerhalb des Umfanges jener Vorzüge Störungen, Schwächen, Widersprüche zwischen dem theoretischen Wissen und praktischen Sein, Gefahren und Abwege zu Einseitigkeiten und Uebertreibungen? Man wird diese Fragen bejahen müssen, und bei näherer Betrachtung wird sich zeigen, daß die antike Bildung eine Ergänzung dessen ist, was uns fehlt, und ein Correctiv gegen die Abirrungen, denen wir ausgesetzt sind. Denn, um das Resultat der zunächst folgenden kurzen Erörterungen kurz zusammen zu fassen: wenn wir dahin gelangen, die Vorzüge unserer modernen Bildung, welche uns durch unsern germanischen Volkscharakter, durch das Christenthum, durch umfassenderes Wissen und wissenschaftliche Kenntniß der Natur geworden sind, mit den Vorzügen der antiken Bildung zu verbinden und so gleichsam für das mehr innerliche, abstracte und allgemeine Wesen unserer Art und Weise einen schöngeformten und kräftigen Leib zu gewinnen: dann nähern wir uns möglichst dem uns als Ziel

vorgesezten Ideale der Bildung. Dieses Resultat ergibt sich, wenn wir die allgemeinen Grundzüge der antiken Bildung nach ihren schönsten Perioden und Erzeugnissen mit denen unserer eigenen Bildung vergleichen; wir werden dann sehen, wie sich diese beiden Hälften zu einem vollständigen Kreise der Bollendung ergänzen, und wie wir gegen die Mängel und Einseitigkeiten unserer Bildung durch das Beispiel und die vernünftige Nachahmung der Alten die sichersten Mittel finden.

Bringen wir nämlich die Summe von Anschauungen, welche uns die schönsten Zeiten des Lebens und der Bildung der Alten, besonders der Griechen, gewähren, auf allgemeinere Begriffe, so können wir die vielen einzelnen Trefflichkeiten, welche uns auf diesem Gebiete sich darbieten, auf folgende vier wesentliche Hauptvorzüge zurückführen, welche wir gerade in dem Charakter und den Erzeugnissen unserer jetzigen Bildung am häufigsten vermissen; sie sind: Harmonie, Form, Einfachheit und Energie. Fassen wir einen jeden dieser Vorzüge etwas näher in's Auge.

Die Gesundheit, wie des Leibes, so auch der Seele beruht vorzugsweise auf einem gewissen Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte und Organe, welche den Kreis des körperlichen oder geistigen Organismus ausmachen. Ist dieses Gleichgewicht aufgehoben, so mag allerdings ein einzelnes Organ, ein einzelnes System von Organen, ein Glied oft einen ungewöhnlich hohen Grad von Reizbarkeit und Thätigkeit entwickeln und dadurch ungewöhnliche Erscheinungen zeigen; allein es geschieht dies nur mit Aufhebung der Harmonie des Ganzen und ist ein mehr oder weniger krankhafter Zustand. In der Sphäre des Geistigen zeigt sich diese Gesundheit in der Harmonie zunächst zwischen Einbildungskraft und Verstand, dann aber auch in der Vermittelung noch anderer allgemeiner Gegensätze, welche die Richtungen des menschlichen Lebens bestimmen, als: Denken und Handeln, Uebersinnliches und Sinnliches. Wenn eine einzelne dieser Richtungen einsei-

tig verfolgt und entwickelt wird, dann entstehen Störungen, dann wird jene Mitte zwischen den beiden Extremen verlassen, in welcher Aristoteles die Erscheinung der moralischen Vollkommenheit sieht, in der aber zugleich das rechte Maß für die Erscheinung aller menschlichen Vollkommenheit gegeben ist. Die ausschließlich oder über das rechte Maß vorherrschende Thätigkeit des Verstandes, des bloß theoretischen Denkens, die einseitige Richtung auf das Uebersinnliche führt zu inhaltsleeren und toten Begriffen, zu unfruchtbarer Speculation, zu dem schrankenlosen und formlosen Wirken unbestimmter Gedanken und Gefühle. Im entgegengesetzten Falle führt ohne das Gegengewicht der entgegenstehenden Kräfte Phantasie zur Schwärmerei, bloß äußerliche Thätigkeit und Richtung auf das Sinnliche zu niedriger Gemeinheit oder thierischer Wildheit. In dem classischen Alterthume und vorzugsweise bei den Griechen finden wir nun eine höchst glückliche Vermittlung dieser Gegensätze, und zwar sowohl in dem Leben überhaupt, als besonders in den einzelnen Meisterwerken ihrer Kunst und Literatur. Neben den phantasievollen Gebilden der Kunst und Poesie sehen wir hier zugleich eine große Kraft der Verstandesthätigkeit und eine freie Liebe zu derselben in dem Eifer und dem ausgezeichneten Erfolg, mit welchem sie die philosophischen und mathematischen Wissenschaften behandelten; neben der großen Reihe von originellen Denkern, in denen das Menschengeschlecht zuerst zum philosophischen und logischen Bewußtsein erwachte, welche Menge von Helden und Staatsmännern! Neben einer dem Sinnlichen so sehr zugewendeten Religion und einem entsprechenden Cultus, welche Fülle erhabener Gedanken, sittlicher Ansichten und Gefühle in den Werken ihrer Sänger und Weisen! Jene oben zuerst angedeutete Harmonie zwischen Anschauung und Begriff, Phantasie und logischem Vermögen des hellenischen Genius zeigt sich aber nirgendso umfassender und bewunderungswürdiger, als in seiner ersten unmittelbarsten Aeußerung: in der Sprache. Es kann hier der Ort nicht sein, diese Bemerkung weiter durchzuführen; allein man darf sagen, wenn jedes Andenken an griechische Bildung verschwunden wäre, und es führte irgend ein Zufall nur wenige Blätter einer griechischen Sprachlehre einem forschenden Kenner der menschlichen Denk-

und Sprachformen zu, so müßte aus diesen Bruchstücken diese glückliche Harmonie und Eigenthümlichkeit des Geistes überraschend entgegentreten.

In diesen Vorzug des harmonisch gewichteten schließt sich zunächst der Vorzug, welchen wir als Form haben. Bei Allem, was ist und offenbart sich das Wesen durch: Je vollkommener das Wesen ist, je tiefer es den Begriff seiner selbst desto inniger ist die Verbindung Inhalt und Form, desto bestimmter letztere, desto vollständiger stellt die Form das Wesen dar. Dieses allgemeine Gesetz gilt auch für menschliche Individuen und für die verschiedenen Thätigkeiten. Alleingleichwie jene Harmonie der verschiedenen Kräfte, jene lautere Harmonie des geistigen Lebens nicht allen Individuen beschieden ist, so kommt auch das innere Wesen menschlicher Individuen nicht immer zu seiner reifen und vollendeten Erscheinung, theils gehindert durch äußere Umstände, theils durch innere Mangelhafte Verhältnisse. Bei den Alten finden wir das Innere ihres Geistes zu einer kräftigen Erscheinung und geprägten Formen gelangt: wir finden den Umfang ihrer Gedanken, Anschauungen und Gefühle in dem schön und scharf Ausdrucks ihrer Rede, in dem regsam bewegten Treiben ihres öffentlichen Lebens in den Werken ihrer Kunst klar, ganz in die äußere Welt der Erscheinung treten, und in keiner der Haupt- und Aeußerungen des Lebens findet sich das Innere zurückgedrängte, formlose oder unbestimmte Gefühle. Das Gefühl bildete sich die schöne Pracht der Feste, einen sinnlichschönen und sinnlich wahrnehmbare Ideale des Wesens; das Interesse am Gemeinwohl nicht stumm in der Brust verschlossen von der Kraft lebendiger Worte da ertönen; und mag die Sprache den Dichter, der die Götter preist, oder den Redner, der zu freien Bürgern spricht, den Geschichtschreiber, der menschliche Thaten, und Leidenschaften darstellt, oder den Philosophen, der uns die Welt der Ideen anzeigt, immer gibt sie für den Gedanken die sicherste, klarste und ausdrucksvollste Form, so daß weder der Inhalt aus-

Form trübt und zerbrüht, noch auch die in leerer Ausdehnung von dem Inhalt nicht erfüllt wird. Das ist dieselbe bildende und formende Kraft, welche in der Sprache der Alten zur Darstellung der verschiedenen räumlichen, zeitlichen und andern Verhältnisse der Dinge und Vorstellungen die volltönenden und bestimmten Beugungen, jene verschlungenen und doch klaren Linien fand, welche die leichtbeschwingten, mannigfaltigen und doch in so sicherem festem Tacte sich bewegenden Rhythmen; sie ist es, die den Marmor in schönen festen Massen zu Tempeln zusammenfügt oder zu seelenvollen und lebenskräftigen Figuren gestaltet; die endlich sogar dem eintönigen Gefäße die Spuren ihres Wirkens rückt. Diese Regelmäßigkeit und Einheit der Form ist nicht jene bloß negative und mechanische Correctheit, die auch geistlose und slavische Nachahmung erzeugen kann: sie ist vielmehr die nothwendige organische Entwicklung und äußere Darstellung des innern Wesens; ähnlicher Weise die Kraft, die der organische Keim in sich, ihm gerade diese und keine andere Gestalt gibt, oder wie die Weltkörper nach ihren inwohnenden Gesetzen in regelmäßiger Bewegung dahinrollen.

Das harmonische Maß und dieser Vorzug der Form in der Bildung der Alten ist mit der Einfachheit und Einheit verbunden. Die Einfachheit zeigt sich nicht nur in den Wissenschaften, Genüssen, in dem Privatleben und gesellschaftlichen Formen der frühern und besten Zeiten Griechenlands und Roms, sondern sie macht zugleich eines der wesentlichen charakteristischen Merkmale der alten Kunst und Literatur aus. In der Kunst zeigte sich diese Eigenschaft in den verschiedenen Mitteln, womit man die schönsten inhaltreichsten Wirkungen hervorbrachte, sich dadurch für die Kunst da, wo sie als Religion austrat, die festliche Form nicht ausgeschlossen wurde. Sie zeigt sich ferner in den, wenn auch noch so mannigfaltigen, doch den Grundtypen nach bestimmten Idealen der darzustellenden Götter und Helden. Nachdem einmal diese Ideale, hervorgerufen durch die Volkreligion, die Phantasie der Dichter, durch die Kunst der Künstler sichtbar geworden waren, so war wir kein verworrenes unbestimmtes Feld mehr in dem Gebiete der Kunst, nicht jene

vielerlei, oft ganz entgegengesetzte Richtungen, bewirkt durch unsicheres Hinz- und Herschwanzen, durch launige Willkür oder eitle Sucht nach Neuheit; sondern der gesunde griechische Sinn hielt vielmehr diese ersten Grundformen fest, und suchte nicht der Art, wohl aber dem Grade nach immer Neues und Schöneres. Dieselbe Stätigkeit und Einfachheit des ästhetischen Geschmacks, sowohl im Hervorbringen als Beurtheilen, finden wir in der Poesie. Jede Gattung behauptete die von ihrem Entstehen oder ihrer ersten Ausbildung an nicht durch Nachahmung, sondern durch den glücklichen Fund des Genius erhaltene wesentliche Form und Gestalt, und bei all' der großen Fülle productionreicher Dichter kam es in der schönsten Blüthezeit der griechischen Muse keinem in den Sinn, den glücklich gefundenen und passenden Ton aus Willkür oder Eitelkeit mit irgend einem andern neuen, aber unpassenden zu vertauschen. Um eine Gattung als Beispiel anzuführen, so erinnern wir an die attische Tragödie, deren künstlerische Ausbildung und Vollendung doch in eine Zeit fällt, wo die in Wissenschaft und im Leben weit vorgerückte Bildung leicht zum Versuche neuer Weisen und Formen reizen konnte. Allein so verschieden auch der Geist der verschiedenen ausgezeichneten Tragiker war, und so sehr auch die auf dieser Mannigfaltigkeit sowohl, als auf dem fortschreitenden Gang der Entwicklung beruhende Verschiedenheit ihrer Erzeugnisse hervortritt, so finden wir dennoch in der Wahl der Gegenstände, in der Anlage der Haupttheile, in den metrischen Formen und in der Sprache eine einfache Grundlage und übereinstimmende Einheit, ganz anders als etwa in unserer dramatischen Literatur, wo die Gegenstände und Personen aus der ganzen bunten Masse aller wilden und gebildeten Völker zusammengelesen, alle Formen und Stylarten in Prosa und Versen versucht werden, so daß die bessern Talente jedesmal genöthigt oder versucht sind, selbst erst sich eine neue Grundlage zu schaffen, statt sich frei und mit unerschöpfter Kraft auf dem Boden nationeller und allgemein anerkannter Uebereinstimmung zu bewegen, während zugleich die schwächern Talente durch diesen Mangel, einer kräftigen Stütze und einer wohlthätigen Einschränkung entbehrend, ein Spiel des Zufalls, der blinden Willkür und kleinlicher Eitelkeit werden. Jene Einfachheit und Einheit der Ansichten und des

eschmacks in den wesentlichen Grundlagen liegt sich aber nicht bloß in den einzelnen Gattungen der Kunst und Literatur, sondern gleich auch in dem Verhältniß der gesammten Kunst und Literatur zum Leben. War doch ihre ganze höhere Bildung nichts andres als die Blüthe, wozu das ganze Volk selbst den Stamm und die Heimath, den nähenden Boden bildete. Bei ihnen sprach sich also niemals die Wissenschaft, wenn sie einen Gegenstand allgemeiner Belehrung und in einem allgemeinen Interesse behandelte, sich weniger aber die Kunst so aus, daß sie von ganz fremden, in dem Bewußtsein der allgemeinen Bildung nicht vorhandenen Anschauungen und Begriffen ausging und sie nur Wenigen verständliche Darstellungsweise wählte. Auf diese Weise waren die Schöpfungen ihrer Kunst, der Poesie, der Geschichte und Beredsamkeit, die Ansichten und Lehren politischer Weisheit nicht auf die Kenntniß und den Genuß eines kleinen Kreises eingeschränkt, sondern ein Gemeingut theils des ganzen Volkes, theils aller Gebildeten. Auch denjenigen Gattungen der Literatur, welche, wie die Philosophie, ihrem Inhalte nach, ein höheres Vermögen der Auffassung und ein höheres Interesse für geistige Thätigkeit fordernten, entfernte sich dennoch die Form und Darstellung nicht so weit von der allen Gebildeten gemeinsamen und zugänglichen Sprache und Darstellungsweise, als wir dieses bei den Erzeugnissen unserer deutschen Philosophie so oft sehen. Als die vierte charakteristische Eigenschaft des classischen Alterthums bezeichnen wir oben die Energie: wir meinen mit jene starke Kraft, jene große innere und äußere Thätigkeit, jene Festigkeit, verbunden mit lebhafter Regsamkeit, welche uns dem griechischen und römischen Leben überhaupt so sehr anspricht, und welche zugleich der besondere Vorzug einzelner Charaktere jener Zeiten ist. Diese Energie äußerte sich dem öffentlichen Leben als persönliches Selbstgefühl und Liebe zur Freiheit, und ward bei beiden Völkern der Grund und die Stütze des Republikanismus; in den übrigen Lebenskreisen und Richtungen gestaltete sie sich bei jedem derselben anders. Bei den Römern, nach der ihnen gewordenen Individualität, richtete sie sich auf Politik, Krieg, Rechtswesen; sie äußerte sich in der Idee der Weltbeherrschung und römischen Größe, in jener römischen, oft bis zur Härte gehenden Virtus,

in der Strenge der Kriegszucht, in der müdlichen Ausdauer und Thätigkeit in der Festigkeit des Senates, der nach auch noch so großen Niederlage an der Rettung des Staates verzweifelte und mit einem siegreichen Feinde Frieden schloß. Wie wir in der frühern römischen Zeit diese Energie im Wollen und Handeln finden, so zeigte sie sich in der spätern Zeit, als wissenschaftliche Bildung nach Rom gekommen war, nicht minder in der Sphäre geistiger und literarischer Thätigkeit. So geschah es, daß eine so große Anzahl von römischen Staatsmännern und Helden mitten in den Geschäften des Senates und des Forums, bei täglicher Anstrengung als Rathgeber und Sachwalter in Rechtsstreiten, wie Cicero, oder mitten im Lärm der Waffen, wie Cäsar, noch Zeit für wissenschaftliche Beschäftigung fanden, und daß in dem Otium ihrer Villen zur Erholung die umfassendsten wissenschaftlichen Studien machten und die gediegensten literarischen Werke lieferten. Nach dem Verfall der Sitten und dem Untergange der Freiheit zeigte sich dieselbe römische Kraft und Größe in unseliger Verirrung in der ungeheuren Schrankenlosigkeit der Schwelgerei, der Verbrechen und des Despotismus. Aber auch in diesen unglücklichen Zeiten fehlte es nicht an einzelnen Männern, die mit unbeugsamer Festigkeit mitten in der Alles überfluthenden Schlechtigkeit aufrecht standen und jene altrömische Charakterstärke durch die Grundsätze störrischen Weisheit läuterten und befestigten. — Bei den Griechen erscheint diese Energie im Leben nicht so extensiv als bei den Römern, zugleich aber auch allseitiger und den ganzen Kreis der menschlichen Kräfte und Thätigkeit durchdringend. Von dieser Energie des hellenischen Charakters zeugt zunächst schon der Umstand, daß diese an Menschenzahl und Umfang des Landes verhältnißmäßig kleinen griechischen Republiken, ohne je die Größe ihrer unmittelbaren politischen Herrschaft zu haben, dennoch in dem großen Drama der Weltgeschichte eine so große und wichtige Rolle spielen. Sie zeigt sich ferner in der großen Mannigfaltigkeit der verschiedenen Stämme und Staaten, von denen ein jeder selbstständig und kräftig seine individuelle Bildung, Verfassung, Kunst und Sprache ausbildete und so lange behauptete, ohne durch Nachahmung oder Einfluß von außen zu einer charakter-

Einigkeit zusammenzufließen. Dieser Mangel wurde freilich zugleich die Quelle des Mangels an politischer Einheit, die einem so getheilten Volke die Selbstständigkeit nach außen sichern kann, und der Grund unseliger Spaltungen und innerer Kriege. Die Allseitigkeit aber dieser Energie des griechischen Lebens zeigt sich in der großen Anzahl der über alle Theile der alten Welt verbreiteten Pflanzstädte, in den so unendlich zahlreichen und originellen Werken der griechischen Kunst, in den so mannigfaltigen Formen und Gattungen der Poesie, in der so großen Fülle und schöpferischen Zeugungskraft der Dichter und Künstler, in dem Reichthum wissenschaftlicher Forschungen, in der Menge geistlicher philosophischer Anschauungen und Systeme, in der langen Reihe von Gesetzgebern, Helden, Staatsmännern und Weisen, die dieser an Umfang so kleine und an innerer Kraft so reiche classische Boden aufzuweisen sah. In jeder Sphäre dieser verschiedenen Lebensthätigkeiten müssen wir über die Fülle und Fülle der entwickelten geistigen Kräfte erstaunen, die sich dort als äußere Regelmäßigkeit und Beweglichkeit äußert, da im Handeln und Bilden, hier im sittlichen Wollen, Handeln, und wahrhaft in diesem zugeordneten Verhältnisse nicht am wenigsten, Bewunderung verdient. Oder können wir nicht in Weisen und Staatsmännern unsere Verherrlichung versagen, die, lediglich durch vernünftige Ueberzeugung oder durch Vaterlandsliebe und andere sittliche Motive geleitet, mit strengster Treue und wahrhaft männlichem Muth Leben und Tod nach den eingetragenen Grundsätzen einrichteten. Um an einen großen Namen zu erinnern, vermag ohne Rührung und Erhebung Demosthenes Leben und Wirken zu verewigen, der ohne andere Mittel als die Ernst seiner Gesinnung und die Macht seiner Worte in einer langen Reihe von Jahren unerschöpflicher Kraft, mit unermüdeter Thätigkeit, mit aufopfernder Anstrengung die Mitbürger über die wahren Interessen des Vaterlandes belehrte, ihren Leichtsinns und Unselbstständigkeit strafe, das Bild besserer Zeiten in ihnen erneuerte und mit starker Hand die Steuerruder des Staates in den gefährlichen Zeiten kühn und mit unwandelbarer Ausdauer lenkte? Unsere Bewunderung muß sich steigern, wenn wir dabei uns an die politischen Verhältnisse jener alten Republiken er-

innern, in denen nicht wie bei dem geordneten Mechanismus unserer Staatsverwaltung und Politik die wichtigsten Maßregeln in der sichern Ruhe der Cabinette entschieden werden können, und wo auch den weniger glücklichen Staatsmännern oft noch die Gnade der Fürsten und eine durch Reichthum und Ehre gesicherte Zukunft bleiben kann. In jenen alten Staaten war es die Aufgabe der Staatsmänner, eine bewegliche, unbeständige, oft verblendete, immer furchtbare Volksversammlung durch die bloße Kraft persönlicher Talente, durch Festigkeit des Willens, durch die überzeugende Gewalt der Beredsamkeit zu überwältigen, aufzuregen oder zu besänftigen, zu Entschlüssen und Handlungen zu bestimmen.

Ohne den Beruf oder die Anmaßung zu haben, unsere Zeit und unsere jetzigen Verhältnisse beurtheilen und richten zu wollen, braucht man nur einen Blick auf die Erscheinungen unserer Bildung, unser Lebens zu werfen, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß die bisher angeedeuteten vier Cardinalvorzüge des classischen Alterthums sich hier nicht in diesem Grade finden. Statt jener Harmonie zwischen leiblicher und geistiger Ausbildung und zwischen den verschiedenen Theilen der geistigen Bildung sehen wir in der jetzigen Welt nur zu oft Einseitigkeit und Disharmonie; statt jener Form und Einfachheit der Bildung sehen wir, und vornämlich bei uns Deutschen, Mangel an rechter Form in Kunst und Literatur, durcheinanderlaufende, widersprechende, unsichere Richtungen und Trennung der Wissenschaft vom Leben; statt jener Energie endlich sehr oft unbestimmte Schwäche, Charakterlosigkeit und Scheu vor ernster Anstrengung. Wie kann aber die Betrachtung der griechischen und römischen Vortwelt zur Verbesserung dieser Mängel unserer Bildung dienen? Ein Theil der Ursachen, welche diesen Mängeln zu Grunde liegen, steht nicht in unserer Macht: wir können uns nicht eine andere Organisation, einen andern Himmelsstrich, eine andere Geschichte geben; ein anderer Theil dieser Ursachen ist mit den Bedingungen unseres jetzigen bessern gesellschaftlichen Zustandes und unserer Vorzüge so innig verbunden, daß wir, wenn wir auch könnten, diese Mängel gewiß nicht mit manchen der entgegenstehenden glänzenden, aber gefährlicheren Vorzügen des Alterthums vertauschen wollten. Eine bloß äußerliche Nachahmung der Formen der antiken Bildung und des antiken Lebens würde uns

ebenso wenig frommen; an eine widernatürliche und gewaltsame Zurückführung der Einrichtungen und des Lebens der alten Zeit wird kein Vernünftiger denken, am wenigsten derjenige, welcher nicht nach oberflächlichen Anregungen, sondern mit dem Ernste gründlicher Studien das griechische und römische Alterthum betrachtet. So bleibt uns also nichts übrig, als durch das Studium der Geschichte, der Kunst und Literatur jener großen Vornwelt uns eine lebendige Anschauung derselben zu schaffen und die Vorzüge der antiken Bildung und des antiken Lebens nach den Bedingungen unserer Individualität, unserer Verhältnisse, unseres Zustandes uns anzueignen. Denn es sind diese Vorzüge, welche nicht darum für uns Werth haben, weil wir

sie bei Griechen und Römern finden, sondern weil sie überhaupt die allgemeinen Regeln einer tüchtigen und schönen menschlichen Bildung enthalten. Der denkende Geist würde sie als solche schon durch die bloße Betrachtung und Entwicklung des menschlichen Wesens finden; allein durch die erhaltenen Denkmale jener alten Völker hat uns die Vorsehung den unschätzbaren Gewinn gegönnt, diese geistigen Vorzüge einer schön gereiften und frei entwickelten menschlichen Natur in klaren festen Umrissen und anschaulichen Formen zu sehen, ohne störende und verhüllende Bewerke, gleich den Werken der alten Kunst, welche uns die menschliche Wohlgestalt ohne Hülle oder in einfacher und geschmackvoller Bekleidung zeigen.

Leopold von Ranke,

geboren den 21. December 1795 zu Wiehe in Thüringen, 1818 Gymnasiallehrer zu Frankfurt an der Oder, 1825 außerordentlicher Professor der Geschichte in Berlin, machte Reisen durch Deutschland und Italien, später ordentlicher Professor und Mitglied der Akademie in Berlin. —

Historische Schriften (Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften von 1494 bis 1535; Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat; Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation; Neun Bücher preussischer Geschichte und Anderes).

Kaiser Karl V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechs- zehnten Jahre war er zur Regierung berufen, doch fehlte viel, daß er in seiner Entwicklung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räten allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führt das Wort: „Noch nicht.“ Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilneh-

mend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, in dreißigsten seines Lebens in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua an's Land zu gehen zu wollen. Er war durchaus derselbe. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selbst ersah man weder Leidenschaft noch Uebereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift, es war Alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes. Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitend er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venetianische Botschafter war

berte sich, ihn um nicht Weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbenutzt besuchen konnte, um dies so oft zu thun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst auf's Reine zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfnis und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, im Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen, öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schreden. Dann lehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Soliman's hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lothauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schiffte er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr! weiter!“ hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Nun ist es merkwürdig genug, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt. Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, sagte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth

er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er Alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchen er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet. Zwischen beiden nun wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es. Häufig hielt Karl den Courier noch ein paar Tage länger auf. War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden.

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Auch hatte er nicht eben immerfort Geld. Die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten. Indes er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum Voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt. Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Sie ist wenigstens kaum willkürlich. Dieses Harren, Ruhen, sich Unterrichten, nur spät Schlagen, ist eben Karl's Natur.

In wie viel anderen Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einer jener Lehen, mit einem jener Pfünden, deren er so viel hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Siedurch brachte er Andere dahin, in seinem

Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden. Wenn man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wenn

er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er troge darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

Karl Hoffmeister,

geboren den 15. August 1796 zu Billigheim bei Landau, studirte Philosophie, Philologie und Theologie zu Straßburg, Heidelberg und Jena, ward dann Hauslehrer zu Grefeld, 1821 Rector des Progymnasiums zu Mörs, 1832 Gymnasialoberlehrer zu Köln, 1834 Director des Gymnasiums

zu Kreuznach, 1841 Director des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Köln, starb den 14. Juli 1844. — Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhange; Die Weltanschauung des Tacitus; Die Weltanschauung des Herodotus; Erörterung der Grundsätze der Sprache u. s. w.

Schiller's Jungfrau von Orleans.

Als Schiller die Maria Stuart beendet hatte, wandte er sich nach kurzer Frist wieder zu einem neuen Gegenstande. Es war die Jungfrau von Orleans, die er schon am 1. Juli 1800 begann, nachdem er im Dichten eine Pause von nicht ganz einem Monate gemacht hatte. Er studirte für dieses Sujet vorzüglich die Sammlung von 28 Handschriften über den Proceß der Johanna, welche del Uverdy im dritten Bande der Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi zu Paris 1790 herausgegeben hatte. Die Anordnung des neuen Stückes kostete ihm viele Mühe und Zeit. Am 26. Juli klagt er in einem Briefe an Goethe, daß es sich nicht, wie er wünsche, in wenig große Massen fügen wolle, und daß er es in Absicht auf Zeit und Ort in zu viele Theile zerstückeln müsse. Doch hoffte er am Ende Juli Goethe'n das fertige Schema vorlegen zu können. Im August miethte er sich in Oberweimar ein; hier wollte er, von seiner Familie getrennt, in der Einsamkeit arbeiten, wie früher in Ettersburg. Aber zuerst ermattete die anhaltende Hitze Geist und Körper, dann ward er durch das Uebelfinden seiner Frau nach der Stadt zurückgerufen, und endlich störte ihn der Tumult einer Hochzeit im gegenüberliegenden Hause. Erst nach längeren Vorbereitungen, im September, als er wieder nach Weimar zurückgekehrt war, berichtet er, „daß er nun förmlich beim Anfange angekommen habe!“ Langsam, aber gründlich rückte die Arbeit vor. Er schreibt: „Bei der Armuth von Anschauungen und Erfahrungen von außen, die ich habe, kostet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand,

den Stoff zu beleben. Dieser Stoff ist kein von den leichten und liegt mir nicht nahe.“ Unausgesezt blieb er an seinem Geschäft, ob sich Zerstreuungen zu erlauben. Raum, daß er Goethe in Jena auf einen Tag besuchte. So kam er denn so weit, daß er am 11. Februar 1801 dem Freunde die ersten drei Acte vorlesen konnte. Im März flüchtete er sich mit dem unvollendeten Werke in seinen einsamen Garten bei Jena; aber trotz des schönen Wetters wollte er doch mit dem Erfolge seiner Arbeit nicht zufrieden sein. „Die Schwierigkeiten meines jetzigen Pensums,“ schreibt er, „spannen mir den Kopf noch zu sehr an; dazu kommt die Furcht, nicht zu rechter Zeit fertig zu werden.“ Bald trat auch wieder schlimmeres Wetter ein, und der Einsamkeit (denn Weib und Kinder hatte er in Weimar zurückgelassen) wurde durch den unaufhörlichen Wind belästigt, dem er auch bei verschlossenen Zimmern nicht ausweichen konnte. Am 1. April kehrte er in die Stadt zurück; der vierte Act war die Ausbeute, die er mitbrachte. Am 16. endlich war das Werk vollendet, an welchem er also nicht volle neun Monate gearbeitet hatte. „Es ist so brav, gut und schön,“ schrieb Goethe in seiner allgemeinen, kurz abfertigen Art, „daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.“

Erinnern wir uns, durch welche Verhältnisse Schiller zur Schicksalsidee geführt wurde, so liegt es am Tage, wie er vom antiken Religiösen im Wallenstein zum modernen Religiösen in der Maria Stuart, und von dieser zum romantisch Religiösen in der Jungfrau von Orleans übergehen konnte. Es ist eine Grundbewegung und ein innerer Zusammenhang, und dennoch macht jedes dieser Dramen ein eigenes Genre aus. Im Wall-

sein herrscht die überirdische Macht als antikes Schicksal; in Maria Stuart lebt sie in dem Glauben der schottischen Königin und durch ihn; in der Johanna bringt sie als Gottheit wunderkräftig den Glauben an sich selbst hervor und handelt durch das prophetische Heldemädchen. Im ersten und letzten sind Kräfte in Bewegung gesetzt, welche den Naturzusammenhang übersteigen; das erste Stück ist gewissermaßen eine Schicksalstragödie, das letzte eine Wundertragödie. In der Maria steigt alles Religiöse aus den Tiefen der menschlichen Seele hervor, ist durch den Glauben vermittelt; nur in der Ferne erklingen einige bedeutungsvolle Stimmen des Verhängnisses.

Betrachten wir die drei genannten Tragödien in Beziehung auf den Unterschied der antiken und der modernen Tragödie, so versteht es sich von selbst, daß die Maria Stuart im Wesentlichen ein modernes Drama ist, wenn gleich das particular Persönliche zu sehr überwiegt, und es sich nicht genugsam hervorstellt, daß die Königin im Conflict mit großen Völker- und Weltverhältnissen ihren Untergang findet. Aber auch in den beiden anderen Stücken brachte Schiller es nicht weiter, als zu einer Verbindung des antiken mit dem modernen Princip. Im Wallenstein behielt er, wie ich nachgewiesen habe, aus der frühern Anlage die neuere dramatische Grundidee neben dem alten Princip bei. Die Jungfrau von Orléans hat insofern einen antiken Gehalt, als in ihr das geheimnißvolle Walten einer überirdischen Macht in menschlichen Dingen veranschaulicht wird, und der göttliche Wille, wenn auch nur vorübergehend, in eine höchst tragische Collision mit den tiefsten menschlichen Empfindungen der Jungfrau tritt. Aber ihre Thaten selbst gehen auf einen großen volksthümlichen Gegenstand, und insofern gehört die Tragödie offenbar der modernen Gattung an.

Alle drei Stücke sind aber, vom Standpunkte ihres Urhebers aus, nur verschiedenartige Versuche, für den tragischen Rothurn die reinste Form und den edelsten Gehalt zu gewinnen. Sein Zweck war, „dem Drama durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung Luft und Licht zu verschaffen.“ Es konnte ihm jetzt nicht mehr darum zu thun sein, durch sententiöse Stellen, durch glänzende Partien zu bestechen, durch das Feuer, womit seine Helden seine eigenen sittlich-politischen Ueberzeugungen vortrugen, hinzureißen. Sein

Augenmerk war überhaupt nicht mehr vorzugsweise auf den Inhalt gerichtet. Nachdem er seit seinem Don Carlos in der rhythmischen Sprache einen schönern Leib für seinen Dialog gefunden, war er unaufhörlich bemüht, auch durch andere Hülfsmittel die Großartigkeit der griechischen Tragödie auf unsere Bühne zurückzuführen und das Ideale symbolisch zu gestalten. Denn sowohl das Walten des antiken Schicksals, als die Frömmigkeit des gottergebenen Gemüths und die Entsündigung durch Beichte und Abendmahl, als endlich die Wunder der göttlichen Weltregierung sind eigentlich in diesem Kunstgebrauche nur Andeutungen ewiger Ideen, Symbole unserer idealen Betrachtung der Dinge. Er schlug diese mehrfachen Wege aus einem und demselben Bestreben ein, um seinen Stücken in all ihren Theilen eine ideal-poetische Gestalt zu geben. Diesem Triebe genügte er in jedem folgenden Stücke in höherm Grade, und die Jungfrau von Orléans ist am meisten von der prosaischen Wirklichkeit entfernt. Während der Dichter im Wallenstein dieser Richtung nur in der Liebesepisode und in der Einführung der Schicksalsidee einen Ausdruck gab, in der Maria Stuart aber nichts dargestellt wurde, als die religiöse Versöhnung eines liebenswürdigen, seine früheren Vergehen büßenden Weibes, ist in unsrer Tragödie ein gotterfüllter Charakter die Hauptperson.

In seinem Geisterseher hatte Schiller, im Sinne der Verstandesaufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, die Wunder als Werke des Wahns und Betrugs behandelt; in dieser Tragödie gibt er ihnen im Geiste des Glaubens der mittleren Zeit für Religion und Poesie ihre Rechte wieder. Das Geisterreich und die natürliche Welt, Himmel, Hölle und Erde, Dämonisches und Menschliches stehen hier in einer sichtbaren Verbindung; übernatürliche Wesen greifen unmittelbar in das Leben ein. Die Art, wie diese beiden Welten des Wunders und der Natur in einander verschmolzen sind, beweist den großen Kunstverstand des Dichters. Wenn er einerseits durch eine kraftvolle Darstellung der Wunder die gemeinen Geseze der Physik gleichsam aufhebt und über die wirkliche Erscheinungswelt hinaus der ahnenden Seele den Blick in ein Doppelreich erschließt, wo gute und böse Wesen geheimnißvoll weben und schalten, so weiß er dem Wunderbaren selbst dadurch Glauben zu verschaffen, daß er es überall

nur auf einem gehörig zubereiteten Boden emporsprießen läßt, daß er die Uebergänge des Natürlichen und Uebernatürlichen vermischt, und daß er den Causalnexuß, den er in dem Inhalte seiner Geschichte bisweilen überhüpft, in der Form seiner Darstellung mit besto größerer Stetigkeit durchführt. Er hat dadurch das Sagenhafte vor der Ausartung in das Phantastische bewahrt.

Mit eben diesem Kunstverstande hat Schiller's Genius aus der wunderbaren Erscheinung Johanna's eine leibhaftige tragische Gestalt zu schaffen gewußt. Eigentlich sind Posa, die Königin Elisabeth in Don Carlos, Mary, Thetia größere Wunder, als das Heldemädchen von Orleans. Denn bei jenen liegt das Wunderbare in ihrer innern Natur und erscheint als etwas Ungereimtes; bei dieser Gestalt liegt es in dem Verhältnisse zum Unsichtbaren, welches seinem Wesen nach ungreiflich ist. Wie kamen jene Personen in ihrer Zeit und Umgebung zu ihrer idealen Weltauffassung, zu ihrer himmlischen Reinheit der Gesinnung? Dagegen ist der Charakter wie das ganze Unternehmen Johanna's auf's Beste motivirt, und während fast alle früheren idealischen Figuren des Dichters durchaus subjectiv und lyrisch gehalten sind, gelang ihm auf überraschende Weise, diesem der Wirklichkeit beinahe entrißenen Wesen eine feste Selbstständigkeit zu geben.

Der Vater der Jungfrau ist ein biederer, liebevoll gesinnter und nicht unedler Mann, der seine Tochter Louison ihrem armen Bewerber nicht verweigert. Aber als ungebildeter Mensch ist er von düsteren Religionsvorstellungen seiner Zeit beherrscht, und als eine tiefgründelnde melancholische Natur setzt er bei Anderen, selbst bei seiner Tochter, immer das Schlimmste voraus. Sein Glaube an böse Geister mußte sich in der edel organisirten Seele der Johanna zu einem höhern Offenbarungsglauben ausbilden. Die Schwärmerie der Zeit, die Mystik der katholischen Kirche, die Einsamkeit und die einfache Beschäftigung des Hirtenlebens nährten die Knospe, bis sie bei der wachsenden Noth Frankreichs sich zur Blüthe öffnete. Indem der Dichter seine Heldin, den geschichtlichen Nachrichten zuwider, als Schäferin darstellte, gewann er den Vortheil, ihre Empfindungs- und Denkweise psychologisch begründen zu können. Dann wird auch mit Nachdruck und wiederholt auf einen uralten Zauberbaum aufmerksam gemacht,

damit man sehe, daß die Sagen, welche an denselben knüpfen, ein Hauptmoment der Erziehungs Geschichte der Johanna und Dom-Remy, wo sie bisher gelebt, als ein Wallfahrtsort bezeichnet, der ihr schon von Kindheit an mit religiösen Vorstellungen füllen mußte.

In das abgelegene Dorf bringt je Kunde von dem Siegesglücke der Engländer, welche Frankreich den fremdgeborenen aufzwingen wollen, „der das Volk nicht. Der weise Dichter glaubte nämlich darin Zug der weiblichen Natur durchgeföh haben, daß Johanna, welche das Königthum als Abstractum gar nicht fassen konnte immer nur den guten, liebenswürdigen bei allen ihren Anstrengungen als letzten dachte. Der Prophet Posa konnte nicht in ein Weltreich glühen; die Prophetin Jol wenn sie nicht die Schranken des Menschengeschicks ihrer Zeit, überschritt, ver suchte nur die Wiederherstellung früherer Zustände zu beabsichtigen und ihre Berufung nicht die Idee des Staates, sondern in patriarchalischer Weise nur an eine Person zu knüpfen. Man sieht, daß es durch dem Dichter von vorn herein gewar, den König Karl VII. als einen freundlichen, liebenswürdigen Menschen zu schildern, und daß eine gewisse Verherrlichung des Königthums, die allen bisherigen E Schiller's fremd ist, sich nothwendig als Hauptcharakter der Tragödie knüpfte.

Diesen populären König zu erhalten, das Landmädchen in inbrünstigem Glauben zur Mutter Gottes (Act 1, Sc. 10). wie? Hat diese denn nicht, als unbewußte Magd, den Herrn geboren und ist sie selbst zum Himmelsglanze erhöht worden? Die katholische Kirche nährt die Ueberzeugung, daß die reine Jungfräulichkeit jedes Heil auf Erden vollbringe. In dieser andäwollen, erhöhten Stimmung erscheint ihr dem Wunderbaum die Himmelskönigin fordert sie auf, den König zu Rheinfelden zu krönen. So ist dem Uebersinnlichen der Weg auf's Beste gebahnt, ehe es im Leben der Jungfrau wirksam wird.

Jetzt ist die Gotterfüllte ihres höchsten Rufes gewiß, den sie aber still verschlossen Herzen bewahrt, bis die Stunde der Scheidung schlägt. In einem Helme, bei einer Zigeunerin dem Landmanne bei aufgedrungen wird, empfängt sie das er-

hen ihrer Sendung. Jetzt gibt ihr der
 es ein, daß sie das von den Feinden
 gerte Orleans zu entsetzen habe; unwider-
 lich fühlt sie sich von der Heimath fort-
 sen und in's Kriegsgewühl getrieben.

Dieses alles stellt der Dichter im Prologe
 der, weil er nicht allein Exposition ist,
 erner zugleich die Handlung eröffnet, füglich
 erster Act der Tragödie betrachtet werden

1. Schon in diesem Vorspiele stellt sich
 anna als eine höhere Natur dar, wie sie
 später bewährt. Was ihr der Vater vor-
 t, daß sie vor Tagesanbruch und um
 ernacht ihr Lager verlasse und ganze
 nden unter dem Druidenbaume sinnend
 wird im Allgemeinen durch ihre spätere
 hlung vor dem Könige bestätigt. Um
 innern Prophetenstimme Gehör zu geben,
 ert sie sich von den Hirtenmädchen des
 es ab, fühlt sich fremd im Vaterhause,
 ohl sie den älteren Schwestern freudig
 : und in stillem Gehorsam die schwersten
 hten übt. Noch tritt keine Spur von
 nder Anhänglichkeit aus ihr hervor, und
 Freier Raimond verehrt sie mehr, als er
 iebt; sie scheint ihm etwas Höheres zu
 aten und aus andern Zeiten zu stammen.
 sehr hält das Dämonische die rein mensch-
 i Gefühle in ihr gebunden, und sie steht
 Widerspruche mit ihrer Jugend, mit ihrer
 lichen Natur. Sie spricht im Prologe
 r zu den Schwestern, noch zum Vater ein
 ges Wort, und würde gegen sanftere
 imungen ganz verschlossen erscheinen, wenn
 Dichter dieser Kälte gegen die Menschen
 eine rührende Empfänglichkeit gegen die
 r, die sich am Schlusse des Prologs
 icht, beigemischt hätte.

och mehr, als durch ihr geheimnißvolles
 zeigen im Prologe, hat der Dichter durch
 zweifelhaftes Licht, in welches er sie an-
 s stellt, die Aufmerksamkeit für dieses
 rordentliche Wesen geschärft. Hier muß
 ich bemerkt werden, daß das Geisterreich,
 es wunderbar in die natürliche Welt
 eift, ganz im Sinne des Mittelalters
 in sich getheilt und getrennt ist, indem
 Menschen theils durch gute Mächte des
 nels geführt, theils durch tückische Wesen
 ölle berückt werden. Unter welchem Ein-

steht nun die räthselhafte Jungfrau?
 n die Worte, womit der Vater ihr Trei-
 und Thun schildert („Bleib' nicht allein
 grabe keine Wurzeln u. s. w.") erregen

unsere Besorgniß. Denn wie kommt Thibaut
 auf diese ganz sonderbaren Anklagepunkte,
 wenn sie durchaus unbegründet sind? Schweigt
 die Angeklagte im Bewußtsein ihrer Schuld?
 Dann macht uns auch die mystische Zauber-
 eiche bedenklich, und einen gleich unheimlichen
 Eindruck verursacht jenes vom Dichter ge-
 wählte Zeichen, daß für Johanna die Stunde
 des Handelns geschlagen. Sollte sich, um ihr
 dies Zeichen zu senden, der Himmel einer Zi-
 geunerin, einer Person aus der Menschenclasse
 bedienen, woraus nach dem Volksglauben
 nicht selten die Hölle ihre Werkzeuge wählt? —
 Doch alle Zweifel verschwinden am Ende des
 Vorspiels vor den hochbegeisterten Worten der
 Jungfrau, und sie tritt hier aus dem zwei-
 deutigen Dunkel in ihrer eigenthümlichen Gestalt,
 wie die Sonne aus dichtem Gewölke, hervor.

Wie sehr Johanna durch diese begeisterte
 Abschiedsrede die Erwartungen gespannt hat,
 so werden diese bei ihrem Wiedererscheinen
 im Hofsager des Königs doch übertroffen,
 da der Moment, in welchem, und die
 Art, wie sie in die Handlung eintritt, so
 höchst entscheidend und großartig sind. Der
 Connetable hat dem unkriegerischen Könige
 den Dienst aufgesagt, Karl's Casse ist erschöpft,
 Orleans auf dem Punkte, sich zu übergeben,
 die besten Truppen, die Schotten, drohen ab-
 zuziehen, ein Parlamentsbeschuß hat den König
 und seine Nachkommen des Throns verlustig
 erklärt, der junge Heinrich VI. von England
 ist in St. Denis gekrönt, Philipp von Bur-
 gund und Karl's eigene Mutter haben sich zu
 dessen Untergang verschworen; der König selbst
 ist durch alles dies so entmuthigt, daß er über
 die Loire zurückweichen will, und seine treuesten
 Freunde sich von ihm lössagen. Da erscheint
 plötzlich, als alle irdische Hülfe verschwindet,
 die himmlische Rettung in Johanna. Sie
 kommt nicht, wie die historische Johanna, um
 Hülfe zu versprechen: sie hat bereits geholfen,
 als sie vor dem Dauphin erscheint; der Feind
 ist geschlagen. Und wie vor ihrer Ankunft
 durch die That, so bewahrheitet sich die Pro-
 phetin sogleich beim ersten Auftreten durch
 das Wort. Sie erkennt den nie gesehenen
 König unter seinen Hofleuten und offenbart
 ihm den Inhalt seiner geheimsten Gebete.
 Der Erzbischof ertheilt ihr, alle religiösen Be-
 denken hebend, gleichsam die Weihe der Kirche.
 Seine eigenthümliche Function in der Tragödie
 ist es, den religiösen Standpunkt zu symboli-
 siren, von dem wir das Ganze aufzufassen

haben. Schnell ist der Jungfrau Alles ergeben, das Volk hinter der Scene hat sie als gottgesandte Retterin begrüßt, der König ist von ihrer göttlichen Sendung überzeugt, zwei Befehlshaber erbitten sie sich zur Oberanführerin des Heeres, die anwesenden Ritter geben durch Waffengeklirr ihren Beifall kund. Ein jetzt auftretender Herold vom „Grafen Salisburg“ bietet vor der Bestürmung Orleans' einen Vergleich an. Sie weist ihn ab, offenbart ihm den Tod des Feldherrn und eilt mit den Kriegern fort, um die belagerte Stadt zu retten. Im gehobensten, erwartungsvollsten Moment fällt der Vorhang.

Im Anfange des zweiten Actes sehen wir schon vollbracht, was Johanna am Schlusse des ersten versprach. Orleans ist entsetzt, die Engländer sind geschlagen. Sie sammeln sich in einem Lager, um den Kampf mit dem morgenden Tage zu erneuen. Aber ehe sie sich durch Schlummer erquidt haben, ist der Wall erstiegen, Johanna im Lager, und die Ueberfallenen suchen ihr Heil in wilder Flucht. Das Lager geht in Flammen auf, die Jungfrau tödtet den Walliser Montgomery und versöhnt den ihr entgegentretenden Herzog von Burgund.

Man hat die Episode mit Montgomery doppelt getabelt, einmal wegen ihres zu epischen Charakters, und zweitens, weil der Dichter, von der Geschichte abweichend, seine Heldin vor unsern Augen Blut vergießen und ihr frommes Gemüth bis zur Unmenschlichkeit und Mordlust entarten lasse. Auf den ersten Vorwurf kommen wir später zurück. Was den andern betrifft, so können wir uns die Johanna der Bühne nicht füglich anders denken, als kämpfend; das müßige Zuschauen würde ihren Heldencharakter aufheben. Auf dem Theater muß der Held das Schwert selbst führen. Wie Johanna's Vaterlandsliebe durchaus persönlich ist, so ist es auch ihr Haß gegen die Engländer; sie verfolgt jeden einzelnen Feind, und ihre religiös patriotische Begeisterung selbst steigert diesen Nationalhaß bis zu dem Grade, daß sie sich berufen wähnt, schonungslos jeden Engländer zu tödten, der ihr in die Hände fällt. Wohl steht nun die tragische Heldin nicht mehr so rein da, als die historische; selbst die Heilige sollte nicht fleckenlos sein. Das ist aber die innere, sich immer mehr entwickelnde Grundidee in diesem dramatischen Epos, daß Johanna auf ihrer Propheten- und Heldenlaufbahn sogleich in einen ungeheuren Gegensatz mit sich selbst tritt.

Nachdem sie einmal den engen A Bestimmung überschritten, muß sie liche, ihre menschliche Natur verleugern ihren göttlichen Beruf zu erfüllen.

Dagegen ist sie in den nächsten ganz sie selbst, und der Dichter scheidet das, was sie wider Willen in Auftrage thun zu müssen glaubte, worin sie zugleich ihrem eigenen Hergeben, contrastirend in zwei Scenen, ander gestellt zu haben. Hier tritt ein Friedensengel zwischen die St an ihrer schönen Menschlichkeit schund's Zorn, vor der Macht ihrer Ueberbeugt sich sein herrischer Sinn, und einschmeichelnder Ueberredung zieht vollends herüber auf ihre reine E ist das Kindliche ihres Wesens, wo („Ihre Rede ist wie eines Kindes“). ist ein großer politischer Charakter; so fern sie ohne Bewußtsein handelt ganz Weib, Hirtin, Kind. Sie läßt bewußt nur durch des Geistes Stimm der ihr gebietet.

Die liebevolle, schöne Seite ihres C die hier nach und neben der furchtbenen hervortrat, legt der Dichter in Aufzuge sogleich weiter auseinander. als Friedensgöttin, das Haupt n Kranze geschmückt, vollendet die vofstiftete Eintracht dadurch, daß sie devon Burgund bewegt, Du Chatel, de seines Vaters, zu verzeihen. Dem Ber wird freudige Liebe und Reigung In dieser Stimmung bieten ihr zw gekrönte Helden, Dunois und La F Hand an; aber weder dies, noch die in den Adelsstand vermag sie zu irr als der König mit sanftem Zuredgotterfüllten Busen der Liebe süße (einflößen will, erhebt sie sich in ihr Größe: „Dauphin, bist du der göttl scheimung schon müde? u. s. w.“ A die Hestigkeit, womit sie die irdische zu einem Manne wegstößt, beweist, den Gefühlen nicht unzugänglich ist, ihre ganze Umgebung, selbst der C sie auffordert. Auf eine solche Verfassung deuten auch die Worte hin: „Mich preßt, mich ängstigt diese Wal und der Ausruf bei der Nachricht v gänge des Feindes über die Marne: Schlacht und Rang Jetzt ist die Seele ihrer Banden

o hat der Dichter die Scene, die da kommen
 u, auf's Beste vorbereitet, und Johanna stürzt
 en demselben Schicksale entgegen, dem sie
 us den weichen Armen des Friedens entflie-
 en will.

Wir sind (Act 3, Sc. 6 ff.) zum zweiten
 Male auf's Schlachtfeld versetzt. Schon ist
 Talbot tödtlich verwundet, die Schanze er-
 türmt, der Tag gehört den Franzosen. Jo-
 hanna aber wird durch einen Geist, einen
 schwarzen Ritter, in eine öde Gegend vom
 Schlachtfelde weggelockt. Der Dichter hat nur
 eise angedeutet, wen wir uns unter diesem
 Ritter zu denken haben; er wollte den er-
 habenen Eindruck, den alles Unbestimmte und
 Geheimnißvolle erhöht, nicht durch eine zu
 klare Zeichnung schwächen. Talbot, kurz
 vorher als Atheist gestorben, irrt, nach dem
 Glauben der Zeit, als ein verdammt Dämon
 auf der Erde umher, und erscheint hier, um
 jenes Wort factisch zu widerlegen, daß vom
 Menschen Nichts übrig bleibe, als eine Hand
 voll leichten Staubs. Der Geist führt die
 Jungfrau durch verstellte Flucht vom Schlach-
 tfelde weg und entreißt hierdurch viele Britten
 der Todesgefahr. Aber es ist noch ein anderer
 Zweck, welchen der tückische Dämon verfolgt.
 Er heißt die Heldin mitten in ihrem Sieges-
 laufe stille stehen; er warnt sie, nicht um sie
 zu retten, sondern um sie an sich selbst irre
 zu machen. Das verwirrende Phantom ver-
 sinnlicht gleichsam ihren innern Zwiespalt; es
 gibt nur der schlimmen Ahnung ihres Herzens
 Sprache und ist ein Vorbild des Unglücks,
 welches der eigene Prophetengeist ihr selbst
 weissagt. Die ganze Scene soll nichts als
 den Zuschauer mit ahnender Angst erfüllen;
 sie soll den nahen Fall Johanna's vorbereiten
 und einführen. Man kann nicht leugnen, daß
 dieser Geisterspuk durch zarte Fäden mit dem
 Ganzen verbunden ist und etwas verloren
 dazustehen scheint. Wenn das Räthsel nicht
 sogleich in der folgenden Scene Aufschluß er-
 hielt, wäre es gewiß auch in einem roman-
 tischen Trauerspiele fehlerhaft. „Tödt, was
 sterblich ist,“ hatte der verschwindende Ritter
 zu ihr gesprochen. Wie sie nun aber Lionel,
 dem einzigen noch lebenden Heerführer der
 Feinde, in's Antlitz schaut, ist sie unfähig,
 auch das Sterbliche zu tödten. Sie verlegt
 ihr Gelübde; bei unveränderter Aufgabe ist
 sie selbst eine Verwandelte.

Diese Stelle, zu welcher von der Montgomery-
 Scene an Alles hindrängt, ist eigentlich der

Punkt, womit die wahre Tragödie erst be-
 ginnt. Alles Frühere hatte darin, daß die
 Gottgesandte in ungetrübter Begeisterung ihrem
 hohen Ziele, mit Niederwerfung aller Hinder-
 nisse, triumphirend entgegeneilte, den vorherr-
 schenden Charakter eines erhabenen Epos; wir
 betrachten ihre Siegeslaufbahn eher mit jeder
 andern Empfindung, als mit Furcht und Mit-
 leid. Nur leise und allmählig sehen wir aus
 dem eigenen Herzen der Jungfrau ihrem gött-
 lichen Berufe einen mächtigen Feind erwachsen,
 und in unserer Scene tritt auf einmal das
 Göttliche mit dem Menschlichen, das Heroische
 mit dem Weiblichen in einen furchtbar tragi-
 schen Gegensatz: zwei Welten stoßen feindlich
 aufeinander. Dieser Gegensatz ist kein be-
 liebiger, kein gemachter, sondern in der mensch-
 lichen Natur tief gegründet. Wir haben ihn
 durch unsere ganze Biographie in Schiller selbst
 unter dem Namen des Heroismus der Freiheit
 und der Humanität des Herzens kennen ge-
 lernt, und er stellte sich uns im Wallenstein
 durch den Kampf der Pflicht und der Liebe,
 in den sich Max mitten hinein geworfen sieht,
 trefflich dar.

Der menschlichste, weiblichste Trieb macht
 sich gerade in dem Augenblicke geltend, wo
 Johanna im Begriffe steht, auf vermeintliches
 göttliches Pflichtgebot, das Unweiblichste, Un-
 menschlichste zu thun — den überwundenen
 Feind zu erschlagen. Vortrefflich hat hier der
 Dichter zwei äußerste Enden an einander ge-
 knüpft. Da, wo das Schrecklichste im Namen
 Gottes vollbracht werden sollte, macht die
 menschliche Natur, plötzlich mit Allgewalt er-
 wachend, ihre ewigen Rechte geltend, und ihr
 Herz bricht für den, welchen sie morden sollte,
 in erster glühender Liebe hervor. Nur wenn
 Johanna auf der äußersten Grenze des einen
 Gebietes stand, konnte sie plötzlich auf das
 andere hinübergesetzt werden — wobei man
 jedoch auch erwägen wird, daß diese Seelen-
 veränderung, wie früher angedeutet worden,
 schon innerlich vorbereitet war. Von jetzt an
 gehört Johanna unserer Gattung, gehört
 ihrem Geschlechte an. Ihr Panzer bedt nun
 ein fühlendes Herz. Wir leiden mit der
 Leidenden.

Der innere Widerstreit hat sogleich einen
 Gegensatz Johanna's mit der Außenwelt
 zur Folge — und beide hat uns der Dich-
 ter in dem rhetorisch-lyrischen Monologe zu
 Anfange des vierten Aufzuges so herrlich
 gemalt. Jetzt in Rheims am Ziele ihrer

Wünsche, ist nur sie nicht glücklich. Mitten unter einem huldigenden Volke fühlt sie sich in einer menschenleeren Oede. Auf der Mittagshöhe ihres Glückes sehnt sie sich nach ihrem niedern Stande zurück. Zwischen den Schauern des Gewissens und den jungen Gefühlen der Liebe und ihren beinahe lästernen Anklagen der Himmelskönigin schwankt die Unglücklich-Beglückte hin und her, und zwei Welten streiten sich um ihren Besitz. Der Contrast wird im Folgenden in anderer Weise fortgesponnen. Vor der von Gott Abgefallenen wirft sich die Sorel zu Füßen nieder, und sie hält die von der heftigsten Leidenschaft bewegte Jungfrau für unempfindlich. In der Sorel ruhigem, einem Gefühle ganz hingegenem Gemüthe spiegelt sich Johanna's Seelenzerrissenheit. Von dem Liebesglücke der Sorel, das sie in seinem ganzen Umfange zu fassen vermag, blickt sie mit Entsetzen in den eigenen Busen zurück, und mit Beben zu ihrer Fahne hinaus, die sie vor dem Könige tragen soll. In den nächsten Scenen trifft sie mit ihren Schwestern zusammen, die auch zum Krönungsfeste gekommen sind. Die glückliche, heitere, eitle Margot steht vor ihr, als sie, wie von Geistern gejagt, aus der Kirche stürzt; und die gefühlvolle, sinnige, ernstere und besorgtere Louison liegt an ihrem Herzen. Die Liebe zu Lionel hat ihre Seele jetzt auch der Schwesterliebe erschlossen; sie, die uns im Prologe noch streng und lieblos erschien, schmiegt sich jetzt an die traute Schwesterbrust, an welcher sie sich augenblicklich in ihrer Jugend Paradies zurückversetzt glaubt. Sie will mit den Schwestern entfliehen, als der König mit seinem Gefolge auftritt, und der sich erneuende Gegensatz zwischen dem, was sie in sich fühlt, und dem, was man von ihr hält, seine höchste Spitze erreicht und sich erschöpft. Es erscheint ihr Vater, der, von Raimond begleitet, seinen Töchtern nach Rheims nachgezogen ist, und nun öffentlich seine Tochter, um ihre Seele zu retten, der Zauberei beschuldigt. Die Fragen, die er, Sorel, der Erzbischof und Dunois an sie stellen, sind freilich etwas spitzfindig und alle so allgemein gehalten, daß Johanna sie nicht schlechtthin verneinen kann. Sie lassen sich sämmtlich sowohl auf die Teufelskunst, deren man sie beschuldigt, als auf ihren wirklichen Zustand beziehen. Ihr bewegungsloses Verstummen, diesen Fragen und Beschuldigungen gegenüber, hat man einen der größtenzüge des Stücks,

ein erhabenes Stillschweigen genannt; ^{und} mit Recht. Denn sie nimmt freiwillig, ^{weil} der Himmel es will, die Last des schwarzen Verbrechens auf sich, um eine kleine Schuld zu büßen. So steht sie demüthig in blinder Unterwerfung da, und widerlegt die gräßliche Anklage des Vaters und des Himmels durch kein Wort, keinen Blick, keine Bewegung der Hand. Als nun Alle, selbst Dunois, sie verlassen haben, tritt Raimond, ihr Bewerber vom Schäferstande her, zu ihr, und an seine Hand eilt sie in die Verbannung, in den Ardennenwald.

Sie kommt nach dreitägigem Irren, bei wüthendem Sturm, in dem Walde zu Köhlerhütten, wo ihr, zur letzten Prüfung, der aus der Stadt heimkehrende Köhlerbube, „die Hexe von Orleans“ erkennend, den Becher vom Munde reißt. Hier endlich löst die Büßerin vor dem treu gebliebenen Raimond ihr Stillschweigen. Sie erklärt dem erstaunten Begleiter, daß sie keineswegs mit dem Teufel im Bunde stehe, jedoch ohne ihre wirkliche Schuld zu nennen. Die Schuld einer Heiligen würde auch ein Raimond kaum verstanden haben. Diese Buße ist die dritte und letzte Phase ihrer Seelenentwicklung, und ihr Bild ist uns jetzt in vollem Glanze ganz entgegengelehrt, während wir in der ersten Phase nur das Dämonische, in der zweiten das Göttliche mit dem Menschlichen im Streite erblickten. Anfangs die unerprobte, jetzt die geprüfte Tugend, welche, nach Schiller's eigenem Ausspruche, allein die canonisirende Palme erhält. Anfangs ein heiliges Streben in einem streng und kalt verschlossenen Herzen, jetzt das Pflichtgefühl in einem Busen, den Liebe und Theilnahme weichen, den Schmerz und Freude menschlich bewegten. Aus den Leiden der Verbannung, des Mangels, der Flucht geht ihre Seele neugeboren hervor, und der Orkan hat die Natur gereinigt und sie.

Seit dieser Weihe des Gefühls und der Leiden ist Johanna viel milber und liebenswürdiger geworden, und die eigenthümlichen Kräfte ihres Gemüths haben sich zugleich erhöht und gestärkt. Ihren Feinden überliefert und in schweren Banden gehalten, während ihr Volk geschlagen wird, kann sie nicht mehr eine vom Himmel Begnadigte in sich erblicken, so daß auch die nächsternst Verstandesaufklärung mit der Johanna, wie sie im fünften Acte dasteht, zufrieden sein

Der Himmel hat sie in eine Laufbahn
ihrt, durch welche sie sich jetzt selbstständig
durchkämpfen muß. Die Wunder — denn
ist die Kettenzerreißung kann nur als eine
erordentliche Handlung angesehen werden
und der Wunderglaube hören auf, und
Große endigt in der Charaktergröße der
in. Die reinste, vollste Seelenentfaltung
am erreichten Ziele zu Theil geworden,
so ist sie reif und würdig, in ein höheres
n emporzusteigen. Ihre Verklärung steht
ar im Gegensatz zu Talbot's Tode.

verbliden wir den Charakter im Allge-
ren, so kann es uns nicht entgehen,
schiller es veranstaltete, um neben den
erwirkungen der Gottheit die Selbst-
keit der Heldin zu behaupten. Einer-
tümlich tritt der Seelenadel Johanna's
l so glänzend hervor, daß wir ihn als
sache der göttlichen Berufung erkennen,
n derselben nichts als eine Sanction
Seelenadels sehen. Andererseits wird
was die Himmelkönigin, mit dem, was
dienerin erstrebt, als Eins dargestellt,
achdem Johanna sich von der Gottheit
it hat, lehrt sie durch Reue, Selbst-
gnung und freiwillige Buße zum gött-
Willen zurück, und steht nun im Schluß-
ls durch sich selbst gereinigte, bestätigte
gerechtfertigte Prophetin und Kriegerin
vor uns.

Hauptcharakter nimmt, wie im vor-
enden Stüde, beinahe das ganze Feld
tragödie ein. Ueber die Nebenfiguren

dem beiläufig Bemerkten nur noch
s nachzutragen. Sie sind sämtlich in
auf den Hauptcharakter gewählt und
ührt, so daß alle Charaktere zusammen
geschlossenes System darstellen. Unter

ist Johanna der einzige, durch die
ang sich entwickelnde Charakter, die
sind stehende Figuren. In den frühern
n sind die Charaktere begriffsmäßig
und schneidend einander entgegen-

nach den Rubriken des Guten und
mit Liebe oder Abneigung durchge-
und selbst im Wallenstein fanden wir
inverträgliche Charaktere, philosophisch
und historisch reale, neben einander.

r Maria Stuart und unserem Stüde
r Dichter diese Manier ganz verlassen.
ht mit der herrlichen Jungfrau die
welcher sich in der enggebundenen
e ihres Geschlechts alle weiblichen

Blüthen reichlich entfaltet haben, in einem
freundlichen Contrast. Johanna ist die höhere,
umfassendere Natur, bei welcher das nur als
ein Moment erscheint, worin Agnes einzig
lebt, die aber die sanfte, liebebeglückte Freun-
din ganz versteht, und, was sie fühlt, mächtig
ausspricht (Act 4, Sc. 2). Ueber den Cha-
rakter des Königs ist schon früher eine An-
deutung gegeben. Durchweg liebenswürdig,
nicht ohne persönlichen Muth, dem Freunde
und der Geliebten treu, ist er zu gutmüthig,
schwach und friedliebend, um den Krieg stand-
haft zu führen, und sucht „die rauh bar-
barische Wirklichkeit“ durch süße Liebesträume
zu vergessen, die der Dichter romantisch genug
ausschmückt. Dann bewegen sich drei, sehr
gut unterschiedene, wenn auch nicht individuell
ausgemalte Anbeter um die Sonne der Tra-
gödie: der muthige, ungestüme Dunois, der
tapfere und bescheidene la Hire und der
schöne, edle Held Lionel. Alle verehren Jo-
hanna als eine Inspirirte, oder sind durch
ihre hohe Persönlichkeit bezaubert. Ihr eigener
Vater, anfangs auch der Herzog von Bur-
gund und Du Chatel halten sie nach der
Volksmeinung für eine Zauberin, und nur
der unbeugsame, felsenfeste Talbot und die
unnatürliche Isabeau stehen vereinzelt und
verwerfen jeden höhern Einfluß des Himmels
und der Hölle. Isabeau ist der alleinige
extreme Charakter des Stüds; sie gleicht der
dramatischen Elisabeth, wenn sie auch den
Schein des Guten nicht mehr achtet, und es
ist, als habe der Dichter schildern wollen, wie
das Weib entartet, welchem die Scham ge-
bricht. Es ist sonst nicht abzusehen, warum
er ihren Uebertritt zu den Engländern nicht
besser motivirt hat, wozu ihm die Geschichte
die Thatfachen hätte liefern können.

Das Romantische ist aber nicht allein in
dem Kerne und in den Charakteren des
Dramas, sondern auch in seiner ganzen
Form ausgedrückt. Es ist der romantischen
Tragödie eigen, daß sie freier von einem Orte
zum andern wandert; und so finden wir auch
in unserm Stüde nicht weniger als dreizehn
Ortsveränderungen. Ebenso dehnt sich die
Zeit, die im Wallenstein und der Maria
Stuart so eng zusammengezogen ist, hier
weiter aus, und nur innerhalb der einzelnen
Acte ist die Einheit der Zeit möglichst beob-
achtet. Aber auf diesem freien Spielraume
hält sich die Tragödie dennoch in Schranken
und weiß sich durch sich selbst zu zügeln.

Die Handlung ist in gewisse Stationen gegliedert, und man kann in Wahrheit sagen, daß der Schluß jedes Actes eine Epoche derselben ist. Ungeachtet Alles zum Ende hinbrängt, so ist, nach dem epischen Style, dennoch jeder Aufzug ein selbstständiges Ganze, und jeder in theatralischer Hinsicht außerordentlich befriedigend abgeschlossen. Das Pathos steigert sich in der Sphäre jedes Actes am Schlusse auf's Höchste, jeder übertrifft den vorhergehenden, und das Ganze endigt sich majestätisch, wie die Apotheose des Herakles.

Was die Durchführung der Anlage betrifft, so trägt die Tragödie über alle frühern den Preis davon, und kann in dieser, wie in jeder andern Hinsicht nicht genug bewundert werden. Die Handlung enthält keinen einzigen innern Widerspruch, ja keinen Mangel, wie wir deren in früheren Dramen manchen rügen können. Nirgends eine Lücke, Alles gehörig motivirt; und der Dichter scheint es sich zur besondern Pflicht gemacht zu haben, dem Stücke die Glaubwürdigkeit, die ihm wegen seiner Wunder abgeht, durch eine höchst natürliche, klare und folgerechte Entwicklung zurückzugeben. Indem die Tragödie zugleich auf das Wesentliche der Sache eng zusammengezogen ist, und doch Raum und Zeit in die Weite gegeben sind, hat sie zugleich einen einfach erhabenen und einen freien, kühnen Gang, ganz ihrem Inhalte entsprechend.

Die Scene mit Montgomery, die man der Tragödie zum Fehler angerechnet hat, darf nicht in dem Sinne Episode genannt werden, wie z. B. die Liebesgeschichte des Max und der Thekla. Bekanntlich hat Schiller diese Scene im Geiste der Homerischen Dichtung gebildet. Ihm schwebten Stellen der Iliade vor, wie jene, wo sich der Sohn des Priamus, Lykaon, vor Achilles niederwirft und ihn um sein Leben fleht, dieser aber seinen eigenen Tod als Motiv seiner Unerbittlichkeit anführt (Il. 21, 34 ff.); oder er dachte an den Tod des Antenoriden Iphibamas, der durch Agamemnon's Hand fällt, von seiner jungen Gattin getrennt, ehe er der Liebe Glück genossen (Il. 11, 221 ff.); oder an Abastos, welcher dem Menelaos die Knie umschlingt und großes Lösegeld verspricht, wenn er ihn erhalten wolle (Il. 6, 37 ff.). Soll nun das Wort, daß Johanna verpflichtet sei, alle Engländer in der Schlacht zu tödten, keine leere,

unglaubliche Versicherung sein, so muß sie dasselbe erfüllen sehen; und das wir hier. Zugleich malt sich in der Mannlichkeit des jungen Wallisers die steinernde Furcht des ganzen Heeres; hierzu kommt noch, daß dieses Gemälde die Kriegerin dem fremden Gebote gegen sich selbst im Widerspruch hand gleich folgenden Versöhnungsscene entgegensteht, wo Johanna ihrem Herzen freudig Gehör geben und ihr Wesen entfalten darf. So ist die in das Triebwerk des Ganzen trefflich gefügt, und man kann nur die brüderlichkeit tadeln, die mehr episch-majestätisch ist. Hierbei ist indeß Folgendes zu erwägen. Während das alte Drama dem Epischen und Lyrischen die strenge Mitte hält, ist das moderne durch die Berechtigung, sich in's Epische auszubreiten, dieser breiten Ausführung des Lyrischen durch tiefere Seelenenthüllung das Gleichgewicht hält. Indem das Drama einen größern Reichthum der Muthswelt aufnimmt, muß es auch weiter in die äußere Welt eintreten und sich festwurzeln, um auf seinem Boden zu bleiben und nicht allzusehr in die Dämlichkeit und somit aus seiner Gattung zu werden. Schiller's Johanna hat wirklich, wie manche historische Stücke Shakespeares, nicht allein in der Scene, wo der Achilles den Montgomery erlegt, sondern dem Prologe an einen epischen Charakter und das dramatische Pathos macht, von der unmittelbar folgenden Versöhnungsscene an in immer steigendem Grade. In der Montgomery-Scene tritt das Element in seiner Spitze hervor, und wie der Dichter auch schon äußerlich im Ganzen trefflich behandelte metrisch der antiken Trimeter ausgezeichnet hat.

Nicht bloß durch das eben erwähnte Maß, auch durch Stenzen, die der epischen Poesie angehören, und durch Metra, so wie durch den häufigen Gebrauch des Reims hat der Dichter das weite seiner Tragödie behauptet, und sie über die gemeine Naturwahrheit hinaus in die freie Reich des ästhetischen Scheins geführt, und es ist in diesem Stücke die Freiheit im Rhythmus, Metrum und die meiste Wechselbestimmung der Formen und des Inhalts. Die Jamb

tiefer und reiner, als in Schiller's übrigen Dramen, besonders sind die rhythmischen Einschnitte meist sehr schön beobachtet. Der erste Monolog Johanna's am Ende des Vorspiels ist in Ottaverimen vorgetragen, und diese gereimten Strophen sind durch die Reimverse am Ende der Rede Tibaut's schön mit den vorhergehenden reinen Rhythmen vermittelt. Einen ähnlichen Wechsel finden wir im zweiten größern Monologe Johanna's, am Anfange des vierten Aufzuges, wo die epischen Schilderungen in Ottaverimen, die elegischen Gefühls- und Gesinnungsgüsse in Iyrischen Strophen vorkommen, meist trochäischen Zeilen ausgedrückt. Höchst vortrefflich ist hier, wie auch an vielen Stellen, der Gebrauch, den der Dichter von der Musik gemacht hat. Die Musik hinter der Scene stimmt nicht allein den Gefühlen zusammen, in welche der Egoismus der Jungfrau zusammenschmilzt, sondern gibt demselben auch Nahrung. Die Dichtung endlich hat in unserer Tragödie bei aller Freiheit und Natürlichkeit, dem Inhalte entsprechend, eine solche, hier und da durch musikalische Anspielungen erhöhte Würde, Kraft

und Silberpracht, daß kein früheres Drama mit diesem verglichen werden kann, und das- selbe in dieser Hinsicht den geraden Gegensatz von Wallenstein bildet.

Schließlich noch ein Wort über das Gedicht „Das Mädchen von Orleans,“ worin uns Schiller den Geist ausgesprochen, in welchem er sein Drama schuf. Es hatte im Taschenbuche für Damen auf das Jahr 1802, wo es zuerst erschien, die Ueberschrift: Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans. Der ursprüngliche Titel zeigt uns seinen Inhalt bestimmt an, denn es wird in ihm durchweg die Jungfrau von Orleans der berühmten Pucelle Voltaire's entgegengesetzt, so daß die Verse zu den antithetisch behandelten Stücken gehören, von denen früher gehandelt worden.

„Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!“

so verhiess Schiller seiner Johanna in diesem Gedichte; und wahrlich, in einem erhöhten, unverwelklichen Dasein wandelt sie, wie der Heldenjüngling der Iliade, durch die sich ablösenden Geschlechter.

Georg Gervinus,

am 25. Mai 1805 zu Darmstadt, widmete sich zuerst der Handlung, entsagte aber der bürgerlichen Laufbahn, studirte zu Gießen und Heidelberg Philologie und Geschichte, 1827 Lehrer in einem Institut zu Frankfurt am Main, 1835 ordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg, 1836 Professor der Geschichte und Litera-

tur in Göttingen, 1837 mit Grimm, Dahlmann und Anderen entlassen, worauf er in Darmstadt, Heidelberg und anderen Orten seiner schriftstellerischen Thätigkeit lebte. — Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen; Historische Schriften; Ueber Shakespeare und Aenderes.

Ueber Schiller's Wallenstein.

Wie die idealistischen Gegner Goethe's gewöhnlich vor seinen italienischen Dramen nicht recht zu benehmen wissen, so haben die realistischen Gegner Schiller's lange gewußt, was sie aus gewissen Partien Wallenstein machen sollten. So hat man ihnen einen überwiegenden Einfluß an „Lager“ zugeschrieben, bis dieser selbst, ganz fern von diplomatischem Egoismus, antwortete, er habe nur zwei einzelne Verse hinein corrigirt, eine Ehrenerklärung, ganz der größern würdig ist, mit der er sich erlaubte, Schiller für einen

Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten, obgleich die romantischen Imperatoren und Dictatoren behaupteten, er sei keiner.“ Und wer in dem Lager selbst nur mittelbare Einflüsse von Goethe statuiren wollte, der müßte den Fiesco und die Tafel-scene in den Piccolomini, die Verschwörung auf dem Rütli und so manches Andere ganz vergessen haben, was Volksszenen und ein größeres tumultuarisches Leben schildert, und worin der kräftig gesinnte Dichter gerade in seiner Stärke, ja ganz eigentlich in seiner Natur erscheint. Denn überall ist er auf dem großen Theater der Geschichte und der Weltereignisse, des Kriegs und der Kämpfe,

männlicher Thaten und strebender Ideen mehr zu Hause, als auf dem Gebiete sanfter Empfindung. Das kann schon der Mangel eigentlicher lyrischer Gedichte, das können seine Jugendstücke beweisen, wo er, sich selbst überlassen und ungestört von Theorien, seine weiblichen Figuren und alles Liebeswert sehr im Hintergrunde läßt; das belegt die Virtuosität, mit der er seinen Staatsactionen eine poetische Seite abzugewinnen weiß, worin er schlechthin seines Gleichen nicht hat. Das beweiset der ganze Wallenstein, ein Stück, das aus einer gährenden Zeit heraus mitten in den Jammer der Pfälz'schen Bürgerstücke geschleudert ist, und das nicht in Zeiten einer friedlichen Muße gefaßt wird, das erst in einer Periode ähnlicher Gährung, unter den Erlebnissen ähnlicher Erscheinungen, die hier geschildert sind, recht begriffen und genossen werden kann. Ich weiß nicht mehr, wer es war, der, indem er die Liebesepisode in diesem Werke preisgab, von dem übrigen Stücke behauptete, es rieche ganz nach Pulver; und dies ist in der That der Eindruck, den man erhält, wenn man jene Scenen überschlägt, und der uns den Dichter in einem ganz andern Lichte zeigt, als worin wir ihn gemeinhin zu sehen pflegen. Wir haben uns angewöhnt, uns an Schillern in der Jugend zu übersättigen, in einer Zeit, wo der eigentliche Kern seiner Dichtungen uns ganz unverständlich ist, wo nur der harmonische Versklang und allenfalls die sentimentalen Episoden der Schauspiele anlocken; wir lehren im Alter zu einer ernstern Lectüre des Dichters, den wir inwendig zu kennen meinen, weil wir ihn auswendig wissen, selten zurück und schämen uns vielleicht unserer eifrigen Liebe, weil uns kein Eindruck so lebhaft übrig blieb, als der weiche, den jene Schmachtszenen machen, die in der That dem reifern Alter und ernstern Geschmacke lästlich fallen müssen. Es ist daher das ganz Gewöhnliche, daß wir auf Schillern als auf einen Dichter weicher, weiblicher Gemüthsart zurücksehen und eben jene Theile, die der Jugend und der Frauenwelt so zusagen, in seinen Dramen als das Charakteristische betrachten, da doch seine Natur ganz auf der entgegengesetzten Seite der Männlichkeit liegt, und da sich seine Liebe zu jenen Episoden gerade nur dadurch erklärt, daß sie als Schöpfungen seiner freien Phantasie und als Kinder seines ideenreichen Kopfes seinem ei-

gentlichen Wesen wie gegenständlich lagen. Sie sind das Gemachte und die eigene, worin wir Menschen alle meiste Bedeutung suchen, während unsere wahre Natur und Größe ist, halten, als selbst verstanden bald gehen. So legte Goethe das meiste auf seine Farbenlehre und auf seine stellten Altersproducte, die weder seine noch sein Talent aussprachen. Wenn im Wallenstein das Ganze verwerfen weil man die Episode verwerfen macht man sich absichtlich blind für Vorzüge, um kleiner Fehler willen, geschichtliche Beurtheiler fühlt hier selbst den Nachtheil durch, in dem lebender oder kaum gestorbener Schiller vor dem älteren steht, dessen ganze Dualität in die Ferne getreten und an den Streit der Leidenschaften gestellt ist. Shakespeare war bald nach seinem Tode selbst, wie bei uns um Schiller ist das, was man ihm damals zumachte, so in Eins mit seinen Tugenden sammengerückt, daß es als trivial gilt noch ein bedeutendes Wort darüber zu verlieren. So mag es auch mit unsern kommen, und dann wird man dashafte der Schiller'schen Composition an andern Gesichtspunkten ansehen. Wir uns dann das längst Geschehene nicht sicherte gefallen lassen und uns in Erklärung begnügen, was wir im seines Entstehens zwar nicht ungeschicklich können, wohl aber ungeschickt und der Unsterblichkeit zu entziehen suchen, indem wir es unerklärt lassen. In Schiller's eigenem Sinne, in der über seinen Carlos aussprach, muß dann den Antheil, den die Idee poetischen Schöpfungen bei uns nahe ein Symptom der Zeit respectiren. Gegensatz der Liebesepisode in Wallenstein die Staatsaction des Ganzen, der menschlichen Natur gegen die verstandlichen und politischen Verpflichtung gegen die Leidenschaft, ist an ästhetische Forderung, welcher der der Muse gehorham, sich fügen muß, sein ästhetische Gleichgewicht hat Schiller hundertmal mit wahrer Meisterschaft achtet, nur freilich daß bei ihm auffallender Contrast war, was er des Mittel sein sollte, und hier

Versehen, daß Schiller in seinen Epi-
 mehrfach begangen hat. — —
 Die Trilogie Wallenstein ist den Er-
 fassen der Zeit, zum Theile mit poe-
 Anticipation, gegenübergelagert. Dies
 Schiller selbst, und hat es im Pro-
 gesagt. „Die alte Bahn verlassend,
 uns der Dichter aus dem engen Kreise
 Bürgerlebens auf einen höhern Schau-
 versetzen, nicht unwerth des erhabenen
 nents der Zeit, in dem wir uns strebend
 gen; denn nur der große Gegenstand
 ag den tiefen Grund der Menschheit
 regen. In dieser Zeit, wo die Wirk-
 it zur Dichtung wird, wo gewaltige Na-
 um ein großes Ziel kämpfen und um
 Menschheit große Gegenstände, um Herr-
 und Freiheit ringen, in dieser Zeit
 die Kunst den höhern Flug versuchen,
 icht des Lebens Bühne sie beschämen.
 rfällt in dieser Zeit die alte, feste Form,
 or hundertfünfzig Jahren ein willkom-
 Friede der Menschheit gab, die theure
 t von dreißig Kriegsjahren, deren dü-
 Bild der Dichter vorüberführen will.“
 nüpft Schiller gleichsam selbst das Band,
 hn mit der letzten Periode unsrer Tra-
 , im dreißigjährigen Kriege, zu Gry-
 Zeit zusammenknüpft. Nicht zufällig
 mentknüpft; denn ähnliche Zeiten rufen
 hnlichen Erscheinungen hervor, und diese
 icht anders möglich, als unter ähnli-
 Bedingungen. Wer da glaubt, mit dem
 i Genius die höchsten Leistungen zu er-
 , der lasse sich von dem Beispiele gro-
 Männer schrecken, die sich in diesen
 losen Kampf mit den Verhältnissen be-
 haben. Es hat Alles seine Zeit und
 Bedingung, und so hat auch die Tra-
 nie eine große Epoche gehabt, ohne
 die Lage der wirklichen Welt für den
 den eine Schule dargeboten hätte. Ja,
 ragödie, die in ihren Wirkungen den
 hen erschüttert, scheint vorzugsweise ei-
 igen zugerichteten Boden zu verlangen,
 den allgemeinen Aufregungen der Zeit
 der Einzelne einen härtern Anstoß er-
 den er im ruhigen Gleise einer gleich-
 en Gegenwart sich abzuhalten wünscht.
 atte in Griechenland der kolossal-tragi-
 fall des Keres gleichsam die echte Tra-
 geboren, und die tiefsinnigsten Dich-
 t schlossen sich an den Einen Gedanken
 eberhebend der menschlichen Natur fest

an, mit dem sie, wie mit einem lichtvollen
 Blize, eine Masse ihrer alten Stammsagen
 beleuchteten. So war dem glücklichen Laufe
 des römischen Volkes die eigentliche Tragödie
 fremd, und erst die tragischen Kaiserzeiten
 riefen in etwa diese Kunstform hervor. In
 der neuern Geschichte ist Karl V. der erste
 tragische Charakter, der ganz so wie der
 Perserkönig das Trauerspiel fast in allen
 Ländern Europa's, unter den Händen des
 Hans Sachs und des Cervantes, unmittelbar
 nach seinem Sturze plötzlich aufquellen machte,
 das vorher so wenig existirte, als er selbst
 ein Vorbild hatte. So analog die nieder-
 ländischen und deutschen Tragödien in ihrem
 ganzen Charakter mit den Zeiten sind, in
 denen sie entstanden, so ganz eigenthümlich
 liegt das italienische und spanische Drama
 zu der Geschichte der dortigen Dynastien, und
 Italien hat kaum Eine Tragödie, wie kaum
 Einen großen tragischen Charakter gehabt.
 Shakespeare's umfangreiche Kunst hat in al-
 len Theilen ihr Vorbild in Elisabeth's Zeit:
 das lustige Leben am Hofe, die abenteuerli-
 chen Seekriege, die blühende geschichtliche
 Größe des Volks, Gedeihen und Fall der
 handelnden Figuren, unter denen die un-
 glücklichen (Ejfer, Maria Stuart) als tragi-
 sche Charaktere typisch geworden sind, Alles
 spiegelt das Lustspiel und Zauberspiel, die
 Historie, das Schauspiel und die Tragödie
 des Shakespeare ab, und der von ihm ge-
 gebene Impuls dauerte über die Zeiten Karl
 Stuart's und Cromwell's hinaus, bis die
 Bewegung des Volks obgesiegt hatte und die
 strebenden Charaktere aus der Geschichte ver-
 drängt waren, wo dann das Epos, die
 vollsthümliche Poesiegattung, die vornehme
 Tragödie verdrängte. So war denn auch
 bei uns die Zeit der Siege Friedrich's, dem
 Schiller richtig die epische Seite ab sah, dem
 Epos günstig, und unser Trauerspiel irrte
 rathlos umher, bis die französischen Zustände
 orientirten. Schiller hat sie divinirt, zum
 Theil ehe sie ausgebildet waren; er schilderte
 Revolutionen und Königsmorde, wie er nach-
 her Jahre lang vor 1813 die Gemälde gro-
 ßer Völkerbefreiungen entwarf; mit Wallen-
 stein stand er Napoleon's steigendem Glück-
 stern grade gegenüber. Sieht man nun
 diese Producte, die unsrer deutschen Bühne
 erst Namen gegeben haben, so innig in die
 ungeheuersten Bewegungen der Geschichte ver-
 webt, und beachtet man, wie gleich nach dem

Verschwinden dieser Bewegungen bei uns das Schauspiel wieder ganz zu Verfall kam: wie klein und thöricht erscheinen dann die Poeten, die wie jene Franzosen und Franzosen-nachahmer zu jeder gleichgültigen Zeit jedes beliebige Werk mit Meißel und Scheere zu machen bereit sind, unachtsam auf die unwillige Minerva, die hinter den mißgünstigen und mißrathenden Zeitverhältnissen droht! —

3. Wo die Tragödie ihres Endzwecks am sichersten war (und bei Aeschylus und Shakespeare ist dies am klarsten), da griff sie mit entschiedenem Tacte vorzugsweise nach jener aufstrebenden und überhobenen Menschheit: im Prometheus, im Agamemnon, im Keres, in den Sieben vor Theben, im Macbeth, Cäsar, Coriolan und Timon. Die ganze neuere Zeit von Karl V. bis Napoleon bietet diese Charaktere in Unmasse dar, aber sie scheinen uns noch zu nahe zu liegen; diese Stoffe gerathen uns unter den Händen zu Historien, einer Gattung, die durch ihre epische Breite und Fülle dem Begriff der Tragödie nothwendig entgegen liegt. Schiller hat hier Bahn gebrochen, er hat die moderne Geschichte mit kühnem Verfahren von dem Ballaste gesäubert, und hat fast bloß auf ihrem Gebiete mit dieser Reinigung echt tragische Stoffe erbeutet. So schon im Fiesco und im Carlos, so in der Maria Stuart und so bei Weitem am trefflichsten im Wallenstein, der tragisch mit so richtigem Gefühle gegriffen ist, als in den Entwürfen seiner Epen (von der Möglichkeit der Ausführung abgesehen) Gustav Adolph und Friedrich der Große. Dies ist des Stüdes und des Dichters große Seite. Wer in der Tragödie nicht mit zweideutigem Geschick Stoffe erfinden, wer nicht die alten Stoffe, die zu

uns außer Beziehung getreten sind, mechanisch wiederholen will, der wird Schiller folgen und die neue Geschichte ausbeuten müssen; und wer ihm hierin jemals folgt, der kann ihn wohl an dichterischen Gaben übertreffen, aber in dem Tacte, wahrer und heller Geschichte, einer Materie der Prosa, die poetische Seite abzugewinnen, wird er ihn schwerlich überbieten können. Und wenn die Eroberung dieses Gebietes für die dramatische Poesie ein dankenswerther Gewinn heißen darf, so entschuldige man auch von hier aus ja die ideale Ader in Schiller, ohne die eine solche Unternehmung (das sagte Schiller in Bezug auf den Wallenstein selbst) gar nicht denkbar gewesen wäre. Wie die griechische Tragödie die Heroenzeit, wie Shakespeare den ganzen Reichthum des Mittelalters, mit gleicher Sicherheit hat Schiller die Stoffe der neuern Zeit dem tragischen Genius geöffnet, und ihr näheres Verhältniß zu uns, das Goethe in jener Aeußerung über seinen Götz schon ahnte, mit fester Hand ergriffen, und wo er sich in der Braut von Messina in andere Gebiete versetzte, schien der Boden nicht mit gleicher Sicherheit gewonnen; er ist auch von dieser Seite des Stoffes der eigentliche moderne Dichter; Alles, was man formell mit dieser Bezeichnung tabeln mag, war ihm gleichsam durch diese Materien, ein nothwendiges Uebel, geboten; die Epochen, die es hier zu behandeln galt, entbehrten den Farbenton einer verschiedenen Welt, auf die Shakespeare zurückblicken durfte; sie entbehrten, als Zeiten geistiger Cultur, die Reize des Phantasielebens und zwangen den Dichter unvermeidlich zu dem Ideenwerk, auf das sich die Aufstellungen an Schiller am meisten werfen.

August Friedrich Christian Vilmar,

geb. den 21. Nov. 1800 zu Salz in Kurhessen, studirte zu Marburg Theologie, 1833 Gymnasialdirector zu Marburg, 1850 Ministerialrath, 1855

Professor der Theologie zu Marburg, gest. den 30. Juli 1868. — Er hat sich um die deutsche Literaturgeschichte sehr verdient gemacht.

Die zwei classischen Perioden unserer Nationalliteratur.

Unsre Literatur hat eine Erscheinung aufzuweisen, welche die Literatur keines Volkes der Erde mit ihr theilt: sie hat zweimal in dem Glanze einer heitern, frischen, kräftigen Jugend gestrahlt

— mit einem Worte: sie hat, nicht wie die Literaturen der übrigen Nationen, nur eine, sie hat zwei classische Perioden gehabt; zweimal ist es uns vergönnt gewesen, auf der Höhe der Zeiten zu stehen und in dem vollen Bewußtsein reicher Lebenskräfte unser gesamtes inneres und äußeres Leben in dichterischen Aus-

werken mit einfacher Treue und großartiger Wahrhaftigkeit abzuspiegeln; zweimal hat der edelste und reinste Lebensinhalt unsrer Nation sich in gleich edle und reine, in naturgemäße und darum vollendete Formen gegossen, und die eine dieser Glanzperioden, welche an Frische und Fülle der Formen, an Gebiegenheit und Reichthum des Stoffes der andern, von uns erlebten, nicht das Geringste nachgibt, ja dieselbe in mehrfacher Hinsicht weit überbietet, liegt aber in jenen scheinbar so weit entlegenen, so unbekannten und vermeintlich öden Regionen. Vielleicht dürfte der gerechte Stolz auf diesen Nationalvorzug, welchen in seinem vollen Umfange nicht einmal die Griechen mit uns theilen, eine genaue Erwägung desselben, mithin ein etwas eindringenderes Eingehen auf jenen ersten Glanzpunkt unsrer literarischen Existenz nicht allein rechtfertigen, sondern sogar gebieterisch fordern. Wessen Selbstgefühl hätte es nicht verletzt, wenn uns, wie gar oft von Unkundigen geschehen, bei aller Anerkennung unsrer Alopod, Lessing, Schiller und Goethe, vorgehalten worden ist, daß wir doch nur durch die Voltaire, Corneille und Racine, durch die Shakspeare, die Tasso und Ariost das geworden seien, was wir wirklich sind, und daß wir, nachdem alle anderen Nationen längst ihr Blüthenalter gefeiert, erst spät und gar langsam, als die allerletzten, gleichsam als träge Nachzügler, und nur angefeuert durch den Stachel der Treiber, uns auch auf die Höhe unsers literarischen Selbstbewusstseins erhoben hätten? Wenn es sich aber ausweist, daß längst vor dem Blüthenalter unsrer westlichen und südlichen Nachbarn die Zeit unsrer ersten und frischesten Jugend gelegen hat, daß längst, nicht allein vor Tasso und Ariost, sondern auch vor Dante und Petrarca wir unsern Walther von der Vogelweide, unsern Wolfram von Eschenbach, unsere Gudrun und unser Lied von der Nibelungen Not gehabt haben, Dichter und Dichtungen, mit denen sich die Fremden kaum, und was das Epos betrifft, gar nicht messen können, da nur die Griechen die Ilias und nur wir ein Lied von den Nibelungen besitzen — daß wir also nicht die letzten, sondern die ersten, oder vielmehr die ersten und die letzten sind, verjüngt wie die Adler und dem Phönix gleich aus der Asche zu neuem Leben erstehend — dann werden wir zwar nicht auf undeutsche Weise prahlen mit unsern Leistungen, wohl aber mit hoher

und inniger, und darum desto stillerer Freude unsrer bevorzugten Stellung unter den Nationen der Erde und der reichen Gaben inne werden, die uns geworden sind, wie es denn überall der höchste Preis des Lebens ist, mit dem sichersten Selbstgeföhle und dem edelsten Stolze die einfachste Bescheidenheit und die stillste Demuth zu verbinden.

Die Bedingungen, unter welchen die imponirende Erscheinung einer zweimaligen klassischen Blüthe unsrer Literatur möglich und wirklich wurde, liegen in der innersten Natur und dem eigenthümlichen welthistorischen Rufe unsers Volkes. Den Griechen war es vergönnt, sich rein aus sich selbst, aus der ursprünglichen Triebkraft ihres nationalen Geistes allein zu entwickeln, ohne durch fremde Einflüsse bald gehindert, bald gefördert zu werden; überall sind sie sie selbst, ihrer eigenthümlichen Stoffe, und der naturgemähesten Formen, der festesten und sichersten Masse gewiß; versagt war ihnen die Fähigkeit, sich fremden Elementen zu öffnen, sich ihnen liebend hinzugeben, um wiederum sie liebend zu durchdringen; die Fähigkeit, an einer fremden, stärkeren Volkspersönlichkeit, an einem höheren, kräftigeren Geiste sich aufzubauen, zu erfrischen, zu verjüngen, und die erlöschende Flamme des eigenen Nationallebens durch neuen, von außen zugeführten Brennstoff zu erneuerter Gluth anzufachen. Ihr Leben war eine heitere, unbesorgte Jugend, ein lachender, in wunderbarer Blüthenpracht glänzender Frühling, welchem nicht die heiße Arbeit des Sommers, der kühle Schauer des Herbstes, das eisige Erstarren des Winters, aber auch kein zweiter Frühling mit neuem Grün und frischen Blüthen gefolgt ist. Als das Leben fremder Nationen auf das Griechische eindrang, erlag dieses wehrlos und kampfslos dem doch nur physisch überlegenen Gegner, und selbst das Christenthum hat die griechische Nationalität nicht zu beleben vermocht, oder richtiger, sie nicht erhalten und neu beleben wollen. Ganz anders ist dies alles bei uns. Vom Anfange an zum umfassendsten geistigen Weltverkehr, über ein Jahrtausend lang auch zur äußeren Weltherrschaft berufen, haben wir nie das Zusammenstoßen mit fremden Nationalitäten, nie den Kampf mit fremden Geistern gefürchtet; ja, wie Kampf und Krieg, wie Streiten und Stürmen die beste Freude unsrer Väter war, und sie keine höhere Lust kannten, als wenn Schild an Schild rannte und

das scharfe Schwert in kräftigem Hiebe auf dem Eisenhelm erklang, so ist es unsre höchste Lust gewesen und ist es noch, die Geister — um mit Luther's Worten zu reden — auf einander plagen zu lassen: in diesem Kampfe haben wir bald gesiegt und den starken Fuß auf des Feindes Nacken gesetzt, bald haben wir Schrammen und Narben, die wir nie verbergen, davon getragen; ja wir sind in die Gefangenschaft des Gegners gerathen und haben in schwächlicher Botmäßigkeit Sklavenketten geschleppt; bald haben wir, wie Offerus, der heidnische Riese, uns der weltbezwingenden Macht und Herrlichkeit unsers Gegners freiwillig ergeben, und sind Christusträger geworden, wie Offerus zum Christophorus wurde. Berufen zu Trägern des Evangeliums, hatte das deutsche Volk niemals in einseitiger Abgeschlossenheit, hochmüthiger Selbstbespiegelung und eigensinnigem Nationaldünkel sich gefallen können, vielmehr willig und offen sich hingegen und jedem fremden Eindruck sich bloß gestellt, willig das Fremde anerkannt und aufgenommen, zuweilen bis zum Selbstvergessen des eigenen Werthes; fähig, alle eigenen Ansprüche an das Object fahren zu lassen und sich ganz in dasselbe zu versenken, ist das deutsche Volk durch diese erste und größte Dichtersfähigkeit das eigentliche Dichtervolk unter den Nationen der Erde.

Jener Kampf, jenes gewaltige Ringen mit fremden Geistern, diese Fähigkeit, sich aufzuschließen und hinzugeben, Fremdes zu empfangen, dasselbe in fortwährendem, kräftigem Aneignungsproceß dem eigenen Selbst zu assimiliren, und dann wieder in freier Schöpfung als volles Eigenthum zu reproduciren, dies ist es, durch welches unsre Literatur gekennzeichnet, durch welches ihre Geschichte bedingt und die Perioden derselben bestimmt werden. So oft einer jener Kämpfe siegreich ausgelämpft, ein solcher Aneignungsproceß vollendet war, trat die neue Schöpfung in reicher Fülle und reinen Formen an den Tag, erreichte unser geistiges, zumal dichterisches Nationalleben seinen Höhepunkt und seine klassische Vollenbung. Zweimal ist auf diese Weise unser Selbst von fremden Elementen durchdrungen worden, um wiederum sie innig zu durchdringen: das erstemal von dem Geiste des Christenthums, dessen volle und ganze Aneignung die erste klassische Periode im 13. Jahrhundert schuf; das zweitemal von dem Geiste des griechisch-römi-

schen Alterthums und dem unsrer Nachbarnvölker, am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Im Anfange, als zuerst unser Volk in die Geschichte der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechtes eintritt, sehen wir dasselbe in allen seinen Stämmen in heftiger Gährung begriffen; in wilder Wanderlust und roher Kampfesgier drängte Volk an Volk, Stamm an Stamm vorwärts nach dem Süden und dem Westen, also daß die Völkerbänder sich zu lösen und unsre Volksstämme in jugendlicher Kriegeswuth sich selbst zu verzehren droheten; da wurde von dem Süden und dem Westen, wohin die ungezählten Schaaren drängten, mit mächtiger Stimme der Friede Gottes des Herren tief in den Norden und Osten hinein und über die wogenden Völkerchaaren hinausgerufen; und es ward still in den Wäldern und auf den Heiden, und die Schaaren lauschten ehrerbietig dem Worte des Gottesfriedens; das Kreuz wurde aufgepflanzt an den Scheidewegen der Völkerstraßen, und die wandernden Heere standen und baueten Hütten und Burgen und Städte um die Kreuze. Der Gesang von den Göttern, von Wotan, von Donar und Ziu verstummte, aber der Heldengesang, der Gesang von den alten Stammeshäuptern, von den Königen und Volksherzogen dauerte fort, und vermischte sich nun mit den Stimmen der Gläubigen, welche Gott den Herrn lobten und den Gekreuzigten priesen. Die alte Wildheit wich christlicher Sitte und christlicher Milde, und nur die Tapferkeit und die Treue, die Freigebigkeit und die Dankbarkeit, die Keuschheit und die Familienliebe, die ältesten und edelsten Züge des deutschen Charakters, sie blieben nicht allein ungeschmälert und ungebrochen, sondern sie wuchsen an dem Stamm des Kreuzes, diesem „lebendigen Holze,“ wie der alte katholische Kirchengesang wenigstens in dieser Beziehung höchst treffend sagt, aus dem sie neue Nahrung saugen, nur kräftiger und herrlicher heran. Es war das Christenthum nichts, was dem Deutschen fremd und widerwärtig gewesen wäre; vielmehr bekam der deutsche Charakter durch das Christenthum nur die Vollenbung seiner selbst; er fand sich in der Kirche Christi selbst, nur gehoben, veredelt und geheiligt wieder; und wenn von einem Kampfe des deutschen Gemüthes und Lebens mit dem Christenthum bei der Einführung desselben die Rede ist, so kann davon nur als von

im Kampfe der Liebe die Rede sein: die stolische Darstellung von der Gemeinde der Braut des Herrn hat in der Gemeinde der Deutschen ihr vollstes und wahrstes Gegenbild gefunden. Daher denn auch, die Vermählung des deutschen Geistes mit christlichen Geiste vollzogen war, dieser Alter der Liebe, der Zartheit, der Innigkeit, welcher die Poesien unsrer ersten klassischen Periode in so hohem Grade auszeichnet, unsre nur allzu liebeleere Zeit eben um Eigenschaft willen der Fähigkeit fast entschloß sich ganz einzutauchen in das Vernehmen jener Dichtungen, die nur begriffen werden können von einem gleichgesinnten Herzen, von einem Herzen, welches zugleich deutsch und ganz christlich ist.

Unter wesentlich verschiedenen Bedingungen entwickelte sich die zweite klassische Periode unsrer Literatur seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vor und trat dieselbe im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts ein; es war dies wie vorher, ein Kampf der Liebe, sondern ein Krieg auf Tod und Leben, in dem früher, im sechzehnten und weit mehr im siebenzehnten Jahrhundert, unser eigenstes Selbstbewußtsein, unser Nationalleben, unsere Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit, unsere deutsche, später, im achtzehnten Jahrhundert, das christliche Bewußtsein und die Geltendmachung und Würde der christlichen Kirche von allen Seiten angegriffen, bekämpft und zeit-

weise besiegt, ja sogar scheinbar zerstört und vernichtet wurde. Erst nach langem Ringen und heißem Kampfe gelang es, uns unsrer selbst wieder bewußt, der feindseligen Elemente Herr und der reichen Beute aus dem langen gefahrbringenden und verwüstenden Kriege der Geister froh zu werden. Darum trägt unsre zweite klassische Periode etwas vorzugsweise Kriegsfertiges und Kampfgerüstetes an sich; die hingebende Liebe der ersten Zeit ist dahin, die Traulichkeit und Heimlichkeit der Minnesänger und den herzbewegenden Gesang unsers Epos von der Treue des Dieners gegen die Herrn bis in den Tod suchen wir umsonst; die Kritik ist die stete Begleiterin, ja sie ist die Mutter und Ernährerin des größten Theiles unsrer modernen klassischen Literatur; Weltverstand und Weltgewandtheit haben wir eingetauscht für die jugendliche oft rührende Besangenheit und Naivität jener älteren Zeiten; war ehemals der Blick beschränkt auf Haus und Hof und die dunkeln Wälder und grünen Bergehalben, welche die friedliche Stätte der Heimath umkränzen, so schweift er jetzt sonnenhell und frei weit hinaus über die Grenzen des väterlichen Gaues, über die Marken des Vaterlandes in die entlegensten Regionen der Erde, um sich an Indiens und China's Wundern, an der wüsten Oede des Polarmeeres wie an den glühenden Steppen Afrika's mit gleicher Lust zu weiden.

Karl Gutzkow,

am 17. März 1811 zu Berlin, studirte da Theologie und Philosophie, später Jurisprudenz in Göttingen und München, machte eine Reise durch Frankreich und Oberitalien, lebte nach der Rück-

kehr in schriftstellerischer Thätigkeit zu Leipzig, Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Dresden (Theaterdichter). — Romane, Schauspiele, literar-historische Charakteristiken und Anderes.

Der Styl Goethe's.

Die Geschichte des Goethe'schen Styles ist erschwert durch die Discretion gegen die Aemtern oder die Furcht gegen sich selbst, welche die Aemtern bestimmte, alle aus seiner Entwicklungsperiode herstammenden Briefe zu verwerfen. Diese Correspondenz ist nicht das Beste, was die deutsche Literatur seit Goethe's Epoche, wo mit Goethe eine Veränderung vorging, die ihn all seinen Freunden näher rückte, an dem Dichter verloren

hat. Veranlassung zur Vernichtung sieht man weniger als Entschuldigung. Ich glaube die besten Briefe in der Goethe'schen Correspondenz zu finden, welche die damalige Zeit mit sich selber trieb; in den Lavaterien, wo die flachsten Menschen auf den Gedanken kamen, sich für physiognomische Bedeusamkeiten zu halten. Diese Richtung hatte Goethe und persiflirte die Süßlichkeit des einreißenden Tones, die wechselseitigen Liebesversicherungen einander sich wildfremder Menschen um so lieber, als er sich selbst eine große Schuld an diesem empfind-

samen Modetone durch seinen Werther be-
messen durfte. Ich sage nicht, daß Goethe
sich vor den Schwärmereien seiner verloren
gegangenen Correspondenz fürchtete; aber er
nahm ein Vergerniß an dieser Selbstbespie-
gelungsseuche, die in eine wahre Apotheose
alles Unbedeutenden ausarten zu wollen schien.
Aus diesem Grunde vernichtete er seine Corre-
spondenz, und wir haben an dieser Ueber-
eile eben so sehr den Verlust literarhistorischer
Thatfachen wie biographischer Handhaben für
Goethe's Entwicklung selbst zu beklagen.

Die kleinen Billette Goethe's, welche in dem
neulich erschienenen Briefwechsel Merks mit-
getheilt sind, charakterisiren unsern Dichters
stylistische Eigenthümlichkeiten bis in's Komische
so grell. Goethe's heimische Sprache ist kurz,
abgerissen, ohne Verbindungen, durchaus das
lebhafteste Product eines in sicherer Familie auf
festem Fuße gebildeten Willens. Der Ton ist
naivbefehlend, herzlich bis zur Vertraulichkeit
und immer hastig wie ein Dialog. Das
Meiste in dem, was gesagt wird, soll sich
gleichsam schon von selbst verstehen, und man
sieht die Ungeduld hervorbrechen, daß man
nicht schon am Auge wahrnimmt, was zu
sagen der Mund sich erst so weitläufig in
Bewegung setzen muß. Dann hilft sich die
Lebhaftigkeit und Ungeduld, um die Aus-
einandersetzung zu vermeiden, gewöhnlich mit
Sprichwörtern, die das Gespräch immer objec-
tiv, immer im Zusammenhange mit der ge-
sunden Vernunft, und dem was gar nicht
anders sein kann und was ja Jedermann
gleich einsehen müsse, zu erhalten suchen. Ein
solcher Styl widerspricht immer, erwartet aber
selbst keinen Widerspruch.

Als man Goethe in Leipzig wegen seiner
unmeißnerischen Art zu sprechen auslachte,
glaubte er sich durch seine oberdeutsche Na-
tionalität entschuldigen zu können; auch in
Dichtung und Wahrheit hat er über seine
Sprachrede recht hübsche Anmerkungen ge-
macht; allein ich glaube, was er auf die Na-
tionalität schiebt, ist grade durch sein Familien-
princip und besonders durch die Localität seiner
Erziehung zu erklären. Noch heute wiederholt
sich in Frankfurt, was Goethe an sich erlebte.
Eine so eng zusammengebrückte wohlhabende
Gemeinsamkeit, wie sie Frankfurt darbietet,
hebt das jugendliche Bewußtsein früh aus
seiner unbestimmten Dämmerung heraus. Die
mannigfachen auf Gewerbe und Vermögen sehr
einflußreichen Verwandtschaften treiben die Kin-

der bald in den Vordergrund und
ihnen bei Zeiten eine Reise auf, w
Jahren zuvorkommt. Von allen S
zwar die Schranken sehr nahe gezog
herrscht in ihnen die Frucht des Re
eine gar löbliche Freiheit, begünst
das erfreuliche Gefühl der Eltern
wandten, wenn sie die Fortpflanze
müthlichen Aristokratie ihres Name
blühend und die künftige Selbständi
durch einen mit schwerem Herzen
Trost verrathend, um sich sehen. I
alle Begriffe traditionell und müsse
solche erhalten, weil die größte Zi
ja immer als die sicherste Beschü
Gesetzes zu bewahren pflegt. In dies
können sich die träumerischen, mürr
isolirenden jugendlichen Charaktere
vorn und der großen Hauptstädte n
sonders ungünstigen Vermögens-,
schafts- und Familienumständen
Ja, auch das Genie bricht hier
hervor, da sich die Bildung de
Mannes frühzeitig in eine allgem
sunde und tüchtige Verstandesrichtung
Was hier auf die Jugend wirkt, ist
spiel. Früh versteht die Jugend die
des Alters und macht sie nach, da si
würdig erscheinen. Die Begriffe ü
sich schnell; Haltung, Benchmen, Al
sich wie mit einem Spiegel in de
Bildungsmasse ab, und die Sprache
körnigen Erfahrungssprüchen, stehende
arten und lexikographischem Umfange,
grade dem Umfange der Begriffe glei
ist von der Jugend früh dem Al
lauscht. Zuletzt verhindert die munter
Gesundheit und Freiheit, in dem
Altflugheit zu finden.

Auf Goethe ist die Anwendung
macht. Seine Sprache war früh r
ständig, fed. Sprichwörter ersetzten
mangelnde eigene Urtheil. Noch sei
Productionen sind ganz mit diesem
muß geschrieben, den Goethe z. B.
nicht vom Mittelalter oder vom Volk
lehnen brauchte, sondern der seine eig
war. Die Wendungen körnig, di
dungen abgerissen. Partikeln in Fül
sie den Ton nuanciren und gleich
Accent des Styles sind, und fehlend,
sie als Ruhepunkt des logischen Proa
der künstlich ausgesponnenen Dia
brauchen pflegt. Die Weitläufigkeit

hönlichen Fürwörter wird vermieden, als ver-
 künde es sich von selbst, ob ich, oder du,
 oder er gemeint ist. Auch ging dies kurze,
 die Sprache und ihre Privilegien prellende
 Verfahren auf Goethe's erste Versificationen
 über. Man glaubt, Goethe habe bei seinem
 Puppenspiel und den satyrischen Kleinigkeiten
 an Hans Sachs und dessen Weise gedacht.
 Gewiß nicht, er lernte ihn erst später kennen;
 es war dies etwas Angeborenes, das selbst
 der Kunstprosa des Veteranen als Remi-
 niscenz öfters zurückkehrte und durch die da-
 als so kalten und bedächtigen Abstractionen
 als ein gar ergötzliches Transparent zuweilen
 hindurchschimmerte.

Wenn Goethe im spätern Verlauf seines
 Dichterstrebens diesen naiven Volkston ver-
 ließ, so adoptirte er doch keineswegs eine ihm
 angebotene fremde Ausdrucksweise. Zum
 Glück wie zum Nachtheil der deutschen Lite-
 ratur war die Sprache, ihr Organ, niemals auf
 einen bestimmten Kammerton einer akademischen
 Scala gestimmt. Frankreich hat eine Dichter-
 sprache, die man einmal adoptiren muß, will
 man den Rothurn betreten, oder auch nur
 auf dem Haberrohre der Idylle blasen. Dies
 einträchtigt die Originalität, hält aber auch,
 wie Goethe selbst in seinen Entwürfen über
 den Dilettantismus bemerkt, die Unzuläng-
 lichkeit und die Liebhaberei zurück. Deutsch-
 land hat bei seiner bildsamen und von keiner
 rusca bevormundeten Sprache doch das Un-
 glück, daß mit ihr alle Welt in die Literatur
 hineinschreiben kann. Wäre unsre Literatur
 im vorigen Jahrhundert nicht durch ihre
 klassischen Kräfte im Aufschwunge gewesen:
 würde den zahllos auftauchenden Natur-
 schreibern und Dilettanten gelungen sein, sie
 mit einem Schlage in die Anarchie zu stürzen,
 in welche sie jetzt durch eine allgemeine Pfu-
 cherei allmählig gekommen ist.

Classische Muster boten sich Goethen an.
 Er verschmähte sie alle, bis auf ein Beispiel,
 dem er nicht widerstehen konnte. Wer seinen
 ersten prosaischen Versuch, zum Andenken Er-
 ein's von Steinbach, gelesen hat, scheidet den
 Urtheil, welchen Hamann an dem Style desselben
 hat, sehr leicht heraus. Der Ton ist prophetisch,
 die Wendung apostrophisch. Dogma und Pole-
 mik wechseln ab. Die Bilder sind gelehrt,
 die Leidenschaften gegen die Franzosen und
 Geistlichen überraschend grell, das Ganze endet
 wieder mit Prometheus, dem Goethischen
 Stedenpegasus. Doch schon ist Klang in diesem

Weihgebet, ein Gefühl für jene Rundung
 die Sprache des Egmont und Clavigo für
 Recitation noch willkommener macht als
 Schiller'sche. Allmählig wurde Goethe
 dieses üppigen fleischigen Ausdrucks
 zweiten Periode, der elastisch weicht und
 zurückkommt, wogend und wallend wie
 Meer und, mit etwas rhetorischem Rauschen
 rauschend, doch nie anders als in sanfter
 zender Beräusung sich am Ufer bricht.
 Wellenschlag des mittelländischen Meeres
 das Gefühl des Tactes und der rhythmischen
 Abmessung, und die Herrlichkeit dieser
 fluthet nun hinüber in Tasso's und
 niens melodischen Jambus. Seine
 wird Athmen der Natur. Die Natur
 spricht in Tönen; Musik ist die Seele
 Schöpfungen, mag er nun in Venedig
 Ufer des Lido, bunte Epigrammenmu-
 schen, oder auf dem Rachen einer Rö-
 die leichtesten Hexameter trommeln.

Goethe hatte Noth, sich von Formen
 zureißen, die ihm leicht wurden und
 gnügen machten. Er opferte ihnen
 einen zufälligen Inhalt; fühlte aber bald,
 wenig echt dies war, dauerte nicht aus
 blieb im Fragmente stecken. Was trieb
 nicht Alles zum Hexameter? Was opfer-
 ihm nicht? Wolf's Zweifel an der Ei-
 der Ilias, Vossens Geheimniß über
 rechten Bau des Hexameters, das erst
 dem Lobe Klopstock's veröffentlicht wor-
 sollte, hielten Goethe's epische Interesse
 fortwährender Spannung. Er gesteht
 daß ihn das metrische Bedürfniß zu He-
 Fuchs getrieben. Gott sei Dank, Ach
 blieb schon Fragment. Aber die epische
 hatte ihn erfaßt und zwang seinen Geni-
 einer neuen Metamorphose, zur Cultur
 Prosa, deren glänzende Entfaltung die scho-
 schienenen Bände Wilhelm Meister's ahnen lie-

Goethe's prosaische Diction verdient
 Betrachtung, die sich vom Dichter ganz
 abhängig anstellen läßt; denn hier ist in
 That ein Maßstab entdeckt, durch welchen
 schwankenden Bestimmungen über den deut-
 Ausdruck geregelt werden sollten. Von
 gelehrten Bilderfülle Jean Paul's und
 Naturalismus der Modernen wird
 immer auf jenen bezaubernden Ton zu-
 lehren müssen, welcher, reich an Gesetzen
 Goethe's Prosa herrscht. Diesen geglä-
 Marmor nachzuahmen, möchte ich weniger
 rathen, als ihn zu studiren.

Goethe's Prosa ist kein Ausdruck der Unmittelbarkeit: man sieht in ihr die Sprachwerkzeuge nirgends selbst, oder die Gehirnfaser transparent hindurchschimmern, welche den Gedanken oben auf ihrer Spitze trägt. Nirgends verräth sich die logische Maschinerie oder ein dialektischer Kampf der Idee mit dem Stoffe; sondern Goethe's Prosa ist eine Perspective des Theaters, ein überdachtes, erlebtes, vom schaffenden Gedankensouffleur leise zugeranntes Stück. Goethe reproducirt sprechend, was er im selben Momente denkend schuf. Die Dinge sprechen bei ihm nicht selbst, sondern sie müssen sich an den Dichter wenden, um zu Worte zu kommen. Darum ist die Sprache deutlich und doch bescheiden, klar, ohne dadurch aufzufallen, im Extreme aber diplomatisch.

Dem Jean-Paulismus oder der modernen Naivetät lauscht man neugierig zu, und dennoch strengt die Lectüre an und nimmt alle unsre Geisteskräfte in Anspruch. In Goethe's Prosa arbeiten wir mit, unterstützen die Production des Gedankens und schließen, da Goethe's Bericht immer nur das Spiegelbild der Reflexion ist, von dem Bilde auf sein Gegenüber. Vergleicht man Goethe's Prosa mit der oceanischen majestätisch-fluthenden Ruhe des Weltmeers, so ist doch nur der äußere Anblick so stille, gezähmte Leidenschaft. Goethe's Anregungen sind belebend und reproductiv, und so hat diese trügerische Ruhe eine überwältigende Unterlage, eine Wirklichkeit, grade so wild und schroff in uns wieder auftauchend, wie der Dichter sie in sanften schlummernden Träumen erzählt. Das Aeußerliche dieses Geheimnisses wird unzählig nachgeahmt; man scheint dabei vergessen zu haben, daß Goethe's Prosa nur für die Erzählung

als Organ der epischen Dichtung da und dabei sind noch am glücklichsten die Carus in Dresden und Barnhagen in Berlin.

Man muß aber nicht übersehen, daß selbst das Mißverständniß veranlaßte. In diese Sprache mit ihrer höchst zerbrechlichen Kostbarkeit selten mit Auswahl und Sanftigkeit benutzte, so verwischte er ihren classischen Stempel. Die Repräsentation verwandelte sich in Abstraction. Abstracten Anschauungen verflüchtigen sich in lose Verallgemeinerungen, das Handgreifliche verhüllte sich in mystificirende Nebel. Das, was sich krystallinisch gebildet hatte, schmolz in sehr vage Flüssigkeiten. Ja, die schwimmende abstracte Ausdrucksweise theilte sich sogar der Poesie seines Zeitalters. Wenn auch der Reim und das metrische Gesetz hier die Verallgemeinerungen beschränken, wenn sich grade im Gedicht diese aus der Diplomatie in eine besondere Geheimnis und Wichtigkeit verwandeln konnte: so ist uns doch nichts davor, daß wir zuweilen das Unnütze in die vielversprechendsten gehüllt sahen. Wer erinnert sich nicht der Artikelausschlüsse, der Infinitiv-Participialconstructions, des Superlativ den hinreichenden einfachen Grad, der Tones, der, hier erweiternd, dort beschränkend, sanft zum Einen Andeutend lenkend, dem Schönen, Reinen, Schönsten zu vereinen? Ist aber drang durch die gleichen Töne noch eine jugendliche Ruhe und ohne Aufhören wurden sie entzündet durch des Alters redselige Lust der Dichtung, die uns auch hier so Manches lieh, was wir zur Charakteristik unserer Zeit schmerzlich vermissen würden.

S a n d b u c h
der
Deutschen Nationalliteratur

nebst einem Abriss der Literaturgeschichte,

Verslehre, Poetik

und Stylistik mit Aufgabensammlung.

Von

Heinrich Viehoff,

Professor und Director.

D r e i T h e i l e.

Siebente Auflage.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1873.

H a n d b u c h
der
Deutschen Nationalliteratur.
D r i t t e r T h e i l.

Proben der älteren Prosa und Poesie,
nebst einem Abriß der Literaturgeschichte,
Verslehre, Poetik und Stylistik mit Aufgabensammlung.

Ein Hülfsbuch
für den deutschen Unterricht.

Von
Heinrich Viehoff,
Professor und Director.

Siebente Auflage.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.

1873.



V o r w o r t.

Indem ich hiermit auf den Inhalt des Vorwortes zu dem ersten und zweiten Theile meines Handbuches der Deutschen Nationalliteratur verweise, so erlaube ich zu diesem dritten Theile noch Folgendes zu bemerken: In dem Abriss der Literaturgeschichte, so wie in der Verslehre und dem Ueberblick der Dichtungsarten, bei denen überall auf die erläuternden und erweiternden Thätigkeiten des Lehrers gezählt werden durfte, habe ich mich der möglichsten Kürze befleißigt. Ich bekenne aber, daß ich auch im Munde des Lehrers ausführliche theoretische Erörterungen über diese Disciplinen nicht liebe. Die wenigen dem deutschen Unterricht eingeräumten Stunden werden für den Schüler am fruchtbarsten, wenn man aus der Literaturgeschichte, Poetik und Metrik nur das Wichtigste und Wesentlichste mittheilt, dieses dann aber bei der Lectüre durch Anwendung auf Beispiele recht verdeutlicht und belebt. In diesem Sinne ist denn auch bei Weitem größte Theil des Raumes der Sammlung von Proben älterer deutscher Prosa und Poesie gewidmet worden. Den Abriss der Styllehre habe ich aus dem Grunde etwas ausführlicher behandelt, weil erfahrungsgemäß diese Seite des deutschen Unterrichts in der mündlichen Behandlung häufig zu kurz kommt. In der angehängten Sammlung von Aufgaben finden sich freilich manche Themata, die ich selbst nicht leicht den Schülern zur Bearbeitung aufgeben würde. Es gehen aber bekanntlich die Ansichten über die angemessenen Themata zu deutschen Arbeiten noch weit aus einander; und wer Andern eine Sammlung zur Auswahl bieten will, darf nicht seine Ansichten und seinen Geschmack ausschließlich zu Rathe ziehen.

Erster, im September 1858.

J. Viehoff.

Vorwort

zur zweiten Auflage.

Wie die beiden ersten Theile des Handbuchs der deutschen Nationalliteratur darf ich auch diesen dritten Theil, da sich die Kritik im Ganzen mit Inhalt und Fassung einverstanden erklärt hat, unverändert in neuer Auflage erscheinen lassen. Von einer Seite ist mir empfohlen worden, den Abrissen der Literaturgeschichte, Metrik und Poetik und Stylistik noch einen Abriß der Prosaik hinzuzufügen, und den dadurch erforderlichen Raum durch Kürzung der Stylistik und Beschränkung der Prosaik älterer Poesie und Prosa auszugewinnen. Einige erfahrene Schulmänner, die zu Rathe gezogen, sprachen sich dagegen aus. Im Interesse künftiger Auflagen zu denen die erfreuliche Aufnahme der ersten Hoffnung gibt, wäre es mir wissenschaftlichwerth, über diesen Punkt von mehreren Seiten ein motivirtes Urtheil zu vernehmen.

Trier, im März 1860.

D. Viehoff.

Inhaltsübersicht.

Prof a.

erste Periode bis c. 1150.

er unser	1
ig des Vater unser	1
do ad plebem christianam	2
ing des Ambros. Lobgesanges	2
ing des Isidorus	2
Karls des Rablen	3
ing von Lattian's Evangelien-Harmonie	3
D.	
ing des ersten Psalms	3
Uebersetzung des Boethius	4
Uebersetzung des hohen Liedes	4
nächstst aus dem 10. sec.	4
er unser aus dem Anfange des 11. sec. .	4
aus I. und II.	5
Uebersetzung des Rothwert	5
weite Periode bis 1525.	
Augsburg.	
spiegel der tugent	5
in Regensburg.	
in buochen	6
schwabenspiegel	7
sachsenspiegel	7
uler.	
r Predigt über Joh. 17, 8.	8
uso.	
Büchlein von der ewigen Weisheit . .	8
on Trislar.	
bonifacien tao	9
iger von Königshofen.	
er fromen münster	10
iler von Kaisersberg.	
Predigten über das Narrenschiff . . .	10
Dritte Periode bis 1725.	
her.	
ig des 1. Buchs Rose	12
lege wider den Türken	12
n Sohn Johannes	13
Bauli.	
aft das 14. Stüd	13
ist das 21. Stüd	14
lventinus.	
ser Karls fleiß	14
ser Karls leib und sterbe	14

Sebastian Brand.

Der Adel Germanie	15
Aus den Sprichwörtern	15
Negidius Eschubi.	
Rudolf von Habsburg	16
Johann Fischart.	
Lob der häuslichen Frau	16
Johann Arnd.	
Aus den vier Büchern vom wahren Christenthum	17
Martin Opitz.	
Aus der Prosodia Germanica	18
Aus der „Schäfferey von der Rimsen Hercinte“	18
Joh. Michael Moscherosch.	
Die wälschen Ramen der Deutschen	19
Andreas Gryphius.	
Aus dem „Horribilicribrifax“	20
Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen.	
Des Simplicius Herkommen	20
Daniel Caspar von Lohenstein.	
Herrmann rettet den Agrippa	21
Abraham a Sancta Clara.	
Soldaten, ihr sollt nit stehlen	22
Gottlieb Wilhelm Freiherr von Leibnitz.	
Ueber das Eindringen der Fremdwörter in unsre Sprache	23
Christian Freiherr von Wolff.	
Das höchste Gut und das höchste Uebel	24
Johann Jacob Mascou.	
Attila	25
Johann Christoph Gottsched.	
Ueber den Handwurst in der Komödie	26
Johann Jacob Bodmer.	
Vom Erhabenen in der Sprache	27

Poesie.

Erste Periode bis c. 1150.

Das Hildebrandslied	28
Das Wessobrunner Gebet	30
Muspilli	30
Heliand.	
Prophezeiung von der Zerstörung des Tempels	31
Otfrid.	
Die Rede des Herrn auf dem Ölberge	32
Das Ludwigslied	34
Frau Ava.	
Aus dem Leben Jesu	36
Poetische Bearbeitung der Bücher Moses	36

	Seite	
Zweite Periode.		
Erster Abschnitt bis 1800.		
I. Episches.		
Der Pfaffe Bernher.		Der troum
Aus dem Leben der Jungfrau Maria	37	Der sich selber twinget
Lobgesang auf den h. Anno	37	Versagen bezzer danne liegen
Die Kaiserchronik.	38	Kindes zuht
Der Pfaffe Konrad.		Tinschin zuht
Roland's Tod	39	Fride und reht ligen dar nider
Der Pfaffe Lamprecht.		Philippe, setze den weisen af
Alexander's Zweikampf mit Porus	40	Reidhard.
Heinrich von Belbele.		Grüblingslieder
Aus der Gneit	41	Reinmar von Zweter.
Hartmann von Aue.		Daz boeste vleisch
Aus dem „Armen Heinrich“	42	Die reine zunge
Aus „Iwein, dem Ritter mit dem Löwen“	43	Ulrich von Lichtenstein.
Wolfram von Eschenbach.		Aus dem Frauentienst
Parzival's Erziehung	45	Konrad von Würzburg.
Der Gral	45	Minnelied
Gottfried von Straßburg.		Winterlied
Höslager im Frühling	48	Aus der goldenen Schmiede
Aus Tristan's Schwertheit	49	Der Meißner.
Wirnt von Grafenberg.		Die Runge
Aus dem Wigalois	51	Meister Johannes Hadlaub.
Rudolf von Ems.		Die breiten Hüte
Aus Barlaam und Josaphat	52	Heinrich Frauenlob.
Konrad von Würzburg.		Lob der Frauen
Us dem Buoch von Troie	53	An die Frauen
Das Nibelungenlied.		Priameln
Aventiure von Kriemhilde	57	Barthel Regenbogen.
Aventiure von Sivride	58	Nacht des Berns
Wie Sivrit erslagen wart	59	
Wie Kriemhilt Hagenen empfi	60	III. Didaktische Poesie.
Wie Gunter unde Hagene unde Kriemhilde	62	Thomasin von Zircläre.
Gudrun.		Der arme und der reiche
Wie suoze Hörant sanc	65	Der wise man
Wie Gûdrûn wart ir kunst kunt getan	66	Aus Freidank's Bescheidenheit.
Wie Herwîc unde Ortwin wieder zuo dem Hero	67	Von got
Der Niese Siegenot.		Von der werlde
Eingang	69	Von sünden
Edeu Ausfahrt.		Von den wîsen unde tûren
Ede sucht den kühnen Dietrich	70	Von der zungen
Die Schlacht vor Ravenna.		Der Wînsbede.
Dietrich's Rückkehr zu Ezel	71	Eingang
Hug- und Wolfdietrich		Der Strider.
Wolfdietrich wird bei den Wölfen gefunden	71	Gleichniß
		Parabel
II. Lyrisches.		Ulrich Boner.
Der von Kurenberg.		Von einem tûrechten Schuolpfaffen
Der Falke	72	
Dietmar von Aist.		Zweiter Abschnitt bis 1525.
Der Falke	72	Halb Euter.
Spervogel.		Wînsfried's Tod
Ernuthigung	73	Heinrich der Leichner.
Der Frauen schönstes Kleid	73	Das nyemant der welt gevallen chan
Osterlied	73	Peter Suchenwirt.
Gotteslob	73	Aus dem Loblied auf den Leichner
Heinrich von Belbele.		Muscabliut.
Minnelied	73	Grüblingslied
Winterlied	73	Heinrich von Laufenberg.
Die Alten und die Jungen	73	An meine Seele
Heinrich von Morungen.		Meistergesang
Der Beglückte	74	Priameln
Reinmar der Alte.		Zeit Weber.
Leaz und Liebe	74	Die Schlacht bei Murten
Klage um Leopold VI. von Oesterreich	74	Hans Rosenblüt.
Walther von der Vogelweibe.		Weingrub
Der winter	75	Hans Holz.
Des meien wunder	75	Aus „Salomon und Marcolf“
		Reineke Vos.
		Der König Nobel hält Hof
		Reineke angeklagt und vernurtheilt
		Sebastian Brandt.
		Aus dem Narrenschiff

	Seite
met.	
arrenbeschworung	91
dannek durch Fürwittig in ein geser-	
t mit einem Löwen geführt wart . . .	92
Dritte Periode.	
Erster Abschnitt bis 1625.	
Behe's katholischem Gesangbuche.	
fyden	93
rr.	
Isalm: Deus noster refugium et vir-	
ca	93
flca	93
ann.	
enlegen	94
segen	94
s Ringwalbt.	
led umf vergebung der Sünden . . .	94
.	95
.	95
er und die Landsknechte	95
lbt.	
oren und dem Gott Hercule	
rman und seinem Wagen	96
am verdorbenen Kremer	97
schart.	
„Glückhaft Schiff“	97
nhaben.	
Bausbad, der Froschkönig, hält ein	
enspiel	98
weiter Abschnitt bis 1725.	
Spee.	
zur Trunznachtigall	99
s und Liebe des Schöpfers aus den Ge-	
en	100
b.	
.	101
.	101
od der Liebe	102
t eines Eigennütigen	102
t eines Bettlers	102
ing.	
lbreise nach Persien	102
.	103
t auf sich selbst	103
iherr von Logau.	
.	104
.	104

	Seite
Poeterei	104
Ausnahme von einem Naturgesetze	104
Weinsfreundschaft	104
Geld	104
Die Sünde	104
Hoffnung und Geduld	104
Die beste Arznei	104
Emfigkeit	104
Ramen ohne Sache	104
Weltbeherrscher	104
Simon Dach.	
Freundschaft	104
An die Vögelin	105
Es muß gelitten sein	105
Paul Gerhardt.	
Christliche Sommerfreude	105
Vertrauen auf Gott	105
Georg Neumark.	
Trostlied	107
Johann Scheffler (Angelus Silesius).	
Aus den „Hirtensiedern der in ihren Jesum vers-	
liebten Psyche“	108
Aus dem „Cherubinschen Wandersmann“	108
Joachim Rachel.	
Sprachmengerel und Purismus	109
Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau.	
Abriß eines falschen Freundes	109
Daniel Caspar von Lohenstein.	
Reihen der Tyber und der sieben Berge in Rom	110
Hans Adam Freiherr von Abschaz.	
Ermunterung zur Freude	111
Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Caniz.	
Friede in niedrigem Stande	111
Christian Wernicke.	
Epigramme (4)	111
Barthold Heinrich Brodes.	
Das Firmament	112
Johann Christian Günther.	
An Gott	112
Karl Friedrich Drollinger.	
Ueber die Tyranney der deutschen Dichtkunst	113
Johann Christoph Gottsched.	
Ode an Herrn Magister Just Gottfried Rabenern	113
Johann Jacob Bodmer.	
Aus der Colombona (Gesang III.)	114
Uebersicht der Literaturgeschichte	
Abriß der Verslehre	120
Uebersicht der Dichtungsarten	129
Abriß der Styllehre	151
Sammlung von Aufgaben	175

Erste Abtheilung.

Prosa und Dichtungen

in ungebundener Rede.

Erste Periode

bis c. 1150.

G o t t i s c h.

Altilas.

18, Bischof 348, floh 355 vor dem heidnischen Könige seines Volkes aus Dacien mit vielen nach Mössien, 388 auf der Synode zu Constantinopel (Arianer), starb in demselben Jahre.

— Uebersetzung der Bibel; erhalten sind: Die Evangelien (codex argenteus in Upsala), die Paulinischen Briefe, Einiges aus dem A. T. (entdeckt zu Mailand 1818 von Majo).

Das Vater unser.

Unsar thu in himinam, veihnai namô
quimai thiudinassus theins; vairthai
heins, svê in himina jah ana airthai;
unsarana thana sinteinan gif uns himma
jah allêt uns thatei skulans sijaima,
jah veis allêtam thaim skulam unsa-
jah ni briggais uns in fraistubnjai,
sai uns af thamma ubilin; untê theina
iudangardi jah mahts jah vulthus in
Amên.

Vater unser, du in Himmeln, geweiht werde
Name dein; komme Herrschaft dein; werde Wille
dein, so wie im Himmel auch auf Erden; Brod
(Saft) unser das fortwährende gib uns diesen
Tag; und erlaß uns, daß Schuldige wir seien,
so wie auch wir erlassen den Schuldigen unseren;
und nicht bringest uns in Versuchung, sondern
löse uns von dem Uebeln; denn dein ist Herrscher-
haus und Macht und Glanz in Ewigkeit.
Amen.

Altdeutsch.

Auslegung des Vater unser.

(Aus dem achten Jahrhundert.)

Pater noster, qui es in coelis. Fa-
nser, dû pist in himilum. Mihhil
ist, daz der man den almachtigun
sinan fater wesam quidit. Karisit
daz allêrô mannô welih sih selpan
rdican gatuoe, cotes sun ze wesam.
Sanctificetur nomen tuum. Kawt-
t namo din. Nist uns des duruft,
ir des dikkem, daz der sin namo kawt-
rdâ, der êo was wih enti êo ist;
des dikkamês, daz der sin namo
s kawihit werdâ, enti de wihnassl,
ir in deru taufi sona immo intfengun,
ir ze demu suonotakin furi inan kahal-
pringan muozin u. s. w.

Vater unser, du bist in den Himmeln.
Sehr herrlich ist, daß der Mensch den allmäch-
tigen Herrn seinen Vater nennt (sein saget, esse
dicit). Es geziemt denn, daß aller Menschen
jeglicher sich selbst den würdig mache (würdigen
thue), Gottes Sohn zu sein.

Geweiht sei Name dein. Nicht ist uns
deß Bedürfnis, daß wir darum (deß) bitten,
daß sein Name geheiligt werde, der immer war heil-
lig und immer ist, sondern darum bitten, daß sein
Name in uns geheiligt werde, und die Heiligung,
die wir in der Taufe von ihm empfangen, daß
wir die zu dem Sühntage vor ihn erhaltene
(bewahrt) bringen müssen u. s. w.

(Vom Folgenden geben wir nur den Text des Vater unser, mit Weglassung der Auslegung.) Pſqhuemê rihhi dñ; wesâ dñ willo, sama sô in himile ist, sama in erdu; pilipi unsraz emizzigaz (fortwährendes) kip uns

ëogawanna (immerdar); enti flâz uns unsculdt, samo sô wir flâzzamês unsrêm s lôm; enti princ unsih ni in chorunha; uz kaneri unsih fona allêm suntôn. Amen.

Exhortatio ad plebem christianam.

(Aus dem Lateinischen.)

Hlosêt ir, chindô liupôstûn, rihtida therâ galaupâ, the ir in herzin kabuctſcho lapên sculut, ir den christânun namun intfangan eigut; thaz ist chundida iwerêrâ Christânheiti, fona demo truhtine in man gaplâsan, fona sîn selpes jungirôn kasezzit.

Therâ galaupâ gawisso fôhiu wort sint, nzân drâto michilu garûni dâr inne sint pivangan. Wîho âtum gawisso dêm meistrum therâ christânheiti, dêm wîhôm potôm sînêm, theisu wort tihtôta suslihhêrâ churnassi, zadiu (thaz) allêm christânêm za galaupjan ist, jâ auh simplun za pigehan, thaz mah-tin allê farstantan, jâ in gahuhtſ gahapên u. s. w.

Hôret ihr, der Kinder liebste, die Nichtschuld des Glaubens, die ihr im Herzen eingedenk haben sollt, (die) ihr den christlichen Namen empfangen habet, das ist Kunde eurer Christenheit, und dem Herrn in den Menschen (viell. innân zu lesen) geblasen, von seinen eigenen Jüngern gelehrt.

Des Glaubens sind gewiß wenige Worte, aber sehr große Geheimnisse sind darin befaßt. Der heilige Geist gewiß den Meistern die Christenheit, den heiligen Boten seinen, die Worte dictirte solcher Kürze, zu dem daß alle Christen zu glauben ist, und auch immer zu kennen, daß möchten alle verstehen, und Gedächtnisse haben u. s. w.

Interlinear-Üebersetzung des Ambrosianischen Lobgesanges.

Thih cot lopêmes,
thih truhtnan gehemês,
thih êwigan fater
ëokiweliherda wirdit.
Thir allê engilâ, thir himila
inti allô kiwaltidô,
thir Cherubim inti Seraphim
unbilibanſichêru stimmô forharênt:
wîhêr wîhêr wîhêr
truhtin cot herrô!
folliu sint himilâ inti erda
therâ meginchrestſi tiuridâ thînrâ!
Thih tiurlichêr potônô cart,
thih wîzagônô loplîchiu ruava,
thih urchundônô kascônnot
lobôt heri u. s. w.

Te Deum laudamus,
Te dominum confitemur,
Te æternum patrem
omnis terra veneratur.
Tibi omnes angeli, tibi cœli
et universæ potestates,
Tibi Cherubim et Seraphim
incessabili voce proclamant:
Sanctus sanctus sanctus
Dominus Deus Sabaoth!
Pleni sunt cœli et terra
majestate gloriæ tuæ!
Te gloriosus apostolorum chorus,
Te prophetarum laudabilis numerus,
Te martyrum candidatus
laudat exercitus u. s. w.

Üebersetzung des Isidorus

de nativitate domini.

Ibu xpist (XPIET) Got nist, saghêên nû dheâ unchilaubun uns, zi hwemu Got wâri sprehbendi in Genesi dhâr ir quhaad: Duoê-mês mannan uns anachilſhhan, endi in unsêru chilhnissu? So dhâr auh after ist chiquhedan: endi Got chiscuof mannan anachilſhhan endi chilſhhan Gote chifrumidadhan.

Suohhên dheâ nû avur, hwelſh got chiscuofi, odho in hwelihses gotnissu anachilſhhan mannan chifrumidi, dhen ir chiscuof. Ibu sie antwurdant endi quhedant: in angilô;

Si Christus deus non est, dicant nobis quem sit affatus Deus in Genesi, cum diceret: Faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram? Sic enim subjungitur et creavit Deus hominem, ad imaginem et similitudinem Dei creavit illum.

Quaerant ergo: quis Deus creavit, aut cujus Dei imaginem condidit hominem, quem creavit? Quod si respondeant: ad angelos; num angelus aequalem cum Deo habet?

inuni angil nist anaebanchilih Gote? Dhanue sô dhrâto mibhil undarscheit ist undar dherâ chiscastl chilhniissu, endi dhes iza al chiscuof. Odho mahti angil sô sama sô Got mannan chifrumman? Dhazs sô zi chilau-banne, mibhil wuotnissa ist. Hwemu ist dhizs nû zi quhedanne? odho zi hwes chilhniissu wardh man chiscassan, nibu zi dhes dher anaebanlsh ist Gote endi chinamno ist mit Godu?

imaginem? dum multum distet imago creaturæ ab eo qui creavit. Aut numquid angelus cum Deo potuit facere hominem? Quod ita existimare magnæ dementiæ est. Cui ergo dicitur? Aut ad cuius imaginem homo conditus creditur, nisi ad ejus, cuius una imago cum Deo est et unicum nomen divinitatis?

Schwur Karl's des Kahlen (842). *)

Ludwig des Deutschen Volk schwur auch in deutscher Sprache, während Ludwig selbst und Karl's Volk in romanischer Sprache den Eid leisteten.

In Godes minna ind in thes christiânes folches ind unser bêdherô gehaltnissi, son desemo dago frammordes, sô fram sô mir Got gewizsci indi maht furgibit, sô haldih besan minan bruodher sôsô man mit rehtû minan bruodher scal, in thiû thaz er mig sô sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, thê minan willon imo ce scadhen werdhên.

In Gottes Liebe und in des christlichen Volkes und unser Beider Erhaltung, von diesem Tage fortan, so welt als mir Gott Wissen und Macht gibt, so halte ich diesen meinen Bruder, so wie man mit Recht seinen Bruder soll, in dem daß er mir eben so thue, und mit Lothar in kein Dinge nicht gehe ich, daß mit meinem Willen ihm zu Schaden werde.

Uebersetzung von Catian's Evangelien-Harmonie,

aus dem 9. Jahrhundert, treffliche Quelle für Kenntniß der Sprache.

Das Vater unser.

Fater unser, thû thar bist in himile, si geheilagôt thîn namo; queme thîn rihhi; si thîn willo, sô her in himile ist, sô si her in erda; unser brot tagallhhaz gib uns hiutu; inti furlâz uns unsara sculdi, sô wir furlâz mës unsaron sculdigon; inti ni geleites unsih in costunga; ûzouh arlosi unsih son ubile.

Evangel. Joh.

In anaginne was wort, inti thas wort was mit gote, inti got selbo was thaz wort. Thaz was in anaginne mit gote; alliu thuruh thaz wurden gitan, inti uzzan siu ni was wiht gitanes, thaz dar gitan was. Thaz lib was in imo, inti thaz lib was licht manno. Inti thaz licht in finstarnessen leuhta, u. s. w.

Notker Labeo,

(Antonius), Mönch zu St. Gallen, starb den 9. Juni 1022 an der Pest. — Uebersetzung der Psalmen (nebst Erklärung), des Boethius vom

Trost der Philosophie, des Organon von Aristoteles und des Marciianus Capella.

Uebersetzung des ersten Psalms.

Der man ist sâlig, der in dero argôn rat ne gegiang, noh an dero sundigôn wege ne stuont, noh an dem suhtstuole ne saz; nube

der ist sâlig, tes willo an Gotes êo ist, unde der dara ana denchet tag unde naht. Unde der gediehet alsô wola sô der boum, der bi demo rinnenten wazere gesezzet ist, der zitigo sinen wuocher gibet, noh sin

*) Zur Vergleichung der Schwur Ludwig's in romanischer Sprache: Pro deo amur et pro christian poplo et nostro commun salvament, dist in avant, in quant deus savir et podir me unat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et

in adjudha et in cadhuna cosa, si cum em per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

(Orpheus in der Unterwelt.)

Ercham sih tō der driu huobet habento
turowart (Thürhüter, Cerberus) sus ungewo-
nes sanges; unde die dri rechehernun sues-
terā, die fertāne menniske getuont skihtige,
die ruzen fore āmere (B. quæ sontes agitant
metu ultrices scelerum deæ jam maestæ
lacrimis madent); noh Ixionem ne treib

lex amor est sibi): sō er sia nāh ze
brāhta, dār warteta er iro, dār fer-
sia, dār sturzta er selbo. — Tiz spe-
bula) sihet zū ze iu, ir (die ihr) daz
peginnent wenden an den ūf wertigen
wanda der sih taranāh keloubet unde
widere sihet ze dero hello, sinen ge-
folgende, — ter ferliuset tara sehend
taz er tiures kewan.

Williram,

Abt zu Ebersberg in Baiern, gestorben 1085. — Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes.

Aus der Uebersetzung des hohen Liedes.

Hevigiū wazzer ne mohton irleskan die
minna, noh die aha berunent sie. Svie
drāte der persecutorum minæ wāren,
unte svie listlich iro blandimenta wāren,
sie ne mohten iedoch in mīnen holdon daz
fiur unte daz ernost mīner minnon irleskan,
noh ne mugon sie von der stātekheite des

geloiben concutere; wante sie s
petram, id est, supra me sint fun-
Obe der mennisco al sīn guot hina
iz ist imo inkegin mīner minnon dez
nist. Sven mīn dilectio perfecte
flammat, siu machet in contempto
allis irdisgen guotes unte machet in
gan des ewegen richtuomes.

Predigtbruchstück aus dem 10. Jahrhundert.

Daz evangelium zelit uns, daz daz himil-
rih kelih si demo huosherro, der des mor-
genis fruo in sinan winkarten samenote die
werhliuti. Wer wirdit rehtere kikagenmaz-
zit demo huosherren, denne unser herro der
heilige Christ? der dir rihtet alla, die er
kiscuof, also der huosherro rihtet die imo
untertanen. Der huosherro ladote allen den
tac die werhliute in sinan winkarten. suma-

svelihemo cite si imo zuochomen.
gistilte unser herro der almighty got
anakenge dere werlti unzi ana den ent-
predigare ci sentenna zi dera lera s
irwelitono. Der winkarte pizeichinet
gotes e, in der dir kisset unte ge-
werdent elliu reht, also die winreba k
tet wirdit in dem scuzzelinge. Die v
die man dar inna wurchen scol daz im

Physiologus I. und II.

I. Serra.

In demo mere ist einez heizzet serra, daz hebet vile lange dorne in imo. Sôsez diu schef gesihet, sô rihted ez ûf sine vadera unde sinen zagel, unde wil die segela antderôn. Denez sô eine wile geduot, sô wird ez sâ moude unde glôbet sih. — Daz mere bizeichenet dise werelt, diu schef bizeichenent die heiligen boten, die dir ubervuoren unde überwundan alliu diu widerwart, diu giwel dirro werelde; diu serra bizeichenet den, der dir ist unstâdes muodes, der dir eine wile schinet annen rehden werchan unde aber an dien nicht ne volle stêt.

II. Serra.

Ein ander tier ist in dem mer unt heizet serra. Sô diu serra dehein scef gisihit in dem mera fliezen, sô vert siu dare und spreitet den zagil unt die federe, daz si segelen mege ingegen dem scefte; daz tuot si sô lange, unzi si nicht mere fliezen mach vor muode, sô vert si widere dannan si dare chom. — Daz mere bezeichinet die werlt, daz scef meint wissagen unt mines trehtines poten, die in der werlte fuoren, unt die überwunten. Diu serra bezeichinet die der sumestunt zuo guoten sich bichêrent unt darana nicht volstân ne mugin.

Aus der Uebersetzung des Nortpert.

12. Jahrhundert. (Nortperti Tractatus de virtutibus.)

1. De sapientia.

Vor allen dingen sol mensesce ervorscôn, welchiu sige diu wære gewizzede unte diu wære wisheit; wante diu wisheit dirre werlte ist ein tumbheit vore gote. Diu wære gewizzede ist, daz dû dich pechêrest von den sunton, die des tiuvels dienst sint; unte diu wære wisheit ist, daz dû got uobêst nach der wårheit siner gebote. In disen zewein dingen sô wirt der êwige lib gewunnen; also David sprichet: Chêre dich von dem ubele unte tuo daz guot. Wan ez en genouget neheineme, daz er daz ubel vermindet, er ne wellê daz guote tuon; noch en hilfet nicht, daz er daz guote tuot, er ne wellê daz ubele verlâzen. Aller der sus wise ist, der ist âne zwîvel iemer sâlic. Daz ist aver der sâlige lib, daz dû got erchennêst.

2. De Fide.

Diu channusse gotes unte diu gewizzede der wårheite, diu scoltû aver gelirnon durch die allfchen geloube; wan âne sie sô ne mac nieman gote gellchen. Der ist wårliche sâlic, der in der rehtun geloube wol lebet, unt in demo guoten lebenne die rehtun geloube behuotet. Wan alsô diu geloube ubblic ist âne guotiu werch, alsô sint diu guoten werch nicht âne rehte geloube. Dannan sprichit St. Jacobus, mines trehtenes bote, alsus: Was hilfet, mine brudere, ob ir sprechent, daz ir geloublic sigent, en habent ir der guoten werche nicht? Mak denne diu geloube iemen behalten, diu nicht ist âne diu werch? Alsô der lîchaname erstirbet, sô der geist in verlât, alsô ist diu geloube tût, sô siu der werche nicht hât.

Zweite Periode

c. 1150 bis 1525.

David von Augsburg,

wahrscheinlich zwischen 1210 und 1220 zu Regensburg geboren, Franziskaner, erst Novizenmeister und Prof. der Theologie im Barfüßerkloster zu Regensburg, später in gleicher Eigenschaft nach Augsburg übergesiedelt, wo er als Prediger und Lehrer wirkte bis zu seinem Tode, am 15. November 1271. —

lateinische und deutsche Schriften (Reden, Gebete religiös-moralische Abhandlungen; besonders bemerkenswerth „die sieben Vorregeln der Tugend“ und der „Spiegel der Tugend.“ (Wahrscheinlich ist er auch Verfasser des Schwabenspiegels, siehe Seite 7.)

Aus dem „spiegel der tugent.“

(Eingang.)

Unser hêrre Jêsus Kristus der hât sich selben gediemüetiget ze allen den dingen, | diu uns zuo dem êwigen heile nütze und nôtdürftic sint, von ganzen triuwen. Dâ

von sô ist daz billich, daz ouch wir uns vlizen alle zît, nâch sinem willen unser herze und unser leben ze rihten, wan sîn wille ist ein forme aller rehtekeit und ist diu êrste unde diu hoechste rehtekeit, unde sô im ie nâher sô ie rehter. Unde wan wir sines willen an sîner gotheit niht erkennen môhten, dar umbe enpfienge er die menscheit an sich, als er den engeln in dem himele geoffent hâte sînen willen in sîner gotheit, daz er ouch selbe uns menschen hie en erde lêrte sînen willen mit sîner menscheit, diu nâch der gotheit alsô gânzlichen geordnet ist an aller heilekeit, als iz zimlich ist gotmenschen in einer persôn vereinet. Er ist ein spiegel aller volkommenheit, dar inne wir uns alle zît ansehen sûln, waz got von uns vorder ze behalten, unde wes an uns gebreste nâch sinem inneristen willen. Sô ein iegelich mensch ie ofter disen spiegel für sich setzet unde ie vlizelicher sich selben dar nâch rihtet unde reinet, sô er den gotlichen spiegel ie klârlîcher in dem himele ansehende wirt und ie vollec-

licher von sinem brehendem glaste e. Dar umbe wart er hôch an das krboeret unde genagelt offentlich velde aller der werlde an ze seher man die spiegel spulget an die tûr nageln, daz die ûz und in genden inne ersehen), daz wir alle an im ier tugentforme, die er uns hât ûf erd von der himelschuole, der oberisten schuolmeister. Siniu wort, siniu wallez tugentletzen, unde doch sîn lêrte er dise tugent, dô er sprach: „von mir, wan ich senfte bin unde tiges herzen, sô vindet ir ruowe sêlen: mîn joch ist senftsûeze und mîn ist ringe.“ Die andern tugent lêrte er sprach: „dar an erkennen alle, kantnüsse haben, daz ir mîne lêst, ob ir minne zuo einander habet, ouch geminnet hân.“ Sit er selbe giwir dise tugent von im lernen sûln nû sîn schuolkint wil sîn, der zeige ez lernunge: der wol lernende schuolare und êret sînen schuolmeister Jêsum K

Berthold von Regensburg,

geboren wahrscheinlich zu Regensburg (nach Andern zu Winterthur, und Andern zu Augsburg) um 1225, trat zu Regensburg in den Franziscanerorden, ward Schüler David's von Augsburg, der

ihn später auf seinen großen Prediger-Reisegleitete. Berthold starb zu Regensburg 1275. Seine Predigten übten allenthalben eine ordentliche Wirkung aus.

Von zweien buochen.

Uns hât der almechtige got zwei grôziu buoch gegeben, dâ wir an lesen sûln und lernen guotiu ding und nütziu ding, der uns zuo libe und zuo sêle nôt ist. Der ist einz von der alten ê und eins von der niuwen ê, reht als sich der sermo anhebet von den siben planêten, diu selben wort sol man hie sprechen allesampt. Wanne der almechtige got hât uns alle ding zuo nutze und zuo guote geschaffen, einhalb zuo dem libe und anderhalb zuo der sêle. Und alsô hât er uns die sternen gegeben an dem himel und allez, daz ûf ertrich ist, und wie ir iu daz nütze machen sûlt an der sêle. Und dâ von sullet ir lesen an iuvern buochen, an dem himel und an der erden. Ir sult an der erden lernen und an boumen und an dem korne und an den bluomen und an dem grase. Als tet der guote sant Bernhart.

„Ich suoche den gehiuren
an allen créatiuren.“

Sô möhten alle créatiure wol sprechen,

ob si künden sprechen: „unser vil nvaltîu wunder enhaben wir von uns niht, wir haben sie von dem, des du bgernde ist.“

„Sô suoche ich den gehiuren
an allen créatiuren,
an aller vögelin sange
und aller seiten clange.“

Sô möhte aller vögelin sange und hclange wol sprechen, ob sie künden chen: „unser manigvalte wünneclîche s und unser sûeze stimme die haben w uns selber niht, wir haben sie von der dîn sêle bgernde ist.“

„Ich suoche den gehiuren,
an allen créatiuren,
an aller bluomen varwe
und aller wurze crefte.“

Sô möhten vil wol sprechen bl und wurze, ob sie künden sprechen: „maniger ley liechte varwe und unser wllîche sûeze craft die haben wir vo selber niht, wir haben sie von dem, d

Alle begernde ist.“ Und alsô hât der almeh-
lige got alle ding dem menschen zuo dienste
und zuo nutze geschaffen zuo dem libe und
zuo der sêle. (Zunächst wird dann weiter ent-
wickelt, was wir aus dem Buch der Erde, ins-
besondere an den Bäumen lernen sollen. An

der erden sult ir bi dem tage lesen an den
nidern buochen; so sult ir an den obern
buochen bi der naht lesen an dem himel,
worauf dann im zweiten Haupttheil gelehrt wird;
was aus dem Himmelsbuche an den Sternen zu
lernen sei.)

Aus dem Schwabenspiegel.

(Wahrscheinlich von David von Augsburg. siehe Seite 5.)

(Eingang.)

(Zuerst wird entwickelt, daß der Schöpfer dem
Menschen eine dreifache Würde verliehen: Gott
schuf ihn nach seinem Bilde; er machte ihm die
ganze Schöpfung nutz- und dienstbar; er be-
stimmte ihn zum Mitgenuß ewiger Seligkeit.)

Sit uns got in sô höher werdikeit ge-
schafen hât, sô wil er ouch daz wir werdez
leben haben, unde daz wir einander werde
unde êre erbieten, triuwe unde wârheit, niht
haz unde nit einander tragen. Wir sullen
mit fride under einander leben. Fridlich
leben hât unser herre got liep. Wan er
kom vom himelriche uf erderliche durch
anders niht wan durch den rechten fride,
daz er uns einen rechten fride schüefe vor
der ewigen marter, ob wir selben wellen.
Unde dâ von sunen die engel ob der
krippen: „Gloria in excelsis Deo, et in terra
pax hominibus bonæ voluntatis, Gots êre in
dem himel, unde guot fride uf der erden
allen den die guoten willen habent uf erde-
liche.“ Dô unser herre got hie uf erde-
liche gie, sô was daz ie sîn ellich wort
Pax vobis!“ daz sprichet: „der fride si mit
iu!“ und alsô sprach er alle zît zuo sinen
kintern unde zuo andern liuten; unde dâ
sûln wir merken wie rehte liep der al-
mechtige got den rechten fride hât. Wan dô
er von erdenriche wider uf zuo himel fuor,
sprach er aber zuo sinen jungern: „der
fride si mit iu!“ unde enphalh dem guoten
sant Pêter daz er phleger wære über den
rechten fride, unde gap im den gewalt daz
er den himel uf slüze allen den, die den
fride hielten, unde swer den fride bræche,
daz er dem den himel vor beslüze. Daz

ist alsô gesprochen: unde alle die diu gebot
unsers herren zebrechen, die haben ouch den
rechten fride gebrochen . . . unde swer diu
gebot unsers herren zebricht, daz richet
er billichen an im. Unde dem er den ge-
walt verlihen hât, daz ist der pâbst. der
sol an gotes stat rihten unze an den jun-
gisten tac. sô wil danne got selbe rihten
kleine unde grôz, übel unde guot, alles daz
hinnen dar niht gerihtet ist. unde dar umbe
wil man an disem buoche lèren alle die,
die gerihtes pflegen sullen, wie si ze rehte
rihten sullen nâch gôtes willen, als manic
heiliger man die in der alten ê unde in der
niuwen ê rihter wâren unde alsô hânt ge-
rihtet, daz si mit ir gerihte die ewigen
freude hânt besezen. Unde swer ouch anders
rihtet wan an disem buoche stêt, der sol
wizen daz got vil zornlicchen über in wil
rihten an dem jungisten tage. Sit nû got
des frides fürste heizet, sô liez er zwei
swert hie uf erderliche, dô er ze himel fuor,
ze schirme der kristenheit. diu lech got
Sant Pêter beidiu, daz eine mit geistlichem
gerihte unde daz ander mit wereltlichem
gerihte. Daz wereltliche swert des gerihtes,
daz lihet der pâbst dem keiser, das geist-
liche ist dem pâbest gesezet, daz er dâ mit
rihte. Dem pâbest ist gesezet ze beschei-
denlicher zît ze riten uf einem blanken
pherde, unde der keiser sol dem pâbest den
stegreif haben, daz sich der satel iht winde.
daz bezeichent als vil: swaz dem pâbest
widerstêt, des er mit geistlichem gerihte nit
betwingen mac, daz soll der keiser unde ander
wereltlich gerihte betwingen mit der achte.

Aus dem Sachsenspiegel,

älter, als der Schwabenspiegel und die Grundlage desselben, schon im Anfange des 13. Jahrhunderts
von Eike oder Edo von Repgow gesammelt, ursprünglich lateinisch abgefaßt, später von Repgow
selbst in's Niederdeutsche frei übertragen.

De twe swert.

(Vergl. den Schluß des vorhergehenden Stückes.)

De twe swert leit got op ertrike to be-
schermen de cristenheit: deme pawese dat

gestlike, vnd dem keyser dat wertlike. Deme
pawese is ok ghesat to riden to beschedener
tîd op enem blanken perde. de keyser sal
eme den stegherep holden dor dat de sadel
nicht en wynde. dit is de bekantnisse, wat

de pawes und gestlike rechte nicht bedwyngen moyge, dat sal de keyser mit wertliken rechte bedwyngen dem pawese

horsam to wesene. Sus sal de gestlike walt ok helpen deme wertliken rechte oft es id bedarf.

Johann Tauler,

wahrscheinlich 1290 zu Straßburg geboren, trat zu Köln in den Dominicanerorden und wurde Schüler Eckhart's, des Ersten der deutschen Mystiker. Später zog er nach Straßburg, wo er als

Prediger wirkte bis zu seinem Tode im Jahre 1361. — Predigten und biblische Schriften (Nachfolge des armen Lebens Christi und Anderes).

Aus einer Predigt über Joh. 17, 5.

Der sun gots, do er uff hueb seine ougen in den himel, sprach er: Vatter, mach klar dein sun. Diss werck lert unss, das wir uff sollen heben al unser sinn, hende, krefft und gemuet in die höhe, und betten in im, mitt im und durch in. dis ist das aller hochwürdigist gebett und werck, das gots sun hie thet, do er seinen vatter an bettet. dis ist aller menschen vernunft überchwencklich, und kan nienderts hier zuo kommen, noch versteen, es sey dann von dem heiligen geist. Von dem gebett spricht Anselmus und sant Augustinus, das es sei ein uffgang des gemuets in gott. Die reichen menschen kommen zuo euch und gebent euch armen, verzerten, krancken kinderen IV heller oder VI und heissent euch etwa vil gebett machen, oder hundert pater noster sprechen, und gebent euch villeicht VI pfennig. Von dysem kauff und sunst von

andern weisen helt got als vil, als er will. Aber ich sag dir ein ding: ker dich in der warheit von dir selber und von allen geschaffen dingen, und richte dein gemuet gantz uff in gott, über alle creatur, in den tieffen abgrund; darin versenck deinen geist in gottes geist, in warer gelassenheit, in allen deinen obersten und nidersten kreften, über alle sinne und verstentnuß, in einer waren vereinigung mit got, innerlich in dem grund: mit disem überkomestu alle wort und weis und übung. Und darin bitt für alles, dafür du schuldig bist zuo bitten, und daz die menschen von dir begern, und für alles, darumb got wil gebetten werden. Und wils: als klein ein haller gegen hundert tulent marck golds, also ist alles uswendig gebett gen disem inwendigen gebett, daz daz ist und heist ware einung mit got, des geschaffen geists versincken und verschmelzen in den unbeschaffen geist gottes.

Heinrich Suso,

vom Geschlecht derer vom Berg im Hegau stammend, von seiner Mutter geborenen Seuse latinisiert Suso genannt, geboren um 1300 zu Konstanz, trat in den Dominicanerorden, ward in Köln Eckhart's Schüler und mit Tauler befreundet, führte

als Prediger ein wanderndes Leben, verweilte zuletzt in Ulm, wo er 1366 starb. — Unter seinen Schriften sind sein „Leben“ und das „Büchlein von der ewigen Weisheit“ (neuhochdeutsch von Diepenbrock) besonders hervorzuheben.

Aus dem Büchlein von der ewigen Weisheit.

Das dritte, warumb ez Got sinen friunden als recht übel gestatet in zit.

Der diener: Herr, so ist ein dinge in meinem herzen: getörsti ich daz ze dir gesprechen! Ach süesser herr, wan getörst ich nu mit dinem urloup mit dir disputieren, als der heilig Jeremias. Zarter herr, nu zürn nit, und hoer ez gedulteklich. Herr siu sprechent also, wie inneklich süesse din

minne und din friuntschaft sie, so last dich sie doch dinen friunden understunden gesur werden mit mengem bitterlichen liden. daz du in zuo sendest von verschmeckel von aller der welt, um von menger widerwertikeit beidiu uswendig und inwendig. So ein mensche doch erest getritet in die friuntschaft, so ist der ereste trit darnach daz er sich bereite und bewegentlich setze uf liden. Herr, durch dine güeti, wemugen sin süessekeit hier inne han? wie mahstu ez allez erliden an dinen friunden? oder geruochest du ez nit zewissen?

Entwürt der ewigen wisheit: Alz ich min vatter minnet, also minne ich mine unde. Ich tuon minen friunden nu, alz in han getan von aneenge der welte an disen hiutigen tag.

Der diener: Herr, daz ist, daz man klagt; und darumb so sprechent siu, daz du so wenig friunden hast, wan du ez so gar übel in diser welt gestatest. Herr, wum ist ir ouch fil, so siu din friuntschaft werbent, und siu in lidenne boweret son werden, daz siu dir ab gant. Owe und daz du mit herzklichem leid und mit bitterhen trehen minez herzen muoz sprechen, daz siu denn wider hinder sich gant, uf daz du gelassen durch dich hatten. Herr mine, was sprichst du hier zuo?

Entwürt der ewigen wisheit: Disiu tag ist dero menschen, diu krankes gelouen siut und kleiner werke, lawes lebens und ungeveptes geistes. Aber du geminetu wol uf mit dinem muote ufser dem orwe und der tiefen lachen liplicher wolust, entsluos din inren sinne; tuo uf

diniu geistlichen ougen und luog. Nim eben war, waz du bist, wa du bist und waz du hoerest; sich, so maht du grifen, daz ich minen friunden daz aller minneklichste tuon. Du bist nach dinem naturlichen wesenne ein spiegel der gotheit; du bist ein bild der drivaltekeit und bist ein exemplar der ewikeit. Und als ich in miner ewigen ungewordenheit bin daz guot, daz da ist endeloz, also bist du nach diner begirde grundeloz; und als wenig ein kleines tröpheli erschiuset in der hohen tiefe des meres, als wenig erschusse an der erfüllunge diner begirde allez, daz diu welt geleisten mag. So bist du in dem ellenden iammertal, in dem liep mit leid, lachen mit weinene, froed mit trurkeit vermischet ist, in dem ganze froed nie herz gewan. Wan ez triuget und liuget, alz ich dir sagen wil; ez geheisset vil und leistet wenig; ez ist kurz, unstet und wandelbar; hiut liebez vil, morn leidez ein herz vol. Sich, daz ist dises zites spil.

Hermann von Fritzlar,

H. Fritzlar in Hessen stammend, blühte um die Mitte des 14. Jahrhunderts, machte große Reisen nach Italien, Frankreich, Spanien, Portugal). —

Buch von der Heiligen Leben (nach seinem Selbständniß aus vielen andern Büchern und Predigten zusammengetragen).

Sancte Bonifacien tac.

Nun beget hute sancte Bonifacien tac und siner gesellen, di di marter liden mit e durch Gotes ere. Von diseme herren sancto Bonifacio were vil zu sagen, wan wir en groze buch von sinen tugenden und a siner lere, da vone uch lanc zu sagene re. Doch sullet ir enwenic von ime vorne, daz ir wizzet, war umme ir in zu hte eren sullet. Dirre heilige Bonifacius s burtic von Britannjen von hoheme kunne d ergap sich in siner kintheit an Gotes stane sines vater willen, und wart an Gotes st also gelart und also vollekumen, daz Gotis wort volleclichen und redelichen adien mochte. Dar umme liz her frunt lant und schone erbe und quam in die denschaft und bekarte der vile zu deme hten glauben unsers herren Jesu Kristi. dem ersten quam her zu Vrizenlant. vant er einen heiligen Bischof, sanctum allebrodum; deme half er an Gotes worte l bekarte der Vrizen vile. Dar nach fur zu Rome; do wihete in der babist Gregorius zu bischove und bevalch ime daz tum zu Menze, und bevalch ime, daz her

gewaldic legate were uber allez dutchez lant. Also bekarte sanctus Bonifacius Osterfrankenland und Beierlant, Düringen und Helsen und di Vrizen. Dirre heilige Bonifacius wart in sinem drizigsten jare gewihet zu pristere und getranc sider nummer mer win non dikeinerlei tranc, der kraft hete, und hate Got also lip, daz her ime vorlech di gnade, daz her der mertere genoz ist in himelriche. Zu Vrizen leit her di martel mit anderen heiligen luten, di ime hulfen Gotes wort predien und toufte di lute, di si bekart hatten. Her hate eines males gewihet einen herren zu Menze zu bischove, der hiz Lullus, do her sine lesten vart zu Vrizen tet. Do der selbe bischof erfur, daz sanctus Bonifacius gemartelt was, do quam her mit biderben luten von Menze zu Vrizen und brachte dannen den heiligen lichamen sancte Bonifacii und siner gesellen ein teil, die mit ime gemartelt wurden. Also sancte Bonifacius vore geheizen hate, alsus wart des heiligen merterers lip zu Fulde bracht, also Got wolde und alse her selber vore geheizen hate. Do ruwet her erlichen und tut groze gnade allen den, di in ane rufen. Disen heiligen herren sanctum Boni-

facium sullet ir eren und sullet in ane rufen, daz her uch helfende si mit sime heiligen gebete vor deme allmechtigen Gote, wanne her iz wol getun mac. Daz ir von

Gote nimmer gescheiden werdet, des helfe mir und uch der vater und der sun und der heilige geist. Amen.

Jacob Twinger von Königsbosen,

geboren 1346 zu Straßburg, 1382 Priester, 1386 Chorherr am Münster in Straßburg, gestorben 1420. — Elsassische Chronik (wobei er die seines

Vorgängers Frisssche Elosener, gestorben 1384, vielfach benutzte); lateinisch-deutsches Wörterbuch und Anderes.

Von unser frowen münster.

Unser frowen münster, die hohe stift zu Strosburg, wart zum ersten mole ane gefangen unde gestiftet in hoher würdikeit unde friheit von eime künige von Frangrich, genant Clodoveus, do men zalte noch Gotz gebürte fünf hundert und zehen jor, also in dem cappitel bi den künigen von Frangrich geseit ist, unde ist die erste unde eilteste kirche zu Strosburg unde in dem bistum, die do gemacht wurdent, nachdem also Strosburg unde Elsass anderwerbe bekert wurdent, also ouch ist vor geseit. Doch was das münster, do es zum ersten mole gemacht wart, nüt als gross unde also kostper an gebuwe, also es ignoten ist, wan hie vor mahte men die kirchen vaste mit holtzwerke unde mit slehten steinen, unde men hette nüt not umb kostper steine, noch um grosse gezierde.

Do nu das münster, also es zum ersten mole gemacht wart, gestunt uf fünf hundert ior, do kom ein gros übel wetter mit tunre unde blixende zu Strosburg unde von dem selben tunre verbrante unser frowen münster

und sant Thomans münster, hede gerwe ab untz in den grunt, unde wol die halbe stat; uf einen tag nach Gotz gebürte tusent und syben jor.

Das nuwe münster wart angefangen. Do noch samelte man gelt, steine unde gezüg, ein ander münster zu buwende, unde in dem jore, do men zalte noch Gotz gebürte MXV jor, do ving men das münster, das ignoten ist, von grunde uf ane zu machende mit eime tieffen starken fundamente unde mit kostpern steinen unde gezierden, und gieng von tage zu tage uf, das der kor unde das münster one die zwene vorder türne wurdent geweilbet unde gedecket unde vollebroht noch Gotz gebürte MCCLXXV jor.

Do noch über zwei jor an sant Urbantage, do ving man ane zu machende den nuwen turn des münsters wider die brediger, unde wart vollebroht untz an den heln noch Gotz gebürte MCCCLXV. Hie wischent wart der ander turn wider den frohof, der so heisset der alte turn, ane gefangen unde gebuwen unde gerwe vollebroht.

Johann Geiler von Kaisersberg,

geboren den 16. März 1445 zu Schaffhausen, 1476 Professor der Theologie in Freiburg, 1477 in Straßburg, wo er als Gangelredner segensreich wirkte bis zu seinem Tode 1510. — Predigten über Brandts Narrenschiff; Der Seelen Paradies (Pre-

digten über des Albertus Magnus Buch „von den Tugenden“); Das Schiff des Heils (Gegenbild zu den Predigten über das Narrenschiff); Predigten über die Sünden des Mundes; Die christliche Pilgerschaft zum ewigen Vaterland u. A.

Aus den Predigten über das „Narrenschiff.“

Die erst schar der narren.

Die erst schar der narren ist gehübt narren, bücher narren, hüblins narren, baretlins narren. Es seint doctores, die hohe huben vff tragen, vnd seint doch vngelert; darzuo sie glorieren in vile der bücher, vnd

haben nüt, das einem doctor zuo gehört, dan den namen her doctor vnd die bücher. Doctor Brant in dem narren schiff wil nit reden von den doctoren oder von andern gelerten, die vil bücher hond, die inen nit seint vnd nützlich, vnd die selben bruoehen; wan wer stuodiren wil on bücher, der schöpffet wasser mit einem sybeckin (hand) aliquid cribro qui discere vult sine libro)

O was grosen lobs würdig seint bücher
schreiber, bücher eerer vnd zusammensetzer
zuo einem guoten bruoch vnd einem ver-
nünfftigen end! Wer es wissen wöl, der
less den Gerson von dem lob der schreiber.
Darumb die die bücher haben vnd sie
bruochen, sol man nit narren heissen, sunder
man sol sie achten für witzig, weiss eeren
lüt. Aber von denen reden wir hie, die
gross wend gehalten sein, darumb das sie
vil bücher haben vnd dorin glorieren, als
in einem andern haussrat: zinegeschir, kessel
vnd pfannen, beth vnd küssen etc. Ja,
sprichstu, wie erkenn ich die selbigen
narren? Ich antwurt dir vnd sprich in 7
schellen, die nun nach ein ander volgen.

Die erst schel.

Die erst schel ist vil bücher zuo sammen
bringen vmb weltliches ruomes vnd vppiger
eer willen, und darin glorieren wie im andern
haussrat. Einer, der glori vnd eer wil haben
von den büchern, der muoss nit allein bücher
hon, aber sie kennen vnd sie zuo bruochen
wissen; er muoss sie nicht in die libery an
ketthenen legen, aber in sein memory; er
muoss sie in sein hirn beschliessen, nicht in
das kensterlin; sunst so wer ein trog oder
kensterlin, da vil bücher in weren, eerlicher
den du. Es ist wol dir ein schand, o nar,
wan du hast vil gefangen an ketthenen
oder sunst eingeschlossen; wen sie ledig
verren vnd künten reden, so würden sie dich
in dem rechten verclagen, das man dich
erkeren solt und türnnen. O wie vil seint
studenten, die heimlich clagen und weinen,
das sie ir mangeln! also, das vil war ist,
das dick ein geitziger hat allein, des vil
mangeln müssen (*saepe unus iners affluit
varus, quibus multi egent studiosi*).

Wem sol ich semlich gehübt narren
gleichen, die glorieren in vil büchern? Zuo
dem ersten so gleich ich sie Sabino, von
dem Seneca schreibt: derselbig Sabinus hat
eeren knecht vnd eigen lüt, die gelert

waren; er wolt ir eer hon. Also hastu
geren vil bücher, da du kunst innen ston,
vnd bistu ein baretlis nar, vil nerscher den
Sabinus, wan die gelerten knecht gehorten
im zuo vnd waren sein, aber die bücher
seint frembd, gond dich nichts an. Es seint
etlich, man sag wa von man wöl, so spre-
chen sie: das buoch hab ich daheim uff
meinen schafft ligen, vnd wenen, sie küh-
nen es ietz, darumb das sie es in dem buoch
haben.

Wem sol ich sie mer gleichen? Einem
essel, der fol lauten oder harpffen hanget,
vnd rüret doch kein seiten an. Der essel
bedüt den doctor, den gehübten narren;
die lauten oder harpffen seint bücher; sich
die figur an in dem narren schiff, so findestu
sie also gemalet. Sie haben nüt von dem
doctorat dan die cleidung, den namen, das
baret vnd die bücher, aber von der kunst
vnd tugent eines doctors da haben sie nichts
von. Es seint etlich derselben baretlis
narren, die her gond gleich als lantz knecht
mit iren bareten; sie setzen es uff ein seiten,
uff ein or, vnd zuo halber stirnen, vergessen
irer wirdigkeit; darumb so werden sie ver-
achtet von den leien, spotten ir, vnd geben
inen namen, sprechen: da kumpt ein ge-
hubter, die gehubten haben huben uff gleich
wie die sperwer, dem setzt man einen huben
uff, das er nicht gesehe. Also fürwar seint
disse doctores blinde, wan man halt sie für
witzig vnd gelert, und wissen nichts; so
verfüren sie sich selber vnd andere lüt, be-
triegen sich und andere.

Disse scharr der doctor sollen billich den
fortantz haben vnd die ersten sein. Wiltu
aber sehen, wie sie unser Brant brent vnd
sie mit zeichen betütet, list das erst ca-
pitel Brantz in dem narren schiff, so findestu
es. Da hat doctor Sebastianus Brant von
demuot wegen sich inen zuo gesellet, wan
die geschrift sagt: der gerecht verclaget
sich zuo dem ersten. Also hastu die erst
vnd fürnemeste schel.

Dritte Periode

1525 bis 1725.

Martin Luther,

geboren den 10. November 1483 zu Eisleben, trat in das Augustinerkloster zu Erfurt, 1507 Priester, 1508 Professor der Philosophie zu Wittenberg, 1512 Dr. theolog., schlägt 1517 seine Theses an, 1520 im Bann, 1521 auf dem Reichstage in Worms, dann auf der Wartburg verbor-

gen, gab 1523 das Neue Testament, 1534 Alte, 1541 die ganze Bibel in neuer Uebersetzung heraus, starb den 18. Februar 1546 zu Eisleben — Bibelübersetzung; außerdem Predigten, Reden, Briefe; Kirchenlieder (siehe unten) und Anderes.

Auslegung des ersten Buchs Mose.

Eingang.

Lieben Freunde, ir habt oft gehört, wie das nie keine öffentliche Predigt vom Himmel herab geschehen sey, denn nur zwey mal; wiewol Gott sonst oft geredt hat durch und mit den Menschen auff Erden, als durch und mit den heiligen Erzvätern, Adam, Noah, Abraham, Isaac, Jacob, und andern mehr, bis auff Mosen. Aber durch und mit diesen hat er nicht geredt mit solcher herrlichen pracht und eusserlichem wesen, oder öffentlichem geschrey und ausrufen, wie er diese zwey mal gethan; sondern hat jnen innerlich das herz erleuchtet, und durch jren mund geredt, wie Zacharias der Vater Johannis in seinem Gesange anzeigt, da er spricht: Als er vorzeiten geredt hat durch den mund seiner heiligen Propheten.

Die erste Predigt steht am andern Buch Mose, da sich Gott selber hat hören lassen vom Himmel herab mit grosser pracht und herrlicher gewalt, zu der zeit, da er dem volcke von Israel das Gesetz gab mit donnern und plitzen, mit rauchdampff und seer starken posauen, welches das Volk alles hörte, und darüber zitterte und erschradt.

Zum andern hat Gott noch eine andere öffentliche Predigt lassen ausgehen durch den h. Geist am Pfingstage. Dann daselbst kam der h. Geist auch mit grosser pracht und eusserlichem ansehen, also das ein schnell brausen eines gewaltigen windes vom Himmel kam, und erfüllte das ganze Haus, darinne die Jünger sassen; und man sah an jnen die Zungen zertellet, und als weren sie fewrig, und er setete sich auff einen jglichen vnter jnen, und wurden alle vol des h. Geistes, und fingen an zu predigen und zu reden mit andern Zungen.

Dis geschach mit grosser pracht und herrlicher gewalt, so das die Apostel darnach so gewaltig predigten, das die Predigten, die jhnd in der Welt gehen, kaum ein schatten sind gegen jren Predigten, nemlich nach der eusserlichen pracht

und wesen. Denn sie redeten mit allerley zu und thaten grosse Wunderzeichen, wie das 2 in den geschichten der Aposteln beschreibet. durch die jhigen Prediger lesst er sich hören noch sehen; es gehet nicht öffentlich vom Himmel herab. Darumb hab ich gesagt sind nur zwo sonderliche und öffentliche Predigten die man gesehen und gehört hat vom Himmel herab. Wiewol Gott der Vater auch redet Christo vom Himmel, da er im Jordan geward und auf dem berge Thabor; aber das geschach nicht für der Gemeine.

Gott wird nicht mehr also öffentlich reden mit Predigten, sondern zum dritten wird er selber persönlich komen, mit göttlicher herrligkeit, da alle Creaturen für jm werden zittern und bebend, und er wird jnen nicht mehr predigen, sondern sie werden ja selber sehen und fühlen.

Vom Kriege wider den Türken.

Widmung.

Dem Durchlächtigen Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Philips, Land-Grafen von Hessen etc., meinem Gnädigen Herrn.

Gnade und Fried in Christo Jesu, unsern Herrn und Heyland.

Durchlächtiger, Hochgeborner Fürst, G. G. Es haben mich wol vor fünff Jahren etliche gebeten, zu schreiben vom Krieg wider den Türken, und unsere Leute dazu vermahnen und reizen, und jzt, weil eben der Türke uns nahe kömmt, zwingen mich solchs auch meine Freunde zu reizen, sonderlich, weil etliche ungeschickte Prediger bei uns deutschen sind (als ich leider höre) die dem pöbel einbilden, man solle und müsse nicht gegen den Türken kriegen, etliche aber auch so tolle sind, das sie lehren, es zieme auch lebenden Christen, das Weltliche Schwerdt zu führen und zu regiren. Dazu, wie unser deutsch Volk weiß, wild Volk ist, ja schier halb Teuffel, ja Menschen sind, begeren etliche der Türken zu werden und Regiment.

Solchs Irrthums vnd boßheit im Bold wird
Luther alles schuld gegeben, vnd muß Frucht
eines Evangelij heissen. Gleichwie auch muß
er auffruhr schuld tragen, vnd alles was ist
es geschieht in der ganzen Welt, so sie es
wol anders wissen; aber Gott vnd seinem
ort zu wider stellen sie sich, als wüßten sie es
nt anders, vnd suchen Ursach, den heiligen
ist vnd öffentliche belante Warheit zu lästern,
f das sie ja die Helle wol verdienen, vnd
immermehr Reu vnd vergebung ihrer sünden er-
gen.

Derhalben mir noth seyn vil, von der sachen
schreiben, auch vmb mein selbst vnd des
angelij willen, vns zu entschuldigen, nicht bey
Lasterern, welche solten mir nicht gut genug
a, das ich mich mit einem Wort gegen
entschuldigen wolt, . . . sondern das die vn-
uldigen gewissen nicht weiter durch solche läster-
uler betrogen werden, vnd Argwohn von Mir
r meiner Lehre schöpfen, oder auch dahin
fürt werden, das sie gläuben, man müsse nicht
er den Türcken streiten.

Ich habß aber für gut angesehen, solch Büch-
vnter E. F. G. als eines berühmten, mäch-
en Fürstens Namen außzulassen, damit es
o ein besser Ansehen gewünne, vnd desto
ffiger gelesen würde. . . . Befehl hiemit E.
G. vnserm barmherzigen GOTT in seine
erliche Gnade vnd Hulde, das er E. F. G.
allen irrthumb vnd list des Teuffels behüte,
felliglich zu regiren erleuchte vnd stärke.
en. 9. Oct. MDXXVII.

E. F. G.

williger
Martinus Luther.

An seinen Sohn Johannes.

Gnad vnd fried in Christo, mein liebes
nichen! Ich sehe gern, das du wol lernest
fleißig betest. Thu also, mein liebes
nichen, vnd fare fort; wenn ich heim come,
vill ich dir ein schön Jahrmarkt mit bringen.

Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da
gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklin
an vnd lesen schöne Aepffel vnter den Bäumen,
vnd Birnen, Kirschen, Spilling vnd Pflaumen,
singen, springen vnd sind fröhlich, haben auch
schöne kleine Pferdlin mit gülden Häuten vnd
silbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß
der Garten war, weß die Kinder wären. Da
sprach er: „Es sind die Kinder, die gern beten,
lernen vnd fromm sind.“ Da sprach ich: „Lieber
Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Häschen
Luther; wüßte er nicht auch in den Garten
komen, das er auch solche schöne Aepffel vnd
Birnen essen möchte vnd solche feine Pferdlin reiten,
vnd mit diesen Kindern spielen?“ Da sprach der
Mann: „Wenn er gern betet, lernet vnd fromm
ist, so sol er auch in den Garten komen, Lippus
vnd Jost auch; vnd wenn sie alle zusamen
komen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken,
Lauten vnd allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen
vnd mit kleinen Armbrüsten schießen.“ Vnd er
zeigt mir dort eine feine Wiese im Garten, zum
tanzen zugericht; da hingen eitel güldene Pfeifen,
Pauken vnd feine silberne Armbrüst. Aber es
war noch früh, das die Kinder noch nicht gefressen
hatten; darumb konte ich des Langes nicht er-
harren, vnd sprach zu dem Mann: „Ach, lieber
Herr, ich wil flugs hingehen vnd das alles
meinem lieben Söhnlin Häschen schreiben, das
er ja fleißig bete vnd wol lerne vnd fromm sey,
auf das er auch in diesen Garten come; aber er
hat eine Ruhme Lehne, die muß er mit bringen.“
Da sprach der Mann: „Es sol ja seyn; gehe
hin vnd schreibe ihm also!“

Darumb, liebes Söhnlin Häschen, lerne
vnd bete ja getrost, vnd sage es Lippus vnd
Josten auch, das sie auch lernen vnd beten, so
werdet jr alle mit einander in den Garten komen.
Hiemit bis dem allmächtigen Gott befohlen, vnd
grüße Ruhmen Lehnen, vnd gib jr einen Buß
von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater
Martinus Luther.

Johannes Pauli,

meister zu Tann, im Warfüßerloster, ein ehe-
ger Jude und eifriger Zuhörer Geiler's von
Kersberg, auch Herausgeber seiner Predigten. —

Schimpff und Ernst durch alle Welthändel (Sam-
lung von abwechselnd scherz- und ernsthaften Er-
zählungen, Fabeln, Gleichnissen etc.).

Von Ernst das 14. Stück.

Es was ein mal ein burger, der hett drei
ter, die alle drei zeitlig waren zu versehen
den schweren orden der heiligen ehe, vnd wüßte
vatter doch nit, welche er zuom ersten ver-

sorgen solt, wann sie hetten alle drei werber.
Er beruofft sie alle drei zusamen vnd sprach:
wolau, lieben döchter, ich will euch allen dreien
mit einander wasser geben, vnd ihr sollen auch
die hend mit einander waschen, vnd sollen sie an
kein tuoch trüeknen, sunder selber lassen trüeknen

werden; vnd welcher ihr hend zu dem ersten trucken werden, deren wil ich zuom erst ein man geben. Der vatter goß ihn allen dreien wasser über die hend, da wuschen sie ihr hend, vnd ließen sie von ihnen selber trucken werden. Aber das jüngst döchterlin, das wehet stet mitt den henden hin und her, vnd sprach stet: Ich wil keinen man, ich wil keinen man! vnd von dem selben wehen wurden ihm seine hend zuom ersten trucken, und ward ihm zu dem ersten ein man. Dese dochter hett allein keuscheit inn dem mund, aber nit in dem herzen, darumb so was es listig, es wehet die hend, das sie zu dem ersten trucken wurden.

Von Ernst das 21. Stück.

Es was ein reicher burger zuo Venedig, der hett einen sun, der was gar ein weinrüßler, was allwegen soll; vnd er kam ein mal auß dem rath

mit andern Rathsherren zuo einem hauß, da lag ein trundner man uff einem laden bloß vnd vnzüchtig, vnd spottet jederman sein. Der frumm vatter gedacht: sehe dein sun disen trundner man so schamntlich vnd so spottlich da ligen, er wurd sich besseren, vnd darvor hüten, das ihm semliches nit widerfür, vnd schickt sein knecht nach seinem sun. Vnd da der sun nun kam, da predigt ihm der vatter, vnd straffte ihn, wie er sich solt hütten vor dem sauffen. Da er ihm lang hett geprediget, da fing ihn an zu dürsten, vnd sprach zuo denen, die da stunden: wo ist der so trunden worden? wa schenckt man den guoten wein, das ich auch dazuo kem? Also seind eilich sün vnd kinder, die gang den rath vnd die leut ihrer ältern verschmähen und verachten, vnd verthun was sie haben ererbt von ibren ältern. Darnach aber kummen sie zuom stand des verlornen suns, der auch alles vertet vnd die leut seines vatters verachtet.

Johannes Aventinus,

Johannes Turmayer, geboren 1477 zu Abensberg (daher Aventinus) in Oberbayern, studirte in Ingolstadt, Paris und Wien, 1509 Lehrer in Ingolstadt, 1512 Lehrer und Reisebegleiter bayerischer

Pringen, bearbeitete dann die bayerische Geschichte, starb 1534 zu Regensburg. — Bayerische Chronik; Von dem Ursprung der Stadt Regensburg und Anderes.

Von Keyser Carls fleiß.

Zu nacht legt er allezeit ein Teffelein under das haupt; wenn jm etwas land vnd leuten nuß eynfiel, merckt ers von stund an; stunde gemeiniglich zu mitternacht auff, dacht, was er aufrichten wolt den tag, vnd schawet auch das Gestirn, deß er fast kündig war vnd seinen lust daran hatt. Im Sommer schlieff er gemeiniglich zu mitternacht zwo oder drey stund; zu morgen, wenn man jm anlegt, ließ er jederman hinhern, verhöret die leut, vnd richtet sie alle ab: so vngern ließ er die zeit vnmissig hingehen. Was er wolt, das man den ganzen tag thun solt, schrib er in ein Bedel, gab jn denen, so solches wissen mußten.

Von Keyser Carls leib vnd sterche.

Er ist ein gerader, langer Fürst eines grossen leibs gewesen, sibben schuch lang, als sein Canzler vnd Eyden Egenhart schreibt, hat ein run-

den kopff, grosse, grobe, liechte augen nach der Teutschen art gehabt, eines fröblichen vnd wolgestalten angesichts, einer grossen nasen. Im alter ist er ganz gram gewesen, ist jm wol vnd ehrlich angestanden; hat ein kurzen, dicken baß gehabt vnd ein grossen bauch, der jm doch nicht übel angestanden ist, vnd den man nit hat mögen mercken, nachdem er sunst grosse, gerade gliedmaß von natur gehabt. Hat auch ein starken, starcken, gangen vnd vberal ein männlichen Leib gehabt, ein laute red, doch nicht gemach seiner größe vnd ein wenig zu klein zu einem solchen grossen leib. Er sey gestanden, gangen oder geseßen, so hat er ein fürstlich vnd herrlich ansehen gehabt, ist gar einer gesunden art vnd natur vnd nie krank gewesen, bis in die letzte jar, da hat jn das Kalt oder Fieber oft angestossen. Im letzten jar hat er ein bösen Fuß gehabt, hat hinken müssen vnd hat in der schwachheit nur seines wolgefallens gelebt; den Erzten etwas gram gewesen, daß sie jn das Brahten, das er am liebsten hat geseßen, verboten.

Sebastian Frank,

geboren 1500 zu Donaauwörth, 1531 in Straßburg, wo er seine große Chronik herausgab, 1538 in Ulm, wo er eine Druckerei errichtete, wiederholt einer Schriften wegen verwiesen, starb um 1545 in Basel. — Chronica, Zeitbuch und Geschicht-

bibel von Anbeginn bis auf das Jahr 1531; Chronika von ganz Teutschland; Weltbuch, Spiegel und Bildniß des ganzen Erdbodens; Paradora oder Wunderreden; Sprichwörter u. A.

Der Adel Germanie.

(Aus dem Weltbuch.)

Der ander stand Germanie ist der Adel. Die auß Gottes ordnung recht edel, das ist, vätter des vatterlands, ein forcht vnd ruot der bösen, vnd ein schilt burg, auffenthalt der frummen. Seldu solten, witwen vnd weysen handthaben, die schinden vnd schaben sy selbst; vnd die die hund vor dem pferrich sein solten, seind vilmals selbst wölff, vnd reißen alles mit gewalt zuo jnen, was sy vermögen; vnd wer not, das man vor den hüttern und wächtern hüttet vnd wachet; deren Adel ganz vnd gar von seinem alten glantz ist kummen, vnd ettwan an tugent stuond, vech; vnd aber alleyn mit stolzhert, bracht, reichthumb, geburt, tyranney jren Adel beweisen; vnd wie sy yederman forcht vnd hasset, also müssen sy auch forchten vnd von yederman verhasset sein, vnd nichts dann orenkrawer vnd heuchler für ware freünd, ja in der warheit souil seynd, wievil knecht vnd vnderthonen haben.

Nun zeüget zwar die nächst beürisch auffruor auogsam, was für lust und freundschaft die vnderthonen zuo jren Herren haben, die also mit gewalt faren. Die alten Edlen wolten mit volthat jnen die vnderthonen bewegen vnd wilth machen; vnd diß war auch jr maur vnd seül, vrbinder vnd darauff jr Reich stuond. Sy aber hüteten sich auch reich, so sy reich vnd wolhabende vnderthonen hetten, die sy in allweg mit guotter ordnung, vorgehung vnd gesagen vrderten, auff das sy immer ye mehr zuo geben kotten. Vech will man es alles mit gewalt abtropffen, ja auffeinmal nemmen, vnd zuo lieben, kriegen vnd geben nötten, vnd in summa rlich vnwillige hund zujagen füren, so doch e icht inn die lenge bestanden ist, das forcht er notzwang hat außgetroschen vnd abgenöt. Die natur entfißt ab dem notzwang, die liebe ist frey sein, vnd bede, der will vnd das herß, gezwungen. In summa, es ist yederman eynpflantz ein liebe der freihert von dem freyen vott, das wir lieber wöllen geführt, dann gezwungen werden. Darauff haben vil vnedel vnd el wenig acht, sundern jordern heüt diß, morgen das, mit was suog, da fragen sy nit umb. Sy treiben keine andere handthierung, dann gen, beyssen, sauffen, prassen, spielen, leben vnd rent, zins vnd gülden im überfluß kostlich. Darumb syß aber nemmen, vnd was sy dafür

schuldig seind zuthuon, gedendt kaum einer seines ampts, so in doch dise macht, etwas auff der burger hals zulegen, nit on vrsach vnd geding, zur besserung vnd nicht zum nachtheil der vnderthonen, geben ist, so wol als dem tageloner sein taglon, das er darumb den tag schaffe, also auch disen, nämlich darumb, das sy witwen vnd weysen vor gewalt entschütten, den armen vor gewalt Rechts verheiffen, vnd sich vmb aller menschen not als jrer eignen annemmen, wie vätter des vatterlands. Darumb sollen sy jrent, gült, zins vnd auffenthalt haben, wie einer, der dem altar dienet, vom altar, damit ein yeder tagloner seines taglons bekumme. Thuond sy dasselbig nitt, so ist eittel tyranney vnd ein gewaltigs abnemmen, nit anders dann als wann ein tagwerder sein taglon an mich fordert, ja mit gewalt abnöttigt, vnd het doch leyn arbent ye angefangen noch angerürt. Doch soll man in allweg gewalt on auffruor vnd widerwertigkheit leiden, vnd Gott klagen, das ers reche vnd ablege. Wann ein yeder seines ampts gedächt, so würden sich nit also vil vnberüßt eyntringen vnd vmb die Predicaturämpter, Oberkeht vnd narrenklappen also reißen; auff die woll vnd milch sibet man gar mitt großem fleiß, aber auff die wolart vnd huot der schaaff hat niemand leyn acht.

Darumb ist der Adel fast aller, wie er vech im schwand geht, ein überbliben stück der Heydenschaft, von vnsern ältern auff vns geerbt, da nichts ist, dann ein rennens, stehens, turnierens, seinen schilt, stamm und nammen hoch auffwerffens, spilens, kriegens, hegens, herrschens, müßiggeheßens, übermuot treibens zc., welcher adel diß fleisches für Gott stindt, verworffen, außgetilcht vnd auß seinem Reich ausgemustert ist. 1. Corint. j. Acto. xvj.

Aus den „Sprichwörtern.“

Fleiß und Arbeitsamkeit.

Vil verdirbt, das man nicht erwirbt. — Es ist all tag jagtag. — Treibß, so gehets. — Sage, so sahest. — Alzeit angel, so gewinst leyn mangel. — Das glück vnd recht ist der wachenden. — Item: Gott hilfft vnserm fleiß. — Mensch, hilff dir selbst, so wil ich dir auch helffen. — Guter gesel, nit verzag, glück kompt all tag. — Bist schon besleckt, scheub vnd greiff

ans rad, so geht der karrn. — Wirb, das glück ist mirb. — Das lieb kompt von trieb. — Es muß alles erarnet werden. — Fleiß bricht alle eiß. — Bil streych sellen ein eych. — Was einer nit thut, das thun zehn streych. — Halt an, so vberkompt ein man. — Bil schuß gehn nit fäl,

etwa trifft einer drunder. — Wornach einer ringt, das glingt jm. — Wann mans bet, wer weiß, was thet. — Bitten hat den ritten. — Nützig, wags! — Nichts, so geschichts. — Such, so findest. — Klopff, so wird dir auffthou. — Bit vnd nimm.

Aegidius Tschudi,

geboren 1505 zu Glarus, 1529 Landvogt der Grafschaft Sargans, 1532 Obervogt von Rorschach, 1533 Landvogt von Baden, 1534 — 1542 Hauptmann in französischen Diensten, dann eine Zeit

lang privatisirend, später wieder in mehreren Staatsämtern wirkend, starb 1572. — Geschichtliche Werke: Chronicon Helveticum; Alpisch Rhodia und Anderes.

Rudolf von Habsburg und der Priester.

(Aus dem Chronicon Helveticum.)

Dero zyt (1266) reit Graf Rudolf von Habsburg (harnach König) mit sinen dinern vffs weidwerck gen heizen vnd jagen; vnd wie er in ein ow kam allein mit sinem pferdt, hört er ein schellen klingeln. Er reit dem geton nach durch das gestüd, ze erfaren, was das wäre. Do fand er ein priester mit dem Hochwürdigen Sacrament, vnd sin meßner, der jm das glögli vortrug; do stieg Graf Rudolf von sinem pferdt, kniet nieder vnd tet dem Heiligen Sacrament reverenz. Nun was es an einem wässerlin, vnd stelt der priester das H. Sacrament nebend jm, vnd sing an, sin schuh ab ze ziehen, vnd wölt durch den bach (der groß vffgangen) gewaten sin; dann der stäg durch wachung des wassers verrunnen was. Der Graf fragt den priester, wo er vß wölt. Der priester antwurt: Ich trag das H. Sacrament zu einem fischen, der in grosser krankheit ligt,

vnd so ich an diß wasser kumen, ist der stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der krank nit verlürt werd. Do hieß Graf Rudolf den priester mit dem Hochwürdigen Sacrament vff sin pferdt sitzen, vnd damit biß zum krankten faren, vnd sin sach vßrichten, damit der krank nit versumbt werd. Bald kam der diener einer zum Grafen, vff deß pferdt saß er und fur der weidung nach. Do nun der priester wider heim kam, bracht er selbst Graf Rudolphen das pferdt wider mit grosser Danksagung der gnaden vntugend, die er jm erzeiget. Do sprach Graf Rudolf: Das wöll Gott niemer, das ich oder keiner meiner dinern mit wüssen das pferdt vberschrite, das mein Herrn vnd schöpffer getragen hat! Dunkt üch, das jrß mit Gott recht nit haben mögend, so ordnend jr es zum Gottsdienst. Dann ich habß dem geben, vnd dem ich seel, lib, eer vnd gut ze lehen beh. Der priester sprach: Herr, nun wölle Gott in vnd würdigkeit hie im zyt vnd dorten ewiglich an üch legen!

Johann Fischart,

geboren um 1550 am Mittelrhein (Mainz? Straßburg?), in seinen Schriften unter sehr mannigfaltigen Namen auftretend (Mentzer = Mainzer, Huldreich Ellposkleros, Uebersetzung von Joh. Fischart, Hartfisch, J. Noha Trauschiff, Umsetzungen von Joh. Fischart, Mansehr = Mentzer u. s. w.), lebte längere Zeit in Straßburg, 1581 Advocat am Reichskammergericht zu Speier, 1586 Amtmann zu Forbach, gestorben um 1590,

der genialste deutsche Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. — Prosaische und poetische Schriften; Affentheuerliche, Raupengehulliche Geschichtsklitterung u. s. w. (freie Bearbeitung des Gargantua von Rabelais); Aller Pöbel Großmutter (ebenfalls nach einem Vorbilde Rabelais'); Podagrammisches Trostbüchlein; das glühendste Schiff (siehe unten Poesie); Flöbhat; Calandspiegel Reimensweiß u. A.

Lob der häuslichen Frau.

Sie geht im Hauß auff wie die Sonn, ist des Hauses Lucifer (Gott behüt uns!), versicht das Vlie, meldet die Kü, weckt die Län wie der Han frü, schickt die Knecht ins Feld, schafft

den Mägden jr Tagwerck, ist die vnrhu in der Uhr, ein lebendiger Hasep und Bratspiß, manß Mül vnd vnrhüwiger Beutelfied, ist der Hauß Schneß, trägt das Hauß am Hals; sie schon leiblich drauß, ist sie mit sinen im Hauß; dasselb ist jr Minuetsch großstätt, jr sch

gebannte hoffstatt, jr einiger spacerplatz, jr Danks-
boden, jr Lustgarten; die Thürschwell halt sie
für jr heylig verbotten Romulisch Maur, dar-
über sie zu schreiten jren mehr als Remus ein-
gewissen macht; ohn sein willen geht sie nicht
aus, ist nit räszüngig, tachtropfig, widerbleffsam,
auffrudig, Adelstolz, treadbagig, schmah, zorn-
läinig, fleyderprächtig, Selbsteurrühmig, Gall-
tallig, Wortstichig, Wurmstichig, Stichwortgelehrt,
Freundschafttrogig, Redschärpfig . . . Was soll
ich weiter sagen? Des mans Herz darff sich auf
sie verlassen; da regnets dann eitel Glück, das
man im Tred sitet bis ober die Ohren; da
schneiet vnd hagelt es mit Golt zu, das es
Beulen gibt; da sitzt Sanct Peter auff dem
Dach, wirffet Bierren herab, vnd Sanct Claus
Paul Deyffel hinauff; da bauet man, da brauet
man, da gedelet alles; dann gewiß zwu getrewe
beverflyte Hende fördern mehr als acht frembde;

da gehen die Stätt auff vnd das Land ab, die-
weil ein solche Ehemuter ist wie ein Kaufmanns-
schiff auß Indien, welches Gold vnd Specerei
bringt. Ir Flecht verleschet nicht, wa Del genug
ist; sie hat notturfft inn der Not, vorffhet wie
ein Sternverkündiger die Theurung, versorget
sie wie die Dmehß vor dem Winter, brauchet
den Sommer wie die Häuschreden, frölich weil
mans hat, hat man nichts, so saugert man die Ta-
pen; sie verwahret das kein Regen noch Schnee jr
Haus schädige, trächet das Feuer zusamen, be-
schleußt Thor und Thür, die lezt schlaffen, die
erst auf; schlaffet mit offenen Hasen Augen, ist
die Gang im Capitoli, *Anser vigilantior cane*,
ist der Samier Schaf, welches den Kirchenräuber
Apollinis verbieth mit Bleden vngesehen, ist ge-
warsamer als ein Kettenhund, vnd das ichs alles
beschließ, bringet jren man zu Ehren: wer wolt
sie dann nicht wider ehren?

Johann Arnd,

geboren 1555 zu Ballenstedt, studirte erst Medicin,
dann Theologie, bekämpfte die Bilderstürmerei, wo-
durch er sich Verfolgungen zuzog, starb als General-
Superintendent zu Jelle 1621. — Schriften von

mystischem Geiste durchdrungen, in reicher und
lebendiger Sprache abgefaßt; am bekanntesten die
„Vier Bücher vom wahren Christenthum.“

Aus den „Vier Bücher vom wahren Christenthum.“

Wie Christus der rechte Weg vnd Zweck
bey der waaren Gottseligkeit; vnd wo
Gott den Menschen nicht leitet, so
irret er.

Psalm 86. Weise mir, Herr, deinen Weg.
daß ich wandele in deiner Wahrheit; erhalt
mein Herz bey dem Einigen, daß ich deinen
Namen fürchte.

Dieser Weg ist Christus, Joh. 14: Ich bin
der Weg. Wie komme ich zu jm? Durch den
Glauben. Denn der Glaube vereinigt vns mit
Christo, die Liebe verbindet, die Hoffnung erhält;
vnd ist doch beyde: Glaube, Liebe und Hoff-
nung auß Christo vnd Christi Werk in vns.
Dieser Weg gehet auß jm vnd wider zu jm.
Der Glaube ergreiffet Christi Person vnd sein
Ambt; die Liebe folget jm in seinem Leben; die
Hoffnung ergreiffet die zukünftige Herrlichkeit.
Der Glaube muß keinen andern Christum, Hei-
land, Seligmacher, Mittler vnd Weg zum Leben
haben, denn Christum Jesum; die Liebe hat das
einige Leben Christi für sich! die Hoffnung er-
wartet nicht anders, denn der ewigen Herrlich-
keit. Vnd das ist der rechte Weg, das ist die
Wahrheit, darin wir wandeln, das ist das Einige,
die Gottesfurcht, darinn Gott vnser Herz er-
halten wolle. Diese drey Haupttugende: Glaube,

Liebe, Hoffnung sind nun befreundet mit dreyen
andern Tugenden. Der Glaube ist befreundet
mit der Demut, die Liebe mit der Gedult, die
Hoffnung mit dem Gebet. Denn wer glaubet,
der demütiget sich; wer liebet, der ist gedultig;
wer hoffet, der betet. Ach, das ist ein rechter
schöner Weg Gottes! O Herr, weise vns den-
selben! Das ist die rechte Furcht Gottes, das
Einige, darumb David im 25. Psalm bit-
tet. Das heißet Christo nachfolgen in Demut,
in der Liebe, in Gedult, vnd in seinem Herzen
töden den giftigen Wurm, die Hoffart, durch
die Demut Christi. Bedenke, daß Christus ein
Wurm für dich worden ist, vnd du bist so hoffär-
tig. Töde in deinem Herzen den Wurm durch
die Armut Christi! Siehe, er hat nicht so viel
gehabt, da er sein Haupt hinlege, vnd du wilt
alles haben, vnd hast nimmermehr genug. Siehe,
er hat dir dein Leben gegeben, vnd du gönneß
deinem Nächsten nicht ein Bissen Brod. Töde
in deinem Herzen die Rachgier durch die Sanft-
mut Christi! Siehe, er hat für seine Feinde
gebeten, vnd du bittest für deine Freunde nit.
Sein Angesicht ist mit Häuten geschlagen vnd
angespöet; er hats erduldet; vnd du laußt nicht
erdulden, so du sawer angesehen wirst. Töde
die Wollust in deinem Herzen durch die Schmer-
zen des heiligen Leibes Christi. Siehe, ob jeman-
des Schmerzen gleich sey seinen Schmerzen, vnd
du wilt immer in Wollust leben. Er hat eine
Dorne Krone getragen, vnd du wilt eine gül-

dene Krone tragen. Er hat vmb frembder Sünd willen geweinet, vnd du weinest nicht vmb deine eigene Sünde. O lieber HERR Christe, wie viel Menschen sind noch auf diesem Wege nicht! Weise mir, HERR, deinen Weg, daß ich wandele in deiner Warheit! Gib mir ein Herz, daß dich fürchte, einen Glauben, der dich ergreiffe,

Liebe, die dir nachfolge, Hoffnung, die dir Herrlichkeit sehe, ein Gemüt, daß dich einen Sinn, der dich erkenne, Ohren, hören ruffen vnd schreien am Creutz in Leiden, Augen, die dich sehen in dem Mut, einen Mund, der mit dir bete Feinde!

Martin Opitz,

geboren den 23. December 1597 zu Bunzlau, studierte Philosophie und schöne Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder und Heidelberg, lebte dann eine Zeitlang in den Niederlanden und in Holstein, 1622 am Hofe des Herzogs von Liegnitz angestellt, 1623 Professor der schönen Wissenschaften zu Weissenburg, 1626 in dem Dienst des Burggrafen zu Dohna, 1628 vom Kaiser geädelt („von

Boberfeld“), 1630 in Paris, lebte späterzig, Secretär und Historiograph des Königs von Polen, starb hier 1639 an der Pest. von der deutschen Poeterei; Lieder, Lehbeschreibende Gedichte, Sonette, Sinngebildgenheitsgedichte, Schäfergedichte, Singspiele. schlesische Dichterschule.

Aus der Prosodia Germanica oder dem Buch von der deutschen Poeterey.

1. Rechtfertigung der Poeten.

Auß oberzehlten sachen ist zu sehen, wie gar vnverständnis diejenigen handeln, welche auß der Poeterey, nicht weiß ich, was für ein geringes wesen machen, vund sie wo nit gar verwerffen, doch nicht sonderlich achten, auch wol vorgeben, man wisse einen Poeten in öffentlichen ämptern wenig oder nichts zue gebrauchen, weil er sich in dieser angenehmen thorbelt vund ruhigen wollust so vertieffe, daß er die andere künste vund wissenschaften, von welchen man rechten nutz und ehren schöpfen kan, gemeiniglich hindan setze. Ja wenn sie einen gar verächtlich halten wollen, so nennen sie ihn einen Poeten; wie dann Erasmo Rotterodamo von groben leuten geschah. Welcher aber zur antwort gab: Er schetzte sich dessen lobes viel zu vnwürdig; dann auch nur ein mittelmaßiger Poete höher zu halten sey, als zehn Philosophastri. Sie wissen ferner viel von ihren lügen, ärgerlichen schriften vund leben zu sagen, vund vermeynen, es sey keiner ein guter Poet, er müsse dann zugleich ein böser mensch seyn. Welches allerselts vngegründetes vrtheil ich kaum einer antwort würdig achte, vund ihnen alleine für das erste zu bedenden gebe, wer Solon, Pythagoras, Socrates, Cicero vund andere gewesen, die sich doch des Poeten namens nie geschämet haben u. s. w.

2. Ueber den Accent in deutschen Versen.

Ein jeder Vers ist entweder ein iambicus oder trochaicus; nicht zwar das wir auff art der Griechen vund Lateiner eine gewisse größe der sylben können inn acht nemen, sondern das wir auß den accenten vund dem thone erkennen, welche sylbe hoch vund welche niedrig gesetzt soll

werden. Ein Iambus ist dieser: Er ha Herr, bey deinem wort; der folgt Trochäus: Mitten wir im leben sind in dem ersten verse die erste sylbe niedrig andere hoch, die dritte niedrig, die vier vund so fortan; in dem andern verse sylbe hoch, die andere niedrig, die dritte außgesprochen werden. Wiewol nu meiner noch niemand, ich auch vor der zeit selbst dieses genaw inn acht genommen, scheint so hoch von nöthen zue seyn, als hoch von ist, daß die Lateiner nach den quantitativ größen der sylben ihre verse richten vund liren. Dann es gar einen übeln klau Venus die hat Juno nicht vermocht obstiegen; weil Venus vund Juno bische, vermocht aber ein Trochäus was soll; obstiegen aber, weil die erste sylbe die andere zwey niedrig seyn, hat eben den welchen bei den Lateinern der dactylus ist

Aus der „Schäfferey von der Wälschen Hercinie.“

Es lieget dibeits dem Sudetischen (welches Böhaimb von Schlesien trennt, dem anmutigen Riesenberge ein thal, dessen schweiffiger umbkreis einem halben tagel vund mitt vielen hohen warten, schönen dörffern, mairhöfen vund schäffereyen ist) Du könntest es einen wohnplatz aller fröliche einsamkeit, ein lusthaus der vund Feldgötter, ein meisterstück der naturen. Dasselbst befand ich mich, nach der zeit zue vertreiben vund meinen geist desto freyer nach zue hengen, vor dem von einem andern orte, welcher eben mit

nget vnnnd des aufgestandenen vbelß
iſo ſchwebenden jemerlichen krieges
ndt iſt, entwiechen war.

de machte gleich mehr ſtunden zue
den träumen,

ſtundt ohne wein, das obſt war von
den bäumen,

ge Nortwindt nam den püſchen ihre
zier,

f die Wage tratt der Scorpion her-
für.

Mit einem worte: Es war zue ende des Wein-
monats, als die Hirten im Felde ein ſewer zue
machen vnnnd der adersmann, welcher nun vber
winter außgeſet, ſeinen roß herfür zue ſuchen
begundte. Ich war vorige nacht auß müdigkeit,
beydes von ſorgen vnnnd dem wege, ſo harte ent-
ſchlaffen, daß ich nicht erwachte, biß die muter
der geſtirne, die nacht, verruckt war, vnnnd die
ſchöne Morgenröthe außeng, ſich vnnnd zuegleich
alles mitt ihr zue zeigen u. ſ. w.

Joh. Michael Moscherosch,

5. März 1601 zu Wiſſtadt im Elſaß,
der Univerſität zu Straßburg, 1624
, 1625 Hofmeiſter, 1630 Amtmann,
in Kriegsunruhen zu erbulden, ſpäter
Fiscal der Stadt Straßburg, dann
des Grafen von Hanau, hierauf des
von Mainz, ſtarb zu Worms 1669.

— Unter ſeinen zahlreichen Schriften iſt das Haupt-
wert: „Wunderliche und wahrhaftige Geſichte Phi-
landers von Sittewald“ (14 Geſichte: Schergen-
teufel, Weltweſen, Venus-Narren, A la mode
Rehrauß u. ſ. w., die Zuſtände des damaligen
Lebens in ihrer Blöße darſtellend).

liſchen Namen der Deutſchen.

dem „A la mode Rehrauß“.)

ovest hieß mich beſſer hingu treten.
u.“ Sprach er, „ich bin auff meiner
vnuung, je länger ich dich anſehe vnd
let, daß du nicht ein geborner Teüt-
rn ein Wälſcher ſeyſt vnd als ein
r hiehero kommen. Dann es darumb
, weil dir die Teütſche Sprach be-
du deßwegen ein Geborner Teütſcher
in Teütſch Gemüth vnd Herz habest.“
ter Herr König,“ ſprach ich, „wie
ch einem Wälſchen im Herzen je vnd
ſeyn, da ich doch alles Creuß vnd
: Noth vnd Zwang von Ihnen biß-
ulden vnd erleiden müſſen?“

dann, ſo du ein Geborner Teüt-
aſtu nicht auch einen Teütſchen Na-
ſoll dir ein Griechiſcher vnd Hebrei-
in Teütſchland? was iſt Philander
räß? biſtu von Sittewaldt, warumb
ein Wälſchen Namen? was? hm?
i? Hä?“

ter Herr König,“ ſprach ich, „es ſind
n gemeyn bey vns!“ „Gemein? ja,
iſſche Laſter auch. Was habt ihr
Teütſche dan für Trew in ewren
n ewrem Vatterland, wann ihr be-
: durch die Römische Tyrannen, in-
en Caesar, vnd durch die Wälſche
s in Zerrüttung kommen, daß ihr
re Namen zu gebrauchen euch noch
ſſet? Haben dann die Teütſche
jt luſt vnd gierde genug, euch

zu nennen? ewere Tugenden vnd Thaten antag
zugeben?

Iſt euch dan das liebe Teütſche ſogar erleydet,
daß Ihr Erman, Erhardt, Manholdt, Adelhardt,
Balfried, Karl, Kunrath, Degenbrecht, Gittelieb,
Friederich, Gotthfried, Adelhoff, Hartwert, Reich-
hart, Ludwig, Landshuld, Ottbrecht, Ruhprecht,
Redewitz, Sigfried, Theurdant, Boldhardt, Wiß-
reich, Wolrath u. ſ. w. vnd andere Liebe, Schön-
klingende Teütſche Namen nur über Achſel an-
ſehet vnd verlachet? Muß euch dann in eweren
Bocks-Ohren das Griechiſche Philander, Phi-
lippus, Adolphus, Nicolaus, Theophilus,
Theodorus etc. vnd andere beſſer lautten? Ja,
ſo das ärgſte iſt, ſo von Gott je einem ein Teüt-
ſcher Name widerſehret, als Adelloff oder Adulff
vnd dergleichen, daß er ſich doch vor eiteler
Wahnwitz vielmehr belieben laſſet, ſolche von
dem Griechiſchen *Adalgos* herzuergwingen, als
von dem wahrhaftigen Teütſchen Urſprung Adel-
hoff, Einer, der in Adel hofft, Adelhoff oder
Adelhülff, Einer, der dem Adel hülfft oder dem
Adel huft, herzunehmen? Oder ſeinen angebor-
nen Teütſchen Nach-Namen mit wälſchem Nähß,
Kaldch vnd Rath (als dem Hoffärtigen, Armut-
ſeeligen, Einbildigen Do) Zuüberzudern, Einzu-
beigen vnd Einzuſalzen, damit der Unſtat nicht
ſinkend werde? Schämet ihr euch denn ewrer
ſelbeſt vnd ewerer redlichen Vorſahren? —

Schäme dich für dem Teüffel, wann du ein
ehrlich Teütſche Ader in deinem Leib haſt, daß
du einen andern Namen, einen Außländiſchen
Namen, vnd den du vielleicht ſelbſt weder ver-
ſteheſt, noch weiſſeſt, ſolſt einem verſtändlichen,
bekannten Teütſchen Namen vorziehen, oder mit

Wälschen Farben anstreichen, mit De und Di
füttern wollen."

Wer sin anerbten Namen
Fliecht mit wälschem Nâß zusammen,

Und wâr gern ein Junkerlein,
Der hat mangel an eim sparren,
Und gehôrt ins Buch der Narren
Solt er sonst ein Doctor seyn.

Andreas Gryphius,

geboren den 11. October 1616 zu Groß-Ologau,
1636 Hofmeister, 1687 Lehrer in Leiden, 1644
bis 1646 auf Reisen (Niederlande, Frankreich,
Italien), 1648 Landshutbürger zu Ologau, gestorben

1664; ein sehr vielseitiges Talent. —
Gedichte, Sonette, Tragödien (Les Armenien
Stuart, Katharina von Georgien), Lustspiele
Squenz, Horribilicribrifax).

Aus dem „Horribilicribrifax.“

Aufzug V. Scene 9: Daradidatumdarides. Horri-
bilibribrifax.

Hor. Und wenn du mir biß in den Himmel
entweichst, und schon auff dem Linken Fuß des
grossen Beeren sessst, so wolte ich dich doch mit
dem rechten Spornleder erwischen und mit zweyen
Fingern in den Berg Aetna werffen.

Dar. Gardez vous, Follastreau! meinst
du, daß ich vor dir gewichen? und wenn du des
grossen Carols Bruder, der grosse Roland selbst
wereist, und mehr Thaten verrichtet hättest, als
Scanderbed, ja in die Haut von Tamerlanes
getrochen wereist, soltest du mir doch keine Furcht
einjagen.

Hor. Ich? ich wil dir keine Furcht einjagen,
sondern dich in zwei und siebenzigmal hundert
tausend Stücke zersplittern, daß du in einer See
von deinem eigenen Blute erstickten sollest. Io
ho vinto l'inferno e tutti i Diavoli.

Dar. Ich wil mehr Stücken von dir hauen,
als Sternen je kund an dem Himmel stehen, und
wil dich also tractiren, daß das Blut von dir
flüssen soll, biß die oberste Spitze des Kirch-
thurmes darinnen versunken.

• Hor. Per non lasciar piu oltre passar
questa superba arroganza, wil ich die ganze
Belagerung von Troja mit dir spielen. [tinopel.

Dar. Und ich die Zerstörung von Constan-

Hor. Io spiro morte e furore! Doch lasse
ich dir noch so viel Zeit, befehl deine Seele
und bete ein Vater unser!

Dar. Sprich einen Englischen Gruß
mit stirb!

Hor. Du wirst zum wenigsten die repon-
in deinem Tode haben, daß du von des
überwindlicher Faust gestorben, der den
in Schweden niedergeschossen.

Dar. Tröste dich mit dem, daß du
dessen Hand hingerichtet wirst, der dem
und Pappenheim den Rest gegeben.

Hor. So hab ich mein Schwert aufg-
in der Schlacht vor Lügen.

Dar. Morbleu, me voyla en colere!
de ma vie! je suis fâché, par ma fo-
hab ich zur Wehre gegriffen in dem Treff-
Nerglingen.

Hor. Eine solche positur machte ich
letzten Niederlage vor Leipzig.

Dar. So lieff ich in dem Baal Grabe
man Ologau hat einbekommen.

Hor. Ha! ha! Ist Er nicht questo cap-
mit dem ich Kugeln wechselte bey der Gr-

Dar. O! ist Er nicht der junge Signor
dem ich Bruderschaft machte zu Schlichtig-

Hor. Ha, mon signeur, mon Frère.

Dar. Ha, Fratello mio illustrissimo.

Hor. Behüte Gott, welch ein Unglück
bald geschehen sollen!

Dar. Welch ein Blutvergießen! Massa-
strage, wenn wir einander nicht erkennet h-

Hor. Magnifici et Cortesi Heroi
leicht unwissend zusammen gerathen.

Dar. Les beaux Esprits lernen es
durch dergleichen recontre erkennen.

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen,

(pseudonym Samuel Greifenson von Hirsch-
feld, German Schleifheim von Sulz-
ford, Philarchus Grossus von Trommen-
heim u. s. w.), spätestens 1625 zu Oelnhausen
geboren, 1635 von den Hessen aufgegriffen, wurde

Soldat, erwarb sich nachträglich noch gelehr-
nisse, später bischöflich Straßburgischer Sch-
in Renschen (Großherzogthum Baden), wo er
starb. — Romane: Simplicissimus, Spring-
Trussimpler u. A.

Des Simplicius Herkommen.

Unbeschert, mein Herkommen läßt sich wol
mit eines Fürsten vergleichen. Mein Ruân (denn

also nennet man die Bätter im Speßer)
einen eigenen Pallast, so wol als du
ja so artlich, dergleichen ein jeder Ruân
auch mächtiger als der große Alexander

eigenen Händen zu bauen nicht vernachlässigen solches in Ewigkeit wol unterwegen; er war mit Kalmen gemahlet, und in unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleies und Kupfers, mit Stroh bedeckt, darauff Getreid wächst; und damit er, mein Herr auch mit seinem hochgeachteten, von ihm herstammenden Adel und Reichthum beglücken möchte, ließ er die Mauer umher nicht mit Mauersteinen, die man am besten, oder an unfruchtbaren Orten ausgräbet, viel weniger mit lieberlichen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt werden können (wie andere Menschen zu tun pflegen) aufführen, sondern Eichenholz darzu, welcher nützliche edle Holz zu seinem vollständigen Alter überaus erfordert. Wo ist ein Potentat, der sich ins Werck zu richten begehret? Seine Säle und Gemächer hatte er inwendig nicht ganz erschwärzen lassen, nur darum ließ die beständige Farbe von der Welt dergleichen Gemähd bis zu seiner Persone sehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Mensch seinen trefflichsten Kunststücken erbeitete Tapezereien waren das zärteste Gesandtem dem ganzen Erdboden; dan diejenige nicht solche, die sich vor Alters vermaß, Minerva selbst um die Wette zu spinnen statt der Pagen, Laqueyen und Stallknechte er Schaf, Böcke und Säue, jedes natürlich in seine natürliche Liberty gelleit-

det, welche mir auch oft auff der Weid auffgewartet, bis ich, ihres Dienstes ermüdet, sie von mir gejaget und heimgetrieben. Die Rüst- oder Harnisch-Kammer war mit Pflügen, Körsten, Netzen, Säuen, Schaufeln, Mist- und Heugabeln genugsam und auff das beste und zierlichste versehen, mit welchen Waffen er sich täglich übete. Dan Hacken und Reuthe war seine disciplina militaris, wie bey den alten Römern zu Friedenszeiten; Ochsen anspannen war sein Hauptmannschafftliches Commando, Mist außführen sein Fortification-Wesen, und Adern sein Feldzug; Holzhacken war sein tägliches Exercitium corporis, wie auch das Stallaußmisten seine Adliche Kurzweile und Turnier-Spiel. Hiermit bestritte er die ganze Weltkugel, so weit er reichen konnte, und jagte ihr damit alle Erndten eine reiche Beute ab. Dieses aber setze ich hindan, und überhebe mich dessen ganz nicht, damit niemand Ursache habe, mich mit andern meines gleichen neuen Nobilitäten außzulachen; dann ich schätze mich nicht häßlicher, als mein Knän war, welcher diese seine Wohnung an einem sehr lustigen Ort, nemlich im Speffert (allwo die Wölffe einander gute Nacht geben) liegen hatte. Daß ich aber nichts außführliches von meines Knäns Geschlecht, Stamm und Namen vor diesemal erwähne, beschiehet umb geliebter Kürze willen, vornemlich weil es ohne das allhier umb keine Adliche Stiftungen zu thun ist, da ich soll auff schwören; genug ist es, wann man weiß, daß ich im Speffert geboren bin.

Daniel Caspar von Hohenstein,

15 zu Nimptsch in Schlessen, neben Hoffmannswaldau Haupt der zweiten Dichterschule, starb 1683 als

Regierungsrath zu Breslau. — Geistliche und weltliche Gedichte, Dramen, der geschichtliche Roman „Arminius und Thusnelda.“

Arminius rettet den Agrippa.

„Arminius und Thusnelda.“)

Da der Kayser den Flaminischen Rennepässe passierte, und, um das wegen verminnte Theilung des Getreides unwillige Volk zu spielen zu gewinnen, sechs und dreyßig durch allerhand Arten des Kampffes zu fürstellen ließ; wolte der halbwahnsinnige Agrippa, als ein eingebildeter Wasser- und seine Tapferkeit und Geschicklichkeit den Römern, welche diese Thiere nur durch die leise und eingesendete Angelhaken hinzumüht waren, schauen lassen. Diesen Adel Agrippa hatte August in seiner noch nebst andern Übungen im Schwimmen weissen lassen. Denn wie er selbst ein sehr guter Schwimmer war, also hielt er diese nicht minder, als Solon, der die Athes-

ienensische Jugend durch ein Gesetz zu der Erlernung verband, für eine hochnöthige und nützliche Sache; und zwar auch selbst den Fürsten. Denn ob diese zwar nicht Perlen fischen, noch wie zur Zeit des Kerges aus dem Schwimmen Schau-Spiele machen dörfen: so können sie doch leicht in eine Noth verfallen, aus welcher nichts, als diese Geschicklichkeit ihr Leben retten kan. Dabingegen wegen dieser Unwissenheit in der Schlacht bey Salamine so viel Persische Fürsten; und als Himilco Mesine einnahm, so viel edle Sicilier ertrinken, und der große Alexander bey Nisa über seine Ungeschicklichkeit sich beweglich beklagen mußten; der geharnschte Cocles aber in der Tiber, und Kayser Julius im Meere bey Alexandria mit ihrem Schwimmen nichts minder einen unsterblichen Ruhm erworben, als ihre Wolsarth erhalten. Agrippa, der sonst fast zu allem ungeschickt war, hatte doch aus des Für-

sten Herrmann Anleitung darinnen ziemlich viel begriffen; daher machte er nicht alleine ein Handwerck, sondern suchte auch Ehre daraus. Es ward einer der größten Krocodiln in den mit Wasser hochangespannten Renneplatz gelassen, als der in ein leichtes weißes seidenes Gewand gekleidete Agrippa aus einem eröffneten Eingange in diß Wasser sprang, und in einer Hand mit einer Sichel, in der andern mit einem Spieße diesem grimmigen Thiere entgegenschwamm. August, als ein Zuschauer dieser Lust, konnte sich nicht enthalten bey dieser Gefahr mit Worten und Gebärden alle Anwesenden um Rettung seines bereit in dem Rachen des Todes stekenden Endels anzuflehen. Zumahl dieses grausame Thier den Agrippa zeitlich in die Flucht brachte. Die Angelhaken waren bereit verbraucht; die Pfeile fielen auf den Rücken vergebens; und es wäre um Agrippen sonder Zweifel gethan gewesen; wenn sich nicht Fürst Herrmann ins Wasser gestürzt, den Krocodil anfangs mit seinem Degen geneckt, und Agrippen zu verlassen verleitet; hernach aber diesem Spieß und Sichel ausgerissen, und das ergrimmete Thier beherzt angegriffen hätte. Dieses schoß zwar wie ein Blitz auf ihn zu; aber er wiesch schwimmend mit unglaublicher

Geschwindigkeit nicht allein auff die Seite; dern versagte ihm auch mit der Sichel zwey Wunden in Bauch; ehe es sich umwenden. Als diß aber mit noch größerm Grimme gewendete sich Herrmann abermahls; und dem Krocodile zwey noch tieffere Wunden also: daß sich das ganze Wasser davon rührte und diß Ungeheuer nunmehr alle seine Kräfte zu verlieren schien. Wie ihn Herrmann den letzten Streich bezubringen müht war, machte ihn das Geschrey des August auffichtig: daß ein ander entweder aus Unachtsamkeit der Bewahrer, oder auch durch ausgelassener Krocodil so nahe ihm einschöß: daß er keine Zeit hatte ihm auszumweichen, sondern er den in der Hand habenden Spieß in den aufgesperreten Rachen schoben. Dieser Bissen hielt seinen Feind so lang, daß Herrmann die Seite des Krocodils erreichte und weil selber über dem Spieße künnete durch drey Schnitte Zorn und Leben beizubringen, also zwischen dem Zuruffe des frohlockenden Volkes unverfehrt seinen erstern Sitz ergriff. Fürst Herrmann hätte den Kayser durch Rettung eines Königreichs ihm nicht so sehr, als Errettung des albernen Agrippa verbinden!

Abraham a Sancta Clara,

(sein eigentlicher Name ist Ulrich Megerle) geboren den 4. Juni 1642 zu Krähenheimstetten unweit Möskirch in Schwaben, trat 1660 in den Augustiner-Orden, studirte in Wien Theologie und Philosophie, wirkte später als Prediger an ver-

schiedenen Orten, 1669 als Hofprediger nach Wien berufen, 1689 Provinzial seines Ordens, 1709. — Predigten (voller Witz und Humor). Unter seinen zahlreichen Schriften ist „Jude Erasmus“ eine der bedeutendsten.

Soldaten, ihr sollt nit stehlen!

(Aus: „Auff, auff ihr Christen! Das ist, ein bewegliche Aufrichtung der Christlichen Waffen wider den Türkischen Blut-Egel etc.“)

Ein anders Gebott ist: Du sollst nit stehlen. Die Soldaten haben diese Wort mit einem einzigen Strichel vermehrt, indem sie an statt des Nit das Mit gesetzt, wessentwegen es jetzt bei ihnen heißt: Du sollst mit stehlen. Es hat vor langer Zeit einer aufgebracht, als habe der Teuffel sich verheurath und zu einem Weib genommen die Bosheit, mit welcher er unterschiedliche Töchter gezeugt hat. Ein Tochter hat geheissen die Hoffart, die hat er einem Edelmann verheurath; Ein ander hat geheissen der Geiz, die hat er einem Rauffmann verheurath; Mehr hat eine geheissen der Betrug, die hat er einem Advocaten angeheiratet; Ein ander wurde genent die Gleichnerey, die hat er einem Religiosen übergeben; Ein sehr grosse Tochter hat er, die were der Neyd, solche hat er einem Hoffherren vermählt; noch ein ander ware, die hiesse Raub,

umb welche sehr viel gebuhlt, sie aber doch nicht ein Soldat geheurath. Marchant. sacer. Tract.

Es stecken demnach under einer Pede viel Rauben und Klauben, und seynd ferner der Meinung, als seyen sie deswegen Leuth genennt, damit sie allenthalben sollen kriegen. Es gibt freylich wol viel plumbe Soldaten, die mehristen doch haben gute inwendig, absonderlich bey den Bauern; dann wenn man allda eine Ruhe stehlen, so nemmen sie die für eine Zugab. Ob sie schon wenig aufbauen, so thun sie doch viel arme stifften. Nach göttlicher Lehr seynd die Armen, beati Pauperes; auff solche fordern die Soldaten viel Leuth zur Hilfe. Diese junge Leuth wollen gar keine Diener und treiben unterdessen statts die freye Dabero die wehemüthige Klag bei unsern Herren, daß sie von unseren Kriegsmehreren Gewaltthätigkeit und überlastet als von dem Feind selbst. — — — Wann ein Soldat, der solches liest, m

lauter S. Chartäuser für Soldaten wer-
 lan wird gewiß an statt der Musqueten
 pfwadel brauchen; man wird gewiß an
 r Trommel oder Trompeten die Glocken
 In Feld laßt es sich nicht also thun.
 esen ist ein anders Wesen, ein Soldat
 leg führen, muß die Trommel rühren,
 Bauren abschmieren, muß das Gewissen
 a. x. x. Holla! mein lieber Soldat,
 m Muß verbrennest du das Maul; es
 t seyn, weil es weit anderst kan seyn;
 len kein Stand ist, in welchem nicht Be-
 ben kan die Frombheit. Besiße du nur
 nd: Als erstlich die Bauren seynd zu-
 öse Lauren, welche oft um den Garten
 i führen, und aber das Gewissen offen
 annoch ist der S. Isidorus ein Bauer
 und hat er so wol gedroschen in seiner
 als er gedroschen auff seinem Rücken
 en Geißelstreichen zur Gedächtnuß des
 Christi. Es seynd die Maurer bißwei-
 e Leuth: was sie in einer ganzen wochen
 , das muß am Sonntag durch die Gür-
 en, und wissen sie oft andere das Zim-
 , und lassen das eigene Gewissen ruessig;
) ist der S. Proculus ein Maurer ge-
 lcher bei dem Häuser bauen das Gotts-
 ht vergessen. Die Müllner seynd solche
 welche Wein trincken, so lang sie Wasser
 ind ihr bester Edelgestein ist der Müll-
 y dem sie bißweilen gewinnen, was nicht
 ynen; und doch der S. Vinocus ist ein
 gewesen, welcher bey dem stäten Mahlen

ein zerknirschetes Herz zu Gott getragen. Die
 Gutscher oder Fuhr-Leuth seynd solche Leuth,
 welche nicht allein mit der Geißel umgehen,
 sondern gar oft auch über die Schnur hauen,
 und wissen sie wohl die Leuth von einem Orth
 zu dem andern zu führen, als auch hinder das
 Plecht zu führen; dannoch ist ein Fuhrmann ge-
 west der S. Richardus, und ware sein Stall mit
 dem Bethlehemitischen an Heiligkeit verwandt.
 Die Schneider seynd bißweilen solche Leuth, die
 einen Zeug gern schneiden ohne Zeugen, und
 zwickt oft manchen ein Schneiderscheer mehr als
 ein Krebscheer; doch ist der S. Homobonus
 ein Schneider gewesen, der auch beim Knöpf ein-
 setzen allezeit ein schöne Rosen verblieben. Die
 Lackey seynd sonst solche Leuth, welche nicht allein
 hinder ihrem Herren gehen, sondern gar oft auch
 auf die seytten gehen; doch ist der S. Minurdus
 ein Lackey gewesen, der auch unter der blauen
 Liberrey ein himmelfarbes Gewissen getragen. Es
 kan sich demnach kein einziger Stand rechtmäßig
 entschuldigen, daß ihm mangle die Gelegenheit
 fromb zu seyn. Auch sorderist ihr, Soldaten,
 habt nit Ursach euch zu beklagen, daß ihr nit
 fromb und gottesfürchtig löndt seyn. Es kan
 seyn, daß ihr tapffer mit dem Feind herum-
 haut, und dannoch euer Gewissen nit im Stich
 laffet. Es kan ja seyn, daß ihr mit Spießen
 und Stangen umgehet, und dannoch dem Rech-
 sten kein Spieß in Augen sehet. Es kan gar
 wol sein, daß ihr den Feind thut schlagen, und
 darneben dem bösen Feind auch kein Schantz
 laffet.

Gottlieb Wilhelm Freiherr von Leibnitz,

den 8. Juli 1646 zu Leipzig, studirte da-
 d in Jena Jurisprudenz und Philosophie,
 dann größere Reisen, 1676 Bibliothekar
 des Herzogs von Hannover, 1700 Prä-
 sident der Akademie der Wissenschaften in Berlin,

1711 Kaiserlicher Reichshofrath und Freiherr, starb
 zu Hannover 1716; ein in beinahe allen Zweigen
 des Wissens (Philosophie, Mathematik, Juris-
 prudenz, Geschichte u. s. w.) hervorragender Mann.
 — Seine Hauptschriften lateinisch und französisch.

Das Eindringen der Fremdwörter in unsere Sprache.

Unvorgreiffliche Gedanken, betreffend die
 g und Verbesserung der teutschen Sprache.“)
 s mit der Teutschen Sprach hergangen,
 n aus den Reichs-Abschieden und ande-
 rlichen Handlungen sehen. Im Jahrhun-
 dert Reformation redete man ziemlich rein
 außer weniger Italiänischer, zum Theil
 griechischer Worte, so vermittelst des Kaisers
 fest und einiger fremder Bedienten zulezt
 chen, dergleichen auch die Franzosen bei
 it der Catharina vom Haus Medicis,
 , und damals mit eigenen Schrifften
 , wie dann etwas dagegen von Henrico

Stephano geschrieben worden. Solches aber,
 wann es mäßiglichs geschieht, ist weder zu ändern,
 noch eben sehr zu tadeln, zu Zeiten auch wol
 zu loben, zumahl wenn neue und gute Sachen,
 zusamt ihren Namen, aus der Fremde zu uns
 kommen.

Alein wie der dreißigjährige Krieg eingerissen
 und überhand genommen, da ist Teutschland
 von fremden und einheimischen Völkern wie mit
 einer Wasserfluth überschwemmet worden, und
 nicht weniger unsere Sprache, als unser Gut, in
 die Rappuse gegangen; und siehet man, wie die
 Reichs-Acta solcher Zeit mit Worten angefüllet
 seyn, deren sich freilich unsere Vorfahren geschä-
 met haben würden.

Bis dahin nun war Teutschland zwischen den

Italiänern, so Kayserlicher, und den Franzosen, als schwedischer Parthey, gleichsam in der Waage gestanden. Aber nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden hat so wol die Französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere junge Leute, auch wol junge Herren selbst, so ihre eigene Heimath nicht gekennet, und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen, und einen Edel der Deutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bey zunehmenden Jahren und Verstand

beheften blieben. Und weil die meisten jungen Leute hernach, wo nicht durch guten, so bey Einigen nicht gesehlet, doch ihrer Herkunft und Reichthums, oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und für Aemtern gelanget, haben solche Franzosen viele Jahre über Teutschland regieret, und fast, wo nicht der französischen Herrschaft es zwar auch nicht viel gesehlet, doch die französische Mode und Sprache unterwürfig gemacht, ob sie gleich sonst, dem Staat nach, patrioten geblieben und zuletzt Teutschland vom französischen Joch, wie wol kümmerlich, erretten helfen.

Christian Freiherr von Wolff,

geboren den 24. Januar 1679 zu Breslau, Sohn eines Bäckermeisters, studirte in Jena Philosophie und Mathematik, lehrte dann in Leipzig, 1707 Professor der Mathematik und Naturlehre zu Halle, 1723 seiner Philosophie wegen ausgewiesen, fand Schutz in Hessen-Kassel, ward Hofrath und Professor in Marburg, hochgeehrt von England, Frankreich, Schweden und Rußland, ward 1740 von Friedrich II. als Geheimrath, Professor und Vice-

cangler nach Halle zurückberufen, 1748 Reichsfreiherr, starb 1754. — In Sprache schrieb er: „Vernünfftige Gedanken den Kräften des menschlichen Verstandes Vernünfftige Gedanken von Gott, der Seele des Menschen (Metaphysik), Von Gedanken von der Menschen Thun und (Moral), Vernünfftige Gedanken vom geistlichen Leben der Menschen.

Das höchste Gut und das höchste Uebel.

(Aus den „Vernünfftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen.“)

§. 44. Weil die größte Vollkommenheit Gott eigenthümlich ist und keiner Creatur mitgetheilt werden kan, so ist auch nicht möglich, daß ein Mensch, wenn er gleich täglich alle Kräfte anwendet, dieselbe jemahls erreichen kan. Er kan demnach nicht mehr erhalten, als daß er von einer besondern Vollkommenheit zu einer andern fortschreitet, und die Unvollkommenheiten immer mehr und mehr vermeidet. Und dieses ist das höchste Gut, welches er erreichen kan, daß also das höchste Gut des Menschen oder seine Seeligkeit mit Recht durch einen ungehinderten Fortschritt zu größeren Vollkommenheiten erklärt wird.

§. 45. Da nun der Mensch immer zu größeren Vollkommenheiten fortschreitet, wenn er sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der Natur einrichtet: so wird durch Beobachtung des Gesetzes der Natur das höchste Gut oder die Seeligkeit, deren man fähig ist, erhalten, und ist dannhero seine Erfüllung das Mittel, wodurch wir das höchste Gut oder unsere Seeligkeit, deren wir auf Erden fähig sind, erlangen.

§. 46. Je mehr also der Mensch von dem Gesetze der Natur abweicht, je mehr entfernert er sich von dem höchsten Gut oder von seiner See-

ligkeit. Und also machet man sich die Uebertretung des Gesetzes der Natur verlustig, und verfället in einen unseeligen Zustand. Ja, wenn man nicht fortfähret sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der Natur richten, so gehet die bereits erlangte Seeligkeit verloren: wie wir auch im Gegentheile unseeligen Zustande nicht anders können gezogen werden, als wenn wir das Gesetz der Natur anfangen zu halten.

§. 47. Ich rede hier als ein Welt-Weiser von derjenigen Seeligkeit, die der Mensch durch seine natürlichen Kräfte erreichen kan, und eigens nach keinesweges der Natur zu, was untes-Gelehrten der Gnade zuschreiben. Unterdessen da die Gnade die Natur nicht drückt, sondern ihr aufhilfft; ingleich ihr nicht zuwider ist, sondern mit ihr stimmt — denn wie könnte wider einander was von einem Gott herkommen, der so weise ist? — so werden Verständige, wo Vorurtheile und Bitterkeit dem nachdenklich von der irdischen Seeligkeit des Menschen gesagt habe, zur Gnüge sehen, wie Weltweisheit mit den Lehrsätzen der Gelehrtheit zusammen stimmt, und durch Lehren der Unterschied der Natur und der Vorzug der Gnade für den Menschen und was mehr hierher gehöret, am deutlichsten und gründlichsten gezeigt werden.

Vielleicht findet sich Gelegenheit, daß ich diesen Punkt nach der von Gott mir verliehenen Einsicht selbst ausführlich abhandle. Ich muß mich in den vorgesezten Schranken der Weltweisheit halten.

§. 48. Aus dem, was von dem höchsten Gute

des Menschen oder seiner Seeligkeit gesagt worden, ist zugleich klar, daß das höchste Uebel die Unseeligkeit des Menschen in einem ständigen Fortgange zu grösseren Unvollkommenheiten bestehet, und daher die Uebertretung des natürlichen Gesetzes das Mittel ist sich darein zu stürzen.

Johann Jakob Mascon,

(oder Mascon), geboren den 26. November 1689 zu Danzig, studirte zu Leipzig erst Theologie, dann Rechtswissenschaft und Geschichte, besuchte hierauf als Begleiter von Edelleuten die Niederlande, England, Frankreich und Italien, 1714 Do-

cent in Leipzig, 1719 Professor und Rath, 1728 Beisitzer des Oberhofgerichts, 1730 Censurarius des Stiftes Zeitz, 1737 Stadtrichter, 1741 Proconsul, starb 1761. — Geschichte der Deutschen (bis zum Ende der Merowingischen Dynastie).

Attila.

(Aus der „Geschichte der Deutschen.“)

Auf den Mägen, die man von Attila erdichtet, hat man ihm fast keine menschliche Gestalt gegeben. Und was die Gemüths-Beschaffenheiten anbetrifft, stellen ihn die neuern ins gemein so wild vor, als wenn er sich selbst aus seiner Grausamkeit Ehre gemacht, und sich unter andern seltsamen Titeln auch eine Geißel Gottes genennet. Diesen setzen wir die Abbildung entgegen, welche uns JORNANDES, vielleicht aus PRISCI Historie entlehnet, hinterlassen. Er war kurz von Person, hatte breite Schultern, einen grossen Kopf, kleine Augen und eine gekrümmte Nase. Die Begierde zu herrschen, machte bey ihm den mächtigsten Trieb; dabey war er so bütig gegen die, welche er einmahl in Schutz genommen, als schrecklich gegen die Feinde. Wie die Beschreibung seiner Gestalt mit dem, was von dem äusserlichen Wesen der Hunnen überhaupt bekannt ist, eintrifft, so kömmt auch die Bezeichnung seiner Gemüths-Eigenschaften, mit den Thaten, die der sicherste Spiegel des menschlichen Gemüths sind, überein. PRISCUS beschreibt ihn durchgehends als einen Herrn von ernsthaftigem Wesen, und lauffen einige Umstände mit unter, die etwas grausames zeigen. Wie bey feurigen Gemüthern insgemein die Bewegungen von Liebe und Zorn gleich heftig sind; so haben bey Attila die letztern desto weiter gehen müssen, je nöthiger die Strenge, so wilde Völker im Zaum zu halten, gewesen. Zum Kriege trieb ihn sein Ehrgeiz, und die gemeine Neigung der Nation, welche kein andrer Mittel zum Ruhm zu erwerben kennete. Er bediente sich dabey des Aberglaubens seiner Unterthanen, um dem Volk desto mehr Vertrauen zu seinen Waffen zu machen: indem er ausbringen lassen, er habe das Schwerdt, ich weiß nicht, was für eines Helden, den damals die Nachwelt als einen Gott des Krieges verehrte, in seine Hände bekommen.

Wie man aber von denen, die große Thaten gestiftet, allemahl vermuthen kann, daß sie Glück nicht bloß der Faust zu danken gehabt, so finden wir auch bey Attila viel andere Gemüths-Gaben, welche, wenn sie bey den Scythischen Helden angetroffen werden, desto mehr Hochachtung und Vergnügen erwecken, weil bey ihnen bloß eine Würdigung der Natur was bey den Griechen und Römern vielmahl durch eine sorgfältige Erziehung herausgebracht worden. Er war nicht so wild, daß man nur einige Funden der natürlichen Religion, die unter den rohesten Heyden finden, in seiner Thun und Lassen hervorscheinen sähe. PRISCUS erzehlet, daß er unter seinen Söhnen den Jüngsten deswegen am liebsten gehabt, weil die Wahrsager prophezehet, daß der Himmel demselben allein die Nachfolge zugeordnet. Er mußte mit unter dem Geräusch der Waffen auch die ruhigen Künste des Friedens wohl zu gebrauchen. PRISCUS beschwehret sich fast, daß er gar viel Gesandtschaften geschicket. Er führte nicht allein sein Volk selbst im Kriege an, sondern saß auch in Person zu Gerichte. Und wer sollte wohl vermuthen, daß, wenn Attila öffentlich Tafel gehalten, die Poeten dabey ihre Aufwartung gehabt, und die Gedichte, so sie auf seine Feldzüge gemacht, mit einer der Belustigung des Hofes gewesen? Unerachtet er große Schätze zusammengebracht, und seine Unterthanen von der Verschwendung und Pracht der Römern annahmen, so hielt er zwar einen Hof, der ein so großen Könige gemäß war, für seine Person aber blieb er bey der alten Sparsamkeit. Er hatte an seiner Kleidung, Gewehr und Pferdezeug nichts besonders; und PRISCUS schreibt an obgedachtem Ort, daß, da die Tafel mit goldenen und silbernen Gefäßen besetzt gewesen, er doch vor sich nur einen hölzernen Becher, und ein Gerichte Fleisch in einer hölzernen Schüssel gehabt. Bey solcher Beschaffenheit könnte Attila vielleicht vor einen löblichen Regenten mitge-

wenn er es nicht für rühmlicher gehalten, fremde Bölder zu bezwingen, als die seinigen wohl zu regieren. Da aber die Eigenschaften der Fürsten ihren wahrhaften Preis daher bekommen, nachdem sie dem menschlichen Geschlecht zum Vor-

theil oder Schaden gereichen, so erneuert auch Attilas Andenken allemal zugleich den Vorwurf, daß seine Größe die Verwüstung so vieler Länder gekostet.

Johann Christoph Gottsched, *)

geboren den 2. Februar 1700 zu Lubittenkirch bei Königsberg, bezog schon 1714 die Universität zu Königsberg, wo er Philologie und Philosophie studirte, flüchtete 1724 vor Werbern nach Leipzig, 1727 Vorsteher der „Leipziger deutschen Gesellschaft“, 1780 außerordentlicher Professor der Poesie, 1784 ordentlicher Professor der Philosophie, heirathete 1785 die geist- und kenntnißreiche Luise Abel-

gunde Victorie Kulmus (1718 — 1762), die sich gleichfalls literarische Verdienste erworben hat, starb 1766. — Er genoß eine Zeitlang eines hohen Ansehens. Streit mit Bodmer und Breitinger. Er lieferte zahlreiche theoretische Werk und historische Beiträge für Poesie und Beredsamkeit, auch poetische Arbeiten: dramatische (der sterbende Cato), lyrische u. a.

Ueber den Hanswurst in der Komödie.

Kleine Geister, die keine Einsicht in die Morale besitzen, und das ungereimte Wesen in den menschlichen Handlungen weder wahrnehmen noch satirisch vorstellen können, haben, anstatt das Lächerliche in den Sachen zu suchen, dasselbe in närrischen Kleidungen, Worten und Gebärden zu finden gemeynet. Daher haben Harlekin und Scaramuch die Hauptpersonen ihrer Lustspiele werden müssen. Diese müssen durch bunte Wämser, wunderliche Posen und garstige Fragen den Pöbel zum Gelächter reizen. Von diesem allen haben die Alten nichts gewußt; und es gehört mit unter die phantastischen Erfindungen der Italiener, die jemand in der Vorrede zu einer französischen Komödie „Harlequin aux Champs Elisées“ verspottet hat. Terenz hat seine Komödien ohne eine lustige Person lächerlich genug zu machen gewußt; das neue französische Theater hat gleichfalls bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuschauer zu belustigen; obgleich Moliere darinn ein böses Exempel gegeben hatte. Destouches und einige andere nämlich haben sich gar wohl ohne diese phantastische Person behelfen können; und ein Poet setzet sich wirklich in Verdacht, als verstünde er sein Handwerk, das ist, die Satire nicht, wenn er ohne die Beyhülfe eines unflätis-

gen Possenreißers nichts lustiges auf die Schaubühne bringen kann. Volleau hat diese schmutzigen Zoten seinen Schülern ernstlich unterjagt, und den Moliere selbst nicht geschont, der sich auch oft dem Pöbel in diesem Stücke bequem hatte. Er schreibt:

Etudiez la cour, et connaissez la ville;
L'une et l'autre est toujours en modèles
fertile.

C'est par là que Molière, illustrant ses
écrits,

Peut-être de son art eût remporté le prix,
Si, moins ami du peuple, en ses doctes
peintures,

Il n'eût point fait souvent grimacer les
figures,

Quitté, pour le bouffon, l'agréable et le
fin,

Et sans honte à Térence allié Tabarin.

Hieraus ist nun leicht zu schließen, was von dem Théâtre Italien und Théâtre de la Foire, wo lauter abgeschmacktes Zeug vorkommt, für ein Werk zu machen sey; darüber ein Kunst entweder gar nicht lacht, oder sich doch schäme gelacht zu haben; imgleichen was von allen deutschen Narren zu halten sey, sie mögen nun von alter Erfindung seyn, wie Hans Wurst oder Pickelhering, dessen sich Weise noch immer bedienet hat, oder auch von neuer Art, wie der sogenannte Peter, oder Crispin, oder wie sie sonst heißen mögen. Eben die Gründe, die wider jene streiten, sind auch allen diesen Geschöpfen einer unordentlichen Einbildungskraft zuwider, die kein Muster in der Natur haben.

*) Von Gottsched und Bodmer, die bereits der folgenden Periode angehören, haben wir, sowie unten in der zweiten Abtheilung (Poesie) ein paar Proben gegeben, da wir ihnen in dem Hauptwerke nicht gerne eine Stelle einräumen mochten.

Johann Jakob Bodmer,

am 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich
1725 Professor der helvetischen Geschichte und
Politik, 1787 Mitglied des großen Rathes in
Zürich, trat 1775 in den Privatstand zurück, starb
am 1. März 1782. — Gegner von Gottsched. Er versuchte
jedoch ohne bedeutenden Erfolg, in fast allen
dichtenden Gattungen, besonders im Epos (Noahs

Arche, Colombona u. A. Uebersetzung von Mil-
ton's verlorenem Paradiese). Kritische Betrachtun-
gen über die poetischen Gemälde der Dichter; kri-
tische Briefe und andere prosaische Schriften. Ver-
diente um die Auffrischung der ältern deutschen
Literatur (Nibelungen, Manessische Sammlung, Fi-
schart, Seb. Brant, Opitz u. f. w.).

Vom Erhabenen in der Sprache.

(den „Kritischen Briefen,“ Brief 4.)

Ein Herr, nachdem meine Sätze von dem
Erhabenen in der erhabenen Schreibart Ihr Urtheil für
suchen, daß sie richtig und gründlich ausge-
sagt seyn, so darf ich desto zuverlässiger darauf
rechnen, weil ich weiß, daß Sie gewohnt sind,
eher zu urtheilen, bis Sie die Sache durch
sich selbst und mit der erfordernten Strenge
untersucht haben. Sie halten es indessen für
einen Mangel, daß ich nichts von dem Erhabenen
in der Sprache gesagt habe, und scheinen
an Gedanken zu stehen, daß die Sprache ein
wahrhaftiges Erhabene in sich habe, welches in
der glücklichen Wahl wohlbestimmter und be-
sonderer Worte bestehe, die den Verstand kurz
und nachdrücklich geben. Sie sagen
falschlich, in den abstraktesten Stücken, wo
die Leidenschaften am wenigsten zu thun haben,
ist ein Ausdruck, der einen Begriff mit einer
unvergleichlichen Genauigkeit, Vollständigkeit und
Kraft gebe, als ein vornehmer Theil in dem
Ganzen der Sprache anzusehen. Es ist mir
unbekannt, was vor prächtige Sachen Ihnen
von der Erhabenheit in der Sprache und
Ausdruck gesagt hat; und ich habe in etlichen
von demselben genugsam gesehen, daß er den
Wörtern und deren geschickten Zusammen-
setzung eine beynahe magische Kraft zuschreibt.
Sage ich auch zu viel, daß seine Ausdrücke
den Lob der Ausdrücke nach dem oratorischen
Geschmack schmecken? Habe ich darinn recht, daß
dasjenige erhaben sey, was auch die größten
in Erstaunen hinreißet, oder mit Schrecken
erfüllt: so finden wir dieses Merkmal in dem
schönsten Ausdrucke nicht; und der müßte ein
großes und feiges Gemüthe haben, der über
den lauten Ton der Wörter, die nach einer ge-
wöhnlichen Art gesetzt sind, in Schrecken oder Er-
staunen geriethe. — —

Ich darf diesem begeben ich nicht zu leugnen, daß
eine musikalische Kraft in den Worten
steht, wenn der mannigfaltige Laut der Sylben

nach Maas und Takt vermengt wird; aber diese
Symphonie, wiewohl sie sehr reizend ist, hat
doch auf das Gemüthe keinen grössern Eindruck,
als daß sie darinnen Lust verursacht, wenn sie
auch am erschrecklichsten thut. Es ist so fern,
daß sie ein Vermögen habe, die Würkung des
Erhabenen, welches bestürzt und in Gedanken
senket, in dem Gemüthe zu unterstützen, daß sie
dieselbe vielmehr vermindert. Man bewundert
die Vollkommenheit der Verse, in welchen Homer
den ungeheuren Stein des Sisyphus in lang-
samen und beschwerlichen Spondeen Berg hinan-
wälzet, dann in schnellen Dactylis wieder her-
unter rollen läßt; und man dünkte, daß es dem
Virgil an seinem Ruhm nachtheilig wäre, wenn
man nicht eben dergleichen Kunststücke bey ihm
entdeckete. Mich dünken sie zu kurzweilig, als
daß sie die Stelle des Erhabenen vertreten könn-
ten. Es giebt Leute, welche das Bellen der
Hunde, das Krähen der Hähne, das Zischen der
Schlangen, das Klappern der Störche, das
Wiehern der Pferde mit großer Geschicklichkeit
nachmachen; bey diesen sollten die Liebhaber des
nachahmenden Klanges in die Schule gehen, sich
in dieser Kunst vollkommener zu machen.

Ich darf demnach behaupten, daß wir für die
Ausdrückung des Erhabenen an der Regel genug
haben, welche befiehlt, daß die Worte den Be-
griffen, wie die Begriffe den Dingen, wovon sie
Abdrücke sind, gemäß seyn müssen. Wenn erst
das Erhabene selbst, eine Würkung, That oder
ein Entschluß, der den Geist in eine wundervolle
Erstaunung setzt, in den Sachen lieget, so darf
man sie nur mit den rechten und allein bequemen
Worten, und Schwung der Sprache vortragen;
das Erhabene wird dann nicht verderbt werden,
wenn die Wörter und ihr Schwung gleich ganz
leicht, und eigentlich gebraucht sind. Es ist so
fern, daß die einfältige Schreibart das Erhabene
verdunkelt, daß vielmehr eben die Leichtigkeit in
der Vorstelllung öfters schlechterdings wird noth-
wendig seyn, nämlich so oft als die Höhe der
großen Entschlüsse und Würkungen durch ihren
eigenen Glanz in die Augen fällt, ohne daß sie
erst durch Kunst und Mühe müsse gezeigt werden.

Zweite Abtheilung.

P o e s i e.

Erste Periode

bis c. 1150.

Das Hildebrandslied,

nur in Bruchstücken erhalten (die Handschrift aus dem 8. Jahrhundert), in alliterirenden Versen, niederdeutsch, mit vielen hochdeutschen Formen untermischt, behandelt den Zweikampf des aus den Hunnenlande heimkehrenden Hildebrand mit seinem Sohne Hadubrant, der sich dem Eindringen des durch lange Abwesenheit ihm fremd gewordenen Vaters widersetzt.

Ik gihôrta dat seggen dat sih urhêttun
aenon muotin
Hiltibraht enti Hadubrant untar heriun tuêm
sunufatarungô. Irô saro rihtun,

garutun sê irô gûdhamun, gurtun sih irô
suert ana,
helidôs, ubar ringâ, dô siê to derô hiltiu ritun.

Hiltibraht gimahalta — her was hêrôro
man,

ferahes frôtôro — her frâgên gestuont
fôhêm wortum, wer sîn fater wari
fired in folche, „eddo welihhes cnuosles
du sis.

10 ibu du mi ênan sagês, ik mi dê ôdrê wêt.

chind, in chunincriche chûd ist mi al irmin-
deot.“

Hadubraht gimahalta, Hiltibrantes sunu:
dat sagêtun mi ôserê liûti,
altê anti frôtê, dea êr hina wârun,

dat Hiltibrant haetti mîn fater; ih heittu
Hadubrant.

forn her ôstar giweit, flôh her Otachres nîd,

hina miti Theotrihhe enti sînerô deganô filu.
her furlaet in lante luttîla sitten
prût in bûre, barn unwahsan;
20 arbeolaosa her laet aftar sîna deot.
Sîd Dêtrihhe darbâ gistuontun

fateres mines; dat was sô friuntlaos man,
her was Otachre ummet irri,
deganô dechisto, untî Deotrihhe darbâ gis-
stôntun;

Ich hôrte das sagen (erzählen), daß sich be-
ausforderten zu einzelnem Kampfe
Hiltibrant und Hadubrant zwischen den zwei
Heeren

des Sohnes und des Vaters. Ihre Waffen
richteten (ordneten) sie,
bereiteten (legten an) ihre Panzer, gürteten sich
ihre Schwerter um,
die Helden, über die Ringe (des Panzers), u
sie zum Kampfe ritten.

Hiltibrant sprach, er war der behrere (ehrwürdi-
gere) Mann,

lebenserfahrenere, er zu fragen begann,
mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre
von den Leuten im Volke, „oder welches Ge-
schlechtes du seist.

Wenn du mir einen sagest (nennest), ich mir (von
selbst) die andern weiß,
Kind, im Königreich bekannt ist mir all die (re-
ganze) Stammgenossenschaft.“

Hadubrant sprach, Hiltibrants Sohn,
das sagten mir unsere Leute,
alte und erfahrene, die eher (früher) hin waren
(starben),

daß Hiltibrant hieß mein Vater; ich heiße Hadu-
brant.

Einst er ostwärts ging (zog), floh (er) Dre-
ker's Haß,

hin mit Dietrich und seiner Degen vielen.
Er (ver)ließ im Lande hilflos sitzen
die Gattin im Hause, den Sohn unerwachsen;
erbenlos ließ er zurück sein Volk.

Seitdem Dietrich Entbehrungen entstanden (er
Verlust traf)

meines Vaters, das war (ein) freudloser Mann,
er war (auf) Odoaker unmäßig erzürnt,
der Degen Werthester, bis dem Dietrich (dessen)
Entbehrung entstand.

was êo folches at ente, imo was êo fe-
heta ti leop;
was her chônne mannum,
niu ih iu lib habbê“

tu Irmingot“, quad Hiltibraht, „ob-
ana ab hevane
u neô danahalt dinc ni geleitôs

t sus sippan man“
her dô ar arme wuntanê bougâ
rinûg gitân, sô ime sê der chuning
gap,
ô truhtin, „dat ih dir it nu bi kuldî
gibu.“

braht gimâlta, Hiltibrantes sunu,
gêrû scal man geba infâhan
idar orte. du bist dir, altêr Hân,

spâhêr: spenis mih mit dinê wuor-
tun,

ih dinû sperû werpan;
alsô gîaltêt man, sô dû êwîn inwit
fôrtôs,

t sagêtun mî sêolidantê
ubar wentilsêo, dat inan wic furnam;

Hiltibrant, Heribrantes suno.“
braht gimahalta: „wela gisihu ih in
dinê krustim,

u habês hême hêrron gôten,
û noh bi desemo rîche reccheo ni
wurti.

a nu, waltant got! quad Hiltibrant,
wêwurt skihit!

allôta sumerô enti wintrô sehstic ur
lante,

an mih êo scerita in folc sceotantêrô,

an mir at burc ênîgeru banûn ni gi-
fasta;

scal mih suâsat chind suertû hauwan,

mit sinû billiû, eddo ih imo ti banin
werdan.

naht du nu aôdlihho, ibu dir din ellen
taoc,

hêremo man krustî giwinnan,
bi(h)rahanen, ibu du dâr ênîc reht
habês.

ist doh nu argôsto, quad Hiltibrant,
ostarliutô,

ir nu wîges warnê, nu dih es sâ wel
lustit.

gimeinûn niusê dê môtî,
r sih hiutû dero hregilo (h)rumen
muotti,

leserô brunnônô bêderô waltan.“

lettun sê êrist asckim scrîtan,

Er war stets an des Volkes Spitze, ihm war
stets Kampf (zu) lieb;
kund (bekannt) war er kühnen Männern,
nicht wâhne ich, daß er mehr (noch) das Leben
habe

„Zum Zeugen ruf ich Irmingot,“ sprach Hilti-
brant, „oben vom Himmel,
daß du nie weiter (wieder) Streit fûhrest (fûh-
ren wirst)

mit so verwandtem Manne
Er wand da vom Arme gewundene Ringe,
Aus Kaiser Münze gemacht, wie ihm sie der Kô-
nig gab,

der Sunnen Herr, „(so) daß ich dir's nun aus
Huld gebe.“

Hadubrant sprach, Hiltibrant's Sohn,
mit dem Ger soll der Mann Gabe empfangen,
Spitze wider Spitze. Du bist dir, alter
Sunne,

ohne Maßen schlau, lodest mich mit deinen
Worten,

willst mich mit deinem Speere werfen;
du bist ein (eben) so gealterter Mann, als du
ewigen (von jeher) Trug fûhrtest (ûbtest),
daß erzählten mir Seefahrer

nach Westen hin (segelnd) über den Wendelsee,
daß ihn Krieg wegraffte;

tot ist Hiltibrant, Heribrant's Sohn.“

Hiltibrant sprach: „Wohl sehe ich an deiner Rû-
stung,

daß du habest dahelî (noch) einen guten Herrn,
daß du noch aus diesem Reiche Verbannter nicht
wurdest.

Wehe nun, waltender Gott! sprach Hiltibrant,
Wehgeschick geschieht.

Ich wallte der Sommer und Winter (zusammen)
sechzig außer Landes,

da man mich stets schaarte (stellte) in's Volk (in
die Schaar) der Schützen;
(auch) so brachte man mir bei keiner Burg den
Tod bei;

nun soll mich das eigene Kind mit dem Schwerte
hauen,

germalmen mit seinem Leibe, oder ich ihm zum
Mörder werden.

Doch magst du nun leicht, wenn dir deine Kraft
taugt,

an so hehrem Manne Rüstung gewinnen,
Raub erbeuten, wenn du da(zu) irgend ein Recht
hast.

Der sei doch nun der Aergste (Schlechteste, Feigste),
rief Hiltibrant, der Dîleute,

der dir nun Kampf verweigert, nun (da) dich
dessen so wohl gelüstet.

Kampf, handgemeinen, versuche die Begegnung,
wer von beiden sich heute des Waffenschmuckes
begeben müsse,

oder dieser Brûnnen (Brustpanzer) beider walten
(sich bemächtigen).

Da ließen sie zuerst mit den Eschen (Lanzen)
schleudern,

scarpên scûrim, dat in dêm sciltim stönt(un),
do stôptun tō samane, staimbortâ hludun,
heuwun harmlicco hvittê scilti,
unti im irō lintûn lutlilt wurtun,
giwigan miti wâpnum

in scharfem Schauer (Anprall), daß sie in d
Schilden standen,
da sprengten sie zusammen (gegeneinander),
[steinernen Schneiden (der Streitâgte) ertönte
sie hieben jämmerlich die weißen Schilde,
Bis ihnen ihre Binden klein wurden,
zerstört mit den Waffen

Das Wessobrunner Gebet,

im bairischen Kloster Wessobrunn oder Wessensbrunn aufgefunden, alliterierend.

Dat gafregin ih mit firahim firiwizzô
meista,
Dat ero ni was noh ūfhimil,

noh paum nohheinig noh pereg ni was,
noh sunnâ ni scein [noh sterno ni cleiz],

noh mâno ni liubta noh der mareosêo.
Dô dar niwihit ni was enteô ni wenteô

dô was der eino almahitico cot,
mannô miltisto; dâr wârun auh manakê

(mit inan) cōtlhhê keistâ: Enti cot heilac,
10 cot almahitico, dû himil enti erda gawo-
rahtôs,

enti dû mannun sô manac cōt forgapi,
forgip mir in dînô ganadâ rehta galaupa,
enti cōtan willeon, wistôm enti spâhida
enti craft tiuflun za widarstantanne enti arc
za piwlsanne,
enti dînan willeon za gawurchanne.

Das erfrage (erfahre) ich unter den Menschen
als der Wunder größtes,
daß (die) Erde nicht war, noch das Himmelsgewölbe,
noch irgend ein Baum, noch Berg nicht war,
noch (die) Sonne nicht schien, (noch ein Stern nicht glänzte)
noch (der) Mond nicht leuchtete, noch der Meeresspiegel.
Als da nichts (nicht) war, der Enden noch der Wenden (von Raum und Grenze),
da war der eine allmächtige Gott,
der Männer (Väter) mildester; da waren auch manche
(mit ihm) göttliche Geister. Und, Gott heilig,
Gott allmächtig, du Himmel und Erde wirklich (schufest),
und du dem Menschen so manch Gut (ver)gahst,
gib mir in deiner Gnade (den) rechten Glauben,
und guten Willen, Weisheit und Klugheit
und Kraft (den) Teufeln zu widerstehen und Arges zu verweisen (vertreiben)
und deinen Willen zu wirken (vollbringen).

Muspilli,

Bruchstück einer althochdeutschen alliterierenden Dichtung, aus dem 9. Jahrhundert.
(Muspilli = Feuer, Weltbrand.)

Daz hōrt ih rachôn diâ weroltrehtwison,
daz skuli der antichristo mit Ellase pāgan.
der warch ist kiwasanit, denne wirdit untar
in wlg arhapan.

chenfun sint sô krestic, diu kōsa ist sô
michil.

Ellas stritit pî den êwigon lîp,
wilt den rehtkernôn daz richi kistarkan:

pî diû skal imo helfan der himiles kiwaltit.

der antichristo stêt pî demo altfiante,
stêt pî demo satanâze der inan farsenkan
skal.

10 pî diû skal er in deru wikstett wunt pi-
fallan,

enti in demo sinde sigalôs werdân.
doh wānit des filu gotmannô daz Elias (in
demo wîge) arwartit werdê.

Das hörte ich sagen die Weltrechtweisen (Weis-
weisen),
daß solle der Antichrist mit Elias streiten.
Der Wolf ist gewaffnet: dann wird unter ihm
Kampf erhoben.
Die Kämpfer sind so kräftig, der Gegenstand
so groß!
Elias streitet um das ewige Leben,
er will den das Rechte Begehrenden das Anrecht
bestärken (fest begründen).
deshalb wird ihm helfen, der des Himels kiwaltet.
Der Antichrist steht bei dem Altfeinde (Erbsünde),
steht bei dem Satanas, der ihn versenken will
(in den Abgrund).
Daher wird er auf der Kampfstätte verwundet
fallen,
und auf der Kriegsfahrt sieglos werden.
Doch glauben daran viel der Gottmänner; da
Elias in dem Kampf verlegt wird.

daz Elases pluot in erda kitriufit,
 rinnant diê pergâ, poum ni kistentit
 n erdu, abâ artruknênt,
 arswilhit sih, swilizôt longiû der himil,
 vallit, prinnit mittilagart,
 ni kistentit. Denne Stuartago in lant
 nit diû vuirû virihô wîsôn.
 ni mak denne mak andremo helfan fora
 demo muspille.

Alsobald so das Blut des Elias in die Erde
 träufelt,
 so entbrennen die Berge, Baum steht nicht
 ein einziger in der Erde; die Wasser vertrocknen,
 das Meer verschlingt sich (selbst in der Höhe), es
 verbrennt in Loh der Himmel,
 der Mond fällt, es brennt der Garten in der
 Mitte,
 Stein steht nicht ein einziger fest. Es fährt dann
 der Tag der Strafe in's Land,
 mit dem Feuer die Menschen heimgesuchen.
 Da kann nicht ein Verwandter dem andern hel-
 fen vor dem Weltbrand.

Helianb.,

sche Evangelienharmonie, alliterierend, vielleicht ein Theil der Bibel, die Ludwig der Fromme
 Jahrhundert für die Sachsen übersetzen ließ, der Sage nach von einem Bauer verfaßt, den eine
 im Schlafe dazu berief, ein großartiges christliches Epos, das in vielen Zügen einen nationalen
 Charakter hat (Uebersetzungen von Kannegießer, Grein, Röhne und Rapp).

Prophezeiung von der Zerstörung des Tempels.

g imu tho the godes sunu,
 jungaron mit imu,
 id, fan themu wihe,
 is willio geng.
 u uppen thene berg gisteg,
 rohtines,
 u thar mit is gesidun,
 n sagde filu
 wordo.
 begunnun im tho umbi thene wih
 sprekan,
 mon, umbi that godes hus;
 i, that ni wari gotlicora
 bar erdu
 erlo ham,
 mannes giwerk
 egincraft
 arihtid.
 ie rikio sprach,
 bencuning,
 dun the odra.
 ig iu gitellien,“ quad he,
 ioh wirdid thiû tid kumen,
 afstanden ni scal
 ar odrumu;
 allid ti fodu
 fiur nimid,
 logna,
 nu so godlic si,
 ico giwarht.
 li so dod thesaro weroldes giscapu:
 l groni wang.“
 engun imo is jungaron to,
 on ina so stillo:
 ango scal standen noh,“ quadun sie,

(Es) erging sich da der Gottes Sohn,
 und seine Jünger mit ihm,
 (der) Waltende, von dem Tempel,
 ganz so wie sein Wille (war), ging (er).
 Auch sich auf den Berg stieg (er)
 (der) Geborne (des) Herrn,
 setzte sich dort mit seinen Gefellen
 und ihnen sagte viele
 wahrer Worte.
 Sie begannen ihm darauf über den Tempel (zu)
 sprechen,
 die Männer, von dem Gottes Hause;
 sagten, daß nicht wäre herrlicher
 (ein) Tempel auf Erden,
 durch Mannes Hand,
 durch Mannes Werk,
 mit Bollkraft
 (ein) Palast errichtet.
 Da der Mächtige sprach,
 er (der) Himmelkönig,
 hörten die Anderen.
 „Ich kann Euch erzählen,“ sprach er,
 „daß noch wird die Zeit kommen,
 daß keiner (d. h. von ihm) stehen nicht soll
 (ein) Stein über dem andern,
 sondern (daß) es fällt zu Boden
 und es (das) Feuer nimmt,
 (die) gefräßige Flamme,
 obgleich es nun so herrlich ist,
 so weislich gearbeitet.
 Und so thut (d. h. geschieht es) dieser Welt
 Geschöpfen:
 (es) vergeht die grüne Aue.“
 Da gingen ihm seine Jünger zu (d. h. gingen
 zu ihm),
 fragten ihn so still (d. h. heimlich):
 „Wie lange soll stehen noch,“ sagten sie,

„thius werold an wunniun,
 êr than that giwand kume,
 that the lasto dag
 liotes skine
 thurh volkanskion?
 40 estho hvan is eft thin wan kuman

an thenne middilgard,
 mankunni
 te adomienne
 dodun endi quikun?
 Fro min, the godo,
 us is thes firwit mikil,

waldandeo Krist,
 hvan that giwerden sculi!“
 Tho im andwordi
 50 alowaldo Krist
 godlic fargaf,
 them gumun selbo.
 „That habad so bidernid,“ quad he,
 „drohtin, the godo,
 jac so hardo farholen
 himilrikies fader,
 waldand thesaro weroldes,
 so that witen ni mag
 enig mannisc barn,
 60 hvan thiu marie tid
 giwirdid an thesaru weroldi.
 Ne it ok te waran ni kunnun
 godes engilos,
 thie for imo geginwarde
 simlun sindun.
 Sie it ok giseggian ni mugun
 te waran mid iro wordun,
 hvan that giwerden sculi,
 that he willie an thesan middilgard,
 70 mahtig drohtin,
 firiho fandon.
 Fader wet it eno,
 helag san himile;
 elcur is it biholen allun,
 quikun endi dodun,
 hvan it kumi werdad.“

„diese Welt in Bonnen,
 ehe denn das Ende kommt,
 daß der letzte Tag
 Lichtes (d. h. im Lichte) erscheint
 durch den Wolkenraum?
 oder wann ist wieder dein Bahn (d. h. Abfah-
 zu kommen
 auf diesen Mittelgarten (d. h. Erde),
 (das) Menschengeschlecht
 zu richten,
 (die) Todten und (die) Lebendigen?
 Herr mein, der gute (d. h. du guter),
 uns ist deß Fürwitz großer (d. h. große Re-
 gierde),

waltender Christ,
 wann das werden soll!“
 Drauf ihnen Antwort
 der allwaltende Christ
 gütlich (d. h. liebevoll) gab,
 den Männern selbst.
 „Das hat so verborgen,“ sagte er,
 (der) Herr, der gute;
 auch so sehr verhehlt
 (des) Himmelreiches Vater,
 waltend dieser Welt,
 so daß (es) wissen nicht kann
 irgendein Mannes Kind,
 wann die berühmte Zeit
 wird (d. h. kommt) in dieser Welt.
 Noch es auch in Wahrheit nicht kennen
 Gottes Engel,
 die vor ihm gegenwärtig
 immer sind.
 Sie es auch gesagen nicht mögen
 in Wahrheit mit ihren Worten,
 wann das werden soll,
 daß er wolle auf diesem Mittelgarten,
 (der) mächtige Herr,
 die Menschen prüfen.
 (Der) Vater weiß es allein;
 (der) heilige vom Himmel;
 sonst ist es verhehlt Allen,
 (den) Lebendigen und Todten,
 wann sein Kommen wird (d. i. geschieht).“

Otfried,

Benedictinermönch in Weissenburg im Elsaß (wahrscheinlich aus Schwaben) um 870. Sein *Krist*, in gereimten Strophen, ist das älteste Denkmal umfassender deutscher Reimdichtung; der Reim wechselt jedoch manchmal mit Assonanzen; auch findet sich Alliteration. Die Behandlung ist fromm, ge-

müthlich, bisweilen mystisch allegorisch, manchmal trocken. Das Werk ist in fünf Bücher getheilt: 1. Christi Geburt und Jugend, 2. sein Aufwachen und seine Lehre, 3. Wunder, 4. Leiden und Tod, 5. Auferstehung und Himmelfahrt.

Die Rede des Herrn auf dem Ölberge.

(Vgl. das Bruchstück aus *Heliand*.)

1 Giáng tho drúhtin thánana,
 mit imo ouh sine thégana,

1 (Es) ging da (der) Herr (von) dann
 mit ihm auch seine Jünger,

imo innan thés
des húses.

ér: „Giwisso ih sagen iu,
wérdent noh zi thiū,
nt só unthrate,
it al zi sátc.“

z sid thémō gänge
ólíberge;

ie nan suntar —
filu wúntar:

uns, meistar, thánne
st gigänge,

o thu quéman scalt,
iu wórolt ouh zigát?“

net,“ quadér, „thero dáto,
gláwe thrato,

dáron in fára
gon lúginara.

isit samarlichaz thing
in wórolt ring,

int in súhti
ru flúthi!“

ált in thin sin guati
n árabeiti,

ltun rínan
non sinan:

o haz ouh mánagan,
iléganan,

réngan,
e iz mágun bríngan;

se scoltun fáhan,
on zíahan,

furi kúninga
liabun thégana.

ér in dróst tho álles
ódes fálles,

ni wári bi álles waz,
uh sínan éinan haz.

órget fora themo lúte,
st in nóte,

n ni wéntet,
ántwurtet.

rísaro wórto
lúih hártō,

dina,
úne thégana.

in sélbo zi thiu,
ouh spríchu uzar iu,

hérzen guates,
festes múates.

st in ouh zi wáre
éndidagen thäre.

ouh ginóto
risten zíto,

s githuángniesses,
lt thúltit thanne lés;

thaz, ni hsluh thih,
n allen úngilih.

sínt thanne in wéwen
in séren,

ndbuch. III.

zeigten sie ihm indessen
(den) Bau des Hauses.

2 Sprach er: „Gewiß, ich sage euch,
diese Steine werden noch zu dem (nämlich) kommen),
daß sie sind so unwerth,
(und) hier liegen all zur Saat (d. h. wie ge-
sät).“

3 Er saß (d. i. setzte sich) nach diesem Gange
auf dem Delberge;
fragten sie ihn insbesondere,
sie war deß (d. i. nahm es) sehr Wunder:

4 „Sage uns, Meister, denn,
wie die Zeit geht,
als Zeichen, wie du kommen sollst
und wie die Welt auseinandergeht?“ [eignisse).

5 „Beachtet,“ sprach er, „diese Thaten (Er:
ja seid vorsichtig sehr,
daß euch nicht bringen in Gefahr
die manchen (vielen) Lügner.

6 (Es) erwächst jämmerliches Ding
über diesen Weltring,
in Hunger und in Seuchen,
in armseliger Flucht!“

7 Drauf erzählte ihnen die seine Güte
die selben Mühseligkeiten,
die sie sollten erdulden
um seinen Namen (seinetwegen);

8 Menschenhaß auch manchen,
über sie gelegen,
Reid sehr unerbittlichen,
so weit sie es können bringen;

9 Wie sie sollten haben,
zu (den) Herzögen (Richtern) ziehen,
gebunden vor Könige
die seinen lieben Diener.

10 Gab er ihnen Trost über Alles,
(über) den ihren Todesfall,
sagte, daß es nicht wäre für anders was,
wenn nicht um seinigen alleinigen Haß.

11 „Nicht sorget (fürchtet euch) vor dem Volke,
wenn ihr steht in Noth,
aus Furcht nicht wendet,
was ihr ihnen antwortet.

12 Ich weiser Worte (mit weisen Worten)
bewaffne euch recht,
(mit) rechter Rede;
ihr seid meine Degen (Jünger).

13 Ich bin selbst zugegen,
ja da auch spreche (ich) aus euch,
bewaffne (eure) Herzen (mit) Gutem
und sehr mit festem Muthe.“

14 Sagt ihnen auch in Wahrheit
von dem Endetag dort,
erwähnt ihnen auch genau
des Antichristes Zeit,

15 des Bedrängnisses,
daß die Welt erduldet dann leider:
„Gewiß daß, nicht hehl, ich es,
daß ist allen Zeiten ungleich.

16 Sie sind dann in Wehen,
in Mühseligkeiten schmerzlichen,

thaz êr ni ward íó súlih fal,
ouh íámer wérðan ni scál.

17 Thaz kúrzit druhtin sáre
thuruh thie drúta sine,
thuruh then góteleidon
mit sínen ginádon.

18 Duit máno ioh thiú sunna
mit fínstere únwunna,
ioh fallent ouh thiú sterron
in érda filu férron.

19 Sih, weinot thanne thuruh thia quíst
ál thaz hiar in érdu ist,
thúruh thio selbun grúnni
al thiz wórolt kunni.

20 So sehent se mit githuſnge
quéman thara zi thínge
fon wólkonon hérasun
then selbon ménnisgen sun.

daß vorher nicht ward wohl solcher Fall,
auch immer werden nicht soll.

17 Dies kürzet der Herr bald
wegen der Geliebten seinen,
wegen der Gottleidenden
mit seinen Gnaden.

18 (Es) verbreitet (der) Mond und die Sonne
Finsterniß, Unwonne,
und (es) fallen auch die Sterne
auf die Erde sehr weit.

19 Sieh, (es) weinet dann ob dieser Drang
Alles, das hier auf Erden ist,
wegen derselben Unfälle,
all dieses Welt-Geschlecht.

20 Dann sehen sie mit Bedrängniß
kommen daher zu Gericht
von (den) Wolken herab
den selbigen Menschen-Sohn.

Das Ludwigslied,

von unbekanntem Verfasser (nach Einigen vom Mönch Huchald, nach Andern von Otfried von Weissenburg), den Sieg Ludwig's III., Königs von Austrasien und Neustrien, über die Normannen (bei Saucourt 881) feierend.

Einan kuning weiz ih, heizsit her Hludwig,
ther gerno Gode thionôt; ih weiz, her imos
lônôt.

Kind warth her faterlôs; thes warth imo
sâr buoz:
holôda inan trubtîn, magaczogo warth her
sîn.

Gab her imo dugidi, frônisc githigini
stual hier in Vrankôn: sô brûchê her es
lango!

Thaz gideild her thanne sâr mit Karlemanne,
bruoder sinemo, thia czala wunniônô.
Sô thaz warth al gendiôt, korôn wolda sîn
God,

10 ob her arbeidi sô jung tholôn mahti.
Liez her beidinê man obar sêo lîdan,
thiot Vrankônô manôn sundiônô.
Sûme sâr verloranê wurdun sum erkoranê;
haranskara tholôta, ther êr misselebêta.

Ther, ther thanne thiob was, inder thanana
ginas,
nam sina vastôn; sidh warth her guot man.

Sum was luginâri, sum was skâchâri,

sum fol lôses; inder gibuohta sih thes.

Kuning was ervirrit, thaz richi al girrit,
20 was erbolgan Krist: leidhôr thet in-
gald iz.

Thoh erbarmêd es Got, wissar alla thia nôt,

hiez her Hludwigan tharôt sâr ritan:
„Hludwig, kuning min, hilph mînan liutin!
helgun sâ Northman harte bidwungan.“

Einem König weiß ich, heißet er Ludwig,
der gerne Gott dienet; ich weiß, er ihm's lobt.

Kind ward er vaterlos; deß ward ihm kein
Ersatz:
führte ihn der Herr, Erzieher ward er sein.

Gab er ihm Tüchtigkeit, herrliche Degen-
stühl hier bei den Franken; so brauche er
lange!

Das theilte er dann bald mit Karlmann,
dem Bruder seinem, die Zahl der Bonnen.
Wie das ward all geendigt, prüfen wollte
ihn,

ob er Mühseligkeiten so jung dulden möchte.
Ließ er heldnische Männer über See gleiten,
(das) Volk (der) Franken mahnen (der) Sitten.
Einige bald verlorene wurden theils erfor-
sarmbescherung erduldet, der eher (früher)
lebete (ein schlechtes Leben) nicht.

Der, der dann ein Dieb war, und der das
genas,
nahm seine Fasten: seitdem (später) ward er
guter Mann.

Mancher war (ein) Lügner, Mancher war (ein)
Mörder,

Mancher voll Zuchtlosigkeit, und er büßte (ein-
nigte) sich davon.

Der König war entfernt, das Reich ganz gel-
(es) war erzürnt Christus: Leider deß entzogen.

Doch erbarmete es Gott, wußte er alle
Noth,

hieß er Ludwigen dahin bald reiten.

„Ludwig, König mein, hilf meinen Leuten!
(es) haben sie die Normannen hart bedrängt.“

sprach Hludwig: „Hërro, so duon ih!
rettê mir iz, al thaz thu gibiudist!“

um her Godes urlub, huob er gund-
fanon ûf,
r thara in Vrankôn ingagan North-
mannôn.

hancôdun thê sîn beidôdun,
dhun al: „Frô mîn, so lange beidôn
wir thîn!“

sprah lûto Hludwig ther guoto:
et iuh, gisellion, mîne nôtstallon!
anta mih God, ioh mir selbo gibôd,
rât thuhti, thaz ih hier gevuhthi,
lbon ni sparôti, unz ih iuh gineriti.
l ih, thaz mir volgôn allê Godes hol-
don.

t ist thiu hier wist sô lango, sô wili
krist.

r unsa hina varth, therô habêt her
giwalt.

r sô hier in ellian giduot Godes wil-
lion,

mit her gisund ûz: ih gilônôn imoz,
her thâr inne, sînemo kunnie.“

um her skild indi sper, ellianlîcho reit
her,

r wâr errahchôn sîna widarsahchôn.

i was iz buro lang, fand her thia
Northman;

ob sagêda: her sîhit, thes her gerêda.
uning reit kuono, sang lioth frônô,
è samnan sungun: „Kyrrie leison!“

was gisungan, wig was bigunnan,
kein in wangôn, spilôdun thes Vran-
kôn.

r vaht thegenô gelih, nichein sô sô
Hludwig;

di kuoni, thaz was imo gekunni.

thuruh skluog her, suman thuruh
stah her;

sancta ce hanton sînan fianton
s lides: Sô wê im bio thes libes!

t si thiu Godes kraft! Hludwig warth
sigihast;

lên heiligôn thanc: sîn warth ther
sigikamf.

abur hludwig, kuning w... salig

o ser bio was, so war so ses thurst
was.

e inan truhtin bi sinan ergrehtin.

Dann sprach Ludwig: „Herr, so thue ich!
Tod nicht entreiß mir es (mache es mir unmög-
lich), Alles, das du gebietest!“

Da nahm er Gottes Urlaub, hob er (die) Kriegs-
fahne auf,
ritt er dahin zu (den) Franken entgegen (den)
Normannen.

Gott dankten, die seiner warteten,
sprachen alle: „Herr mein, so lange warten wir
dein!“

Dann sprach laut Ludwig der Gute:
„Tröstet euch, Gefellen, meine Nothgefährten!
Her sandte mich Gott, auch mir selbst gebot,
ob euch rathsam dünkte, daß ich hier kämpfte,
Mich selbst nicht schonte, bis ich euch errettete.
Nun will ich, daß mir folgen alle Gottes Hols-
den (Getreuen).

Bescheert ist das Hlarsein, so lange als Christus
will;

will er unsere Hinfahrt, deren hat er Gewalt.

Wer also hier in Kraft thut Gottes Willen,

kommt er gesund aus, ich lohne ihm es,
Bleibt er darin, seinem Geschlechte.

Da nahm er Schild und Speer, gewaltiglich
ritt er,
wollte er irgendwo auskundschaften seine Widers-
acher.

Da war es nicht sehr lang, fand er die Nor-
mannen,

Gott Lob sagte (er), er fleht, daß er begehrte.
Der König ritt kühn, sang (das) Lied heilig,
und alle zusammen sangen: „Kyrie eleison!“
Sang war gesungen, Kampf war begonnen,
Blut schlen in den Wangen, (es) freuten sich daß
(die) Franken.

Da focht der Helden jeglicher, Keiner so wie
Ludwig,

schnell und kühn, das war ihm angestammt.
Manchen durchschlug er, manchen durchstach er,

Er schenkte mit den Händen seinen Feinden
bitteres Leides: so weh ihnen hier des Lebens!
Gelobet sei die Gottes Kraft! Ludwig war sieg-
haft;

sprach allen Heiligen Dank: sein ward der Sie-
gestampf!

.
.

Erhalte ihn der Herr bei seiner Herrlichkeit!

Frau Ava,

gestorben den 8. Februar 1127 in Öttweih oder einem benachbarten Kloster, Verfasserin der sogenannten Öttriger Evangelienharmonie (Leben und Leiden Jesu, vom Antichrist und jüng-

sten Gericht). Ihre beiden Söhne (der ältere im Kloster Öttweih, starb den 2. Januar der jüngere, Heinrich, um 1130) waren Verfasser mehrerer uns erhaltenen Gedichte

Aus dem Leben Jesu.

Des anderen tages vil fruo
duo brahten si ime ein wip zuo,
die heten si vunden
an tötlîchen sunden.
Vil frô si duo wâren,
dâ si mit ir fuoren;
si wânten, daz si mahten
den wistuom überbrahten,
ob er si nerte,
10 daz im diu ê daz werte,
unde hiez er si steinôn,
sô ne wære niht der Gotesun.
Dô giengen si in daz templum,
dâ vunden si den Gotesun:
ze des wibes gesichte
befulehen si im daz gerihte;
si bâten in, daz er sagete,
waz diu ê habete.
Dô sprach er durch sin guote,
20 swer diu ê habet behuotet

der solte si steinen,
anders neheiner.
Dô si daz vernâmen,
unwirdlîchen si sâhen,
fliehen si begunden,
ze den turn si ûz drungen:
dâ ne bestuont inne nehein lip,
wanne Christ unde daz wip.
Dô screip der Gotes werde
30 mit den vingeren an der erde
vil lang er nider nihte,
dar nâch er ûf blihte;
duo sprach er ze der gemeinen:
„Wâ sint, die dich wolten steinen
Dô sprach daz suntige wip:
„Hie nist, hêrre, nehein lip!“
Duo sprach daz ewige licht:
„Ich verteile dîn ouch niht!
nû denche an die sêle
unde ne sunde niht mêre:
ze wære sagen ich iz dir:
dine sunde sint vergeben dir!“

Poetische Bearbeitung der Bücher Moses,

schon vor 1122, Genesis und ein Theil des Exodus.

Joseph deutet Pharao's Träume.

Dei siben rinder seiztiu
und dei siben eher volliu,
daz sint siben jâr guotiu,
alles râtes volliu,
sô nie bi mannes geburte
neheiniu bezzeriu wurden;
nien wart der geborn,
bi dem baz wurde fleisk unde chorn
ole noh wîn;
10 wie mahte sie bezzere sin?
Dâ nâch chôment sibiniu.
sô freissam,
daz lutzet liutes bestêt,
iz ne lize hungeres tût.
Sô daz chorn zerinnest,
sô ist, daz sihe skiere wirt furebrâht,
sô muozzen si suellen,
vore hungere chuellen:
wie mahte in wirs sin?
20 sô muozzen si irsterben.
Wilt du mînes râtes ruochen,

du scolt dir einen wîsen man suoc
der nâh dir daz lant
hâbe in siner gewalt,
deme daz liut si undertân.
Der setze sinen ambtman
über iegelfch gou,
über chorn iouch hou
den in disen siben jâren.
30 Daz nicht versmâhe:
si ne heizzen mannegelich fazzen an
sines chornes daz fînfte teil,
trage iz zuo frôneme stadile
oder fuor iz ûf sineme wage.

Man scol dir iz frônen,
den chunftigen hunger dâ mite hê
sô ez sô tiuren beginnet,
daz niemen nicht vindet,
sô scolt du in dâ mite helfen,
bâdiu geben iouch verchoufen:
sô genisit dir daz liut;
daz wirt dir vil liep;
sô mac man dir gesân.
Sô dunchet iz mich wole getân.

Zweite Periode.

Erster Abschnitt

a. 1150 bis 1800.

I. Episches.

Die Dichtungen, worin theilweise Geistliches und Weltliches gemischt sind, leiten zum Kunstepos hinüber.

Der Pfaffe Wernher,

Legernsee, dichtete 1178, nach einer lateinischen Vorlage, das Leben Mariä (bis zur Rückkehr aus Ägypten reichend), durch Sprache, Versbau und Darstellung unter den Legenden hervorragend.

Das Leben der Jungfrau Maria.

(Eingang des zweiten Liedes.)

nemet die senften lere
 die magede hêre,
 die den heilant gebar.
 Iher herze, hevet iu dar,
 daz heil gwinnet,
 niemer zerinneret,
 wie der undirdige,
 flêhlîken lige
 sun an dem suoze,
 der uns gebuoze
 leit und unser sêre.
 Der pfaffe heizet Wernhêre,
 der lides began;
 in dem er urchunde nam,
 daz ouh von Christe
 der ewangeliste
 ist unde gewihet;
 die lîme des verzihet:
 als ist der orthabe,

20 der rätet, daz man ûz trage
 die margariten an daz licht,
 daz sie werde vertunchelt nicht
 in dem irdîschen stoube;
 dâ hilfet uns der gloube,
 den wir zu der kuniginne hân,
 sô wir dem tievil widerstân.
 Sie ist des himels froue unde brût,
 sie beschirmet wol daz liut,
 unde alle ir undertâne
 30 die getuot sie sorgen âne;
 sie hât den heiligen daz lôn
 gemêrt mit des lebens chrôn,
 wand allez mannes chunne
 ienoh ze helle brunne,
 wâre in diu maget niht chomen,
 diu sie ûzer nôt hât genomen.
 Sie ist ein christalle,
 uber die engil alle,
 ein liehtvas in der vinster,
 40 sie ziuchet uns von der winster,
 daz wir zeswenthalben gestên,
 sô wir an das gerihte gên.

Lobgesang auf den h. Anno,

von unbekanntem Verfasser, feiert den Erzbischof Anno von Köln (gestorben 1075), vom Ursprung der Welt anhebend. Er vermischt, wie die Kaiserchronik, die heilige Geschichte mit Profan-Geschichte und Sage.

Str. 1.

Orten sie dicke singen
 von den dîngen,
 die helide vâhten,
 die beste burge brâchen,
 die liebin winiscefte schieden,
 die künige al zegiengen;
 die zît, daz wir denken,
 die selbe sûlin enden.
 Die der unser hêre gât,
 die nîge zeichen her uns vure dût,

als er ûffin Sigeberge havit gedân
 durch den diurlichen man,
 den heiligen bischof Annen,
 durch den sinin willen,
 daz wir uns sûlin bewarin,
 wante wir noch sûlin varin
 von diseme ellendin lîbe hin
 zîn êwin, dâ wir iemer sûlin sin.

Str. 11 — 16.

11 In den zîtin iz gescach,
 als der wise Daniêl sprach,

duo her sini truome sagiti,
 wi her gesin havite
 vieri winde diser werilte
 in dem michilin meri vehtinde,
 unz ûz dem meri giengin
 vreislicher dieri vieri,
 Viere winde bizeichenint vier engele,
 die phlegint werilt allere,
 die dier vier künicriche,
 die diu werilt soldin al umbegrifen.

12 Diz êristi dier was ein lewin,
 si havite mennislichen sin;
 diu bizeichenit uns alle künige,
 die dar wârin in Babilônia,
 dere krapht und ire wisheit
 gidâdun ire rîche vili breit.

13 Daz ander dier was ein beri wilde:
 her havite drivalde zeinde;
 her zibrach al, daz her ane quam,
 undi zitrât iz under sinin klâwin.
 Der bizeichinôte driu künicriche,
 diu zisamine al bigondin grîfin
 bi den zîdin, duo Cyrus unde Dârius
 gewunnin chaldêischi hûs;
 die zwêne rîche künige
 si zistôrtin Babilônie.

14 Daz dritti dier was ein lebarte,
 vier arin vederich her havite;
 der bizeichinôte den kriechiskin Alexan-
 derin,
 der mit vier herin vûr âftir lantin,
 unz her der werilt einde
 bi gûldnin siulin bikante.
 In Indiâ her die wüesti durchbrach,
 mit zwein boumin her sich dâ gesprach,

mit zwein grifen
 vûr her in liusten;
 in eimo glase liez er sich in den
 Duo wurfin sin ungetrûwe man
 diu kettenin in daz meri vram;
 si quâdin: „Obi du wollis sibin w
 sô walz iemir in demo grunte!“
 Duo such er her vure sich vltzin
 manigin visc grôzin,
 half visc, half man:
 dad diûht un vili harte vreissam.

15 Duo gedâchti der listige m
 wi her sich mohte generian.
 der wag vûrtin in demo grunte,
 durch daz glas sach her manige
 unz er mit einim blûte
 daz scarphe meri grûzte.
 Alsi diu vlût des blûtis inpfant,
 si warf den heirin aniz lant.
 Sô quam her wider in sin rîche,
 wol intfingin un die Kriechen.
 Manigis wunderis genihte sich d
 driu teil her der werilte zume g

16 Daz vierde dier ein ebir w
 die kûenin Rômêre meindi daz.
 Iz havite isirne klâwin,
 daz ne kondi nieman gevân,
 iserni zeine vreissam:
 wi sol diz iemir werdin zam?
 Wole bizeichinit uns daz waltswi
 daz die rîche zi Rôme sol vrl st
 Der ebir zin horn trûg,
 mit ten her sini vîanti nidirslûg;
 her was sô michil untî vorhtsam:
 zi Rôme wart diu werlt al gebô

Die Kaiserchronik,

(Der Kaiser und der Kuonige Buoch), älter als das Annolied (vor 1160), gleichfalls eine B
 von Geschichte, Sage und Legende, diente bis in das spätere Mittelalter vielen Prosa-
 als Grundlage.

Die vier großen Weltmonarchien.

(Vergleiche oben im Annoliede Str. 11 — 16.)

In den zîten iz geschach,
 als der wîssage Daniel dâ vor sprach,
 do der kunic Nabuchodonôsôr sine troume
 sagete,

die er gesehen habete,
 wie vier winde
 vuorin vehtinde,
 und in dem mere giengen
 vier tier wilde:
 die bezeichent vier kunicriche,
 10 die alle dise werlt solden begrifen.
 Daz êrste tier was ein lewin:
 sie habete mennischin sin.
 Die bezeichent uns alle kunige,
 die dar wâren in Babilônie,
 der kraft unde ir wisheit

getâten ir rîche vile breit.
 Daz ander tier was ein bere wil
 er habete drivalde zende;
 der bere was alsô vreissam,
 20 von mennicken nemohte er
 werden:

Der bezeichent driu kunicriche,
 die wider einandir solden grifen,
 dô Citrus unde Dârius
 gewunnen chaldêiske hûs:
 die zwêne rîche kunige
 zistôrten Babilônie.

Daz dritte tier was ein libarte;
 vier arin vetich er habete.
 Der bezeichenet den kriechischen
 der,

30 der mit vier hern vuor âftir
 unz er der werlde ende
 bi guldinen siulen bekande.

er die wuoste durchbrach;
 in boumen er dâ gesprach;
 ien grîfen
 zuo den lusten;
 ie glasevazze
 sich in den sê.
 ie wurfen sine ungetriuwe man
 ketenen in daz mere vram;
 chen: „Nû dû gerne sibist wundir,
 immir an des merces grundel!“
 der wundirlich man
 vur sich gân
 ges ze prime
 den dritten tac ze nône,
 ein grôz wundir,
 e walzete ez umbe.
 lhte der listige man,
 er sich mohte generian

mit sin selbes bluote:
 daz scharpfe mer er dô geruorte.
 Also die vluot des bluotes intphant,
 sie warf den hêren ûz an daz lant.
 Er kom wider in sine rîche;
 wol intphiengen in die Kriechen.
 Vil manic wundir irleit der selbe man:
 driu teil der werlte er zuo ime gewan.
 Daz vierde tier ein ebir was:
 60 den tiuren Jûlium bezeichnenete daz.
 Der ebir zehin horn truoc,
 mit den er sine viande alle nidir sluoc.
 Er zebrach al, daz er ane quam,
 unde zetrat iz undir sine klâwen.
 Jûlius betwanc alle lant;
 sie dienden alle sinre hant.
 Wol bezeichnenet uns daz waltswîn, [sin.
 daz das rîche zuo Rôme sol immir vri

Der Pfaffe Konrad,

Von ihm das Rolandslied (Ruolant), eine epische Dichtung, die insofern stilklichen Poesie verwandt ist, als Karl darin als Bekämpfer des Islams enthalten: Karl der Große, bis vorgebrungen, knüpft Unterhandlungen aragenenklönige Massilie an, und wählt 's Rath dessen Schwiegervater Genesun sten. Genesun, darüber gegen Roland und auf Rache sinnend, beredet Massilie,

sich zum Schein zu unterwerfen, und bestimmt Karl, bei der Heimkehr Roland mit der Hälfte von Spanien zu belehnen. Der zurückbleibende Roland, von den Sarazenen überfallen und bedrängt, stößt in sein Horn Olivant, um Karl zu Hilfe zu rufen. Dieser kommt, nachdem Roland schon gefallen, besiegt die Feinde, und hält zu Nachen Gericht über Genesun, der, seine Treulosigkeit büßend, von wilden Pferden zu Tode geschleift wird.

Roland's Tod.

chêrte gên Yspanien
 on den erslagenen;
 z zuo ainem boume,
 er vil chûme.
 r sîner hant
 r daz horn Olivant,
 anderen Durndarten.
 den im gewarte:
 ote er sich allen bestraich,
 ougenlichen er im nâch slaich.
 âchte der haiden:
 disen vir stainen
 rbet Ruolant;
 rten nim ich ze miner hant
 ivanten;
 ich in dem lante,
 gesiget haben,
 habe Ruolanten erslagen.
 ut sich imer mêre
 arabiskiu erde.“
 was von den sînen chomen,
 geschiezen maht mit ainem bogen

unter den marmilstainen;
 dô wânte der haiden,
 daz er tôt wære.
 Dô enthilt sich der helt mâre,
 unz im der haiden sô nâhen chom;
 ûf zucht er daz horn,
 uber den helm er in sluoc,
 30 daz im daz verhbluot
 ûz sînen ougen spranc.
 Er sprach: „Daz du habist undanc,
 daz du mir ie sô nâhen torstest chomen;
 Olivant ist zechloben!“
 Er erzurnte vil harte:
 sus redeter ze Durndarte:
 „Nu ich dîn nicht scol tragen,
 dune wirst niemir mennicken ze scaden!“
 daz swert er ûf huop,
 40 in den stain er iz sluoc;
 iz ne têt sîn nehain war.
 Er sluoc iz aver dar
 mit paiden sînen hanten;
 daz swert er umbe wante,
 er versuocht iz zehen stunt.
 Er sprach: „Lâgestu in des mêres grunt,

daz du dehainem christen man
niemir mære wurdest ze ban;
scol dich dehain haiden tragen,
50 daz wil ich imer Gote chlagen!"

Mit grimme er aver scluoc,
Do daz swert vor im gestuont
âne mâl unt âne scarte.
.....

Der Pfaffe Lamprecht,

nicht lange vor 1200, dichtete einen Alexander, worin der antike geschichtliche und sagenhafte Stoff mit Farben, welche der durch die Kreuzzüge erschlossenen neu orientalischen Welt entlehnt sind, ausgeschmückt

worden. Der erste Theil folgt mehr der Sage während der zweite vorherrschend Märchen Wunder berichtet.

Alexander's Breikampf mit Porus.

(B. 4457 — 4534.)

Dô Alexander gesach
daz dâ sô vil tôt lach
siner wigande
(alsô getâner scande
was er ê vil ungewone),
vil schiere was er dô comen,
da er Porus gesach.
Vermezenliche er zô ime sprach:
„Des habe wir, kuninc, laster,
10 daz unser zveier geste
sô lange samt vehten,
unz die gûten knehte
beidenthalp werdent irslagen:
so ne muge wirz niemer mâr verclagen,
noh niemer mâr verwinden
under unsen ingesinden.
Nu lâze wir di here stân
unde in beidenthalben fride hân,
unde sver den zebreche,
20 daz manz an ime reche.
Nu nem du, kuninc, wider mich,
unde ih ein einwîch wider dich:
sver daz heil gewinne,
unde mit gnâden comet hinne,
dem werden des anderen man
mit ihr dieniste undirtân.“
Porus der rîche,
der globete fröhliche,
daz Alexander dâr sprach:
30 ime was zô dem camphe gâch;
er was vil langer,
dan der kuninc Alexander,
zvîer clâftere unde mâr.
Porus was stark unde hêr;
des getrôster sich,
unde gelobete daz einwîch:
daz wart ime sint zeleide.

Di kuninge kûme beide
des kamphes irbeiten;
40 dar zô si sih bereiten.
Dô si solden strîten,
dô stunden in beiden stîten
di here, alse dâ gelobit was.
Di hêrren zuchten di sahs:
zesamene si dô sprungen.
Woh, wi di svert clungen
an der fursten handen,
dâ sih di wigande
hiwen, alse di wilde swîn:
50 dâ was nît under in.
Michil wart der stabilschal:
daz fiur blickete ubir al,
dâ si des schildes rande
zehiwen vor di hande.
Si giengen alle wîle
wider ein ander ze bîle;
wol nuzeten di ecken
di tûrlîche recken
ir geweder wider den anderen.
60 Dô dûhte Alexanderen,
daz er daz bezer habete.
Porus lût des irzagete,
unde ouh von unheile
vercrîsten algemeine.
Under des Porus dare sach,
Alexander gab ime einen slah,
unde têtîme an den stunden
eine sô grôze wunden,
daz der michele man
70 zô der erde gefallen quam.
Svi gerne er wider wolde streben
er mohte langer niwit leben:
er lach dâr ze hant tôt.
Daz môse wesen durh di nôt,
wandime Alexander
selbe mit sinen handen
daz houbit von dem bûche slûch
dô hêter des kamphes genûch.

Heinrich von Veldeke,

ber, dichtete am Hofe zu Cleve
höfischen Vorbilde einen Theil sei-
hielt das ihm entwandte Werk am
Hofe wieder und vollendete es hier
enthält die Geschichte des Aeneas
von Troja's bis zur Gründung
Stelle des antiken Charakters ist

ein durchaus mittelalteriges Gepräge getreten, und
die höfische Minne ist zum Mittelpunkt des Gan-
zen gemacht. Veldeke galt dem ganzen Mittel-
alter als Vater der höfischen Poesie. Er dichtete
auch Minnelieder. Indem er als einer der
Ersten auf reinere Reime und strengeres Metrum
achtete, wirkte er sehr förderlich auf die Form der Poesie.

aus der Zeit.

(12894 — 13044.)

in allen sîten,
vil wîten
und an der strâzen
zer mâzen.
und die varende diet
len sich niet,
altsiechen lûte.
ie noch hâte
schizt wêre:
hen si daz mêre,
enthalben zuo.
si ouch duo,
n vernomen.
gerne dar komen
liche:
wurden rîche,
ich was.
c hêrre Eneas
gekrônêt.
im wol gelônêt
e
rîchheite.
uert er den goten,
vart dar geboten,
wol den sînen.
man Lavinen
neginne.
rre minne
iehem ende
mîfsewende.
die hôchzit,
stuole vil wît.
unz do ane vienc.
lô ze tische gienc
rsten edele,
sîn gesedele,
rîche,
he.
gedienet wart.
die spîse niet gespart.
s vlîzen wolde,
en solde,
ienet wêre,
in langez mêre:
i û hie sagen wil,

man gab in allen ze vil
ezzen unde trenken,
des ieman kunde erdenken
und des sîn herze gerte,
50 vil wol man in des gewerte.
Dô si dô gesâzen
und vrôliche gâzen
vil wol nâch ir willen,
do ne was ez dâ niet stille:
dâ was geruofde sô grôz,
daz es dieouben verdrôz;
dâ was spil und gesanc,
unde buhurt und getranc,
phîfen unde singen,
60 videlen und springen,
orgeln und seitspil,
maneger slahte vroude vil.
Der nûwe kunic Enêas,
der dâ brâtegume was,
er bereite die spilman.
der gâbe er selbe began:
wan er was der hêrste;
dâ von huob erz alrêrste,
als ez kunige wol gezam.
70 swer dâ sîne gâbe nam,
dem ergienc ez sêlichliche;
wan er wart des rîche
sît biz an sîn ende,
und vrumete ouch sînem kende
die wile daz ez mohte leben:
wan er kunde wole geben,
unde hete ouch daz guot,
dar zuo den willigen muot.
Dar nâch die vurstên rîche
80 gâben vollichliche,
ir iechlich mit sîner hant,
tûre phellein gewant,
golt an aller slahte saz,
silber unde goltvaz,
mûle und ravide,
phellel und samide
ganz und ungeschrôten,
und manegen bouc rôten
durchslagen guldn;
90 zobel unde harmin
gâben die vorsten,
di ez wol geben torsten.
herzogen unde grâven
den spilmanen si gâven

grôzliche unde sô,
 daz si dannen schieden vrô
 und lob dem kunige sunen,
 iechlich nâch siner zungen.
 Dâ was michel hêrschaft,
 100 wunne unde wirtschaft.
 iedoch klagete Eneas,
 daz ir sô wênic dâ was,
 di sines guotes gerten.
 einen mânôt dô werte
 die brûtlôft und die hôchzit.
 daz man dâ gab en widerstrit,
 dâ wâren vursten hêre,
 die durch ir selber êre
 und durch den kunic gâven.
 110 herzogen unde grâven
 und ander kunige rîche,
 die gâben grôzliche;
 die wênic achten den schaden,
 sie gâben soumêre wol geladen
 mit schatze und mit gewande.
 ich en gevriesch in dem lande
 nicheine hôchzit sô grôz,
 der alsô maniger genôz.
 Dâ von sprach man dô wite.
 120 ichn vernam von hôchzite
 in aller wîle mêre,
 die alsô grôz wêre,

als dô hete Enêas,
 wan di ze Maginze dâ was,
 die wir selbe sâgen,
 (des endurfen wir nit vrâgen,
 die was betalle unmâzlich),
 dâ der keiser Friderich
 gap zwein sinen sunen swert,
 130 dâ manic tûsent marke wert
 verzeret wart und vergeben.
 ich wêne, alle die nû leben
 nicheine grôzer haben gesehen;
 ichn weiz, waz noch sule geschehen
 des kan ich ûch niet bereiten.
 ichn vernam von swertleiten
 nie wêrlîche mêre,
 dâ sô manic vurste wêre
 und aller slachte lûte,
 140 ir lebet genuoc noch hûte,
 di ez wizzen wêrlîche.
 dem keiser Frideriche.
 geschach sô manic êre,
 daz man imer mêre
 wunder dâ von sagen mac
 biz an den jungesten tac,
 âne lugene vur wâr.
 ez wirt noch uber hundert jâr
 von ime gesaget und geschriben,
 150 daz noch allez ist verholn belî

Hartmann von Aue,

Dienstmann von Duwe (Aue), vermuthlich des Klosters Reichenau am Bodensee, scheint in Franken gelebt und 1195 an einem Kreuzzuge Theil genommen zu haben; seine Blüthezeit fällt 1195 bis 1210; seine Dichtungen gehören, was Sprache, Versbau, Composition und die sich in ihnen kundgebende Gesinnung betrifft, zu den vorzüglichsten seiner Zeit. — Vier größere epische Gedichte: 1) Grel, 2) d. h. Gregorius auf dem Stein, 3) der arme Heinrich, 4) Iwein; außerdem Lieder. — Inhalt des „armen Heinrich“: Der Ritter Hein-

rich von Aue, am Ausfalle leidend, ersäht einem Arzt in Salerne, daß er nur durch freiwillig hingeebene Herzblut einer reinen Frau geheilt werden kann. Die Tochter eines Mannes entschließt sich, für ihn zu sterben. Hat der Arzt in Salerne das Messer angelieft, wehrt der Ritter dem Morde und ergiebt den Gedanken, seine Krankheit zu behalten, gen seiner Demüthigung vor Gott erhält Gesundheit wieder und heirathet das Mädchen.

Aus dem „Armen Heinrich.“

Sus fuor gegen Salerne
 froelich unde gerne
 die maget mit ir herren.
 Waz möht ir nû gewerren,
 wan daz der wec sô verre was,
 daz si so lange genas?
 Und dô er si vollebrâhte
 hin, als er gedâhte,
 dâ er sinen meister vant,
 10 dô wart ime zehant
 vil froelichen gesaget,
 er haete brâht eine maget,
 die er in gewinnen hiez;

dar zuo er in si sehen liez.
 Daz dûhte in ungelouplich;
 er sprach: „Kint, weder hâstu dich
 diss willen selbe bedâht?
 od bistû ûf die rede brâht
 von bete od dines herren drô?“
 20 Diu maget antwurt im alsô,
 daz si die selben raete
 von ir selber herzen taete.
 Des nam in michel wunder,
 unt fuorte si besunder
 unt beswuor si vil verre,
 ob ir iht ir herre
 die rede haete ûz erdrôt;
 er sprach: „Kint, dir ist nôt,

ch berättest baz,
ge dir rehte umbe waz.
n töt liden muost,
iht vil gerne tuost,
junger lip töt,
st uns leider niht ein brôt.
mich dînes willen niht.
dir, wie dir geschiht:
lich ûz rehte blôz,
în schame harte grôz,
von schulden danne hâst
et vor mir stât.
dir bein und arme:
în lip erbarme,
te disen smerzen;
dich zem herzen
ez lebende ûz dir.
, nû sage mir,
muot dar umbe stê;
ach kinde alsô wê,
ir muoz von mir geschehen.
ez tuon sol unde sehen,
h michel angest zuo:
ke selbe ouch dar zuo:
ez dich eins hâres breit,
h mîn arbeit
den lip verlorn.“
wart si aber besworn;
sich vil staete
hs abe taete.
aget lachende sprach,
sich des wol versach,
les tages der tôt
her not:
e iu, lieber herre,
r alsô verre
wârheit gesaget.
ich bin ein teil verzaget:
wîvel beschehen.
rehte bejehen,
er zwîvel ist getân,
û gewonnen hân.
e, daz unser arbeit
uwer zageheit
gen belibe.
le gezaeme eim wibe;
es hasen genôz:
gest ist ein teil ze grôz
e, daz ich sterben sol.
r handelt ez niht wol
wer grôzen meisterschaft.
in wip unt hân die kraft:
ir mich sniden,
ez wol erliden.
stliche arbeit,
r vor hânt geseit,
ch wol an iuch vernomen.
enwaere her niht komen,
ich mich weste
es alsô veste,
h ez wol mac dulden.

Mir ist bi iuvern hulden
din broede varwe gar benomen,
und ein muot alsô vester komen,
daz ich als engestliche stân,
als ich ze tanze sîle gân;
wan dehein nôt sô grôz ist,
diu sich in eines tages frist
an mîne lîbe genden mac,
mich endunke, daz der eine tac
100 genuoc tiure si gegeben
um daz êwige leben,
daz dâ niemer zergât.
Iu enmac, als mîn muot stât,
an mir niht gewerren.
Getrûwet ir, mîm herren
sinen gesunt wider geben,
unt mir daz êwige leben,
durch Got, daz tuot enzît,
lât sehen, welch meister ir sit!
110 Mich reizet vaste dar zuo;
ich weiz wol, durch wen ichz tuo;
in des namen ez geschehen sol,
der erkennet dienst harte wol
unt lâts ouch ungelônnet niht.
Ich weiz wol, daz er selbe giht,
swer grôzen dienst leiste,
des lôn si ouch der meiste.
Dâ von sô sol ich disen tôt
han für eine sîeze nôt
120 nâch sus gewissem lône.
Liez ich die himmelkrône,
sô het ich alwaeren sin,
wand ich ouch lîhtes künnes bin.“
Nû vernam er, daz si waere
genuog unwandelbaere,
unt fuorte si wider dan
hin zuo dem sichen man,
unt sprach zuo ir herren:
„Uns kan daz niht gewerren,
130 iuwer maget ensi vollen guot;
nû hânt froelichen muot,
ich mache iuch schiere gesunt.“
Hîn fuort er si zestunt
in sin heimlich gemach,
da es ir herre nit ensach,
unt beslôz im vor die tür
unt warf einen rigel für:
er enwolte ihn niht sehen lân,
wie ir ende solte ergân.

Aus „Iwein, dem Ritter mit dem Löwen.“

Inhalt: Iwein, ein Ritter der Tafelrunde, gewinnt die Hand der Königin Laudine, deren Gemahl er getödtet hatte, mit Hülfe einer Jungfrau der Königin, Lunete. Da er über ein Jahr von ihr entfernt lebt, verliert er die Liebe seiner Gattin und fällt darüber in Wahnsinn, von dem er durch eine Zaubersalbe geheilt wird. Nach

einigen Abenteuern sieht er in einem Walde einen Löwen im Kampf mit einem Lindwurm; er tödtet diesen und wird nun von dem Löwen auf seinen weitem, ausführlich geschilderten Fahrten treulich begleitet und unterstützt. Schließlich erlangt er durch Lunete's Hülfe die Liebe seiner Gattin wieder.

Lûte ane mæze
hörter eine stimme
clägelich und doch grimme.
Nune weste mîn her Iwein
von wederm si waere von den zwein,
von wurme ode von tiere:
er bevant ez aber schiere;
wan diu selbe stimme wiste in
durch michel waltgevelle hin,
10 dâ er an einer bloeze sach,
wâ ein grimmer kampf geschach,
dâ mit unverzagten siten
ein wurm und ein lewe striten.
Der wurm was starc unde grôz:
daz viur im ûz dem munde schôz;
im half diu hitze und der stanc,
daz er den lewen des betwanc,
daz er al lûte schrê.
Dem herren tete der zwivel wê,
20 wederm er helfen solde,
unt bedâhte sich, daz er wolde
helfen deme edelen tiere.
Doch vorhter des, swie schiere
des wurmes tât er gienge,

daz in daz niht vervienge,
der leu bestüende in zehant:
wan alsô ist ez gewant,
als ez ouch under den lînten stât,
sô man allerbeste gedienet hât
30 dem ungewissen manne,
sô hüete sich danne
daz ern iht beswicke,
dem was diz wol gelîche;
doch tet er als ein vrumer man,
er erbeizte unt lief den wurm an,
unt sluoc in harte schiere tât,
unt half dem lewen ûz der nôt.
Dannoch dô er den wurm ersluoc,
dô heter zwivel genuoc,
40 daz in der lewe wolde bestân:
daz wart im anders kunt getân.
sich bôt der lewe an sinen vuoz,
unt zeit ime unsprechenden gruoz
mit gebaerde unt mit der stimme.
Hie liez er sine grimme
unde erzeit im sine minne,
als er von sime sinne
Allerbeste mohte
unde eime tiere tohte.
50 Er antwurt sich in sine pflege,
als er in sît alle wege
mit sime dieneste êrte,
unt volget im, swar er kêrte,
unt gestuont im zaller siner nôt,
unz si beide schiet der tât.

Wolfram von Eschenbach,

ritterlichen Geschlechts, aus dem Städtchen Eschenbach bei Ansbach, blühte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, lebte eine Zeit lang am Hofe des Landgrafen von Thüringen, sowie bei den Grafen von Wildberg und Abenberg. Er dichtete, außer einigen lyrischen Gedichten, drei epische nach französischen Vorbildern: den Parzival, den Willehalm (Wilhelm) und den Titurel (von letztem wahrscheinlich nur die uns erhaltenen 170 Strophen). Er übertrifft seine Zeitgenossen durch Reichthum, Tiefe und Großartigkeit der Gedanken und sittlichen Ernst. — Inhalt des Parzival. Das Gedicht beginnt mit der Beschreibung des Lebens von Parzival's Vater, Gahmuret, der auf einem Zuge in den Orient durch Verrath fällt. Bald nach dem Empfang der Trauerbotschaft gebiert seine Gemahlin Herzeleide den Helden unsers Gedichtes. Sie erzieht ihn in der Wüste von Solstane in bairischer Einsamkeit und sucht ihn vor aller Kunde des Ritterthums zu bewahren. Eines Tages erblickt er aber vier Ritter in glänzenden Rüstungen, und wünscht nun selbst Ritter zu werden. Die Mutter muß seinen Bitten willfahren, legt ihm aber Narrenkleider an, in der Hoffnung,

daß ihm dadurch die Fahrt verleidet werde. In den Abenteuern gelangt er nach Nantes, an den Hof des Königs Artus. Später unterweist ihn der greise Ritter Gurnemanz in höfischer Sittlichkeit, gibt ihm unter mancherlei Lehren auch die Regeln, die zu vermeiden. Auf neue Abenteuer ziehend, befreit er die von einem verschmähten Freier in ihrer Residenz belagerte Königin Guinevere, und wird ihr Gemahl. Nach einiger Zeit verabschiedet er sich von ihr, um seine Mutter aufzusuchen, und kommt auf seinen Fahrten zur Burg des heiligen Grals, worin sein Vater Anfortas, der Hüter des Grals, an einem Wunde liegt. Nach einer auf dem Gral gefundenen Inschrift sollte dieser genesen, wenn ein junger Mann, der unaufgefordert nach dem Gral gekommen, den Wunden des Schlosses frage, wer der König des Grals werde. Parzival fragt nicht, und schert so sein Glück. Nachdem er über seine Unbesonnenheit durch seine Ruhme Signale gegeben worden, verfinstet er in Verzweiflung und wendet sich von Gott ab. Da aber seine Aufmerksamkeit in die Tafelrunde durch den Fluch einer Zauberin gelenkt wird, so kehrt er zurück.

ind, verzichtet er- auf die weltliche
wird später von Reue über seine Gott-
griffen, und überläßt sich, um Gottes
Probe zu stellen, seinem Roffe, das
imen Klausner Trebrigent, seinem
t. Von diesem wird er über Gott
die Wunder des heiligen Grals auf-
erfährt, daß er zum Könige desselben

bestimmt sei. In einer Reihe siegreicher Kämpfe
überwindet er dann die weltliche Ritterschaft, ins-
besondere Gawan, den Hauptrepräsentanten der-
selben, wird Mitglied der Tafelrunde, zeigt sich
auch in einem Kampfe gegen eine Heidenschaar
seiner hohen Bestimmung werth, heilt Anfortas,
gelangt zum Königthum des Grals und vererbt es
auf seinen Sohn Lohengrin.

Erzival's Erziehung.

1 diu frouwe jammers balt
2 le in einen walt,
3 in Soltâne;
4 h bluomen uf die plâne.
5 jâmer was sô ganz,
6 s sich an keinen kranz,
7 rôt oder val.
8 dar durch flühtesal
9 en Gahmuretes kint.
10 die bi ir dâ sint,
11 ûwn und riuten:
12 wol getriuten
13 daz sich der versan,
14 gar für sich gewan:
15 man oder wip,
16 t sie allen an den lip,
17 mer ritters wurden lût.
18 sche daz mines herzen trût,
19 ters leben waere,
20 urde mir vil swaere.
21 uch an der witze kraft,
22 in alle ritterschaft.“
23 fuor angestliche vart.
24 pe alsus verborgen wart
25 in Soltâne erzogn,
26 licher fuore betrogn;
27 it an eime site sin:
28 ide bôlzeln
29 er mit sîn selbes hant,
30 chôz vil vogele die er vant.
31 aber er den vogel erschôz,
32 l von -sange ê was sô grôz,
33 er unde roufte sich,
34 ir kêrt er gerich.
35 as clâr unde fier:
36 lân ame rivier
37 sich alle morgen.
38 de niht gesorgen,
39 re ob im der vogelsanc,
40 ieze in sîn herze dranc;
41 acte im sîniu brüstelin.
42 s er lief zer künegin.
43 i si „wer hat dir getân?
44 hin ûz uf den plân.“
45 le es ir gesagen niht,
46 n lîhte noch geschiht.
47 ere gienc sie lange nâch.
48 s si in kapfen sach
49 ume nâch der vogele schal.

50 si wart wol innen daz zeswal
von der stimme ir kindes Brust.
des twang in art und sîn gelust.
frou Herzeloide kêrt ir haz
an die vogele, sine wesse um waz:
zi wolt ir schal verkrenken.
ir bûliute unde ir enken
die hiez sie vaste gâhen,
vogele wûrgen unde vâhen.
die vogele wâren baz geriten:
60 etsliches sterben wart vermiten:
der bleip dâ lebendic ein teil,
die st mit sange wurden geil.
Der knappe sprach zer künegin
„waz wizet man den vogelin?“
er gert in frides sâ zestunt.
sîn muoter kust in an den munt:
diu sprach „wes wende ich sîn gebot,
der doch ist der hoechste Got?
suln vogele durch mich freude lân?“
70 der knappe sprach zer muoter sîn
„owê muoter, waz ist Got?“
„sun, ich sage dirz âne spot:
er ist noch liechter denne der tac,
der antlitzes sich bewac
nâch menschen antlitze.
sun, merke eine witze,
und flêhe in umbe dîne nôt:
sîn triwe der werlde ie helfe bôt.
so heizet einr der helle wirt:
80 der ist swarz, untriwe in niht verbirt.
von dem kêr dîne gedanke,
und och von zwîvels wanke.“
Sîn muoter unterschiet im gar
daz vinsten unt daz licht gevar.
dar nâch sîn snelheit verre spranc.
er lernte den gabilôtes swanc,
dâ mit er mangel hîrz erschôz,
des sîn muoter und ir volc genôz.
ez waere aeber oder snê,
90 dem wilde tet sîn schiezen wê.
nu hoeret fremdiu maere.
swenn erreschôz daz swaere,
des waere ein mûl geladen genuoc,
als unzerworht hin heim erz truoc.

Der Gral.

In den palas kom gegangen,
der dâ wart wol empfangen,

Parzival der lieht gevar,
 von im, der in sante dar.
 Er liez in dâ niht lenger stên;
 in bat der wirt nâher gên
 unt sitzen: „Zu mir dâ her an!
 Sazte ich iuch verre dort hin dan,
 daz waere iu alze gâstlich.“
 10 Sus sprach der wirt jâmers rich.
 Der wirt het durch sichheit
 groziu siur und an im warmiu kleit;
 wît unt lanc zobeln,
 sus muoze ûze und inne sîn
 der pelliz und der mantel drobe.
 Der swechest balc waer wol ze lobe;
 der was doch swarz unde grâ.
 Des selben was ein hûbe dâ
 ûf sime houbte zwivalt
 20 von zobeles, den man tiure galt:
 sinwel arâbsch ein borte
 oben drûf gehôrte,
 mitten dran ein knöpfeln,
 ein durhliutic rubin.
 Dâ saz manec ritter kluoc,
 dâ man jâmer für si truoc.
 Ein knappe spranc zer tür dar in,
 der truoc ein glaevin
 (der site was ze trûren guot);
 30 an der sniden huop sich pluot,
 unt lief den schaft unz ûf die hant,
 deiz in dem ermel wider vant.
 Dâ wart geweinet unt geschrît
 ûf dem palase wît:
 daz volc von drîzec landen
 mohtz den ougen niht enblanden.
 Er truoc se in in sinen henden
 alumb zen vier wenden,
 unz aber wider zuo der tür;
 40 der knappe spranc hin ûz dertür.
 Gestillet was des volkes nôt,
 als in der jâmer ê gebôt
 des si diu glaevin het ermant,
 di der knappe brâhte in siner hant.
 Wil iuch nu niht erlangen,
 sô wirt hie zuo gevangen,
 daz ich iuch bringe an die vart,
 wie dâ mit zuht gedienet wart.
 Zende an dem palas
 50 ein stâhlin tür entwlozen was;
 dâ giengen ûz zwei werdiu kint;
 nû hoert, wie diu geprüevet sint:
 daz si wol gaeben minnen solt,
 swerz dâ mit dienste het erholt.
 Daz waren juncfrouwen clar;
 zwei schapel über blôziu hâr,
 blüemîn was ir gebende.
 Jewederiu ûf der hende
 truoc von golde ein kerzstal.
 60 Ir hâr was reit, lanc unde val.
 Si truogen brinnendigiu lieht.
 Hie sule wir vergezzen niht
 umbe der juncfrouwen gewant,

dâ man se kumende inne vant.
 De graevin von Tenabroc,
 brûn scharlachen was ir roc,
 des selben truog ouch ir gespil.
 Sie wâren gefischieret vil
 mit zwein gürteln an der krenke
 70 ob der hüffe am gelenke.
 Nâch den kom ein herzogin
 und ir gespil: zwei stöllelîn
 sie truogen von helfenbein;
 ir munt nâch fiwers roete schein.
 Die nigen alle viere:
 Zwuo satzten schiere
 für den wirt die stollen;
 dâ wart gedient mit vollen.
 Die stuonden ensamt an eine schar
 80 unt wâren alle wol gevar.
 Den vieren was gelich ir wât.
 Seht, wâ sich niht versûmet hât
 ander frouwen vierstunt zwuo;
 die wâren dâ geschaffet zuo.
 Viere truogen kerzen grôz:
 die andern viere niht verdrôz,
 sine trûegen einen tiuren stein,
 dâ tages de sunne licht durch schîn
 Dâ für was sîn name erkannt:
 90 ez was ein grânât jâchant,
 beide lanc unde breit;
 durch die lîhte in dünne snait,
 swer in zeime tische maz:
 dâ obe der wirt durch rîchheit az.
 Si giengen harte rehte
 für den wirt al ehte,
 gein nigen si ir houbet wegten.
 Viere die taveln legten
 ûf helfenbein wîz, als ein snê,
 100 stollen, die dâ kômen ê.
 Mit zuht si kunden wider gên,
 zuo den êrsten vieren stên.
 An disen aht frouwen was
 rôcke grüener, denn ein gras,
 von Azagouc samît,
 gesniten wol lanc unde wît.
 Dâ mitten si zesamne twanc
 gürteln, tiur, smal unde lanc.
 Dise ahte juncfrouwen kluoc,
 110 ieslichiu ob ir hâre truoc
 ein klein blüemîn schapel.
 Der grâve Iwân von Nônel
 unde Jernis von Rîl,
 jâ was über manege mîl
 ze dienst ir tochter dar genomn:
 man sach die zwuo fûrstin koma
 in harte wûnneclîcher wât.
 Zwei mezzet snidende, als ein grâ
 brâhten si durch wunder
 120 ûf zwein twehelen al besund.
 Daz was silber herte wîz;
 dar an lag ein spaehet vîlz:
 im was solch scherpfen niht verm
 ez hete stahel wol versniten.

er kômen frouwen wert,
er dienste was gegert:
n lieht dem silber bi;
or missewende vrf.
en se alle sehse zuo:
ert, was iesllichiu tuo.
Ir zwuo dô truogen dar
eln wol gevar
unt leitenz nidr;
si mit zûhten widr
sten zwelven sân.
prüevet rehte lân
ahzehn frouwen stên.
iht man sehse gên
liu man tiure galt,
as halber plialt,
pfell von Ninnivê.
ie êrsten sehse ê
velf rôcke geteilt,
kost geveilt.
kom diu kûnegîn:
gap den schîn,
alle, ez wolde tagen.
die maget an ir tragen
Arâbi.
em grüenen achmardi
n wunsch von pardis,
eln unde rîs.
in dinc, daz hiez der Grâl,
sches überwal.
e Schoy si hiez,
er Grâl tragen liez.
was von sôlher art,
r kiusche sîn bewart;
rehte solde pflegen,
iose valsches sich bewegen.
le kômen lieht:
on armer koste nicht;
lanc, luter, wolgetân,
alsem, der wol bran.
en von der tür
nâze alsus her für,
neic diu kûnegîn
juncfröwelîn,
ogen balsemvaz.
ingîn, valscheite laz,
den wirt den Grâl.
giht, daz Parzivâl
sach und dâhte,
al dâ brâhte;
h ir mantel an.
die siebene giengen dan
hzeihen êrsten:
i die hêrsten
ich; man sagte mir,
i ewederthalben ir.
mit der krône
harte schône.
dô gesezzen was
n palas
kameraere

mit guldîn becken swaere
ie viern geschaffet einer dar,
und ein junchêrre wol gevar,
der eine wize tweheln truoc.
190 Man sach dâ rîcheit genuoc.
Der taveln muosen hundert sin,
die man dâ truoc zer tür dar in.
Man sazte iesliche schiere
für werder ritter viere;
tischlachen var nâch wize
wurden drûf geleit mit vlize.
Der wirt dô selbe wazzer nam;
der was an hôhem muote lam:
mit im twuoc sich Parzivâl.
200 ein sîdîn tweheln wol gemâl,
die bôt eins graven sun dernâch:
dem was ze knien für si gâch.
Swâ dô der taveln keinu stuont
dâ tet man vier knappen kuont,
daz si ir diens niht vergaezen
den, die drobe saezen.
Zwaene knieten unde sniten:
die andern zwêne niht vermiten,
sine trûegen trinkn und ezzen dar,
210 unt nâmen ir mit dienste war.
Hoert mêr von rîchheite sagen:
vier karrâschen muosen tragen
manec tiwer goltvaz
ieslichem ritter, der dâ saz.
Man zôhs zen vier wenden:
vier ritter mit ir henden
mans ûf die taveln setzen sach;
ieslichem ging ein schrîber nach,
der sich dar zuo arbeite
220 unt sie wider ûf bereite,
Sô dâ gedienet waere.
Hundert knappen man gebôt:
die namn in wize tweheln brôt
mit zûhten vor dem Grâle;
die giengen al ze mâle
unt teilten für die taveln sich.
Man sagte mir, diz sag ouch ich
ûf iwer iesliches eit,
daz vorem Grâle waere bereit
230 (sol ich des iemen triegen,
sô mûezt ir mit mir liegen),
swâ nâch jener bôt die hant,
daz er al bereite vant
spise warm, spise kalt,
spise niwe und dar zuo alt,
daz zam und daz wilde.
Esn wurde nie kein bilde,
beginnet maneger sprechen;
der wil sich übel rechen:
240 wan der Grâl was der saelden frucht,
der werlde süeze ein sôlh genuht,
er wac vil nâch gelliche,
als man saget vom himelrîche.
In kleiniu goltvaz man nam,
als ieslicher spise zam,
salssen, pfeffer, agraz;

dâ het der kiusche und der vrâz,
 alle geliche genuoc:
 mit grôzer zuht manz für si truoc,
 250 Mâraz, wîn, sinôpel rôl,
 swâ nâch den nâpf ieslicher bôt,
 swaz er trinkens kunde nennen,
 daz mohter drinne erkennen,
 allez von des Grâles kraft:
 diu werde gesellschaft
 hete wirtschaft vome Grâl.
 Wol gemarcte Parzivâl
 die rîchheit und daz wunder grôz:
 durch zuht in vrâgens doch verdrôz.
 260 Er dâhte: „Mir riet Gurnamanz
 mit grôzen triwen âne schranz,
 ich sôlte vil gevragen niht;
 waz op mîn wesen hie geschiht
 die mâze, als dort pî im?
 Ane vrâge ich vernim,
 wiez dirre massenle stêt.“
 In dem gedanke nâher gêt
 ein knappe, der truog ein swert:
 des palc was tûsent marke wert,

270 sîn gehilze was ein rubîn,
 ouch môhte wol diu klinge sîn
 grôzer wunder urhap.
 Der wirt ez sîne gaste gap;
 der sprach: „Hêrre, ich prâhtz in
 in maneger stat, ê daz mich Got
 ame lîbe hât geletzet.
 Nu sît dermît ergetzet,
 ob man iwer hie niht wol enpflege.
 Ir mugetz wol fûeren alle wege:
 280 Swenne ir geprûevet sînen art,
 ir sît gein strîte dermite bewart.“
 Owê, daz er niht vrâgte dô!
 des bin ich für in noch unvrô.
 Wan do erz enpfenc in sîne hant,
 dô was er vrâgns wol ermant.
 Och riwet mich sîn sîezer wirt,
 den ungenande niht verbirt,
 des im von vrâgn nu waere rat.
 Genuoc man dâ gegeben hât:
 290 dies pflâgen, die griffenz an.
 si truognz gerûste wider dan.

Gottfried von Straßburg,

bürgerlicher Abkunft (von den spätern Dichtern und in den Handschriften stets „Meister,“ nicht „Herr“ genannt) dichtete um 1210 nach einem französischen Vorbilde Tristan und Isolde, vollendete aber sein Werk nicht (spätere Fortsetzungen von Ulrich von Türheim und von Heinrich von Freiberg). Es erzählt die schon vor ihm vielfach (von Engländern, Franzosen und Deutschen) behandelte Geschichte zweier Liebenden, Tristan's

und der Gemahlin seines Oheims Marke. Die Form des Gedichts ist höchst anmutig. Darstellung glänzend, aber der Gegenstand Unsitte verlegend, wenn gleich das Verbot der Liebe dadurch gemildert erscheint. Tristan und Isolde aus Versen einen betäubenden Liebestrank genossen haben. Gottfried und Ramon von Eschenbach bilden in jeder Beziehung einen Gegensatz. Gottfried dichtete auch 2

Hoflager im Frühling.

(B. 534 — 601.)

Nu was die höchzit geleit,
 benennet und besproche
 die blüenden vier wochen,
 sô der vil sîeze meige in gât
 unz an daz da er ende hât,
 bî Tintajoël sô nâhen
 daz si sich under sâhen
 in die schoenesten ouwe,
 die deheines ougen schouwe
 10 ie überlûhte ê oder sît.
 diu senfte sîeze sumerzit
 diu haete ir sîeze unmüezekheit
 mit sîezem vlze an si geleit.
 diu kleinen waltvögellîn,
 diu des ôren vrôude sîlen sîn,
 bluomen gras loup unde bluot
 und swaz dem ougen sanfte tuot
 und edele herze ervrôuwen sol,
 des was diu sumerouwe vol.

20 man vant dâ, swaz man wolde,
 daz der meige bringen solde:
 den schate bî der sunnen,
 die linden bî dem brunnen,
 die senften linden winde
 die Markes ingesinde
 sîn wesen engegene machten.
 die liechten bluomen lachten
 ûz dem betouweten grase.
 des meigen vriunt, der grûene was
 30 der haete ûz bluomen ane geleit
 sô wînnelichiu sumerkleit,
 daz si den lieben gesten
 in ir ougen widerglesten.
 diu sîeze boumbloot sach den mar
 sô rehte suoze lachende an,
 daz sich daz herze und al der mu
 wider an die lachende bluot
 mit spilnden ougen machte
 und ir allez widerlachte.
 40 daz senfte vogelgedoene
 daz sîeze daz schoene,

en unde muote
 ke kumt ze guote,
 alte dâ berg unde tal.
 elige nahtegal
 ebe süeze vögellîn,
 mer süeze müeze sîn,
 allete ûz der blüete
 lher übermüete,
 z da manec edele herze van
 und hōhen muot gewan.
 ete diu geselleschaft
 id sere vrōdeschaft
 tet ûf daz grüne gras,
 gelliches wille was.
 ch, als iegelliches ger
 inden stuont, dâ nâch lac er:
 en lāgen rīche,
 ischen hōveschlīche.
 e lāgen under sīden dâ,
 nder bluomen anderswâ.
 de was genuoger dach:
 ge man gehüetet sach
 upgrünen esten.
 esinde noch von gesten
 geherberget nie
 nneclīchen also hie.

Aus Tristan's Schwertleite.

(V. 4588 -- 4820.)

e gesellen sint bereit
 escheidenlicher rīcheit,
 evāhe ich nu mīn sprechen an,
 h den werden houbetman
 inden sō bereite
 er swertleite,
 an ez gerne verneme
 n dem maere wol gezeme?
 eiz, waz ich dâ von gesage,
 z iu geliche und iu behage
 chōne an diseme maere stē;
 d mīnen tagen und ē
 an sō rehte wol geseit
 ertlicher zierheit,
 lchem geraete,
 n der sinne haete
 e, der ich einen hān,
 en ich umbe solte gān,
 aere daz gevüege,
 z ich zwelf zungen trüege
 n eines munde,
 gellīchiu kunde
 en, als ich sprechen kan,
 este wie gevāhen an,
 ch von rīcheite
 otes iht geseite,
 haete baz dâ von geseit.
 erlichīu zierheit
 t sō manege wīs beschriben
 ff, Handbuch. III.

30 und ist mit rede alsō zertriben
 daz ich niht kan gereden dar abe,
 dâ von kein herze vrōude habe.
 Hartman der Ouwaere,
 ah! wie der diu maere
 beide ūzen unde innen
 mit worten und mit sinnen
 durchverwet und durchzieret!
 wie er mit rede figieret
 der āventiure meine!
 40 wie lūter unt wie reine
 sīn kristallīniu wörtelīn
 beidiu sint und iemer müezen sīn!
 si komet den man mit sīten an,
 si tuont sich nāhe zuo dem man
 und liebent rehtem muote.
 zwer guote rede ze guote
 und ouch ze rehte kan verstān,
 der muoz dem Ouwaere lān
 sīn schapel und sīn lōrzwi.
 50 swer nu des hasen geselle sī
 und ūf der wortheide
 hōchsprünge und witweide
 mit bickelworten welle sīn
 und ūf daz lōrschapellekīn
 wān āne volge welle hān,
 der lāze uns bī dem wāne stān,
 wir wellen an der küre ouch wesen.
 wir, die die bluomen helfen lesen,
 mit den daz selbe loberīs
 60 undervlohten ist in bluomen wīs,
 wir wellen wizzē, wes er ger;
 wan swer es ger, der springe her
 und stecke sīne bluomen dar:
 sō neme wir an den bluomen war,
 ob si sō wol dar an gezemen,
 daz wirz dem Ouwaere nemen
 und geben ime daz lōrzwi.
 sīt aber noch niemen komet sī,
 der ez billīcher stūle hān,
 70 sō helfe got, sō lāze wirz stān.
 wirn suln ez niemen lāzen tragen,
 sīn wort ensīn vil wol getwagen,
 sīn rede ensī eben unde sleht
 ob iemen schōne und ūfreht
 mit ebenen sinnen dar getrabe,
 daz er dar über iht besnabe.
 Vindaere wilder maere,
 der maere wildenaere,
 die mit den ketenen liegen
 80 und stumphe sinne triegent,
 die golt von swachen sachen
 den kinden kunnen machen
 und ūz der bühnen giezen
 stoubīne mergriezen,
 die bernt uns mit dem stocke schate,
 niht mit dem grünen linden blate,
 mit zwigen noch mit esten.
 ir schate der tuot den gesten
 vil selten in den ougen wol.
 90 ob man der wārheit jehen sol,

dane gât niht guotes muotes van,
 dane lit niht herzelustes an:
 ir rede ist niht alsô gevar,
 daz edele herze iht lache dar.
 die selben wildenaere
 si müezen diutaere
 mit ir maeren läzen gân;
 wir mugen ir dâ nâch niht verstan,
 als man si hoeret unde siht;
 100 sone hân wir ouch der muoze niht
 daz wir die glöse suochen
 in den swarzen buochen.
 Noch ist der verwaere mër:
 von Steinahe Blikêr,
 diu sinu wort sint lûsam,
 si worhten vrouwen an der ram
 von golde und ouch von siden,
 man möhte se undersniden
 mit kriechischen borten.
 110 er hat den wunsch von worten:
 sinen sin den reinen,
 ich waene daz in feinen
 ze wunder haben gespunnen
 und haben in in ir brunnen
 gelintert und gereinet:
 er ist benamen gefeinet.
 sin zunge, diu die harphe treit,
 diu hât zwô volle saelekheit
 daz sint diu wort, daz ist der sin.
 120 diu zwei diu harphent under in
 ir maere in vremedem prise.
 der selbe wortwise,
 nemet war, wie der hier under
 an dem Umbehangе wunder
 mit spaeher rede entwirfet:
 wie er diu mezzel wirfet
 mit behendeclîchen rîmen.
 wie kan er rîme lîmen,
 als ob si dâ gewachsen sîn!
 130 ez ist noch der geloube mîn,
 daz er buoch unt buochstabe
 vür vederen angebunden habe,
 wan, welt ir sîn nemen war,
 sîn wort diu sweiment als ein ar.
 Wen mac ich nu mër ûz gelesen?
 ir ist und ist genuoc gewesen
 vil sinnec und vil rede rich.
 von Veldeken Heinrich
 der sprach ûz vollen sinnen;
 140 wie wol sanc er von minnen!
 wie schône er sinen sin besneit!
 ich waene, er sine wisheit
 ûz Pegases ursprunge nam,
 von dem diu wisheit alliu kam.
 ine hân sîn selbe niht gesehen,
 nu hoere ich aber die besten jehen,
 die dô bt sinen jâren
 und sit her meister wâren,
 die selben gebent im einen pris,
 150 er inphete daz êrste ris
 in tiutescher zungen:

dâ von sit este ersprungen,
 von den die bluomen kâmen,
 dâ si die spaehе uz nâmen
 der meisterlîchen vûnde;
 und ist diu selbe kûnde
 sô witen gebreitet,
 sô manege wis geleitet,
 daz alle, die nu sprechent,
 160 daz die den wunsch dâ brech
 von bluomen und von risen,
 an worten unde an wîsen.
 Der nahtegalen der ist vil,
 von den ich nu niht sprechen wil
 sine hoerent niht ze dirre schar.
 dur daz sprich ich niht anders dâ
 wan daz ich iemer sprechen sol:
 si kunnen alle ir ambet wol
 und singent wol ze prise
 170 ir sûeze sumerwise;
 ir stimme ist lûter unde guot,
 si gebent der werlte hōhen muot
 und tuont reht in dem herzen wo
 diu werlt diu waere unruoches vo
 und lebete rehte als âne ir danc,
 wan der vil liebe vogelsanc;
 der ermant vil dicke den man,
 der ie ze liebe muot gewan,
 beide liebes unde guotes
 180 und maneger hande muotes,
 der edelen herzen sanfte tuot.
 ez wecket vriuntlîchen muot.
 hie von kumt inneclîch gedanc,
 sô der vil sûeze vogelsanc
 der werlde ir liep beginnet zaln.
 nu sprechet umb die nahtegaln;
 die sint ir dinges wol bereit
 und kunnen alle ir senede leit
 sô wol besingen unde besagen.
 190 welhiu sol ir banier tragen,
 sit diu von Hagenouwe,
 ir aller leitevrouwe
 der werlde alsus gewigen ist,
 diu aller doene houbethist
 versigelet in ir zungen truoc?
 von der gedenke ich vil und gnuoc
 ich meine ab von ir doenen
 den sûezen den schoenen,
 wâ si der sô vil naeme,
 200 wannen ir daz wunder kaeme
 sô maneger wandelunge.
 ich waene, Orfeuses zunge,
 diu alle doene kunde,
 diu doenete ûz ir munde.
 Sit daz man der nur niht enhât,
 sô gebet uns etelîchen rât
 (ein saelec man der spreche dar):
 wer leitet nu die lieben schar?
 wer wîset diz gesinde?
 210 ich waene, ich si wol vinde,
 diu die baniere vûeren sol:
 ir meisterinne kan ez wol,

n der Vogelweide.
e diu über heide
her stimme schellet!
anders si gestellet!
aehe si organieret!
ir sanc wandelieret!
ine ab in dem dōne
her von Zitherōne,
gotinne Minne
et ûf und inne:

diu ist ze hove kamereîn
diu sol ir leiterinne sîn;
diu wiset si ze wunsche wol;
diu weiz wol, wâ si suochen sol
der minnen mêlōdfe.
si unde ir kompāne
die müezen sô gesingen,
230 daz si ze vrōuden bringen
ir trūren unde ir senedez klagen:
und daz geschehe bi minen tagen!

Wirnt von Grafenberg,

1. ritterlichen Geschlechte Frankens aus
3. stammend, im letzten Viertel des 12.
13. geboren, blühte im ersten Viertel des

13. Jahrhunderts, nahm an einem Kreuzzuge (wahr-
scheinlich 1228) Theil, dichtete um 1212 seinen
„Wigalois“ oder „den Ritter mit dem Rade.“

aus dem Wigalois.

(B. 1465 — 1533.)

gelangt an König Artus' Hof, nachdem
jungen Ritter über den Weg befragt.)

eige mir den wec dar!“ —
nemet der strāze war,
her komen bin.
it iuch vil rehte bin
idōl für daz hūs,
der künec Artūs,
ōzen hōchziten.“
begunder rīten,
om dar an dem niunden tage,
h des garzūnes sage
r michel freude dā.
hof reit er sâ
nec âventiure geschach.
er linden er dō sach
einen breiten stein,
gende im in sîn herze schein,
et und niht sinewel.
en rōt und gel
n dardurch etteswâ;
ander teil daz was blâ,
als ein spiegelglas.
ziu tugende an im was
heiner slahte man,
deheinen valsch gewan,
nt niht mohte bringen dran.
er linden reit der gast;
ert haft er an einen ast,
z mitten ûf den stein.
rze was âne mein,
l ledec aller bōsheit;
not ie nâch dem besten streit.

swer dehein untugent ie begie
dern moht dem steine nâher nie
komen danne eins klafters lanc.
si tâtē alle widerwanc,
sô si zem steine wolden gēn:
si muosen alle hōher stēn
ezn was dâvor nie geschehen,
daz ie ieman wurde ersehen
40 ûf dem selben steine
niuwan der künec al eine.
dō man den knappen dar ûf ersach,
einem ritter wart vil gach
für den künec und sprach alsô:
„herre, ir sult wesen frō!
ein âventiure ist hie geschehen:
ich hân ûf dem steine ersehen
sitzen einen jungelinc.“
Daz duhte si alle samt ein dinc
50 grōz und wunderlîch.
der edelen ritter iegelîch
lftē für den andern dar,
und nâmen der geschichte war.
der künec stuont ûf von sīner stat.
die frouwen er dō gēn bat
mit im zuo dem steine nider,
des sazte sich ir deheiniu wider.
dō daz gesinde in gerne sach,
der künec zuo den frouwen sprach:
60 „enpfâhen wir in; des ist er wert;
und wizzet, swes er an mich gert
im ze frūmen, daz ist getân.
und wil er hie bi mir bestân,
ich behalte in nâch sīnem rehte.“
ritter und knechte
die giengen mit im über al
zuo dem steine hin zetal;
mit freuden rûmden si den sal.

Rudolf von Ems,

von der Burg Hohenems im österreichischen Vorarlberg, Dienstmann der Grafen von Montfort, dichtete um 1225, starb um 1254 in Italien. — Barlaam und Josaphat (Legende); Der gute Gerhard

(erzählende Dichtung); Weltchronik (in Alexander (besgl.), Wilhelm von Orlenz; Barlaam und Josaphat sind manche Erzählungen geflochten, zu denen das mitgetheilte Bruchstück

Aus Barlaam und Josaphat. *)

(B. 4401 — 4550.)

Die dirre welte volgær sint,
unde ir dienstlîchiu kint,
die glîche ich einem man,
der nôt von einem tier gewan:
daz was ein einhürne grôz.
Sîn lûejen alsô lûte dôz,
daz er den man brâhte in nôt:
er vorhte im unt vlôch den tût.
Er jagete in âne milte zuht:
10 dô er was in sorgen vluht
und vor dem einhürnen lief,
in ein abgründe tief
viel er über eine want.
In dem valle ergreif sîn hant
ein boûmellîn, dâ hieng er an;
daz vriste disen selben man;
er habte sich vil vaste
zuo des boûmelîns aste;
die fûeze het er dâ gesat
20 an eine wunder enge stat,
daz was ein kleiner erdwase,
gewurzet âne kraft mit grase;
dar ûf enthielt er sînen val.
Diu selbe stat was alsô smal,
daz er dran niht mohte gestân,
swenner daz boûmellîn muoste lân.
Swie er stuont in grôzer nôt,
er wânne des, daz im der tût
mit vride waere benomen dâ.
30 Dô kâmem zwô miuse sâ,
einiu was swarz, diu ander wiz;
die kêrten allen fren vlîz
an der stûden wurzel gar:
si gnuogen vaste dar,
bis diu wurz vil nâch sich lie,
von der kraft die stûde gie.
Diz was ein angestlîch geschicht;
er mohte des erwenden niht:
si wolden der wurze angesigen.
40 Dô sach er einen trachen ligen
tief under im in einem tal,
der dinget ûf des mannes val;
ez was ein angestlîcher strîc.
Er truoc vil leiden anblîc:
diu ougen und der ôten sîn

wâren beidiu fiurn.

Er têt vil wite ûf den munt,
dô dranc daz fiur sâ zestunt
mit grôzer flamme, als er sich v
50 als ûz einem ovne heiz
ûz sînem wîten munde.
Vil sêre in der stunde
mit grimme blangen began,
daz er verslunde disen man.
Uf sînen val was er bereit,
gînende, als ich hân geseit,
als er in wolde slinden.
Dem man begunde swinden
herze vreude, daz tet nôt,
60 als diu vorhte im gebôt.
Dô der man diz ungemach
under im an dem trachen sach,
und den wûetenden einhürnen
ob im sô sêre zûrnen,
dô er nâch im sô lûte schrei,
und daz der stûden wurz enzwei
von den miusen nâch geschaben
was; er dâhte, ob in enthaben
môhte disiû kleiniu stat,
70 dâ er hâte hin gesat
die fûeze dur des valles vrist.
Als er disen kleinen list
in sînen grôzen noeten vant,
er sach des endes sâ zehant:
aldâ moht er sich niht entsagen.
Uz der wende sach er zagen
vier grôzer wûrme houbet:
vreude wart er beroubet,
wan er des tôdes was gewis.
80 Ein slange, heizet aspis,
der vil grôze frevel hât,
swenne er lebendes iht bestât,
der wurden im dâ vier erkant
bî sînen fûezen in der want,
die den wasen under gruoben
unde vlîzeclîchen schuoben,
der under sînen fûezen lac,
unde sîn mit unstaete phlac,
wan er sô sêre begau
90 mit helfe entwîchen disem m
Dô disiû viervalte nôt
dem man sô grôze vorhte bôt,
er sach ûz einem aste
sanfte, niht ze vaste,
ein kleine honecseimes gân;
al sîne nôt begunde er lân
er habte sich dar sâ zestunt,

*) Vergleiche Rüdert's „Leben und Tod,“ Lebensbuch I, S. 292.

ez im triefen in den munt.
 er sach, dâ was nôt,
 : sach nâhen im den tât
 vorhtlich was diu geschicht,
 der honic tropfen niht.
 nem sinne niht ze snel,
 erkenne diz bîspel,
 ich dirz ze tiute sagen,
 hten bîschaft niht verdagen.
 ruobe, dar in viel der man,
 t dū die welte merken an,
 it sô grôzer arbeit
 is ir stricke hât geleit.
 inhürne, daz ist der tât,
 it angestlicher nôt
 nenschlich kunne jaget,
 z sin name an im betaget.
 oümeln, daz ist daz leben,
 ns allen ist gegeben,
 hem nâch siner maht.
 ehte tac, diu trüebe naht,
 hent dise miuse zwô,
 ie jene wurzen nuogen sô,
 er stûden kraft zergiene,
 der man mit vorhten hienc.
 nagent wider strit
 leben disiū zit:
 en, daz hât endes niht,

ê man si ab genagen siht
 unser lebens wurzel kraft,
 dâ unser leben ist an gehaft.
 Merke ouch in den sinnen din,
 130 daz der trache viurin,
 der gein dem man ûf tet den munt,
 bezeichnet den helle grunt
 unde des tiuvels angesiht,
 diu vorhtlicher swaero giht.
 Der vier slangen houbet sint
 vier tugende, von den al diu kint
 diu von menschen sint komen,
 lip unde leben hânt genomen.
 Der vier elementen kraft,
 140 von den diu Gotes meisterschaft
 den lip al der menschheit
 hât zesamene geleit,
 daz ist diu ungewizze stat,
 ûf die der man hât gesat
 dur vristen sine fûeze.
 Der welte unstaetiu sûeze
 st dir bî dem honige kunt,
 daz jenem trouf in den munt,
 und durch daz kleine trophelin
 150 vergaz al der nôt sin.
 Hie st dir bîlde bî gegeben,
 daz dū dirre welte leben
 rehte erkennest wie si stât.

Konrad von Würzburg,

nlich aus Würzburg, der zweiten Hälfte
 Jahrhunderts angehörig, scheint meist am
 gelebt zu haben, starb (wahrscheinlich
 in Canermünd) 1287 zu Freiburg im
 ; ein sehr fruchtbarer Dichter. — Lyrische

Gedichte, didaktische, epische (der trojanische Krieg,
 der heilige Alexius, der heilige Sylvester, Panta-
 leon, der Schwanenritter, Engelhart und Engeltrut,
 Otto mit dem Barte u. A.).

z dem Buoch von Troie.

geht der bekannte unheilfündende Traum
 cuba in Beziehung auf die Geburt des
 Paris.)

isen dingen und alsus
 der künic Priamus
 e des an underbint,
 r sin engellichez kint
 rben heizen wolte,
 be daz im solte
 schade von im ûf erstân.
 int nâch wunsche wol getân
 knehte er nemen liez,
 walde er si daz fûeren hiez,
 az si tæten im den tât.
 er hulde er in gebôt
 i durch keiner slahte dinc
 uwebornen jungelinc
 bî der zit genesen:

wan ez müeste ir ende wesen,
 ob im belibe der lebetage.
 sus wart zuo dem wilden hage
 daz kint gefüeret al zestunt;
 20 des was an höchgemüete wunt
 sin muoter und diu hovediet.
 ûz fröuden sich ir herze schiet
 dur die küneclichen fruht.
 dâ wart vil jâmers mit genuht
 begangen unde güebet;
 der hof wart betrüebet
 und al sin massenle.
 nū man diz wandelfrie
 kindeln brâht in den walt,
 30 und ez die zwêne knehte balt
 verderben solten under in,
 do wart ez von der strâze hin
 gefüeret zuo der wüeste grôz.
 ein swert gar lûter unde blôz
 der eine ûz siner scheiden zôch.
 daz kint von edelkeite hôch

wolt er dâmite ermürdet hân,
 und hæte im ouch den tût getân,
 wær ez von Gote erwendet niht.
 40 dô vor des kindes angesiht
 schein daz swert sô lûtervar,
 und ez darinne wart gewar
 des lîbes und des schaten sîn:
 seht dô began daz kindelîn
 die zwêne mordige man
 sô rehte suoze lachen an,
 daz siz ungerne sluogen.
 an smieren und an luogen
 begunde ez si dô beide,
 50 sam ûf der liechten heide
 den küelen tou diu rôse tuot,
 dur daz si bleter unde bluot
 naz unde fiuhte mache.
 die minneclîche sache
 die knechte gerne sâhen;
 si sprâchen unde jâhen:
 „uns solte niht diu erde tragen,
 ob ein sô kleinez kint erslagen
 würde von uns beiden;

60 wir suln von im scheiden
 und ez genezen lâzen.“
 hiemite si do mâzen
 dem kinde lûterlichen prîs;
 si leiten ez ûf dickez rîs
 und in ein grüenez stûdach,
 dâ von den tieren im geschach
 ze leide keiner slahte dinc;
 sus wart der kleine jungelinc
 verlâzen in dem walde.
 70 die zwêne sniten balde
 die zungen ûz dem munde
 eim edelen jungen hunde,
 der in gevolget hæte;
 durch ein urkunde stæte
 brâhten si die Prîamô,
 dâbi solt er gelouben dô
 rûr ein gewislich mære,
 daz von in beiden wære
 daz kindelîn gelegen tût;
 80 des londer in mit golde rôt:
 wan er gab in richen solt
 und was in beiden iemer holt.

V o l k s t h ü m l i c h e s E p o s .

Das Nibelungenlied,

nach Lachmann's Annahme aus 19 an Ton, Werth und Alter verschiedenen (zum Singen bestimmten) Liedern und einer (zum Sagen bestimmten) Erzählung durch einen unbekannten Ordner etwa um 1210 zusammengestellt, nach H. Kurz aus zwei ursprünglich ganz geschiedenen und selbständigen Gedichten bestehend, deren jedes einem besondern Dichter angehört. — Inhalt: I, 1. Zu Worms erblüht Kriemhild, eine edle Königstochter, unter der Obhut ihrer Brüder Gunther, Gernot und Giselher. Kriemhildens prophetischer Traum. 2. Gleichzeitig lebt zu Ranten der herrliche Siegfried, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde. — 3. Er geht nach Worms, um Kriemhild zu werben. Dort erkennt Hagen, daß der Angekommene kein Anderer, als der herrliche Siegfried, sein könne, der das Zwerggeschlecht der Nibelungen besiegt, den Nibelungenschatz gewonnen und dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe entrißen, auch einst einen Lindwurm erschlagen habe und durch ein Bad in seinem Blute unverwundbar geworden sei. — 4. Siegfried besiegt die Könige der Sachsen und der Dänen, welche dem Burgunderkönige Gunther Krieg angesagt, und bringt sie gefangen nach Worms. — 5. Siegesfest zu Worms. Erstes Zusammentreffen Siegfried's und Kriemhildens. — 6. Nach Worms gelangt der Ruf von einer Königin jenseits der See, Brunhilde, an Schönheit und Kraft sonder Gleichen. Die Freier mußten sie im Speerwerfen, Steinschleudern und Springen überwinden; sonst verloren sie ihr Leben. Gunther entschließt

sich zur Werbung; Siegfried sagt ihm sein zu, wogegen ihm Gunther Kriemhildens verspricht. Von Hagen und Dankwart tet, ziehen sie nach Isenstein, Brunhilde — 7. Siegfried ist Brunhilden von früh bekannt. Im Kampfe steht er, durch die Kappe unsichtbar gemacht und gestärkt, auf ihrer Seite, und erringt für ihn den Siegfried. Kriemhild erklärt sich überwunden, versammelt sie nach Worms ziehen will, ihre Dienst. Da Hagen Gefahr befürchtet, erbietet sich Kriemhild zu holen. — 8. Siegfried fährt in die Nibelungenlande, bezwingt unerkannt, wie die Schatzhüter, einen Riesen und den Alberich, und zieht dann mit tausend aus den Nibelungen nach Isenstein. Aufbruch von Isenstein mit Brunhilde nach dem Rheine. — neuntägiger Fahrt wird Siegfried als Kriemhild's Bruder vorausgesandt. Glänzende Vorbereitungen in Worms zum Empfange Brunhildens. — 10. Empfang in Worms; Kampfspiele im Saale; Siegfried's Verlobung mit Kriemhilde: Brunhilde fragt ihren Gemahl, ob er seine Schwester einem Dienstmanne gebe; weicht der Antwort aus. Im Brautgemache holt sie die Frage, ringt mit Gunther um ihn. In der folgenden Nacht bewältigt Kriemhilde dem Gunther sein Leid geklagt, in der Brunhilde zum zweiten Male, und nun entfernt, Brunhildens Ring und Gürtel er Kriemhilden gibt. — 11. Siegfried Kriemhilde in seines Vaters Reich, der

Herrschaft über Niederland und das Land der Nibelungen abtritt. Dort gebiert ihm nach zehn Jahren Kriemhild einen Sohn, der Gunther genannt wird. — 12. Gunther wird von Brunhilde bewogen, seine Schwester und ihren Gemahl, den Brunhilde noch immer als Dienstmann Gunther's betrachtet, nach Worms einzuladen. — 13. Siegfried, Kriemhild und der greise Siegmund (Sieglinde ist unterdeß gestorben) werden feierlich in Worms empfangen. — 14. Kampfspiele. Beim Zuschauen gerathen Brunhild und Kriemhild über die Vorzüge ihrer Gatten in Streit, der beim Kirchgange sich fortspinn't und der erzürnten Kriemhilde die Entdeckung enttreißt, daß Brunhilde in der Nacht von Siegfried überwunden worden sei. Der rache sinnenden Brunhilde schwört Hagen Siegfried's Tod, in den auch Gunther und Gernot, nach einigem Sträuben, einwilligen. — 15. Zum Scheine wird eine Heerfahrt gegen die Sachsen gemacht, woran der arglose Siegfried Theil zu nehmen bereit ist. Kriemhild empfiehlt ihn dem Schutze Hagens und bezeichnet ihm die einzige verwundbare Stelle ihres Gatten zwischen den Achseln durch ein in das Gewand eingenähtes Kreuzchen. Die Heerfahrt wird eingestellt, und eine große Jagd angesagt. — 16. Abschied Siegfried's von Hagen durch Träume geschreckten Gattin. Jagd. Siegfried bändigt einen Bären. Wettlauf zum Brunnen. Hier wird er trinkend von Hagen mit dem Speere durchbohrt. Der Leichnam wird nach Worms gebracht. — 17. Hagen läßt den Leichnam Nachts vor Kriemhildens Gemach legen. Jammer der Königin. Siegmund's und Siegfried's Mannen werden geweckt. Der Leichnam wird in das Münster getragen, wohin sich das Volk drängt; auch Gunther und Hagen erscheinen; bei des Leichnams Eintreten beginnen die Wunden des Todten frisch zu bluten. Begräbniß am vierten Tage. — 18. Siegmund kehrt in die Heimath zurück; Kriemhild läßt sich bewegen in Worms zu bleiben und empfiehlt ihr Söhnchen dem greisen König. — 19. Nach vierteljährlicher Zurückgezogenheit verlobt sich Kriemhild mit Gunther und läßt sich bewegen, den Nibelungenschatz nach Worms bringen zu lassen. Hagen, der nun von Kriemhildens Freigebigkeit Gefahr besorgt, läßt den Schatz in den Rhein versenken.

II. 20. Dem Könige Etzel, der seine Gattin Helle verloren, rathen die Freunde, sich um Kriemhilden zu bewerben. Der Markgraf Rüdiger von Bechlaren wird mit statlichem Gefolge nach Worms gesandt. Hagen stimmt gegen die Annahme des Antrages, die Andern begünstigen die Werbung. Kriemhild weigert sich anfangs entschieden; doch als Rüdiger ihr heimlich gelobt, jedes ihr zugefügte Leid zu rächen, gibt sie ihre Zusage und bricht zum Hunnenlande auf. — 21. Der Zug geht durch Baiernland über Passau, wo sie von ihrem Oheim, dem Bischof Pilgerin, und über Bechlaren, wo sie von Rüdiger's Gattin Hotelinde freundlich bewirthet wird. — 22. Etzel

zieht ihr bis Tulna entgegen mit großem Gefolge, unter welchem besonders hervortreten: Blödel, Etzel's Bruder, der Däne Hawart und sein Gefolgsmann Iring, der Landgraf Irnfried von Thüringen, und vor Allen Dietrich von Bern mit dem alten Hildebrand. Weiterer Zug nach Wien, wo die Hochzeit gefeiert wird, hierauf nach Etzelnburg (Ofen). — 23. Nach sieben Jahren gebiert hier Kriemhild ihrem Gemahl einen Sohn, der getauft wird und den Namen Ortlieb erhält. Nach weitem sechs Jahren bittet sie den König Etzel, ihre Verwandten aus Burgundenland einzuladen, und trägt den einladenden Boten insgeheim auf, auch für Hagen's Theilnahme an der Reise Sorge zu tragen. — 24. Die Botschaft wird freundlich aufgenommen; Hagen widerräth die Annahme der Einladung; als ihm aber Etzelher entgegenet, er möge daheim bleiben, wenn er sich schuldig fühle, fordert er selbst zur Fahrt auf. Reich beschenkt kehren die Boten zurück. — 25. Gunther rüstet sich zum Zuge. Unheil kündende Träume seiner Mutter Ute. Hagen führt den glänzenden Zug (1060 Ritter und 9000 Knechte) zur Donau. Unglücksweissagende Meerweiber. Des Königs Kaplan von Hagen in die Fluth geworfen und gerettet. — 26. Unter der Führung des Fiedlers Volker geht der Zug weiter. Gelfrat, der Markgraf von Baiernland, greift die Burgunden (die jetzt, seit der Hort in ihre Gewalt kam, auch Nibelungen heißen) in der Nacht an und wird von Dankwart erschlagen. Die Burgunden, an Passau vorbei in Rüdiger's Land ziehend, werden an der Grenze von Edward gewarnt, und dann zu Rüdiger's Burg geleitet. — 27. Fröhlicher Aufenthalt bei Rüdiger, seiner Gemahlin Hotelinde und ihrer Tochter, welche mit Etzelher verlobt wird. Fortsetzung der Reise nach drei Tagen in Rüdiger's Geleite. — 28. Dietrich von Bern reitet dem Zug entgegen und warnt vor Kriemhilden. Diese empfängt die Nibelungen mit falschem Muth und küßt nur Etzelher. Da sie die Gäste einladet, ihr die Waffen anzuvertrauen, weigert sich Hagen. — 29. Hagen und Volker setzen sich im Hofe auf eine Bank, Kriemhildens Saale grade gegenüber. Die Königin erblickt sie und beginnt zu weinen. Von Etzel's Mannen um die Ursache befragt, bezeichnet sie Hagen als den, der ihre Thränen hervorgerufen, und fordert sie zur Rache auf. Es rüsten sich 400 Hel den. Sie sollen aber selbst aus seinem Munde das Geständniß seiner That hören; darum geht sie mit ihnen in den Hof. Hagen erhebt sich, trotz Volker's Aufforderung, nicht vor ihr, sondern legt Siegfried's Schwert, mit dem Daspis im Rnauf, über seine Schenkel hin. Weinend vor Schmerz stellt sie Hagen wegen Siegfried's Ermordung zur Rede. Dieser läugnet nicht; doch wagt Niemand die beiden Helden anzugreifen, und Kriemhilde entfernt sich, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Hagen und Volker suchen die Burgunden auf und gehen mit ihnen zu Etzel, der sie herrlich bewirthet. — 30. Zur Nachtruh entlassen, begeben sich die

Burgunden in den ihnen angewiesenen Saal. Hagen und Volker erbieten sich, während der Nacht Wache zu halten. Bewaffnete Hunnen nähern sich in der Nacht, weichen aber zurück, da sie die Thür wohl bewacht finden. — 31. Auf Hagen's Rath gehen die Burgunden Morgens in voller Rüstung zur Kirche. Dann Kampfspiele, wobei Volker einen hunnischen Ritter mit dem Speere durchrennt. Die erzürnten Hunnen werden durch Egel zurückgehalten. Während die Helden sich vom Staube reinigen, wendet sich Kriemhilde zuerst vergebens an Dietrich von Bern um Rache für Siegfried's Tod; dann gelingt es ihr, Blödel zu gewinnen, der seinen Mannen befiehlt, sich zu waffnen. Das Mahl beginnt; der kleine Ortlieb wird herbeigebracht und von Egel der Liebe der burgundischen Fürsten empfohlen; aber Hagen redet von ihm in einer den König tränkenden Weise. — 32. Blödel zieht unterdessen mit 1000 Mannen nach dem Saal der Herberge, wo Dankwart mit den Knechten zu Tische sitzt, und fordert Rache für Siegfried. Dankwart schlägt ihm das Haupt ab. Darauf mörderischer Kampf; 500 Hunnen fallen, aber neue Schaaren rücken an und hauen alle Burgunden nieder bis auf Dankwart, der sich durchschlägt bis zu Egel's Saal. — 33. Blutbedeckt tritt er unter die Thür des Saales und meldet Hagen das Geschehene. Dieser heist ihn die Thür bewachen und keinen der Hunnen hinauslassen, schlägt dem kleinen Ortlieb das Haupt ab, erschlägt des Kindes Hofmeister und beginnt immer grimmiger zu morden. Umsonst versuchen die Könige den immer wilder entbrennenden Streit zu schlichten. Da wendet sich Kriemhild an Dietrich um Hülfe. Dietrich verlangt und erhält freien Abzug für sich und die Seinen, und führt unter seinem Schutz Kriemhilden und Egel aus dem Saal, den auch Rüdiger mit den Seinigen räumt. Darauf neuer Kampf im Saale, der erst mit dem Tode sämtlicher Hunnen endigt. — 34. Die erschlagenen Hunnen werden die Stiege hinunter geworfen; die zuschauenden werden verhöhnt; da ergrimmt Egel und will selbst in den Kampf. Kriemhild hält ihn zurück, setzt aber einen reichen Preis auf Hagen's Kopf. — 35. Da stürmt Tring von Dänemark in den Kampf, bringt umsonst auf Hagen, dann auf Volker, Gunther und Gernot ein, erschlägt vier Diebstmänner, wird von Giselher angerannt, daß er niederstürzt, wirft sich wieder auf Hagen, bringt ihm eine Wunde bei und rettet sich unter Jubelruf zu den Seinen. Noch einmal zum Kampf wider Hagen zurückkehrend, wird er tödtlich verwundet. Trinfried und Hawart wollen ihn rächen, fallen aber auch von Volker's und Hagen's Hand, und mehr als 1000 ihrer Mannen finden nach ihnen ihren Tod. Egel und Kriemhild erheben laute Klage um die Gefallenen. — 36. Der Kampf hat bis zum Abend gewährt, die erschöpften Burgunden unterhandeln; Kriemhild verlangt die Auslieferung Hagen's; die Burgunden weisen entrüstet die Forderung zurück. Da läßt Kriemhild den

Saal anzünden; die vor Hitze und Durstmachtenden Burgunden trinken das Erschlagenen, und decken sich mit ihren E vor den herabstürzenden Bränden. Mit des Tages entbrennt der Kampf aufs Neue. 37. Nun kommt auch Rüdiger herbei. Unthätigkeit wegen gehöhnt und gescholten, erinnert Kriemhilden an sein Versprechen, erinnert er sich nach schwerem innern Kampfe, seine als Dienstmann des Königs nachzukommen gegen die zu streiten, die er als Gastfreund seinem Hause aufgenommen und hieher gelockt. Die Burgunden erschrecken bei seinem Ankommen, erinnern ihn an die geschlossene Freundschaft, hält ihnen wehmuthsvoll den dem Könige gegebenen Eid entgegen. Als er vorzubringen will, klagt Hagen über seinen zerhauenen Schenkel, ihm Godelinde gegeben, und Rüdiger rettet den seinen. Der Kampf beginnt. Hagen und Volker weichen Rüdigern aus. Gernot und Tring begegnen sich und fallen von gegenseitigen Streichen. Grimmiger wüthet nun der Kampf, bis alle Mannen Rüdiger's gefallen sind. Rüdiger's Leichnam wird Kriemhilden gezeigt. Wehklagen der Königin und Egel's. — 38. Laute Klage dringt zu Dietrich; er schickt Hildebrand auf Kunde aus, dem sich alle Burgunden anschließen. Hildebrand verlangt Rüdiger's Leichnam zu ehrenvoller Bestattung, antwortet mit Hohn; der Kampf entbrennt fort, bis von den Burgunden nur Gunther und Hagen, von den Rüdigern noch Hildebrand übrig ist, der, vor Hagen seinem Heere die Schreckensstunde bringt. — 39. Eilt Dietrich selbst mit Hildebrand auf den Kampfplatz. Er macht Gunthern und Hagen bittern Vorwurf, verspricht ihnen aber seinen Schutz, wenn sie ihm als Geiseln ergeben wollen. Egel's Antrag wird zurückgewiesen; da rennt Dietrich auf Hagen, schlägt ihm eine breite Wunde, und trägt ihn zu Kriemhilden, die ihn in ein Gefängniß bringen läßt. Ein gleiches geschieht mit Gunther. Dietrich bittet Kriemhild um das Leben der beiden Helden. Sie geht nach und verspricht, seiner zu schonen, wenn er den Nibelungenhort wiedergebe. Er erklärt sich zu haben, den Ort nicht zu verrathen, noch einer der Burgunderkönige lebe. Da läßt Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und es Hagen zeigen. Aber auch jetzt weigert er sich, zu nennen. Ergrimmt schlägt ihm Kriemhild Siegfried's Schwert das Haupt ab. Da fällt sie aber vom alten Hildebrand erschlagen. — 40. Egel's Klage um die Gefallenen.

Die dem Nibelungenliede angehängte XI. Gedicht in kurzen Reimpaaren, wahrscheinlich um ein paar Jahrzehnte früher abgefaßt, hauptsächlich die Klagen über die Gefallenen und die Trauerbotschaften nach Bechlare, Passau (an den Bischof Pilgerin) und Worms.

anture von Kriemhilde.

ist in alten maeren wonders vil
geseit [heit,
en lobbaeren, von grôzer kuon-
den hôchgeziten, von weinen und
von klagen
er recken striten muget ir nû wun-
der hoeren sagen.
wuohs in Burgunden ein schoene
magedin, [sin.
llen landen niht schoeners mohte
was si geheizen und was ein schoene
wîp. [lîp.
muosten degene vil verliesen den
minneclîchen meide triuten wol
gezam
küener recken: niemen was ir gram.
en schoene, sô was ir edel lîp.
vrouwen tugende zierten anderiu
wîp.
flâgen dri künige edel unde rich:
unde Gêrnôt, die recken lobelîch,
her der junge, ein ûzerwelter degen.
re was ir swester, die vürsten hêstens
in ir pflegen.
hêrren wâren milte, von arte hôch
geborn,
e unmâzen küene, die recken ûzer-
korn.
Burgunden sô was ir lant genant.
en starkiu wunder sit in Etzeln lant.
Wormze bi dem Rîne si wonden
mit ir kraft.
e von ir landen vil stolziu ritter-
schaft
lichen êren unz an ir endes zit.
ens jâmerlîche von zweier edelen
vrouwen nît.
richiu küniginne, vrou Uote ir muo-
ter hiez:
hiez Dancrât, der in diu erbe liez
sinem lebene, ein ellens rîcher man,
in sîner jugende grôzer êren vil
gewan. [hân,
dri künige wâren, als ich gesaget
hôhem ellen. in wâren undertân
besten recken, von den man hât
gesaget, [zaget.
d vil küene, in allen striten unver-
was von Tronje Hagene und ouch
der bruoder sîn,
t der vil snelle, und von Metzen
Ortwin,
e marcgrâven Gêre und Eckewart,
von Alzeie, mit ganzen ellen wol
bewart.
molt der kuchenmeister, ein ûzer-
welter degen,
unde Hûnolt dise hêrren muosten
pflegen

des hoves und der êren, der driet künige
man.

si heten noch manegen recken, der ich genen-
nen niht enkan.

11 Dancwart der was marschalch. dô was
der neve sîn
truhsaeze des küniges, von Metzen Ortwin.
Sindolt der was schenke, ein ûzerwelter
degen. [pflegen.

Hûnolt was kameraere. si kunden grôzer êren

12 Von des hoves krefte und von ir wîten
kraft, [schaft,
von ir vil hôhen werdekeit und von ir ritter-
der die hêrren pfâgen mit vrôuden al ir
leben, [geben.

des enkunde iu ze wâre niemen gar ein ende

13 Ez troumde Kriemhilde in tugenden,
der si pfâc,

wie si einen valken wilden zûge manegen tac,
den ir zwên arn erkrummen, daz si daz
muoste sehen:

ir enkunde in dirre werlde nimmer leider
sîn geschehen.

14 Den troum si dô sagete ir muoter
Uoten.

sin kunde in niht bescheiden baz der guoten:
„der valke, den du ziuhest, daz ist ein edel
man.

in welle got behüeten, du muost in schiere
vloren hân.“

15 „Waz saget ir mir von manne, vil liebiu
muoter mîn?

âne reckenminne wil ich immer sîn. [tôt,
sus schoene wil ich belîben unz an mînen
daz ich sol von manne nimmer gewinnen
deheine nôt.“

16 „Nu versprich ez niht ze sêre,“ sprach
aber ir muoter dô.

„soltu immer herzenlîche zer werlde werden
vrô,

daz geschiht von mannes minne. du wirst
ein schoene wîp,
ob dir got noch gevüezet eins rehte guoten
ritters lîp.“

17 „Die rede lât belîben,“ sprach si,
„vrouwe mîn.

ez ist an manegen wîben vil dicke worden
schîn,

wie liebe mit leide ze jungest lônên kan.
ich sol si mîden beide, son kan mir nimmer
missegân.“ [pfâc,

18 In ir vil hôhen tugenden, der si schône
lebte diu maget edele vil manegen lieben
tac, [lîp.

daz si wesse niemen, den mînnen wolde ir
sit wart si mit êren eins vil guoten ritters
wîp.

19 Der was der selbe valke, den si in ir
troume sach,

den ir beschiet ir muoter. wie sêre si daz
rach

an ir naechsten mægen, die in sluogen sint.
durch sîn eines sterben starp vil maneger
muoter kint.

Aventiure von Sivride.

1 Dô wuohs in Nederlanden eines rîchen
kûneges kint
(des vater hiez Sigemunt, sîn muoter Sige-
lint)

in einer bûrge rîche, wîten wol bekant,
nidene bî dem Rîne: diu was ze Santen ge-
nant. [der wart.

2 Ich sage iu von dem degene, wie schoene
sîn lîp vor allen schanden was vil wol be-
wart.

starc unde maere wart sît der kûene man.
hei waz er grôzer êren ze diser werlde gewan!

3 Sivrit was geheizen der selbe degene guot.
er versuochte vil der rîche durch ellenhaf-
ten muot. [lant.

durch sînes libes sterke reit er in manegiu
hei waz er sneller degene zuo den Burgun-
den vant! [tagen

4 In sînen besten zîten, bî sînen jungen
man mœhte michel wunder von Sivride sagen,
waz êren an im wûchse und wie schoene
was sîn lîp.

sît hêten in ze minne diu vil waetlichen wîp.

5 Man zôch in mit dem vlîze als im daz
wol gezam.

von sînes selbes muote waz tugende er an
sich nam!

des wurden sît gezieret sînes vaters lant,
daz man in ze allen dîngen sô rehte hêrlî-
chen vant. [reit.

6 Er was nû sô gewahsen, daz er ze hove
diu liute in gerne sâhen. manic vrouwe und
manic meit

im wunschten, daz sîn wille in immer trûege
dar. [wol gewar.

holt wâren im genuoge: des wart der hêrre

7 Vil selten âne huote man rîten lie daz
kint. [Sigelint.

in hiez mit kleidern zieren Sigemunt und
sîn pflâgen ouch die wîsen, den êre was be-
kant. [lant.

des mohte er wol gewinnen beidiu liute unde

8 Nû was er in der sterke, daz er wol
wâfen truoc.

swes er dar zuo bedorfte, des lag an im
genuoc.

er begunde mit sînnen werben schoeniu wîp.
die trûten wol mit êren des schoenen Sivri-
des lîp.

9 Dô hiez sîn vater Sigemunt kûnden
sînen man,

er wolde hœchzîte mit lieben vriunden hân.
diu maere man dô vuorte in ander kûnege
lant.

den vremeden und den kûnden gap er ros
unde gewant.

10 Swâ man vant deheinen, der ritter
solde sîn,
von art der sînen mæge, diu edelen kindelîn
ladet man zuo dem lande durch die hœch-
gezît. [st.

mit dem jungen kûnege swert genâmen si

11 Von der hœchzîte man wunder mœhte
sagen. [bejagen

Sigemunt unde Sigelint die mohten wol
mit guote michel êre: des teilte vil ir hant.
des sach man vil der vremden zuo in rîten
in daz lant.

12 Vier hundert swertdegene die solden
tragen kleit

mit samt Sivride. vil manec schoeniu meit
von werke was unmûezec, wan si im wâren
holt.

vil der edelen steine die vrouwen leiten in
daz golt,

13 Die si mit borten wolden wûrken ûf ir
wât [rît.

den jungen stolzen recken: des enwas nîht
der wirt der hiez dô sidelen vil manegen

kûenen man
ze einen sunnewenden dâ Sivrit ritters na-
men gewan.

14 Dô gie ze einem mûnster vil manec
rîcher kneht

und manec edel ritter. die wîsen hêten reht,
daz si den tumben dienden, als in was e-
getân.

si hêten kurzwîle und ouch vil maneger vren-
den wân.

15 Gote man dô zen êren eine melfse sanc
dô huop sich von den liuten vil michel ge-
dranc,

dô si ze ritter wurden nâch ritterlicher e-
mit alsô grôzen êren, daz waetlich nimmer
mêre ergâ.

16 Si liefen dâ si vunden gesatelet manec
marc. [starc,

in hove Sigemundes der buhurt wart sô
daz man erdiezen hôrte palas unde sal.

die hœchgemuoten degene die hêten groez-
lichen schal.

17 Von wîsen und von tumben man hôrte
manegen stôz.

dâ der scheffe brechen gein der hoehe dôz
trunzûne sach man vliegen vûr den palas

dan [vlîze getân.
von maneges recken hende. daz wart mî

18 Der wirt der bat ez lâzen. dô zôch man
dan diu marc.

man sach ouch dâ zebrôchen vil manegen
buckel starc,

vil der edelen steine gevellet ûf daz gras
abe liechten schildes spangen: von hurte daz

geschehen was.

19 Dô giengens wirtes geste dâ man in
sitzen riet.

vil der edelen spîse si von ir mûede schiet

und wîn der allerbeste, des man in vil getruoc.

den vremen und den kunden bôt man êren dâ genuoc.

20 Swie vil si kurzwile pfâgen al den tac, vil der varnden diete rouwe sich bewac. si dienden nâch der gâbe, die man dâ riche vant. [lant.

des wart mit lobe gezieret allez Sigemundes

21 Der hêrre hiez lîhen Sîvrit den jungen man

lant unde bûrge, als er hêt ê getân.

sinen swertgenôzen den gap dô vil sîn hant. dô liebte in diu reise, daz si kômen in daz lant. [den tac.

22 Diu hôchzit werte unz an den siben-Sigelint diu rîche nâch alten siten pfâc: durch ir sunes liebe si teilte rôtez golt. si kunde ez wol gedienen, daz im diu liute wâren holt.

23 Vil lûzel man der varnden armen dâ vant.

ros unde kleider daz stoup in von der hant, sam si ze lebene hêten niht mêr wan einen tac. [gepfâc.

ich waen nie ingesinde groezer milte ie

24 Mit lobelichen êren schiet sich diu hôchzit.

von den rîchen hêrren hôrte man wol sît, daz sie den jungen wolden ze einem hêrren hân.

des gerte niht Sîvrit, der vil waetliche man.

25 Sît daz noch beide lebeten, Sigemunt und Sigelint,

niht wolde tragen krône ir beider liebez kind. [gewalt,

doch wolde er weser hêrre vûr allen den des in den landen vorhte der degen küene unde balt.

Wie Sîvrit erslagen wart.

1 Dô si wolden dannen zuo der linden breit,

dô sprach von Tronje Hagene: „mir ist des vil geseit,

daz niht gevolgen kunde dem Kriembilde man, [hen lân!“

swenne er welle gâhen. wolde er uns daz se-

2 Dô sprach von Niederlande der küene Sîvrit:

„daz muget ir wol versuochen, welt ir mir volgen mit

ze wette zuo dem brunnen. sô daz ist getân, man jehe dem gewinnes, den man siht gewunnen hân.“

3 „Nû welle ouch wirz versuochen,“ sprach Hagene der degen.

dô sprach der starke Sîvrit: „sô wil ich mich legen

vûr iuwer vûeze nider an daz gras.“ [was! dô er daz gehôrte, wie liep daz Gunthere

4 Dô sprach der degen küene: „ich wil iu mêre sagen:

„allez mîn gewaete wil ich mit mir tragen, den gêr zuo den schilde und mîn birsge-want.“ [gebant.

den kocher zuo dem swerte schiere er umbe

5 Dô zugen si diu kleider von dem libe dan: [stân.

in zwein wîzen hemedem sach man si beide sam zwei wildiu pantel si liefen durch den klê: [Sîvriden ê.

doch sach man bî dem brunnen den küenen

6 Den pris von allen dingen truoc er vor manegem man.

daz swert lôste er schiere, den kocher leite er dan,

den starken gêr er leinde an der linden ast: bî des brunnen vluzze stuont der hêrlîche gast.

7 Die Sîvrides tugende wâren harte groz. den schilt er leite nidere, dâ der brunne vlôz. [tranc

swie harte sô in durste, der helt doch niht ê der küene getrunke. des seitâ er im vil boesen danc.

8 Der brunne was küele, lûter unde guot. Gunther sich dô neicte nider zuo der vluot:

als er hête getrunken, dô rihte er sich von dan. [getân.

alsam hête ouch gerne der küene Sîvrit

9 Dô engalt er sîner zûhte. den bogen und daz swert

daz truoc allez Hagene von im danne wert und spranc dâ hin widere, dâ er den gêr vant. [gewant.

er sach nâch einem bilde an des küenen

10 Dô der hêrre Sîvrit ob dem brunnen tranc,

er schôz in durch daz kriuze, daz von der wunden spranc

daz bluot von dem herzen vaste an Hagene wât. [gât.

solher missewende ein helt nû nimmer be-

11 Den gêr im gên dem herzen stecken er dô lie.

alsô grimmliche ze vlûhte Hagene nie gelief in der werlde vor deheinem man.

dô sich der starke Sîvrit der grôzen wunden versan,

12 Der hêrre tobelîche von dem brunnen spranc: [lanc.

im ragete von den herten eine gêrstange der vûrsten wände vinden bogen oder swert:

sô müeste wesen Hagene nâch sînem dienste gewert. [vant,

13 Dô der sêre wunde des swertes niht dô hête et er niht mêre wan des schildes rant.

er zucte in von dem brunnen: dô lief er Hagene an.

dô kunde im niht entrinnen des künic Guntheres man.

14 Swie wunt er was zem tōde, sô kref-
teclîche er sluoc,
daz ûzer dem schilde draete genuoc [brast.
des edelen gesteines: des schilt vil gar zer-
sich hête gerne errochen der vil hêrlîche
gast.

15 Dô was gestrûchet Hagene vor siner
hant ze tal.
von des slages krefte der wert vil lûte erhal-
hêt er sîn swert en hende, sô waere ez
Hagenen tôt.
sêre zurnde der wunde: des twanc in êhaf-
tiu nôt.

16 Erblichen was sîn varwe: er mohte
niht gestên.
sînes lîbes sterke muoste gar zergên, [truoc.
wand er des tōdes zeichen in liehter varwe
sît wart er beweinet von schoenen vrouwen
genuoc. [man.

17 Dô viel in die bloumen der Kriemhilde
daz bluot von siner wunden sach man vaste
gân. [ziu nôt),

dô begunde er schelden (des twanc in grô-
die ûf in geraten hêten ungetriuwe den tôt.

18 Dô sprach der verchwunde: „jâ ir
boesen zagen,
waz helfent mîniu dienst, sît ir mich habet
erslagen? [hân.
ich was iu ie getriuwe: des ich engolten
ir habet an iuvern vriunden leider ûbele
getân.

19 Die sint dâ von bescholden, swaz ir
wirt geborn,
her nâch disen ziten. ir habet iuvern zorn
gerochen al ze sêre an dem lîbe mîn.
mit laster suld gescheiden ir von guoten
recken sîn.“

20 Die ritter alle liefen dâ er erslagen lac.
ez was ir genuogen ein vrôudelôser tac.
die iht triuwe hêten, von den wart er
gekleit:

daz hête ouch wol verdienet umb alle lîute
der helt gemeit.

21 Der künic von Burgunden klagete ouch
sinen tôt.

dô sprach der verchwunde: „daz ist âne nôt,
daz der nâch schaden weinet, der in dâ hât
getân. [verlân.“

der dienet michel schelden: ez waere bezzer

22 Dô sprach der grimme Hagene: „jan
weiz ich, waz ir kleit.
ez hât nû allez ende an uns sorge unde leit:
wir vinden ir nû wênic, die getûrren uns
bestân. [getân.“

wol mich, daz ich des heldes hân ze râte

23 „Ir muget iuch lîhte rûemen,“ sprach
hêr Sivrit.

„hêt ich an iu erkunnet den mortlîchen sît,
ich hête wol behalten vor iu mînen lîp.
mich riuwet niht sô sêre sô vrou Kriemhilt
mîn wîp.

24 Nû müeze got erbarmen, deich ie
wan den sun,
dem man itewizen sol daz her nâch tuon,
daz sîne mäge ieman mortlîche hânt ersla-
gen. [klagen.“

möhte ichz verenden, daz solde ich billîche

25 Dô sprach jaemerlîche der verchwunde
man:

„welt ir, künic edele, triuwen iht begân
in der werlde an iemen, lât iu bevolhen sîn
ûf iuwer genâde die lieben triutinne mîn.

26 Lât si des geniezen, daz si iuwerswes-
ter sî: [wen bî.
durch aller vürsten tugende wont ir mit triu-
wan mir wartent lange mîn vater und mîne
man.

ez wart nie leider an liebem vriunde getân.“

27 Die bluomen allenthalben von bluote
wâren naz. [daz,
dô rang er mit dem tode: unlange tete er
wan des tōdes zeichen ie ze sêre sneit.
sam muoste ersterben ouch der recke kûene
unde gemeit.

28 Dô die hêrren sâhen, daz der helt
was tôt,
si leiten in ûf einen schilt, der was von
golde rôt,
und wurden des ze râte, wie daz solde ergân,
daz man ez verhaele, daz ez Hagene hête
getân.

29 Dô sprachen ir genuoge: „uns ist ûbele
geschehen,
ir sult ez helen alle und sult gellîche jehen,
daz er jagen rite aleine Kriemhilde man,
in slüegen schâchaere, dâ er vîere durch
den tan.“

30 Dô sprach von Tronje Hagene: „ich
bringe in in daz lant.
mir ist vil unmaere, wirt ez ir bekant,
diu sô hât betrüebet den Brînhilde muot.
ez ahtet mich vil ringe. swaz si nû weimens
getuot.“

31 Dô biten si der nahte und vuoren über
Rîn.

von helden kunde nimmer wîrs gejaget sîn
ein tier, daz si dâ sluogen, daz weinden
edeliu wîp. [lîp.

jâ muoste sîn engelten vil guoter wigande

Wie Kriemhilt Hagenen empfiê.

1 Dô die Burgunden kômen in daz lant,
do gevriesch ez von Berne der alte Hilde-
brant. [leit.

er seite ez sinem hêrren: ez was im harte
er bat in wol enpfâhen die ritter kûene unde
gemeit. [mare.

2 Wolfhart der snelle hiez bringen dâ
dô reit mit Dietrîche vil manec degen starc,
da er si grîezen wolde, zuo in an daz velt.
dô hêten si ûfgebunden vil manec hêrlîch
gezelt.

3 Dô si von Tronje Hagene verrest rîten
sach,
zuo den sinen hêrren gezogenliche er sprach:
„nû sult ir snelle recken von dem sedele
stân;
und gêt in hin engegenc, die iuch dâ wellent
hie enpfân.

4 Dort kumet her ein gesinde, daz ist mir
wol bekant.
ez sint vil snelle degene von Amelunge lant.
der von Berne si vüeret: si sint vil hôch
gemuot.
und lât iu niht versmâhen, swa man iu hie
dienest tuot.“

5 Dô stuonden von den rofsen (daz was
michel recht)
neben Dietriche manec ritter unde kneht.
si giengen zuo den gesten dâ man die helde
vant: [lant.

si gruozen minneclîche die von Burgunden
6 Dô si der hêrre Dietrich gên im komen
sach, [sprach
nie muget ir hoeren gerne, waz der degen
zuo den Uoten kinden. ir reise was im leit.
er wände ez weste Ruedegâr, daz er inz
hête geseit.

7 „Sît willekomen ir hêrren, Gunther und
Giselher,
Gêrnôt und Hagene: sam sî her Volkêr
und Dancwart der snelle. ist iu daz niht
bekant?

Kriemhilt noch sêre weinet den helt von
Nibelunge lant.“

8 „Si mac vil lange weinen,“ sprach dô
Hagene:

er lit vor manegem jâre ze tôte erslagene.
den künic von den Hiunen sol si nû holden
haben: [graben.“

Stvrit kumt niht widere, er ist nû lange be-
9 „Die Stvrides wunden lâzen wir nû stên:
sol leben vrou Kriemhilt, sô mac schade
ergên.“

sô redete von Berne der hêrre Dietrich.
„trôst der Nibelunge, dâ vor behüete du
dich.“

10 „Wie sol ich mich behüeten?“ sprach
der künic hêr.

„Etzel uns boten sande (waz solde ich vrâ-
gen mâr?)

daz wir zuo im solden rîten in daz lant:
ouch hât uns manec maere mîn swester
Kriemhilt gesant.“

11 „Ich kan iu wol gerâten,“ sprach aber
Hagene.

„bitet iu diu maere baz ze sagene
den hêrren Dietrichen und sine helde guot,
daz si iuch lâzen wîzen der vrouwen Kriem-
hilde muot.“

12 Dô giengen sundersprâchen die drî
kûnege rîch,
Gunther unde Gêrnôt und ouch hêr Dietrich.

„nû sag uns von Berne vil edel ritter guot
wie dir sî gewîzen umbe der kûniginne
muot?“

13 Dô sprach der voget von Berne: „wa
sol ich iu sagen
ich hoere alle morgen weinen unde klagen
mit jâmerlîchen sinnen daz Etzeln wîp
dem rîchen gote von himele des starken
Stvrides lîp.“

14 „Ez ist et unerwendet,“ sprach de
kûene man,
Volkêr der videlaere, „daz wir vernomen hân
wir suln ze hove rîten und suln lâzen sehen
waz uns snellen degenen mûge zen Hiunen
geschehen.“

15 Die kûenen Burgunden hin ze hove
riten:
si kômen hêrlîche nâch ir landes siten.
dô wundert dâ zen Hiunen vil maneger
kûenen man
umb Hagenen von Tronje, wie der waer
getân.

16 Durch daz man seite maere (des wa
im genuoc),
daz er von Niederlanden Stvriden sluoc,
sterkest aller recken, vroun Kriemhild
man,
des wart michel vrâgen ze hove nâch Hage-
nen getân.

17 Der held was wol gewâhsen, daz is
al wâr: [hân
grôz was er zen brüsten, gemischt was sîn
mit einer grîsen varwe, diu bein wâren im
lanc,

eislîch sîn gesiune, er hête hêrlîchen ganc

18 Dô hiez man herbergen die Burgun-
den man.

Gunthers gesinde wart gesundert dan:
daz riet diu kûniginne, diu im vil hazze-
truoc. [sluoc

dâ von man sît die knehte an der herberge

19 Dancwart, Hagenen bruoder, der wa
marschalch:

der kûnec im sîn gesinde vltzclîche bevalch
daz er ir wol pflaege unde in gaebe genuoc
der helt von Burgunden in allen holden
willen truoc.

20 Kriemhilt diu schoene mit ir gesinde
gie [empfie

dâ si die Nibelunge mit valschem muote
si kuste Giselheren und nam in bî der
hant,

daz sach von Tronje Hagene: den helm er
vaster gebant.

21 „Nâch sus gestânem gruoze,“ so sprach
Hagene,

mûgen sich verdenken snelle degene:
man grüezet sunderlîche die kûnege unde
ir man.

wir haben niht guoter reise zuo dirre hôch-
zit getân.“

22 Si sprach: „nû sit willekomen, swem
iuch gerne siht.
durch iuwer selbes vriuntschaft grüeze ich
iuch niht. [Rîn,
saget, waz ir mir bringet von Wormez über
dar umbe ir mir sô grôze soldet willekomen
sîn.“ [Hagene,

23 „Waz sint disiu maere,“ sprach dô
„daz iu gâbe solden bringen degene?
ich wesse iuch wol sô riche, ob ich mich
baz verstan,
daz ich iu mîner gâbe her ze lande niht ge-
vüeret hân.“

24 „Nû sult ir mich der maere mære wiz-
zen lân.
hort der Nibelunge war habet ir den getân?
der was doch mîn eigen (daz ist iu wol be-
kant):

den soldet ir mir bringen in daz Etzeln lant.“
25 „Entriuwen, mîn vrou Kriemhilt, des
ist manec tac,
daz ich der Nibelunge hort es nie gepflac.
den hiezen mîne hêrren senken in den Rîn:
dâ muoz er waerliche unz an daz jungiste
sîn.“

26 Dô sprach diu küniginne: „ich hân ouch
wol gedâht.
ir habet mirs noch vil wê nec her ze lande
brâht, [pflac.
swie er mîn eigen waere und ich sîn wîlen
des hân ich zît vil swaere und manegen trû-
rigen tac.“

27 „Ich bringe iu den tiuvel,“ sprach
Hagene.
ich hân an mînem schilde sô vil ze tragene
und an mîner brünne. mîn helm der ist liebt,
daz swert an mîner hende: des enbringe ich
iu niht.“

28 Dô sprach diu küniginne zen recken
über al:
„man sol deheiniu wâfen tragen in den sal.
ir helde, ir sult mirs ûfgeben: ich wil si
behalten lân.“

„entriuwen,“ sprach dô Hagene, „daz wirdet
nimmer getân.“

29 „Jâ ger ich niht der êren, vürsten
tochter milt,
daz ir zen herbergen traget mînen schilt
und ander mîn gewaete: ir sit ein künigin.
daz lêrte mich mîn vater niht: ich wil selbe
kameraere sîn.“

30 „Owê mîner leide,“ sprach vrou Kriem-
hilt [nen schilt
„war umbe wil mîn bruoder und Hagene si
niht lâzen behalten? si sint gewarnôt.
und wesse ich, wer daz taete, ich riete im
immer sînen tût.“

31 Des antwurte ir mit zorne der herre
Dietrich:
„ich binz, der hât gewarnet die edelen vür-
sten rich

und Hagenen den kûenen, den Burgun
man.
nû zuo, vâlandinne! du solt mîchs niht
niezen lân.“

32 Des schamte sich vil sêre daz Et-
wîp:
si vorhte bitterliche Dietriches lîp.
si gie von im balde, daz si niht enspra-
wan daz si swinde blicke an ir vî-
sach.

Wie Gunther unde Hagene und
Kriemhilde wurden erslagen.

1 Dô nam der hêrre Dietrich selbe
gewant: [br
im half, daz er sich wâfente, der alte Hi-
dô klagete alsô sêre der kreftige man,
daz daz hûs erdiezen von sîner stimme
began.

2 Dô gewan er aber widere rehten hel-
des muot. [guot:
in grimme wart gewâfent dô der degen
einen schilt vil vesten nam er an die hant.
si giengen balde danne er und meister Hil-
debrant.

3 Dô sprach von Tronje Hagene: „ich
sihe dort her gîn
den hêrren Dietrichen: der wil uns bestân
nâch sînem starken leide, daz im hie ist
geschehen.
man sol daz hiute kiesen, wem man des besten
mûge jehen.

4 Jane dunket sich von Berne der hêrre
Dietrich
nie sô starc des lîbes und sô gremlich,
und wil erz an uns rechen, daz im ist getân,
alsô redete Hagene, „ich getar in harte wol
bestân.“ [brant

5 Dise rede hôrte Dietrich und Hilde-
er kom dâ er die recken beide stênde vant
ûzen an dem hûse geleinet an den sal.
sînen schilt den guoten sazte hêr Dietrich
ze tal.

6 In leitlichen sorgen sprach hêr Dietrich:
„wie habet ir sô geworben, Gunther künig
rich,
wider mich ellenden? waz hête ich iu getân?
alles mînes trôstes des bin ich eine bestân.“

7 Iuch endûhte niht der volle an der
grôzen nôt,
dô ir uns Rûedegêren den helt ersluoget tût.
nû habet ir mir erbunnen aller mîner man.
jane hête ich iu helden sôlher leide niht
getân. [leit:

8 Gedenket an iuch selben unde an iuwer
tût der iuwer vriunde und ouch diu arbeit,
ob ez iu zieren recken beswârte iht den
muot.
owê wie rehte unsanfte mir tût der Rûe-
degêres tuot!

9 Ez geschach ze dirre werlde nie manne
leider mër.
ir gedâhtet übele an mîn und iuwer sêr.
swaz ich vreuden hête, diu ligt von iu er-
slagen.
Ja enkan ich nimmer mære die mîne mäge
verklagen.“

10 „Jane si wir niht sô schuldic,“ sprach
dô Hagene.
ez giengen ze diseme hûse die iuwer degene
Gewafent wol ze vlîze mit einer schar sô
breit.
mich dunket, daz diu maere iu niht rehte
sint geseit.“

11 „Waz sol ich mër gelouben? mir sa-
get Hildebrant,
dô mine recken gerten von Amelungo lant,
daz ir in Rüedegêren gaebet ûz dem sal,
dô bûtet ir niwan spotten den mînen recken
her ze tal.“

12 Dô sprach der voget von Rîne: „si
jâhen wolten tragen
Rüedegêr von hinne. den hiez ich in ver-
sagen
Etzeln ze leide und niht den dînen man,
unze daz dô Wolfhart dar umbe schelten
began.“

13 Dô sprach der helt von Berne: „ez muo-
ste et alsô sîn.
Gunther, künic edele, durch die zûhte dîn
ergetze mich der leide, diu mir von dir
sint geschehen,
und süene ez, ritter küene, daz ich dir des
mege gejeihen.“

14 Ergip dich mir ze gîsel, du und dîn
man, [kan,
sô wil ich dich behüeten, so ich aller beste
daz dir hie zen Hiunen nieman iht entuot.
du solt an mir niht vinden niwan triuwe
und allez guot.“

15 „Daz enwelle got von himele,“ sprach
dô Hagene,
„daz sich dir ergaeben zwêne degene,
die noch sô werlîche gewâfent gein dir
stênt,
und noch sô ledeclîche vor ir vîanden gênt.“

16 „Ir sult ez niht versprechen,“ sô re-
dete hêr Dietrich,
„Gunther unde Hagene. ir beide habet mich
sô sêre beswaeret, daz herze und ouch den
muot,
und welt ir michs ergetzen, daz irz vil bil-
lîche tuot.“

17 Ich gibe iu mîne triuwe und sicher-
lîche hant,
daz ich mit iu widere heim rîte in iuwer
lant. [gelige tôt,
ich geleite iuch nâch den êren, oder ich
gelige tôt,
und wil durch iuch vergezzen der mînen
groezlîchen nôt.“

18 „Nû enmuotet sîn niht mære,“ sprach
aber Hagene.
„von uns entzîmt daz maere niht wol ze
sagene,
daz sich iu ergaeben zwên alsô küene man.
nû siht man bî iu nieman wan eine Hilde-
branden stân.“

19 Dô sprach meister Hildebrant: „got
weiz, hêr Hagene,
der iu den vride biutet mit iu ze tragene —
ez kumt noch an die stunde, daz ir in möh-
tet nemen.
die suone mînes hêrren mehtet ir iu lâzen
zemen.“

20 „Jâ naeme ich ê die suone,“ sprach
aber Hagene,
„ê ich sô lasterlîche ûz einem gademe
vlûhe, meister Hildebrant, als ir hie habet
getân.
ich wânde ûf mîne triuwe, ir kundet baz
gein vînden stân.“

21 Des antwurte Hildebrant: „zwiu verwi-
zet ir mir daz?
nu wer was, der uf dem schilde vor dem Wa-
sen steine saz,
dô im von Spanje Walter sô vil der mäge
sluoc? [genuoc.“

ouch habet ir noch ze zeigen an iu selben

22 Dô sprach der hêre Dietrich: „daz en-
zîmt niht heldelîp,
daz si suln schelten sam diu alten wîp.
ich verbiute iu, meister Hildebrant, daz ir
iht sprechet mër.
mich ellenden recken twingent groezlîch iu sêr.
23 Lât hoeren,“ sprach hêr Dietrich, „recke
Hagene,
„waz ir beide sprâchet, vil snelle degene,
dô ir mich gewâfent zuo iu sâhet gân.
ir jahet, daz ir eine mit strîte woldet mich
bestân.“

24 „Ja enlougent iu des niemen,“ sprach
Hagen der degen,
„ich enwelle ez hie versuochen mit den star-
ken slegen,
ez ensî, daz mir zebreiste daz Nibelunges
swert.
mir ist zorn, daz unser beider hie ze gîsel
ist gegert.“

25 Dô Dietrich gehôrte den grimmen Ha-
genen muot,
den schilt vil balde zucte der snelle degen
guot. [spranc!
wie balde gein im Hagene von der stiegen
Nibelunges swert daz guote vil lûte ûf
Dietrich erkanc.

26 Dô wesse wol her Dietrich, daz der
küene man
vil grimmes muotes waere. schirmen im began
der hêre von Berne vor angestlîchen slegen.
vil wol erkante er Hagenen den vil zier-
lîchen degen.

27 Ouch vorhte er Balmungen, ein wâfen
starc genuoc.

under wîlen Dietrich mit listen wider sluoc,
unze daz er Hagenen mit strîte doch be-
twanc. [lanc.

er sluoc im eine wunden, diu was tief unde

28 Dô gedâhte der hêrre Dietrich: „du bist
in nôt erwigen:
ich hân es lûzel êre, solt du tôt vor mir
geligen. [kan

ich wil ez sus versuochen, ob ich ertwingen
dich mir ze einem gîsel.“ daz wart mit sor-
gen getân.

29 Den schilt liez er vallen. sîn sterke
diu was grôz:

Hagenen von Tronje mit armen er beslôz.
des wart dô betwungen von im der kûene
man.

Gunther der edele dar umbe trûren began.

30 Hagenen bânt dô Dietrich und vuorte
in dâ er vant

die edelen kûniginne, und gab ir bî der hant
den kûenesten recken, der ie swert getruoc.
nâch ir vil starkem leide dô wart sie vroe-
lich genuoc.

31 Vor liebe neic dem degene daz vil
edele wîp:

„immer si dir saelic dîn herze und ouch
dîn lîp.

du hâst mich wol ergetzet aller miner nôt.
daz sol ich immer dienen, mich ensûme der
tôt.“

32 Dô sprach der hêrre Dietrich: „ir sult
in lân genesen,

edeliu kûniginne. und mac daz noch ge-
wesen: [tân!

wie wol er iuch ergetzet daz er iu hât ge-
er sol des niht engelten, daz ir in gebunden
sehet stân.“

33 Dô hiez si Hagenen vûeren an sînen
ungemach,

dâ er lac beslozen und dâ in niemen sach.

Gunther der kûnic edele ruofen do began:

„war kom der helt von Berne? der hât
mir leide getân.“

34 Dô gie im hin engegene der hêrre
Dietrich.

Guntheres ellen daz was vil lobelîch.

dô enbeit ouch er niht mêre: er lief her
vûr den sal.

von ir beider swerten huop sich ein groez-
licher schal.

35 Swie vil der hêrre Dietrich lange was
gelobet,

Gunther was sô sêre erzûrnet unde ertobet:

wan er nâch starkem leide dô sîn vîent was:
man saget ez noch ze wunder, daz dô hêr

Dietrich genas.

36 Ir ellen unde ir sterke beide wâren
grôz.

palas unde tûrne von ir slegen dôz,

dô si mit den swerten hîuwen âf die helme
guot. [muot

ez hête der kûnic Gunther einer hêrlichen
37 Sît twanc in der von Berne, als Ha-

genen ê geschach.
daz Blut man durch die ringe dem helden

vliezen sach
von einem starken swerte: daz truoc hêr

Dietrich.
dô hête gewert hêr Gunther nâch mîede

lobelîche sich.

38 Der hêrre wart gebunden von Diet-
riches hant,

swie kûnege niene solten lîden solhin bant.
er dâhte, ob er si lieze den kûnec und si-

nen man,
alle die si vunden, die müesten tôt vor in

bestân. [hant:

39 Dietrich von Berne der nam in bî der
dô vuorte er in gebunden da er Kriemhilde

vant.
si sprach: „willekomen, Gunther, âz Bur-

gunden lant.“
„nû lône iu got, Kriemhilt, ob mich iuwer tru-

we des ermant.“
40 Er sprach: „ich solde iu nîgen, vil liebîn

swester mîn,
ob iuwer grûezen mehte genaedîclîcher stn.

ich weiz iuch, kûniginne, sô zornec ge-
muot,

daz ir mir und Hagenen vil swachez grûe-
zen getuot.“

41 Dô sprach der held von Berne: „vil ede-
les kûniges wîp!

ez enwart nie gîsel mêre sô guoter ritter lîp,
als ich iu, vrouwe hêre, an in gegeben hân.

nû sult ir die ellenden mîn vil wol genie-
zen lân.“

42 Si jach, si taete ez gerne. dô gie
hêr Dietrich

mit weinenden ougen von den helden lo-
belîch.

sît rach sich grimmîclîche daz Etzeln wîp:
den uzerwelten degenen nam si beiden

den lîp.

43 Si lie si sunder ligen durch ir ungemach,
daz ir sît dewedere den andern nie geschach.

unz si ir bruoder houbet hin vûr Hagenen
truoc.

der Kriemhilde râche an in beiden genas.

44 Dô gie diu kûniginne dâ si Hagenen
sach.

wie rehte vîntlîche si zuo dem recken sprach:
„welt ir mir geben widere daz ir mir habet

genommen,
sô meget ir noch wol lebende heim zen Bur-

gunden komen.“
45 Dô sprach der grimme Hagene: „dâ

bete ist gar verlorn,
vil edeliu kûniginne. ja hân ich des ge-
sworn,

en hort iht zeige die wile, daz si
 loben,
 alner hêrren, so enwirt er nieman
 gegeben.“
 bringe ez an ein ende,“ so sprach
 daz edele wip.
 ir bruoder nemen dâ den lîp.
 im abe daz houbet: bî hâre si
 ez truoc [genuoc.
 lt von Tronje. do wart im leide
 der ungemuote sînes hêrren hou-
 bet sach,
 imhilde dô der recke sprach:
 ez nâch dînem willen ze einem
 ende brâht,
 ich rehte ergangen als ich mir
 hête gedâht.
 st von Burgunden der edele kû-
 nic tôt,
 er junge und ouch Gêrnôt.
 reiz nû nieman wan got unde mîn:
 h vâlandinne immer gar verholn
 sln.“
 rach: „sô habet ir übele geltes
 mich gewert.
 doch behalten daz Stvrides swert.
 aln holder vriedel, dô ich in jun-
 gist sach,
 ir herzen leide vor allem leide
 geschach.“
 ch ez von der scheide: daz kunde
 et niht erwern.
 i den recken des lebes behern.
 mit ir handen, daz houbet si im
 abesluoc. [genuoc.
 er kûnic Etzel: dô was im leide

51 „Wâfen,“ sprach der vürste, „wie ist
 nû tôt gelegen
 von eines wibes handen der aller beste
 degen,
 der ie kom ze sturme oder ie schilt getruoc.
 swie vînt aber ich im waere, ez ist mir leide
 genuoc.“

52 Dô sprach der alte Hildebrant: „ja
 geniuzetsies niht,
 daz si in slâhen torste. swaz halt mir ge-
 schiht, [nôt,
 swie er mich selben brâhte in angestliche
 jedoch sô wil ich rechen des kûenen Tron-
 jaeres tôt.“

53 Hildebrant der alte ze Kriemhilde
 spranc:
 er sluoc der kûiginne einen swertes swanc.
 jâ tete ir diu sorge von Hildebrande wê.
 waz mahte si gehelfen, daz si vil groezliche
 schrê? [lîp.

54 Dô was gelegen über al dâ der veigen
 ze stucken was gehouwen dô daz edele
 wip.

Dietrich und Etzel weinen dô began:
 si klageten inneclîche beidiu mäge unde man.

55 Diu vil michel êre was dâ gelegen tôt.
 die liute hêten alle jâmer unde nôt. [zit,
 mit leide was verendet des kûneges hôch-
 als ie diu liebe leide ze aller jungiste git.

56 Ich enkan iu niht bescheiden, waz sider
 dâ geschach:
 wan ritter unde vrouwen weinen man dâ
 sach, [tôt.
 dar zuo die edelen knehte ir lieben vriunde
 hie hât daz maere ein ende: diz ist der
 Nibelunge nôt.

G u d r u n ,

Vierteil des 13. Jahrhunderts gedichtet,
 Nibelungenliede das bedeutendste Product
 nlichen Epik. — Inhalt: Der erste
 adelt die Jugendgeschichte Hagen's, der
 einem Greifen geraubt wurde, und sich
 igstochter Hilde aus Indien vermählt,
 s von einem Greifen entführt ist. Im
 heil wirbt Hettel, König der Hege-
 Hagen's Tochter, die ebenfalls Hilde
 drei Voten: Wate, Trut und Ho-
 lesterer die Braut durch seinen Gesang
 ern gewinnt und entführt. Im drit-
 der Hauptmasse des Gedichts, werden
 : Gudrun, der Tochter Hettel's und
 esungen. Verlobt mit Herwig, dem
 von Seeland, wird sie von Hart-
 Sohne des Normannenkönigs Ludwig,

3 suoze Hôrant sanc.
 om an einem âbent daz in sô gelanc,
 enemarko der kûene degen sanc
 andbuch. III.

geraubt und an dessen Hof gebracht. Da sie sich
 weigert, ihn zu heirathen, muß sie von seiner Mut-
 ter Gerlinde die härtesten Mißhandlungen erdul-
 den und dreizehn Jahre lang niedrige Hausdienste
 verrichten. Einst stand sie, mit der Reinigung der
 Wäsche beschäftigt, barfuß im Schnee am Meeres-
 ufer, da erschienen Herwig und ihr Bruder Ort-
 win mit einer Flotte, aber nicht, um sie heimlich zu
 entführen, sondern durch offenen Kampf zu ergreifen.
 Ludwig fällt durch Herwig's Hand, Gerlinde wird
 von Wate erschlagen. Das Gedicht schließt mit
 einer Versöhnung der Streitenden und einer drei-
 fachen Heirath: Herwig wird mit Gudrun, Ort-
 win mit Hartmut's Schwester Ortrun, und Hart-
 mut mit Hildegard, der treuen Leidensgefährtin
 Gudrun, vermählt.

mit sô hêrlicher stimme, daz ez wol gefallen
 muose al den liuten. dâ von gesweic der
 vogelline schallen.

2 Daz hôrte der künic gerne und alle sine
man, [gewan.
dâ von der Tene Hôrant der vroude vil
ouch hete ez wol gehoeret diu alte küniginne.
ez erhal ir durch daz venstor, dâ si was ge-
sezzen an der zinne.

3 Dô sprach diu schoene Hilde: „waz hân
ich vernomen?
diu aller beste wise ist in mîn ôren komen,
die ich ze dirre welte von ieman hân er-
vunden.

daz wolte got von himele, daz si mine ka-
meraere kunden.“

4 Si hiez ir den gewinnen, der sô schône
sanc. [danc,
dô si sach den recken, si sagete ims grôzen
daz ir der âbent waere mit vreuden hin ge-
gangen.

von vroun Hilden wiben wart der helt wol
empfangen.

5 Dô sprach diu küniginne: „ir sult uns
hoeren lân
die wise, die ich hînte von iu vernomen hân.
daz gebet mir ze einer gâbe ze allen âbunden,
daz ich iuch hoere singen, sô wirt iwer lôn
wol ervunden.“

6 „Vrowe, ob irs geruochet, welt ir mirs
sagen danc,
ich singe iu ze allen ziten alsô guotez sanc,
swer ez rehte erhoeret, daz im sîn leit ver-
swindet
und minnert gar sîn sorgen, der mine sùeze
wise rehte ervindet.“

7 Er sprach, er diene ir gerne. dâ mite
schießet er dan.
sîn singen alsô grôzez lôn ze Irlant gewan,
daz man im nie dâ heime gelônte alsô verre.
alsô diene Hetelen ûz Tenemarke der herre.

8 Dô sich diu naht verendet und ez be-
gunde tagen,
Hôrant begunde singen, daz dâ bî in den
hagen
geswigen alle voge le von sinem sùezen sange.
die liute, die dâ sliefen, die enlâgen dô niht
lange.

9 Sîn lût erklang im schône, ie hôher
unde ie baz.
Hagene ez selbe hôrte: bî sinem wibe er saz.
ûz der kemenâten muostens in die zinne.
der gast wart wol berâten. ez hôrte ez diu
junge küniginne.

10 Des wilden Hagenen tochter und ouch
ir magedin
die sâzen unde loseten, daz diu vogellîn
vergâzen ir doene ûf dem hove vrône.
wol hôrten ouch die helde, daz der von Te-
nemark sanc sô schône.

11 Dô wart im gedanket von wiben und
von man.
dô sprach von Tene Fruote: „mîn neve
môhtes lân

sîn ungevüege doene, die ich in hoere
wem mac er ze dienste als ungevüege
wise bringen

12 Dô sprâchen Hagenen helde:
lât vernemen
nieman lebet sô siecher, im môhte
zemen

hoeren sine stimme, diu gêt ûz sinem
„daz wolte got von himele,“ sprach der
„daz ich si selbe

13 Dô er dri doene sunder vol g
alle, die ez hôrten, dûhte ez niht
si haetens waerliche niht einer hen
obe er solte singen, daz einer môht
tûsent mîle.

14 Dô er nû hete gesungen und
sedelo gie,
die junge küniginne vroellcher nie
wider morgen wart gekleidet mit lie
gewande.

diu junge maget edele nâch ir vater
nen si dô sa

15 Der herre gie balde dâ er die ma
in trûreclîcher wise. dô was der maget
an ir vater kinne. si bat in vil sêr
si sprach: „liebez vaterlîn, heiz in
hove singen

16 Er sprach: „liebiu tochter, ze
stunt
wolte er dir dienen, ich gaebe im tûsen
nû sint sô hôchvertic die geste mîn
daz uns niht wol erklingen hie ze b
doene sine.“

17 Swaz si gebieten kunde, der
dannen gie.
dô vleiz sich aber der wise Hôrant, dâ
gesanc sô ritterliche. die siechen
gesunden
sich niht mit ir sinnen dannen wol g
den kunden.

18 Diu tier in dem walde ir weide
die wûrne, die dâ solten in dem gra
die vische, die dâ solten in dem wâge
die liezen ir geverte. jâ kunde e
vuoge wol ge

19 Swaz er dâ dienen môhte, daz
nieman lanc.
sich minnerte in kocren dâ von der
die glocken niht klungen sô wol als
allez, daz in hôrte, dem was nâch Hôran

Wie Gûdrûn wart ir kunft
getân.

1 Nû swigen wir der degene. ich v
lân vernemen
die wol mit vreuden waren, wie d
mac gezenen,
daz si müezen waschen in dem v
lande.

Gûdrûn unde Hildeburc die wuocher
zit ûf einem s

was in einer vasten umb einen mit-
ten tach.
gel kam gevlozen. Gûdrûn dô sprach:
vogel schoene, du erbarmest mir sô
sêre,
sô vil gevliuzest ûf diseme vluote,
sprach diu maget hêre.
Dô sprach der vogel schoene: „dû mâht
dich wol versehen,
vil ellende: dir sol grôz liep ge-
schehen.
û mich vrâgen von dîner mâge lande,
n ein bote der dînen, wan mich got ze
trôste dir here sande.“
Dô sprach diu gotes arme: „sît Krist
dich hât gesant
ellenden ze trôste in dize lant,
olt mich lâzen hoeren, bote nû vil
guoter:
noch inder Hilde? diu was der armen
Gûdrûnen muoter.“
Dô sprach der vil hêre: „ich wil dir
verjehen.
n dîne muoter hân ich gesunt gesehen,
dir her daz groezest vrumte her ze
lande,
witewe oder künne durch lieber vriunde
willen ie gesande.“
Dô sprach diu maget edele: „bote dû
vil hêr,
ich des niht verdriezen, ich wil dich
vrâgen mêr.
noch indert Ortwin, der künec von
Northlande,
Herwic min vriedel? diu maere ich harte
gerne erkande.“
Dô sprach der vogel schoene: „daz tuon
ich dir wol kunt.
n unde Herwic die sint wol gesunt.
ach ich in den ûnden ûf des meres
muoder.
ellenthafte degene zugen vil gelliche
an einem ruoder.“
Si sprach: „sô hôrte ich gerne, hât
dû daz vernommen,
von Tenemarke Hôrant here komen
den sinen helden, die mich in sorgen
liezen?
weiz ich als biderben, daz ich arniu sin
wol möhte geniezen.“
„Dir kumt von Tenemarke Hôrant der
neve dîn
rluge starke er und die recken sin.
ol das Hilden zeichen tragen in sinen
handen,
ie Hegelinge koment zuo den Hart-
muotes landen.“
Dô sprach aber Gûdrûn: „kanst dû
mir gesagen,
noch Wate von Stürmen? sô wolte ich
niht klagen.

des vreuten wir uns alle, swenne daz ge-
schaehe,
daz ich ouch Fruoten den alten bi mîner
muoter zeichen gesaehe.“

11 Dô sprach aber der bote: „dir kumt
in dize lant [hant
Wate von den Stürmen. der hât an sîner
ein starkez stiurruoder in einem kiel bi
Fruoten.

bezzet vriunde deheiner darstu niht bi ur-
liuge muoten.“

12 Dô muoste von in scheiden der bote
vil hêr.

die ellenden vrouwen vrâgten dô niht mêr.
jâ was in mit gedanken liep unde swaere,
die in dâ helfen solten, wâ daz vil werde
ingesinde waere.

Wie Herwic unde Ortwin wieder
zuo dem here kômen.

1 Nû hoeren wir ein maere, des hab wir
niht vernomen.

Ortwin unde Herwic wâren nû balde komen
dâ sî ir recken vunden noch ûf dem wilden
sande. [linge lande.

dô liefen in engegene die helde ûz Hege-

2 Die boten sî wol enpfiegen und bâten
in daz sagen, [dagen.

waz sî maere braehten: sî soltens niht ver-
Ortwin den küenen, den man darumbesande,
sî vrâgten: „lebet noch Gûdrûn in des
künic Ludewiges lande?“

3 Dô sprach der ritter edele: „ich mag
iu niht gesagen

allen besunder: jâ muoz ich iuch verdagen,
unz unser beste vriunde bi mir gestênt vil
nâhen:

sô lâze wir iuch hoeren, swaz wir vor Hart-
muotes bürge sâhen.“

4 Dô sagete manz den helden: der kam
ein michel kraft.

dô wurdens umbestanden mit grozer ritter-
schaft.

dô sprach der degen Ortwin: „nû bringe
ich iu maere,

möhte ez sich gevüegen, der ich mit mînem
vriunde gerne enbaere.

5 Nû hoeret michel wunder, daz ist hie
geschehen.

Gûdrûn mîne swester die hân ich gesehen
unde Hildeburgen die maget ûz Irrîche.“

dô er in daz sagete, dô heten êz vür lüge
sumelîche.

6 Dô sprâchen sumelîche: „den spot mugt
ir wol lân,

wan wir nâch ir gesinnet nû lange zite hân,
wie wir sî wider braehten von Ludewiges
lande.

Ortwin und sîne degene die sint noch ûf
schaden unde schande.“

7 „Nû vrâget Herwigen, der hât si ouch
gesehen
und alsô, daz uns kunde leider niht geschehen.
nû gedenket, all ir mäge, ob uns daz si
dehein schande:
wir vunden Gûdrûnen und Hildeburgen wa-
schen ûf dem sande.“

8 Dô weinten alle mäge, die man dâ sach.
Wate der vil alte zorneclîche sprach:
„ir gebâret alle wîben vil gelîche,
ir enwizzet, war umbe. jâ stêt ez helden
niht lobelîche.

9 Welt ir Gûdrûnen helfen ûz der nôt,
sô sult ir nâch der wîze diu kleider ma-
chen rôt,
diu dâ habent gewaschen ir vil wîze hende.
dâ mite sult ir ir dienen, sô mac si komen
ûz ir ellende.“

10 Dô sprach von Tene Fruote: „wie
viengen wir daz an,
daz wir ze ir lande koemen, ê Ludewiges man,
und Hartmuotes helde ervunden disiu maere,
daz Hilden ingesinde bi in in Ormanie waere?“

11 Dô sprach Wate der alte: „da kan
ich râten wol. [ich sol,
ich getrowe in vor der halde gedienen als
gelebe ich die zîte, daz ich in kum sô nâhen.
ir helde, ir sult ez hie rûmen, und sult ge-
gen Ormanie gâhen.

12 Der luft ist sô beiter. sô rîche und
sô breit
der mîne schînet hînte: des bin ich gemeit.
nû gâhet von dem sande, ir tiurlichen helde,
ê ez tage morgen, daz wir sîn ze Ludewiges
selde.“ [Waten rât,

13 Si wurden harte unmüezic durch den
e si zen schiffen brachten ir ros unde ir wât.
si flten, swaz si mohten, des nahtes zuo dem
lande.

ê daz ez tagen begunde, si wâren vor der
bûrge ûf dem sande.

14 Wate der bat swîgen daz here über al,
daz si sich sanfte legten ûf den griez ze tal.
den wazzermüeden helden den wart daz er-
loubet:

si strakten nider die schilde. dar ûf legten
sumelîche ir houbet.

15 „Swer an dem morgen vrûeje gerne
welle gesigen,“
sprach Wate der alte, „der sol sich niht
verligen.

jâ hân wir dirre verte erbiten harte kûme.
sô wir den morgen kiesen, daz iuch recken
ihtes iht danne sûme.

16 Und wil iuch warnen mære: ûf und
ouch ze tal

swer sô hoere diezen mînes hornes schal,
daz der sich sâ ze stunde rîhte gên dem
strîte,

kûnde ich in den morgen, daz iwer deheiner
dâ niht lenger blte.

17 Dô ich ander stunt geblâse
ir niht lân,
iu ensi gesatelet. ze rosse sult i
und stêt dâ bi reite, unz ich den t
ze rehter sturmes zîte daz niem
arbeit verlies

18 Si jâhen, daz siz gerno ta
er geriet.

waz er dâ schoener vrouwen von i
mit verchtiefen wunden in den hert
si warten al gemeine niewan gên
zîten.

19 „Sô ich dri stunt geblâse,
vriunde nûn,
sô sult ir wol gewâfent ûf den i
dannoch sult ir degene mîn gerne
unz ir mich sehet gewâpent nâch de
Hilden zeichen

20 Dô legten sich die müeden û
ze tal.

si wâren dâ vil nâhen vor Ludew
swie ez bi der naht waere, den
doch alle.

die stolzen helde macre lügen d
negem schalle

21 Nû was der morgensterne h
dô kam ein maget schoene in ei
gestân.

si spehete, wanne ez waere daz
dô mite si grôze miete an vroun
dienen wolte.

22 Dô kôs diu maget edele ein
morgens schîn
und gên des wazzers brehene, als
sach si liuhten helme und vil de
schildo.

diu burc was besezen: von gewae
al daz gevilde.

23 Dô gienc si hin widere dâ si
„wachet, maget edele! allez dîzo l
und disiu burc veste mit vînden ist
unser vriunt dâ heime habent uns
niht vergezen

24 Gûdrûn diu hêre ûz dem bett
gâch was ir in daz venster. si i
meide danc

dirre botescheste. dâ von wart si
von ir grôzen swaere si goumte
vriunden vîzic

25 Dô sach si rîche segele wagen
dô sprach diu maget edele: „nî
êrste wê.

owê ich gotes armiu, daz ich ie
man siht hie hiute sterben maneg
lîchen man.“

26 Dô si daz geredete, daz l
meiste slief.

Ludwiges wahtaere kreftclîchen n
„wol ûf, ir stolzen recken! wâfen he
ir kûene von Ormanie, jâ waene
lange habet ge

zo erhörte Gêrlint, Ludewiges
wîp.
ligen slâfen des alten küneges lip.
sî harte balde selbe in eine
zinne.
sî vil der geste. unmâzen leit was
dô der tiuvelinne.
lte hin widere dâ sî den künic vant.
ierro Ludewic! dîn burg und ouch
dîn lant
nbemûret von gesten ungehiure.
n Gûdrûnen koufent dîne recken
hiute tiure.“
tget,“ sprach dô Ludewic, „ich
wil sî selbe sehen.
ens alles erbîten, swaz uns nû mac
geschehen.“

dô gieng er harte snelle in sin palas schouwen.
er hote des tages geste, den er übele mohte
getrouwen.

30 Dô sach er vanen breite vor siner
bürge wagen.

dô sprach der künic Ludewic: „ja sul wir
ez sagen [rine
mîme sune Hartmuote. ez sint lihte pilge-
und ligent hie durch koufen vor der stat
und vor der bürge inne.“

31 Man wakte Hartmuoten. dô ez im
wart gescit,

dô sprach der degen guote: „lât iu niht
wesen leit. [landen.

ich erkenne vürsten zeichen wol in zweinzic
ich waene, daz die vînde wellen rechen an
uns ir alten anden.“

Der Riese Sigenot.

se Sigenot begegnet in einem Walde
abenteuer ausgezogenen Dietrich, besiegt
wirft ihn in einen mit bösen Wûrmern
Thurm. Auch Hildebrand wird von

Sigenot bezwungen, schlägt aber später mit Die-
trich's Schwerte dem Feinde das Haupt ab, und
befreit dann, mit Hülfe eines Zwerges, Dietrich
aus seiner Haft, worauf beide Helden heimkehren.

Gingang.

oltent ir herren nû gedagen,
lt iu vroem diu mære sagen
ôzer ungeferte
r Dietrich nie meit,
ern vil mengen strit er streit
z in got ernerte
d ez niemer sin ergan.
dik eine von Berne
menge ungefuegen tan,
igt ir hoeren gerne;
d leid im dâ geschach.
c vil mengen degen tût,
a er Ecken stach.
n schilt den vuort er vor der hant,
t er einen wîgant
in dem walde,
s der allerkuonste man,
z leben ie gewan.
eist der degen balde,
in verrost sach zehant,
t im sere glaste,
oln er sere bant
s boumes aste,
in unter ougen sach,
ht in hart unsanfte,
s daz mære iach.
s in der rise ano sach
rt er zorneclîchen sprach:
der Bernaere,
rst den arn von lewen keln.

daz ist mir harte swære.

dîn uibermuot ist grôz an mir,

des hân ich ser engolten;

rich ich mînen neven an dir,

des bin ich unbescholden.

ich sag dir junger degen eben

und gib dirs mîne truewo,

ez kostet dich dîn leben.

[man,

4 Her Dietrich sprach zuo dem küenen

„helt, dû solt mich rîten lan,

des hast eht iemer êre.

vund ich dich slafent alle tag,

daz wort ich dir benamen sag,

ich gewact dich niemermære;

daz dû mîn vîant woltest sin,

daz wiz ich niht ze ware;

nû sprichest dû hast gehüetet mîn

vil dik in disem jare.

strîtes soltû mich erlân.“

dô sprach der rise küene,

„zwâr daz mac niht ergân.“

5 Die stang er dâ ze handen nam

und sluoc den wunder küenen man,

den edeln vogt von Berne

ein alsô creftclîchen slac,

daz er dâ vor im nider lac.

daz mugt ir hoeren gerne,

wie dem helde dâ gelanc

dem küenen Bernaere.

Ez geschach im sunder sînen danc

und was im harte swære.

er hât dem tût ergeben sich,

wan in der rise küene

truoc harte crefteclîch.

Eden Ausfahrt.

Eden, ein riesiger Held, der in Köln, der Hauptstadt des Landes Gripiar (Agrippina) saß, zieht aus, den hochgepriesenen Dietrich zu suchen und zu bekämpfen. Nach mancherlei Fahrten begegnet er ihm, und wird in wiederholten Kämpfen von ihm be-

Eden sucht den kühnen Dietrich.

(Strophe 36 — 48, aus F. H. von der Hagen's Helmbuch, Leipz. 1855.)

36 Hiemitte hat' er irz verseit.
urloup nam er zer schoenen meit
da harte minnekliche.
Die drig' künegin beliben hie,
ze fuoze er von dannan gie,
hin liuf der ellentrich;
Alsam ein lebart, in den walt,
sach man in wite springen,
den heln man horte mänikvalt
wider uz dem walt erklingen,
reht alsam ein glogge wær' erschalt:
swa in ein aste geruorte, mit klang er im
daz galt.

37 Der don in daz gebirge gie
schellende dort und hie,
waz er des wildes erschrahte
Jetwederhalb hin in den walt!
der vogel' stim wart mänigvalt,
do er sie so erwachte.
Der schilt, den er zem arme truok
wolt' klingens nie geswigen,
vogel' und(e) tier genuog
diu haton zuo den stigen
und sch[o]uton si(n) wol swinde vart:
sus im von wilden tieren vil nach gekaphet
wart.

38 Von vogeln wart ob im ein schal,
den walt den l(i)uf er hin ze tal,
er kam uf eine geriute,
An ein vil eng gebuwen lant,
einen einsidelen er vant,
den vragt er, als ich tiute,
Ob im iht kundig möhte sin,
wie ver noch waer' ze Berne.
„triuwen,“ sprach er, „herre min,
daz sag' ich iu vil gerne.
ir sont talank al hie bestan:
dar sin noch zwelf mile, dar mugent ir niht
gegan.“

39 Diu naht begund im gesigen an,
herr Egge sprach: „ich wil hie bestan,
die naht unz an den morgen.“
In 'weiz, gab im sin wirt genuog,
swaz er des sinen dar getruog,
daz tet er gar mit sorgen.
Wie dikke er ob dem tische sprach:
„wirt, bist iht dik ze Berne?
des landes togt ich nie gesach,
den saeh' ich harte gerne.“ —

zwungen und getödtet. Dietrich hat hiezu
Edens Tod, noch mehrere schwere Kämpfe
stehen, lehrt aber endlich (wie aus der
Umarbeitung des Gedichts durch Gaspar
Roos erhellt) siegreich nach Bern zurück.

„herre, ich was nähtint spate da,
do sach ich in da heime, er ist n
derswa.“

40 „Wirt, du hast mir genuog ge
und sol ich keine wile leben,
ich danke dir der maere,
Und ouch der handelunge din,
daz hab' du uf die triuwe min,
und vind' ich den Bernaere,
Daz ist von dinen schulden komen,
und vind' ich da den veigen.“
hie mit wart urloup da genomen,
den stik bat er im zeigen.
„nu beitent unz ez werde tak.“
er sprach: „mich twinget min herze, c
niht slafen

41 Vor dem tac so schiet er dan,
er kam uf ein getriben ban,
diu truog in hin ze Berne;
Die langen naht geruowet er nie,
des morgens in die stat er gie,
den bu den sach er gerne.
Swa er hin in den strazan gie,
daz liut begund' in fliehen
uf die türn', nu merkent, wie:
si gesan nie man so schiehen.
daz hort' man im ze Berne jehen,
er moht' von rehter wilde zen fueze
gesehen.

42 Do gab in der straze schin
ietwederhalb diu brünne sin,
als ob (si) entzündet waere,
Reht alsam ein gluensende gluot,
luht' im sin schilt und ouch sin huot.
do sprach sich ein Bernaere:
„Ja, herre, wer ist jener man,
der dort stat in dem fure?
er treit so liechten harnasch an,
und ist so ungehiure:
und stat er keine wile da,
die guoten stat ze Berne verbrennet er

43 Lute rief der ellentrich':
„wa ist von Bern her Dieterich?
den han ich vil gesuochet.
Won mich hant vruowan uz gesant,
und han erstrichen vrömdiu lant
nach (im), ob ers geruochet.
Si sint rich, schoen' und edel genuok
des lat iuch niht verdriezen.
si saehen gern, si sint so kluok,
er möht ir wol geniezen.
ich wart nie mere vruowan bot': [durch
ich han durch si geloufen noch mere,

Die Schlacht vor Ravenna.

), von seinem Oheim Ermenrich aus
lichen Reiche vertrieben, findet bei Etzel
Aufnahme. Er zieht gegen Ermenrich,
zwei Söhne begleitet, für deren Sicher-
verbürgt. Er übergibt sie dem tapfern
Obhut. Sie entfernen sich aber von
werden von dem starken Witege er-
Dietrich's Rückkehr zu Etzel.

(Schluß des Gedichts.)

nach grôzor herzen swaere
) Dietrich hôch gemuot.
lisem mære
n Hiunen) der rekko guot;
zelburk sicherlichen
degêr den herren Dietrichen.
ie kômen mit schalle,
g und alt,
n rekken alle,
hen den helt balt,
al gie (her) Dietriche:
' in träge Etzel der rîche.
ietrich bôt sîn haupt nidere
den vuoz.
nte [vroun] Helken sidere.
en unmuoz'
si weinen sêre:
die barmunge an gesehen niht
mêre.
er herre Dietriche
en dô sprach:

schlagen, der von Dietrich abgefallen und zu Ermen-
rich übergetreten ist. Unterdeffen besiegt Dietrich
den Ermenrich vor Ravenna in elftägiger Schlacht.
Witege entflieht seiner Rache. Seine tiefe Trauer
um Etzel's Söhne. Auf Rüdiger's Fürsprache
erhält Dietrich die Verzeihung Etzel's und seiner
Gemahlin Helche.

„Edel künik rîche,
rich an mir din ungemach
Und dîn lieb' sîne beide,
von mînem leben dû mich ie zuo scheide.“

1138 Etzele in ûf zûkte,
sprechen er began,
An sich er in druckte:
„swaz dû mir leides hâst gotân,
Des solt dû haben hulde:
jâ gib' ich dir an mîn(en) kinden dîne
schulde!“ —

1139 „Genâde, lieber hêrre!“
sprach her Dietrich.
„Dîn triuwe sich ich (nû) verre,
dû tuost an mir küniglich,
Nu geloube mir diu maere,
ich gelige (danne) tôt, oder ich gerich diu
swaere.“

1140 Ilie mit gewan hulde
der herre Dietrich;
Sie vergâben ihm sîn schulde,
Etzel und diu künigin(ne) rîch.
Vrô wart der Bernaere.
hie mit hât ein endo ditze maere.

Hug- und Wolsdietrich.

trich, König von Constantinopel, ge-
jungfrau verkleidet, die Gunst der schönen
, der Tochter des Königs Walgunt
(Solonichi), und zeugt mit ihr den
rich, der, ausgefetzt, von einer Wölfin
le getragen und später dort aufgefunden
dietrich heirathet Hilburg und erhält
ch zwei Söhne, die nach seinem Tode

ietrich wird bei den Wölfen
gefunden.

norgens welt der künic jagen, als
er pflac;
er gânde den wolf bî einem hac;
laz gejegde ûf den wolf golân:
in ze walde, der den schaden hete
getân. [daz hol
och gên dem berge zen jungen in
wâren zwêne, als ich iuch be-
scheiden sol):
eman sô küene, der dar in wolte
gân. [wolve hân.“
künic Walgunt: „Ich muoz die

Wolsdietrich als unebenbürtig vertreiben. Nach
vielsachen Abenteuern heirathete er (wie wir jedoch
nur aus der spätern Bearbeitung der Sage durch
Gaspar von der Roen wissen) Ortnit's Wittwe,
lehrte in die Heimath zurück, nahm seine Brüder
gefangen, und zog sich zuletzt in ein Kloster zurück,
wo er noch mit den Geistern der von ihm Erschla-
genen kämpfte.

3 Ritter unde knehte muosten sêre graben
unde vor dem berge michel arbeit haben,
biz man die alten zwêne in dem loche er-
stach, [ersach.
und ouch daz kleine kindel mit ougen dà
4 Nû die alten zwêne dà wâren gelegen
tôt,

hin in slouf ein jegere, her vür er si bôt,
und ouch die vier jungen: ir mohten ni mê
gesîn; [kindeln.
dô er her ûz wolt scheiden, dô weinte daz

5 Er truog ez zuo dem liehte, schouwen
erz began:
er sach mit sînen ougen nie kint sô wunne-
sam.

„Schouwe von Salnecke künic Walgunt!
ich hân alhie vunden einen rîchen vunt.

6 Nu luoge, künic rîche, wie ein kindelin!
Ich gloub, daz in der werlte kein schoenerz
mac gesîn.“

In daz hol si giengen und suochten ouch
daz wîp,

ob die wolve haeten genomen ir den lîp.

7 Dô man dâ der vrouwen in dem berc
niht vant,
vor des küniges ougen man daz kint ûf bant:
si sâhen dô wol alle, daz ez êrst war geborn.
„Du muost mich iemer riuwen, soltu sîn
verlorn!“

8 Swaz sol sîn oder werden, daz
ouch gesch
Nu mac man dize wunder an künig
spehen:

sîn vaterlîchiu triuwe in dar zuo bet
daz er daz beste gewaete um daz k
swanc.

9 Ern wolt ez nieman lâzen, er n
selbe an d

„Wir sullen vrôliche gên Salnecke va
Rittern unde knechten erz dô niht be
si vuorten gên Salnecke daz kint und
daz wilt.

II. Lyrisches.

Der von Rürenberg,

um 1150, wahrscheinlich aus der Burg Rürenberg
bei Rinzigen im Breisgau stammend. Seine Ge-
dichte tragen, was Form und Anschauung betrifft,

noch ein volkstümliches Gepräge, so
kaum zu den höfischen, ritterlichen Dichtern
werden kann.

Der Salke.

1 Ich zôch mir einen valken mêre danne
ein jâr;
dô ich in gezamete, als ich in wolte han,
und ich im sîn gevidere mit golde wol be-
want, [lant.
er huop sich ûf vil hôhe unt fluoc in anderiu

2 Sit sach ich den valken schône vlî
er vuorte an sînem vuoze sîdîne riem
unt was im sîn gevidere al rôt guldi
Got sende si zesamene, die geliep
gerne sîn!

Dietmar von Aist,

um 1150 aus dem Thurgau (nach Andern aus Oesterreich). In seinen Gedichten tritt noch
der volkstümliche Charakter hervor.

Der Salke.

Ez stuont ein vrouwe aleine
unt warte uber heide,
unt warte ir liebes;
sô gesach si valken vliegen.
„Sô wol dir, valke, daz du bist!
du vliugest, swar dir lieb ist,
du erkiusest dir in dem walde
cinen boum, der dir gevalle;
alsô hân ouch ih getân:
10 ih erkôs mir selben einen man,
den erwelten mîniu ougen;
daz nîdent schône vrouwen:

owê, wan lânt si mir mîn liep?
jo engerte ih ir dekeiner trûtes
Sô wol dir, sumerwunne!
daz gevogel sanc ist gesunde,
alse ist der linden ir loup,
jâr lanc truobent mir ouh
mîniu wol stênden ougen.
mîn trût, du solt dih glouben
anderre wîbe,
wan, helt, die soltu mîden.
dô du mih êrste sâhe,
dô duhte ih dih ze ware
sô rehte minneclîche getân;
des man ih dih, lieber man!“

Spervogel,

heinrich um 1150, unbekannt woher, bürger- | ihn „Meister.“). Seine Gedichte größtentheils voll
Stammes (die Manessische Sammlung nennt | lernhafter Lebensweisheit; auch religiöse Lieder.

Ermutigung.

zimt wol helden, daz si vrô nâch leide
sîn:
ungelücke wart nie sô grôz, dâ en-
waere bi
eil; des sûln wir uns versehen,
mac wol vrum nâch schaden geschehen:
aben verlorn ein veigez guot, vil stolze
heldo, enruochet,
nbe sûln wir niht verzagen, ez wirt noch
baz versuochet.

Der Frauen schönstes Kleid.

ait ein reine wip niht guoter kleider an,
aidet doch ir tugent, als ich mich kan
enstân,
i vil wol geblüomet stât,
liu liehte sunne ûf gât,
egen den morgen schinet vruo, sô lûter
unde reine;
vil ein valsche kleider treit, doch sint
ir êre kleine.

Osterlied.

Krist sich ze marterenne gap,
er liez sich legen in ein grap;
daz tet er dur die gottheit;
dâ mit löst er die Kristenheit
von der heizen helle.
er getuot ez niemer mâr;
dâr an gedenke, swer sô der welle.
An dem ôsterlîchem tâge
dô stuont sich Krist ûz dem grabe,
Künic aller Keiser,
vater aller weisen,
sine hantgetât er löste.
in die helle schein ein lieht;
dô kom er sînen kinden ze trôsten.

Gotteslob.

Wurze des waldes
und erze des goldes
und elliu apgrunde
diu sint dir, hêrre, kunde,
diu stênt in dîner hende;
allez himeleschez her [ende.
daz enmöhte dich niht volloben an ein

Heinrich von Veldeke,

(Siehe oben Seite 41.)

Minnelied.

Tristan muose sunder danc
te sîn der küniginne,
n in der poisûn dar zuo twanc
e, dan diu kraft der minne.
sol mir diu guote danc
zen, daz ich solchen tranc
genam und ich si doch minne
, danne er; unt mac daz sîn
getâne,
ches âne
nich wesen dîn
e bis dû mîn!

Winterlied.

ft diu sunne ir liechten schîn
en der kelte hât geneiget,

Und diu kleinen vogellin
al ir sanges sint gesweiget,
Trûric ist daz herze mîn:
ich wæne, cz wil nû winter sîn,
der uns sine kraft erzeiget
an dien bluomen, die man siht
in liechter varwe
erblichen garwe:
dâ von mir beschiht
leit, und anders niht.

Die Alten und die Jungen.

Man seit al vûr wâr
manic jâr,
Diu wip hazzen grâwez hâr;
daz ist mir swâr:
Und ist ir misse prîs,
die lieber hât ir amîs
tump, danne wîs.

Dest mē, noch dest min,
daz ich grā bin:
Ich hazze an wiben kranken sin,
daz si niuwez zin

Nement vür altez golt:
si jehent, si sin den jungen holt
durh ungedolt.

Heinrich von Morungen,

um 1200, wahrscheinlich vom sächsischen Stamme der Morungen (dessen Burg bei Göttingen an der Flüßchen Mor lag).

Der Beglückte.

1 In sô hoher swebender wunne
sô gestuont mîn herze an frouden nie:
Ich var, also ich fliegen kunne,
mit gedanken iemer umbe sie,
Sît daz mich ir tröst enphie,
der mir dur die sêle mîn
mitten in daz herze gie.

2 Swaz ich wunneclîches schouwe;
daz spil gegen der wunne, die ich hân:
Luft und erde, walt und ouwe
sulnt die zît der froude mîn enphân.
Mir ist kom ein hügender wân
unde ein wunneclîcher tröst,
des mîn muot sol hôhe stân.

3 Wol dem wunneclîchen maere,
daz so suoze dur mîn ôre erklanc,
Und der sanfte tuonder swaere,
diu mit frouden in mîn herze sanc;
Dâ von mir ein wunne entspranc,
diu vor liebe, alsam ein tou,
mir ûz von den ougen dranc.

4 Saelic sî diu suoze stunde,
saelic sî diu zît, der werde tac,
Dô daz wort gie von ir munde,
daz dem herzen mîn sô nâhe lac,
Daz mîn lip von froude erschrac,
unde enweiz von liebe joch,
waz ich von ir sprechen mac.

Reinmar der Alte,

um 1190, lebte längere Zeit an dem Hofe Herzogs Leopold VI. von Oesterreich.

Lenz und Liebe.

1 Dô ich daz grüene loup ersach,
dô liez ich vil der swære mîn.
Von einem weibe mir geschach,
daz ich muoz iemer mêre sîn
Vil wunneclîchen wol gemuot;
ez sol mich allez dunken guot,
swaz si mir tuot.

2 Ich sach vil wunneclîchen stân
diu beide mit den bluomen rôt.
Der viol, der ist wol getân;
des hât diu nahtegal ir nôt
Wol überwunden, diu si twanc;
zergangen ist der winter lanc;
ich hôrte ir sanc.

3 Si schiet von sorgen mînen lip,
daz ich deheine swære hân;
Wan âne si vior tûsent wip
dien hetens alle niht getân.
Ir güete wendet miniu leit;
ich hân si mir ze vriunde bereit,
swaz ieman seit.

Klage um Leopold VI. von Oesterreich.

1 Si jehent, der sumer der sî hie,
diu wunne, diu sî komen,
unt daz ich mich wol gehabe als ê;
Nû ratent unde sprechent wie:
der tôt hât mir benomen.
daz ich niemer überwinde mē.
Waz bedarf ich wunneclîcher zît,
sît aller vröuden hêrre, Liupolt, in der er
lît,

den ich nie tac getrûren sach.
ez hât diu werlt an im verlorn,
daz ir an manne nie
sô jâmerlicher schade geschach.

2 Mir armen wibe was ze wol,
swenne ich gedahte an in,
unt wie mîn heil an sime lîbe lac.
Sît ich des nû niht haben sol,
des gât mit jâmer hin,
swaz ich iemer nû geleben mac.
Mîner wunnen spiegel, der ist verlorn,
den ich mir hete ze sumerlîcher ougenweid
erkorn,

muoz ich leider ane sin.
 nan mir seite, er waere tôt,
 lant viel mir daz bluot
 dem herzen ûf die sêle mîn.
 Die vröude mir verboten hât
 lieben hêrren tôt,
 daz ich ir mêr enberen sol
 des nû niht mac werden rât,
 lunge mit der nôt,

daz mir mîn klagendez herze ist jâmers vol.
 Diu in iemer weinet, daz bin ich:
 wan er vil sêlic man, jô trôste er wol ze
 lebene mich.
 der ist nû hin: waz töhte ich hie?
 wis im genædic, hêrre Got!
 wan tugenthafter gast
 kam in dîn gesinde nie.

Walther von der Vogelweide,

1200 (etwa zwischen 1170 — 1230), ver-
 muthlich aus der Schweiz (Thurgau, nach Andern
 Oesterreich) stammend, hielt sich viel in Wien
 führte längere Zeit ein wanderndes Leben,
 auch am thüringischen Hofe, stand in näherem
 Verhältnisse zu Kaiser Friedrich II., der ihm ein
 Leben gab, scheint auch an einem Kreuz-
 Zuge Theil genommen zu haben. Er starb in

Würzburg. — Walther nimmt unter den
 Minnesängern durch Schönheit und Mannig-
 faltigkeit der Form, durch Reichthum und Kraft
 der Ideen und die Tüchtigkeit der Gefinnung den
 ersten Platz ein. Besonders bemerkenswerth
 sind seine politischen Lieder, in denen er auf
 Seiten des Kaisers gegen den Papst stehend er-
 scheint.

Der winter.

Uns hât der winter geschadet über al:
 unde walt sint beide nû val,
 manic stimme vil sûoze inne hal.
 Ich die megde an der strâze den bal
 en, so kâeme uns der vogeleschal.
 Möhte ich verläfen des winters zit!
 Ich die wile, sô hân ich sîn nît,
 sîn gewalt ist sô breit und sô wît.
 got er lât ouch dem meien den strit:
 esse ich bluomen, dâ rife nû lit.

Des meien wunder.

Sô die bluomen ûs dem grase dringent,
 si lachen gegen der spilden sunnen,
 nem meien an dem morgen fruoz,
 diu kleinen vögellîn wol singent
 besten wise die si kunnen,
 wünne mac sich dâ gelichen zuo?
 Ist wol halb ein himelriche.
 wir sprechen waz sich deme geliche,
 sage ich, waz mir dike baz
 sinen ougen hât getân,
 taete ouch noch, gesæhe ich daz.
 Swâ ein edeliu schœne frowe reine,
 gekleidet unde wol gebunden,
 kurzewile zuo vil liuten gât,
 elichen hôhgemuot, niht eine,
 sehende ein wênic under stunden,
 der sunne gegen den sternem stât:
 er meie bringe uns al sin wunder,
 ist dâ sô wünneclîches under,
 vil minneclîcher lip?
 âzen alle bluomen stân,
 kapfen an daz werde wîp.

3 Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen,

gên wir zuo des meien hôhgezite!
 der ist mit aller sîner krefte komen.
 Seht an in und seht an schœne frouwen,
 wederz ir daz ander überstrite;
 das bezzer spil, ob ich daz hân genomen.
 Owê der mich dâ wellen hieze,
 deich daz eine dur daz ander lieze,
 wie rehte schier ich danne kür!
 hêr Meie, ir müezet merze sîn,
 ê ich mîn frowen dâ verlûr.

Der troum.

1 Do der sumer komen was,
 und die bluomen dur daz grâs
 wünneclîchen sprungen,
 aldâ die vogelesungen,
 dar kom ich gegangen
 an einen anger langen,

Da ein lûter brunne entspranc;
 vor dem walde was sîn ganc,
 dâ diu nahtegale sanc.

2 Uf dem anger stuont ein boum,
 dâ getroumde mir ein troum.
 ich was zuo dem brunnen
 gegangen von der sunnen,
 daz diu linde mære
 den küelen schaten bære.

Iß dem brunnen ich gesaz,
 miner swære ich gar vergaz,
 schier entslief ich umbe daz.

3 Dô bedûhte mich zehant,
 wie mir dienten elliu lant,

wie min sêle ware
ze himel âne swære,
und wie der lip solte
gebâren swie er wolte.

Dâ ne was mir niender wê.
gôt der waldes, swiez ergê:
schœner troum enwart nie mê.

4 Gerne slief ich iemer dâ,
wan ein unsæligiu krâ
diu begonde schrîen.
daz alle krâ gedien
als ich in des gûnne!
si nam mir michel wûnne.

Von ir schrîenne ich erschrac:
wan daz dâ niht steines lac,
sô wær ez ir suontac.

5 Wan ein wunderaltes wîp
diu getrôste mir den lip:
die begond ich eiden.
nû hât si mir bescheiden
waz der troum bediute;
das hœret, lieben liute:

Zwên und einer daz sint drî;
dannoeh seit si mir dâ bi,
daz min dûme ein vinger si.

Der sich selber twinget.

Wer sleht den lewen? wer sleht den
risen?
wer überwindet jenen unt disen?

Daz tuot jener der sich selber twinget
und alliu sîniu lit in huote bringet
ûz der wilde in stæter zûhte habe.
geligeniu zuht und schame vor gesten
mugen wol eine wile erglesten:
der schîn nimt drâte ûf unt abe.

Versagen bezzer danne liegen.

Swelch hêrre nieman niht versaget,
der ist an gebender kunst verschraget,
der muoz iemer nôtic sîn ald triegen.
zehen versagen sint bezzer danne ein liegen.
geheize minre unde grûeze baz,
well er ze rehte umb êre sorgen.
swes er niht mûge ûz geborgen
noch selbe enhabe, versage doch daz.

K i n d e s z u h t.

1 Nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten:
den man zêren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.
Dem ist ein wort als ein slac,
den man zêren bringen mac:
kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten.

2 Hûetent iuwer zungen:
daz zimt wol dien jungen.
stôz den rigel für die tür,
lâ kein böese wort dar für.
Lâ kein böese wort dar für,
stôz den rigel für die tür:
daz zimt wol dien jungen.
hûetent iuwer zungen.

3 Hûetent iuwer ougen
offenbâr und tougen:
lânt si guote site spehen
und die böesen übersehen.
Und die böesen übersehen
lânt si, guote site spehen
offenbâr und tougen:
hûetent iuwer ougen.

4 Hûetent wol der ôren,
oder ir sint tôren.
lânt ir böesiu wort dar in,
daz gunêret iu den sin.
Daz gunêret iu den sin,
lânt ir böesiu wort dar in,
oder ir sint tôren.
hûetent wol der ôren.

5 Hûetent wol der drier
leider alze frîer.
zungen, ougen, ôren sint
dike schalchaft, zêren blint.
Dike schalchaft, zêren blint
zungen, ougen, ôren sint.
leider alze frîer
hûetent wol der drier.

Tiuschiu zuht.

1 Ir sult sprechen willekomen:
der iu mære bringet, daz bin ich.
Allez daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich.

Ich wil aber miete:
wirt min lôn iht guot,
ich sage iu vil lihte, daz iu sanfte tu
seht waz man mir êren biete.

2 Ich will tiuschen frowen sagen
solhiu mære, daz si destê baz
Al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.

Waz wold ich ze lône?
si sint mir ze hêr:
sô bin ich gefûege und bite si nihtes
wan daz si mich grûezen schône.

3 Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
Uebel müeze mir geschehen,
kûnde ich ie min herze bringen dar,

Daz im wol gefallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte str
tiuschiu zuht gât vor in allen.

on der Elbe unz an den Rîn
er wider unz an Ungerlant
igen wol die besten sîn,
in der werlte hân erkant.
ich rehte schouwen
gelâz unt lip, [wip
r got, sô swüere ich wol daz hie diu
sint danne ander frouwen.
iusche man sint wol gezogen,
als engel sint diu wip gotân.
si schildet, derst betrogen:
kan sîn anders niht verstan.
ent und reine minne,
lie suochen wil, [vil:
l komen in unser lant: da ist wünne
müeze ich leben dar inne!

unde reht ligent dar nider.

an Tode Heinrich's VI., gest. 28. Sept.
1197.)

saz ûf eime steine,
hte bein mit beine,
sazt ich den ellenbogen:
te in mine hant gesmogen
ne und ein mîn wange,
hte ich mir vil ange,
an zer werlte solte leben:
en rât kond ich gegeben,
an driu dinc erwurbe,
keines niht verdurbe.
ei sint êre und varnde guot,
cke ein ander schaden tuot:
itte ist gotes hulde,
eier übergulde:
lte ich gorne in einen schriu.
er desn mac niht gesin,

Daz guot und weltlich êre
und gotes hulde mêre
zesamene in ein herze komen.
20 stîg unde wege sint in benomen,
untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze.
fride unde reht sint sêre wunt:
diu driu enhabent geleites niht, diu zwei
enwerden ê gesunt.

Philippe; setze den weisen ûf.

(Mârz 1198.)

Ich hôrte ein wazzer diezen
und sach die vische fliezen,
ich sach swaz in der werlte was,
velt, walt, loup, rôr unde gras.
swaz kriuchet unde fliuget
unde bein zer erde biuget,
daz sach ich, unde sage iu daz:
der keiner lebet âne haz.
Daz wilt und daz gewürme
die strittent starke stürme;
sam tuont die vogel under in,
wan daz si habent einen sin:
si dûhten sich ze nihte,
si enschüefen starc gerihte.
Si kiesent künige unde reht,
si setzent hêrren unde knecht.

Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mugge ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât!
bekêre dich, bekêre!
die cirkel sint ze hêre;
die armen künige dringent dich:
Philippe, setze en weisen ûf, und heiz si
treten hinder sich.

Reidhard,

), ein höchst fruchtbarer Lyriker, wahr-
aus Baiern stammend (Grimm hält ihn
Oesterreicher), war in Baiern ansässig
awenthal, Neuenthal), nahm an einem
Theil, verlor gegen 1280 die Gunst
s von Bayern, und wandte sich nach
wo er vom Herzog Friedrich II. freund-
kommen wurde, starb in Wien, wo sein

Grab in der Stephanskirche sich befindet. Er be-
gründete die höfische Dorfpoesie, welche die
Freude und Lust des Landvolks den höfischen Krei-
sen singt, und einen scharfen Gegensatz zur Senti-
mentalität der eigentlichen Minnelieder bildet. Ihre
Verbtheit artet nicht selten in Platttheit aus. Mit-
hard hat indeß auch eigentliche Minnelieder ge-
dichtet.

Frühlingslieder.

1.

dem berge und in dem tal
an aber der vogele schal;
ls ê

sieht man klê;
rûm ez, winder! du tuost wê.

2 Die buome, die dâ stuonden grîs,
die habent alle grüenez rîs,
vogele vol;
daz tuot wol,
dâ von nimt der mei den zol.

II.

1 Nû ist der küele winder gar zergangen;
diu naht ist kurz, der tac beginnet langen;
sich hebet ein wünnelichiu zit,
diu alder werlde vreude git;
baz gesungen nie die vogele â noch sit.

2 Komen ist uns ein liehtiu ougenweide;
man siht der rôsen wunder ûf der heide,
die bluomen dringent durch daz gras;
wie schône ein wise getouwet was,
dâ mir mîn geselle zeinem kranze las.

III.

1 Der walt stuont alle grîse
vor snê und ouch vor ise,

der ist in liehter varwe gar;
nemt sin war,
stolziu kint,
und reiet, da die bluomen sint!

2 Uf manigem grüenem rise
hört ich süeze wise
singen kleiniu vogellîn,
bluomen schîn
ich dâ vant;
heide hât ir lieht gewant.

3 Ich bin holt dem meien,
dar innc sach ich reien
mîn liep under der linden schat;
manic blat
ir dâ wac
für der heizen sunne tac.

Reinmar von Zweter,

um 1250 blühend, in den Rheinlanden geboren, in Oesterreich aufgewachsen, lebte längere Zeit in Böhmen, besuchte aber auch als wandernder Sânger verschiedene Länder und Höfe, scheint gegen

1270 gestorben zu sein. — Außer zwei gr Gedichten hat er nur Sprüche verfaßt, sämt in derselben Strophenform (s. die beiden Pro aber von großer Mannigfaltigkeit des Inhalts

Daz böeste vleisch.

Daz böeste vleisch, daz ie getruoc
wolf oder hunt in sinem munde, daz was
böese genuoc;

des böesen menschen zunge ist böeser vil; sô
wê in, die si tragen!

Mit Worten krenket si den luft,
und senket jene, die si tragent, in der helle
gruft.

kuierûnen, lugelosen, meinswern, spotten,
smeichen, vluoch bejagen,

Das kan diu böeze zunge und dannoch mêre.
si enzündet schande unt leschet hoves êre;
si snabelsnellet ûf die besten
das böeste, daz si vinden kan.

diu werlt nie böeser vleisch gewan;
des müezen sich die maden an ir mesten!

Diu reine zunge.

Diu reine zunge ist alsô guot,
daz si Gote mit den Worten sanfte in
ôren tuot;

si sûenet unt samnet vriunt, unt le
mangen swæren zo.

Wol im, der si behûset hât,
und ouch dem herzen, daz der zungen
ket solhen rât!

er si, swes kint er welle, ich wil in h
vür edel unt wol gel

Diu reine zunge lât sich niht ermieten
die miete kan sich niemen anbieten,
daz si sich zuntriuwen valde.

diu reine zunge erwerben kan
guot wip ze vriunde und werden man;
er sælic munt, der reiner zungen wald

Ulrich von Lichtenstein,

aus einem steiermärkischen Geschlechte, geboren um 1200, führte ein höchst abenteuerliches Leben, welches er in einem erzählenden Gedicht, Frauen- dienst (1255) betitelt, dargestellt hat. Im Jahre 1268 bei einem von König Ottokar in Breslau veranstalteten Feste des Hochverraths angeklagt, mußte er ein halbes Jahr in Böhmen in Haft zu-

bringen. Er starb um 1275. Seine sämtl Minnelieder hat er in den „Frauendienst“ geflochten, welches Werk, obwohl ohne großen literarischen Werth, in sofern wichtig ist, als e Schattenseiten des Minnedienstes klar erkennen. Außerdem verfaßte er ein didaktisches Gedicht „Si (Vorwurf, Spott) oder der Frauen Buch“ (1:

Aus dem Frauendienst.

1 Den guoten wiben si genigen
von mir, swie si mich doch verzigen

nâch dienst ofte ir lônnes hânt.
her, waz si tugent doch begânt!
der werlde heil gar in stât,
ich wæn, Got niht sô guotes hât,

ein guot wip. daz ist alsô:
es stât ir lop von schulden hê.

2 Man muoz mirs jehen, wan ez ist
wâr,

daz wibes güete niemen gar
colloben an ein ende mac;
ir lop sich breitet als der tac.
wê endet sich der sunnen schîn?

wer mir daz ûf die triuwe sîn
kan gesagen, dem muoz ich jehen,
daz er vil verre hab gesehen.

3 Ir schîn durchliuhtet elliu lant;
lâ von ist mir vil unbekant
ir schînes sprunc, ir schînes ort.
sich endent sanfter elliu wort,
und swindent lihter elliu jâr,
ê daz der wibe güete gar
und ouch ir hôhiu werdekeit
mit worten werde gar volseit.

4 Wie sol man des vol ze ende komen,
les ende nimmer wirt vernomen,
und daz für wâr niht endes hât?
Alsô diu werlt nû gar zergât,
lannocho ist der wibe bris
ze himel und in paradîs;

dâ von mîn sin und mîn gedanc
in lop ze sprechen ist ze kranc.

5 Wip sint reine, wip sint guot,
wip sint schœne und wol gemuot,
wip sint guot für senediu leit,
wip die füegent werdekeit,
wip die machent werden man.
wol im, der daz verdienen kan,
daz si im bîetent vriundes gruoze!
dem wirt vil maneger sorgen puoz.

6 Wip sint hôher sælden rîch;
den engeln nie niht sô gelîch
wart, alsam ir schœner lîp.
ein tugentriche reine wip,
diu sich vor wandel hât behuot,
diu hât für wâr wol engels muot!
ir lîp hât ouch wol engels schîn;
daz nim ich ûf die triuwe mîn.

7 Nach diesem lob sô heb ich an
ein mære, als ich beste kan;
in Gotes namen ich ez hebe,
unt wunsche des, daz er iu gebe
gein mir sô zûhterîchen muot,
daz ez iuch alle dunke guot;
sô wirt mîn arbeit niht verlorn.
ich hab daz liegen dran versworn.

Konrad von Würzburg.

(Siehe oben Seite 58.)

Minnelied.

1 Jar lanc wil diu linde
vom winde
sich velwen,
Diu sich vor dem walde
ze balde
kan selwen;
Trûren ûf der heide
mit leide
man ûebet;
sus hât mir diu minne
die sinne
betrieobet.

2 Mich hânt sende wunden
gebunden
ze sorgen;
Die muoz ich von schulden
nû dulden
verborgen.
Diu mit spilnden ougen
vil tougen
mich sêret,
diu hat mîn leit niuwe
mit riuwe
gemêret.

3 Genâde, vrouwe reine,
du meine,
mich armen!
Lâ dich mînen smerzen
von herzen
erbarmen!
Mîn gemüete enbinde
geswinde
von leide!
ûz der minne viure
dîn stiure
mich scheide!

Winterlied.

(Nur eine Strophe, als Probe, wie weit die
Spielerei mit Reimen ging.)

1 Gar bar lît
wit walt kalt,
snê wê tuot;
gluot si bî mir.
Gras was ê,
klê spranc blanc,
bluot guot schein;
ein hac pflac ir.

Schœne dœne klungen
 jungen liuten, triuten
 inne minne merte;
 sunder wunder bære
 swære wilden bilden
 heide, weide rerte,
 dô vrô sâzen die
 der ger lâzen spil wil hie.

Aus der goldenen Schmiede.

(Eingang.)

Ei kûnd ich wol enmitten
 in mînes herzen smitten
 getûhte ûz golde smelzen

und lichten sin gevelzen
 von karfunkel schône drin,
 dir hôhiu himelkeiserin,
 sô wold ich dîner wîrde ganz
 ein lop durchliuhtic unde glanz
 dar ûz vil harte gerne smiden.
 nû bin ich an der künste liden
 sô meisterlîchen niht bereit,
 daz ich nach dîner werdekeit
 der zungen hamer künne slahen
 oder minen munt alsô getwâhen,
 daz er ze dînem prise tûge,
 ob immer ûf ze berge vlûge
 mîn rede alsam ein adelar,
 dîn lop enkûnd ich nimmer gar
 mit sprûchen überhoehen u. s. w.

Der Meißner,

ohne Zweifel aus Meissen, zwischen 1260 und 1280
 blühend, zu den wandernden Sängern gehörig. —

In seinen Gedichten zeigt sich die Hineigung
 Didaktischen.

Die Bunge.*)

Sô unreine noch sô arc wart nie kein
 spinne, [versinne,
 sô gistic, sô valsch, sô unnütze, alsô ich mich
 sô diu boese zunge des menschen ist.
 Sie liuget, triuget, smeichet, manigen mort
 sie stiflet, [giftet;
 ir untriuwe, ir lûppikeit alle gift über-

vervluochet unt verwâsen ist ir list.
 Sô ist diu guote dâ bi sô guot, daz n
 muoz lobes beken
 sie sluzet zuo die helle unt tuot den
 ûf, alliu dinc kan sie ne
 sie hât wunsches gewalt gegen Gotes
 munge, [guote z
 unde aller sælden seggen, sô guot i
 des muoz sie Got gewern an alle vis

Meister Johannes Hadlaub,

aus Zürich, um 1290 blühend. — Seine Minne-
 lieder gehören theils der ritterlichen Minnedichtung,

theils der durch Nithart angebahnten höfischen
 poesie an.

Die breiten Hüte.

Der site ist in Oesterrich
 unminnenklich,
 daz schoene frouwen
 tragent alle hüete breit;

*) Vergleiche oben die Lieder von Reinmar von
 Zweter.

Wan ir minnenklichen var
 mag man gar
 selten geschouwen,
 sos ir hüet hânt ûfgeleit.

Manigen wær diu zit gar unverdr
 sæch man dicker ir wengeln
 und ir lichten ougen schîn.
 wan wæren die hüet geflozzon
 Tuonowe ab, sô möhte ez sîn!

Heinrich Frauenlob,

Meißen um 1260, begab sich früh auf
hast (nach Dänemark, Rügen, Branden-
en, Baiern, Kärnthen etc.), lebte später
wo er den 30. November 1318 starb,

und von Frauen zu Grabe getragen wurde. Der
Sage nach soll er dort die erste Meistersänger-
schule gestiftet haben. — Er war ein sehr frucht-
barer Dichter: Lieder, Leiche, Sprüche.

Lob der Frauen.

Reiche ez wol uf mnen eit,
der werlde doch niht ist,
sorge und allez leit
in müge mit süezer list
me ein rein, trüt, sælic wip.
s wolgemuot ein man
s, swenn si in lachet an!
gel heiz ich leitvertrip.

An die Frauen.

ien vrouwen, reine wip,
daz reht, daz ich iu sage:
ic getiuren iuweren lip
nt baz von tage zu tage,
z ein von der andern niht
en hoere ein swachez wort?
zet hie und decket dort,
ein süeze zuoversiht.

Prismeln.

Swer zeigtet kunst, dâ man ir niht erken-
net,
swer ungezemtiu jungiu ros unkunde vürte
rennet,
swer lange krieget wider reht,
swer vil ver stolnes koufet,
Swer vil mit nächgebûren sich gebâget,
swer ungewizzenlichen gar die ungezogenen
vrâget,
swer streichet dicke vremden hunt,
swer alte juden toufet,
Swer dienet, dâ man sîn niht gert,
swer sich mit lügen wil machen wert,
swer spotten wil der alten,
swer uf die verre vriunt sich sêre fidet,
swer sîn getriuwe sælic wip durch valsche
minne mîdet,
sol dem ez allez wol ergân,
dez muoz gelücke walten.

Barthel Regenbogen,

unter Heimath, ein Schmied, Zeitgenosse
bei dem er sich lange in Mainz auf-

gehalten zu haben scheint. — Er hat in gewisser
Hinsicht Aehnlichkeit mit Hans Sachs.

Nacht des Berufs.

enboge
n smit,
anebôz
kümerlich mîn brôt.
t mich besezen;
ht lenger uf gezogen,
gar schier greif ich ein anderz an.
ges gir
n wit;

het ich die rehten mâz,
an rimen lit ich keine not,
die kan ich wol gemezzen,
daz sult ir al gelouben mir,
daz ich wil tihten als ein künstlic man.
Ez hât mich dick unt vil gerûwen, daz ich
hân getân:
mir zæm ouch baz zwei hendlin wîz, dâ zuo
ein müezic leben;
ie doch sô lâz ich niht dâ von,
sit sich mîn herz in solich kunst hât geben.

III. Didaktische Poesie.

Thomasin von Sirecläre,

h aus dem Geschlecht der Sireclaria
stammend, zu Otto's IV. und Fried-
zeiten lebend, schrieb um 1216 den
"Gast," ein didaktisches Gedicht, wor-

in die staete (Beharrlichkeit) als Quelle der Tug-
enden und die unstaetekeit als Quelle der Laster
dargestellt wird. Es enthält 14,752 Verse, ist
aber bis jetzt nur in Bruchstücken veröffentlicht.

Der arme und der reiche.

(siehe Gast, Vers 2677 — 2697.)
hât müe und ouch der reiche,
z geteilt geliche.
bandbuch. III.

derz wol mit sinne ersehen han,
jâ hât niht wîrs der arme man.
dem armen ist wê mit der armuot,
dem richen ist wê mit sînem guot.
sol man mir iht, sô ist mir leit,

daz diu werunge ist niht bereit.
 sol aber ich iht, sô ist mir swær,
 10 daz ich nien hân wâ mit ich wer.
 derz allez wol erahten wil,
 si habent nâch gelichez zil.
 swer nien hât, dem nimt man niht,
 dem rîchen man vil abe briht.
 der rîche durch sîn eigen guot
 muoz dicke haben trûeben muot,
 urluge, zorn und grôzen baz;
 im wær der âne lihte baz.
 der rîch durchz guot muoz vil vertragen;
 20 wil erz ave vertragen niht,
 leit im anme guote geschiht.

Der wise man.

(B. 9001 — 9030.)

Der kan grammaticâ wol,
 der rehte lebet, als er sol.
 ob er niht rehte sprechen kan,
 sô ist er doch ein wise man.
 der kan dialecticâ ze reht,
 der an guoten dingen ist sleht,

und sich vor lügen hûeten zar.,
 daz er niht triege einn andern
 der kan rhetoricâ garwe,
 10 der mit der einvalte varwe
 verwen sîne rede kan;
 wizzet, daz er ist ein wise man,
 ob er ez tuot an boesen list,
 sô weiz ich daz er wise ist.
 der kan gēometrie wol,
 der nimēre tuot danner sol,
 und der niht minner ze tuon mu
 danne er von rehte tuot.
 swer arithmeticâ kunnen wil,
 20 der sol âne zal harte vil
 guotes tuon nâch siner maht
 beidiu tac unde naht.
 der kan die musicâ ze reht,
 der sîn leben sô machet sleht,
 daz er machet siner worte dône
 mit den werken eben hellen schô
 ir solt wizzen, daz der man
 wol astronomie kan,
 swer sich zieret mit der tugent
 30 sterne an alter und an jugent.

Aus Freidank's Bescheidenheit.

Es ist noch unentschieden, ob Freidank ein wirklicher oder angenommener Name (Freidenker) sei; nach einiger Vermuthung ist Walther von der Vogelweide der Verfasser. Der Dichter nahm an Friedrich's II. Kreuzzuge Theil und

schrieb sein Werk um 1229. Bescheiden zeichnete damals „Einsicht, Verständigkeit, Beurtheilung der Dinge.“ Das Gedicht sich in der Form von Sprüchen über die fächsten Lebensverhältnisse.

Ich bin genant BESCHIEDENHEIT,
 diu aller tugende krône treit.
 Mich hât berihtet VRIDANC,
 ein teil von sinnen, die sint kranc.

Von gote.

Gote dienen âne wanc
 deist aller wisheit anevanc. —
 Swer umbe dise kurze zît
 die êwigen vrôude gît,
 der hât sich selber gar betrogen
 unt zimbert ûf den regenbogen. —
 Swer die sêle wil bewarn,
 der muoz sich selben lâzen varn. —
 Swer got minnet als er sol,
 10 des herze ist aller tugende vol. —
 Swelch mensche lebt in gotes gebote,
 in dem ist got, und er in gote. —
 Gote ist niht verborgen vor,
 er siht durch aller herzen tor. —
 Wir suln mit allen sinnen
 got vûrhten unde minnen. —
 Got hât allen dingen gebn
 die mæze, wie si solten lebn. —

Die liute snident unde mænt
 20 von rehte, als si den acker sæ
 Ein iegelicher lôn enpfât
 dar nâch, als im sîn herze stât. —
 Got hôrte Môyses gebet
 daz er den munt nie ûf getet:
 swes noch ein reine herze gert,
 des wirt ez âne wort gewert. —
 Got elliu dinc geschaffen hât
 von nihte. swer die kraft verstât,
 den dunket daz ein wunder niht,
 30 das sît geschach unt noch ges
 Swer mit Kriste wil bestân,
 der muoz ouch kristen glouben h

Von der werlde.

Diu werlt gît uns allen
 nâch honge bitter gallen. —
 Zer werlde mac niht sîezers stn
 dan ein wort, daz heizet min. —
 Hiute liep, morne leit,
 deist der werlde unstetikeit. —
 Daz herze weinet manege stant,

a lachen muoz der munt. —
rôz der werlde vröude st,
st doch todes vorhte bl.

Von sünden.

sünden buoze in alter spart,
; die sêl niht wol bewart. —
æme siner sünde war,
swige die vrenden gar. —
mit sünden sî geladen,
in herze riuwe baden. —
rôz sî iemens missetât,
unoch groezer gnade hât. —
zer ûf ze berge gât,
nac des sünders werden rât:
in so'z vliezet tougen
herzen ûf zen ougen.

an den wîsen unde tôren.

nhât nieman wîsen muot
der gotes willen tuot. —
bes sin er mêret,
sheit gerne lêret. —
t michel elter ist
kunst und al der werlde list. —
eman wisheit erben mac
kunst, daz ist ein grôzer slac. —
sen manegez irret,
tôren lützel wirret. —

Ich næme eins wîsen mannes muot
vür zweier rîcher tôren guot. —
Die wîsen kurzewille hant,
sô sî mit tôren umbe gant. —
Bî rede erkennich tôren,
den esel bî den ôren.
Swaz an den tôren wandels sî,
dâ bezzern sich die wîsen bî.
Wir gevallen alle uns selben wol,
10 dez ist daz lant der tôren vol. —
Swer wænet daz er wîse sî,
dem wont ein tôre nâhe bî.

Von der zungen.

Daz wirste lit, daz ieman treit,
deist diu zunge, sô man seit. —
Swaz wir übels hân vernomen,
deist meistens von der zungen komen. —
Diu zunge reizet manegen zorn,
da lip mit sêle wirt verlorn. —
Diu zunge reizet manege nôt,
die nieman wendet wan der tôt.
Diu zunge hât nehein bein,
10 unt brichet bein unde stein. —
Diu übele zunge scheiden kan
liebez wîp von lieben man. —
Vür schande wart nie bezzer list
dan der der zungen meister ist. —
Swâ diu zunge rehte tuot,
so ist nehein lit sô guot.

Der Winsbede,

den Hälfte des 18. Jahrhunderts, oder
um die Mitte desselben gedichtet, enthält
des Waters an seinen Sohn, dem er zu
nmen, tugendhaften und thätigen Leben

Anweisung gibt. — Ähnlicher Art, ohne Zweifel
eine Nachahmung des Winsbede, ist die Wins-
bedin, worin eine Mutter ihre Tochter Lebens-
weisheit lehrt.

Eingang.

u wîser man hêt einen suon,
s im liep, als manger ist;
t in lêren rehte tuon,
ach alsô: „mîn sun, dû bist
p; An allen valschen list
dir, sam dû selber dir;
ge mir ze dirre vrist,
e ich lebe: ez ist dir guot;
h ein vremder ziehen sol,
st niht, wie er ist gemuot.
in, inneclîche minne Got,
an dir niemer missegân;
st dir ûz aller nôt.
a der werlte goukel an,
ir volger triegen kan,
az ir lôn ze jungest ist,

daz soltû sinneclîche verstan:
si wigt ze lône sündiu lôt;
swer ir ze willen dienen wil,
derst lîbes und der sêle tôt.

3 Sun, merke wie daz kerzen licht,
die wile ez brinnet, swindet gar;
geloube daz dir sam geschicht
von tage ze tage, ich sage dir war.
des nim in dînem sinne war,
unt rihte hie dîn leben alsô,
daz dort diu sêle wol gevar.
swie hôch an guote wirt dîn nam,
dir volget niht wan alsô vil
ein lîn tuoch für dîne scham.

4 Sun, gip im, der dir hât gegeben
und aller gâbe hat gewalt;
er gît dir noch ein iemerleben
und ander gâbe manicvalt,

mê danne loubes hât der walt.
und wilt dû koufen disen hort,
in sinen hulden dich behalt,
unt sende guote boten vür,
die dir dort vâhen witen rûm,
ê daz der wirt verslahe die tür.
5 Sun, elliu wisheit ist ein wiht,
diu herze sin ertrahten kan,

hât man ze gote minne niht,
unt siht in niht mit vorhten an
ez sprach hie vor ein wiser man
daz dirre werlte wisheit si
vor gote ein tôrheit sunder wâr
dâ von sô rihte dinen sin,
daz dû in sinen hulden lebest,
unt lâ dich aller dinge an in.

Der Stricker,

um 1235 blühend, ein Oesterreicher. — Außer
didaktischen Gedichten („Die Welt,“ Sammlung
von Beispielen oder Fabeln, Klage über den Ver-

fall der Sitten u. A.), noch der Pfaffe
eine Umarbeitung des Rolandsliedes.

Gleichniß.

Swelch boum des bluodes wunder birt,
dâ doch niht obezes ûfe wirt,
des blüen wirt schiere unmære.
Er glichet dem lügenære,
der mër geheizet, danne vil,
des er doch geben niht enwil.
Des boumes bluot und jenes geheiz,
daz ist mir rechte, als ich wol weiz.

Parabel.

Ein jæger fuor in einen walt,
dâ wâr die affen ungezalt:
dâ wold er jagen inne.
Dô sach er ein äffinne;
den hunden er vaste dar schrei.
Diu äffin het ir kinde zwei,
der was si einem vil holt;
an dem andern het si wol verdolt,
daz ez hindr ir bliben wære:
10 daz was ir gar unmære.
Si truoc daz liebe kint hin;
dô het daz leide den sin,
daz ez si umbe den hals gevienc
und ir sô vaste ane hienc,
daz siz ouch hin muoste tragen.
Dô begunde der jæger alsô jagen,
daz si im niht mohte entrinnen.
Des wart si vil wol innen
unt warf daz lieber kint von ir.

20 Daz wære ir wille und ir gi
daz si von dem leiden wær entl
Daz machet ir vil grôzen schad
ez hienc ir an unz an die vart,
daz si dâ mite gevangen wart.

Nû hocret unde merket mich,
waz dem jæger si gelich,
der die äffinne brâht in nôt:
daz ist der vil gewisse tôt,
der uns allen ist beschaffen:
30 der jaget vil mangel affen.
Nû merket diu kint beide,
daz liebe und daz leide.
Daz liebe kint ist werltlich guo
des man sich müelich abe getuo
daz hât mangr unz an den tac,
daz erz niht mër gebaben mac.
Die sünde sint daz leide kint:
swie leit si doch den menschen
si halsent sich sô vaste an in!
40 Sô erz guot muoz werfen hi
und ez niht fürbaz bringen kan,
sô hangent im die sünde an,
unz in der tievel væhet.
Het er si ê versmæhet,
unt hete sich ir abe getân,
sô wurder mangel nôt erlân.
Die affen sint junc oder alt:
ir aller muot ist sô gestalt,
daz si vrömde fröude borgent
unde selten rechte sorgent
umbe dehein künftige nôt:
daz ist vil mangel affen tôt.

Ulrich Boner,

Predigermönch in Bern, häufig in Berner Urkun-
den von 1324 — 1349 erwähnt, hat 100 Fabeln und

Erzählungen (bischofte) zu einem Ganzen
Namen „Edelstein“ zusammengestellt, i

Von einem tōrechten schuolpfaffen.

Von natiurlicher tōrheit.

Von einem ritter list man daz,
daz er in hōhen êren saz,

in richtuom unde in wirdekeit.
Sinen sun hât er geleit
ze schuol. Nû kam er ûf die tri
daz er diu buoche unde diu schri
gar kleinen geriet verstan.

le nicht abe län,
 ein pfaffen guot
 icht; daz war sîn muot.
 er in gën Pâris;
 d er werden wis.
 te er dô was,
 vil der buochen las.
 gesellen vil,
 seitenspil;
 r mangel tac,
 eit er enpfac;
 unmâzen grôz,
 atter sêr verdrôz.
 lande kan,
 it gelernet hân,
 unmâzen frô.
 schaft macht er dô;
 t er al gemein,
 che, grôz und klein.
 kamen dar,
 pfaffen eben war;
 iren kluoc
 lichen sitten gnuoc.
 die stubentür;
 h geboret für,
 kuozagel geslagn.
 hôhe pfaffe sagen:
 : grôz wunder gnomen,
 ch diu kuo si kômen,
 beliben ist
 Zuo der selben frist
 len liuten ûz,
 ch für sis vatter hûs,
 t den himel an.
 et gar schön ûf gan.
 i vast unib sich dô;
 en alle frô;
 sicher wesen,
 niam gelesen,

und wær ein her in hôher kunst.
 Dô was noch witze noch vernunst.
 Dô er den mont sô ane sach,
 50 er gieng wider in und sprach:
 „eis dinges mich grôz wunder nint,
 daz ich mit flîze hab besint
 daz der mont sô gelich ûf gât
 dem monde, den ich in der stat
 sach zuo Pâris; des wundert mich;
 si sint einander sô gelich;
 er muoz sîn ein gar wiser man,
 der die zwên unterscheiden kan.“
 Dô der ritter daz ersach,
 60 ze sinen friunden er dô sprach:
 „von schulden ist mîm herzen zorn!
 Kost und erbeit ist gar verlorn
 an mîme sun, daz dunct mich wol,
 wan er ist aller tôrheit voll.“
 Der vatter und die friunde sîn
 muosten in ein tôren lâzen sîn.
 Wer von natur ist unbesint,
 und minder witz hât den ein kint,
 den mag diu schuole zuo Pâris
 70 an sinnen niemer machen wis.
 Ist er ein esel und ein gouch,
 daz selb ist er zuo Pâris ouch.
 Wâ diu natûr verirret ist,
 waz schiet dâ hôher pfaffen list?
 waz hilft daz einr ze schuole vert,
 und grôz gelt âne nutz verzert,
 und hoert vil hôhe meister lesen?
 ein tôr muoz er doch iemer wesen.
 Guote buoch gewint er wol,
 80 guot pfaffe er niemer werden sol.
 Hie heim ein tôr, ein narre dort,
 tôrecht sîn werc und tumb sîn wort
 Er was ze schuole, als man las;
 er wurde kein pfaffe furbaz.

Zweiter Abschnitt.

1300 bis 1525.

Halb Suter,

gebürtig, nahm Theil an der Schlacht bei Sempach (1386) und besang sic.

ried's Tod.
 on dem strit ze Sempach.“)
 ls hör was veste,
 lick und breit:
 die frommen geste.
 ied, der seit:
 rs geniessen lon
 kind und frowen,
 n frevel beston!“

2 „Trüwen lieben Eidtgenossen,
 min leben verlür ich mitt.
 Si hand ir ordnung gschlossen:
 wir mögends in brechen nitt.
 He! ich wil ein inbruch han:
 des wellend ir min gschlechte
 in ewig geniessen lan!“
 3 Hiemit do tett er fassen
 ein arm voll spiess behend;
 den sinen macht er ein galsen,

sin leben hatt ein end.
 He! er hat eins löwen muot;
 sin manlich dapfer sterben
 was den vier Waltstetten guot.

4 Also begundentz brechen
 des adels ordnung baldt
 mit howen und mit stechen.
 Gott siner selen walt!
 He! wo er des nit het gethan,
 so wurd dEidtgnossen han kostet
 noch mengen biderman.

5 Si schluogend unverdrossen,
 erstachend mengen man;
 die frommen Eidtgenossen
 sprachend ein andern trostlich an.
 He! den löwen es ser verdross;

der stier tett vintlich sperren,
 dem löwen gab er ein stoss.

6 Der löw fieng an ze mawen
 und treten hinder sich;
 der stier starzt sine brawen
 und gab im noch ein stich,
 he! das er bleib uff dem plan:
 „Ich sag dir, rucher löwe,
 min weid muost mir bie lan!“

Schlussstrophe.

Halbsuter unvergessen,
 also ist er genant,
 z Luzern ist er gesessen
 und alda wol erkant;
 he! er was ein vrölich man!
 dis lied hat er gedichtet,
 als er ab der schlacht ist kan

Heinrich der Reicher,

lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts
 meistens zu Wien, wo er auch gestorben zu sein
 scheint, einer der fruchtbarsten didaktischen Dich-

ter seiner Zeit. — Mehr als 300 Sprüche
 sind uns erhalten.

Das nyemant der welt gevallen chan.

Ein pawr uber ein markcht rait,
 der was gros, lanck und prait,
 und das rössel cklein und smal.
 Dem paurn hingen die fues ze tal
 paidenthalben auf das mos.
 Do sprachen die lewt: „Der rait ein ros,
 es ist ckleiner vil, dann er,
 er trueg es vil leichter her,
 dann es in mag getragen.“
 10 Da gedacht er ym: „Das wil ich wagen.“

Da er an die herberg ckam,
 das rössel er auf die achsel nam,
 und trugs hin wider durch die lewt.
 Da sprachen sy: „Nu wol mir hent
 wer sach yee so spähen synn?
 Ein pauer trait sein ros dahin;
 ist es nicht ein fremder syt?“
 Da gedacht er: „Da pruef ich mit,
 das sich nyemant senen sol
 aller welt gevallen wol.“ —
 Yeder man treib sein pesten synn,
 Und lass sagen auf und nider, her und

Peter Suchenwirt,

ein Oesterreicher, dichtete in der zweiten Hälfte des
 14. Jahrhunderts, hielt sich meistens in Wien auf.
 Er gehörte zu den Wappendichtern, welche die Wap-

pen und ihre Träger besangen. — Historische
 dichte und Spruchgedichte.

Aus dem Loblied auf den Reicher.

Nu dar, her sinn, seit ir bereit
 mit willicleicher arbeit,
 so sawmbt ew nicht, des ist czeit;
 der tugende schacz begraben leit
 hie in des todes zimmer;
 den scholten chlagen ymmer
 priesterschaft und werde weib.
 Er hat mit chewschait seinen leib
 uncz an sein end behalten;
 10 gottleicher weisheit walten

begund er für der werlde spot;
 im liebet in dem herzen got
 für alle werltleich ere;
 sein rat, sein weise lere
 ist in der werlde garten
 gesät mit worten czarten
 der werlt zu trost und got zu lob;
 mit guten sitten swebt er ob
 allen den, die getichtes phlegza;
 20 spil, lueder liez er underwegen;
 swern, schelten, pose wort
 wart nie chains von im gehort;

len eren nicht enczam,
 f het er vorcht und scham;
 ürchten und minnen
 erczen und mit sinnen
 gewonheit er nicht lie.
 Morgens, wann der tag her gie,
 s czu dinst er berait
 t ganczes herzen innerchait
 nd aller engel schar,
 le mess ein ende gar
 ttes dienste namen.

Wez im got het hie beschert,
 daz wart nicht uppichleich verzert:
 spital, kirchen nam er war,
 und tait es mit der armen schar
 in gottes lieb mit milter hand. — —
 Mit trewen pit ich Suchenwirt
 40 Got für die seel andechtichleich.
 O Teychner, piderber Hainreich,
 dein leben was rain und guet;
 des werd die seele dein behuet
 vor biz der hellen flammen
 durch got nu sprechet Amen!

Muscatblüt,

weiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts (lebte noch 1437), soll mit Beifall an Höfen gesungen haben.

Frühlingslied.

Jach lust reit ich,
 eut ich mich
 ommer zyt;
 nger wyt
 lusteclich gezioret.
 hat die heyd
 iter cleit
 en ab,
 icher hab
 e sich gemüssieret.
 hertz gantz voller freuden was,
 h die blumen knopfen;
 in was nurgent nit ein gras,
 do bingen tropfen.
 üssem taw
 ch die auw
 lich überzogen
 lgen und mit rosen rot;
 nder not
 myn gemüt;
 eyen giit
 ich noch nie betrogen.

2 Schaut, wie der walt
 gar manigfalt
 in grüne stat,
 ein yglich blat
 nach siner art gezinnet.

Seht, wie das ryss
 treit hohen briss
 ins meyen crafft:
 sin linder safft
 durch hertes holtz uss rynnet.

Schaut an, wie wunneclichen stat
 berg. heyd und auch der anger
 mit manger lusticlichen sat;
 das felt ist worden swanger
 mit rechter frucht;
 manch liebe zucht,
 die nur der mey kan bryngen,
 mit liechten blumen wol gefar;
 die sonne clar
 giebt liechten schin
 die vögelin
 schoen in dem walde singen.

Heinrich von Laufenberg,

zwischen 1415 und 1458, Decan zu Freiburg im Breisgau. — Geistliche Lieder.

An meine Seele.

Ich döhlerlin, min sol gemeit,
 der hell endrinnen
 chowen Got in ewikeit,
 r din muot von hinnen.
 Din fründ, vater und muoter din,
 t der zit und eren,

daz muost du alles lassen sin,
 wiltu ze Got dich keren.

3 Die welt gat in der sünden naht
 und irret in den sinnen:
 ach edle sele, daz betracht
 und ker din herz von hinnen,

4 Halt us mit rüwens bitterkeit,
 din herz soltu verbinden,

und wer es aller welte leit,
so huet dich vor den sünden.

5 Got füert dich zuo der rehten hand
us diser welt ellende,
und setzt dich in daz vater land,
do fröud het niemer ende.

6 Do blibst du tag und ouch die naht
mit Gottes minn umbvangen,
waz herzen fröuden ie erdaht,
die best on als belangen.

7 Stand uf, stand uf, du sele min,
ker dich ze Gottes muoter,
und bit die edle künigin,
daz si dich hab in huote.

8 Sprich wilkom, edli künigin,
die gnad vor Got het funden,
enphab mich in die gnade din
an mines todes stunden.

9 Es ist mir dick und vil geseit,
ich wolt es nie gelouben,
der valschen welte trugenheit;
nun seh ichs mit den ougen.

10 Slah mirs nit under ougen min,
lasz mich dich, herr, erbarmen!
ach, durch die edle muoter din
enphab mich in din armen!

Meistergesang.

In der Chorweise.

1 Frölich wil ich heben an
mit meinem gsang uff diser ban.
In meiner hand füer ich ein fan,
daran findt man gezieret stan
ein kranz von rosen wol getan:
wer mir den abgewinnen kan
mit schallen und mit singen!

Ich hab ein krenzlin ausgehenkt;
wie schön es an der stangen schwenkt!
Wer sich nach seinen blumen lenkt,
der wird an künsten unbekrenkt;
und ob er die rechten mass erdenkt,
dem wird das krenzlin hie geschenkt;
ich wil ims selber bringen.

Das krenzlin ist gebunden da
mit einem seiden faden gra,
rot rosen dar in und viel bla,
mit ganzem fleiss gemacht,
nach lust gespiegelt als ein pfa;
und wer das krenzlin ane sah,
der denkt in seinem herzen ja:
Wer ich mit kunst besachet!
Sein kunst er dennoch fliessen la
züchtiglich an alle dra,
das er der blumen nit verjah,
dadurch er werd geschwachtet.

2 Hat er zu gueten kunsten fleiss,
singt er züchtig und auch weis,
er sei jung, alt oder greis,
der hie schon gewinnet preis,
so bin ich selber wol so weis,
ich biet im meines kranzes reis,
er wird im uffgesetzt.

Wer umb ein krenzlin singen well,
der tracht, das er die reime stell,
zal und mass dar von nit fel;
weis und wort er nit vertrell,
das recht gesang von herzen schnell,
und auch kein falscher tou nit grell,
dadurch er werd geletzet.

Ich wil im geben weise ler,
wie er sich zu dem krenzlin ker,
das er die bletter nit verser,
wenn er singens wil pflegen.
Singt er von der keuschen maget her,
eines teils von gotes leiden mer,
der ist für uns gemartert ser
und an dem kreutz gelegen;
singt er von dem planeten her,
die element und die acht sphär:
so wirbt er umb des kranzes er;
den trag ich im entgegen.

Priameln.

1 Wer ain bock zu aim gertner setzt,
und schaf und genss an wolff hetzt,
und sein zen sturt mit ainem scheid,
und hunden bratwurst zu behalten geit,
und gute kost saltzt mit eschen
und sein gelt legt in locherich deschen,
und in ain reusen geusst wein:
der dunckt mich nit wol witzig sein.

2 Wer baden wil ainen rappen weiss,
und daran legt sein gantzen fleiss,
und an der sunnen schne wil derren,
und wint wil in ain kisten sperren,
und ungluck wil tragen fayl,
und alle wasser wil binden an ain sail,
und ainen kalen wil beschern,
der tut, das da unnutz ist, gern.

Veit Weber,

aus Freiburg im Breisgau gebürtig,
Schlachten bei Herikort und Murten
ihm haben sich fünf, sämtlich auf

die Burgunderkriege sich beziehende Lieder erhalten,
worunter eines auf die Schlacht bei Mur-
ten (1476).

Die Schlacht bei Murten.

(ersten Strophen und die Schlusstrophe.)

Der Herz ist aller fröwden voll,
aber singen sol
ist ergangen;
erlanget tag und nacht,
er schimpf nun hat gemacht,
ich han verlangen.
Der Herzog von Burgunn genant,
er Murten hin gerant;
er wolt er rechen,
er vor Granson hat getan:
er spien er uff den plan,
er t er zerbrechen.
er und muren schoss er ab;
er in im gar lützel gab:
er es Got walten.
er warent mannlich lüht;
er burgunnen gabens nüt,
er und sy behalten.
er der nacht da stürmt er fast,
er weder ruh noch rast,
er lt er haben,
er t die Walchen in grosse not;

wol tusent bliben wund und tod;
mit Walchen füllt man die graben.

5 All die in Murten sind gsin,
die hand gros ehre geleget in:
will ich von inen sagen;
und welcher es vermöcht am guot,
so riet ich das in minem muot,
man het in zu ritter geschlagen.

6 Ein edler hauptman wol erkant,
von Bubenberg ist ers genant,
er hat sich ehrlich gehalten;
sin büchsenmeister schussen wol,
fürbas man nach im stellen sol,
wo man ein statt wil behalten.

7 Das wart der Eidgenossen geseit,
und wie das Murten wer beleit;
den pund thet man in schriben;
sy solten komen, es thete not.

Wie bald man inen das entbott,
daheim wolt nieman bliben. — —

32 Vit Weber hat dis lied gemacht,
er ist selbs gewesen an der schlacht,
des schimpfes was er verdorben:
des danket er den Eidgnossen
und denen, so er guotes gann;
hand ihm umb anders geworben. Amen.

Hans Rosenblüt,

der Schnepferer, ein Nürnberger
der um 1440 blühte, ist besonders
auf seine Fastnachtspiele bekannt ge-
worden, denen sich jedoch die unanständigste

Ausgelassenheit fund gibt. Geziemender gehalten
sind seine „Weingrüße“ und „Weinsagen,“ wo-
durch er sich den bessern Lyrikern seiner Zeit an-
gereicht hat.

Weingrüß.

He dich Got, du edels getrangk!
dein lebern, sie ist krank,
gesunden heylsamen tropffen;
er all mein trawer verstopffen.
er hecker, der umb dich hackt;
er leser, der dich abzwakt
ein kubel legt;
er, der dich in die kaltern tregt;
er putner und die hant,
mit reissen umb pant
macht ein hultzein hawss;
er, der dich ruffet awss;

selig sey der wirdt, der schencken erdacht;
selig sey der pot, der dich herebracht;
selig sey der, der dich hat eingeschenckt;
unselig sey der, der ein sollichs erdenckt,
das man die mass sol machen clein!
Nu behut dich Got vor dem hagelstein
und vor des kalten reiffes frost,
20 du gantze labung, du halbe kost!
Nu müssen alle die selig sein,
die da gern trincken wein!
Den muss Got allzeit wein bescheren
und speise, damit sie den leib ernerren.
So wil ich der erst sein, der anfecht,
und wil einen trunck wol tun und recht.

Hans Folz,

aus Worms gebürtig, seines Berufs ein Barbier, scheint früh nach Nürnberg gewandert zu sein, und dichtete dort in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Fastnachtspiele, Schwänke, erzählende

Gedichte und Meistergesänge. Er wird von der Nürnbergschen Gesangsschule als der letzte ihrer zwölf alten berühmten Meister genannt.

Aus „Salomon und Markolf.“

Do kumen die zwa frauen. Die gut frau spricht, so tregt die pos das kint:

Herr kunik, nu gib uns urtail darumb! die frau pracht heint ir kindlein umb, und leget es tot zu mir verholn, hat mir mein lebendigs kint gestoln; in einer kamer was unser ru.

Salomon:

Freulein, was sagt ir darzu?

Die pos Frau:

Herr kunik, sie leugt; mein kint, das lebt; darumb ir mir das nit vergebt! Lasst ir ir totes kindelein!

Salomon dicit:

So tragt mir pald ein schwert herein!

Das lebendig kint ich tailen wil, so werden wir des krieges stil.

Die gut frau:

O kunik, gib ir das kint allein hin! Meines tails ich gern geraten wil: des pit ich dich durch all dein er, solt ich es sehen nimmer mer.

Die pos frau:

Herr kunik, dein urtail halt fest, als du erkent hast zu lest; acht nit, ob sie vast clag und wein!

Salomon:

Hör, weip, reich ir das kint allein, wann sie des kinds rechte mutter ist.

Die gut frau:

O kunik, zu loben du des pist! Du pist allzeit gerecht und weis, des ich dich fürpas ewig preis.

Reinke Vos,

1498 zu Lübeck erschienen, niederdeutsche, theilweise erweiternde Uebersetzung eines ältern niederländischen Originals. Es ist noch nicht festgestellt, ob der Verfasser der ersten Hälfte Willem di Matoc

(im 12. Jahrhundert), der zweiten Hendrick van Alkmar, und Nicolaus Baumann (gestorben 1256) der Uebersetzer gewesen.

Der König Nobel hält Hof.

(Vers 1 bis 32.)

It geschach up enen pinkstedach, dat men de wolde unde velde sach grone stan mit lof unde gras, unde mannich vogel vrolik was mit sange in hagen unde up bomen; de krüde sproten unde de blomen, de wol röken hier unde dar: de dach was schone, dat weder klar. Nobel, de konnink von allen deren, 10 helt hof, unde let den utkrejeren syn lant dorch over al.

Dar quemen vele heren mit grotem schal, ok quemen to hove vele stolter gesellen, die men nicht alle konde tellen: Lütke de kron unde Marquart de hegger, ja, desse weren dar alle degger: wente de konnink mit synen heren mende to holden hof mit eren, mit vrouden unde mit grotem love, 20 unde hadde verbodet dar to hove alle de dere, grot unde klene, sunder Reinken den vos allene.

He hadde in dem hof so vele misdan, dat he dar nicht endorste komen noch gan. De quat deit, de schuwet gern dat licht, also dede ok Reinke de bosewicht; he schuwede sere des konninges hof, darin he hadde ser kranken lof. Do de hof alsus angink, 30 en was dar nen, an allene de grevink, he hadde to klagen over Reinken den vos, den men helt ser valsch unde los.

Reinke angeklagt und verurtheilt.

(Vers 1792 bis 1824.)

Alsus wart dar en grot parlement. De dere, de dar stunden ummentrent, wolden Reinken syn lyf afwinnen; se spreken en an mit allen sinnen, mit velen klagen, de man dar horde: ja, islikem gaf he schon antworde. Ny wart gehort up enen dach mere klage, also dar geschach van vogelen un wilden deren, 10 van nouwem rade un mannich viseren, dat men dar horde unde vernam. Men do Reinke to antwordt quam,

wart ny schonre entschuldunge gehort,
 also Reinke darsulvest brachte vort.
 He entschuldigede sik in all den dingen,
 do men over en mochte bringen,
 dat al den heren dat wunder dede,
 dat Reinke wuste so schone rede. —
 Int leste, dat ik korte desse wort,
 20 quemen etliche tüge dar vort,
 dat weren uprichtige warastige mans;
 so tügeten over Reinken hel un gans,

schuldig to wesen in der missedat.
 Do gink de konnink in den rat;
 so sloten endrachtigen un enes modes:
 „Reinke de vos ist schuldig des dodes!
 Men schol in binden unde vangen,
 darto by syneme halse uphangen!“ —
 De konnink dat ordel sulven afsprak,
 30 darumme Reinke gans sere verschrak,
 unde wart to der sulven stunden
 gefangen unde harde gebunden.

Sebastian Brandt,

Geboren 1458 zu Straßburg, studierte Rechtswissenschaft in Basel, 1489 Dr. beider Rechte und Lehrer daselbst, 1500 Rechtsconsulent und 1508 Stadtschreiber in seiner Vaterstadt, kaiserlicher und kurfürstlich mainzischer Rath und kaiserlicher Pfalz-

graf, starb 1521. — Außer zahlreichen wissenschaftlichen Schriften und lateinischen Poesien das „Narrenschiff,“ von 1494 — 1512 zwölfmal aufgelegt, in viele fremde Sprachen übersetzt und vielfach nachgeahmt und umgebildet.

Aus dem Narrenschiff.

Von wider Gott reden.

Solt gott noch unserm willen machen,
 Ubel ging es jn allen sachen,
 Wir wurden weynen me, dann lachen.

Der ist eyn narr, der macht eyn für,
 Daz er dem sonnenschyn geb stür,
 Oder wer sackeln zündet an,
 Und will der sunnen glast zuo stan.
 Vil mer, der gott strofft umb syn werck,
 Der heisst wol Henn von Narrenberg;
 Dann er all narren ubertrifft,
 Syn narrheyt gibt er jn geschrift.
 Daun gotts gnad und fürsichtikeyt
 10 Ist so voll aller wissenheyt,
 Das sie nit darff der menschen ler,
 Oder das mit ruom sie mer.
 Darumb, o narr, was stroffst du gott?

Din wissheyt ist gen jn eyn spot.
 Loss gott duon synen willen nach,
 Es syg guottat, stroff oder rach.
 Loss wittern jn, loss machen schön;
 Dann ob du joch dar umb bist hön,
 So geschicht es doch nit dester ee;
 20 Din wünschen duot alleyn dir wee;
 Dar zuo versündest dich gar schwär;
 Vil wäger dir geschwygen wer.
 Wir betten, das syn will der werd,
 Als jn dem hymel, so uff erd;
 Und du, narr, wilt jn stroffen leren,
 Als ob er sich an dich müest keren?
 Gott weiss all ding bass ordinieren,
 Dann durch dyn narrecht fantisieren.
 Das judisch volck das lert uns wol,
 30 Ob gott well, das man murmeln sol.
 Wer was syn ratgeb zuo der zyt,
 Do er all ding schuof, macht uss nüt?
 Wer hat jm geben vor und ee?
 Der ruem sich das und stroff jn me!

Thomas Murner,

geboren den 24. December 1475 zu Straßburg, Franziskaner, studierte und lehrte schon zum Theil Theologie und Rechtswissenschaft in Paris, Freiburg, Köln, Rostock, Prag, Wien und Krakau, 1506 vom Kaiser Maximilian zu Worms zum Dichter gekrönt, führte später ein sehr unstetes Leben (nacheinander in Straßburg, Freiburg, Bern,

Triert, Bologna, Venedig, Basel, Straßburg, England, Lucern), starb wahrscheinlich zu Heidelberg um 1535. — Zahlreiche Schriften, von denen die „Narrenbeschwörung,“ die „Schelmzunft“ und „Von dem großen Lutherischen Narren“ am bekanntesten sind.

Aus der Narrenbeschwörung. Eingang.

Ich hab so manche nacht gewacht
 Vnd alle ständt der welt betracht;

Manch hurnüss vnd manch bremenstich
 Hab heimelich erlitten ich,
 Biss ich zu disen eren kam
 Vnd mich beschwörens ane nam,
 Die narren von den lüten zu bringen.

Gloub mir, das ich in disen dingen
Verröret hab manch suren schweiss,
Vnd kratzt mich, do mich niemandt beiss.
Ich hab durchsuchet vnd durchlesen,
Ob yendert wer ein man gewesen,
Der mich die rechte kunst möcht leren,
Wie ich die narren solt beschweren;
Vnd hab durchwandelt manches landt,
Ec ich die rechte kunst erfandt,
Darin ich jetz bin meister worden,
Ein narr in aller narren orden.
Der narren orden ist so gross,
Das er fült all weg vnd stross,
Dörffer, stet, flecken, landt;

Die hat vns all Sebastian Brant
Mit jm bracht im narrenschiff,
Vnd meint, er hab ein sundern griff,
Ouch syent besunder künstrych sachen,
Vnd kynn nit yeder narren machen,
Er heys dann, wie er sy genant,
Der narr Sebastianus Brant.
Ist er ein narr, als er das schrybt,
So weiss ich nit, wer wys belybt.
Er durt mich, das im wysheyt brist
Vnd er so gantz einfeltig ist;
Doch hab ich in für weyss geacht,
Das er sich selbs zum narren macht.

Theurdanf,

erfunden und angelegt vom Kaiser Maximilian I., überarbeitet und wohl auch im Einzelnen weiter ausgeführt von seinem Geheimschreiber Melchior Pfünzing (geboren 1481 zu Nürnberg, gestorben als Probst zu Mainz 1535), erschien 1517 in prachtvoller Ausstattung und stellt in alle-

gorischer Behandlung eine Reihe von Abenteuern aus dem Leben des Kaisers dar, mit der Brautwerbung um die Königstochter Ehrenreich (Maria von Burgund) beginnend. Als Feinde, die ihm auf der Brautfahrt Gefahren bereiten, erscheinen Fürwittig, Unfalo und Neidelhart.

Wie Tewrdannck durch Fürwittig in
ein geferlichait mit einem löwen
geführt ward.

Eines tags da furt Fürwittig
Den Helden mit Im velschigklich
Vmb spatziren durch ein gassen,
Darin ein Leo, aus der massen
Gross vnnnd freissam, gefangen lag.
Als pald der Fürwittig ersach,
Fiel Im in seinen syn: möcht Ich
Zu disem löben bringen dich
In das kleine hewslein hinein,
10 So hoffet Ich, es solt in pein
Derselb löb bringen dich fürwar.
In den gedanneken kamens dar;
Fing der Fürwittig an vnnnd sprach:
„Her, in disem hültzem gemach
Man ein löben gefangen helt;
Warlich, der möcht werden gezelt
Für tewrlich freydig vnnnd manhaft,
Der demselben löben aus krafft
Griff trutziglichen in seinen mundt;
20 Dann Er kenndt zu der selben stundt
Geleich einen freydigen man,
Vnnnd lest In widerumb weg gan
Von Im genntzlichen on alles leyd.

Do so rat Ichs, bey meinem ayd,
Nit, das Ir solt Eüchs vnderfahen;
Dann wurd Ir schaden empfahen;
So mocht mir darin werden die schuld
Gegeben, dardurch Ich Ewr huld
Verlur; das het ich nit geren.
30 Wolt Irs aber nit emperen,
So mügt Ir das thun, ob Ir welt.
Aber der Künigin es gefelt
Wol, wann Sy hört von einem man
Sagen, der sich darff vnderstan
Der gleichen erlich sachen.
Ewren namen wurd Ir machen
In gar vil manchem fremden lanndt
Durch solch that mit eren bekanntt.
Der Tewrheld zu dem löwen ging
40 Vnnnd sich das zu thun vnderfing,
Bedacht die sachen auch nicht pass,
Dann Er dafür hielt, alles das,
So Im der Fürwittig sagt vor,
Es beschech on list vnd wer war;
Greyff damit den löwen in schlundt,
Der stundt vor Im als ein zam hund,
Dann Er des Hells mandlich gemüet
Erkannt, darumb Er mit nicht wüet
Gegen Im, als er vor het than.
50 Tewrdannck ging on schaden daruon.

D r i t t e P e r i o d e .

E r s t e r A b s c h n i t t

1525 bis 1625.

Aus Mich. Behe's katholischem Gesangbuche.

U m b d e n f r y d e n .

1 Ewiger Gott, wir bitten dich,
gib fryden in vnsern Tagen,
Das wir leben einmüttiglich
vnd stets nach deym willen fragen.
Denn, Herr, es ist kein ander Gott,
der vor vns streittet in der not,
dann du, vnser Gott, alleyne.

2 Güttyger Gott, wir bitten dich,
gib fryden in vnserm leben;
Berley vns dein hilff gnediglich,
den feyn den zu wyderstreben.
Denn niemant ist in dieser welt,
der fryden gibt vnd syg erhalt,
dann du, vnser Gott, alleyne.

3 Gnediger Gott, wir bitten dich,
laß vns in dem fryden sterben.
Ergeß dich vns ganz vätterlich,

das wir endtlich nicht verderben.
Durch Jesum Christum, vnsern Herrn,
im heylgen geyst wir das begern
von dir, vnserm Gott, alleyne.

4 Gyniger Gott, wir bitten dich,
du wöllest das nit sehen an,
das wir also vielfältiglich
den unfryden verschuldet han.
Mach vns von allen sunden reyn,
so wirdt das herß recht frydlich seyn
in dir, vnserm Gott, alleyne.

5 Starker Herr Gott, wir bitten dich,
gib fryden vnserem herßen;
Gib fryd hie vnd dort ewiglich
wider die heylischen schmerzen.
Gib vns herßliche cnydeyt
vnd die ewige selickeyt
welche in dir steht alleyne.

M a r t i n L u t h e r .

(Siehe oben Seite 12.)

D e r 46. P s a l m .

Deus noster refugium et virtus etc.

1 Ein feste burg ist vnser Gott,
ein gute wehr vnd waffen;
Er hilfft vns frey aus aller not,
die vns igt hat betroffen.

Der alt böse feind
mit ernst ers igt meint;
groß macht vnd viel list
sein grausam rüstung ist;
auff erd ist nichts seins gleichen.

2 Mit vnser Macht ist nichts gethan,
wir sind gar bald verloren:
Es streit für vns der rechte man,
den Gott hat selbst erkoren.

Fragstu, wer der ist?
er heißt Ihesus Christ,
der GOTT Zebaoth,
vnd ist kein ander Gott,
das felt muß er behalten.

3 Vnd wenn die welt vol Teuffel wer
vnd wolt vns gar verschlingen,

So fürchten wir vns nicht so sehr,
es sol vns doch gelingen.

Der Fürst dieser Welt
wie sawr er sich stelt,
thut er vns doch nicht,
das macht, er ist gericht,
ein wörtlein kann in sellen.

4 Das wort sie sollen lassen stan
vnd kein danc dazu haben,
Er ist bey vns wol auff dem plan
mit seinem geist vnd gaben.

Nemen sie den leib,
gut, ehr, kind vnd weib:
laß fahren dahin,
sie habens kein gewin,
Das Reich muß vns doch bleiben!

F r a w M u s i c a .

Für allen freuden auff Erden
kan niemand sein feiner werden,
denn die ich geb mit meim singen

vnd mit manchem süßen klingen.
 Sie kan nicht sein ein böser Mut,
 wo da singen Gesellen gut;
 hie bleibt kein zorn, zand, haß, noch neid,
 weichen mus alles herbeleid;
 geiß, sorg, vnd was sonst hart anleit,
 fert hin mit aller trawrigkeit.
 Auch ist ein jeder des wol frey,
 das solche Freud kein sünde sey,
 sondern auch Gott viel das gefelt,
 denn alle Freud der gangen Welt:
 dem Teuffel sie sein werck zerstört,
 vnd verhindert viel böser Mord.
 Das zeugt David, des Königes, that,
 der dem Saul oft geweret hat
 mit gutem süßem Harffenspiel,
 das er in grossen Mord nicht fiel.
 Zum Göttlichen wort vnd warheit
 macht sie das Herß still vnd bereit:

solchs hat Eliseus beband,
 da er den Geist durchs harffen fand.
 Die beste Zeit im jar ist mein,
 da singen alle Vögelein,
 Himel vnd Erden ist der vol,
 viel gut Gesang da lautet wol.
 Voran die liebe Nachtigal
 macht alles fröhlich überal
 mit irem lieblichen Gesang:
 des mus sie habem immer dand.
 Viel mehr der liebe Herrre Gott,
 der sie also geschaffen hot,
 zu seyn die rechte Sengerin,
 der Muscen ein Meisterin.
 Dem singt vnd springt sie tag vnd nach
 seins lobes sie nichts müde macht:
 Den ehr vnd lobt auch mein Gesang,
 vnd sagt im ein ewigen dand.

Niclas Hermann,

lebte lange als Cantor zu Joachimsthal in Böhmen (Geburtsort und Geburtsjahr ungewiß) und starb hier in höherem Alter im Jahre 1567. — Geistliche Lieder.

Der Morgensegen.

1 Die helle Sonn leucht jzt herfür,
 fröhlich vom schlaff aufstehen wir,
 Gott lob, der vns heint diese nacht
 behüt hat für des Teuffels macht!
 2 Herr Christ, den tag vns auch behüt
 für sünd vnd schand durch deine güt!
 Laß deine liebe Engelein
 unser hüter vnd Wechter sein!
 3 Das vnser herß in ghorfam leb,
 dein wort vnd willen nicht widerstreb,
 Das wir dich stets für augen han
 in allem, das wir heben an.
 4 Laß unser werck geraten wol,
 was ein jeder außrichten sol,
 Das vnser arbeit, müß vnd vleiß
 reich zu dein lob, ehr vnd preis! Amen.

Der Abendsegen.

1 Hinunter ist der Sonnenschein,
 die finstre nacht bricht starck herein;
 Leucht vns, Herr Christ, du wares lie-
 laß vns im finstern tappen nicht!
 2 Dir sey dand, das du vns den Tag
 für schaden, fahr vnd mancher plag
 Durch deine Engel hast behüt
 auß gnad vnd veterlicher güt.
 3 Womit wir han erzürnet dich,
 dasselb vergeih vns gnediglich,
 Vnd rechne vnser Seel nicht zu,
 laß vns schlaffen mit fried vnd ru.
 4 Durch deine Engel die wach bestell
 das vns der böse feind nicht fell!
 Für schrecken, gespenzt vnd feners not
 behüt vns heint, o lieber Gott! Amen.

Bartholomäus Ringwaldt,

geboren 1531 zu Frankfurt an der Ober, um 1550 Prediger in Langfeld bei Sonnenburg, gestorben gegen 1600. — Geistliche Lieder; Hauptwerke: „Die lauter Wahrheit, darinnen angezeigt, wie sich ein Weltlicher vnd Geistlicher Ari in seinem Beruff verhalten soll“ und „A Warnung des trewen Eckart,“ Vision eines klen von Himmel und Hölle.

Ein sein Lied vmb vergebung der Sünden.

1 Herr Jesu Christ, du höchstes gut,
 Du brunquell der genaden,
 Steh doch, wie ich in meinem muth
 Mit schmercken bin beladen

Vnd in mir hab der pfeile viel,
 Die im gewissen ohne ziel
 Mich armen Sünder drücken.
 2 Erbarm dich mein in solcher laß,
 Rimb sie aus meinem herzen,
 Diweil du sie gebüßet hast

mit todes schmerzen,
 ich nit für großem weh
 en Sünden vntergeh,
 iglich verzage.
 war, wenn mir das kömmet ein,
 mein tag begangen,
 mir auff dz herß ein stein,
 mit Furcht umbfangen;
 weiß weder auß noch ein
 te stracks verloren sein,
 dein Wort nicht hette.
 r dein heilsam wort dz macht
 em süßen singen,
 dz herße wider lacht
 i begint zu springen,
 es alle gnad verheißt
 le mit zerknirschem geist
 o Jesu, komen.
 weil ich denn in meinem sin
 zuvor geklaget)
 betrübter Sünder bin,
 gewissen naget,
 ie möcht im blute dein

Von sünden Absolviret sein,
 Wie David vnd Manasses:
 6 Als komm ich auch zu dir allhie
 In meiner angst geschritten,
 Vnd thu dich mit gebeugtem Knie
 Von ganzem herzen bitten:
 Verzeih mir doch gnediglich,
 Was ich mein lebtag wider dich
 Auff Erden hab begangen.

7 O Herr, vergib, vergib mirs doch
 Vmb deines namens willen,
 Vnd thu in mir dz schwere joch
 Der vbertrettung stillen,
 Dz sich mein herß zu frieden geb,
 Vnd dir hinfort zu ehren leb
 Mit kindlichem Gehorsam.

8 Sterck mich mit deinem freuden geist.
 Heil mich mit deinen wunden,
 Wasch mich mit deinem Todesschweiß
 In meiner lezten stunden,
 Vnd nimb mich einst, wenns dir gefelt,
 Zu rechten glauben von der Welt
 Zu deinen Auserwehlten! Amen.

Volkslieder.

Trinklied.

1 liebsten Bolen, den ich hab,
 beym Wirt im Keller:
 in hölzins Röcklin an
 it der Moscateller.
 mich nechten trunden gemacht,
 ich diesen Tag vollbracht,
 geb ich ihm ein gute Nacht.
 diesem Bolen, den ich meyn,
 dir bald eins bringen;
 er aller beste Weyn,
 ich lustig zu singen,
 dir das Blut, gibt freyen Mut:
 h sein Krafft vnd Eysenschafft.
 ß ich dich, mein Lebensafft!

Das Glück.

n sagt: wem's Glück wol pfeiffet,
 wol lustig tanzen;
 Glück zum Würffel greiffet,

Der gewinnt oft manche Schanzen,
 Mit Freuden mag umbher schwanzen.

2 Wem's Glück das Hörnel bläst,
 Der fangt, wenn andre jagen.
 Glück, wem du d' Felder säst,
 Der mag das Traid heimt tragen,
 Darff Niemand's auch drum fragen.

3 Wem's Glück ist Keller, Koch,
 Der trinckt, wenn ihn thut dürsten,
 Ist, wenn ihn hungert noch.
 Das Glück oft gleich thut biersten
 Den Bettler wie den Fürsten.

4 Doch ist selbst jeder Schmid
 Seins eignen Glücks alzeiten;
 Wer wol ihm bett, damit
 Wol auch wird liegen mit Freuden,
 Ob man ihn gleich thut neyden.

5 Dein Glück fleugt nit von dir,
 Was dir auff Erd beschaffen.
 Schau nur, weil's ist vor der Thür,
 Daß dus nit thust verschlaffen!
 Brauch Mittel, Zeit vnd Waffen.

Hans Sachs,

1 5. November 1494 in Nürnberg,
 hnmacherlehrling, ging 1511 auf die
 t, überall die Meistersängerschulen be-
 rte 1516 in die Vaterstadt zurück und

starb hier den 19. Januar 1576. — 6048 Ge-
 dichte; darunter 208 Dramen, 1700 Schwänke;
 viele Meistergesänge, Kirchenlieder, Kriegslieder,
 Erzählungen, Legenden, Fabeln u. s. w.

Peter und die Landsknechte.

mer Landsknecht zogen auß
 teten von hauß zu hauß,

Diweil kein Krieg im Lande was.
 Gins morgens da trug sie jr straß
 hinauff biß für das Himmel Thor;
 Da klopfen sie auch an darvor,

Wolten auch in dem Himel garten.
 Sanct Peter thet der pforten warten.
 Als er die Landsknecht daruor sach,
 10 Wie bald er zu dem Herren sprach:
 „Herr, daussen steht ein arme roth,
 Laß sie herein, es thut in not,
 Sie wolten geren hinnen garten.“
 Der Herr sprach: „Laß sie lenger warten.“
 Als nun die Landsknecht musten harren,
 Klings an zu fluchen vnd scharren:
 „Marter, Leyden vnd Sacrament!“
 Sanct Peter diser fluch mit kendet,
 Maint, sie redten von gaistling Dingen,
 20 Gedacht in Himel sie zu bringen,
 Vnd sprach: „O lieber Herre mein,
 Ich bitte dich, laß sie herein!
 Nie frummer lewt hab ich gesehen.“
 Da thet der Herr hlnwider jehen:
 „O Petre, du kensst jr nit recht;
 Ich sich wol, das es sind Landsknecht,
 Solten wol mit mutwilling sachen
 Den Himel vns zu enge machen.“
 Sanct Peter der bat aber mehr:
 30 „Herr, laß sie herein durch Dein ehr!“
 Der Herr sprach: „Du magst lassen rein,
 Du mußt mit in behangen sein.
 Schau, wie dus wider bringst hinauß.“
 Sanct Peter war fro überauß,
 Vnd ließ die frummen Landsknecht ein.
 Bald sie in Himel kamen nein,
 Gartens herum bey aller welt;
 Vnd bald sie jam brachten das Gelt,
 Knockten sie zamen auff ein plan,
 40 Vnd singen zu umbschauken an.
 Vnd eh ein viertel stund vergieng,
 Ein Hader sich bey in anfieng
 Von wegen einer umbeschangk.

So wurden sie entrüstet ganz,
 Zuckten von leder sie allsamen,
 Bud hawten da mit krefftten zamen,
 Jagten ein ander hln vnd wider
 In dem Himel da auff vnd nider.
 Sanct Peter disen strauß vernumb,
 50 Kam, zandt die Landsknecht an d
 Sprach: „Wolt jr in dem Himel pal
 Hebt euch hinauß an liechten Galgen!
 Die Landsknecht in dückisch ansahen,
 Vnd theten auf Sanct Peter schlagen
 Das in Sanct Peter mußt entlauffn,
 Zum Herren kam mit echzn vnd schn
 Vnd klagt im vber die Landsknecht.
 Der Herr sprach: „Dir gschicht nit v
 Hab' ich dir nit gesaget bewt:
 60 Laß sie dauß, es sind freche lewt?
 Sanct Peter sprach: „O Herr, der d
 Verstund ich nit; hilff, das ichs bring
 Hinauß; soll mir ein wigung sein,
 Das ich kein Landsknecht laß herein,
 Weil sie sind so mutwillig lewt.“
 Der Herr sprach: „Gym engel gepewt,
 Das er ein trunimel nemb zu handt,
 Vnd für des Himels pforten stand,
 Vnd einen Lerman daruor schlag.“
 70 Sanct Peter thet nach seiner jag.
 Bald der Engel den Lerman schlug,
 Loffen die Landsknecht on verzug
 Eylend auß durch das Himel thor,
 Mainten, ein Lerman wer daruor.
 Sanct Peter bschloß die himel pforten
 Versperret die Landsknecht an den orte
 Der keiner seyt hinein ist kummen,
 Weil Sanct Peter thut mit in prum
 Doch nembt auff schwandweiß diß gel
 80 Wie Hans Sachs on als arges sp

Burkard Waldis,

geboren vor 1500 zu Allendorf an der Werra in
 Hessen, 1523 Mönch in Riga, trat zum Prote-
 stantismus über, machte große Handelsreisen, spä-

ter (1544) Pfarrer zu Abterode in Hessen
 jahr unbekannt. — Fabeln, Psalter in
 Fastnachtspiel u. a.

1. Vom Bawren vnd dem Gott Hercule.

Es hett ein Bawr ein Karrn geladen,
 Da fur er mit, zu grossen Schaden,
 Mit seinem Pferdt in eine Psüken;
 Da blieb er in dem Rat besüken.
 Er rief bald an den Herculem,
 Das er sich seins jamers annem,
 Vnd hülf jm jzt auß diesem Rat;
 Kein menschlich hülf er sonst nicht hat.
 Da rief ein Stimm vom Himel rab:
 10 „Kein größern Narrn gesehen hab!
 Dein vnnütz rufen ist nit wehrt;
 Nim dein Weißel vnd schlag das pierdt,

Erit in die Psüken vnters radt,
 Brauch, was dir Gott gegeben hat,
 Und ruf dann Herculem wider an,
 Denn wird er trewlich bei dir stahn.

2. Vom Fuhrman vnd seinem V

Ein altes Radt knart an eim Wag
 Das thet dem Fuhrman mißbehagen.
 Er sprach: „Wie machst so groß gefd
 Mehr, denn die andern alle drei?“
 Der Wagen sprach: „Wir hans so fu
 Die Kranken klagn jr leydt den gsua

: Weiß ist, das die Kranden
röchzen, sehnem, kreisten, anden;
nit trösten, ehen, laben
r, denn an gsunden, zu schaffen haben.

nu einem verdorbenen Kremer.

hsen war eins Kremers Son,
eins Vatters gut verthon,
Kram bößlich verzert;
: Knapfack in ernert,
die Kirweib, wie man pflegt.
: da er het auß gelegt
inwert, all sein hab vnd wahr,
der het in kent viel Jar,
war gewesen reich; [gleich,
): „Glaus, wie kompts, is ist nit

Wies eh mit dir zu wesen pflag,
Da du wol lebst, hetst gute tag
Bey deines Vatters grossem gut,
All tag ein guten frelen muth.
Is ist viel anderst vmb dein sach.“
Der Kremer antwort im und sprach:
„Schlaf lang, is fruh, mach seyste baden:
„Bringt lange schnür vnd kurze paden.“
So gehts: wer lieb zu lieb will han,
20 Der muß das liebe fahren lan;
Denn viel verzeren, nit erwerben
Pflist zu armut vnd zum verterben,
Wie das gemeyne sprichwort sagt,
Vnd der verdorben Reuther klagt,
Sprach: „Kalbes aug vnd Hasen Lung,
Hechts Lebern vnd Karpffen Zung
Vnd süßer Wein vnd Barben Maul
Brachten mich vmb mein grawen Gaul.“

Johannes Fischart.

(Siehe oben Seite 16.)

is dem „Glückhafft Schiff.“

n sich die Reysgeferten
n Rein da rauschen hörten,
schten auff ein newes Glück,
lich sie der Rein fortschick,
ten in da mit Trommeten:
: wir deiner hilff von nöten,
mit deinem hellen Fluss!
vnd nun zur Fürdernuß!
genissen deynes Gunst,
il du doch entspringst bey vns,
lberg, bey den Luchtmannen,
hlerland, von alten anen,
dein Thal, dadurch du rinnt,
eld zirn, dem schönsten dienst.
ß Wagschifflein nach begeren,
n dir es doch verehren.
en Straßburg, deine zird,
a gern laufft mit begird,
ein strom zirt vnd ergeht,
wie ein Gstein im Ring versetzt.“
mocht diß kaum hören auß,
er vmb das Schiff sich kraus,
ib die Räder ein weit Rad,
g mit Freuden anß gestad,
ein rauschend Stimm da hören,
an mocht diße wort erklären:
ran, jr liebe Gydgenossen,
: „frisch dran, seit unverdrossen,
t eweren Vorfaren,
is thaten vor hundert jaren:
: man hie Rhum erjagen,
in den Alten will nachschlagen.
er Vorfaren wegen
Handbuch. III.

Selt jr mir willkumm hie zu gegen. —
Ich hab vil ehrlich leut vnd Schützen,
Die auff mich inn Schiff thäten sitzen,
Geleit gen Straßburg auff das schießen,
Dafür mit Freuden ich thu flisen;
Aber keyne hab ich geleit
40 Noch heut des tags mitt solcher Freud.
Fahr fort, fahr fort, laßt euch nichts schrecken,
Vnd thut die lenden daran strecken;
Die Arbeit trägt darvon den Sig,
Vnd macht, das man hoch daher flig
Mit Fama, der Rhumgöttin, herrlich;
Dan was geschicht schwärlich, das würd ehrlich.“ *)
Solch stimm der Gesellschaft selkam war,
Vnd schwieg drob still erstaunet gar;
Es dächt sie, das sie die Stimm fül,
50 Als wann ein wind bließ inn ein hül.
Derhalb jagt sie jr einn ein mut,
Gleichwie das horn vnd ruffen thut
Des Jägers, wann es weit erschallt,
Den hunden inn dem finstern wald,
So sie im tieffen Thal verlauffen
Vnd die berg auff vnd ab durchschnauffen,
Alsdann in erst die waffel schaumpt
Vnd kommen auff die spur vngsaumpt.
Also war auch dem Schiff die Stimm,
60 Bekam zu rudern erst ein grimm,
Thäten so starck die Räder zucken,
Als wolten fallen sie an rucken,
Inn gleichem zug, inn gleichem flug.
Der Sterorman stand fest an dem pflug.

*) Die Rede des Rheins ist um 60 Verse abgekürzt.

Und schnit solch Furchen inn den Rein,
 Das das vnderst zu oberst schein.
 Die Sonn hat auch jr freud damit,
 Das so dapffer das Schiff fortschrit
 Und schin so hell inn d' Ruderrinnen,
 70 Das sie von fern wie Spiegel schinen.
 Das Gestad scherzt auch mit dem Schiff,
 Wann das wasser dem land zulleff;

Denn es gab einen widerthon,
 Gleich wie die Ruder thäten gon.
 Ein Flut die ander trieb so gschwind,
 Das sie eim vnderm glicht verschwind;
 Ja, der Rein wurf auch auff Klein wällen,
 Die dankten vmb das schiff zu gsellen;
 In summa, alles freudig war,
 80 Die Schiffart zu vollbringen gar.

Georg Rollenhagen,

geboren den 22. April 1542 zu Bernau in der
 Mark, 1575 Rector in Magdeburg, gestorben
 1609. — Der Froschmäusler (durch die Home-

rische Batrachomyomachie hervorgerufen); aufser
 mehrere lateinische und deutsche Schriften.

Sehebold Bausbach, der Froschkönig, hält ein Freudenspiel.

(Aus dem „Froschmäusler.“)

Wie nun anfieng der grüne Mey,
 Wolt der König, von sorgen frey,
 Mit seines Hoffes Dienern all
 Ein freudenspiel halten ein mahl,
 Und saß sich aus dem Sonnenschein
 Besonders hin von der Gemein
 Auff ein Hügel, mit grünen moß
 Ueberwachsen schön weich und loß,
 Das die Bachmünzen und Poley
 10 Auch schatten genug machten dabe;
 Und ließ für ihm seine Trabanten,
 Und die seine Herrschaft erkanten,
 Sich da üben im Ritterspiel,
 Da kurzweil auch treiben gar vil
 Mit Wassertreten, untersinken
 Mit offnem Maul, doch nicht vertrinken,
 Ein Müß in einem sprung erwischen,
 Künstlich ein rotes Würmlein fischen,
 Auff gradem Fuß aufrechtig stehen,
 20 Und also einen kampff angehen,
 Ein ander mit tanzen und springen
 Im grossen vortheil überwinden.
 Etlich die unterleßs auch hiengen
 In See und fiengen an zu singen:
 Sol fa, ut ut, sol fa, sol ut;
 Concordia ist zu allen dingen gut;
 Zu guter stund sing Alt und Jungl:
 Concordia klunderleklund.

Dazu quackten im nassen groß
 30 Etlich den untersakten baß;
 Fürwar ein Thor derselbig war,
 Der lieber außstund aller gefahr,
 Denn das er Concordiam bewart,
 Veracht Coard, Morg, Marg, Marquard.
 Die andern den zuwider thaten,
 Aus Ufer aus dem Wasser traten,
 Damit sie zu der andern singen
 Die Regal stim lönten einn bringen,
 Rieffen: das hat gethan gar gelsch
 40 Roachs, Brecke, Iltz, Kelechs,
 Ryller, Tryller, Kulo, Tulund,
 Das beklaget sich alt und jund,
 Zerten so mit dem Wasser klang
 Die Waltdöglein zum kampff gesang,
 Das man durch wasser und wald diß krachen
 Ein wunder freudenschal hört machen.
 Wie Jung Gesellen zu Sommerszeit
 Am Wasser und Wiesen suchen freud,
 Wie auff den Schulen die Studenten
 50 Baden und tauchen gleich den Enten,
 Schwimmen künstlich, wie Genß und Schwan
 Fischen, fahren im Schiff und Rauen,
 Fechten, schlagen Ball, springens Kleid,
 Wissen von keiner Trawrigkeit,
 Singen auch ihr vielstimmige Meyen
 In Pfeiffen, Althern, Lauten, Geysen
 Kein kunstreich nach der Musen arth:
 Kein frölicher Bold funden ward.
 Also theten die Fröschelein auch,
 60 Spielten ohn sorg ihr spiel und brauch.

Zweiter Abschnitt

1625 — 1725.

Friedrich von Spee,

aus gräflichen Geschlecht der Spee von
b., geboren 1591 zu Kaiserswerth bei
trat 1610 zu Köln in den Jesuiten-
ste von 1627 an im Auftrage seiner
Seelsorger in Paderborn, dann in Fran-
ck in Bamberg und Würzburg, später
in Hildesheim, zuletzt in Trier, wo er,

in seinem Verufe wirkend, 1635 einem bösartigen
Fieber erlag. Anonym erhob er sich in seiner
cautio criminalis gegen die Hexenprozesse. — Tru-
nachtigall (Sammlung religiös-lyrischer Gedichte),
Gülden Tugendbuch (Erbaunungsschrift mit einge-
streuten Parabeln und Gedichten).

Gang zur Truwnachtigall.

Dann Morgenröth sich zieret
irtem Rosenglanz,
ttsam sich verlieret
lichtlich Sternentanz,
lüftet mich spazieren
inen Lorbeerwald,
dann muscieren
feislein mannigfalt.
le flügelreiche Schaaren,
iederbüschlein zart,
iem Schlag erfahren,
kunst noch Athem spart;
schnäblein wohlgeschliffen
jen's wunderfein,
isch in Lüften schiffen
lichten Rüderlein.
er hohle Wald ertönet
em krausen Sang;
stauden stolz gekrönt
rusten geben Klang;
ächlein trumm geflochten
iebllich stimmen ein,
steinlein angesochten
iehllich sausen drein.
ie sanfte Wind' in Lüften
hre Flügel schwach
inden, Fuß und Hüften
tlen mit Gemach;
isen gleich an Bäumen
id gerührte Zweig',
lustt sich nit säumen;
il der süßen Streich'l
och süßer noch erklinget
nderß Vögelein,
nen Sang vollbringet
ond: und Sonnenschein;
ichtigall mit Namen
imehr wird genannt,
elen wild und zahmen
t unbekannt.
ruwnachtigall man's nennet,
nd von süßem Pfeil;
eb' es lieblich brennet,

Wird nie der Wunden heil;
Geld, Pomp und Pracht auf Erden,
Lust, Freuden es verspott,
Und achtet's für Beschwerden,
Sucht nur den schönen Gott.

7 Nur Klingelt's aller Orten
Von Gott und Gottes Sohn,
Und nur zu Himmelsporten
Verweist's allen Ton;
Von Baum zu Bäumen springet,
Durchstreicht Berg und Thal,
In Feld und Wäldern singet,
Weiß keiner Not den Zahl.

8 Es thut gar manche Fahrten,
Verwechselt Ort und Lust;
Jetzt findet man's im Garten
Betrübt an hohler Klust;
Bald frisch und munter singlet
Zusamt der süßen Lerch,
Und lobend Gott umzinglet
Den Del- und andern Berg.

9 Auch schwebet's auf den Weiden
Und will kein Hirten sein,
Da Cedron kommt entscheiden
Die grüne Wiesen rein,
Thut zierlich sammeln raffen
Die Verslein in Bezwang,
Und setzt sich zu Schafen,
Pfeift manchen Hirtensang.

10 Auch wieder da nit bleibet,
Sich's hebt in Wind hinein,
Den leeren Lust zertreibet
Mit schwanken Federlein,
Sich setzt an grober Eichen
Zur schönen Schedelstatt,
Will kaum von dannen weichen,
Wird Kreuz noch Peinen satt.

11 Mit ihm will mich erschwingen
Und, Manchem schwebend ob,
Den Lorbeerkranz ersingen
Mit deutschem Gotteslob.
Den Leser nicht verdrieße
Der Zeit und Stunden lang,
Hoff, ihm es noch erspieße
Zu gleichem Eithersang.

Erkenntniß und Liebe des Schöpfers . aus den Geschöpfen.

1 Das Meisterstück mit Sorgen
Wer nur will schauen an,
Ihm freilich nicht verborgen
Der Meister bleiben kann.

Drum wer nun heut und morgen
Erd', Himmel schauet frei,
Denk' Nachts mit gleicher Sorgen,
Wie je der Meister sei.

O Mensch, ermeh' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

2 Von oben wird uns geben
Das Licht und goldner Schein,
In stetem Lauf und Leben
Sonn', Mond und Himmel sein.
Des Tags bis auf den Abend
Die Sonn' gar freundlich lacht,
Zu Nacht der Mond, Gott lobend,
Führt auf die Sternenwacht.

O Mensch, ermeh' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

3 In etlich tausend Jahren
Biel tausend Sterne klar
Kein Härlein sich verfahren,
Gehn richtig immerdar.
Wer deutet ihn die Straßen?
Wer zeigt ihn den Weg,
Daß nie sie unterlassen
Zu finden ihre Steg'?

O Mensch, ermeh' u. s. w.

4 In lauter grüne Seiden,
Gar zierlich ausgebreit,
Das Erdreich sich thut kleiden
Zur lieben Sommerzeit.
Die Pflanzlein in den Feldern
Sich lieblich puzen auf,
Die grüne Zweig' in Wäldern
Auch schlagen aus mit Paus.

O Mensch, ermeh' u. s. w.

5 In Gärten merk' ich eben
Die schönen Blümelein,
Wie freudig sie da schweben,
Wann Wind nur spielt hinein.
O fröhlich Gartenjugend!
O frisch und hartes Blut!
Ohn Zahl hast Farb' und Tugend,
Wer's denkt in stillem Muth.

O Mensch, ermeh' u. s. w.

6 Und wie werdt denn gemohlet,
Ihr Blümlein mannigfalt?
Weil Alles ihr doch holet
Aus schwarzer Erde kalt;
Al' Saft und Kraft und Wesen
Ihr nehmt von schlechter Erd;
Und doch wer euch geht lesen,
Nichts Zierlichers begehrt.

O Mensch, ermeh' u. s. w.

7 Die Brunnlein sich ergießen,
Und ihre Wasser klar

Wie Silberstrahlen schießen
Von Felsen offenbar;
Die Sonn' es bald erblicket,
Drin kühet ihren Schein,
Die Thier' es auch erquicket,
Wann's heiß und durstig sein.

O Mensch, ermeh' u. s. w.

8 Frisch hin und her gehn wanten
Die klaren Bächlein trumm,
Und mit den Steinlein zanken,
Wann's müssen fließen um;
Allweg sie süßlich lausen,
Zum Sang und Gang gewohn;
Das ganze Jahr ohn Pausen
Man höret ihren Ton.

O Mensch, ermeh' u. s. w.

9 Die Flüß' und breiten Wasser
In still und sanftem Trab
Schiff, Rachen, Pack und Fässer
La'n führen auf und ab.

So pur und rein sie lausen,
Muß ledlich sagen das,
Wer's will gar zierlich tausen,
Der nennt's geschmolzen Glas.

O Mensch, ermeh' u. s. w.

10 Das wilde Meer nun brauset
Und wüthet ungestüm;
Nun still es wieder sauset
Liegt fest in runder Krümm';
Gar lieblich thut's bestrahlen
Die Sonn' mit sanfter Glut,
Wann sie zu vielen Malen
Sich drein bespiegeln thut.

O Mensch, ermeh' u. s. w.

11 Wer will die Bäume zählen
In jen und jenem Wald?
Sind deren doch ohn Fehlen
So tausend tausendfalt.
Gar hoch die Wipfel klimmen
In klare Luft hinauf,
Und gleich den Wolken schwimmen,
Wenn stößt ein Windlein drauf.

O Mensch, ermeh' u. s. w.

12 Der Zweig' und Nest' sind tau
Und tausend tausend viel;
Mehr tausend tausend tausend
Der Blättlein und der Stiel'.
Doch Aederlein beineben
Man noch mehr zählen thut;
Da nähret sich das Leben
Und Seel' in grünem Blut.

O Mensch, ermeh' u. s. w.

13 Wann dann schallt auf den Br
Gesang der Vögelein,
Noch Laut, noch Harf, noch Geigen
Klingt also süß und rein.
Ihr lieblich Musciren
Mich dünkt so sauber gut,
Ihr künstlich Coloriren
Bringt lauter Freudenmuth.

O Mensch, ermeh' u. s. w.

Nachtigall ob allen
 hier auf und auf;
 es thut's erschallen,
 ist in vollem Lauf.
 Daß etlich starben,
 nun's wollten gahn
 starken Farben
 klein streichen an.
 Mensch, ermeh u. s. w.
 wollt' nun überdenken
 Vögel Zahl?
 sich würde senken,
 nennet all.
 ihr' Federn zählen
 arben zart?
 muß Dir's befehlen;
 zählbar Art.
 Mensch, ermeh u. s. w.
 Thieren muß ich schweigen
 ungezählt,
 will auch nicht steigen,
 u Fischen meld'.
 h und Menschenkindern

Will gar nicht regen an;
 Kein End' ich da könnt' finden,
 Will's in der Still' umgahn.
 O Mensch, ermeh u. s. w.
 17 El'phanten sammt Kameelen,
 Roß, Löwen, Hirsch und Bär,
 All Würm' und alle Seelen,
 So sind im wilden Meer,
 Wer Mensch mag's je beschreiben
 Ihr Eigenschaft und Art?
 Thut weislich, wer's läßt bleiben,
 Wer Wort und Feder spart.
 O Mensch, ermeh u. s. w.
 18 O Schönheit der Naturen,
 O Wunderlieblichkeit,
 O Zahl der Creaturen,
 Wie streckst dich so weit?
 Wer wollt' dann je nicht merken
 Des Schöpfers Herrlichkeit
 In allen seinen Werken
 Ganz voller Bierlichkeit!
 O Mensch, ermeh u. s. w.

Martin Opitz.

(Siehe oben Seite 18.)

Lebenslust.

empfinde fast ein Grauen,
 Plato, für und für
 über dir.
 hinaus zu schauen,
 t den frischen Quellen
 ünen zu ergehn,
 önen Blumen stehn
 scher Neze stellen.
 dienet das Studieren,
 ter Ungemach?
 lauft die Bach
 n, das wir führen,
 inne werden,
 tes Ende hin;
 t ohne Geist und Sinn
 in die Erden.
 Junger, geh' und frage,
 le Trunk mag sein!
 Krug und fülle Wein!
 en, Leid und Klage,
 enschen täglich haben,
 otho fort gerafft,
 den süßen Saft,
 aube gibt, vergraben.
 gleichfalls auch Melonen,
 des Zuckers nicht!
 , daß nichts gebricht!
 der Heller schonen,

Der bei seinem Gold und Schätzen
 Tolle sich zu tranken pflegt,
 Und nicht satt zu Bette legt!
 Ich will, weil ich kann, mich legen.
 O Bitte meine gute Brüder
 Auf die Musik und ein Glas!
 Nichts schickt, dünket mich, sich baß,
 Als gut Trank und gute Lieder.
 Laß ich gleich nicht viel zu erben,
 Ei, so hab' ich edlen Wein;
 Will mit Andern lustig sein,
 Muß ich gleich alleine sterben.

Gutes Ziel.

1 Wer Gott das Herze giebet,
 So nie sich von ihm trennt,
 Und eine Seele liebet,
 Die keine Falschheit kennt,
 Der mag ohn Sorgen wachen,
 Mag schlafen, wie er will,
 Weil seine rechten Sachen
 Gehn auf ein gutes Ziel.
 2 Laß böse Zungen sprechen,
 Was ihnen nur gefällt,
 Laß Reid und Eifer stechen,
 Laß toben alle Welt,
 So wird er dennoch machen,
 Was sein Gemüthe will,

Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.
3 Ich lege Reid und Paffen
Beständig unter mich,
Und stelle Thun und Lassen
O Gott, allein auf Dich!
Du wirst es Alles machen,
Thun, was mein Herze will,
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Flammentod der Liebe. (Sonett.)

Ich will dies halbe Mich, das wir den Körper
nennen, [Blut,
Dies mein geringstes Theil, verzehren durch die
Will, wie Alkmenens Sohn, mit unverwandtem
Muth [brennen,
Hier diese meine Last, den schändten Leib, ver-
Den Himmel auf zu gehn. Mein Geist be-
ginnt zu rennen
Auf etwas Bessers zu. Dies Fleisch, die Hand
voll Blut,
Muß ausgetauschet sein vor ein viel besser Gut,
Das sterbliche Vernunft und Fleisch und Blut
nicht kennen.

Mein Licht, entzünde mich mit Deiner
Brunst,
Auf daß ich dieser Haut, des finstern Leibes
Des Kerkers voller Wust und Grauen,
entnommen,
Und ledig, frei und los, der Schwach-
gethan,
Weit über alle Lust und Himmel fliegen
Die Schönheit anzusehn, von der die
kommen.

Grabchrift eines Eigennützigern

Hier liegt Silvius, der nichts umsonst,
Es schmerzt ihn, daß man dies umsonst
lesen kann.

Grabchrift eines Bettlers.

Ohn Haus hab ich gelebt, todt hab' ich
hier;
Im Leben hatt' ich nichts, todt bin ich
Mein Leben war nur Flucht, das Grab ist
Ruh;
Im Leben ging ich bloß, hier deckte mich

Paul Flemming,

geboren den 5. October 1609 zu Gartenstein im
Erzgebirge, studirte zu Leipzig die Medicin und zu-
gleich Poesie, erhielt schon als Student die Würde
eines Kaiserlichen gekrönten Poeten, schloß sich
einer holsteinischen Gesandtschaft nach Moskau, und
dann 1635 einer nach Persien an, lehrte 1639 zu-

rück, erwarb sich in Leyden die medicinische
würde, wollte sich dann in Hamburg nieder-
ward aber von einer heftigen Krankheit er-
der er 1640 erlag. Er nimmt unter den
seiner Zeit die erste Stelle ein.

Vor der Abreise nach Persien.

1 In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathe,
Der Alles kann und hat.
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.
2 Nichts ist es spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst;
Er mag's mit seinen Sachen
Nach seinem Willen machen;
Ich stell's in seine Gunst.
3 Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist.
Ich nehm' es, wie er's giebet:
Was ihm an mir geliebet,
Das hab' ich auch erliest.

4 Ich traue seiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verlegen,
Nichts fehlen, was mir nützt.
5 Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen
Und haben noch Geduld.
6 Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Sein Segen wird mich lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.
7 Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,

Und Christus ist bei mir;
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, so auch hier.

8 Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her,
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und Alles nach Begehr.

9 Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen,
Und wissen fast nicht wie.

10 Leg' ich mich frühe nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort.

11 Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

12 Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut:
Es sei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

13 Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblich's zu:
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Dahin in meiner Ruh'.

14 Indes wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schuß, wie meiner, sein;
Wird beiderseits gewähren,
Was unsre Wunsch' und Zähren
Ihn bitten überein.

15 So sei nun, Seele, seine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat!
So gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

A n s i c h.

(Sonett.)

Sei dennoch unverzagt! Gib dennoch unver-
loren! [Reid!
Weich' keinem Glücke nicht, steh' höher als der
Bergnüge dich an dir, und ach! es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Zeit und Ort
verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt Alles für
erloren,
Nimm dein Verhängniß an; laß Alles unbereut!
Thu', was gethan sein muß, und eh' man dir's
gebeut. [geboren.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets
Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück
und sein Glücke

Ist ihm ein Jeder selbst. Schau' alle Sachen an:
Das alles ist in dir. Laß deinen eiteln Wahn;
Und eh' du fürder gehst, so geh' in dich zurücke!
Wer sein selbst Meister ist, und sich beherrschen
kann,
Dem ist die weite Welt und Alles unterthan.

Grabschrift auf sich selbst,

(drei Tage vor seinem Tode gedichtet).

Ich war an Kunst und Gut, an Stande groß
und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln
nähren;

Mein Schall flog überweit, kein Landsmann
sang mir gleich;
Von Reisen hochgepreist, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich
nennen hören,

Bis daß die letzte Blut dies Alles wird verstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch!

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater,
Liebste, Freunde,

Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab.
Sonst Alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem
Feinde.

Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein
Leben.

Friedrich Freiherr von Logau,

geboren 1604 zu Rassebrodut bei Nimptsch, studirte Rechtswissenschaft, später Sangleirath des Herzogs Ludwig von Brieg, starb 1655, der bedeutendste Epigrammendichter der Deutschen (über halbtausend Epigramme).

tendste Epigrammendichter der Deutschen (über halbtausend Epigramme).

1. Der Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt
der Erde,
Daß sie jeztund eine Braut, künftig eine Mutter
werde.

2. Demuth.

„Ich trachte nicht nach hohen Dingen,
Ich geb' gern auf der niedern Bahn!“
Sing Clepticus zu schreien an,
Da man ihn sollt' an Galgen schlingen.

3. Poeterei.

Es bringt Poeterei zwar nicht viel Brod ins Haus;
Was aber drinnen ist, wirft sie auch nicht hinaus.

4. Ausnahme von einem Naturgesetze.

Der gesagt hat, daß kein Leer'
In der Natur findlich wär',
Der hat nicht gesehn so weit
In die Beutel unsrer Zeit.

5. Weinsfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

6. Geld.

Wozu ist Geld doch gut?
Wer's nicht hat, hat nicht Muth;
Wer's hat, hat Sorglichkeit;
Wer's hat gehabt, hat Leid.

7. Die Sünde.

Menschlich ist es, Sünde treiben
Teuflich ist's, in Sünden bleiben
Christlich ist es, Sünde hassen,
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

8. Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisfleid,
Damit man durch Welt und Gr.
Wandert in die Ewigkeit.

9. Die beste Arznei.

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schließt dem Arzt die Thüre zu

10. Emsigkeit.

Man kann im Ruh'n
Doch etwas thun;
Man kann im Thun
Doch gleichwohl ruh'n.

11. Namen ohne Sache.

Was hat doch wohl für Stär
Ein Glauben ohne Werke?
Wozu sind doch die Titel,
Bei welchen keine Mittel?

12. Weltbeherrscher.

Gott, Fleiß und die Gelegenheit
Beherrschen Menschen, Welt und ;
Gott ist in Nöthen anzuflehn,
Gelegenheit nicht zu versehn,
Der Fleiß muß fort und fort ges

Simon Dach,

geboren den 29. Juli 1605 zu Memel, studirte zu Königsberg Theologie und Philosophie, 1633 Collaborator an der dortigen Domschule, 1639 Professor

der Poesie an der Universität, starb 1659. liche und weltliche Lieder (er bildet mit No Albert u. A. den Königsberger Dichter

Freundschaft.

1 Der Mensch hat nichts so eigen,
So wol steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen

Und Freundschaft halten kan,
Wenn er mit seines gleichen
Sol treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen
Mit Herzen, Mund und Hand.

2 Die Red ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor uns nur sollen leben
Und fern von Leuten sein;
Wir sollen uns befragen
Und sehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

3 Was kan die Freude machen,
Die Einsamkeit verheißt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzehlt.
Der kan sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

4 Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt.
Dann sol mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich giebt.
Mit diesen Bunds-Gesellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auff den Grund der Hellen,
Und breche durch den Tod.

An die Vögelein.

1 Die Lust hat mich bezwungen
Zu wandern in den Wald,
Wo von der Vögel Zungen
Die ganze Lust erschallt.

2 Fahrt fort, ihr Unschulds-Kinder,
Ihr Fröhlichkeits-Berein
Und Freiheits-Volk nicht minder,
Singt eure Melodein!

3 Ihr lebt ohn alle Sorgen
Und preist die Güt' und Macht
Des Schöpfers von dem Morgen
Bis in die späte Nacht.

4 Ihr strebet nicht nach Schätzen
Durch Mißgunst, Müß' und Streit;
Der Wald ist eur Ergehen,
Die Federn sind eur Kleid.

5 O daß wir Menschen lebten
In Unschuld, so wie ihr,
Nicht unaufhörlich schwebten
In sorglicher Begier!

Es muß gelitten sein.

1 Kein Christ soll ihm die Rechnung machen,
Daß lauter Sonnenschein
Hier um ihn werde sein,
Und er nur scherzen muß und lachen.
Wir haben keinen Rosengarten
Die zu gewarten.

2 Wer dort mit Christo hofft zu erben,
Gedenk' auch für und für
In dieser Welt allhier
Mit Ihm zu leiden und zu sterben.
Die wird, was Gott uns dort erkoren,
Durch Kreuz geboren.

3 Der Wein muß erst gekeltert werden.
Er als sein süßer Saft
Das Traummren von uns rafft.
Der Weizen, so uns stärkt auf Erden,
Kömpt durch das Mahlen und durch Hitze
Uns erst zu nütze.

4 Gold, Silber und viel ander Wesen
Muß auch durch's Feuer gehn,
Er als es kan bestehn.
Ein Krancker, wil er recht genesen,
Wird über den Arguel-Getränken
Sich nicht viel kräncken.

5 Wer hat den Sieges-Kranz getragen,
Der nicht vom Uebermuth
Der Feind', von Schweiß und Blut
Und Kummer hat gewußt zu sagen?
Wer wird das Ziel im Wette-Rennen
Ohn Staub erkennen?

6 Ist noch so viel uns widerfahren,
So ist doch dieses Leid
Nicht werth der Herrlichkeit,
Die Gott an uns wil offenbaren,
Weil sie nach diesen kurzen Jähren
Sol ewig währen.

Paul Gerhardt,

Meister im geistlichen Liede, geboren um 1606
Gräfenhainichen in Sachsen, lebte später in
lin, 1651 Probst in Mittelwalde, 1656 Diako-

nus an der St. Nicolaiskirche in Berlin, 1666 ab-
gesetzt, starb als Archidiaconus zu Lübben, den
7. Juni 1676.

Christliche Sommerfreude.

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
dieser lieben Sommerzeit

An deines Gottes Gaben.
Schau an der schönen Garten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

2 Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissus und die Tulipan
Die ziehen sich viel schöner an,
Als Salomonis Seyde.

3 Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Läublein fleucht aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder.
Die hochgelobte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

4 Die Glucke führt ihr Vöcklein aus,
Der Storch baut und bewahrt sein Haus,
Das Schwäblein speißt die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kömmt aus seiner Höh'
In's tieffe Graß gesprungen.

5 Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten.
Die Wiesen liegen hart dabey,
Und klingen ganz vom Lustgeschrey
Der Schaff und ihrer Hirten.

6 Die unverdroßne Bienen-schaar
Fliegt hin und her, sucht hier und dar
Ihr edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
Kriegt täglich neue Stärk und Krafft
In seinem schwachen Reife.

7 Der Weizen wächst mit Gewalt,
Darüber jauchzet Jung und Alt
Und rühmt die große Güte
Deß, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüthe.

8 Ich selbst kan und mag nicht ruhn,
Des grossen Gottes grosses Thun
Erweckt mir alle Sinnen;
Ich singe mit, wenn Alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

9 Ach! denk' ich, bist du hier so schön,
Und läßt Du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was wil doch wol nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden!

10 Welch hohe Lust; welch heller Schein
Wird wol in Christi Garten sein,
Wie muß es da doch klingen,
Da so viel tausent Seraphim
Mit eingestimmtem Mund und Stimm
Ihr Hallelujah singen!

11 O wär' ich da! O stünd' ich schon,
Ach süßer Gott, für Deinem Thron
Und trüge meine Palmen!
So wolt' ich, nach der Engel Weis',
Erhöhen Deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

12 Doch wil ich gleichwol, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Herze sol sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu Deinem Lobe neigen.

13 Hilf mir und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fliehet,
Daß ich Dir stetig blühe!
Gib, daß der Sommer Deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und spat
Viel Glaubensfrucht' erziehe!

14 Mach' in mir Deinem Geiste Raum,
Daß ich Dir werd ein guter Baum,
Und laß mich wol bekleiben!
Verleihe, daß zu Deinem Ruhm
Ich Deines Gartens schöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben!

15 Erwähle mich zum Paradies,
Und laß mich bis zur letzten Reiz
An Leib und Seele grünen!
So wil ich Dir und Deiner Ehr
Allein, und sonstem Keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Vertrauen auf Gott.

Befiehl dem Herren deine Wege und er
wird's wohl machen. (Ps. 37)

1 Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreuesten Pfllege
Deß, der den Himmel lenkt!
Der Wolcken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauff und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

2 Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wol ergehn;
Auff sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Gramen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten sein.

3 Dein' ew'ge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sey oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was Du dann erlesen,
Das treibst Du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

4 Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt Dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein Arbeit darff nicht ruhn,
Wenn Du, was Deinen Kindern
Erspriesslich ist, willst thun.

Und ob gleich alle Teufel
volten widerstehn,
Ird doch ohne Zweifel
nicht zurückgehn.
Er Ihm vorgenommen,
was Er haben will,
muß doch endlich kommen
in dem Zweck und Ziel.
"Hoff", o du arme Seele,
und sey unverzagt!
wird dich aus der Höhle,
wo der Kummer jagt,
aus seinen Gnaden rücken;
ste nur der Zeit,
erst du schon erblickten
sonn' der schönsten Freud'.
"Auf! auf! gib deinem Schmerze
Sorgen gute Nacht!
Ihren, was das Herze
st und traurig macht!
Du doch nicht Regente,
Alles führen soll;
Ist im Regimente
Ihret Alles wohl.
Ihn, ihn laß thun und walten!
ein weiser Fürst,
Ird sich so verhalten,
du dich wundern wirst,
Er, wie Ihm gebühret,
wunderbarem Rath
Iach' hinaußgeführt,
Ih bekümmert hat.

9 Er wird zwar eine Weil
Mit seinem Trost vergehn,
Und thun an seinem Theile,
Als bätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und solst du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
Fragt Er doch nichts nach dir.

10 Wird's aber sich befinden,
Daß du Ihm treu verbleibst,
So wird Er dich entbinden,
Da du's am wenigsten gläubst;
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bis her getragen hast.

11 Wol dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst darvon
Mit Ruhm und Dankgeschreye
Den Sieg und Ehrenkron'.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Feld gewandt.

12 Mach' End', o Herr, mach' Ende
An aller unsrer Noth!
Stärk unsre Füß und Hände
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit Deiner Pflege
Und Treu empfoblen sein:
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Georg Neumark,

16. März 1621 zu Mühlhausen in
studirte Rechtswissenschaft in Königs-
649 und 1650 in Thorn, 1651 Wi-
i Weimar, 1653 in die „fruchtbrin-

gende Gesellschaft" aufgenommen, starb als Herzog-
licher Archivsecretair 1681. — Geistliche und welt-
liche Lieder (letzte unbedeutend).

Trostlied.

nur den lieben Gott laß walten,
t auf Ihn allezeit,
Ihn wunderbarlich erhalten
Noth und Traurigkeit.
t dem Allerhöchsten traut,
auf keinen Sand gebaut.
helfen uns die schwere Sorgen?
t uns unser Weh und Ach?
t es, daß wir alle Morgen
t unser Ungemach?
en unser Kreuz und Leid
er durch die Traurigkeit.
halte nur ein wenig stille,
doch in sich selbst vergnügt,

Wie unsers Gottes Gnadenwille
Wie sein Allwissenheit es fügt;
Gott, der uns Ihm hat auserwehlt,
Der weiß auch sehr wol, was uns fehlt.

4 Er kennt die rechte Freudenstunden,
Er weiß wol, wenn es nützlich sey;
Wenn Er uns nur hat treu ersunden
Und mercket keine Heuchelei,
So kommt Gott, eh wir uns versehen,
Und leset uns viel Guts geschehn.

5 Denn nicht in deiner Drangsalstühe,
Daß du von Gott verlassen seyst,
Und daß Gott dem im Schoße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist;
Die Folgezeit verändert viel,
Und setzet Jeglichem ein Ziel.

6 Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen,
Und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich;
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürzen kan.

7 Sing, bet und geh auf Gottes Weg,
Berricht das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird Er bei dir werden neu;
Den, welcher seine Zursicht,
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Johann Scheffler (Angelus Silesius),

geboren 1624 zu Breslau, 1648 auf der Universität zu Straßburg, dann in Holland, hierauf in Padua, wo er 1646 Dr. med. ward, 1649 Leib-
arzt des Herzogs von Vels, trat 1653 zur latho-
lischen Kirche über und ward f. l. Hofmedicus,
trat 1661 in den Minoritenorden, 1664 Hof-
marschall des Fürstbischofs von Breslau, starb

1677. — Lyrische Gedichte (geistliche Hirte
der in ihren Jesum verliebten Psyche); Sinng
(Cherubinischer Wandersmann); zahlreiche pol-
Schriften (gegen den Protestantismus). Er-
nert an die Mystiker des 14. Jahrhunderts;
Sinngedichte spielen theilweise in's Panthe-
hinüber.

Aus den „Hirtenliedern der in ihren Jesum verliebten Psyche.“

Psyche vermahnt zur Nachfolge Christi.

1. Mir nach! spricht Christus, unser Held,
Mir nach, ihr Christen alle!
Verläugnet euch, verlaßt die Welt,
Folgt meinem Ruff und Schalle,
Nehmt euer Kreuz und Ungemach
Auf euch, folgt meinem Wandel nach!

2 Ich bin das Licht, ich leucht euch für
Mit heil'gem Tugend-Leben;
Wer zu mir kommt und folget mir,
Darff nicht im Finstern schweben;
Ich bin der Weg, ich weisse wol,
Wie man wahrhaftig wandeln sol.

3 Mein Herz ist voll Demüthigkeit,
Voll Liebe meine Seele;
Mein Mund der fließt zu jeder Zeit
Von süßem Sanftmut-Dele;
Mein Geist, Gemüte, Krafft und Sinn
Ist Gott ergeben, schaut auff ihn.

4 Fällt's euch zu schwer? ich geh voran,
Ich steh euch an der Seite,
Ich kämpfte selbst, ich brech die Bahn,
Bin alles in dem Strette.
Ein böser Knecht, der still darff stehn,
Wenn er den Feldherrn an sieht gehn!

5 Wer seine Seel zu finden meht,
Wird sie ohn mich verlieren;
Wer sie um mich verlieren scheint,
Wird sie nach Hause führen.
Wer nicht sein Kreuz nimmt und folgt mir,
Ist mein nicht werth und meiner Zier.

6 So laßt uns denn dem lieben Herrn
Mit unserm Kreuz nachgehen,
Und wolgemut, getrost und gern
In allen Leiden stehn!
Wer nicht gekämpft, trägt auch die Kron
Des ewgen Lebens nicht davon.

Aus dem „Cherubinischen Wandersm

1. Die neue und alte Liebe.

Die Liebe, wenn sie neu, braust, wie
junger Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie

2. Der Geist bleibt allzeit frey

Schleuß mich, so streng du wilt, in ta
Eisen ein,
Ich werde doch ganz frei und ungefesselt se

3. Ohne Warum.

Die Ros' ist ohn Warum; sie blühet,
sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob
sie siehet.

4. Wer Gott dient, ist hoch adeli

Mir dient die ganze Welt. Ich aber
allein
Der Ewgen Majestät: wie edel muß ich se

5. Dein Kerker bist du selbst.

Die Welt, die hält dich nicht; du selber
die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen

6. In dir muß Gott geboren werd

Wird Christus tausendmal zu Bethlehen
boren,
Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich
loren.

7. Ich thue es Gott gleich.

Gott liebt mich über sich; lieb' ich Ihn
mich,
So geb ich Ihm so viel, als Er mir gbt

J o a c h i m R a c h e l ,

den 28. Februar 1618 zu Lunden im
thmarsen, studirte zu Moskau und Dorpat
die alten Sprachen, erst Hauslehrer,

später Rector an mehreren Orten, zuletzt in Schles-
wig, wo er 1669 starb. — Satyren (er lehnt sich
an Dips an).

prachmengerei und Purismus.

(Aus der Satyre „der Poet.“)

ompt mir eben vor, als wenn man ein
Gesicht, [bricht,
ner Schönheit hier noch Liebligkeit ge-
ter Weiber Art noch will mit Pflastern
schmücken,
istlich sein geschnitten als Käffer oder
Mücken.
onnen Werck! Was hat die stolze Pracht
der die Natur gewürdet und aufgedacht!
rgends auff die Welt ein Kind mit sol-
chen Flecken,
lich sollte man die Mißgeburt verdecken!
fentlich Hans Wurst wil ausgelachet seyn,
t er das Gesicht, wie euch nun ist ge-
mein.
ich ein Narr ist auch, und würdig sei-
ner Klappen,
ier schönes Teutsch mit der Franzosen
Lappen
ier machen will. Vor vielen Jahren schon
auch ein geistlich Mann auß einem hohen
Thon: [Thüren
ur, ich bin nicht werth, daß ihr zu meiner
mein schlecht Logis sollt hin mit mir
marchiren;
! spricht nur ein Wort! ich weiß, zu
dieser Stund
incontinent, so wird mein Knecht ge-
sund“ . . .
e Redner wolt des Hauptmanns Wort
ausprechen,
dem Herren kam in Röhren und Ge-
brechen,

Wie sonst ist bekant. Nun aber, Dand sey
Gott,
Ist diese Nummirey den Teutschen nur ein
Spott. —

Hergegen andre sind (wie vorgesagt) zu finden,
Die, allzugar genau, uns suchen einzubinden,
Sie haltens einen Mord, wenn etwa dem Latein
Ein Wörtlein ohngefehr nur ähnlich sollte seyn.
Ein solcher Klügling wird nicht leiden, daß man
sage, [trage,

Wie er an seinem Kopf auch Naß und Ohren
Denn beides ist Latein; der Fuß steht Griechisch
auß, [und Mauß.

Der Spiegel ist nicht Teutsch, noch minder Raß
Nun, Lieber, laß uns auch was gutes doch er-
denken, [enden!

Und auch nach dieser Kunst die Zunge glücklich
„Ey, Liebste, gehet doch einmal zum Gleicher
hin,

Der Schnauber ist euch schwarz; sonst seyd ihr
meinem Sinn

Und gutem Urtheil nach mit allen Schönheits-
wahren [Haaren
Vollkommlich ausgeputzt von Scheitel und den
Biß auf die Trittung hin. Wenn euer Pflanz-
herr wolt,

Und eure Seuge mir so zugethan und holdet
Noch heute könnte seyn, daß sie, mein liebstes
Leben,

Euch mir zum Eigenthum besitzlich wolten geben,
So stöß' ich voller Glück biß an das blau Ge-
zelt, [Welt!“

Wo Phöbus prächtig steht, der Süchtling aller
Wer hat das Zipperlein so schwer an Händ' und
Füßen, [müssen?

Der dieses Narren-Wercks nicht sollte lachen

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau,

den 25. December 1618 zu Breslau, Au-
sleben, bereiste dann die Niederlande,
Frankreich und Italien, 1646 Rathsherr
u, 1657 kaiserlicher Rath und Director

des Königl. Burglehns Ramslau, starb 1679.
— Lyrische Gedichte (siehe unten den Abriß der
Literaturgeschichte).

Abriß eines falschen Freundes.

ist doch insgemein ein Freund in dieser
Welt?
gel, der vergrößt und fälschlich schöner
machet.

Ein Pfennig, der nicht Strich und nicht Gewichte
hält,

Ein Wesen, so aus Born und bitterer Galle
lachtet,

Ein Strauchstein, dessen Glanz uns Schand und
Schaden bringt.

Ein Glas, an Titeln gut, und doch mit Gift
erfüllt, [dringt,
Ein Dolch, der schimmernd ist, und uns zu Herzen
Ein Heilbrunn (wie er heißt), aus dem Verder-
ben quillet,
Ein Goldgestickter Strang, der uns die Gurgel
bricht, [verloren,
10 Ein Freund, der ohngefähr das Herze hat
Ein Honlgwurm, der stets mit süßem Stachel
sticht, [ren,
Ein weißes Henneney, das Drachen hat geboh-
Ein falscher Crocodil, der weinend uns zerreißt,
Ein recht Sirenen-Weib, das singend uns er-
tränket,
Ein Saft, der lieblich reucht, und doch die
Haut durchbeißt,
Ein Mann, der uns umhals't, wenn seine Hand
uns hendet,

Ein Giftbaum voller Blüth, ein Molch Mi-
scant,
Ein übergoldte Perl, ein Tod-Aß zu den Rötter
Ein Apffel von Damasc, ein falscher Diaman
20 Ein überzüdert Gift, ein Irrlicht, uns
tödtet,
Ein Pfeiffer in das Garn, ein Spötter uns
Pein,
Ein goldner Urteils-Tisch und eine faule Sm
Ein Zeug, das bald verschleißt, ein ungegründ
Schein,
Dem Teuffel allzusehr, dem Menschen wenig nüt
Ein mehres läßt mir jetzt die Ungeduld nicht;
Mein Leser, fleuch den Krahm von solchen
schen Baaren,
Was diesen Eifer-Reim erpreß, das melde du
Ach, hätt' ich, was ich schrieb, nicht auch
gleich erfahren!

Daniel Caspar von Hohenstein.

(Siehe oben Seite 21.)

Reihen der Tyber und der sieben Berge in Rom.

(Aus der „Epicharis.“)

Die Tyber.

So muß ich ewig blutig fließen?
Hat Rom sein sieben-bergicht Haupt
Sonst nirgends hin zu legen wissen?
Euch andern Strömen sey erlaubt,
Das Haupt der Welt euch zu vermählen:
Ich wünsch', ein Ufer, wo die Flut
Nicht wandelt ihr Crystall in Blut,
Mit meinen Nymphen zu erwählen.

Die Berge.

Fleuch, edler Fluß, biß an des Taurus Klüfte,
Fleuch hin, biß wo der Nil entspringt!
Verbirg dich gar in Calpens finstre Gräfte,
Und wo der Anas sich verschlingt;
Du wirst doch nur dein silbern Kleid beflecken,
Weil alle Klippen in der Welt,
Selt Nero Schwerdt und Zephter hält,
Geronnen Blut und blasse Leichen decken.

Die Tyber.

Der Blutbrunn muß nach Rom gesetzt
Durch das Verhängniß worden seyn;
Ob' es auff fremde Stahl gewezet,
Welcht es durch Bruders-Blut sich ein.
Ja, wo hat sonst sich dis begeben,
Was Tullia dem Vater thut?

Vom Nero treufft der Mutter Blut,
Der Priester bleibt an Tempeln fleben.

Die Berge.

Ihr Schutzherrn, ihr, ihr sieben Irrgeister,
Schlagt ihr so sehr uns aus der Aht?
Eröffnet doch, daß euer Eifer zürne,
Wenn uns der Blut-Fürst fleckigt macht.
Laßt lieber uns die Adern gar verseugen,
Als daß aus ihnen Blut-Schaum quillt;
Wenn gleich kein Purpur uns umhüllt,
So wolln wir euch doch sattfam Ehr erzeigen

Die Tyber.

Diana, Mutter alles Feuchten,
Nicht flöße deinen Thau mir ein!
Laß mir nicht mehr dein Antlitz leuchten,
Weil selbst durch meinen Widerschein
Die weißen Ochsen sich beflecken.
Wo nicht, so regne Tag und Nacht,
Daß meiner Stürmen Wellen Macht
Den Bluthund möge gar ersticken.

Die Berge.

Stopff immer auff die Alabaster-Röhren,
Du heiliger Vater Apennin,
Und lasse sich der Tyber Wellen mehren,
Daß sie den Bluthund reißen hin,
Den unsre Schulter kaum mögen tragen:
Denn wo verspielt der Menschen Wiß,
Da müssen Berge, Flüsse, Bliß,
Ja Sternen selbst Tyrannen niederschlagen!

Hans Aßmann Freiherr von Abschatz,

am den 4. Februar 1646 auf dem Gute Wör-
in Schlessien, studirte Rechtswissenschaft in
burg und Leyden, machte dann größere Rei-
lebte hierauf auf seinen Gütern, 1675 Landes-

bestallter des Fürstenthums Liegnitz, später vom
Kaiser in den Freiherrenstand erhoben, starb 1699,
der letzte Anhänger der Hoffmannswaldauischen
Schule. — Lyrische Gedichte.

Ermunterung zur Freude.

1 Ergöset die Sinnen
Mit frohem Beginnen;
Doch denket dabey,
Daß Leyden und Scheiden
Der irdischen Freuden
Verwechselung sey.

2 Die Sähne vom Bogen,
Die immer gezogen,
Bricht endlich und reißt;
In stetigem Trauren
Das Herze vermauren
Erstreckt den Geist.

3 Vernünftiges Scherzen
Ermuntert die Herzen,
Erfrischt das Blut;
Drum brauchet der Jugend
In Ehren und Tugend
Mit fröhlichem Muth.

4 Lacht, spielelet und singet,
Schwäzt, tanzet und klinget!
Die Blüthe geht hin.
Diß, was ihr empfunden
In lustigen Stunden,
Ist euer Gewinn.

Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz,

am den 27. November 1654 zu Berlin, stu-
zu Leyden und Leipzig, bereiste dann Italien,
reich, England und die Niederlande, hierauf
nerjuncker beim großen Kurfürsten, 1682 Hof-

und Legationsrath, 1688 Geheimrath, 1697 Reichs-
freiherr, starb 1699. — Lyrische Gedichte; Sa-
tyren (seine Poesie ist der französischen nachge-
bildet).

Unfriedenheit in niedrigem Stande.

Ich trachte nicht nach solchen Dingen,
hoch und zu gefährlich sind;

Geist scheint nirgend durchzudringen,
wo er leichte Bahne findt.

ruhe sanfft bis an den Morgen,
mancher, welcher voller Sorgen,
eitler Hoffnung ängstlich ringt,
blinden Göttin Weyrauch bringt.
Ich mercke, daß in unserm Leben
Göttliches mit unter spielt;
sich will zu den Sternen heben,

Und diesen Erleb nicht bey sich fühlst,
Muß endlich gar ein Spott auf Erden,
In sich selbst Höll' und Hender werden,
Weil der, der sich am meisten quält,
Zu erst oft seinen Zweck verfehlt.

3 Wer will, mag in den Lüfften fliegen,
Mein Ziel erstreckt sich nicht so weit;
Ich lasse mich mit dem begnügen,
Was nicht bemüht und doch erfreut.
Ein andrer mag sich knechtisch beugen,
Um desto höher aufzusteigen;
Ich neid' ihn nicht in meinem Sinn
Und bleibe gerne, wer ich bin.

Christinn Wernicke,

in Preußen (wo?), besuchte 1685 die Uni-
t Kiel, lebte eine Zeit lang am Hofe der
zin von Mecklenburg, erhielt später in Eng-
eine Anstellung bei einer Gesandtschaft, wohnte

dann einige Jahre in Hamburg, wurde zuletzt dani-
scher Staatsrath und ging als dänischer Resident
nach Paris, wo er um 1718 starb. — Epi-
gramme.

Epigramme.

1. Auf gewisse Gedichte.

Abchnitt? gut. Der Vers? fließt wol.
Der Reim? geschickt.
Vort? in Ordnung. Nichts, als der Vers
stand verrückt.

2. Auf gewisse Trauerspiele.

An stat Mitleiden oder Schrecken
Zu seinen Hörern zu erwecken,
So füllt Archombrotus mit viel
Gelahrtheit seine Trauerspiel.
Er hält auch mehr an allen Orten
Von greffen, als geschickten Worten,

So daß man alle Helden sieht,
Die er auf seinen Schauplatz zieht,
Stat Römischer Tracht in sammtnen Pelzen,
Und stat der Socken gehn auf Stelzen.

3. Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten.

Astolph beschreibt ein Thier, das in den
Wäldern wohnt,
Und in der hohlen Eiche als seinem Neste lebet,
Das um unwegsame Gebürge brummend schwebet,
Und oft auch nicht des Bluts des müden Pil-
grims schont.

Merck aber, wie er dich durch falschen Prad
betrüge:
Du denkst, es sey ein Löw, und es ist ein
Fleuge.

4. Die Klagen über die ige Zeit.

Man klagt, daß alte Lieb und Treue sey
lohren,
Daß aller Segen sich verkehrt in einen Fluch
Allein wenn ich die Zeit, die vorbergeht, den
such',
So dank ich Gott, daß ich in dieser bin gebo

Barthold Heinrich Brockes,

geboren 1680 zu Hamburg, machte viele Reisen,
1720 Rathsherr in seiner Vaterstadt, vielfach an
deutsche und auswärtige Höfe gesandt, 1735 Ver-
walter des Amtes Riegebüttel, starb 1747. — Bilder-

reiche, fromme Naturschilderungen; Hauptwerk
„Irdisches Vergnügen in Gott;“ Uebersetzung
(Jahreszeiten von Thomson u. a.).

Das Firmament.

Als jüngst mein Auge sich in die Sapphirne
Tiefe,
Die weder Grund, noch Strom, noch Ziel, noch
End' umschrenkt,
Ins unerforschte Meer des hohen Luft-Raums
sendt',
Und mein verschlungner Blick bald hie bald
dahin liefe,
Doch immer tieffer sand: entsakte sich mein Geist,
Es schwindelte mein Aug, es stockte meine Seele
Ob der unendlichen, unmässig-tieffen Höle,
Die wol mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt,
So nur aus Gott allein, ohn' End und Anfang
stammen.

Es schlug des Abgrunds Raum, wie eine
Fluth
Des bodenlosen Meers auf sinkend Eisen thut
In einem Augenblick auf meinen Geist zusam
Die ungeheure Grufft des tieffen dunkeln
Der lichten Dunkelheit, ohn' Anfang, oh
Schranken,
Verschlang sogar die Welt, begrub selbst
Gedanken;
Mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein
ein Nichts,
Und ich verlohr mich selbst. Diß schlug
plötzlich wieder;
Verzweiflung drohete der ganz verwirrten
Allein, o heylsams Nichts! glückseliger
Allgegenwärt'ger Gott, in dir fand ich mich

Johann Christian Günther,

geboren den 8. April 1695 zu Striegau in Schle-
sien, studirte die Arzneywissenschaft zu Wittenberg,
ergab sich hier Ausschweifungen, versank in Schul-

den, führte später ein unstetes Leben und
schon 1723. Goethe nennt ihn einen „Dichter im
vollen Sinne des Wortes.“ — Lyrische Gedichte

An Gott.

1 Was kann ich armer Mensch davor,
Wenn Noth und Angst zur Sünde zwingen?
Verr, neige, dein geneigtes Ohr!
Ich will ein kleines Opfer bringen:
Es blutet weder Schaf noch Rind,
Ich habe Weihrauch angezündt,
Nicht Weihrauch, den die Bäume schweigen,
Ein ängstlich Herz und treu Gebet

(Du hast es ja noch nie verschmäht)
Soll wider Zorn und Rache schützen.

2 Die Größe Deiner Majestät
Erkenn' ich aus den kleinsten Dingen:
Dein Arm, der über Alles geht,
Kann Wasser aus dem Felsen zwingen;
Du sprichst ein Wort, so wird es licht;
Bedroh das Meer — es regt sich nicht;
Befiehl, so wird die Fluth zu Flammen;
Du winkst, so steht der Sonne Lauf,

So thun sich Tief und Abgrund auf
Und werfen Erd' und Stern' zusammen.

3 Du zürntest ehemals, großer Gott,
Da wuchs das Wasser über Berge;
Der Starcken Hochmuth war Dein Spott,
Nuch Riesen fälltest du durch Zwerge.
Egypten trogt und stärkt sein Heer,
In Stod verjagt es in das Meer:
Da schwamm Volk, König, Roß und Wagen.
Der Wind bringt Fleisch, *) die Wüste Brod.

*) 2. Mof. 16, 13 (die Wachteln).

Manasse fällt, Du schickst ihm Noth;
Er weint, Du änderst Kett' und Klagen.

4 Dein Rath und Weg ist wunderbar,
Du wirst auch mir zu helfen wissen.
Ich hoff, ich trau Dir. Zeige Dich,
Mein Rätrrer wird sich schämen müssen.
Kein Unglück schlägt die Zuversicht:
Du kannst, Du mußt, Du läßt mich nicht!
Die Buß ist hier, der Trost schwebt oben.
Kein menschlich Ansehn hebt die Pein; —
Getrost, mein Herz! So muß es sein:
Wir sollen bloß den Höchsten loben.

Karl Friedrich Drollinger,

Boren zu Durlach 1688, gestorben als Mitglied der Regierung zu Basel 1742. — Lyrische Gedichte,
Satyren und Anderes.

Ueber die Tyrauney der Deutschen Dichtkunst.

(Satyre auf den Alexandriner.)

Ihr Musen helft! Der Verse Tyrauney
Zu sehr! O macht uns endlich frei!
Es plagt ja schon mit seinem Schellenklang
Der Feind von Geist und Wiß, der Reim, zu
lang.

Er, von den rauhen Barden ausgeheßt,
Se strenge Herrschaft bis auf uns erstreckt.
Es schreibt doch noch der deutsche Dichter-Chor
Er eine Versart sich zur Strafe vor:

Ein Doppelvers, erdacht zu unsrer Pein,
Zu groß für Einen und für Zween zu klein.
Je mehr er hat, je mehr ihm stets gebricht;
Velf Füße helfen ihm zum lauffen nicht;

Er macht dem Ohr kein Wechsel angenehm,
Und kein geschicktes Maß dem Sinn bequem.
Er tragt betrübt daher mit schwärem Schritt,
In gleicher Tact bestimmt ihm jeden Tritt;

Im Sechsten stellt, auch wenn er lauffen will.
Das strenge Reimgesetz ihn immer still.

Er nunt und Wiß entweicht vor seinem Zwang,
Und findt ihn bald zu kurz, und bald zu
lang;

Und wenn sein Tie und Tac beständig schallt,
Gleich einer Glocke, so entschläft man bald.
Schau, wie so oft ein Dichter ängstlich ringt,
Bis nach den Regeln ihm ein Vers gelingt!
Er martert sich, verdreht, versetzt, verschränkt;
Der Sinn wird schwach, die Sprache wird ge-
kränkt.

Ein Einsall fliehet, doch kan er nicht bestehn,
Warum? Zween Füße fehlen noch zu Zehn.
Was ist zu thun? Ein Glückwerk kömmt herbey,
30 Daß die geschworne Zahl nur richtig sey.
Die Zahl ist ganz. Das Werk will doch nicht
fort;

Der Abschnitt fällt nicht recht auf seinen Ort.
Nach langer Müß gebihr man eine Brut,
Von Wind und Luft erfüllt, für Geist und
Blut;

Und ist sie nicht an Kraft und Geiste leer,
So zeigt ihr Leib den Zwang nur desto mehr.
Was Wunder, daß der Britten feiner Ohr
Ein Reimgebäude sich vorlängst erkohr,
Das, nicht so sehr vom Regelzwang beschränkt,
40 Sich nach des Dichters Wunsch bequemer lenkt,
Bald hier, bald dort den Abschnitt wechselnd
stellt,

Und, wie die Regung will, so läufft, als hält.

Johann Christoph Gottsched. *)

(Siehe oben Seite 26.)

De an Herrn Magister Just Gottfried
Rabenern.

1 Freund von altem Schrot und Korn,
Deutschgesinnter Ehrenmann!

*) Siehe oben Anmerkung Seite 26.

Biehoff, Handbuch. III.

Phöbus reizt mich igt zum Zorne,
Daß ich mich nicht halten kann.

Aber sprich, wer hört mir zu?
Werther Rabner, das bist du.

2 Ruh einmal von deinen Schriften,
Schöne deinen scharfen Kiel,
Der dir größern Ruhm wird stiften,

Als mein schlechtes Sehtenspiel,
Da zumal der deutschen Welt
Ist nur Bav und Mäv gefällt.

3 Gerallit ist auszulachen,
Ist's nicht wahr, geliebter Freund?
Der bey allen Lumpensachen
Wie ein altes Weib geweint,
Und, was alle Welt ergeht,
Herber Thränen werth geschäht.

4 Tausend Dank sey euch, ihr Alten,
Die ihr durch manch ewig Blatt
Uns den Demokrit erhalten,
Dessen Ruhm nichts gleiches hat,
Weil er stets mit ganzer Macht
Aller Thoren Thun verlacht.

5 Freund, ich weiß, du kannst nicht pinseln,
Denn du bist kein Sauertopf;
Und wie schickt sich flehn und winseln
Für dergleichen muntern Kopf?
Ist's nicht wahr? ein kluger Scherz
Labet dir und mir das Herz.

6 Lache denn aus Herzensgrunde,
Lache doch, ich lache mit,
Wenn Serran und Kunigunde
Freudig in den Ekstand tritt,
Bloß weil keins von beyden steht,
Was ihm schon für Elend blüht.

7 Lache, wenn die Einfalt pralet,
Und ihr hundertjährig Haus

Marmorähnlich übermalet,
Lache solch ein Babel aus,
Das mit seiner Farben Pracht
Narrenmasken schamroth macht.

8 Lache, wenn Bralanders Künste
Weiter nichts als Rauch und Wind,
Weiter nichts als faule Dünste
Seines kranken Hirnes sind,
Ob ihn gleich die halbe Welt
Für der Klugheit Muster hält.

9 Lache, wenn Asträens Krone
Schülern an der Scheitel bligt,
Bloß weil Themis auf dem Throne
Mit verbundenen Augen sitzt,
Und sich selber zum Verdruß
Jeden Stämper krönen muß.

10 Lache, wenn sich junge Knaben,
Die den edlen Priscian
Noch nicht halb begriffen haben,
Pilzen gleich hervor gethan,
Und als Schüler im Latein
Doch der Weisheit Meister seyn.

11 Lache, — doch du wirst schon n
Was recht lachenswürdig sey.
Es ist Zeit, mein Lied zu schließen;
Fällt dir's aber irgend bey,
Daß ich elend Zeug gemacht,
Gut, so sey es ausgelacht!

Johann Jakob Bodmer.

(Siehe oben Seite 27.)

Aus der Colombona (Gesang III.)

Die erdumfahrende sonne
Reißt' indessen zum osten; schon lief das morgen-
gold hüpfend
Auf dem silber der flut und verbiß dem glück-
lichen schiffe [glanze,
Eine schimmernde scene des tags in goldenem
Rein und gesund. Da steigt nicht aus der tiefe
die säulniß [dünsten;
In die luft und beschmüzt sie mit unterirdischen
Sondern ein kühler landwind belebt das blut
in den adern,
Küßt das wasser und tanzt in der flut; glatte-
schimmernde wellen
Saugen den lauen stral der sonn', und hler und
da spielen
Thiere der see am rande. Colombo, der günst-
ling des schicksals,
Hieng mit gestärktem aug' an des Horizonts
südlicher eke. [rühen
Plötzlich steht er ein düsteres land mit unebenem

Aus der flut aufsteigen und mit dem la
schiffes
Horizontal sich ziehen und stets versch
Sieht es, mit waldichten bergen bekrö
meere begränze
Siehts, und arbeitet im sehn, mit dich
sten beschattet.
Da er nun allen zweifel von optischer
zerstreut steht,
Deffnet er seine Brust der lange gefangenen
Ruft dann oft wiederholend: „Land! lan
hohen und nie
Wallen von jedem geschäft, an welchem
liche stimme
Zeglichen fand, auf die der, und erfors
eigenen augen
Jeder das land, das ihnen sein wort verhan
landschaft [id
Brettete sich in ufer und fluren; se
Sieghaft hüpfte die freude von jeder
die lippen,
Jauchzete laut: „Land! land!“ u. f. u

Ueberblick der Literaturgeschichte.

§. 1. Die Literatur eines Volkes im weitern Sinne umfaßt seine sämtlichen bedeutendern der Schrift niedergelegten Geisteserzeugnisse. Wir beschränken hier aber die Geschichte der deutschen Literatur auf diejenigen schriftlichen Denkmäler unseres Volkes, die in deutscher Sprache verfaßt sind, und unter diesen wieder auf solche, die aus einer freieren Geistesthätigkeit entspringen, die die geistige Entwicklung der Nation am deutlichsten abspiegeln, schließen demnach nicht mit die von Deutschen in fremden Sprachen verfaßten Schriften, sondern auch die deutsch-schriebenen Werke der Gelehrsamkeit aus, die nicht zugleich in künstlerischer Form darstellen, es sei denn, daß sie durch eine besondere Einwirkung auf die innere Entwicklung der Nation, oder für die Geschichte der Sprache von Bedeutung geworden sind.

Wie jede Sprache, so zerfiel auch die deutsche schon in den ältesten Zeiten, von denen wir noch schriftliche Denkmäler Kunde haben, in viele Mundarten, die sich in folgende fünf Hauptmundarten zusammenfassen lassen: 1) die gothische, 2) die ober- oder hochdeutsche (das Alemannische oder Schwäbische, das Balthische-Oesterreichische und das Fränkische umfassend), 3) die niederdeutsche (das Niederländische, Friesische und Sächsisch), 4) die auselassische, 5) die nordische. Die beiden letztern, die sich (in England und Scandinavien) zu selbständigen Schriftsprachen ausgedehnet haben, werden mit den in ihnen verfaßten Werken von diesem Ueberblick unserer Nationalliteratur ausgeschlossen. Dasselbe ist bei einem weithe des Niederdeutschen der Fall. Einige ntere niederdeutsche Denkmäler sind jedoch zu wichtig für die Geschichte unserer Sprache und oesie, um unberücksichtigt bleiben zu dürfen; id das Gothische, wenn es gleich früh mit dem olke erloschen ist, verdient eine gleiche Berücksichtigung, weil ihm die ältesten Denkmäler deutscher Sprache angehören. Hauptsächlich hat sich er die deutsche Literaturgeschichte mit den in chdeutscher Sprache verfaßten Schriftwerken zu schäftigen. Wir unterscheiden drei Haupt- wicklungsstufen des Hochdeutschen: 1) das ithochdeutsche, 2) das Mittelhochdeutsche, 3) das euhochdeutsche. Nehmen wir als Grenzscheide r ältern und der neuern Zeit die Epoche der eformation, etwa das Jahr 1525 an, so gehö- n die beiden ersten Entwicklungsstufen der ältern eit, und die dritte der neuern Zeit an. Es

wäre ein Irrthum, wenn man glaubte, daß unsere Sprache auf ihren frühern Entwicklungs- stufen ganz ungebildet und roh gewesen sei. Vielmehr zeichnete sich die Sprache unserer Alt- väter, und namentlich die gothische, die als die Mutter der hochdeutschen betrachtet werden kann, durch würdevollen Wohlklang, durch Reinheit der Vocale, durch den kräftigen vollen Klang der Endungen, durch Fülle der Formen, durch Schärfe des Ausdrucks, durch Mannigfaltigkeit der Be- zeichnungen vor unserer neuhochdeutschen Sprache aus, wogegen diese ihr in Beweglichkeit des Satz- baus überlegen ist.

§. 2. Unsere Nationalliteratur hat den Vor- zug, daß sie zwei classische Perioden ge- habt (vgl. Handbuch II, Seite 274), und zwar die erste, nachdem der Geist des Christenthums mit dem germanischen verschmolzen war, die zweite, nachdem unsere Literatur den Geist des classischen Alterthums und den der neuern Cultur- völker sich angeeignet hatte. Die erste Periode gehört der ältern Zeit (ihr Höhenpunkt dem letz- ten Viertel des 12. und dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts), die zweite der neuern Zeit an; Trägerin der ersten Blüthe war die mittelhochdeutsche, der zweiten die neuhochdeutsche Sprache. Jeder dieser beiden Blüthenperioden gingen Zeiten voran, in denen Altes und Neues im Kampfe miteinander lag; und so gliedert sich die Geschichte unserer Nationalliteratur zunächst in vier Perioden, zwei Vorbereitungs- und zwei Blüthenperioden, von denen je eine der ältern, und je eine der neuern Zeit zufällt:

In der ersten Periode, die von den ältes- ten Zeiten bis um die Mitte des 12. Jahr- hunderts reicht, verschmolz allmählig das Christ- liche mit dem Germanischen, und bereitete sich die erste Blüthezeit vor.

Die zweite Periode, bis c. 1525 reichend, umfaßt die erste Blüthezeit, aber auch zugleich die Zeit des Wellens.

In der dritten Periode, die bis etwa 1725 reicht, also gerade zwei Jahrhunderte um- faßt, werden die Reste des Alten von den neu eindringenden Elementen (alt-classischer Literatur und Literaturen der gebildeten Nachbarvölker) be- kämpft und besiegt.

Die vierte Periode endlich, von 1725 bis zur neuesten Zeit, umschließt die zweite Blüthezeit.

Jede dieser vier Perioden zerlegen wir, wie sich weiterhin näher zeigen wird, in zwei Abschnitte.

Erste Periode.

Erster Abschnitt.

Von der ältesten Zeit bis zu Karl's des Großen Zeit.

§. 3. Tacitus berichtet, daß die Germanen den Gott Tuiscō und dessen Sohn Mannus als Stammväter des Volkes, ferner Arminius, den Befreier vom Römerjoch, in Gesängen gefeiert. Auch spricht er von Liedern, die theils vor der Schlacht, theils bei fröhlichen Gelagen angestimmt wurden. Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht alle Germanen in der Gesangeskunst productiv waren; doch gab es bei ihnen keine Sängerkaste, wie die Bar den bei den keltischen, die Skalden bei den scandinavischen Völkern.

Von jenen Dichtungen, deren Tacitus gedenkt, haben sich keine erhalten; die Fluth der Völkerwanderung hat sie zerstört oder umgebildet. Neben dieser war die Einführung des Christenthums von unberechenbarer Wirkung. Es läßt sich schwerlich etwas ersinnen, was so sehr im Stande wäre, die mit dem heimischen Boden und dem alten Glauben innig verwachsene Poesie eines Volkes umzugestalten, als wenn es von seiner Helmath losgerissen wird, wenn Stämme mit Stämmen sich vermischen, und seine Religion einer neuen weichen muß. Doch selbst Völkerwanderung und Christenthum vermochten nicht alle Keime der alten Poesie gänzlich zu vertilgen; manche derselben überlebten die innere und äußere Umbildung der Nation und zogen später aus den neuen Elementen neue Nahrung. Als die Vermählung des deutschen Geistes mit dem christlichen vollzogen war, da erblühte, wie sich in der zweiten Periode zeigen wird, die deutsche Poesie in Pracht und Fülle. Bis dahin aber zeigt unsere Literatur ein unerfreuliches Bild; und welcher Art die damaligen Erscheinungen sein mußten, läßt sich nach dem eben Bemerkten vorauserkennen: neben Ueberresten der volksmäßigen Dichtung finden wir vorzugsweise Geistliches, Kirchliches in Poesie und Prosa.

Wir theilen das, was sich aus diesem Abschnitt erhalten hat, nach den Mundarten in drei Gruppen:

1. Gothisches. Außer Ulfilas' Bibelübersetzung (s. oben S. 1) nur noch eine Auslegung des Evang. Joh. (aus römischen und mailändischen Handschriften herausgegeben von Masmann), vielleicht auch von Ulfilas, und zwei Papyrusrollen aus Neapel und Arezzo, unter Theodorich dem Großen verfaßt.

2. Althochdeutsches. Zwei Zauber- oder Heilssprüche, in Merseburg entdeckt (der eine zur Entfesselung eines Kriegsgefangenen, der andere zur Heilung der Fußverrenkung eines Pferdes), das Wessobrunner Gebet (S. 30),

exhortatio ad plebem christianam (eine Interlinear-Üebersetzung des brotlanischen Lobgesanges (S. 2), altfränkische Uebersetzung des Tractat *nativitate domini* des Erzbischofs Isidor Sevilla (S. 2.), eine Uebersetzung von ro's Benedictinerregel (um 760).

3. Niederdeutsches. Das Hildebrandlied (S. 28).

Zweiter Abschnitt.

Von Karl dem Großen bis c. 1150.

§. 4. Karl's des Großen Verdienste um die Bildung seiner Zeit waren unstreitig bedeutend: er gründete Schulen, zog berühmte Gelehrte herbei und gab überhaupt durch die Größe seines Lebens und Wirkens den Geistern einen höhern Schwung; aber sein Einfluß auf die nationale Poesie war schwerlich ein förderlicher. Unzweifelhaft sind seine Bemühungen für die Hebung der deutschen Predigt; auch soll er alte Lieder gesammelt haben; allein mit seinem Eifer für Verbreitung des Christenthums hing es nothwendig zusammen, daß er nicht geneigt sein konnte, die heidnische Poesie dem Volke als Eigenthum zu bewahren. Unter Ludwig dem Frommen wurden viele Denkmäler derselben vernichtet. Dann folgten rauhe Zeiten, in denen durch die Raubeinfälle der Normannen, Magyaren und Slaven manche Blüthen der Bildung zerstört wurden. Unter den Ottonen knüpften sich nähere Verbindungen mit Italien und Constantinopel an, in Folge deren vor dem Eindringen altclassischer Elemente die deutsche Sprache noch mehr zurücktreten mußte. Es wurden Gedichte in lateinischer Sprache verfaßt, und das Lateinische sogar zur Behandlung nationaler Gesangesstoffe angewandt (lateinische geistliche Schauspiele der Nonne Roswitha zu Gandersheim; Walther's von Aquitanien *Stu* vom Mönch Eckhard zu St. Gallen). In den deutschen Denkmalern dieses Abschnittes waltet der hochdeutsche Dialekt vor; nur das zweite der im Folgenden aufgeführten ist niederdeutsch.

1. Poetisches. Muspilli (S. 30); altfriesische Evangelienharmonie oder der Heliand (S. 31); Otfried's *Krist*, hochdeutsche Evangelienharmonie (S. 32); das Ludwigslied (S. 34); die sogenannte *Görli* Evangelienharmonie der Frau Ava (S. 36); eine poetische Bearbeitung der Bücher Moses (S. 36) und einiges Andere.

2. Prosaisches. Der Schwur Karls des Kahlen (S. 3); Uebersetzung von Tatian's Evangelienharmonie (S. 3); Notker's Uebersetzungen (S. 3); Hilram's Uebersetzung des hohen Liedes (S. 4); Physiologus I. und II. (S. 4); Uebersetzung von Nortpert's *Tractatus de virtutibus* (S. 5), Beichtformeln, Glaubensbekenntnisse und einiges andere minder Bedeu-

weite Periode.

Erster Abschnitt.

Von c. 1150 bis 1300.

Die zweite Periode umschließt in ihrem (kleinern) Abschnitte die erste Blüthe unserer Nationalliteratur. Mehrere der vereinigten sich zur raschen Entfaltung dieser Blüthe. Die Kreuzzüge regten sie mächtig auf und gewährten einen reichlichen Anstoß zu neuen Bildern und Ideen und einer neuen poetischen Stoffe. Die abendländischen Völker lernten die Völker und Naturwunder Ostlands und des Orients aus eigener Anschauung kennen, tauschten auf den gemeinsamen Wegen ihre Gesangesstoffe gegeneinander ab und schöpften überdies aus den Gesangesstoffen des Morgenlandes. Am frühesten und am schnellsten entwickelte sich in Folge dieser Anregung die Poesie und eine höhere Bildung in Frankreich (provenzalische Sprache, Troubadours, Minnesänger), bald aber auch in Deutschland, welch letzteres durch den Glanz des Kaiserthrones und der christlichen Reichen hervorleuchtete und in der Hohenstaufen ein ausgezeichnetes Beispiel der Kultur besaß. Von sehr großem Einfluß war ferner der Umstand, daß die Ausbildung der Poesie von der Geistlichkeit in den Ritterstande überging, in dessen Händen sie sich zu einer höfischen Kunst ausbildete, in welcher die Kaiser und Fürsten nicht nur theilnahmen, sondern auch die höchsten Hohenstaufen, besonders der Kaiser Friedrich II. und österreichische, gewährten den Dichtern eine gastliche Aufnahme. Daneben nahmen auch die Bürger, besonders noch im Anfange dieses Abschnittes, an der Ausübung der Dichtung theil; und fahrende Leute niederer Stände (Spielleute), in Städten und Dörfern umherziehend, trugen die im Volksmunde lebenden Heldensagen bei Volksfesten und Gelegenheiten vor.

Wir gruppiren die poetischen Denkmäler dieses Abschnittes nach den poetischen Gattungen, die hauptsächlich gepflegt wurden (Epos, Lyrik, Drama) und erwähnen schließlich die nicht zahlreich vorhandenen prosaischen Denkmäler.

Epos. Man hat auf diesem Felde die Unterschiede der Volkspoesie und die der Kunstpoesie zu unterscheiden. Jene entwickelten sich aus dem dichterischen Vermögen der Nation, und das Ergebnis des Sinnens, der Art der Kunst eines Einzelnen. Stoff der Volkspoesie kann nur das sein, was mit dem Leben und der Geschichte des ganzen Volkes innig verbunden ist; Stoff der Kunstpoesie sind die persönlichen Erfahrungen des Einzelnen oder die poetische Divination von ihm Errathenes oder Vorweggenommene, oder das Leben,

wie es sich im Seelenpiegel eines bedeutenden Individuums darstellt. Der Volkspoet hält sich an die nationalen Gesangesstoffe; dem Kunstpoeten sind ausländische willkommen, an denen er seine poetische Kraft besonders üben und betheiligen kann. Bei den Erzeugnissen der Volkspoesie kann man nicht füglich nach den Verfassern fragen, wie bei denen der Kunstpoesie, da an der Ausbildung jener sich das Volk theilnimmt; die Sänger der Volkslieder sind die Aufbewahrer und Erneuerer des alten poetischen Nationalerbes. In dem Abschnitte, der uns beschäftigt, ist die Volkspoesie durch die fahrenden Sänger, die Kunstpoesie vorzugsweise durch den Adel vertreten. Auch in der Versform unterscheiden sich die Erzeugnisse beider: die Volkspoesie bediente sich theils der sogenannten Nibelungenstrophe (vier Langzeilen, die drei ersten mit 6, die vierte mit 7 Hebungen), theils des sogenannten Berner Verses (einer dreizehnzeiligen Strophe mit lebhaftem Gange des Versmaßes); die Kunstpoesie brauchte für die Erzählung kurze Reimpaare (paarweise gereimte Zeilen mit je 4, oder bei weiblichem Schlusse mit je 3 Hebungen) und für die Lyrik den dreitheiligen Strophenbau.

§. 6. Die epischen Gedichte der Kunstpoesie, über die zunächst eine Uebersicht folgt, beruhen auf gewissen Sagenkreisen, deren sich sieben unterscheiden lassen: 1) Sagenkreis Karls des Großen; 2) Sagen vom heiligen Gral (einem Gefäß aus kostbarem Stein, mit wunderbaren Kräften ausgestattet, von den Tempelritzern bewacht); 3) die dem keltischen Stamme angehörigen Sagen vom König Artus und seiner Tafelrunde, mit dem vorhergehenden Sagenkreise in Verbindung gesetzt; 4) antike Sagen (trojanischer Krieg, Aeneas, Alexander der Große); 5) kirchliche Sagen (Legenden); 6) geschichtliche Stoffe; 7) Thiermärchen. — Die drei ersten Sagenkreise heißen vorzugsweise die romantischen.

Der Entstehungszeit nach lassen sich die in diesem Abschnitt fallenden Werke der epischen Kunstpoesie in zwei Gruppen bringen: die der Vorbereitungszeit (1150 bis c. 1185) und die der Blüthezeit. Bei den Dichtern der Vorbereitungszeit fehlt noch die völlige Reife des Mittelhochdeutschen, so wie des Gleichklanges, desgleichen ein strenger Versbau und ein enger Anschluß des Verses an Ton und Gang der Erzählung.

a. Dichter der Vorbereitungszeit.

1. Der Verfasser der Kaiserchronik (S. 38).
2. Der Verfasser des Annoliedes (S. 37).
3. Der Pfaffe Bernher; Leben Maria (S. 37).
4. Der Pfaffe Konrad; Rolandslied (S. 39).
5. Der Pfaffe Lamprecht; Alexanderlied (S. 40).

6. Heinrich der Glösesäre bearbeitete die Sage von Reinhart Fuchs.

Die in diese Zeit fallende Dichtung König Rother gehört der einheimischen, jedoch spätern Heldensage an.

b. Dichter der Blüthezeit. Von den hierher gehörigen Dichtern nennen wir:

1. Heinrich von Veldeke; Eneit (S. 41).

2. Hartmann von Aue; Iwein, der arme Heinrich u. s. w. (S. 42).

3. Wolfram von Eschenbach; Parzival u. s. w. (S. 44).

4. Gottfried von Straßburg; Tristan (S. 48).

5. Wirnt von Grafenberg; Wigalois (S. 51).

6. Rudolf von Ems; Barlaam und Josaphat, Alexander u. s. w. (S. 52).

7. Konrad von Würzburg; der trojanische Krieg u. s. w. (S. 53).

Die Sagenkreise, auf denen die epischen Volksdichtungen beruhen, sind: 1) der niederheinische oder fränkische (Hauptheld Siegfried in Xanten); 2) der burgundische (Kriemhild, Brunhild, Gunther, Gernot, Giselher, Hagen, Volker in Worms); 3) der ostgothische (Dietrich von Bern oder Verona, der alte Hildebrand); 4) der hunnische (Attila oder Etzel und seine Gemahlin Helche zu Etzelburg in Niederrungarn, dem jetzigen Ofen; Rüdiger von Bechlaren); 5) der nordische oder friesisch-dänisch-normannische, das Seeleben der nördlichen Deutschen veranschaulichend (der Hegalingskönig Hettel und seine Tochter Gudrun, der Stomarnkönig Horant und dessen Gefolgsmann und Oheim Wate); 6) der lombardische (Helden: König Rother, König Dinit, Hugdietrich und sein Sohn Wolsdietrich; Schauplatz: die Lombardei, das südliche Tyrol und das Morgenland).

Den genannten Sagenkreisen angehörige Dichtungen sind:

1. Das Ribelungenlied (S. 54 ff.).

2. Gudrun (S. 65 ff.).

3. Der Riese Sigemot (S. 69).

4. Etzels Ausfahrt (S. 70).

5. Der große Rosengarten. (Hier wird Dietrich dem Siegfried entgegengestellt; bei Kriemhilden's Hochzeit zu Worms besiegt Dietrich mit elf andern Helden die zum Schutze von Kriemhilden's Rosengarten bestellten Wächter, unter denen Siegfried).

6. Laurin oder der kleine Rosengarten (der Zwerg Laurin wird durch Dietrich's Helden gefangen).

7. Dietrich's Flucht zu den Hunnen (in Folge eines Zwistes mit seinem Oheim Ermenrich).

8. Alphart (einer der Helden Dietrich's, allein auf Rundschaft ausreitend, wird von einem treulosen Dienstmanne Dietrich's erschlagen).

9. Die Schlacht vor Ravenna (S. 54).

10. König Dinit (entführt mit Hülfe Zwerges Alberich eine syrische Königin) wird von Lindwürmern, die sein Schwager sendet, gefressen und von Wolsdietrich rächt).

11. Hug und Wolsdietrich (S. 55).

Die unter 3 bis 9 genannten Dichtungen hören sämtlich dem ostgothischen, die zweiten dem lombardischen Sagenkreise an.

§. 7. B. Lyrik. Auch hier haben wir die lyrische Kunstpoesie von dem Epos zu unterscheiden.

a. In der lyrischen Kunstpoesie dem Minnegesang erblühte während Abschnittele eine ungemein gelche und Liederflora. Größtentheils sind diese Lieder der Minne gewidmet und preisen die Frauen geisterten Tönen, oder sie sprechen das Mitleben mit der Natur in ihren wechselnden Stalten aus, oder athmen himmlische Mür Frömmigkeit (Loblieder auf die heilige und geistliche Lieder überhaupt), oder sie gen in ernsten Tönen die weltlichen Dinge und Reich, Papst und Kirche, die und den Lauf der Welt, womit sie schon in das Gebiet der didaktischen Po überstreifen. — Der Form nach sind sie Lieder und Sprüche. Den Liedern ist dreitheilige Strophenbau zu Grunde: zweigebauten Strophen oder Stollen so ungleichgebauten, der Abgesang. Die ursprünglich eine geistliche Liederform, aber auch vielfach zu weltlichen Stoffen haben ein wechselndes Versmaß, mann Reimverschlingungen und überhaupt eine Form. Die Sprüche, aus einer einzelnen Zeile bestehend, gehören größtentheils schon den weltlichen Gebieten an. — Die Minnesänger bei Weitem in der Mehrzahl ritterlichen Standes, zum kleinern Theile bürgerlicher (ster). Ihre Kunst war eine höfische Kunst wurden ihre Lieder, gleich den Volksliedern, durch mündliche Ueberlieferung gepflanzt. Erst später sorgte man für die Erhaltung derselben durch Anthologien. Ein die Manessische Sammlung, von Kaiser Friedrich II. im 13ten Jahrhundert veranstaltet, die 140 Minnesängern enthaltend, ist für uns eine wichtige Quelle geworden.

Von den Minnesängern mögen als bemerkenswerthen gehörig folgende genannt werden, welche oben sämtlich durch Probe Beifügung biographischer und literarischer Notizen, vertreten sind:

1. Der von Kurenberg (S. 72).

2. Dietmar von Aist (ebendasselbe).

3. Spervogel (S. 73).

4. Heinrich von Veldeke (S. 41).

Heinrich von Morungen (S. 74).
 Reinmar der Alte (ebendasselbst).
 Balthar von der Vogelweide (S.

Leidhardt (S. 77).
 Reinmar von Zweter (S. 78).
 Ulrich von Lichtenstein (ebendasselbst).
 Conrad von Würzburg (S. 79, vers.
 S. 83).

Der Meißner (S. 80).
 Meister Johannes Hadlaub (eben-
).

Heinrich Frauenlob (S. 81).
 Barthel Regenbogen (ebendasselbst).
 In Volksliedern fehlte es ohne Zwei-
) in diesem Zeitabschnitte nicht; sie wur-
 deß, wie dieß in der Natur der Sache
 ur selten ausgezeichnet, und damals auch
 ch die blühende Kunstlyrik zurückgedrängt.
 s diese abzustarben anfing, gewann das
 d ein freieres Feld und beherrschte im
 en Abschnitte die Lyrik, worüber dort das

Didaktische Poesie. Wir ziehen hie-
 bt bloß die didaktische Poesie im engeren
 sondern auch die in der Form der
 ing, Fabel, Parabel und Allegorie be-
 e.

Heinrich's Lied vom gemeinen Leben (dem
 e des Abschnittes angehörig).
 Thomastin von Zircläre; der Welsche
 S. 81).

Meister Freidank's Bescheidenheit (S.

Der Stricker; die Welt (eine Sammlung
 spielen, d. h. Fabeln, Geschichten, Schwän-
) Sprüchen) und der Pfaffe Amis (S. 84).
 Der Wilsbede und die Wilsbedin
 l).

Des Königs Tirol von Schotten Leh-
 seinen Sohn gerichtet).

Hugo von Trimberg (Schulrektor zu
 Stadt, einer Vorstadt von Bamberg, 1260
 99); der Renner.

Die Tochter Sion, von unbekanntem
 er, gegen Ende des 13. Jahrhunderts,
 sch.

Boner's Edelstein (S. 84).

Prosa. Verglichen mit den poetischen
 ilern dieses Zeitabschnittes, ist die Anzahl
 erhaltenen prosaischen sehr klein. Dich-
 in ungebundener Rede gab es schwerlich
 : Zeit, in welcher der Sinn für Rhyth-
 id Reim so lebendig war. Das Organ
 issenschaften, die sich um die Theologie
 en Mittelpunkt bewegten, war die latei-
 Sprache; die Geschichte kleidete sich in
 wand der Poesie, wenn sie sich an das
 andte. So blieb die Prosa hauptsäch-
 r Predigten, Rechtsbücher und öffent-
 :kunden, in denen aber die Fähigkeit der

damaligen Sprache auch für prosaische Darstel-
 lung genugsam hervortritt. Die nennenswerthe-
 sten hierher gehörigen Denkmäler sind: 1) die
 Schriften David's von Augsburg (S. 5);
 2) die Predigten Berthold's von Regens-
 burg (S. 6) und 3) der Schwabenspiegel
 (S. 7), dem wir oben 4) eine Probe aus dem
 etwas ältern Sachsenspiegel angereicht haben.

Zweiter Abschnitt.

c. 1300 bis 1525.

§. 8. So erfreulich der Anblick des vorher-
 gehenden Abschnittes, so traurig ist das Bild,
 das uns das 14. und 15. Jahrhundert zeigen:
 wir finden die Poesie, die im 13. Jahrhundert
 in so herrlicher Blüthe prangte, nun schon in
 raschem Welken begriffen. Die Ursachen hiervon
 sind zu suchen in der Zersplitterung Deutschlands
 seit dem Untergange der Hohenstaufen, in den
 selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Kaiser
 und Fürsten, in den Zerwürfissen zwischen Staat
 und Kirche, in vielfacher äußerlicher Bedrängniß
 (Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hungersnoth,
 Pest), in dem durch die Zeitwirren begünstigten
 Raubleben und Faustrecht der Ritter, im Empor-
 kommen des Bürgerstandes, der sich der Aus-
 übung der Poesie bemächtigte und ihr einen
 handwerksmäßigen Charakter ausdrückte, in der
 materiellen Richtung der Zeit, insbesondere in
 der Richtung auf Entdeckungen und Erfindungen,
 unter denen die Buchdruckerkunst aus der Poesie
 für den Gesang und den Vortrag eine Poesie
 für's Lesen schuf und das Herandrängen Unbe-
 rufener zur Dichtkunst steigerte, in der Ausbrei-
 tung der Gelehrsamkeit, die allmählig eine Kluft
 zwischen Wissenden und Unwissenden schuf, und
 auf der einen Seite die Poesie gekünstelt und
 kalt, auf der andern Seite roh und ungeschlacht
 machte, in der Vergröberung der edlen und feinen
 mittelhochdeutschen Mundart durch die allgemeine
 Rohheit und die Einmischung harter, namentlich
 österreichischer Elemente. — Dagegen beginnt
 die Prosa fast in allen ihren Gattungen sich
 zu heben.

1. Epische Poesie. a. Das Volksepos
 ist hauptsächlich nur noch durch verschlechternde
 Ueber- und Umarbeitungen vertreten, nicht
 etwa des Nibelungenliedes oder der Gudrun,
 sondern von Gedichten zweiten Ranges, wie
 Dietrich, Hug- und Wolf Dietrich, der Ro-
 sengarten, die mit Laurin zusammen das
 Heldenbuch bilden. Dieselben Stoffe, nebst an-
 dern dem Egil- und Dietrichsreise angehörigen
 Sagen wurden später (um 1472) von dem frän-
 zischen Volksdichter Kaspar von der Roen
 abermals umgedichtet, und auch dieser noch ge-
 schmacklosere Bearbeitung hat man den Namen
 Heldenbuch beigelegt. Ganz am Ende des 15.
 Jahrhunderts begegnen wir einer erfreulichern
 Erscheinung, einer Umdichtung des Thierepos

Reineke der Fuchs (S. 90), mit vielen satyrischen Beziehungen auf politische und kirchliche Zustände bereichert.

b. Das Kunstepos hatte ein fast noch schlimmeres Schicksal als das Volksepos. Dem Parzival wurden die von Wolfram mit Bedacht übergangenen Abenteuer des Helden aus dem Französischen beigefügt (1336), die Artussagen zu einem monströsen cyllischen Gedichte von Ulrich Fürtener (1478) bearbeitet. — Die Legendendoesie brachte im Anfange des 14. Jahrhunderts noch einiges Anmuthige hervor, vergrößerte sich aber auch mit jedem Jahrzehnt und ging am Ende der Periode in Legendensprosa über.

2. Die lyrische Poesie. a. Nachklänge des Minnegefangs. Von einzelnen Dichtern wurde die Kunstlyrik des vorigen Abschnitts, theilweise nicht ohne Glück, versucht. So von Heinrich von Müglin, Oswald von Wolkenstein, Graf Hugo von Montfort, Peter Suchenwirt (S. 86), Muscatblüt (S. 87), welche letztere sich schon den Meistersängern annäherte.

b. Der Meistergesang. Die Kunstlyrik ging mehr und mehr von den Herren zu den Bürgern über. Die Handwerkermeister der Städte, vor allen in Süd- und Mitteldeutschland (Mainz, Augsburg, Nürnberg, Colmar u. s. w.) vereinigten sich zu kunstmäßig eingerichteten Singschulen, die indeß nicht für Gilden, sondern für freie Gesellschaften (Akademien) gelten wollten. Die Mitglieder zerfielen in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter, Meister. Meister hieß, wer einen neuen Ton (Strophenform nebst Melodie) erfunden hatte. Aus den Meistern wurde das Gernerl (Vorstand) gewählt: der Büchsenmeister (Cassirer), Schlüsselmeister (Verwalter), Merkmeister (Kritiker) und Kronmeister (Austheiler der Preise). Der Jubegriff der Gesangsregeln hieß Tabulatur. Zu den Fehlern, worauf vier Merker zu achten hatten, gehörten falsche Meinungen (d. h. unchristliche, unzüchtige), blinde Meinungen (d. h. undeutliche), Verstöße gegen Strophenbau, Reim, Sprache u. s. w. Der Töne oder der Weisen gab es sehr viele (über 200), viele mit seltsamen Namen (Rosmarinweis, schwarze Dintenweis, kurze Affenweis, Gelblöwenhautweis, Glusposaunenweis u. s. w.). Die zuletzt schon bei den Minnesängern überkünstlich gewordene Strophe wurde jetzt zur künstlichsten Spielerei ausgebildet, bisweilen bis zu gänzlicher Unförmlichkeit (100 Reimen auf die Strophe) ausgedehnt. Der Meistergesang dauerte in der folgenden Periode noch fort; aus der vorliegenden sind nur wenige Namen erhalten (Vgl. oben S. 88).

c. Das weltliche Volkslied, von ungleich höherer Bedeutung, als der Meistergesang. In dem Maße, wie die Volkspoesie als Epos hinwielte, blühte sie als Lyrik auf. Stoff derselben

selben war das im Gefühl und Bewußtsein des ganzen Volkes Lebende; es waren Empfindungen, die zwar der Einzelne erlebt und erfahren hatte, deren Ausdruck aber in Aller Herzen anklang, weil sie von Allen erlebt worden, oder auch Begebenheiten, die allbekannt waren und Aller Theilnahme erregten. Nach den Verfassern fragt man umsonst, da sich an dem Schaffen und Ausbilden solcher Lieder ganze Gesellschaften theiligten. Nur von den an bestimmte Begebenheiten sich anlehnenden historischen Volksliedern sind uns die Namen der Verasser erhalten. So dichtete Halbsuter (S. 85) ein Lied von dem Strit zu Sempach, Zeitberger (S. 89) Lieder auf die Siege der Schweizer über die Burgunder. Weit zahlreicher aber waren die übrigen Volkslieder, die Liebes-, Wein- und Gesellschaftslieder, die Wander-, Jäger-, Soldatenlieder u. s. w., die allkunstlos, aber frisch und kräftig aus dem Herzen quollen.

d. Das volksmäßige geistliche Lied wurde besonders um den Anfang des 13. Jahrhunderts mit Erfolg cultivirt. Von Dichtern sind etwa Heinrich von Laufenberg (S. 87) und der Mönch von Salzburg (um 1400) zu nennen.

3. Didaktische Poesie. Erwähnenswerth sind Heinrich der Leichner (S. 86), Sprachdichter, und Peter Suchenwirt (S. 86), beide Oesterreicher. Eine besondere Art von Gedichten dieser Zeit, häufig satyrisch-didaktischen Inhaltes, deren wir eines schon unter den Gedichten des 13. Jahrhunderts (S. 81) angeführt haben, sind die Priameln (proemium), worin auf eine Reihe von Bordsprüchen die meistens eine Aufzählung enthalten, ein kurz, oft überraschender Schlußsatz folgt (S. 88).

4. Satyrische und allegorische Dichtungen: Sebastian Brant's Narrenschiff (S. 91); Thomas Murner's Narrenbesung (ebendas.); der Theuerdank von Hans Waz (S. 92).

5. Dramatische Poesie, theils (wie bei den Griechen, obwohl unter sehr abweichenden Verhältnissen) aus dem religiösen Cultus hervorgegangen — Mysterien oder Spiele (besonders Darstellungen der Passionsgeschichte) — theils an die Carnevallustbarkeiten sich anknüpfend — Fastnachtspiele. Der letzteren mehrere erhalten von Hans Rosenblüt (S. 90) und Hans Folz (S. 90).

6. Prosa. a. Die historische Prosa hauptsächlich durch zahlreiche Chroniken vertreten: die Elsassische von Jacob Zwinger von Königshofen (S. 10), die Limburger von Johann Gensbein, die Schweizerische von Diebold Schilling und Petermann Etterlin u. A. — Der Weiskünig, ein allegorisch eingekleidetes Geschichtswerk Maximilian's I. und seines Geheimschreibers Trithemius

wein schildert des Kaisers und Friedrichs III. Regierung. — b. Didaktisch: a. Die Prosa, besonders mystisch-theologische Schriften (die Scholastiker schrieben Latein). Verragend sind die Schriften und Predigten Johann Tauler (S. 8), Heinrich von Seckendorf (S. 8) und am Schlusse der Periode von Johann Geiler von Kaisersberg (S. 10). b. Uebersetzungen alter Classiker (Plautus, Lucian, Aesop), französischer und lateinischer Dichtung. Vorlutherische Bibelübersetzung.

Dritte Periode.

Erster Abschnitt.

c. 1525 bis 1625.

9. Vereindringende neue Bildungselemente setzen siegreich mit den allmählig hinsterbenden des vorigen Jahrhunderts. Die gesammte alte Poesie und das volkstümliche Epos gehen unter; nur das Volkslied erhält sich, lebt jetzt sogar seine höchste Blüthe, aber auch alsbald seinen Untergang. Neben und ihm blüht das Kirchenlied. In Folge Verbreitung classischer Studien entsteht eine Kluft zwischen Ungelehrten und Gelehrten; an Stelle der alten geht allmählig die Pflege der Nationalkultur über, während jene der Verwilderung preisgegeben werden. Im Allgemeinen beginnt die deutsche Literatur über das südliche Deutschland zu dominiren. Das Neuhochdeutsche setzt sich, und erhebt sich, durch Luther's Bibelübersetzung mit Hilfe der Buchdruckerkunst in die Verbreitung gefördert, bald zur allgemeinen Schriftsprache. Die durch die Reformation hervorgerufene Polemik wirkt förderlich auf die Ausbildung der Prosa; und wie jedesmal in der Kulturgeschichte, wenn Altes und Neues im Kampfe liegen, blühen auch jetzt Romik und Häre auf.

Lyrische Poesie. a. Der Meistergesang dauert noch fort, aber das feinere Gefühl verliert sich, und Reim schwindet immer mehr. Hans Sachs (S. 95). — b. Die Volkslieder dieser Zeit sind höchst mannigfaltig: Ländliche, Landknechte, Landleute, Knappen u. s. w., hatten ihre Lieder, die jetzt noch einmal in der neueren Sangeslust erschallen, um dann, von der gelehrten Poesie erdrückt, auf immer verstummen. — c. Die edelste Blüthe der deutschen Poesie ist das Kirchenlied. Dichter: Luther (S. 93), Paul Speratus, Nicolaus Decius, Paul Eber, Johann Hermann (S. 94), Bartholomäus Ringwaldt (ebendas.), Philipp Nicolai u. A.

Epische Poesie. Das alte nationale Epos ist im Absterben begriffen, desgleichen das

Kunstepos; auch die einzelnen poetischen Erzählungen sind im Ganzen nicht zahlreich; am fruchtbarsten ist auch auf diesem Gebiete Hans Sachs (S. 95); sehr bemerkenswerth ist Fischart's „glückhaftes Schiff“ (S. 97).

3. Das allegorisch-satyrische Thiergedicht, aus dem Thierepos hervorgegangen, eine Mittelgattung zwischen diesem und der Fabel, gehört der Zeit, womit wir uns beschäftigen, eigens an: Rollenhagen's Froschmeuseler (S. 98), Fischart's (S. 16) Floßhündin u. A.

4. In der eigentlichen Satyre ragt wieder Fischart hervor, der besonders kirchliche Stoffe wählte (der Nachtrabe, St. Dominici und St. Francisci Leben, das vierhörige Jesuitenbütlein u. A.)

5. Die Fabel hat ihre Hauptvertreter an Burkard Waldis (S. 96) und Erasmus Alberus.

6. Im Lehrgedicht ist außer Fischart zu nennen: Bartholomäus Ringwaldt (S. 94).

7. Drama. Statt, wie die Griechen, in naturgemäßer Folge die im Epos absterbende nationale Heldensage auf der Bühne neu zu beleben, griff man mit wenigen Ausnahmen zu anderweitigen, namentlich religiösen Stoffen. Die volkstümlichsten Stücke dichtete Hans Sachs (208 Comedien und Tragedien); neben ihm ist Jakob Ayrer (gest. 1605 als Notar. publ. zu Nürnberg) erwähnenswerth. — Englische Komödianten um 1600.

8. Prosa. a. Volksmäßige Schwanke und Possenbücher, Volksromane: „Schimpf und Ernst“ von Johann Pauli (S. 13), Till Eulenspiegel, das Kalenbuch, das Volksbuch vom Dr. Faust, der ewige Jude, Fortunatus mit seinem Sackel und Wünschbütlein, „Rollwagenbüchlein“ von Georg Widram. — b. Satyrische Romane: Hauptschriftsteller Fischart (S. 16). — c. Historische Prosa: Johann Aventinus (S. 14), Sebastian Brand (S. 15), Megidius Tschudi (S. 16), Götz von Berlichingen (Selbstbiographie). — Didaktische und rhetorische Prosa: Albrecht Dürer (Unterweisung in der Messung, Von menschlicher Proportion), Martin Luther (S. 12), Johann Arnd (S. 17), Jakob Böhme, Hauptvertreter des Theosophismus.

Zweiter Abschnitt.

c. 1625 bis 1725.

§. 10. Der im vorigen Abschnitt begonnene Kampf fremder Bildungselemente mit den nationalen endigt in diesem Abschnitte mit dem entschiedenen Siege der erstern: die alten Bahnen werden ganz aufgegeben, selbst die Erinnerung an die alte Nationalliteratur erlischt. Die Spä-

tung der Gelehrten und Ungelehrten wird vollständig; das Volkslied verwildert und artet unter den sich selbst überlassenen niedern Ständen aus; für die übrigen gilt nur die gelehrte Poesie, von Männern geübt, die, weit entfernt, dem Volke seine gemeinsamen Gefühle oder den Nationalcharakter alter Sagen darzubieten, nicht einmal Selbstempfundenes oder Selbsterfahrenes, sondern Gelesenes und Gelerntes, und zwar in slavischer Nachahmung fremder Vorbilder sangen. Natürlich war bei dieser Richtung der Dichter die Form ihr Hauptaugenmerk; während man einerseits nach „Reinlichkeit“ des Ausdrucks, nach einer klaren und regelrechten Sprache strebte, bemühte man sich andererseits um schimmernden Puz, um „durchdringende, geschärfte und löbliche Reimwörter.“ Hervorgegangen war diese gelehrte Poesie aus der Einwirkung der classischen Philologie; allein statt die classischen Dichter Griechenlands und Roms zu Mustern zu nehmen, hielt man sich zunächst an gekünstelte Nachahmungen derselben, an spätere lateinische Dichter, an holländische, französische, italienische. Der nachtheilige Einfluß des Auslands, insbesondere Frankreichs, wird durch die innere politische Zerrüttung Deutschlands (der dreißigjährige Krieg und seine Folgen) gefördert; er verdirbt, wie die deutsche Sitte, so auch (durch Einmischung von Fremdwörtern) die deutsche Sprache, für welche jetzt die hochdeutsche Mundart die ausschließliche Herrschaft in der Schrift und im mündlichen Verkehr der Gebildeten gewonnen hat.

Die Poesie gilt nun für etwas Erlernbares, nicht mehr für ein freies Geschenk des Himmels; kein Wunder, wenn sie sich zu niederm Dienste versteht, namentlich zur Gelegenheitsdichterei, nicht jener Gelegenheitspoesie im Goetheschen Sinne, sondern der kriechenden oder bestellten und bezahlten „Gratulations-, Condolenz- und Gevatter-Poesie.“ Den Gipfel der Unnatur und Unwahrheit erstiegt die sogenannte Schäferpoesie, die sich häufig als allegorische Poesie darstellt. Nur das Kirchenlied bewahrt in dieser Zeit der gemachten Empfindung und des gekünstelten Gesanges noch Wahrheit und Einfachheit. — Der protestantische Nordosten, wo Schul- und Universitätsbildung weiter vorgeschritten sind, und besonders Schlesien, wo der Entwicklung der gelehrten Poesie keine blühende volksmäßige Dichtung im Wege stand, behaupten jetzt ein entschiedenes literarisches Uebergewicht über den Süden und Westen.

Ein so trauriges Bild im Ganzen auch dieser Zeitabschnitt gewährt, so liegen doch in ihm die Keime zu der zweiten großen Blüthezeit unsrer Literatur. Besonders wichtig ist die Aufstellung fester Principien für Prosodie und Metrik durch Opitz (S. 18). Zur Erweckung des Interesses für die neue, gelehrte Kunstpoesie in weitem Kreise, namentlich auch

bei den Fürsten und dem Adel, trugen die Gesellschaften für deutsche Sprache und Poesie bei, eine eigenthümliche Erscheinung dieses Zeitabschnittes. Sie stellten sich die Erhaltung und Ausbildung der Reinheit der Sprache, insbesondere dem drohenden Eindringen der Fremdwörter gegenüber, zur Aufgabe. Die älteste derselben war 1. die fruchtbringende oder der Palmenorden, gestiftet 1617 zu Weimar von mehreren Fürsten und Edelleuten. Dann folgten 2. die deutschgesinnte Genossenschaft, gestiftet 1643 von Philipp von Hesse, den Purismus bis zum Lächerlichen übertreibend; 3. die Gesellschaft der Pegasuschäfer oder der gekrönte Blumenorden, 1644 von Harsdörfer und Klai gegründet, welcher die geschmacklose Schäferpoesie cultivirte; 4. der Elbschwänenorden, 1656 in Holstein von Johann Rist gestiftet; 5. die richtige Tannengesellschaft in Stralsund 1663 u. a.

I. Poesie. Wir ordnen die Haupterscheinungen dieses Abschnittes in der Poesie nicht nach den Gattungen, sondern nach Dichtergruppen und Schulen.

1. Der ersten schlesischen Schule vorangeht oder ihr ferner stehend sind zu nennen: Simon Opitz (S. 99), Georg Rudolph Wedderlin (geb. 1584 zu Stuttgart, gest. um 1650), ungenügend, aber kräftig in seinen Gedichten, der Sylbenzählung treu bleibend, und die beiden Satiriker Hans Wilmsen Laurenberg (geb. 1591 zu Rostock, gest. 1659), in plattdeutscher Sprache dichtend, und Joachim Rachel (S. 100).

2. Die erste schlesische Dichterschule, deren Haupt Opitz (S. 101) durch sein Lehrbuch „von der deutschen Poeterey“ maßgebend für die ganze neuere Prosodie und Metrik wurde. Seine Gedichte, wenngleich von den Zeitgenossen bewundert, sind von untergeordnetem Werthe, der Herrschaft des Alexandriners. — Der Hauptdichter der Schule und seiner Zeit ist Flemming (S. 102), der Hauptdramatiker Andreas Gryphius (S. 20), auch als Lyriker bedeutend, der beste Epigrammendichter, zugleich einer der tüchtigsten der ganzen neuern Zeit ist Lenz (S. 104).

3. Die preussische Gruppe, auf welche Opitz und die erste schlesische Schule einwirkten, lieferte in der Lyrik manches Gute. Robert Roberthin (1600—1648, Brandenburgischer Rath in Königsberg), Heinrich Albert oder Alberti (geb. 1604, Organist in Königsberg) und Simon Dach (S. 103).

4. Die Pegnischäfer bilden eine verschrobene, gedrechselte Schäferpoesie, im Gegensatz zu der einfachern Poesie der ersten Gruppe.

5. Geistliche Dichter. Außer den unter 1, 2 und 3 genannten Dichtern Opitz, Flemming, Albert und Dach erwähnen wir

Johann Heermann (1585—1647, zu Rößen in Schlesien), Luise Henze von Brandenburg (1627—1667, hlin Friedrich Wilhelm's des Großen), Ann Rist (1607—1667) Stifter des Elbsenordens, Paul Gerhard (S. 105), Jg Neumark (S. 107) und Johann Bus (S. 108).

Zweite schlesische Dichterschule, stig und schlüpfrig. Die Häupter derselben sind Hoffmann von Hoffmannswal (S. 109) und Lohenstein (S. 110).

Die Gegner der zweiten schlesischen Schule, die „Wasserpöeten“, an deren Christian Weise aus Jittau (1642—steht.

Selbstständige, der bessern Zeit arbeitende Dichter: Christian Wertheim Epigrammatiker, Gegner Lohenstein's (S. 111), den Franzosen, namentlich Boileau, lebend; Brodes (S. 112), lebendiger, der Naturschilderer; Günther (S. 112), Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung sich auszeichnend; Drollinger (S. 113), em wir (wie mit den oben S. 26 und 113 Proben vertretenen Gottsched und Bodmer) bereits in die folgende Periode übertreten.

Prosa. 1. Roman. Nachdem nun die deutsche Heldensage ganz erloschen war, der vom Auslande erborgte Roman an die e. Zunächst wurden fremde, besonders französische Romane fleißig übersetzt; bald aber selbstständige Nachbildungen: Staats-, Liebes- und Heldengeschichten, historisch-politische Abenteuer-Romane. Das bedeutendste Werk Brimmelshausen's *Simplicissimus* (S. 20). Zu den beliebtesten Romanschriftstellern gehörten der schon genannte Philipp Hesen und Heinrich Anselm von Ziegler (1665—1697, „Asiatische Banise, oder blutdoch muthiges Pegu“). — 2. Als Satyr zeichnete sich Moscherosch (S. 19) aus.

3. Die philosophische Prosa wurde Christian Thomassius (1655—1728), nitz (S. 23), der jedoch meist Französisch Latein schrieb, und Wolff (S. 24) geist. — 4. Auf dem Felde der Kanzelbesamkeit zeichnete sich Philipp Jakob ner (1635—1705) durch herzliche, nur breite Darstellung, und Abraham a Clara (S. 22) durch höchst kräftige und e, nicht selten burleske Sprache aus. — a der geschichtlichen Darstellung thaten erst gegen Ende der Periode Masceou (S. 114) und Heinrich Graf von Büchau (1697—1762, „Teutsche Reichs- und Kaiserhistorie“) r.

Vierte Periode.

Erster Abschnitt.

c. 1725 bis 1785.

S. 11. 1. Haller, Hagedorn, Liscow. Am Eingange dieser Periode begegnen wir zwei Dichtern von sehr verschiedenem Charakter, aber von gleich bedeutender Wirkung auf die gleichzeitige und selbst noch auf spätere Dichtergenerationen, Albrecht von Haller (Hb. I, 1. II, 1) und Friedrich von Hagedorn (I, 12, vgl. die Parallele II, 1). Haller, in erster Jugend der Lohenstein'schen Poesie zugethan, wandte sich bald der moralisch-philosophischen und beschreibenden Poesie der Engländer zu; er erwarb sich das Verdienst, der deutschen Poesie einen würdigern Inhalt und einen kräftigern Ausdruck wiedergegeben zu haben. — Hagedorn, früher sich an Brodes anlehnend, dichtete zwar auch (wie Haller) moralische Lehrgedichte; aber sein Hauptverdienst beruht auf seinen Liedern, Fabeln und Erzählungen, mit denen die deutsche Sprache höhere Leichtigkeit und Anmuth gewann. Er nahm sich die Franzosen und Horaz zu Vorbildern. — Minder einflußreich ist der Satyriker dieser Zeit Christian Ludwig Liscow (Hb. II, 4) geblieben, obwohl seine Satyren die Rasbener'schen an Werth überwiegen.

2. Gottsched, Bodmer. Während Haller und Hagedorn auf dem Wege der Production nach zwei verschiedenen Richtungen hin, im Anschluß an die Engländer und die Franzosen, der neuen Blüthezeit unserer Literatur vorarbeiteten, zeigte sich ein ähnlicher Gegensatz auf dem Gebiete der Kritik in dem Streite zwischen Gottsched und Bodmer. Gottsched (S. 26 und S. 113) huldigte der französischen Regelmäßigkeit; Bodmer (S. 27 und S. 114) wies auf die englische, insbesondere auf Milton's Poesie als Vorbild hin. Beide sind als Dichter unbedeutend, aber als Kritiker nicht ohne Verdienst. Gottsched machte die deutsche Dichtkunst gleichberechtigt mit der in der Gelehrtenwelt herrschenden lateinischen Schulpoesie, hob das Theater aus seiner Rohheit (Verbannung des Hanswurstes, vgl. S. 26), steuerte durch seine „kritische Dichtkunst“ (1729) dem abermaligen Sinken der Poesie und verbreitete durch Zeitschriften in weitem Kreise Interesse für deutsche Sprache und Literatur. Daß er dem Gefühl und der Phantasie in der Dichtkunst nicht den gebührenden Platz einräumte, an alle dichterischen Erzeugnisse den Maßstab kalter Verständigkeit legte und seine pedantischen Regeln mit Anmaßung geltend machte, verfeindete ihn mit Bodmer und machte allmählig alle bessern Köpfe von ihm abwendig. — Bodmer, mit Gottsched in der Abneigung gegen die Lohenstein'sche Poesie über-

einstimmend, stand eine Zeit lang mit diesem in gutem Vernehmen. Jedoch, wie sein Freund Johann Jakob Breitinger (1701—1776) von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Poesie nicht Sache des Verstandes und daher auch nicht erlernbar sei (wie Opitz und Gottsched lehrten), sondern im lebendigen Gefühl und der regen Phantasie ihre Quelle habe, mußte er auf die Dauer mit ihm in Kampf gerathen. Der Gegensatz offenbarte sich (1740), als Gottsched die Bodmer'sche Uebersetzung Milton's angriff. Der lange fortgesetzte und heftig geführte Streit endigte mit der entschiedenen Niederlage Gottsched's. Neben dem Verdienste, auf die wahren Quellen der Poesie hingewiesen zu haben, sind die Bemühungen Bodmer's um die ältere deutsche Literatur aner kennenswerth (vgl. die Notizen S. 27).

3. Sächsischer Dichterverein. Johann Joachim Schwabe (gest. 1784 zu Leipzig), ein Anhänger Gottsched's, gründete 1741 im Interesse desselben eine Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“, woran sich mehrere jüngere Schüler Gottsched's betheiligten. Einige derselben, der Geschmacksdictatur ihres Lehrers überdrüssig geworden, sagten sich von ihm ab und unternahmen unter der Leitung Karl Christian Gärtner's (gest. 1791 zu Braunschweig fast achtzigjährig) die Gründung einer neuen Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ (die sogenannten Bremer Beiträge). Zu Gärtner, Gramer (Hb. I, 22), Johann Adolf Schlegel (I, 21), Johann Elias Schlegel (I, 20), Rabener (II, 6), die sich gleich Anfangs daran betheiligten, traten allmählig noch hinzu: Konrad Arnold Schmid (I, 19), Ebert (I, 39), Zacharia (I, 22) und Gellert (I, 16). (Auch Hagedorn, Gleim und Klopstock, obwohl eigentlich außerhalb des Vereines stehend, lieferten Beiträge). Wir verweisen in Betreff der genannten Mitglieder auf die Notizen im Handbuch an den angeführten Stellen. Den größten Leserkreis unter ihnen hatte Gellert; auch Rabener war sehr beliebt. Eine ernst sittliche und religiöse lyrisch-didaktische Richtung waltete in diesem Dichterkreise vor, zu dem, ihrer literarischen Stellung nach, auch noch Kästner (I, 19) und Cronqvist (I, 75) gezählt werden können.

4. Preussischer (Halle'scher und Halberstädt'scher) Dichterverein. Gleichzeitig wurde in Halle durch das Zusammentreffen von Gleim (I, 30), Ilg (I, 33) und Götze (I, 34) auf der dortigen Hochschule der Grund zu einem preussischen Dichtervereine gelegt. Als Gleim nach Halberstadt übergesiedelt war, erweiterte er den Kreis, dessen Hauptmitglieder, außer ihm und Ilg, Kleist (I, 26), Ramler (I, 36) und später noch Jacobi (I, 88) und Liedge (I, 183) waren. Wir können zu diesem Dichterkreise noch Willamow (I, 80) zählen, neben dem der ältere

Lichtwer (I, 24) gleichfalls Fabeln in auf welchen später Pfessfel (I, 81) folgt. Seltene, anacreontische Lyrik, daneben ernste poesie, beschreibende und didaktische Dichtung patriotische Poesie wurden in diesem Kreise zugeweißt gepflegt.

§. 12. Die ältere Dichter: Klopstock, Lessing, Wieland. — 1. Klopstock (I, 39 und II, 19), in welchem christlichem Gefühle, vaterländischer Gel und antiklassischem Geiste ein feuriger für Freundschaft und die seiner Zeit eigentümliche Weichheit gesellte, wirkte tiefer und fassender, als irgend einer der bisher gen Dichter, für die Wiedergeburt unsrer Neu und bedeutend in den Formen und war er ebenso bedeutend und schöpferische Stoffe. Er schuf eine neue, gedrängte, und kühne Sprache für seine Dichtungen von Religion, patriotischem Gefühl, Freundschaft und Liebe beseelt sind. Die Maße und der altclassischen Dichter wurden durch deutschen Poesie wirklich angeeignet. In seinen Dichtungen am meisten vermisst die Gabe fester plastischer Gestaltung. Mangel zeigt sich sowohl in seinen biblischen patriotischen Dramen, als in seinem von Begeisterung durchströmten Messias (I, in welchem, wie in jenen, die lyrische Stimmung vorherrscht. Um so mehr kam diese Stimmung seinen Oden (I, 39 ff.) zu Statten. nachhaltigen Einfluß versuchte er in mehr selbst die antike Mythologie durch die neuen die er für deutsch hielt, zu ersetzen.

2. Lessing (I, 66. II, 24). Wenig schöpferische Dichtertätigkeit (wie Klopstock durch scharfsinnige und gelehrte Kritik Lessing für das Wiederaufblühen unsrer Literatur vor Allem durch die von ihm und Nicolai unternommenen und bis 1765 fortgesetzten Literaturbriefe, durch den Laokoon und die Hamburgische Dramaturg 1768 an). In diesen und andern Schriften er zugleich ein Muster für die deutsche Literatur wie sie es bisher nicht erkannt hatte, Lessing mit Energie, geistreiche Dialektik mit Klarheit und Bestimmtheit vereinigend. Aber der Dichter ist Lessing nicht ohne Bedeutung. In seinen in musterhaft gedrängter Prosa geschriebenen Fabeln eröffnete er dieser Gattung neuen Raum. Von seinen Dramen fand Minna von Barnhelm (II, 26) eine Theilnahme der Nation, wie seit Klopstock's Messias keine andere poetische Schöpfung. Ausgezeichnete Anlage, Charakteristik und Dialog, das Lustspiel auch dem Stoffe nach als erstes deutsches Nationaldrama betrachtet werden. Jahre später stellte er in der Emilia Galotti sowohl was die Klarheit der Exposition als die geschickte Führung der Handlung und die Zeichnung der Charaktere, als den Reiz

genen Ausdruck betrifft, ein Musterstück für die deutsche Tragödie, insbesondere für die bürgerliche Tragödie auf. Nathan der Weise, in Jamben verfaßt, hing in seinem Entstehen von der literarischen Thätigkeit Lessing's auf dem Wege der philosophischen Theologie zusammen, welches er durch seine Anstellung als Bibliothekar in Wolfenbüttel geführt ward (Herausgabe der Wolfenbütteler Fragmente; literarische Fehde mit dem Pastor Göthe in Hamburg).

12. Wieland (I, 68. II, 64), Anfangs an Klopstock sich anschließend („der geprüfte Abraham“), schlug bald, durch französische und englische Schriftsteller angeregt, sehr abweichende Bahnen ein. Im Gegensatz zu dem strengen Ernst, den Ueberschwenglichkeiten, der straffen, kunstvollen Form, dem Reimhaß der Klopstock'schen Schule, gab er der deutschen Sprache Natürlichkeit, Heiterkeit, Anmuth und Freiheit, wendete sie für den gewandten Ausdruck von Witz und Humor aus und schmückte seine Dichtungen mit einer Fülle gefälliger Gleichlänge. Doch konnte seine Zwanglosigkeit nicht selten in Nachlässigkeit und seine Fülle in Geschwätzigkeit aus; namentlich leidet seine Prosa oft an ermüdender Breite. Auch der Gesinnung nach steht er im Gegensatz zu Klopstock: er ist der Prediger des irdischen Lebensgenusses im Geiste des Epikureismus, ein französischer Freidenker; das christliche und deutsche Element treten in ihm sehr zurück, in der antiken Welt und Poesie sprechen ihn dagegen die Zeiten des Verfalls an, sowie die romantische Welt nicht grade auf ihrem Höhepunkte ihm die meiste Theilnahme einflößt. Die Geschichte seiner innern Umwandlung spiegelt sich im Agathon ab; unter seinen übrigen Schriften zeichnet sich vor Allen der Oberon (I, 68) aus, in welchem er ein Muster für die moderne romantische Epos aufstellte.

13. Die Einwirkung der eben genannten bedeutenden Männer gibt sich in verschiedenen Dichtergruppen, wie bei einzelnen Dichtern,

an Klopstock schließen sich:

1. Biblische Epiker (Wieland's geprüfter Nathan, Lavater's Jesus Messias und viele andere biblische Epopöen) und fromme Lyriker, zu denen Lavater (I, 90. II, 96) zu rechnen ist. Auch Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817) gehört seiner Lebensrichtung nach hieher.

2. Die Barden, durch das patriotische Element Klopstock's Poesie angeregt: Denis (I, 76), Kallias (I, 78), Kretschmann (I, 78), Klopstock (1737—1823 „Gedichte eines Barden“; auch Dramatiker: Ugolino) u. A.

3. Das weiche, sentimentale Element der Klopstock'schen Poesie pflanzte sich in Idyllendichtern fort, unter denen Gellert (II, 63) deutsche Einfachheit mit französischer Geziertheit paart. Der Göttinger Dichterbund (Halm-

bund), weit bedeutender, als die bisher genannten Nachfolger Klopstock's, umfassender und vielseitiger die Bestrebungen desselben ausnehmend und sie theilweise selbständig ausbildend und erweiternd. Das Organ dieses Dichtervereins war der Göttinger Musenalmanach, begründet 1770 von Voie und Gotter. Mitglieder waren, außer diesen: Voß (I, 118, 379), der die jungen Dichter 1772 zu einem förmlichen Bunde vereinigte, Bürger (I, 109), die beiden Stolberge (I, 115, 116. II, 117), Hölty (I, 114), Miller (I, 125). Auch standen Claudius (I, 86) und Göttinger (I, 127) zu dem Bunde in näherer Beziehung. Von Wieland mit Haß sich abwendend, kämpften sie unter dem Banner Klopstock's, Shakespeare's, der Griechen und der unverkünstelten Natur wider alles Entnervende, Unwahre und Undeutsche. Der eigenthümlichste und genialste unter ihnen war Bürger, der Meister in der Ballade, auch in Liedern und Sonetten ausgezeichnet. In Hölty pflanzte sich die empfindsame Stimmung Klopstock's fort und sprach sich in reinen und zarten Elegien, Liedern und Oden aus. Am stärksten und ausschließlichen hielt jene weiche Stimmung aber Miller fest, dessen sentimentaler Roman Siegwart trotz seiner Flachheit einen außerordentlichen Beifall fand. In den Stolbergen lehrte, obwohl vielfach anders gefärbt, sowohl Klopstock's lebhaftes Gefühl für Freundschaft, als seine christliche, patriotische und antike Richtung wieder. Voß, wenngleich nur mit mäßigem Dichtertalente begabt, wirkte bei seiner energischen Thätigkeit vielseitig und nachhaltig. Er hob die deutsche Uebersetzungskunst auf eine weit höhere Stufe und steigerte durch seine zahlreichen Uebersetzungen fremder Meisterwerke den Reichthum und die Gefügigkeit der deutschen Sprache, förderte praktisch und theoretisch („Zeitmessung der deutschen Sprache“) die Ausbildung der deutschen Prosodie und Metrik, wetteiferte mit Klopstock in Oden von antiker Form, weckte durch eine für das Volk berechnete, obwohl keineswegs echt volksthümliche Lyrik Theilnahme an der Poesie und deutsche Gesinnung in den mittlern Ständen und öffnete der Idylle ein weiteres Feld (Luise; plattdeutsche Idyllen).

An Lessing schließen sich:

1. Friedrich Christoph Nicolai (1733 bis 1811), Gründer mehrerer periodischer Schriften, mit Lessing befreundet, aber nur in der Hinnelung zu Klarheit und Verständigkeit, keineswegs im scharfen kritischen Blick und tiefen Verständniß der Dichterwerke ihm verwandt; Abbt (II, 74); Engel (II, 79), durch Reinheit und Eleganz des Stils schätzenswerth; Mendelssohn (II, 22); August Wilhelm Schlegel (1759—1814), Lessing's Nachfolger im bürgerlichen Trauer- und Schauspiel, dessen Stücke, ungeachtet des Mangels an Tiefe, lange Zeit großen Beifall fanden, und später (im fol-

genden Abschnitt) August Friedrich Ferdinand von Rozebue (1761 — 1819), der fruchtbare und bühnengewandte, aber frivole und gefinnungslose Verfasser zahlreicher und beliebt gewordener Schau-, Trauer- und Lustspiele.

An Wieland reihen sich:

6. Heinse (II, 139), der im Kunstroman *Ardinghello* sein an Wieland gebildetes Talent glänzender Darstellung zu schlüpfrigen Schilderungen mißbrauchte, und Thümmel (II, 71), welcher in den früheren Schriften Wieland's Einfluß zeigt, während er mit seinem Hauptwerke (*Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs*) mehr der folgenden Gruppe angehört.

Diesen Gruppen fügen wir noch hinzu:

7. Die Humoristen, die als Nachfolger Johann Georg Hamann's (1730 — 1788), des „*Magus aus Norden*“ zu betrachten sind. Zu ihnen gehören außer Thümmel: Hippel (II, 77), Lichtenberg (II, 99) und späterhin Jean Paul Friedrich Richter (II, 177).

§. 14. Die zweite Dichter-Trias:

1. Herder (I, 91. II, 102), nicht sowohl ein originell schöpferischer, als ein bahnbrechender und bahnzeigender Genius von beinahe unversehlem Charakter, der auf Mit- und Nachwelt die umfassendste Wirkung ausgeübt hat. Er trat zuerst, von Lessing angeregt, als Kritiker in den „*Fragmenten über die neuere deutsche Literatur*“ (1767) und den „*kritischen Wäldern*“ (1769) auf, in welchen letztern er ein tieferes Verständnis Homer's eröffnete. Als ein dem Meister überlegener Jünger Hamann's, wies er die Poesie als die Muttersprache der Völker, als eines der ersten und tiefsten Bedürfnisse des menschlichen Gemüthes nach, deckte die hohe Poesie im alten Testamente auf, setzte die Volkslieder in ihre Rechte wieder ein, gab in den „*Stimmen der Völker*“ (1778) eine reiche Blüthenlese aus der Volkslyrik der verschiedensten Nationen und Zeiten, weckte Theilnahme und Verständnis für Shakespeare und Ossian, erschloß in den „*Palmblätter*“ einen Blick in den Orient durch Mittheilungen von Erzählungen, Sprüchen u. s. w., verpflanzte in seinem „*Ud*“ einen spanischen Romanzen-Epklus auf deutschen Boden und förderte nach allen Richtungen hin die Aneignung des Edelsten und Schönsten aus den fremden Literaturen. Unter seinen eigenen Productionen sind, wenn man dahin nicht die Nachdichtungen fremder Erzeugnisse (*Ud*, *Stimmen der Völker*, griechische Anthologie u. s. w.) rechnen will, vor Allen die *Legenden* und *Paramythien* hervorzuheben. Unter seinen Prosaschriften ragen die „*Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*“ hervor. Ein Grundgedanke, der seine Werke durchzieht, ist die Idee der Humanität, der Glaube an die im Ganzen fortschreitende Veredlung der Menschheit.

2. Goethe (I, 128. II, 120). Während bei

Herder nach allen Richtungen eine geniale Gabe erscheint, zeigt Goethe auf den verschiedensten Gebieten eine geniale schaffende Kraft. Herder in Straßburg mächtig angeregt, er bald die Fesseln des Conventionellen, des Alten und Gefünstelten ab und ward so freier der deutschen Poesie. Der Jahrzehner Dichtungen war größtentheils selbsterlebten Eigenthum, das er aber trotz der Thätigkeit seines Gemüthes in eine helle, Ferne zu rücken wußte. So lieferte er Felde der Lyrik Lieder, die an Wärme, Kraft und Frische den Volksliedern gleich auf dem Gebiete des Dramas seinen Göttern des Romans *Werther's* Leiden gleich machte sich sein jugendlicher Uebermut einer Reihe von Fargen Luft („*Götter, und Wieland*“, „*Jahrmarkt zu Plundersdorf*“ u. a.). In Weimar dauerte die stürmische Bewegung seines Innern noch eine Zeit lang, aber dann begann unter einer umfassenden Thätigkeit und dem beschwichtigenden Einflusse einer edeln Frau (Frau von Stollberg) eine innere Beruhigung und Hingabe zu strengern und gesetzmäßigeren Fortschritten der Dichtkunst einzutreten. Der Anfang dieser Zeit ist schon in den *Oden* aus den Jahren 1779 — 1782 (I, 137 ff.), besonders der *Epigenie*, deren erste Abfassung dieser Zeit angehört, zu erkennen. Wir verlassen Goethe bei seinem Aufbruche nach Weimar, wohin er sich 1786 begab, um in dem Lande der Denkmäler alter und neuer Kunst Genuße der schönen Natur feste Kunst und neue Geistesfrische zu gewinnen.

3. Schiller (I, 187. II, 180). Von der Entwicklungsgeschichte gehört diesem nur die erste Periode (bis 1788) an. In dieser Periode, sowohl die Dramen als die Gedichte (Anthologie), tragen alle den Charakter der Sturm- und Drangzeit, unterscheiden sich aber doch wesentlich von den bedeutendsten Werken Goethe's, die gleichfalls in dieser Sturmperiode, nur um ein Decennium später, fallen. Goethe's Schöpfungen gehen von der Natur hervor, die Wirklichkeit poetisch zu empfinden und poetisch zu gestalten; Schiller setzt Ideen der Wirklichkeit entgegen und traute Dichtungen polemisch, ja revolutionär die bestehenden Zustände auf. In jedem seiner Erstlingsdramen ist die Polemik in der That verlegt: in den *Räubern* richtet er gegen die verdorbenen gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt, im *Fiesko* gegen die alte Form, in *Kabale und Liebe* gegen die privilegierten Stände herrschende Verhältnisse. Sein viertes Drama, *Don Carlos*, hat mehr positiven Charakter, insofern es die Forderung einer besseren, auf Bürgerfreiheit beruhenden Ordnung der Dinge darstellt. Nach ihm in ihm sein politisches Glaubensbekenntnis.

st hatte, verstummte seine dramatische Muse längere Zeit.

15. Die Sturm- und Drangzeit oder Genieperiode, deren schon ein paarmal gedacht worden, füllt ungefähr die beiden letzten Decennien (1765 — 1785) des vorliegenden Abschnittes aus. Es herrschte damals in den Geisteskreisen, zumal der begabten Jugend, eine stürmische Gährung, die sich im Leben, wie in der Dichtung, überall kund gab. In Beiden wollte man auf den Naturstand zurückgehen, den sumptförmig eichenden Strom des Herkommens verlassen, die Cultur von ihrer reinen Quelle an ganz neue, frische Bahnen eröffnen. Vorbereitet und vorgerufen war diese Geistesbewegung durch Ossian's begeisterte Gesänge und die ihnen folgenden Bardenslieder und biblischen Epen, die auf die Anfänge des Völkers und Staaten hinwiesen, durch die Gerüderpflanzung Milton's und Ossian's, durch die Einwirkung Homer's, die Aufdeckung englischer Romanzen, deutscher Volkslieder, durch Lessing's und Herder's kühne Kritik, Wieland's Musarion, Lessing's Ugolesino u. s. w., durch das Aufsehen Lavater's, als Wiederverkündigers des Prophetenthums, und andererseits durch die Stellung einer sogenannten natürlichen Religion, wozu noch außerhalb Deutschlands auf dem philosophischen Felde Montesquieu's und Rousseau's Lehren über Staat und Gesellschaft hinzukommen waren. Alles dieses vereinigte sich, der deutschen Jugend eine leidenschaftliche Bewegung hervorzurufen. Natur, Originalität, Freiheit von allem Regelmäßigen, Kampf gegen Pedantische, Veraltete, gegen alle schwerfällige Gelehrsamkeit waren ihre Lösungsworte. Herder, Goethe, Lavater, Lenz (Johann Michael), Holder (1750 — 1792), Klinger (Friedrich), Schlegel (1753 — 1831), dessen Drama „Sturm und Drang“ der Periode den Namen gab, die in Stolberg, Schiller und noch viele Andere in eine Zeit lang in diese Geistesströmung verstrichen.

Zweiter Abschnitt.

c. 1785 bis jetzt.

16. Der nunmehr folgende Abschnitt umfaßt in seinen beiden ersten Decennien die Culturationszeit unsrer Dichtkunst, die Periode der klassischen Kunstpoesie. Die beiden Träger dieser Kunstpoesie, Goethe und Schiller, gewinnen im ersten Decennium auf getrennten Wegen und auf besondere Weise innere Ausbildung, Mäßigung und Klarheit und wirken dann im zweiten Decennium als engverbundene Freunde in neidlosem Wettstreit zusammen.

Goethe von 1786 — 1794. In Italien richtete sich Goethe nur in einer Richtung, die schon früher entschieden eingeschlagen hatte, dem Streben nach klassischer Idealität. Um

zu festen Principien auf poetischem Gebiete zu gelangen, schlug er den Weg durch die bildende Kunst ein. Ueber dem Anschauen der herrlichen Kunstgebilde erwachte auf's Neue in ihm der alte falsche Erieb, selbst etwas Tüchtiges in der bildenden Kunst zu leisten; er hatte aber bei seinem Ausbruche aus Italien (1788) die Uebersetzung gewonnen, daß er nicht zum bildenden Künstler, sondern zum Dichter geboren sei. Ein großer Gewinn seines dortigen Aufenthaltes war ferner, daß sich ihm eine Menge leerer Wortklänge in lebendige Anschauungen verwandelt hatte, vor Allem, daß ihm ein inuigeres Verständnis Homer's erschlossen war. An neuen Productionen brachte er wenig mit; dagegen waren Iphigenie, Egmont und ein paar Operetten überarbeitet worden und hatten eine neuen neuen Grundsätzen entsprechende Form gewonnen. Auch Tasso war beinahe völlig umgestaltet und gelangte bald nach der Rückkehr zum Abschluß. Fast wider Willen ward Goethe durch die französische Revolution auf das Gebiet der politischen Dichtung gezogen (der Groß-Cophtah, der Bürgergeneral, die Aufgeregten u. s. w.).

2. Schiller von 1785 — 1794. Unterdessen war auch in Schiller durch die Bekanntschaft mit höher gebildeten Männern und Frauen und das Studium alter Classiker eine ruhigere und reinere Stimmung und das Bedürfniß einer Selbstverständigung und Selbstläuterung erwacht. Er suchte diese auf wissenschaftlichem Felde, und zwar zunächst im Studium der Geschichte, das ihm zugleich als Ersatz für die mangelnde Anschauung eines reichen Lebens dienen sollte. Früchte dieses Studiums waren unter Anderem die Geschichte des Abfalls der Niederlande und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Wie die Geschichte seine Kenntnisse von der äußern Menschenwelt bereicherte, so sollte die Philosophie ihn über den innern Menschen und insbesondere über die Principien der Dichtkunst aufklären. In Anschluß an Kant versuchte er in einer Reihe philosophisch-ästhetischer Abhandlungen dessen Ideen über das Schöne und die Kunst weiter zu entwickeln.

3. Goethe's und Schiller's vereintes Wirken (1794 — 1805). Von dem Zeitpunkte ihrer nähern Verbindung (1794), welche durch Schiller's „Horen“ vermittelt wurde, datirte sich für beide Dichter ein neuer Frühling, eine zweite Jugend. Während sie in einigen Productionen ihre Thätigkeit so ineinander verschränkten, daß sie ihren beiderseitigen Antheil selbst nicht strenge zu unterscheiden vermochten, schöpften sie auch für das, was sie auf getrennten Gebieten leisteten, aus der wechselseitigen Theilnahme und Beihilfe erhöhte Lust und Kraft. Zu den Früchten ihrer gemeinsamen Thätigkeit gehören eine große Anzahl von Epigrammen (Botivtaseln, Festen u. s. w.) und die Balladen um 1797.

Aus ihren Bestrebungen, für die Weimarer Bühne ein reicheres Repertorium zu schaffen, ging auf Seiten Goethe's die Uebersetzung des *Mahomed* und *Tancred* von Voltaire, auf Seiten Schiller's die von Shakespeare's *Macbeth*, der *Phädra* von Racine, der *Turandot* von Gozzi und zweier Lustspiele von Picard hervor. Diese Uebersetzungen füllten bei dem unermüdlich schaffenden Schiller die Abspannungspausen zwischen seinen Originaltragödien aus, die, nach Vollendung des *Wallenstein* (1798), rasch aufeinander folgten (*Maria Stuart*, *Jungfrau von Orléans*, *Bräut von Messina*, *Wilhelm Tell*, *Fragmente des Demetrius*). Dazwischen entstanden treffliche kleinere Gedichte, unter denen wir die culturhistorischen (der *Spaziergang*, das *eleusische Fest*, das *Lied von der Glocke*) besonders hervorheben. — Unterdessen war Goethe, namentlich in den ersten Jahren seiner Verbindung mit Schiller, nicht minder thätig. Die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme wurden vollendet, viele der trefflichsten kleinern Gedichte entstanden, *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (schon vor der Reise nach Italien begonnen) wurden zu Ende geführt, in *Hermann und Dorothea* ein Muster des bürgerlichen Epos aufgestellt. Doch trat 1797 nach der dritten Schweizerreise ein längeres Stocken seiner Productivität ein; und als er einige Jahre später zur dramatischen Poesie zurückkehrte, zeigte sich in der natürlichen Tochter schon eine Hinneigung zur symbolischen Dichtung.

4. Goethe von 1805 — 1832. Der Gang zum Symbolischen und Allegorischen trat in den dramatischen Productionen dieses Lebensabschnittes immer stärker hervor; so in der *Pandora* (1807), im Festspiel des *Epimenides Erwachen* (1814) und im zweiten Theil des *Faust*, den er erst gegen Ende seines Lebens vollendete. Auf dem epischen Gebiete sind noch die *Wahlverwandtschaften* als eine meisterhafte und *W. Meister's Wanderjahre* als eine minder gelungene Production zu nennen. Nach dem Eintritt in die sechziger Jahre begann er sich mit Darstellungen aus seinem Leben zu beschäftigen (Dichtung und Wahrheit, *Italienische Reise*, dritte Schweizerreise, *Campagne in Frankreich*, *Annalen*). Das Feld der Lyrik bereicherte er (von 1814 an) aufs Ueberraschendste durch seinen *Westöstlichen Divan*, eine Frucht seiner orientalischen Studien. Ueberhaupt gewann jetzt seine wissenschaftliche Thätigkeit, die vorzugsweise den Naturwissenschaften und der Theorie der bildenden Kunst gewidmet war, immer mehr das Uebergewicht über die dichterische Productivität. Hauptfrüchte seiner bis in frühere Lebensabschnitte zurückreichenden naturwissenschaftlichen Forschungen sind die *Farbenlehre* und die *Lehre von der Metamorphose der Pflanzen*.

§. 17. Romantische Schule. Während

Goethe und Schiller von der tiefen Uebergedrungen waren, daß im classischen thum die höchsten Normen der Kunst und zu finden seien, verlangten die Romantiker solle zugleich auf das Mittelalter, auf die tische Poesie und christliche Kunst zurück und dorthin frische und neubelebende. Da die leichte und nüchterne moderne Welt Sie ließen alle poetischen Stoffe gesuchten sich den verschiedenartigsten anzu den und anzuschmiegen; sie bemühten sich bis dahin noch verborgenen Schätze der nischen Poesie aufzuschließen und unsre den fremden poetischen Formen anzupaf leisteten Bedeutendes in der Uebersetzung. Sie legten den Grund zu einer tieferen den Behandlung der Literaturgeschichte, den Anstoß zur historischen Erforschung deutschen Sprache und wiesen der b Kunst, vor Allem der Malerei, neue Auf dem Gebiete der Kritik machten Goethe und Schiller gemeinsame Op gegen das falsche Natürlichkeitsprincip, sich in der *Iffland'schen* und besonders *Roschneue'schen* Poesie kundgab, traten ab der feinern Sentimentalität in den eines *Matthiſſon*, *Liedge* u. A. entgegen dem sie Goethe's Poesie hochschätzten und ten, ließen sie Schiller's Dichtungen gelten und vermischten in ihm Wahrheit, und Fülle. Als die Häupter dieser Schule anzusehen: A. W. von Schlegel (I, 2188), Friedrich von Schlegel (I, 2201), *Novalis* (I, 266. II, 203), *Li* 268. II, 206), über welche man die Notizen an den bezeichneten Stellen vermöge. Der Richtung nach mit ihnen verbunden: *De la Motte-Fouqué* (I, 270), *tano* (I, 272), *Arnim* (I, 273), *G* dorff (I, 274), *Schulze* (I, 275), *He* von *Kleist* (1776 — 1811), Dramatiker.

Die Einwirkung der romantischen Schule in verschiedenen spätern Dichtergruppen zu erkennen. Dahin gehören:

a) Die Fatalisten, Vertreter der Tragödie: *Zacharias Werner* (1823: *Weihe der Kraft*, der 24. Februar andere Tragödien), *Amadeus Got* *Adolph Müllner* (1774 — 1829: *Die* der 29. Februar u. A.), *Franz Grill* (geb. 1790: *Die Ahnfrau*, *Sappho* von *Houwald* (*Fluch und Segen* *Bild* u. A.)).

b) Die schwäbischen Dichter, trefflichen *Uhlend* (I, 305) sich reibend *ner* (I, 312), *Schwab* (I, 314), (I, 316) u. A.

c) Die patriotischen Dichter, die Befreiungskriege angeregt: *Arndt* (I, 222), *Schenkendorf* (I, 299), *Stäg* (I, 301), *Rörner* (I, 302), *Rüdert* (

stgenannte, durch Reichthum der Stoffe und Gedanken, wie durch Gewandtheit in den vielfältigsten Formen ausgezeichnet, bildet den Übergang zu den Dichtern der Gegenwart. In entfernterer Beziehung zu den Romanen stehen noch: Chamisso (I, 283), Hebel (II, 174), die beiden Collin (I, 280), Hermann (I, 320) u. A.

Der Hauptgegner der spätern Romantiker, andere der Dichter der Schicksalstragödien Hermann's, war Platen (I, 321), durch seine geistreiche Behandlung der Form bedeutend.

In Betreff der übrigen Dichter der jüngsten Periode unter denen eine Gruppe von Dichtern (Auerstädt I, 354; Lenz I, 352; I, 348; Seidl I, 350 und 384; I, 317 u. s. w.), ferner Heine (I, Freiligrath (I, 368), Geibel (I, hervortreten, verweisen wir auf die im obigen gegebenen Proben und Notizen. Wir hoffen, wenn es mit dem Raum verträglich wäre, noch Proben vieler anderen werthen Dichter der Neuzeit hinzufügen; denn wenn gleich unsre Zeit, im Vergleich mit den beiden ersten Decennien (1785 bis 1805) dieses Abschnittes als eine Epigonenzeit betrachtet ist, so sprossen doch fortwährend, bis den heutigen Tag, besonders auf dem Gebiet der Lyrik erfreuliche Blüthen in großer Zahl hervor.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die prosaische der ganzen Periode, so werden wir uns, bei der außerordentlich reichen Entwicklung der Prosa nach allen Seiten hin, auf einige Namen beschränken. Als das wichtigste Trifolium von Schriftstellern, durch die deutsche Prosa ihrer Vollendung

entgegengeführt wurde, müssen wir Lessing, Herder und Goethe betrachten. Von bedeutendem Einfluß für die Entwicklung der Prosa waren die Verbreitung literarischer Blätter, die tiefere Ergründung der Sprachlehre, die gesteigerte Uebersetzungskunst, die verschiedenen neuen Behandlungen der Philosophie, die wachsende Vorliebe für Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, die Popularisirung der überreichen Ausbeute der Naturwissenschaft. — a) Didaktische Prosa. Aus der großen Zahl der hiesher gehörigen Schriftsteller heben wir hervor: Winkelmann (II, 12), Kant (II, 16), Zimmermann (II, 21), Mendelssohn (II, 22), Abbt (II, 74), Engel (II, 79), Garve (II, 92), Lavater (II, 96), Fichte (II, 160), die beiden Humboldt (II, 212 und 216), Hegel (II, 233), Schelling (II, 238), die beiden Grimm (II, 252 und 254). — b) Rhetorische Prosa. Bolliger (II, 62), Reinhard (II, 147), Jakobs (II, 166), Schleiermacher (II, 227) — c) Geschichtliche Prosa. Möser (II, 13), Sturz, Biograph (II, 68), Archenholz (II, 115), Joh. von Müller (II, 141), Heeren (II, 163), Arndt (II, 222), Niebuhr (II, 241), Raumer (II, 243), Ranke (II, 260), Barnhagen von Ense, Biograph (II, 247), Hoffmeister, desgl. (II, 262), Gervinus, Literaturhistoriker (II, 271), Vilmar, desgl. (II, 274). Uebersieht man diese fast sämmtliche bedeutende Dichter der letzten Periode, nicht etwa bloß durch Dichtungen in ungebundener Rede, sondern auch auf dem eigentlichen Gebiete der Prosa hervorgethan, wie Gellert, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Friedrich Leopold Stolberg, Schiller, die Romantiker und Andere.

Abriß der Verslehre.

§. 1. Einleitendes. — Die Poesie bedient sich gewöhnlich der gebundenen Rede, d. h. eines für das Ohr nach bestimmten Gesetzen gegliederten Sprachmaterials. Die Mittel der Gliederung sind verschiedener Art: so wendet die hebräische Poesie den syntaktischen Parallelismus, d. h. ein gewisses Ebenmaß der Sätze oder Satzglieder an, und etwas Ähnliches (wenn auch keine Symmetrie, doch ein Gleichgewicht der Sätze und Satztheile) liegt den von Klopstock zuerst gebrauchten und später von Goethe und Andern mehrfach nachgeahmten sogenannten freien Rhythmen zu Grunde (vgl. z. B. I. 132 „Mahomet's Gesang,“ 133, 137 ff., 291 „Adler und Lerche“ u. s. w.). Die Hauptmittel der Gliederung sind aber Rhythmus und Gleichklang.

Der Rhythmus beruht auf einer geregelten Folge entweder von langen (—) und kurzen (·), oder von betonten (') und unbetonten (·) Sylben. In jenem Falle heißt er quantitirender, in diesem accentuirender Rhythmus; der quantitirende liegt den griechischen und römischen, der accentuirende den deutschen Versen und denen anderer neuerer Sprachen zu Grunde. Daneben spricht man noch von einem numerirenden, auf der bloßen Sylbenzählung beruhenden Rhythmus, nach welchem die Franzosen ihre Verse bauen; allein auch bei diesem spielt der Accent keine unbedeutende Rolle. Ebenso ist weder in den antiken Versen der Accent, noch in den deutschen die Quantität ohne allen Einfluß.

In Betreff der Frage, welche Sylben in unserer Sprache betont und unbetont, welche lang und kurz sind, glauben wir den Schüler der obern Classen hauptsächlich an sein Ohr verweisen zu dürfen. Selbst in's Einzelne eingehende Regeln würden ihm nicht viel fruchten, wenn ihm die Fähigkeit abginge, die Betonung und Quantität vorliegender Sylben selbst zu prüfen, oder wenn er sich eine falsche Betonung und Quantitirung angewöhnt hätte. Wir begnügen uns mit folgenden wenigen Andeutungen:

Bei dem Baue deutscher Verse wird das Gewicht (die Intensität der Betonung) der Sylben zum Anhaltspunkt genommen. Dieses richtet sich aber 1., und zwar vorzugsweise, nach der Bedeutung, 2. nach der Stellung und Verbindung, 3. nach der Quantität (Länge und Kürze) der Sylben. Jeder hört sogleich, daß in Wörtern wie Sonne, sonnige, lie-

ben die ersten Sylben, in besitzt, gewiß die zweiten, in Genüsse, erleben die mittlern Sylben, als in der Hauptvorstellungen, schwer, die übrigen leicht sind. Vergleicht man weiter das Werkzeug und Kunstwerk, so hat das zwar in beiden die erste Sylbe das Gewicht hat, die zweite aber dadurch nicht völlig leichten Sylbe herabgedrückt, die erste Sylbe ist unbedingt schwer, aber nicht absolut leicht. Vergleicht man heimwärts und himmelwärts, und wunderbar, fruchtbar und sonnenso bemerkt man deutlich, daß die Sylben leicht und bar in den dreisylbigen Wörtern etwas stärkeres Gewicht, als in den zweisylbigen haben, was der vorhergehenden (mittlern) Sylbe zugeschrieben ist. Vergleiche mit, in, von und nebst, durch, gewahrt ein feineres Ohr, obwohl die Wörter logisch auf gleicher Reihe stehen sehr bestimmt, daß die drei erstern ein größeres Gewicht, als die drei letztern haben, was der Grund in der geringern Lautfülle (Diphthong) hat. Hieraus geht schon zur Genüge hervor, daß wir es in der deutschen Sprache nicht mit entschieden schweren und leichten, sondern mit solchen, die zwischen beiden schwanken, zu thun haben und hierdurch wird der deutsche Versbau wenig erschwert. Klopstock, und zum Theil noch Goethe und Schiller nahmen es in den letztern weniger genau und gebrauchten sonderbar, ungeachtet des Gewichtes der ersten Sylbe, unbedenklich als Daktylus. Dichter, besonders Platen, sind in dieser Hinsicht strenger gewesen. Es kommt aber die Frage, inwiefern man es mit der rhythmischen Bewegung strenger oder leichter zu nehmen wesentlich der Charakter der Dichtung anhängen darf in Betracht. Während man z. B. in antiker Form gedichteten Oden mit Rücksicht auf die Quantität gewahrt, daß sie den Forderungen des Metrums in Beziehung auf die Quantität genügen, wäre es Pedanterie, dem Bürgerlichen „Der Kaiser und der Abt“ Verse, wie den, als fehlerhaft anrechnen zu wollen:

Oft hatt' er kaum Schwarzbrot zu Backen,
weil darin kaum und brot kurz gebunden

üße. — Zwei oder mehrere Rücksicht auf ihr Tongewicht zu unden sind, bilden einen Vers: benannten die Versfüße auf

ylbigen: 1. ~ ~ Pyrrhichius. 3. ~ ~ Jambus. 4. ~ ~ choreus. *)

ylbigen: 1. ~ ~ ~ Tribrachys. 3. ~ ~ ~ Dactylus. 4. 5. ~ ~ ~ Bacchius. 6. ~ ~ ~

Palimbacchius. 7. ~ ~ ~ Amphimacer oder Kretikus.

ersylbigen genügt es, fol: 1. ~ ~ ~ ~ Dispondeus (Dop:

~ ~ ~ ~ Dijambus. 3. ~ ~ ~ ~ Choriambus (Choreus

~ ~ ~ ~ Antispast. 6. ~ ~ ~ ~ (Jonicus a minori). 7. ~ ~ ~ ~

(Jonicus a majori). (Vier: Einer Kürze hießen Päone,

Epitrite, und zwar nach der : Sylbe einnimmt, erster, zwei:

on oder Epitrit.) nnten Versfüßen sind für die

folgende die wichtigsten: 1. der Trochäus, 3. der Spondeus,

5. der Anapäst, 6. der Amphimacer und 8. der Chori:

— Der Versfuß bildet die che Einheit; denn die einzelnen

ir. das ungeformte Material. zwei oder mehrere Versfüße nach

Gesetz zusammen, so entsteht hthmische Einheit, der Vers;

n zwei oder mehrere Verse nach i Gesetz zu einem Ganzen, so

h höhere rthmische Einheit, Was zunächst die Verse an:

: entweder einfache, wenn sie Füßen (z. B. aus lauter Jam:

mmengesetzte, wenn sie aus Füßen bestehen. Die einfachen

er Art der darin angewandten mbische, trochäische, daktylische

lestern theilt man nun wieder der darin angewandten Versfüße

vier: u. s. w. füßige ein. Hier: merken, daß man auch häufig,

nge der Griechen, von den bel: ir Anwendung kommenden Vers:

ien und Trochäen, so wie von genden Anapästen je zwei (eine

aßeinheit, als Metrum, zu: hrend bei den daktylischen und

hen von deutschen Wörtern, worin se darstellen, wird dem Schüler

anderen Versen jeder einzelne Fuß als ein Mes: trum gilt. Man drückt dieses auch so aus: Trochäische, jambische und anapästische

Verse werden dipodisch, daktylische monopodisch gemessen. Je nachdem nun

ein Vers 1, 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w. Metra umfaßt, heißt er Monometer, Dimeter,

Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter u. s. w. Ein jambischer Trimeter

wird hiernach sechs Jamben, aber ein daktylischer Trimeter nur drei Daktylen umschließen.

Weiter ist zu bemerken, daß ein Vers entwe: der aus lauter vollen Taktten besteht, d. h. von

seinen Versfüßen ganz ausgefüllt ist, oder zwei: tens am Ende um eine oder mehrere Sylben ab:

gekürzt ist, deren Stelle durch eine Pause aus: gefüllt wird, oder drittens eine überzählige Schluß:

sylbe enthält. Im ersten Falle heißt der Vers akatalektisch, im zweiten katalektisch, im

dritten hyperkatalektisch. Beim zweiten Falle wollen wir noch, je nachdem 1, 2, 3 Sylben

fehlen, einsylbig, zweisylbig, dreisylbig katalektische Verse unterscheiden. Darnach

hätten wir den Vers:

~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~

als einen dreisylbig katalektischen trochäischen Trimeter zu bezeichnen, wogegen der Vers:

~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~

als ein hyperkatalektischer jambischer Dimeter auf: zufassen ist, da nach der zweiten Dipodie nur

noch eine in die Senkung fallende Sylbe folgt. Zur Uebung möge man nun nach dem Vor:

hergehenden folgende Verse benennen:

1. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~

2. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~

3. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~

4. ~ ~ ~ ~ ~ ~ | ~

5. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~

6. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~

7. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~

8. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~

9. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~

10. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~

11. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~

12. ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~ | ~ ~ ~ ~

Beispielsweise bezeichnen wir 3. als einen akatalektischen daktylischen Tetrameter, 6. als

einen zweisylbig katalektischen jambischen Trime: ter, 11. als einen akatalektischen choriambischen

Dimeter.

§. 4. Wortfuß, Cäsar, Incision. — Jeder Vers hat einen gesetzlich geregelten Gang;

aber innerhalb des Verses darf und soll die Rede in ihren syntaktischen Gebilden mannigfach

und wechselreich sein; ja es ist ein entschiedener

Fehler, wenn sich die syntaktischen Glieder überall genau den Versgliedern anschließen. Ein Wort mit Rücksicht auf die Quantität und Folge seiner Sylben betrachtet, ist ein Wortfuß, z. B. Heiligenschein ist ein Choriambus, Lebewohl ein Amphimacer. Man dehnt den Begriff Wortfuß aber auch auf solche Complexe von Wörtern aus, die in so engem syntaktischem Zusammenhange stehen, daß man sie zusammen als Eins betrachten kann, z. B. auf den Artikel mit seinem Substantiv, die Präposition mit dem regierten Kasus u. s. w. Demnach wird am Meeresstrand als Dijambus, im Sturmschritt oder Gedank mein als Bacchus aufgefaßt. Die eben gegebene Regel läßt sich nun theilweise so formuliren: Die Wortfüße eines Verses sollen nicht durchweg mit den Versfüßen zusammenfallen, wie etwa in dem Verse:

Vater aller Wesen, aller Himmel, aller Welten.

Aber auch die größern syntaktischen Glieder sollen frei innerhalb der Verse spielen; ihre Grenzen sollen nicht durchweg auf die Versgrenzen, sondern häufig in das Innere der Verse fallen. Geschieht dieses, so entstehen die sogenannten Cäsuren, die also syntaktische Einschnitte des Verses sind. Von ihnen sind wohl zu unterscheiden die rhythmischen Einschnitte, die wir zum Unterschiede Incisionen nennen wollen. Diese zerlegen größere Verse, gewöhnlich durch Halbierung, in kleinere rhythmische Partien, und sind ihrer Natur nach constant, d. h. fallen immer genau auf dieselbe Stelle des Verses, während die Cäsuren, wie aus dem Obigen erhellt, veränderlich sind. In der Regel fallen mit den Incisionen rhythmische Pausen zusammen, während den Cäsuren nur syntaktische Pausen zukommen. Als Beispiele von Versen mit Incisionen nennen wir den Ribungenvers, den Alexandriner und den Pentameter; der letztgenannte heißt irrtümlich so, und ist eigentlich ein zweisylbig katalektischer daktylischer Hexameter mit einer Incision und Pause in der Mitte.

§. 5. Die wichtigern einfachen Verse. — Wir beschränken uns hier bei der Betrachtung der wichtigern einfachen Verse auf die reimlosen, und behalten uns die gereimten bis dahin vor, wo vom Gleichklang im Allgemeinen die Rede gewesen sein wird. Unter den reimlosen jambischen Versen sind die wichtigsten der Trimeter, der Vers der antiken Tragödie, und der Quinar, der Vers der deutschen und englischen Tragödie.

1. Der jambische Trimeter oder Senarius, ein akatalektischer Vers, duldet oder liebt vielmehr am Anfange der einzelnen Dipodien einen Spondeus, statt eines Jambus; daher ist sein Schema:

— — — | — — — | — — —

Im Deutschen hat man sich auch in allen Füßen, mit Ausnahme des sechsten, Anapäst statt Jamben gestattet. Die Cäsur fällt häufig nach der ersten Thesis der zweiten Dipodie, überhaupt gerne gegen die Mitte des Verses, darf aber nicht den Vers in zwei genau gleiche Hälften scheiden, also nicht hinter die Arsis des dritten Fußes fallen (I, 220 ff.). — Vertauscht man den letzten Jambus mit einem Trochäus (oder Spondeus), so entsteht der Choliambus oder Hink-Jambe (I, 262 „Der Choliambus scheint ein Vers für Kunststrichter“).

2. Der jambische Quinar, zehn- oder elfsyllbig (ein zwei- oder einsylbig katalektischer Trimeter) liebt gleichfalls zur Abwechselung Spondeen statt der Jamben, doch weniger gegen den Versschluß, wo sie den leichten Gang des Verses zu sehr hemmen. Die Cäsur ist wechselnd, fällt aber am häufigsten gegen die Mitte des Verses, nach der vierten, fünften und sechsten Sylbe (vgl. I, 213 ff. die Jungfrau von Orleans).

Unter den reimlosen trochäischen Versen sind folgende besonders zu merken:

3. Der trochäische Dimeter, besonders häufig im Spanischen, in Dramen, wie in Romanzen (vgl. I, 102 ff. „Eid“), auch oft (I, 265 „Abendröthe“).

4. Der zweisylbig katalektische trochäische Trimeter, in elegischen Gedichten und Parabeln nicht selten (z. B. I, 96 „Die Nacht“, I, 97 „der gerettete Jüngling“).

5. Der trochäische Tetrameter oder Octonarius, häufig einsylbig katalektisch und dann von den Römern Septenarius genannt, mit einer verhältnismäßigen Incision nach der ersten Dipodie, ein Vers von würdevollem Gange, von den Neuern auch als Reimvers viel gebraucht (I, 368 „Löwenritt“, 338 u. s. w.).

Von den reimlosen daktylischen Versen sind die bemerkenswertheften:

6. Der Archilochische Vers (zweisylbig katalektischer daktylischer Trimeter, die letzte Hälfte des sogenannten Pentameters): — — — | — — — | — — —. Klopstock hat ihn bisweilen mit dem Hexameter verbunden.

7. Der Hexameter, der Vers des antiken Epos, läßt in den vier ersten Füßen Spondeen statt der Daktylen, im fünften ausnahmsweise zu. Der Schlußfuß ist ein Spondeus oder Trochäus. Klopstock, Goethe, Schiller u. A. lassen häufig in den vier ersten Trochäen statt der Daktylen eintreten. Die Cäsur fällt meistens in den dritten Fuß, und entweder gleich nach der Hebung (männliche Cäsur), oder nach der ersten Kürze (weibliche Cäsur). Nicht selten findet ein doppelter Einschnitt zwischen den Hebungen im vierten und im fünften Fuß statt. Die griechischen Bukoliker haben einen Einschnitt am Ende des vierten Fußes, woher diese Cäsur die bukolische heißt. (I, 263 „der Hexameter“ und I, 195.)

8. Der Pentameter, von dem schon berichtet worden, daß er ein zweifelsbig katalektischer Hexameter mit einer Incision und Pause (von zwei Kürzen) in der Mitte ist. Die Daktylen dürfen nur in der ersten Vershälfte mit Spondeen vertauscht werden. Der Pentameter wird mit dem Hexameter zu einem Distichon verbunden (I, 193 „Das Distichon“). Das elegische Versmaß besteht aus aneinander gereihten Distichen.

Unter den reinlosen Anapästen kommt besonders häufig zur Anwendung:

9. Der anapästische Dimeter, in den Aufmärschen des griechischen Chors besonders angewandt. Einer Reihe solcher Verse folgt gewöhnlich ein katalektischer (um die letzte Hebung verkürzter) zum Abschluß, z. B.

Wie ein Bote des Glücks, wie ein Adler, der fest
Von dem Idagebürg Ganymedes geraubt,
Die Gestirne vorbei, sich stegstolz wiegt,
Auf silberner Schwinge des Wohlklangs.

Die Anapästen dürfen stellenweise mit Spondeen vertauscht werden (wie im vorletzten Verse). In der Regel fällt die Cäsar nach der ersten Dipodie.

10. Der Aristophanische Tetrameter, ist dem eben genannten vollständigen und abgekürzten Dimeter zusammengesetzt; mit einer Incision in der Mitte.

§. 6. Die wichtigern zusammengesetzten (antiken) Verse und antiken Strophen.

1. Der Adonische Vers, aus einem Daktylus und einem Trochäus (oder Spondeus) zusammengesetzt:

— — — | — —

2. Der kleinere logaddische Vers, ein Daktylus und zwei Trochäen:

— — — | — — | — —

3. Der größere logaddische Vers, zwei Daktylen und zwei Trochäen:

— — — | — — — | — — | — —

4. Der Pherekratische Vers, aus einem Spondeus und dem Adonischen Verse zusammengesetzt:

— — | — — — | — —

5. Der Glykonische Vers, ein Spondeus, ein Choriambus und ein Jambus (oder Pyrrhichius):

— — | — — — | — —

6. Der kleinere Asklepiadeische Vers, der statt des Choriambus des Glykonischen Verses deren zwei enthält:

— — | — — — | — — — | — —

7. Der größere Asklepiadeische Vers, der aus drei Choriamben in der Mitte:

— — | — — — | — — — | — — — | — —

8. Der Sapphische Vers, ein trochäischer Monometer, ein Choriambus, und ein um die letzte Hebung verkürzter jambischer Monometer:

— — — — | — — — — | — — —

Der Vers klingt kräftiger, wenn die vierte Sylbe lang ist.

9. Der Alkäische Vers, ein überzähliger jambischer Monometer, ein Choriambus und ein Jambus:

— — — — — | — — — — | — — —

10. Der Phaläkische Vers, ein Trochäus (oder Spondeus), ein Choriambus und ein überzähliger jambischer Monometer:

— — | — — — — | — — — — —

Man kann auch 1 als einen überzähligen choriambischen Monometer, 2 als einen Choriambus und einen katalektischen jambischen Monometer, 3 als eben solchen Vers mit vorangehendem Daktylus, 4 als überzähligen choriambischen Monometer mit vorangehendem Spondeus betrachten. Sämmtliche 10 Verse erscheinen dann als choriambische, von denen die meisten durch ein Anfangs- und ein Schlußglied (Basis und Katalegis) erweitert sind.

Aus den erwähnten Versen bildeten die Alten mannigfache Strophen, von denen für uns folgende die wichtigsten sind:

1. Die Sapphische Strophe; auf drei Sapphische Verse folgt ein Adonischer (z. B. I, 326 f. „Der bessere Theil,“ „Der Besuch,“ „Loos des Lyrikers“).

2. Die Alkäische Strophe; auf zwei Alkäische Verse folgt ein überzähliger jambischer Dimeter und zuletzt ein größerer logaddischer Vers (I, 326 „Acqua Paolina“).

3. Die Asklepiadeische Strophe; entweder a) vier kleinere Asklepiadeische Verse; oder b) zwei kleinere Asklepiadeische, ein Pherekratischer und ein Glykonischer Vers (I, 45 „Der Zürchersee,“ 123 „Darstellung“ u. a.); oder c) drei kleinere Asklepiadeische Verse und ein Glykonischer (I, 76 „Die Zeit“ u. a.).

§. 7. Der Gleichklang. — Der Gleichklang beruht auf der gesetzmäßigen Wiederkehr derselben Laute. Wir haben zu unterscheiden: 1) die geregelte Wiederkehr derselben anlautenden Consonanten, die Alliteration, 2) die geregelte Wiederkehr gleicher betonter Vocale, die Assonanz, 3) die Wiederkehr gleicher betonter Vocale verbunden mit der Uebereinstimmung der etwa noch darauf folgenden Consonanten und unbetonten Vocale, den Reim.

1. Die Alliteration oder der Stabreim begegnet uns als Klangfigur auch in der Prosa aller Sprachen, besonders der unsrigen (Wohl und Wehe, Kling und Klang, Stod und Stein, Mann und Maus, Haus und Hof, Land und Leute u. s. w.); als Gliederungs-

mittel der poetischen Rede erscheint sie im Altdeutschen. In der Regel begannen in zwei Verszeilen drei bedeutsame Wörter mit demselben Consonanten, und zwar zwei Wörter in der ersten Zeile. Bisweilen vertraten auch gleiche anlautende Vocale die Stelle der Consonanten. (Vgl. I, 290 „Roland zu Bremen,“ wo jede Verszeile als aus zwei bestehend aufzufassen ist.)

2. Die *Assonanz*, bei den südeuropäischen Völkern, besonders bei den Spaniern üblich, ist durch die Romantiker in die deutsche Poesie verpflanzt worden (I, 265 „Abendröthe“). Sie prägt sich dem Ohr nicht so kräftig ein, als der Reim, was die Dichter aber dadurch aufzuwiegen wissen, daß sie dieselbe durch eine lange Reihe von Versen sich hindurchschlingen lassen. Die Klangfarbe des assonirenden Vocals soll der im Gedicht herrschenden Empfindung entsprechen.

3. Der Reim gefällt, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, zur Assonanz noch die Uebereinstimmung der etwa noch folgenden Consonanten und unbetonten Vocale. Folgen auf die assonirenden Vocale keine weiteren Buchstaben oder bloß ein oder mehrere Consonanten, so ist der Reim männlich oder stumpf, z. B. *trau, schau; kühl, schwül; Sang, Klang; weckst, streckst*. Folgt aber noch ein unbetonter Vocal mit oder ohne Consonanten, so ist der Reim weiblich oder klingend, z. B. *traue, schau; leben, schweben; heilig, eilig; Gewittern, zittern*. Hat diese minder betonte Schlußsyllbe ein etwas schwereres, wenn gleich gegen die assonirende Syllbe zurücktretendes Gewicht, wie z. B. in *Demuth, Wehmuth*, so nennt man den Reim *schwebend*. Folgen auf die assonirenden Syllben zwei tonlose, so heißt er *gleitend*, z. B. *lebende, strebende; heiligen, eiligen*. Gesellt sich zu den erwähnten Bedingungen des Reims noch gleicher Anlaut der assonirenden Vocale, so entsteht der (nur ausnahmsweise vorkommende) *reiche Reim*, z. B. *gewogen, Wogen; leise, Geleise; Loose, lose, Wagen, wagen*. Hiervon unterscheiden Einige noch den gleichen Reim, bei dem dasselbe Wort in derselben Bedeutung wiederkehrt, z. B. *wagen, wagen*.

Was die Stellung zum Verse betrifft, so zerfallen die Reime in: 1. *Endreime*, die auf die Endwörter der Verse, 2. *Mittelreime*, die genau in die Mitte der Verse (vor die Incision), 3. *Anfangsreime*, die auf die Anfangswörter derselben fallen, 4. *Kettenreime*, bei denen das Ende eines Verses mit der Mitte des folgenden reimt, und 5. *Binnenreime*, Reime innerhalb desselben Verses. Von diesen sind die Endreime (die immer gemeint sind, wenn weiterhin einfach von Reimen die Rede ist) bei Weitem die wichtigsten, da sie, wegen der nachfolgenden rhythmischen Pause, sich dem Ohre am nachhaltigsten einprägen und somit am meisten zur Gliederung der Rede sich eignen.

Rücksichtlich ihrer Stellung zueinander unterscheidet man die Reime in 1. *gepaarte*, deren Stellung sich durch *aabb* veranschaulichen läßt, 2. *gekrenzte*: *abab*, 3. *eingeschlossene*: *abba* u. s. w.

Wenn mehrmals angedeutet worden ist, daß der Reim zur symmetrischen Gliederung der Rede diene, so soll damit nicht sein ganzer Zweck ausgesprochen sein; vielmehr soll die Wiederkehr derselben Klänge zugleich den Eindruck der Hauptvorstellungen verstärken, der Klang der bedeutendsten Wörter gleichsam eine herrschende Klangfarbe über das Ganze verbreiten, und so zwischen den äußern und innern Eindrücken Harmonie erzielt werden. Demnach müssen:

1. die Gleichlänge auf die bedeutsamern Wörter fallen, damit kein Widerspruch zwischen den Berührungen des äußern und innern Sinnes entstehe.

2. Die Reimwörter müssen sinnliche, nachahmende Fülle haben.

3. Es ist nicht zweckmäßig, die Reimklänge auf Wörter abstracter Bedeutung fallen zu lassen.

4. Das Versmaß gereimter Dichtungen muß einfach sein, weil ein künstlicher Versbau die Aufmerksamkeit des Sinnes vom Reim ablenkt und dessen Wirkung beeinträchtigt.

5. Die Gleichlänge dürfen einander nicht zu fern stehen, daß das Ohr Mühe hat, sie aufeinander zu beziehen.

6. Die Reimwörter müssen so gestellt sein, daß sich ihnen der natürliche Leseton von selbst aufdrängt.

7. Die Verschlingung der einzelnen Reimwörter darf nicht zu verwickelt sein.

8. Es sollte sich von selbst verstehen, daß die Reime echt oder rein d. h. wirkliche Gleichlänge sein müssen; und doch begegnet man vielen Reimen, die entweder consonantisch unrein sind, wie *Boden und Todten*, oder vocalisch unrein, wie *reihen und Preußen*, oder beide zusammen, wie *Eisen und Preußen*, oder auch in Beziehung auf die Dehnung der Vocale, wie *Gestalt und strahlt*.

9. Der Regel endlich, daß die Reime nicht allzu verbraucht sein sollen (wie *Liebe, Liebe; Sonne, Sonne*) ist hinzuzufügen, daß auch die Reime gesucht, wie manche Freiligrath'sche, nicht billigen sind.

§. 8. Geschichtlicher Ueberblick der deutschen Verskunst. — Ehe wir weitergehend die heutigen Reimverse und Reimformen betrachten, werfen wir einen Blick auf die Entwicklung der deutschen Verskunst seit den ältesten Zeiten.

Unsre Verskunst hat, so weit sie sich verfolgen läßt, die Betonung als Grundform anerkannt. Im Hildebrandslied finden wir Verszeilen, mit je vier Hebungen, die in Langzeile verbunden und durch die Incision (§. 7, 1) zusammengehalten. Diese Zeilen eigneten sich nicht bloß dem

sondern auch nicht wurzelhafte Sylben mit bedeutenden, durch die Quantität bedingtem Rebenton. Die Hebungen konnten durch Senkungen getrennt sein, aber auch unmittelbar neben einander stehen. In der Regel ließ nur der Auftact, d. h. die Senkung, die der ersten Hebung vorangeht, mehrere Sylben zu, die andern Senkungen waren gewöhnlich einsylbig.

Eine Zeit lang scheinen Alliteration und Reim neben einander bestanden zu haben. Seit Otfried's „Kriß“ gelangte der Reim zur Alleinherrschaft. Bei Otfried sind die Reime einsylbig (stumpf, männlich), brauchen aber bei der Vollständigkeit der Endungen nicht immer auf die Wurzelsylben zu fallen. Erst mit der Abschwächung der Wortendungen zog sich der Reim immer mehr in die Wurzeln der Wörter zurück, und nun trat auch der Unterschied der stumpfen und der klingenden Reime hervor.

Im 11. Jahrhundert begann die Verwilderung der deutschen Verskunst, und dauerte bis zu Heinrich von Veldeke's Zeit fort, seit welchem der Reim (im Gegensatz zur bloßen Assonanz) und eine geregelte Versmessung zu allgemeiner Geltung kamen. In dem Wechsel der Hebungen und Senkungen gestattete sich der epische Vers (der des Kunstepos, wie der des Volksepos) größere Freiheit, als der lyrische Vers, in welchem eine stete Folge von Hebung und Senkung die Regel ist. Als stumpfer (männlicher) Reim galten damals nicht bloß 1. zwei gleichklingende hochtonige Sylben (wip, lip), sondern auch 2. zwei Sylben, von denen die eine hochtonig, die andere tieftonig war (geseit, kuonheit); 3. der Gleichklang je zweier Sylben, deren erste eine starkbetonte (oder eine tiefbetonte) Kürze und deren zweite stumm war (sägon, klagen); 4. der Gleichklang je zweier Sylben, von denen die erste hochbetont und zugleich kurz (selten lang), die zweite stumm, die dritte schwachbetont war (edelo, wedele).

Die gebräuchlichsten Versformen in der ersten Blütezeit unsrer Nationalliteratur waren:

1. Der Ribelungenvers, der Vers des Volksepos, durch eine Incision in zwei Hälften getheilt, deren jede drei Hebungen hat. Drei solcher Langzeilen sind mit einer vierten, die in ihrer letzten Hälfte vier Hebungen hat, zu einer Strophe, der Ribelungen- oder Heldenstrophe, verbunden. Den Hebungen schließt sich eine nicht bestimmte Anzahl von Senkungen an, die selten ganz fehlen. Die erste Vershälfte endet in der Regel klingend, die zweite stumpf; die Reime sind gepaart und männlich. (Nicht selten faßt man den Ribelungenvers als eine Langzeile von acht Hebungen auf, von denen aber

die vierte in die Incisions- und die achte in die Schlusspause fällt, so daß also der Ribelungenvers in der Zahl der Hebungen der althochdeutschen Langzeile gleich ist.)

2. Fortlaufende (nicht strophisch gruppirte) gepaarte Reimverse von je vier, oder bei klingendem Reim von drei Hebungen, die mit Senkungen mannigfach abwechseln, das Versmaß der erzählenden Gedichte der höfischen Poesie, auch der größern didaktischen. Man kann es sich durch Halbierung der althochdeutschen Langzeile entstanden denken.

3. Lyrische Maße. Den ältesten erhaltenen Minneliedern fehlt noch die eigenthümlich lyrische Form; sie haben entweder die Ribelungenstrophe (Der von Kurenberg S. 72), oder kurze Reimpaare (Dietmar von Aist S. 72), wobei die Assonanz sich häufig statt des Reimes findet. Bald aber legte man dem Bau der lyrischen Strophe das Gesetz der Dreitheiligkeit zu Grunde. Jede Strophe (Lied, Geseß) bestand aus drei Theilen, deren beide ersten, Stollen genannt (der griechischen Strophe und Antistrophe entsprechend), einen gleichen Bau hatten, sich wie Satz und Gegensatz verhielten und im dritten, meist längern Theile, dem Abgesang (Epode) ihre Ausgleichung fanden. Solcher Strophen hatte ein Lied meistens 3 oder 5, auch wohl 7, 9 u. s. w., sehr selten eine grade Anzahl. Es finden sich jedoch auch ausnahmsweise bei den Minnesängern Strophen, die sich gar nicht ebenmäßig gliedern, und solche, die entschieden in zwei gleiche Hälften zerfallen. — Die Leiche haben keinen folgerecht durchgeführten Strophenbau, und wenn sich zwei gleiche Systeme als einander entsprechende Stollen folgen, so fehlt doch gewöhnlich dazu der Abgesang.

Im 15. und 16. Jahrhundert versank die deutsche Verskunst allmählig immer tiefer in rohen Mechanismus. Die Unterscheidung stark und schwach betonter Sylben verlor sich mehr und mehr und machte zuletzt dem bloßen Sylbenzählen Platz. Im epischen Volksliede ward der Hildebrandston herrschend, eine Strophe von acht Kurzzeilen (von je drei Hebungen), mit gekreuzten, abwechselnd klingenden und stumpfen Reimen, durch Auflösung der Ribelungenstrophe entstanden:

„Ich solt zu land ausreiten,
sprach meister Hildebrand.
„das mir vor langen zeiten
die weg warn vnbekant:
fan Pern in landen waren
vil manchen lieben tag,
das ich in dreissig jaren
fraw Gut ich nie enlag.“

(Gaspar von der Rön).

Diese Strophe ist bis in die neuesten Zeiten zu mancherlei Dichtungsarten, auch zur kirchlichen Poesie verwandt worden (vgl. oben S. 99 f., 101 „Gutes Ziel,“ 104 „Freundschaft,“ 106

„Vertrauen auf Gott,“ I, 12 „Die Landlust,“ I, 263 „Das versunkene Schloß“ u. a.).

In der lyrischen Kunstpoesie blieben die Meisterfänger den dreitheiligen Strophenbau fest, dehnten aber die Strophen oft bis zur Unformlichkeit aus (vgl. oben S. 120) und suchten in überkünstlicher Reimverschlingung ein Hauptverdienst. Daneben aber erklang das weltliche Volkslied in freieren lustigen Weisen:

Gudgud hat sich zu todt gefallen
an einer helen weyden.

Wer soll uns diesen sommer lang
die zeit und weyl vertreyben?

Es das soll thun Fraw Nachtigal,
die sitzt auff grünem zweyge;

sie singt und springt, ist allzeyt fro,
wenn andre vögel schweygen. (16. Jahrh.)

Ein entschiedener Wendepunkt für die deutsche Verskunst trat 1624 mit der Prosodia Germanica von Opitz (S. 18) ein. Nachdem schon im Laufe des 16. Jahrhunderts wiederholt Versuche gemacht worden waren, zu einem geregelten Versbau zurückzugelangen, legte er durch Aufstellung der Lehre, daß im deutschen Verse zwischen Hebung und Senkung eben so regelmäßig, wie in antiken Trochäen und Jamben zwischen Länge und Kürze, gewechselt werden müsse, den Grund zur neuen Metrik. Obwohl er für die deutsche Poesie die übrigen Versfüße verwarf, kamen doch bald nachher auch Daktylen, Anapäste u. s. w. und mit ihnen Hexameter, Pentameter und andere antike Versformen, so wie auch die Vers- und Strophenformen der französischen und italienischen Poesie zur Anwendung.

§. 9. Entlehnte neuere Vers-, Strophen- und Gedichtformen. — Als nunmehr die deutsche Verskunst durch Opitz einen festen Halt gewonnen hatte, versuchte man sich nicht bloß nach und nach in den sämtlichen oben in §§. 5 und 6 aufgeführten antiken Versen und Strophen, sondern entlehnte auch allmählig von den neuern Culturvölkern eine ganze Reihe von Formen, und zugleich bildete man selbstständig eine fast unüberschbare Zahl von Vers- und Strophenarten, freilich nicht immer mit richtigem Gefühl für die Gesetze des Vers- und Strophenbaues.

Zu den von den Neuern entlehnten Vers-, Strophen- und Gedichtformen gehören:

1. Der Alexandriner, der Nationalvers der Franzosen. Er wird gewöhnlich als ein sechsfüßiger jambischer Vers mit einem Abschnitt in der Mitte aufgefaßt, ist aber in der That ein jambischer Tetrameter (wie der Nibelungenvers), der nach der dritten Hebung und am Schluß eine Pause von einem ganzen Jambus hat. Seit Opitz war er eine geraume Zeit (bis auf Lessing) der herrschende Vers des Dramas und des Epos, und ist auch in neuerer Zeit (von Rückert, Freiligrath u. A.) mehrfach wieder versucht worden. Er leidet im Deutschen, der

strengen Folge von Hebung und Senkung wegen, an größerer Eintönigkeit, als im Französischen, ist aber durch seine regelmäßige Pendelschwung zum Ausdruck von Antithesen und Gedankenparallellismen und deshalb zu Epigrammen, Gnomen und Lehrsprüchen geeignet. Durch Verbindung mit anderweitigen jambischen Versen (z. B. I, 1) verliert er etwas von seiner Eintönigkeit. In der Regel wechselt ein Paar männlich gereimter Alexandriner mit einem Paar weiblich gereimter.

2. Der jambische Quinar, der als reimloser Vers schon oben erwähnt worden. Von den Engländern entlehnt, und schon von A. Gryphius angewandt, ist er seit Lessing der herrschende Vers des deutschen Dramas geworden. Als elfsybliger (weiblich schließender) Reimvers ist er der Nationalvers der Italiener in ihren Terzinen, Ottaven, Sonetten u. s. w.

3. Die Terzine, italienischen Ursprungs, dreizeilige Strophen aus jambischen Quinaren mit weiblichem Schlußfall (elfsybligen Jamben) gebildet, die durch den Reim nach folgendem Schema aneinandergeketten sind: aba, bcb, cdc, ded u. s. w. Den Schluß bildet ein Vers, der sich dem Reime nach an den Mittelvers der vorhergehenden Strophe schließt (I, 138 „Bei der Betrachtung von Schiller's Schädel,“ 286, 287, 375 „Am Grabe Chamisso's“). Im Deutschen gestattet man sich auch männliche Reime.

4. Die Stanze oder Ottave (ottavo rima) gleichfalls von den Italienern entnommen, eine Strophe von acht weiblich schließenden jambischen (selten trochäischen) Quinaren, deren Reime nach folgendem Schema gestellt sind: abababcc. Im Deutschen wendet man auch oft männliche Reime an (I, 140 „Zueignung,“ 151 „Epilog,“ 200 „Wilhelm Tell,“ 212, 275 u. a.). Vgl. die Charakteristik der „achtzeiligen Stanze“ von Schiller (I, 195). Wieland in seinem Oberon (I, 1) und Schiller in der metrischen Uebersetzung des Heneis haben sich eine große Freiheit in der Behandlung der Ottave erlaubt.

5. Die Decime, eine aus zehn trochäischen Dimetern gebildete Strophe spanischen Ursprungs mit der Reimfolge: abbaaccddc, besonders in der Glosse angewandt (I, 265 „Die Schule“). Damit keine Halbierung der Strophe entstehe, läßt man gewöhnlich nach dem vierten Verse einen stärkern syntaktischen Abschnitt treten und schließt den fünften Vers dem vierten nach eng an den sechsten.

6. Das Sonett, eine von den Italienern entlehnte Gedichtform, aus vierzehn jambischen (im Italienischen weiblich schließenden) Quinaren oder zwei vierzeiligen und zwei dreizeiligen Strophen bestehend. In den vierzeiligen Strophen ist gewöhnlich die Reimstellung: abba, nicht so häufig abba, baab, noch seltener paart oder gekreuzt: aabb, aabb; abab, abab. Freier ist die Reimstellung der dreizeiligen

etwa: edc, ded oder ccc, ddd, oder ede, der ccd, eed u. s. w. Statt der jamb. Quinare hat man auch wohl andere Verse S. 102 und Fleming S. 103 den *Alegans* Bürger I, 113 einen trochäischen Vers) t. Der Gliederung des Ganzen in zwei heile (achtzeilige und sechszeilige Doppel-) entsprechend, gestaltet sich der Inhalt ab und Gegensatz, Allgemeines und Bes., Ursache und Wirkung, Äußeres und s., Vergangenheit und Gegenwart, Pro und Lösung, Frage und Antwort, Bild eutung u. s. w. (I, 123, 182, 262, 270, 08, 320, 328, 337, 365).

Die *Canzone*, eine besonders von Be- ausgebildete Gedichtform, aus mehreren, lich fünf bis sieben längern Strophen be-, denen eine kürzere Schlußstrophe folgt, der Dichter sein Lied anzureden, ihm aufzutragen, von ihm Abschied zu nehmen v. pflegt. Bei Petrarca sind die Verse lich elfsyllbige Jamben, untermischt mit bligen (namentlich in der siebenten und Zeile). Die Anzahl der Zeilen ist ver-, doch meistens elf bis achtzehn; auch die lge ist nicht constant. In der strengen besteht die Strophe, wie die der Minne-, aus drei Theilen: zwei gleichgebauten a (*piodi*, den Stollen entsprechend) und Schweif (*coda*, Abgesang). Die deut- nachahmungen variiren vielfach in Versart, bl und Reimstellung (I, 294, 318).

Die *Sestina*, angeblich von dem Trou- Arnaud erfunden, von Petrarca aus- t, besteht aus sechs sechszeiligen Strophen ier dreizeiligen Schlußstrophe. Der Vers elfsyllbige jambische. Alle sechs Strophen dieselben sechs Endwörter, nur jede in : Folge, so aber, daß die Schlußzeile Strophe und die Anfangszeile der folgen- t demselben Worte schließen. Die drei- Schlußstrophe bringt noch einmal jene Wörter, drei als End- und drei als Bin- ter. Was den Inhalt betrifft, so müssen ch die sechs Endwörter bezeichneten Vor- jen die bedeutsamsten sein und in inniger ang zu einander stehen, wenn die Wahl stinensform gerechtfertigt sein soll.

Die *Siciliane*, eine Strophe von acht hen Quinaren (im Italienischen stets mit dem Schlußfall), mit nur zwei Reimen Stellung: abababab. In der Regel mehrere Sicilianen ein Ganzes, doch son- ch die einzelnen ihrem Inhalte nach be- von einander (I, 294).

Das *Ritornell*, eine dreizeilige Stros- deren erste und dritte Zeile reimen, wäh- ie mittlere reimlos bleibt. Das Versmaß elfsyllbig jambische; doch kann der erste uch kürzer und anders gebaut sein (I, 295). Das *Triolett*, von den Franzosen ent-

lehnt, achtzeiliges Gedichtchen mit nur zwei Reimen, dessen erste Zeile auch die vierte sein muß, und dessen zwei erste Zeilen sich als Schlus- zellen wiederholen. Doch gestatten sich die deut- schen Dichter manche Abweichung von dieser Form. Das Wesentliche ist die dreimalige Wiederkehr desselben Gedankens in derselben oder ähnlicher Form (I, 34, 184, 295, 345).

12. Das *Rondeau*, französischen Ursprungs, aus 13 (gewöhnlich jambischen) Versen mit nur zwei Reimen bestehend. Nach der achten und dreizehnten Zeile wird der Anfang der ersten als Refrain wiederholt:

Ein Rundgedicht? Und du gebietest gar
Nach vorgeschriebenem Reim es zu vollbringen?
Wohlan! ich stürze mich in die Gefahr!
Ein frisches Wagen ist ein halb Gelingen.
Apollo mach' an mir den Spruch auch wahr!
Da wären nun schon fünf der Verse zwar;
Allein nun steck' ich mitten in den Schlingen,
Und dreh' und wende mich, um zu erzwingen
Ein Rundgedicht.

Warum auch mußttest du den Reim auf ar,
Den unglücksel'gen jußt dir ausbedingen?
Doch still! jezt bin ich fertig auf ein Paar!
Ich lasse frisch den zwölften Vers erklingen
Und lege fliegend dir zu Füßen dar
Ein Rundgedicht.

13. Das *Madrigal* (I, 295). Es hat sich im Deutschen keine feste Form dafür ausgebildet; man kann jedes kleinere durch Reimverschlingung zu einem Ganzen fest geschlossene lyrische Gedicht, sei es elegischer (z. B. Wanderers Nachtlieb I, 140), sei es geistreich scherzender Natur hiez- her zählen.

14. Die *Glosse*, aus dem Spanischen ent- lehnt, eine poetische Variation über ein meistens vierzeiliges, aus einem bekannten Gedicht ent- nommenes Thema. Die Ausführung geschieht gewöhnlich in der Strophenform der Decime (s. oben Nr. 8). Jede Decime schließt mit einer Zeile des Themas, daher dieses in trochäischen Dimetern verfaßt sein muß (I, 265 „Die neue Schule“).

15. Die *Ghasele* (auch das *Ghasel*), eine aus dem Orient entlehnte Gedichtform mit nur Einem Reime, der sich nach folgendem Schema durch das Ganze schlingt: aabacadaeafa u. s. w. Versart und Verslänge sind nicht fest bestimmt, dergleichen nicht die Zahl der Verspaare, die sich im Arabischen gewöhnlich zwischen sieben und vierzehn hält. Zur Wiederkehr des Gleichklangs gefellt sich bisweilen noch regelmäßige Wieder- holung eines oder mehrerer Wörter (I, 295, 323, 366).

16. Die *Malame*, gleichfalls orientalischen Ursprungs, von Rückert eingeführt, ungebundene Rede, von Gleichklängen reich durchwebt, mit denen hier ein wichtiges Spiel getrieben wird.

17. Die persische Vierzeile, eine Strophe

1, 1. Haller's Morgen Gedanken: Vierzeilige Reimstrophe; ein Alexandriner mit weiblichem Schlußfall wechselt mit einem akatalektischen jambischen Dimeter.

I, 2. Haller's Trauerode: Achtzeilige Reimstrophe; ein hyperkatalektischer jambischer Dimeter wechselt mit einem akatalektischen.

I, 3. Haller's Alpen: Zehnzeilige Strophe, aus Alexandrinern gebildet; in den ersten acht Zeilen wechseln klingende mit stumpfen Reimen; die beiden Schlußzeilen sind klingend gereimt zc.

Bei solchen Uebungen wird der Wunsch nahe gelegt, für die sehr häufig vorkommenden Strophengattungen kurze Bezeichnungen eingeführt zu sehen, wie dies bei den in §§. 6 und 9 erwähnten fremden Strophengattungen und auch bei der modernen Nibelungenstrophe der Fall ist; sie unterscheidet sich von der alten dadurch, daß sie auf jede Hebung regelmäßig eine Senkung folgen läßt, oder wendet auch wohl, um die Eintönigkeit der Bewegung zu mildern, stellenweise statt einer Kürze zwei in der Senkung an, (z. B. I, 309, 280, 350, 351, 355). Analog könnte man die Strophe der Gedichte „Die Landlust“ I, 12, „Das menschliche Herz“ I, 91, „Das versunkene Schloß“ I, 263 die Hildebrandsstrophe, und die gleichgebante vierzeilige (z. B. I, 328 „Traumbilder“) Hildebrands-Halbstrophe nennen. Andere Strophen ließen sich nach den Dichtern, die sie eingeführt oder vorzugsweise gebraucht haben, bezeichnen, so z. B. als Schiller's Lehrstrophe die, welche den Gedichten „Worte des Glaubens“ (I, 204), „Worte des Wahns“, „Hoffnung“ (204), „Breite und Tiefe“ (204) u. a. zu Grunde liegt. Wieder andere könnten nach einem besonders ausgezeichneten oder beliebten Gedichte, das in dieser Form verfaßt ist, be-

zeichnet werden. Schiller's „Der Ceres“ in zwölfzeiligen Strophen für das Ohr in lauter vierzeilige.

2. Die Vocale der verschiedenen Reime innerhalb der Strophe müssen eine bedeu-

3. Wenn durch den Reim Gliederung Einheit der Strophe erzielt werden soll, so

4. Das Gesetz der Reimfolge in einer Strophe darf nicht zu verwickelt sein.

5. Reimstrophen dürfen kein künstliches

6. Bei kleinern Gedichten (bei großen

7. Für die Strophenlänge gibt es ein

8. Jede Strophe muß, was den Ged-

Ueberblick der Dichtungsarten.

1. Grundformen der Poesie. — Man gewöhnlich mit Goethe drei Grundformen Hauptgattungen der Poesie an: 1. die e, „die klar erzählende“ (wie Goethe sie t), 2. die lyrische, „die enthusiastisch egte,“ und 3. die dramatische, „die lich handelnde.“ Bei näherer Betrachtung ber diese Einteilung zu Bedenken Anlaß. e Poesie wird die künstlerische Begeisterung die Sprache kund. Dies geschieht nun, er indem die innere Bewegung des Dich- lich selbst unmittelbar ausspricht, oder in- den Gegenstand veranschaulicht, durch a seine Bewegung hervorgerufen wird. eht Jenes, so entsteht lyrische Poesie; ge- Dieses, so entsteht entweder epische oder tische Poesie, je nachdem der Dichter den stand entweder durch Erzählung der Phan- es Hörers (oder Lesers), oder durch Dar- g den Sinnen des Zuschauers vergegen- t. Hieraus leuchtet ein, daß man epische, e und dramatische Poesie nicht auf gleiche stellen, sondern nur zwei Grundformen nen darf, die man die subjective (lyri- die Bewegung des Dichters unmittelbar echende) und die objective (den Gegen- veranschaulichende) nennen kann. Die epische amatische Poesie erscheinen dann als Arten jectiven Poesie.

anderes Bedenken gegen jene Dreitheilung darin, daß in ihr weder die didaktische belehrende, noch die beschreibende Poe- en Platz finden. Goethe läßt freilich die sche Poesie nicht für eine berechnigte Dich- art gelten und erklärt es für unzulässig, man sie zu den drei Dichtarten, der lyri- epischen und dramatischen, hinzufüge.“

wenn ihr auch nicht ein gleicher Rang Berth, wie diesen, zukommt, so gibt es anleugbar (man denke nur an so manche ingen Schiller's) didaktische Poesien, die en Namen Gedicht den vollsten Anspruch

Läßt sich aber das Dasein didaktischer ste nicht wegstreiten, so muß die Theorie Poesie

ihnen gerecht zu werden und den gebührenden Platz anzuweisen suchen. — Eher könnte man sich damit einverstanden erklären, daß die beschrei- bende Poesie keinen rechten Anspruch auf den Rang einer selbständigen Gattung habe, obwohl die neuere deutsche Poesie beschreibende Gedichte aufzuweisen hat, denen sich der Name Gedicht nicht wohl versagen läßt. Wir geben versuchs- weise eine andere, dichotomisch durchgeführte Ein- theilung der Dichtungsarten, worin die didak- tische und beschreibende Poesie ihren Platz finden, wodurch aber zugleich einleuchten wird, warum diese beiden Zweige der Poesie nicht in gleicher Kraft und Fülle, wie jene drei andern, sich ent- wickeln können.

Es wurde oben gesagt, daß alle Poesie ent- weder eine unmittelbare (die Begeisterung des Dichters unmittelbar kundgebende), subjec- tive, lyrische, oder eine vermittelte, ob- jective (durch Veranschaulichung des Gegen- standes vermittelte) sei. Die objective hat es nun entweder mit Gegenständen zu thun, die durch unser Denkvermögen aufgefaßt werden — und heißt dann didaktische oder Lehrpoesie; — oder sie hat es mit Gegenständen zu thun, die durch unser Anschauungsvermögen (inneres und äußeres, Phantasie und Sinn) aufgefaßt werden. Diese letztern sind entweder coexisti- rend, d. h. sie stellen sich im Raum als Gan- zes nebeneinander (als Bild) dar — und diese sind die Gegenstände der beschreibenden Poesie; — oder sie sind successiv, d. h. sie stellen sich in der Zeit als Ganzes nachein- ander (als Handlung) dar. Die successiven kön- nen nun wieder entweder durch Erzählung dem innern Sinne, der Einbildungskraft, als vergan- gen dargestellt werden, — und dies geschieht durch die epische Poesie; oder sie können durch nachahmende Darstellung dem äußern Sinne als gegenwärtig vorgeführt werden, — und dies ge- schieht durch die dramatische Poesie. In schematischem Ueberblicke würde sich die Einthei- lung so darstellen:

unvermittelte
(lyrische Poesie).

vermittelte

durch das Anschauungs-
vermögen

durch das Denkvermögen,
(didaktische Poesie).

Coexistirendes dargestellt
(beschreibende Poesie).

Successives

vergangen dargestellt
(epische Poesie).

gegenwärtig dargestellt,
(dramatische Poesie).

Es ergibt sich nun leicht, warum von den fünf Gattungen der Poesie, die bei dieser Einteilung hervortreten, die didaktische und die beschreibende am wenigstens reich sich entwickeln können. Bei der didaktischen Poesie liegt der Grund eben darin, daß sie, um in dem Leser oder Hörer die Begeisterung des Dichters hervorzurufen, ihren Weg durch das Denkvermögen nimmt. Unzertrennlich von der poetischen Begeisterung ist ein freies und harmonisches Spiel der Geistesvermögen; besonders ist das Gefühl lebhaft erregt und die Phantasie in energischer Thätigkeit; auch der äußere Sinn verlangt harmonische Eindrücke. Nichts ist mit der poetischen Stimmung, die Schiller als die Stimmung des Spiels charakterisirt, unverträglich, als ein ernst- und mühevoll, dem Gefühl, der Phantasie und der Sinnlichkeit Schweigen gebietendes abstractes Denken. Alles nun, was ein solches abstractes Denken verlangt, eignet sich nicht zu poetischem Gebrauche. Erkenntnisse aber, die des Denkers Gemüth erheben und seine Phantasie beflügeln, Wahrheiten, von denen sein Herz erwärmt, seine Einbildungskraft befruchtet wird, gewähren allerdings Stoff zu Dichtungen; und daß ein solcher Stoff nicht so gar selten ist, beweist die Anzahl trefflicher didaktischer Gedichte, deren unsre Literatur sich rühmen darf.

Das Haupthinderniß, das der beschreibenden Poesie im Wege steht, liegt wieder eben darin, daß sie das Coexistirende darzustellen hat. Die Darstellung des Coexistirenden fällt, wie Lessing im Laokoon nachweist, naturgemäß einer andern Kunst, der Malerei, zu, welche sich gleichzeitiger, im Raume nebeneinandergeordneter Zeichen bedient, während die natürliche Aufgabe der Poesie, als einer durch successive Zeichen wirkenden Kunst, die Darstellung des Consecutiven ist. Allein Lessing zeigt auch, wie beschreibende Poesie dadurch möglich wird, daß der Dichter das Coexistirende Behufs der Darstellung in ein Consecutives verwandelt, daß er das Bild, statt es zu beschreiben, vor dem innern Auge entstehen läßt. Scheint es nun hiernach, als ob die beschreibende Poesie mit der epischen zusammenfalle, so ist doch nicht zu verkennen, daß ihr Zweck, die Erzeugung eines Bildes (die Vorstellung coexistirender Gegenstände) von dem Zwecke der epischen Poesie verschieden ist. Jedoch tritt die beschreibende Poesie nicht häufig als selbständige Gattung, sondern meist im Dienste der vier andern auf.

Die dramatische Gattung hat sich bei den meisten Culturvölkern zu einem blüthenreichen Zweige der Poesie entfaltet; aber sie zeigt sich in der Regel erst auf den höhern Entwicklungsstufen. Sie ist eine weit künstlichere Dichtungsform, als die lyrische und epische, und bedarf in größerm Maß und Umfange der Hülfe anderer Künste. Als zugleich primitive und reich entwickelte Gattungen der Poesie bleiben dem-

nach nur die lyrische und epische übrig, deren Betrachtung wir uns zunächst beschließen wollen. Zuvor bedarf es aber noch der Erläuterung, daß die genannten fünf Gattungen der Poesie, die wir begrifflich gesondert haben, der Wirklichkeit vielfach ineinanderspielen, derselben dichterischen Production zwei- und mehrfach combinirt erscheinen. In der Regel dann eine als die entschieden herrschende und die andern sind in ihren Dienst, doch halten sich in einzelnen Grenzarten fünf Hauptgattungen zwei der letztern das Gleichgewicht, daß man in Zweifel gerathen kann, zu welchem Gebiet jene Grenzarten zählen sind.

§. 2. Lyrische Poesie. — Die Poesie wurde eben als die unmittelbare affective Poesie definiert, d. h. als die, welche den Gemüthszustand des dichterischen Subjects, die Empfindung desselben unmittelbar ausdrückt. Im strengsten Sinne genommen, ist der unmittelbare Ausdruck der Empfindung für die Poesie eine unlösliche Aufgabe, denn der Poesie für sich allein steht als Ausdrucksmittel nur die Sprache zu Gebote. Die Sprache besteht aber, die wenigen Interjectionen abgerechnet, aus Wörtern, welche zunächst Empfindungen, sondern Begriffe und Kenntnisse derselben zu einander ausdrücken. Musik ist diejenige Kunst, wodurch sich die Empfindung am unmittelbarsten äußert („Aber die Musik spricht nur Polyhymnia aus.“ Schiller); und denn auch von jeher die lyrische Poesie von andern poetischen Gattungen zur Musik (in Bezug auf die „Lyra“) ihre Zuflucht genommen, in kunstmäßiger rhythmischer Gliederung Wohlklang des tönenden Sprachmaterials angepaßt hat. Aber auch die Poesie, wenn gleich nicht so unmittelbar, wie die Musik, doch nicht bloß durch die Interjectionen, sondern auch mittelst der Sprache überhaupt Empfindungen auszudrücken, sei es durch die Hauptsätze (Ausruf-, Wunsch-, Befehlsätze), durch Bezeichnung der Empfindung, oder durch Vorstellungen, wodurch sie erregt werden, der Vorstellungen, welche durch sie hervorgebracht werden u. s. w. Hierbei bedient sich die lyrische Poesie gleichsam in Fragmenten den Stoffes, den die andern Gattungen in zusammenhängenden Massen anwenden, d. h. die lyrische Poesie enthält epische, beschreibende, didaktische, selbst dramatische Elemente unter sich. Sie bleibt aber trotzdem so lang die lyrische Poesie, so lange ihr diese Partikeln dazu dienen, den Gemüthszustand des Dichters auszusprechen, so lange sie von der Thätigkeit des Dichters imprägnirt sind. Der Dichter strebt nicht danach, in seiner Poesie die Bewegung seines Innern zum Ausdruck zu bringen; er will zwar auch, wie der Dichter, in dem Hörer oder Leser die

nung erwecken, von der er selbst ergriffen ist; aber er bemüht sich nur, den Gegenstand, der sie hervorgerufen, dem Hörer in möglichster Klarheit vorzuführen, überläßt diesem Gegenstand die Wirkung auf den Hörer, und tritt selbst mit seiner eigenen Theilnahme, mit der Bewegung seines Innern hinter sein Werk zurück, während der lyrische Dichter gerade diese Bewegung hervorleuchtet und durch sie den Zuhörer sympathisch erregt.

§. 3. Die einzelnen lyrischen Dichtungsarten. — Bei dem Versuche, die lyrische Gattung in ihre einzelnen Arten einzutheilen, stößt der Theoretiker auf eine Schwierigkeit, die darin begründet ist, daß er bereits die einzelnen Arten nach mehreren Einteilungsgründen unterschieden und benannt vorfindet, während eine streng wissenschaftliche Einteilung die Zugrundelegung eines einzigen Einteilungsprinzips verlangt. Man hat 1. nach der äußern Form eine Reihe lyrischer Dichtungsarten benannt, die wir fast sämtlich von Ausländern (Franzosen, Italienern, Spaniern, Afiaten) entlehnt haben, wie: Triolett, Madrigal, Sonett, Canzone, Sestine, Tergine, Stanze, Siciliane, Glosse, Ghazel, Bierzeile, in Betreff deren wir auf die Vorlesung zurückweisen.

— Dann hat man 2. nach dem Vorwalten der den andern poetischen Gattungen angehörigen Elemente die lyrischen Dichtungsarten zu bestimmen versucht, und je nachdem die Lyrik von diesen Elementen reiner ist, oder in ihr epische und beschreibende, oder didaktische Elemente vorwiegen, sie als Gefühls-Lyrik, oder als Lyrik der Anschauung, oder als Gedanken-Lyrik bezeichnet. — Nach den Stoffen und Motiven hat man 3. geistliche und weltliche Lyrik, und in der letztern wieder Liebeslieder, Naturlieder, Trinklieder, Jägerlieder, Kriegerlieder u. s. w. unterschieden. — Je nachdem die Lyrik in kunstmäßiger Form die Empfindung eines Einzelnen, oder in einfacherer, bewußtloserer Art die gemeinsamen Empfindungen des Volkes ausdrückt, hat man sie 4. Kunstlyrik oder Volkshyrik (Volklieder) genannt. Endlich hat man 5. bei der Einteilung die Qualität und Intensität der Empfindung zum Anhaltspunkt genommen und danach Ode, Lied, Elegie u. s. w. unterschieden.

Wir legen das letzterwähnte Einteilungsprinzip, als das die Lyrik in ihrem innersten Wesen berührende, zu Grunde, und unterscheiden danach drei Hauptarten mit einigen Nebenarten, bei welchen letztern sich freilich, wenn die herkömmlichen Unterscheidungen eine Berücksichtigung finden sollen, das Princip nicht überall rein durchführen läßt.

1. Das Lied ist das lyrische Gedicht ohne jede aus dem Wesen der Empfindung geschöpfte Nebenbestimmung. Daraus erklärt es sich, warum

man einmal die sämtlichen andern lyrischen Gedichte (wie Oden, Elegien u. s. w.) als Lieder bezeichnen, aber nicht umgekehrt jedes Lied eine Ode oder Elegie nennen darf, und ein andermal das Lied im engern Sinne jenen übrigen lyrischen Gedichten, deren Wesen auf einer solchen Nebenbestimmung beruht, als eine besondere Art gegenüberstellt. Streng logisch genommen, steht also das Lied nicht auf gleicher Reihe mit den andern lyrischen Dichtungsarten. Als das echte lyrische Gedicht ist es vor allen Singgedicht, verlangt, wie die Musik, eine einfache rhythmische Bewegung, und liebt den Reim in allen Sprachen, in denen er sich ausgebildet hat. Melodische Ausströmung einer in sich abgeschlossenen Stimmung, nicht von Affect zu Affect, von Gegenstand zu Gegenstand springend, sondern in ebenmäßigen Schwingungen seinen Gegenstand umkreisend, gestaltet es sich gewöhnlich zu regelrechten, nicht allzu künstlich gebauten Strophen. Ein faßlicher, einheitlicher Grundton und ein gefälliges Gleichgewicht kommen ihm zu. Dem Inhalte nach sind die Lieder unendlich mannigfaltig. Eine besondere Art des geistlichen (religiösen) Liedes ist das Kirchenlied, das von der Gemeinde beim kirchlichen Gottesdienste, bei Wallfahrten und andern gemeinschaftlichen religiösen Handlungen gesungen wird. Eine besondere Art des weltlichen Liedes ist das Volkslied, dessen im Abriß der Literaturgeschichte weiter gedacht ist.

2. Die Ode, die Hymne und die Dithyrambe. — Das Lied wird zur Ode, wenn der Sänger von einem imponirenden, hohen, erhabenen Gegenstande mächtig ergriffen ist. Zur starken und tiefen Erregung des Gefühls gesellt sich naturgemäß ein hoher und kühner Schwung der Einbildungskraft, der den Odenndichter von Anschauung zu Anschauung, von Bild zu Bild fortreißt. Statt der einfachen, mit dem Schmucke des Gleichklangs ausgestatteten Rhythmen des Liedes im engern Sinne wendet der Odenndichter gern eine kühne und künstlich bewegte, obwohl zu festem Maß geordnete Rhythmik an (siehe die Beispiele bei Klopstock, Platen u. A.); doch finden sich auch treffliche Oden in Reimstrophen, wie Schiller's „Macht des Gesanges,“ die „Friedens-Marseillaise“ von Lamartine u. s. w. — Die Hymne ist die heilige, religiöse Ode, welche die Gottheit, ihre Eigenschaften und die Wunder der Natur und Geisteswelt, als Manifestationen der göttlichen Macht und Weisheit, feiert. — Das Lied wird zur Dithyrambe, wenn der Sänger von stürmischer, trunkenen Begeisterung ergriffen ist. Kommt bei der Ode nicht bloß die Stärke, sondern auch die Beschaffenheit der Empfindung in Betracht, indem die Gemüthsstimmung des Odenndichters eine hohe, würdige, erhabene ist, so liegt bei der Dithyrambe der Accent auf der Intensität des Gefühls. Sie hat mit der Ode, wie den kühnen Flug der Phans

tafte, so auch das Springen von Bild zu Bild gemein; die heftige Gemüthsregung prägt sich meistens in einer minder geregelten, oft rasch wechselnden rhythmischen Bewegung aus. Ursprünglich führten Gesänge zu Ehren des Bacchus diesen Namen; später übertrug man denselben auf bacchantische Gefühlsergüsse überhaupt.

3. Die Elegie und die Heroide. — Das Lied wird zur Elegie, wenn der Sänger sich sanften und schmelzenden Empfindungen mit verweilendem, sei es nun schmerzlichem oder süßem Genuße hingibt. Es werden also nicht sowohl sinnlich gegenwärtige Gegenstände, die das Gefühl lebhaft ansprechen, als vielmehr zeitlich und räumlich entfernte, im gedämpften Lichte der Erinnerung erscheinende Gegenstände vorzugsweise dem Dichter Elegien entlocken. Bald ist es die Trauer um ein geliebtes Wesen, das man verloren, bald unerfüllte Sehnsucht nach dem, was dem Herzen theuer ist, bald die Vergegenwärtigung entschwendener schöner Tage, was sich in der Elegie ausspricht. Und wird sie durch Gegenwärtiges veranlaßt, so sind es die sich daran knüpfenden Betrachtungen des Wechsels, der Vergänglichkeit, des Ungewissen, was die elegische Stimmung hervorruft. Eben weil der elegische Dichter im Genuß seiner Empfindung gern bei seinem Gegenstande beschauend oder betrachtend verweilt, neigt sich die Elegie häufig entweder zum Epischen oder zum Didaktischen. Daher wählten auch die Griechen zum Versmaße für sie den Hexameter, dem sie aber durch regelmäßige Abwechselung mit dem Pentameter den Charakter des ruhelosen Weiterstrebens nahmen. In der fortlaufenden Reihe durch markirte Pausen geschiedener Distichen, die das elegische Versmaß bilden, spiegelt sich die immer um denselben Gegenstand kreisende, auf denselben Punkt zurückführende Betrachtung und Beschauung ab. Doch eignen sich auch Reimstrophen, zumal trochäische, für die Elegie, und zwar in dem Maße mehr, wie sie sich dem Liede im engeren Sinne annähert. — Die Heroide, eine durch Ovid eingeführte Dichtungsart, ist eine Elegie in Briefform, worin der Dichter nicht in eigenem Namen spricht, sondern eine andere Person, meistens einen Verstorbenen (sei es eine historische, mythische, literarische oder auch fingirte Person) einer zweiten ihre Empfindungen mittheilen läßt (z. B. Neoptolemus an Diokles, I, 257).

§. 4. Epische Poesie. — Auch bei der epischen Poesie müssen wir auf eine streng logische, nach einem Eintheilungsgrunde durchgeführte Unterscheidung der Arten und Unterarten verzichten, wenn wir die herkömmlich unterschiedenen und benannten und zu allgemeiner Geltung gekommenen Kategorien unterbringen wollen. Nach dem äußern Umfange hat man 1. die epischen Dichtungen in zwei Gruppen (kleinere und größere) geordnet. Innerhalb dieser ist 2. vorzugsweise der Stoff oder das Gebiet,

woraus der epische Stoff entnommen ist (Mythe, Geschichte, Heroenalter, Mittelmoderne bürgerliche Welt u. s. w.), zum Anpunkte gewählt worden. Man hat aber 3. auf die Mischung des Epischen mit weitigen, namentlich lyrischen Elementen 4. auf die Gemüthsstimmung, in der der Dichter den epischen Stoff auffaßt und handelt (ernste, komische, satyrische Stimmung) Rücksicht genommen. Endlich hat man die Form geachtet und epische Gedichte bundener und ungebundener Rede unterschieden — Der nachfolgenden Eintheilung liegen herrschend 1. und 2. zu Grunde.

I. Kleinere epische Gedichte.

1. Die poetische Erzählung ist das kleinere epische (erzählende) Gedicht schlechthin, solche Nebenbestimmungen, wie sie den folgenden Arten zukommen. Sie verhält sich also zu den übrigen, wie das Lied zu den andern Arten der lyrischen Poesie. Der Stoff muß ansprechend dargestellt lebendig, auf anschauliche Vergegenwärtigung gerichtet sein; die gebundene ist, um die Erzählung aus der Sphäre der Empirie emporzuheben, nicht wohl zu entbehren; ist eine strophische Gliederung nicht erforderlich. Man unterscheidet noch ernsthafte und scherzhafte Erzählungen (Schwänke).

2. Märchen, Sage, Mythe, drei Arten der poetischen Erzählung, die jede ihren Stoff aus einem bestimmten Kreise entnehmen. Märchen nimmt ihn aus der phantastischen Welt, die sich die frei spielende Einbildungskraft des Volkes, zumal der Kinderwelt, schafft. Während das Märchen überall und jederzeit zu Hause ist und das Entlegenste einander verknüpft, haftet die Sage an ein bestimmtes und Gegebenes und schließt sich an einen bekannten Ort oder an geschichtliche Thatfachen an. Die Mythe bezieht sich auf eine aus der Götterlehre (Mythologie) gezogene Sage.

3. Die Legende ist eine poetische Erzählung, die ihren Stoff aus der religiösen Tradition, insbesondere aus dem Leben des Heilandes oder der Heiligen nimmt. Herder und Goethe haben das Muster zu einer zweifachen Behandlung gegeben, jener zu einer schlicht-ernsten, dieser zu einer mehr naiven, in's Ländliche und Volksmäßige spielenden. Für jene Behandlungen eignen sich reimlose jambische oder trochäische Verse, für diese Reimverse mit freierem Rhythmus (I, 97 ff., 147, 184, 336).

4. Die Idylle ist eine poetische Erzählung, die ihren Stoff aus dem Leben der Natur nimmt, welche der Natur näher stehen (Fischerleben, Landleben u.) und sich in der Einfachheit ihrer Zustände glücklich fühlen. Die Idylle ist die epische Darstellung des Lebens in der Beschränkung." Jean Paul. Die

lung ist einfach, wie die gesammten Verhältnisse, die hier zur Darstellung kommen; um so ausführlicher ist die Idylle in gemüthlicher Kleinschilderung und nähert sich der beschreibenden Poesie (*εἰδύλλιον* = Bildchen), sowie sie auch bisweilen, indem sie die handelnden Personen im Gespräch einführt, in's Dramatische hinüberspielt. Die Form ist mannigfach: Prosa (Gefner; vgl. II, 63), Hexameter (Voß, I, 118), vierfüßige Jamben (Kleist, I, 28) u. s. w.

5. Ballade und Romanze. Diese beiden Arten der poetischen Erzählung haben sich in unsrer Literatur zu einer besonders zahl- und farbenreichen Flora entfaltet, wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß eine Menge poetischer Erzählungen, die unter andere Abtheilungen gehören, jene Namen usurpirt und sich unter die Balladen und Romanzen eingedrängt haben. Für die Bestimmung des beiden Dichtungsarten Gemeinsamen und sie von andern Unterscheidenden, wie für die Abgrenzung beider von einander, ist weder bei den Dichtern, noch bei den Theoretikern ein fester Anhaltspunkt leicht zu finden. Betrachtet man aber näher den vorherrschenden Sprachgebrauch, so ergibt sich, daß man mit dem Namen Ballade die epische Darstellung einer solchen Begebenheit bezeichnen will, die durch einen daraus hervorblickenden innern Gehalt, sei es durch eine Grundidee oder durch ein Grundgefühl, das sich in der Begebenheit ausspricht, den Dichter lebhaft ergriffen hat. Demgemäß wird der Balladendichter nicht eine ruhig objective und vollständige Darstellung der Begebenheit erstreben, sondern sie in dem Lichte und unter dem Gesichtspunkte zeigen, unter dem er selbst davon ergriffen worden ist. Er wird die wirksamen Seiten und Momente hervorheben und diese energisch zu vergegenwärtigen suchen; und hat er alles Wesentliche, worin sich jenes Grundmotiv verkörpert, zur Anschauung gebracht, so bricht er ab und steht seine Aufgabe als gelöst an, sollte auch die Begebenheit noch nicht zum Ziele geführt sein. Erwärmt und bewegt von dem ideellen oder Empfindungsgehalt seines Gegenstandes, wählt der Balladendichter nicht etwa den Hexameter, sondern Versmaße der lyrischen Poesie, wie denn ursprünglich die Ballade nur gesangweise und mit musikalischer Begleitung vorgetragen wurde. Man hat daher die Ballade als ein episch-lyrisches Gedicht bezeichnet. Andererseits scheint sie, wenn ihr ein bestimmter Gedanke als Hauptmotiv zu Grunde liegt, auch ein didaktisches Element zu enthalten und sich der Parabel zu nähern. Dennoch unterscheidet sich die echte Ballade ganz bestimmt vom lyrischen Gedicht, wie vom didaktischen: vom lyrischen, indem sie nicht die Begeisterung des Dichters, sondern den Gegenstand, wenngleich im Reflex seiner Begeisterung, darstellt; vom didaktischen, indem sie nicht auf den ideellen Gehalt, sondern auf die Ver sinnlichung desselben

durch einen concreten Fall den Hauptaccent legt. Daher finden wir denn auch in Schiller's Balladen nur allgemeine und bekannte Wahrheiten zu Grunde gelegt, die unser Interesse nicht von der Begebenheit abziehen. Nicht die Bedeutung dieser Grundgedanken an sich war es, was den Dichter für seinen Stoff erwärmte, sondern die Freude an dem Aufgehen des Stoffs in diese Gedanken. — Will man nun noch die Romane von der Ballade unterscheiden, so kann man sie als diejenige Art der Ballade bezeichnen, worin eine Grundempfindung die Stelle eines Grundgedankens vertritt. In ihr wird das lyrische Element sich noch stärker, als in der eigentlichen Ballade, geltend machen; doch tritt sie darum noch nicht aus der epischen Gattung und darf nicht als ein episch-lyrisches Gedicht charakterisirt werden.

§. 8. II. Größere epische Dichtungen.

Die Unterscheidung der Dichtungsarten nach einem so äußerlichen Merkmal, wie der Umfang ist, kann natürlich nicht zu einer scharfen Abgrenzung führen. Mehrere der genannten kleinern epischen Gedichte können, ohne Aenderung ihres innern Charakters, durch bloße Erweiterung des Stoffes oder durch Aggregation in größere übergehen. So gibt es poetische Erzählungen, Märchen, Sagen, Mythen, Legenden, Idyllen von bedeutendem Umfange, und aus einzelnen Balladen hat man ganze Epylen zusammengesetzt, wie Uhland in seinem „Graf Eberhard der Raufschbart“ und Auersperg in der Dichtung „Der letzte Ritter.“ Indes gibt es auch umfassende epische Dichtungen von eigenthümlichem Charakter, und dieser haben wir drei zu nennen: Epos, Roman und Novelle.

1. Das Epos unterscheidet sich von der poetischen Erzählung, die nur eine Begebenheit behandelt, nicht etwa bloß dadurch, daß es eine Reihe von Begebenheiten um eine Hauptbegebenheit gruppiert und zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft, sondern es stellt entweder das Ganze des Volkslebens in einer großen Begebenheit dar, welche die Kräfte der Nation in gemeinsame Thätigkeit setzt (Ilias, Nibelungen), oder, wenn es eine an sich minder wichtige Begebenheit behandelt, gestaltet es sich zu einem symbolischen Gemälde des ganzen Zeitalters (Hermann und Dorothea), oder es macht einen einzelnen bedeutenden Mann zum Mittelpunkt und Träger vieler und wichtiger Geschehnisse und Erlebnisse seiner Zeit (Odyssee, Parzival). In dem Gesagten liegt schon die Forderung a) der Einheit der Handlung und b) der Einheit in Rücksicht der Hauptperson angedeutet, zu denen sich c) die Einheit der Zeit gesellt. Doch ist weder durch die erste Forderung Reichthum und ausführliche Darstellung von Nebenhandlungen (die in entfernterer Beziehung zur Haupthandlung stehenden

heißen Epiſoden), noch durch die zweite ein großer Kreis bedeutend hervortretender Nebenpersonen ausgeſchloſſen; vielmehr hat im Epos jede Geſtalt ein weit ſelbſtändigeres Leben, als im Drama. Was die Zeit betrifft, ſo ſchließt das Epos, ſo groß und reich das Leben iſt, das es zur Anſchauung bringt, doch gern ſein Gemälde in einen engen Zeitrahmen ein (Ilias, Hermann und Dorothea). An die Darſtellung iſt vor Allem die Forderung klarer Veranſchauung bis in's Detail zu ſtellen; dem Epos iſt eine ſtetiſche, bedachtsame Entwicklung des Stoffes und eine behagliche Ausführlichkeit nicht bloß geſtattet, ſondern geboten. Die herkömmliche Inhaltsankündigung und der Ausruf eines höhern Weſens um Beistand ſind nicht unerläßlich. Als Verſmaß eignet ſich beſonders der Hexameter, der mit ſeinem ruhigen Gange eine große Manigfaltigkeit verbindet, und die alte Nibelungenſtrophe, die weniger eintönig als unſre neuere iſt; in der Terzine prägt ſich die Stetigkeit und Geſchloſſenheit der epischen Darſtellung aus; die Ottave rime geben dem Epos ein lyriſches Gepräge.

Als verſchiedene Arten des Epos ſind zu unterſcheiden:

a) Das heroische (Heldengedicht), das ſeinen Stoff aus der Jugendzeit der Völker (Heldenalter) entnimmt, wo Menſchen und Leben noch einfach, naturwüchſig, groß und kraftvoll ſind. Der echte heroische Epiker erſcheint als der melodische Mund ſeines Volkes, und ſein Werk als Spiegel ſeiner Zeit. Die Mächte der Natur und des Geiſtes geſtalten ſich der jugendlichen Phantaſie der Völker zu perſönlichen Weſen, zu Göttern und Halbgöttern, die in das Leben und in die Geſchicke der Menſchen einwirken; daher ſpielt die Mythenwelt eine große Rolle im heroischen Epos.

b) Das romantiſche Epos entnimmt ſeinen Stoff aus der romantiſchen Zeit des Mittelalters. In den hieher gehörigen Dichtungen bildet weniger eine große, für das ganze Volk bedeutungsvolle Begebenheit den Mittelpunkt, als vielmehr der Hauptheld mit ſeinen mannigfachen, wechſelnden abenteuerreichen Geſchicken, der hier als Repräsentant ſeiner Zeit erſcheint.

c) Das bürgerliche (idylliſche) Epos macht das Gemälde einer Begebenheit aus dem einfachen bürgerlichen Leben zum Spiegel und Symbol einer bedeutenden weltgeſchichtlichen Epoche. Man unterſcheidet davon mit Unrecht das idylliſche Epos als ein idylliſch-epiſches Gemälde ohne einen ſolchen welthiſtoriſchen Hintergrund; denn wenn dieſer fehlt, ſo iſt der Begriff des Epos aufgehoben. Die „Luise“ von Voß iſt kein Epos, ſondern eine größere Idylle.

d) Ebenſo kann die umfaſſende epische Darſtellung einer aus der religiöſen Ueberlieferung, inbeſondere aus dem Leben der Heiligen entnommenen Begebenheit nur dann als Legen-

den-Epos geſten, wenn die Begebenheit an und für ſich oder als Symbol eine tiefere und umfaſſendere Bedeutung hat; ſonſt iſt ſie eben nur eine größere Legende.

e) Den Gegenſatz zu dem ernſten Epos, den die biſher genannten Arten angehören, bildet das komiſche Epos. Beſondere Arten deſſelben ſind die Parodie und die Traveltie, deren komiſche Wirkung zum großen Theile auf dem Gegenſatz von Form und Gehalt beruht; jene wendet die würdevolle Form des ernſten Epos bei Gegenſtänden von kleinlichem Gehalt, dieſe eine unedlere poetiſche Form bei Gegenſtänden von urſprünglich hohem und ernſtem Gehalt an.

f) Das Thier-Epos, ebenfalls von komiſchem und zugleich ſatyriſchem Charakter, gibt in der epischen Darſtellung einer (fingierten) umfaſſenden Begebenheit aus der Thierwelt, wo Thiere als handelnde Perſonen erſcheinen, ein Spiegelbild des Menſchenlebens mit ſeinen Leidenschaften, Parteilungen, Ränken, Thorheiten und Schwächen.

2. Der Roman. Der beſondere Charakter und die Aufgabe des Romans verdeutlichen ſich am leichtesten, wenn man ihn dem Heldengedicht gegenüberſtellt. Dieſes behandelt die einfachen, großartigen Verhältniſſe eines jugendlichen Alters, jener die verwickelten, in's Kleine und Kleinliche zerſtückelten eines geſteigerten Culturlebens; der Held des Epos iſt in ſeiner Lebensanſchauung einig mit der umgebenden Welt, der Held des Romans entwickelt ſeine Individualität in einer vielfach widerſprechenden proſaiſchen Welt; der Dichter des heroischen Epos iſt das Organ ſeiner Zeit, die in ſeinem Werk, wie in einem verklärenden Spiegel, ihr Idealbild ſchaut; der Dichter des Romans, mit ſeiner perſönlichen poetiſchen Lebensanſicht einer nüchternen Welt voll künstlicher Inſtitutionen gegenüberſtehend, hat die ſchwierigere Aufgabe, innerhalb dieſer Welt ein Reich des Herzens, eine ideale Welt zu enthüllen. Indem er die nie verſiegenden Quellen der Natur und der Schönheit in dem Laufe durch die verſchlungenen Irrgänge der Cultur verfolgt und dabei die beſonderen Verhältniſſe des Privatlebens zur Anſchauung bringt, wird er nicht leicht eine welthiſtoriſche Bedeutung, die auch im Detail der Lebensverhältniſſe Anspruch auf geſchichtliche Etrene hat, als Gebrauch nehmen; auch wird er, eben weil die Darſtellung des künstlichen, zerſtückelten privaten Daſeins obliegt, der Proſa nicht entbehren können. Den langſamen Gang des Roman mit dem Epos gemein, das Fortſchreiten der Handlung zur Entwicklung der Entfaltung der Charaktere, der Darlegung der Geſinnungen und Gemüthszuſtände nicht möglich ſein. Nach den im Roman vorkommenden Lebenskreiſen unterſcheidet man: Familienromane, hiſtoriſche, Künstlerromane, Dorfgeſchichten.

3. Die Novelle verhält sich zum Roman ungefähr wie die ausgeführtere poetische Erzählung zum Epos. Sie unterscheidet sich vom Roman nicht bloß durch kleinern Umfang, sondern auch durch die Beschränkung auf einen engeren Lebenskreis, durch das größere Gewicht, das sie auf die darzustellende Begebenheit legt, und demzufolge auch durch einen raschern Gang und ein lebhafteres Vordringen zur Entwicklung.

§. 6. Beschreibende Poesie. — Die beschreibende Poesie, die sich bei den Alten den übrigen poetischen Gattungen dienend angeschlossen hat, trat erst bei den Neuern als eine selbstständige Gattung hervor, gebildet, und selbst bei diesen spielen einzelne Productionen gern in's Lyrische, Epische oder Didaktische hinüber. Indes hat die neuere Poesie Gedichte aufzuweisen, die entschieden ein beharrliches, aus nebeneinander wirkenden Theilen bestehendes Ganzes der Phantasie vergegenwärtigen und dadurch ein ästhetisches Gefühl erregen, also wahrhaft beschreibende Gedichte, die sich weder der lyrischen, noch der epischen, noch der didaktischen Gattung beizählen lassen. Soll die Poesie etwas ruhend und beharrlich Coexistirendes als solches darstellen, so bleibt ihr, da eine successive Aufzählung aller einzelnen Züge der Phantasie des Hörers oder Lesers eine Anstrengung zumuthet und ihr oben rein die Zusammensetzung der Züge zu einem Bilde überläßt, nichts Anderes übrig, als die prägnantesten, productivsten Züge hervorzuheben, welche der fremden Phantasie einen Anreiz zu momentaner freithätiger Ergänzung der fehlenden Züge geben. Leichter wird natürlich der Poesie die Darstellung solcher äußern Erscheinungen, die, wenngleich in ihrer Gesamtheit ein Gemälde darstellend, doch in ihren Theilen beweglich und fortschreitend sind, z. B. ein Gewitter, ein Sonnenaufgang u. dgl. Aber auch die Darstellung des in seinen Theilen Beharrlichen und Ruhenden kann der Dichter, wie oben schon angedeutet worden, sich dadurch erleichtern, daß er das Coexistirende in ein Consecutives verwandelt, daß er den Gegenstand vor der fremden Phantasie Theil für Theil entstehen, sich entwickeln, oder zusammensetzen läßt, wie wenn Homer den Schild des Achills nicht als einen fertigen, sondern als einen werdenden schildert. Gestaltet sich hierdurch die Darstellung episch, so fällt das Gedicht darum noch nicht der epischen Gattung zu, wenn der Schlusseffect der Darstellung die Erzeugung eines Bildes in der Phantasie des Hörers, nicht die Vorstellung einer Handlung ist. Ebenso sind poetische Natur-, Kunst- und Lebensbilder, in denen sich eine bestimmte Stimmung des Dichters abspiegelt, darum noch nicht der lyrischen Gattung beizuzählen; denn sie reproduciren die Stimmung des Dichters in dem Hörer vermittelt des Gegenstandes, während das lyrische Gedicht diese möglichst unvermittelt überträgt.

Wiehoff, Handbuch. III.

§. 7. Didaktische Poesie. — Zur Ausschließung der Lehrgedichte aus dem Bereiche der Poesie hat man sich durch eine irrige Auffassung des Begriffs und des Zwecks der didaktischen Poesie verleiten lassen. Ihr Zweck ist nicht, zu belehren, sondern durch Verstandes- und Vernunftvorstellungen zu erheben, zu begeistern, ästhetische Gefühle zu erregen, also derselbe Zweck, den auch die andern Dichtungsgattungen haben. Wenn das Gemüth des Dichters von dem Einklange der Naturkräfte oder von der Schönheit und Größe einer Naturerscheinung, von der Weisheit und Macht des Schöpfers, die sich darin kund gibt, begeistert wird; wenn er mit Entzücken „den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt;“ oder wenn ihn das Göttliche in der Menschenseele, die Harmonie in der sittlichen Welt, wenn ihn der Reichthum der Folgerungen, die ein großer Menschengedanke einschließt, mit Bewunderung ergreift; oder wenn er mit dankbarer Rührung der Erkenntnisse und Wahrheiten gedenkt, die ihm Leitsterne auf seinen Bahnen im Leben und in der Kunst gewesen: so kann sich die Bewegung seines Innern unmittelbar aussprechen, — und dann entsteht ein lyrisches Gedicht; er kann aber auch nicht sowohl die Regungen seines Gemüths, als vielmehr die Herrlichkeit des Gegenstandes, die Erkenntnisse, aus denen seine Begeisterung quillt, die objective Wahrheit verkündigen, — und dann entsteht ein objectives, und zwar speciell ein didaktisches Gedicht. Es leuchtet ein, daß nicht alle Verstandesvorstellungen geeignet sind, das Gemüth zu erheben und zu erwärmen, sowie auch nicht jede Anschauung zu einem epischen oder beschreibenden Gedichte begeistern kann; ferner, daß ein didaktisches Gedicht sich ebensosehr von einer logisch strengen, wissenschaftlichen Darstellung des Gegenstandes, als ein beschreibendes Gedicht von einer wissenschaftlichen oder technischen Beschreibung unterscheidet. Die Gedanken müssen ein ideales Ganzes der Anschauung sein, sich gleichsam als eine sinnliche Thatsache offenbaren, sie müssen frei durch das ästhetische Vorstellungsvermögen, nicht durch den bloßen Verstand gebildet werden, womit aber keineswegs die Forderung der Wahrheit der Gedanken ausgeschlossen ist.

Wir unterscheiden zunächst die unvermittelt (direct) didaktische Poesie und die vermittelt (indirect) didaktische. Alle didaktische Poesie gehört freilich der ganzen Gattung nach, wie in §. 1 gezeigt worden, zur vermittelten Poesie; aber innerhalb der Gattung gilt jene Unterscheidung, indem die didaktische Poesie entweder unmittelbar, direct Wahrheiten darstellt, oder zur Veranschaulichung derselben sich der Erzählung oder Beschreibung als eines Mittels bedient. Der Parabeldichter z. B. ist von einer die höhern Interessen der Menschen berührenden Wahrheit lebhaft ergriffen und möchte dafür den Hörer erwärmen;

macht gern Thiere zu handelnden Personen, weil in ihren mannigfachen Eigenschaften, Trieben und Gewohnheiten sich Analogien mit den verschiedenartigen Charakteren, Bestrebungen und Sitten der Menschen zeigen. Da die Erzählung sich nicht für sich selbst geltend macht, sondern der Gedanke die Hauptsache ist, so empfiehlt sich eine gedrängte Darstellung, wobei am zweckmäßigsten eine einfache Versart oder auch Prosa angewandt wird.

2. Die Parabel veranschaulicht eine Wahrheit, die sich auf die höhern Interessen des Menschen bezieht, durch eine besonders zu diesem Zweck erdichtete, meistens auf Verhältnisse des Menschenlebens bezügliche Begebenheit. Dem Gegenstande entsprechend, ist die Sprache gewöhnlich edler, als die der Fabel; doch ist auch bei der Parabel die ungebundene Rede statthaft.

3. Die Paramythie, eine Nebenart der Parabel, bringt eine sittliche, religiöse, überhaupt eine höhere Wahrheit mittelst einer Begebenheit aus der antiken Mythenwelt oder aus andern Kreisen ideeller Wesen (Engel, Genien u. s. w.) zur Anschauung. Für die Darstellung gilt dasselbe, was von der Darstellung der Parabel gesagt worden.

4. Die Allegorie (die auch in andern poetischen Gattungen vorkommen kann) veranschaulicht das zu Lehrende durch ein ausgeführtes Bild, d. h. durch Darstellung eines Gegenstandes, der mit Jenem in seinen Theilen, Verhältnissen und Beziehungen eine durchgehende Ähnlichkeit hat. Die Darstellung kann beschreibend oder auch erzählend sein.

5. Das Räthsel gehört nur hierher, insofern es zugleich Allegorie ist, d. h. insofern es den zu errathenden Gegenstand auf eine allegorische Weise beschreibend oder erzählend darstellt.

ste oder eigentliche Lehrdichtung. eigentliche Lehrdichtung bedient sich auch vielfach der Erzählung, Beschreibung, Allegorie zur Veranschaulichung von Gedanken nur gelegentlich und partienweise; es bietet ihr nicht das ganze Gedicht seiner Anlage auf einer durchgehenden Erzählung oder Beschreibung. — Es sind folgende Arten zu unterscheiden:

1. Das höhere Lehrgedicht, welches Verstandes- und Vernunftvorstellungen Gottheit, Unsterblichkeit, Freiheit, Tugend, Seligkeit u. s. w., überhaupt von den höchsten und höchsten Interessen der Menschheit handelt (I, 8 „Ueber den Ursprung des Lehrgedichts“). Es erweitert sich bisweilen zu einem solchen Umfange, daß man es als ein didaktisches Gedicht bezeichnet, welches dann in manchen Eigenschaften namentlich auch in Betreff der Episoden dem eigentlichen Epos verwandt ist.

2. Das niedere Lehrgedicht bezieht sich mit der Erfahrung und dem Leben auf die Künste und Wissenschaften (artistisches, technisches Lehrgedicht). Auch dieses breitet sich bisweilen zu eposartigem Umfange aus.

3. Das Spruchgedicht unterscheidet sich von den vorigen Arten dadurch, daß es sich aus einer Reihe von Betrachtungen darstellt, welche sich auch im Aeußern ausdrückt, indem es entweder gar nicht oder nur lose von lehrhafte Sätze einander folgen, die indessen großen Gedankentriebe angehören müssen. Von den drei genannten Arten wird häufig das hexametrische Versmaß, auch der Alexandriner, und der reimlose Jambus angewandt; bei den reichern Partien der beiden ersten sind die Versarten an ihrer Stelle.

4. Die Epigramme oder der einzelne Satz

n, scharfzeichnenden Worten aus-
 zu einer poetischen Form ausge-
 us den Erscheinungen des Lebens
 r eine herausgreift, um sie gleich-
 mal zu behandeln und ihren tiefern
 licht gedrängtem und prägnantem
 deuten. Von der Gnome weicht
 n darin ab, daß es sich an etwas
 Gegebenes anlehnt. Man unter-
 Bestandtheile des Epigramms: die
 des Gegebenen, welches die Auf-
 des Dichters erregte (Erwartung
 Exposition bei Herder) und die
 es dadurch hervorgerufenen Gedan-
 schluß bei Lessing, Anwendung
 Da das Epigramm gleichsam einen
 on Gedankenstrahlen bildet, so be-
 ihm gern das Talent eines schnell-
 anten Zusammenreimens des Fern-
 ähnlichen, der Witz. Auch ist das
 satyrischen Charakters. Die saty-
 lichen Epigramme haben Schiller
 lanten (Gastgeschenke, nach Mar-
 . Für Gnomen und Epigramme
 , Alexandriner und sonstige jam-
 chäische Reimverse angemessene Vers-

satyre. — Die Satyre stellt das
 ner Menschheit Widerstrebende dar:
 lehrtheiten, Thorheiten und Schwä-
 chen, aber nur, um durch die her-
 ssetische Abneigung gegen dieselben
 und Achtung für das Ideal zu
 der Widerstreit kann tragisch oder
 und demgemäß wird die Satyre
 t (strafend), oder scherzhaft (heis-
 er Widerstreit mit der Idee schöner
 un aber nicht bloß in Verstandes-
 vorstellungen, sondern auch in Ge-
 Thatfachen veranschaulicht werden,
 es denn auch lyrische, epische und
 Satyren geben können. Für die
 d mancherlei einfachere Versformen
 gameter u. s. w.), auch Prosa an-
 den.

etische Epistel, manchmal ein
 Briefform, kann auch lyrischen oder
 beschreibenden Inhaltes sein. Wenn
 Epistel persönliche Verhältnisse be-
 dürfen diese nicht, wie im gewöhn-
 , eine rein individuelle Beziehung
 n müssen symbolisch ernste oder heis-
 n der Menschheit überhaupt reprä-
 türlichkeit und Anmuth sind Haupt-
 der Darstellung; Hexameter, gereimte
 r trochäische Versarten eignen sich
 el, doch nicht die strophisch abge-
 bewegungsreichern lyrischen Maße.
 dramatische Poesie. — Man
 dramatische Poesie als hervorgegan-
 r Verschmelzung der lyrischen und

epischen betrachtet; allein sie unterscheidet sich
 In beiden in sehr wesentlichen Eigenschaften.
 im lyrischen Drama entschleierte sich allerdings, wie
 aber einmal spricht, die Tiefe des Gemüths;
 ters, was sich unmittelbar das Innere des Dicht-
 das Innere der durch ly. ausspricht, sondern
 brachten Personen; er selbst 1. Anschauung ge-
 ja noch mehr, als der in eigener Person minder,
 gedachte epische Dichter, hinter sein Werk stehend
 und dann sind es auch nicht sowohl lyrisch-
 regte Gemüther, als vielmehr handelnde Charak-
 tere, die er vorführt; es ist nicht sowohl die sich
 selbst genießende Empfindung, als der nach außen
 strebende Wille, was er uns in seinen Personen
 vergegenwärtigt. Das Drama behandelt, wie
 das Epos, Begebenheiten; aber es stellt sie uns
 fern Sinnen dar, läßt sie vor unsern Augen
 aus den Charakteren als Thaten hervorgehen
 und zeigt sie auch wieder in ihrer Rückwirkung
 auf die Charaktere. Hieraus ergibt sich schon,
 welche Charaktere sich besonders für das
 Drama eignen; es sind nicht solche hervorra-
 gende Männer, die folgsam dem Rathschluß der
 Vorsehung und des Schicksals, oder, einig mit
 ihrer Zeit, als Vollstrecker eines höhern Gebotes
 oder als Vorkämpfer ihres Volks auftreten, son-
 dern Männer von scharf ausgesprochener Indivi-
 dualität, die ihre Ideen der Wirklichkeit ein-
 zwingen, ihren Willen zum Gesetz der Welt ma-
 chen wollen, und im Kampf mit der herrschenden
 Ordnung entweder ihre Selbstüberhebung büßen
 oder eine neue schönere Zeit herbeiführen; also
 nicht ein Gottfried von Bouillon, oder ein Achil-
 leus, aber wohl Prometheus, Cäsar, Columbus,
 Wallenstein, Napoleon sind dramatische Charak-
 tere. Und wirft man einen vergleichenden Blick
 auf den Roman, so zeigen sich dort Gesinnun-
 gen und Begebenheiten den strebenden Cha-
 raktern und Thaten des Dramas gegenüber.
 Es leuchtet ferner, was die Sprache und ganze
 Darstellung betrifft, sofort ein, daß hier, wo
 wir als Zuschauer mit dem Fortstreben leiden-
 schaftlich bewegter Gemüther nach einem bestimm-
 ten Ziele sympathisiren sollen, weder die behag-
 liche Breite des Epos, noch die musikalische Fülle
 der Lyrik an ihrem Plaze wäre. Wie dem Drama
 im Ganzen ein lebendiger und rascher Gang zu-
 kommt, so soll auch im Einzelnen der Dialog
 die Spannung und den Drang der Leidenschaft,
 die Kraft des Willens, die Energie des Strebens
 athmen und gleichsam ein redendes Handeln sein;
 nur ausnahmsweise wird er in Ruhe-Scenen
 der Handlung mit lyrischen Gefühlsergüssen oder
 in Expositionspartien mit episch ausführlichern
 Darstellungen wechseln dürfen. Jenem Charakter
 des Fortstrebens entspricht unter den Versarten
 am besten die jambische; und je nachdem sich
 das Drama zu einem höhern Schwunge und
 einer größern Fülle der Diction erhebt, wie bei
 den Griechen, oder sich in etwas niedern Regio-

der Zeit nur, daß das Drama so viel als möglich auf die Zeit eines Sonnenums laufs einschränke. Daß die Griechen den Ort weniger wechselten, als die Neuern, war zum Theil in der Einrichtung ihrer Theater begründet; wo es die Handlung verlangte, ließen auch Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes die Scene sich ändern. Wie weit der dramatische Dichter im Wechsel des Orts gehen dürfe, hängt größtentheils davon ab, wie weit es ihm gelingt, durch seine Dichtung die Einbildungskraft des Zuschauers anzuregen und zu beflügeln; doch ist es immerhin als ein Vorzug eines Dramas zu betrachten, wenn es ein reiches und mannigfaches Leben in einen verhältnißmäßig engen Rahmen einzuschließen weiß. Ähnliches gilt von der Einheit der Zeit. Je lebendiger die Phantasie des Zuschauers erregt ist, je weniger wird er Anstoß nehmen, wenn der Dichter das im gewöhnlichen Leben ferner auseinander Liegende in dem idealen Abbilde des Lebens in engere Zeitgrenzen zusammenrückt. Unter allen Umständen ist aber das Gesetz der Einheit der Zeit in sich wohlbegründet, wenn man es als Gesetz der Stetigkeit in dem Sinne aufsaßt, daß alle Hauptmomente der Handlung vom ersten Entglücken einer Leidenschaft bis zu ihrem Ausbruch in verhängnißvolle That und ihrer Strafe oder Sühnung in stetiger Folge zur Anschauung gebracht werden sollen. Auch die Einheit der Handlung ist nicht in dem strengen Sinne zu nehmen, daß nur eine einzelne Begebenheit aus dem Willen des Menschen als sein Zweck entwickelt werden solle; vielmehr können mehrere Handlungen sich durch- und nebeneinander fortspinnen, wenn sie nur durch eine gemeinsame Grundidee zusammengehalten werden, und eine derselben das Interesse voraus-

setzt. Die Einheit der Handlung muß nicht die Anzahl der Acte eines umfassenden Dramas beschränken, sondern nur die Einheit der Handlung selbst. Für weniger umfangreiche Genüge genügen drei, für ganz kurze Genüge der Aufzug muß auch für sich gewissermaßen ein Ganzes bilden; doch dürfen die Acte, nach dem Ende des letzten, nicht in einem Stoß die Handlung schließen, wo das Interesse ist, sondern müssen Spannung auf den Verlauf im Gemüthe des Zuschauers lassen.

§. 11. Einzelne dramatische Dichtungsarten. — Es gibt zwei Hauptarten des Dramas, das ernste und das scherzhaft-gedächtnisvolle und Komödie. In der Tragödie werden Menschen vorgeführt, die mit der Kraft ihrer tiefsten Gemüthskräfte mächtigem Widerstande entgegen nach einem bedeutenden Ziele streben. Hier fühlt sich der Zuschauer durch die geistige Kraft, die zur Anschauung gebracht wird, lebhaft angezogen. Aber die Tragödie wird dadurch noch unendlich erhöht, daß der Zuschauer in dem Geschick der ihm strebenden und ringenden Einzelnen das Geschick des Menschen überhaupt mitempfunden sieht. Hier stellt sich ein bedeutender Zweck, eine wichtige, neue Idee in's Dasein, die sich verwickelt sich nur allzu leicht in Irrthum und Schuld, die, wenn auch schelnbar klein, das volle Maß des Unheils auf sein Haupt ziehen. Bald verlegt er, von leidenschaftlichen Wünschen bebroht, die Gesetze der sittlichen Ordnung; bald erkennt er das Recht der Menschen, das mit tausend Wurzeln in die Natur und Sitte des Volkes haftet; bald reißt er ein einzelnes Recht aus dem Zusammenhange der andern sittlichen Verhältnisse und will sich allein geltend machen. Ein solcher

, fühlen uns aber zugleich durch den der höhern Idee gehoben, und um so wenn er sie selbst in seinem Untergange

verschieden hiervon ist die Stimmung, die Komödie hervorruft. Führt uns ische Dichter ergreifende Konflikte und üche in den wichtigsten Verhältnissen und n des Lebens vor, so entfaltet der Komiker vor uns eine Welt voll harmloser üche in kleinlichen und unbedeutenden issen. Das Komische läßt sich als das angeschaute harmlos Ungereimte definiren: sprüche und Verkehrtheiten in unwichtigen, die weder quälende Räthsel für Land, noch schmerzliche Angriffe auf unser Gefühl sind, ergötzen um so mehr, je cher und concreter sie sich darstellen. elle des Vergnügens liegt hier in dem Entdecken des Ungereimten, in dem blig-Besinnen und dem Wohlgeföhle der Heistesgesundheit. Bringt die Tragödie Ernst des Lebens zum Bewußtsein und dem „gigantischen Schicksal“ gleich,

bes den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt,“

idet die Komödie unser Gemüth von dem nes Bewußtseins und macht unsre Brust d frei, indem sie statt jener folgenschweren Collisionen ein lustiges Spiel gefahrloser ungen, Zufälle, Irrungen und Mißver- zeigt, auf die wir von überlegenem, standpunkte hinabsehen.

er Tragödie und Komödie unterscheidet h wohl das Schauspiel oder Drama r n Sinne als ein ernstes Drama mit m Ausgange, wie z. B. Goethe's Iphigen in anderm Sinne versteht man darunter na, das sich zur Tragödie, wie der Roman die Novelle zum heroischen Epos ver- o ein Drama, das nicht sowohl die im r höchsten und umfassendsten Interessen schkeit vorkommenden Collisionen, als die ernstesten Verwickelungen der beson- ise des Culturlebens behandelt. Indem dieser Abart des Dramas absehen, be- wir über die beiden Hauptarten noch s:

e Tragödie schloß sich in ihrem Ent- i den Griechen wie bei uns an den rell- ultus an; dort ging sie aus den Dios- der Bacchusfesten, hier aus den Dar- i des Lebens, Leidens und Sterbens andes und anderer Begebenheiten der Geschichte hervor. Die neuere Tragödie sch zu höherer Blüthe nach der Refor- in Spanien und England, dort unter fluß des Katholicismus, hier des Pro- nus, in beiden Ländern naturwüchsig sthumlich, wogegen die Franzosen es

nur zu einer mißlungenen Zwittergattung anti- ler und moderner Poesie brachten. Glücklicher gelang seit Lessing, der in seiner Emilia Galotti die erste deutsche Tragödie gab, den Deutschen, im Anschluß an Shakspeare und die Griechen, die Verschmelzung antiker Idealität mit modernem Stoff- und Gefühlsreichtum. Doch bezeichnet man auch wohl noch die neuern deutschen Tragödien als moderne und antike, je nachdem sie sich dem Reichtum an Charakteren und Situationen und der freien Form Shakspeare'scher Stücke, oder der Gebundenheit und plastisch einfachen Anlage der griechischen Tragödie annähern; und unter den Tragödien von modernem Charakter werden wohl diejenigen, die ihren Stoff aus dem Mittelalter entnehmen, wie Schiller's Jungfrau von Orleans, romantische genannt. Dieser aber, als jener angedeutete Unterschied in Form und Anlage, ist ein anderer Unterschied zwischen der wahren antiken und der modernen, christlichen Tragödie, welcher darauf beruht, daß in der letztern die sittliche Weltordnung als Wille der Vorsehung erscheint, und der Mensch durch freie That sein Schicksal bestimmt, während von den Alten das Schicksal nicht als Rathschluß eines liebevoll waltenden Wesens, sondern als eine dunkle, noch über den Göttern thronende Macht gedacht wurde. Indem einzelne neuere Dichter diesen Begriff des Schicksals, zu dem eines völlig blinden Fatums gesteigert, ihren Schöpfungen zu Grunde legten, verirrten sie sich zu jenen Schicksalstragödien (S. 128), die aus sittlichem, wie aus ästhetischem Gesichtspunkte gleich verwerflich sind.

2. Die Komödie schöpft die ergötzenen Ungereimtheiten entweder aus den Situationen, oder aus den Charakteren der handelnden Personen; in jenem Fall ist sie Intriguenlustspiel, in diesem Charakterlustspiel. Nach den Arten des Komischen unterscheidet man das feinere Lustspiel und die Posse, welche letztere ihren Stoff aus den gemeinern Verhältnissen des Lebens entnimmt, wo sich die Ungereimtheiten derber und unverholener ausprägen.

§. 12. Das musikalische Drama. Gesellt sich dem Drama durchgängig Instrumentalmusik und Gesang zu, so bildet sich entweder die Oper oder die Cantate. Die Oper ist ein zur Bühnendarstellung bestimmtes musikalisches Drama, während bei der Aufführung der Cantate zwar auch das Darzustellende, nach der Weise des Dramas, an einzelne Personen vertheilt, aber von Costüm, Mimik, Scenerie, überhaupt von aller Vergegenwärtigung für das Auge abgesehen wird. Bei der Cantate, wie bei der Oper, vereinigen sich Tonkunst und Poesie zu einem gemeinsamen Kunstwerke; aber in der Cantate soll die Musik und der musikalische Genuß durchaus überwiegen; daher wendet sie sich ausschließlich an das Ohr und überläßt der Phantasie des Zuschauers die Vergegenwärtigung des Ortes,

der hier nicht durch sinnliche Gegenwart von der Musik abziehen und ihre Wirkung beeinträchtigen soll. Die Cantate ist ganz von lyrischen Elementen durchdrungen, gehört aber doch nicht darum der lyrischen, sondern, da sie eine Handlung als gegenwärtig darstellt, der dramatischen Gattung an.

1. Die Oper kann, wie das Drama überhaupt, ernst und scherzhaft sein (*opera seria, opera buffa*). Dem Dialog des Dramas entspricht das Recitativ, eine Art declamatorischen Halbgesangs; die Gefühlsergüsse Einzelner geben sich in Arien, die gleichzeitigen von zwei, drei, vier u. s. w. Personen in Duetten, Terzetten, Quartetten u. s. w., die gleichzeitigen vieler oder aller in Chören kund. Der

Stoff muß fruchtbar an Situationen sein, die das Gemüth lebhaft anregen und zu Gefühls-ergüssen Anlaß bieten, übrigens aber einfach und ohne solche Verwickelungen, die man mehr mit dem Verstande als mit dem Gefühle verfolgt. Bei dieser Einfachheit der Anlage und dem frühzutreten der zeitausfüllenden Musik überschreiten in der Regel selbst große Opern nicht die Zahl von drei Acten. — Eine Oper von kleinem Umfange heißt Operette.

2. Die Cantate. — Bei der Cantate begegnen wir denselben Hauptbestandtheilen, wie bei der Oper: Recitativen, Arien, Duetten, Terzetten u. s. w. und Chören. Was von Stoff und Anlage der Oper gesagt worden ist, gilt in noch höherm Maße für die Cantate.

Abriß der Stylehre.

Das Wort Styl wird in verschiedenen Sinnen gebraucht. Man versteht darunter die eigenthümliche Art und Weise, wie ein Künstler die Mittel seiner Kunst zu handhabt, und spricht daher ebenso wohl von Mozart'schen, Beethoven'schen Styl, als von Schiller'schen oder Goethe'schen. Hier ist der Styl subjectiv, d. h. mit Rücksicht auf die darstellende Person aufgefaßt, und in diesem Sinne spricht man auch von dem Styl des bestimmten Volkes, eines bestimmten Zeitalters u. s. w. — Man begreift aber auch unter dem Worte Styl die besondere Art und Weise der Darstellung, welche durch die Natur des Gegenstandes und den vorgesezten Zweck bedingt ist, und spricht daher von einem geschichtlichen, einem rhetorischen, einem abhandelnden, Compendienstyl, Geschäftstyl u. s. w. In beiden Auffassungen, der subjectiven und der objectiven, ist aber das gemein, daß der Styl eine eigenthümliche, besondere Art der Darstellung gedacht wird, und wir verstehen demnach, wenn wir das Wort auf die Darstellung beschränken, den Styl als die eigenthümliche Form der sprachlichen, und insbesondere der schriftlichen Darstellung.

Man wird aber auch den Styl als die Kunst der literarischen Darstellung, als die Fertigkeit im Ausdrucke und in der Veranschaulichung der Gedanken aufgefaßt; und in diesem Sinne braucht man das Wort, wenn man von der Stylehre spricht, welche demnach die Lehre vom Begriff der Regeln ist, deren Befolgung zu der Fertigkeit führen soll.

Die Aufstellung solcher Regeln haben wir für unmöglich, jedenfalls für bedenklich gehalten. Der echte Styl, sagen sie mit Buffon, ist der Mensch selbst, ein treuer Abdruck seines Innern; er ist nicht ein Werk des bloßen Verstandes, sondern die Einbildungskraft, Gefühl, Leidenschaft, Vernunft bilden und färben ihn auf's Lebhafteste. Sowie das Mischungsverhältniß der verschiedenen Kräfte der Menschen ein unendlich verschiedenes ist, so wird auch ihr Styl als ein Abbild ihres Innern unendlich mannigfaltig sein müssen, und läßt sich nicht nach allgemeinen Vorschriften regeln. Gerade die am meisten begabten Geister werden am sichersten gegen diese Regeln spotten und sich ihre eigenen Regeln machen. Gelänge es aber, sie in diese Regeln einzuspferchen, so würde man ihnen

dadurch vielmehr schaden als nützen, und ihrem Styl die Kraft, Feuer, Leben und Frische rauben.

Es muß zugegeben werden, daß an der Bildung mancher Stylarten neben dem Verstande auch der Einbildungskraft und andern geistigen Vermögen, deren Einfluß sich schwer unter feste Regeln bringen läßt, ein großer Antheil gebühre; aber dies ist nicht überall der Fall, z. B. nicht bei der Darstellung streng wissenschaftlicher Gegenstände und bei Geschäftsaufträgen. Hier wird Niemand die Forderung stellen, daß sich in dem Styl „ein Individuum lebend abdrücke.“ Dann gelten aber auch für jene andern Stylgattungen, in denen sich die Eigenthümlichkeit des Darstellenden abspiegeln darf und soll, gewisse allgemeine Gesetze, die aus dem Wesen des menschlichen Geistes, aus dem Wesen der Sprache und der Natur der darzustellenden Stoffe fließen. Die Vernachlässigung derselben rächt sich jedesmal. Zu dieser Vernachlässigung sind aber gerade diejenigen, die gerne der Sprache ein individuelles Gepräge aufdrücken, am meisten geneigt, und ihnen ist also besonders die Vergegenwärtigung jener Gesetze zu empfehlen. Sind solche Gesetze richtig gefaßt, so hindern sie nicht die Entwicklung eines schönen individuellen Stils; ihre gewissenhafte Befolgung ist vielmehr die unersetzliche Bedingung des guten Stils, auch des subjectiven, individuellen.

§. 3. Die Stylehre hat es mit der Aufstellung jener allgemeinen Regeln und Vorschriften zu thun. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Lehrling die Ausbildung der Eigenthümlichkeit seines Stiles vernachlässigen dürfe. Nur ist er hierbei vorzugswise an sich selbst gewiesen, und der Lehrer kann ihm nur einige Winke und Rathschläge geben. Vor Allem ist zu bedenken, daß der Styl des Schreibenden um so eigenthümlicher ist, je vollerer und reinerer Abdruck seines Innern er ist. Voll ist der Abdruck, wenn er die Ideen ganz, rein ist er, wenn er nur die Ideen wiedergibt. Der Schreibende soll also erstens streben, seine Gedanken, die Bilder seines Innern, seine Gefühle ganz auszusprechen, und zweitens, nicht mehr und etwas Anderes, als sie, auszudrücken. Beides ist nicht leicht. Den vollen Ausdruck unserer Ideen hindert oft Mangel an Energie des Geistes, oft Mangel an Herrschaft über die Sprache, nicht selten Beides zusammen. Wenn der Geist träge ist, wenn seine Gedanken unklar, seine Bilder schwankend, seine Empfindungen matt sind, so kann der Sprache kein kräftiges Gepräge

des Innern aufgedrückt werden. Daher die Regel: Wähle die frischesten, kräftigsten Stunden zur Abfassung der stylistischen Arbeiten; greife dann aber auch die Seele an, wenn du fühlst, daß es Zeit ist, wie Möser (siehe das Lesebuch II, 16) rath, und lasse sie arbeiten. Und weil die frischen Stunden nicht auf den Ruf erscheinen, und die recht frischen selten kommen, eben deshalb aber auch um so mehr benützt werden müssen: so wende sie, auch wenn dir gerade keine Schulaufgabe vorliegt, zur schriftlichen Darstellung eines selbstgewählten Stoffes an, und suche dir im Ausdruck deiner Ideen möglichst genugguthun. Besonders aber, wenn ein bestimmter Gedanke, ein Bild, eine Empfindung die Seele kräftig ergreift und erwärmt, versuche sie auszudrücken, und lege dir zu dem Ende ein Collectaneenheft, ein Tagebuch an, das zur Sammlung dieser kurzen Darstellungen bestimmt ist. So aphoristisch auch solche Aufzeichnungen sein mögen, so sind sie doch immer eine treffliche stylistische Gymnastik und arbeiten den umfassenderen Stylübungen vor. Tritt hierbei Mangel an Kenntniß der Sprachmittel zu Tage, so muß durch fleißige Lectüre guter Schriftsteller, und zwar durch eine eindringende Lectüre nachgeholfen werden.

Der reine Ausdruck unserer Ideen wird besonders dadurch verhindert, daß uns über dem Versuch der Darstellung das Gedächtniß Wörter und Wendungen zuführt, die ungefähr, aber nicht genau das, was wir aussprechen wollen, bezeichnen. Zu einem reinen Ausdruck der Gedanken genügt es nicht, daß uns ein reiches sprachliches Material zu Gebote steht; wir haben auch scharf zu prüfen, welche Bezeichnungen unseren Ideen am vollkommensten entsprechen. Hier gilt es für den Geist, wach und aufmerksam zu sein, damit er aus den sich zudrängenden Ausdrücken den rechten auswähle, die annähernd richtigen abwehre und den genauest treffenden anwende. Es kann sich daher derjenige, dem es um wahre Eigenthümlichkeit des Stils zu thun ist, nicht oft und ernst genug die Frage vorlegen: „Sagt das, was ich hingeschrieben habe, auch wirklich, was ich sagen wollte?“ Streng genommen, wird man für jeden eigenthümlichen, selbsterzeugten Gedanken, wenn man ihn rein aussprechen will, auch eine neue, eigenthümliche Form schaffen müssen; keine der vorhandenen, überkommenen wird ihm genau adäquat sein. Das durchgehende Schaffen neuer, eigenthümlicher Formen für eigenthümliche Gedanken ist Sache des Meisters. Aber auch der Lehrling soll darnach streben, und soll es um so mehr, je ausgebreiteter seine Lectüre wird, und je treuer sein Gedächtniß mit den fremden Gedanken auch die Gedankenformen aufbewahrt. Er soll sich der Herrschaft dieser Gedankenformen, er soll sich der Herrschaft einer gebildeten Sprache, die, wie Schiller sagt, für

ihn denkt, immer mehr zu entziehen streben. Hierzu ist nöthig, daß Gedankenaufnahme und Gedanken-erzeugung in dem richtigen Verhältnisse stehen; wenn er viel liest, soll er auch viel schreiben, und zwar nicht Reminiscenzen, sondern Selbstgedachtes und Selbstempfundenen. Hierbei wähle er eher einen einfachen Ausdruck, als einen glänzenden, wenn jener seinen Gedanken, seine Empfindung treffender bezeichnet. Er gebe nicht, um eine kräftige Darstellung zu erzielen, mit dem Ausdruck über die Sache hinaus. Er ermüde nicht, eine Ausdrucksform, die ihm nicht genügt, fort und fort umzubilden, bis er alles Unerhörte ausgeschleudert hat und in ihr den getreuen Abdruck seines Gedankens oder seiner Empfindung erkennt.

§. 4. Indem wir uns auf diese wenigen Andeutungen in Betreff der Eigenthümlichkeit des Stils beschränken und nunmehr zu jenen allgemeinen Erörterungen und Vorschriften übergehen, haben wir zunächst zu bemerken, daß mit diesen keine umfassende und erschöpfende Styllehre, sondern nur so viel Theoretisches, als zu Anhaltspunkten für die Stylübungen der oberen Classen höherer Lehranstalten genügen erscheint, gegeben werden soll. Es wird unterstellt, daß in den untern und mittlern Classen mannigfache stylistische Vorübungen stattgefunden haben und nunmehr Versuche in größern Aufsätzen mit den Schülern angestellt werden können.

Ein Aufsatz ist die schriftliche Darstellung eines abgeschlossenen Kreises von Gedanken, die sämmtlich mit einem Haupt- und Grundgedanken in Zusammenhange stehen, und dessen Inhalt entwickelt darstellen. Der Haupt- und Grundgedanke, das Thema, wird den Schülern in der Regel gegeben. Ihre Sache ist es nun zunächst, wenn das Thema nicht schon von selbst klar ist, den Sinn desselben zu bestimmen und festzuhalten (Definition des Themas), sodann die Gedanken zu suchen, die den Inhalt des Hauptgedankens entwickelt darstellen (Gedankensammlung, Meditation, Invention), hierauf für die Reihenfolge, in der die gefundenen Gedanken dargestellt werden sollen, einen logisch-sachlichen Plan zu entwerfen (Disposition), und endlich diesem Plane gemäß die Darstellung sämmtlicher Gedanken auszuführen (Abfassung des Aufsatzes).

§. 5. Die Definition*) des Themas lassen sich die Schüler oft, wo sie es nicht sollten. Nur dann, wenn der Sinn der Aufgabe genau festgestellt ist, hat die Meditation

*) Obwohl vorausgesetzt werden muß, daß der Wesen einer Definition bekannt ist und Bekanntheit in Begriffsbestimmungen vorangegangen ist, so hier daran erinnert, daß die Definition eines Begriffes enthalten muß: 1) Die nächste Ursache

in festbegrenztes Feld. Wer, ohne sich über den Inhalt des Themas ganz in's Klare gesetzt zu haben, an das Gedankensammeln geht, wird sich im besten Falle, d. h. wenn sich ihm über er Meditation der Sinn der Aufgabe verdeutlicht, doch wenigstens später genöthigt sehen, ihren Theil der gesammelten Materialien als unbrauchbar auszuscheiden. Gleise das Thema etwa: „Segen der Ordnungs Liebe,“ so würde eine Definition von Ordnungs Liebe, beziehungsweise von Ordnung immerhin zu empfehlen sein, wenn gleich der Schüler ungefähr wissen sollte, wie und worin sich die Ordnungs Liebe äußert. Wäre u dem Thema von „Sittsamkeit“ die Rede, so hätte er wohl, den Begriff mit den verwandten Begriffen (Anständigkeit, Bescheidenheit, Ehrbarkeit) zu vergleichen, das Gemeinsame und Unterscheidende aufzusuchen, und darnach sich eine genaue Definition zu bilden. Die Mühe, welche solche Vorarbeit macht, ist keinesfalls für die vorliegende Aufgabe verloren; es erschließen sich dabei häufig die Hauptseiten des Gegenstandes, und jedenfalls gewinnt man festere Anhaltspunkte für die Meditation. Ist das Thema bildlich, allegorisch, parabolisch, sprichwörtlich, sententiös, poetisch ausgedrückt, so suche man den Sinn in einem einfachen, klaren Ausdruck wiederzugeben. Hierbei wird man sich erst recht bewußt, ob man das Thema versteht.

§. 6. Das Thema wird, wie bereits bemerkt worden, in der Regel dem Schüler gestellt. Für den Fall aber, daß es ihm überlassen wird, sich selbst ein Thema für den Schulaufsatz zu wählen, und für den andern Fall, daß er zu einer stylistischen Uebung für sich einen Gegenstand aussucht, wird es rathsam sein, noch Einiges über Form, Umfang, Inhalt und Behandlungsart der Themata zu sagen.

Der syntaktischen Form nach können die Themata bestehen 1. aus einem Wort oder aus mehreren, die einen Gesamtbegriff ausdrücken, z. B. Der Zerstreute; Die Folgen des Krieges; Der Werth der Sparsamkeit; Die guten und schlimmen Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst; 2. aus elliptischen Sätzen, z. B. Dem Verdienste (gebührt) seine Krone; Durch Dunkel zum Licht! Ueber den Werth der Sparsamkeit wird im Nachfolgenden gehandelt); Der Adersbau (ist) die Grundlage aller Cultur; 3. aus vollständigen Urtheilsätzen, z. B. Leiden sind auch die Quellen von Freuden; Wer am Wege aut, hat viele Meister; Jeder ist seines Glückes Schmied; 4. aus Fragesätzen: Warum sind Kenntnisse höher zu schätzen, als Reichthum? Dadurch wird die Jungfrau von Orleans in

unter welche der Begriff gehört, und 2) die ihn als besondere Art unterscheidenden Merkmale. 3. B. Monarchie ist diejenige Regierungsform (Gattungsmerkmal), nach welcher Gott selbst durch einen Stellvertreter (Artunterschied) über ein Volk herrscht.

Schiller's Drama schuldig? (Auch die Fragesätze kommen zuweilen elliptisch vor: Mitleid eine Tugend? Öffentlicher oder Privatunterricht?) 5. aus Befehlsätzen, auch wohl aus Ausrufungssätzen (seltenerer Form): Nur fleißig den Samen ausgestreut In guten Boden zu rechter Zeit! Dann wart' es ab mit Feiterkeit! — Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise Unserer flüchtig entrollenden Zeit! — Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Für den innern Umfang oder die Gedanken sphäre des Themas ist es bisweilen gleichgültig, ob man die eine oder die andere der erwähnten Formen wählt. In den den meisten Fällen aber wird durch Verwandlung in eine andere der innere Umfang wesentlich geändert. Die erste Form ist die weiteste, weil unbestimmteste; die vierte ist in der Regel weiter als die dritte. In Betreff des äußern Umfangs der Themata ist Kürze des Ausdrucks, insofern dadurch nicht der Inhalt beeinträchtigt wird, zu empfehlen. „Das Leben ein Traum“ ist eine bessere Fassung, als: „Das Leben läßt sich einem Traum vergleichen.“

§. 7. Was den Inhalt betrifft, so steht der ganze Bereich der äußern wie der innern Welt zur Auswahl von Themen offen; Natur und Menschenwelt, Belebtes und Unbelebtes, äußere Erscheinungen und innere Kräfte, Wirkliches und Imaginirtes, Begriffe, von geistigen Dingen und von der Außenwelt abgezogen, Wahrheiten der Erfahrung und der Vernunft, Empfindungen, Tugenden und Laster u. s. w. können Gegenstände schriftlicher Darstellung sein. Die passende Auswahl aus ihnen zu treffen, ist in der Regel Sache des Lehrers. Hat aber der Lehrling selbst zu wählen, so kommt es darauf an, ob er die Stylübungen für sich im Stillen zur Aufhellung und Bereicherung seines Gedankenkreises und zur Förderung seiner Darstellungsfähigkeit anstellt, oder ob er eine Schularbeit über ein selbstgewähltes Thema zu liefern hat. Im letztern Falle wird er der Mahnung des Horaz: Sumite materiam viribus aequam! Wähle einen Deinen Kräften angemessenen Stoff! zu gedenken haben. Nur ist dieses Wort dahin zu verstehen, daß man sich nicht bloß vor der Wahl eines zu schweren, sondern auch eines zu leichten Stoffes hüten soll. Welcherlei Themata zu leicht und zu schwer sind, wird der Schüler schon durch Prüfung der eigenen Kräfte inne geworden sein, ehe ihm der Lehrer die Wahl des Themas überläßt. Besonders sind für diesen Fall Darstellungen, die sich an die Schul- oder Privatlectüre anschließen, zu empfehlen, weil bei ihnen nicht leicht Stoffmangel eintritt, und daher um so mehr Zeit und Fleiß auf die Form verwendet werden kann. Ferner können die verschiedenen wissenschaftlichen Disciplinen, die in der Schule behandelt werden (Religionslehre, Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte, Literaturge-

schichte, Poetik, Metrik) passende Themata bieten, indem einzelne Punkte ausführlicher als beim Unterricht erörtert, oder vergleichende Zusammenstellungen, oder Anwendungen des Gelehrten auf Besonderes, oder Gruppierungen desselben unter andern Gesichtspunkten u. dgl. versucht werden. Auch sind Erörterungen über Gegenstände der sittlichen Welt nicht auszuschließen, insofern sich der Schüler in einzelnen Kreisen derselben durch sinnige Beobachtung des Lebens bereits einigermaßen orientirt hat. Weniger genau, rücksichtlich der Schwierigkeit, hat er es mit der Wahl der Themata zu nehmen, die er für sich behandeln will. Sollte er hier nun auch nachträglich finden, daß das gewählte Thema seine Kräfte übersteigt, so hat doch schon der Versuch, es zu bewältigen, seine Frucht getragen. Hier mag er besonders seine Neigung, namentlich das religiöse und sittliche Interesse, das ihm ein Gegenstand einflößt, bei der Wahl zu Rathe ziehen. Gute Vorsätze, prüfende Blicke auf sein Inneres u. dgl. gehören in sein Tagebuch, nicht in die Schulaufsätze.

§. 8. Aus der verschiedenen Behandlungsart der gegebenen Stoffe entspringen die verschiedenen Arten der Aufsätze. Es sollen hier nicht eine erschöpfende Classification und eine genaue Definition aller einzelnen Arten und Unterarten gegeben werden; wir begnügen uns vorläufig mit einer allgemeinen Uebersicht, werden aber später auf einzelne Arten, namentlich auf die für die obere Classe wichtigern, näher eingehen. — Stellt man Dinge, die neben und mit einander existiren und zusammen ein Ganzes bilden, als solche (als neben einander bestehend und zu einem Ganzen verbunden) dar, so entsteht eine Beschreibung. Stellt man Dinge, die nach einander folgen und ein Ganzes bilden, als solche dar, so entsteht eine Erzählung. Bei jenen achtet man auf räumlichen Zusammenhang, auf räumliche Beziehungen, bei diesen auf zeitlichen Zusammenhang, auf zeitliche Beziehungen. Achtet man aber bei der Darstellung auf den innern Zusammenhang, auf die innern Beziehungen (sei es logischer Zusammenhang oder causaler oder Zweckzusammenhang u. s. w.), so entsteht eine dritte Hauptart von Aufsätzen, die man bisweilen schlechtweg Aufsatz (im engeren Sinne) nennt, und die wir Abhandlung nennen wollen, während man die einzelnen Unterarten durch Entwicklung, Erörterung, Untersuchung, Betrachtung u. s. w. bezeichnet. Im Allgemeinen haben es die Beschreibung und die Erzählung mit der äußern Welt, die Abhandlung mit der innern Welt zu thun; doch kann oft aus demselben Gebiet der Stoff zu dieser und zu jener entnommen werden. So bietet die Geschichte Stoff zu Erzählungen wie zu Abhandlungen, die Naturgeschichte Stoff zu Beschreibungen wie zu Erörterungen, Vergleichen, Betrachtungen u. s. w. Auch ist nicht

jeder Aufsatz entweder rein beschreibend oder rein erzählend oder rein abhandelnd, sondern in manchen sind diese drei Darstellungsweisen gemischt, so jedoch, daß eine überwiegt und den Aufsatz als einer jener drei Arten angehörig charakterisirt. So geht die Abhandlung oft von Erzählung und Beschreibung aus und bedient sich auch nicht selten weiterhin erzählender und beschreibender Partien zu Beispielen und Belegen, zur Veranschaulichung und Belebung des Erörterten. Umgekehrt werden Beschreibungen und Erzählungen oft mit reflectirenden Partien begonnen, untermischt und geschlossen.

Durch eine besondere Form oder eine besondere Bestimmung, die man diesen drei Arten von Aufsätzen gibt, erhalten sie einen besondern Charakter, den man auch durch einen eigenen Namen bezeichnet. Vertheilt man die Erörterung eines Gegenstandes an zwei oder Mehrere, die sich mit einander unterredend eingeführt werden, so entsteht das Gespräch. Wird die Darstellung dazu bestimmt, öffentlich vorgetragen zu werden und eine bestimmte Wirkung auf den Willen und das Gemüth der Zuhörer zu erzielen, so haben wir die Rede. Ist die Darstellung zur schriftlichen Mittheilung an einen Abwesenden bestimmt, persönliche Verhältnisse betreffend und Surrogat des mündlichen Verkehrs der Einzelnen unter einander, so gestaltet sie sich zum Brief. Vermittelt der Aufsatz den geschäftlichen Verkehr der Menschen unter einander, so ist es ein Geschäftsaufsatz. Man kann diese besondern Arten von Aufsätzen nicht füglich einer bestimmten jener drei Hauptarten unterordnen, da ihr Charakter nicht auf der Natur des Gegenstandes, sondern auf ihrer Form und ihrer Bestimmung beruht. Dem Stoffe nach gehören sie bald dieser, bald jener Hauptart an. So können die Geschäftsaufsätze beschreibend (Bekanntmachungen über Form und Eigenschaften von Gegenständen), oder erzählend (Berichte über Vorfälle und Ereignisse), oder erörternd (Gutachten, Entscheidungen u. s. w.), oder auch rhetorischer Natur (Proclamationen) sein. Da aber die genannten Arten von schriftlichen Darstellungen sämmtlich unter den Begriff eines Aufsatzes fallen, so gilt auch für sie alle das, was wir weiterhin Allgemeines über Gedankensammlung, Disposition und Abfassung der Aufsätze sagen werden. Jetzt wird, dem Zwecke des Ganzen gemäß, auf die zur dritten Hauptart gehörigen Aufsätze besondere Rücksicht genommen; nicht als ob Beschreibung und Erzählungen keine angemessenen und nöthigen Stylübungen für die obere Classe wären, sondern weil die geringe Stundenzahl, die hier den deutschen Stylübungen gewidmet ist, nur ausnahmsweise auf die in früherer Zeit bereits geübte erzählende und beschreibende Darstellung zurückzugehen gestattet.

§. 9. Die Gedankensammlung

weder eine natürliche (freie) oder eine künstliche (gebundene). Bei der freien verfährt man zweckmäßig auf folgende Weise: Nachdem man sich den Sinn des Themas ganz klar gemacht hat, schreibt man die mit demselben in näherer oder fernerer Beziehung stehenden Gedanken in der Ordnung, wie sie Einem einfallen, nieder. Mit jedem besondern Gedanken beginnt man eine neue Zeile und bezeichnet die Reihe durch fortlaufende Nummern. In dieser Reihe räumt man auch denjenigen Gedanken einen Platz ein, von denen es noch zweifelhaft ist, ob sie sich später bei der Disposition und Ausführung des Aufsatzes als brauchbar bewähren werden. Hat man dieses Verfahren so lange fortgesetzt, bis sich keine neuen Gedanken mehr einstellen, so lasse man, wenn eine längere Zeit zur Anfertigung des Aufsatzes eingeräumt ist, das Aufgezeichnete bis zu einer andern, vielleicht günstigeren Stunde liegen, lese es dann wiederholt durch, und füge die neuen Gedanken, die sich etwa noch darbieten, unter fortlaufender Reihenfolge der Zahlen bei. Hierbei wird nicht selten der Fall eintreten, daß man nachträglich auf einen treffendern Ausdruck für einen bereits angedeuteten Gedanken, oder auf ein zweckmäßigeres Beispiel, einen passendern Beleg aus der Erfahrung u. dgl. geräth. Man mag dann immerhin das entschieden Unvollkommene löschen, und dafür das Passendere, Treffendere einreihen; indeß sei man bei diesem vorläufigen Aufzeichnen behutsam im Wegstreichen der einmal aufgefundenen Gedanken, da sich über ihre spätere Brauchbarkeit nicht sogleich ein sicheres Urtheil fällen läßt. Namentlich ist es, wenn man auf einen Gedanken geräth, der mehreren bereits gefundenen übergeordnet ist und sie zusammenfaßt, nicht rathsam, diese subordinirten Gedanken zu beseitigen. Ebenso gönne man sehr nahe verwandten Gedanken vorläufig ihren Platz nebeneinander; zum Ausscheiden des Ueberflusses ist es noch immer Zeit, wenn man zur Disposition übergeht.

Die künstliche Gedankensammlung beruht auf verschiedenen allgemeinen Gesichtspunkten, aus denen man der Reihe nach das Thema betrachtet, um die mit demselben in Beziehung stehenden Gedanken leichter aufzufinden. Sie werden deshalb wohl Fundörter, loci topici, genannt, und sind von den Alten zu einer Art von wissenschaftlichem System, der Topik, ausgebildet worden. Solche Fundörter reichen, wie viele man ihrer auch aufstellen mag, doch nie für die Gedankensammlung vollständig aus. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Themata wird keine Topik im Stande sein, den Meditirenden auf alle beachtungswerthen Seiten des Gegenstandes aufmerksam zu machen. Auch wird der Geist durch Gewöhnung an diese Formeln auf die Dauer gelähmt. Immerhin können aber jene Fundörter zur Aushülfe für die freie Meditation dienen. Will die letztere kein weiteres Ergebnis

liefern, und ist man mit ihrem Ertrage nicht zufrieden, so mag man den Gegenstand nochmals unter jenen vorgezeichneten allgemeinen Gesichtspunkten betrachten, wobei dann vielleicht noch das Eine oder Andere, was man übersehen hat, sich herausstellt. Wir lassen daher eine Reihe derselben hier folgen:

1. Genaue Sacherklärung (die, wie oben angedeutet worden ist, auch die freie Meditation einleiten muß).

2. Worterklärung (etymologische Erklärung).

3. Auflösung des gegebenen Ganzen in seine Theile, des Allgemeinen in's Besondere.

4. Angabe der Ursachen und Gründe.

5. Wirkungen und Folgen.

6. Vorhergehendes und Nachfolgendes (oft, aber nicht immer mit 4 und 5 zusammenfallend).

7. Begleitendes (nach Ort und Zeit).

8. Ähnliches und Unähnliches.

9. Entgegengesetztes.

10. Beförderndes und Hinderndes.

11. Werth (beziehungsweise Verdienst); Lob und Tadel.

12. Beispiele und Zeugnisse für und wider.

Nicht auf jedes Thema lassen sich alle diese Fundörter anwenden; bei manchen wird sich sogar nur die Minderzahl brauchbar zeigen, während bei andern sämmtliche oder fast alle Fundörter einen Ertrag liefern. Einem möglichen Mißverständnisse vorzubeugen, sei noch bemerkt, daß die obige Reihe, obwohl sie sich einem Dispositionsschema nähert, doch nicht als ein solches zu betrachten ist, sondern zunächst nur zur Herbeischaffung des Gedankenmaterials behülflich sein soll. Wird später zur Disposition geschritten, so bietet sich häufig noch Veranlassung zur Ergänzung des Gedankenstoffes. Werden dann nämlich, zur Vorbereitung der eigentlichen Disposition, die nahe verwandten Gedanken zusammen gruppiert, so zeigen sich nicht selten Gedankenlücken, die zur Ausfüllung auffordern und auf noch unerwogene Seiten des Gegenstandes aufmerksam machen.

§. 10. Benutzung fremder Gedanken. In dem Nächstvorhergehenden wurde stillschweigend vorausgesetzt, daß man sich bei der Stoffsammlung lediglich an die eigenen, selbsterzeugten Gedanken halte. Es ist aber unter gewissen Beschränkungen auch statthast, fremde Gedanken für einen Aufsatz zu benutzen, sei es, daß man sie im mündlichen Verkehr mit Andern, sei es, daß man sie durch die Lectüre gewinnt. Ein gänzlich ausschließen fremder Gedanken ist schon aus dem Grunde unausführbar, weil sich zwischen ihnen und den eigenen keineswegs immer eine scharfe Grenze ziehen läßt. Viele Gedanken, die man für eigene hält, sind Reminiscenzen früher aufgenommener fremder. Gedanken Anderer, die wir in neue Verbindungen und Combinationen bringen, die wir anders begründen, aus denen wir Anderes ableiten, werden zu unserm wirk-

lichen Geistes Eigenthum. Es versteht sich aber von selbst, daß jede unredliche, auf Täuschung des Lesers berechnete, jede aus Geistessträgheit herfließende Benützung fremder Gedanken unerlaubt und verwerflich ist.

Was nun zunächst die durch mündlichen Verkehr angeregten Gedanken betrifft, so kann sie der Schüler entweder in der Schule unter Leitung des Lehrers, oder in der häuslichen Unterhaltung, besonders durch Mitschüler, gewinnen. Der erstere Fall wird in der Regel nur dann statthaben, wenn die Schüler in der Anfertigung freier Aufsätze (Abhandlungen) noch ungeübt sind. Der Lehrer wird dann, nachdem er das Thema gegeben und verdeutlicht hat, eine Conversation der Schüler über den Gegenstand einleiten, um die Hauptpunkte für die Lösung der Aufgabe zu ermitteln. Hierbei wird er möglichst die Schüler selbst das Gespräch führen lassen, und nur in dem Falle, daß ihre Erfahrungsquellen früher versiegen, als die Hauptpunkte zu Tage gefördert sind, wird er stärker eingreifen, aber nur so lange, bis die Schüler wieder im Zuge sind. Das Aufgefundene wird von Allen sogleich in ganz kurzer, nur andeutender Form zu Papier gebracht. Sind die wesentlichsten Seiten des Gegenstandes aufgefunden, so bespricht der Lehrer noch mit den einzelnen Schülern das von ihnen Aufgestellte, berichtigt etwaige irrige Ansichten und verfehlte Ausdrücke, veranlaßt Specificirung und Entfaltung dessen, was zu allgemein angedeutet, zu kurz zusammengefaßt worden, fragt nach Belegen aus der Erfahrung und der Geschichte, nach Zeugnissen u. s. w. Hierauf wird, wenn auch die Disposition des Stoffes in der Schule vorbereitet werden soll, zu dieser übergegangen.

In dem Maße, wie der Schüler in der Aufindung des Gedankenstoffes Übung gewinnt, wird der Lehrer ihm diese Hülfe mehr und mehr schmälern und zuletzt sie ihm ganz entziehen. Aber auch dann noch wird es nicht bloß statthaben, sondern selbst empfehlenswerth sein, daß zwei oder mehrere Schüler zu Hause oder auf Spaziergängen über die Themata ihrer deutschen Aufsätze mündlich miteinander verhandeln, wodurch freilich die einsame Meditation nicht ersetzt, sondern nur unterstützt oder vorbereitet werden soll. So nachtheilig für die Anfertigung deutscher Aufsätze gegenseitige Unterstützung der Schüler durch Geschriebenes ist, so förderlich kann ein mündlicher Gedankenaustausch sein, bei dem die Antheilnehmenden auch wirklich sich in die Gedankenproduction und das Gespräch theilen.

§. 11. Lectüre. — Was die Lectüre, als Hülfsmittel der Stoffsammlung anlangt, so fragt es sich, ob man behufs der Anfertigung eines bestimmten Aufsatzes liest, oder ob man sich überhaupt durch Lectüre einen Gedankenvorrath für künftige deutsche Arbeiten zu sammeln sucht. Im ersten Falle hüte man sich, unmittelbar

vor der Abfassung des Aufsatzes eine Schrift, die sich mit dem aufgegebenen Thema beschäftigt, zu lesen. Je bündiger und schöner sie den Gegenstand behandelt, um so gewisser wird sie durch Gedankeninhalt, Gedankengang und Gedankenform bestimmend und beherrschend einwirken und den Hauptzweck der Arbeit vereiteln, durch welche der Schüler ja vor Allem seine eigenen Gedanken entwickeln, aufhellen, ordnen und einen genau angemessenen Ausdruck für sie bilden lernen soll. Weniger bedenklich ist es, aus nahe liegenden Gründen, Schriftwerke in fremden Sprachen, besonders altclassische, die das aufzugebene Thema behandeln, unmittelbar vor der Abfassung des Aufsatzes zu lesen. Erlaubt es die für die Anfertigung des Aufsatzes eingeräumte Zeit, so versuche man, wenn man von dem Hülfsmittel der Lectüre Gebrauch machen will, zuvor durch eigene Meditation das Thema möglichst zu erschöpfen, lese dann erst Fremdes und nehme sich hierauf noch die Zeit, das durch die Lectüre Zugewonnene geistig zu verarbeiten und mit dem Selbstproducirten zu verschmelzen. Im Ganzen aber ist festzuhalten, daß ein guter Aufsatz für um so verdienstlicher gelten muß, je vollständiger er das Werk seines Verfassers ist.

Durchaus empfehlenswerth ist die Lectüre behufs der Ansammlung eines Gedankenvorraths für künftige schriftliche Arbeiten. Nur Sorge man dafür, daß durch das Lesen auch wirklich ein Vorrath sich bilde. Bei der großen Mehrzahl der Leser haftet unglaublich wenig von dem, was im Halbschlummer der Lectüre an ihrem Geiste vorübergeht. Soll das Lesen wirklich fruchtbar werden, so beachte man vor Allem, was die beiden im Handbuche II, 93 und 177 mitgetheilten Stücke von Garve und Jean Paul anempfehlen. „Werde aus einem Leser, so rath Garve, „zu einem Schriftsteller! Wenn du liest, so sondere den Gedanken vom Ausdruck ab; nimm ihm seinen Fuß, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei Jedem die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf ein paar Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, sowie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind, als die Bücher, die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen.“ — Aber nicht lange werden diese Auszüge nur abgekürzte fremde Gedanken sein; du wirst in Kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander wie die elektrischen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und Bewegung ist, wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat, so geht sie gewiss von der Nachbildung fremder Begriffe zu der Hervorbildung eigener über. Ehe man sich

verfleht, kommt aus dem eigenen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war, emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird.“

— Das von Jean Paul und Garve anempfohlene Excerptenbuch mag immerhin mit dem Collectaneenhefte für eigene aphoristische Gedanken, von dem wir oben in §. 3 gesprochen, zusammenfallen; verwandeln wir doch fremde Gedanken, die wir kürzer zusammenfassen, anders formen, denen wir das Gepräge unsers Geistes aufdrücken, dadurch in unser Eigenthum. Nicht selten werden solche Collectaneenhefte bei der Meditation über einen deutschen Aufsatz Stoff liefern oder wenigstens anregende Winke geben. Sollte sich aber auch für eine augenblicklich vorliegende deutsche Arbeit Nichts daraus schöpfen lassen, so kommt doch auch dieser die auf das Collectaneenheft verwendete Zeit und Mühe zu Gute, indem der Schüler durch das Excerptiren, Zusammenfassen und selbständige Formen und Einkleiden der Gedanken sich an Klarheit und Bestimmtheit des Denkens gewöhnt und Übung in der Darstellung gewonnen hat.

Auf den Gewinn, den die Schullectüre, die statarische, wie die cursorische, die deutsche, wie die fremdsprachliche, rücksichtlich der Gedankensammlung bringen kann, wird hier nicht näher eingegangen, da es die Sache des Lehrers ist, die Schüler zur Benutzung derselben für diesen Zweck anzuleiten. Im Vorbeigehen sei noch angedeutet, daß die der Abfassung eines Aufsatzes unmittelbar vorangehende Lectüre eines vorzüglichen Schriftstellers, namentlich eines solchen, der einen verwandten Stoff behandelt, den Zweck haben könne, nicht sowohl Gedanken zu sammeln, als vielmehr den Geist in die rechte Stimmung zu bringen, der Phantasie einen lebhaftern Schwung zu geben und das Ohr an einen schönen Redefluß zu gewöhnen.

Bei vielen deutschen Arbeiten, ja in manchen Lehranstalten bei den meisten, wird, wie sich unten bei der Betrachtung der verschiedenen Arten von Aufsätzen zeigen wird, das Geschäft der Gedankensammlung dadurch sehr erleichtert oder ganz erspart, daß der Stoff größtentheils oder ganz gegeben und die Gestaltung desselben zur Hauptaufgabe gemacht wird.

§. 12. Disposition im weitern Sinne. — Hat man die zum Aufsatz erforderlichen Materialien, sei es ausschließlich durch eigene Gedankenproduction, sei es durch Mitbenutzung fremder Gedanken, gewonnen, so folgt die planmäßige Anordnung dieses Stoffes, die sogenannte Disposition. Hierbei sind zunächst drei *) Glieder des weitern oder Gesamtdis-

positionsplans zu unterscheiden: 1. die Einleitung (exordium), 2. die Abhandlung (tractatio), 3. der Schluß (conclusio). Das mittlere Glied ist das Hauptglied; Einleitung und Schluß sind unselbständige, Nebenglieder, und können unter Umständen zu einem Minimum zusammenschrumpfen, was aber bei längern Abhandlungen doch nur als Ausnahme gilt. In der Praxis, bei der Anfertigung einer Disposition, wird man sich mit diesen Nebengliedern zunächst beschäftigen; wir räumen ihnen bei der theoretischen Betrachtung die erste Stelle ein.

Die Einleitung macht nicht selten minder geübten Schülern insofern zu schaffen, als sie nicht recht wissen, woher das Gedankenmaterial für dieselbe zu entnehmen sei. Eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem angemessenen Inhalte der Einleitung ergibt sich nur, wenn man ihre Bestimmung in's Auge faßt. Cicero und Quintilian wollen, daß durch die Einleitung der Rede der Zuhörer wohlwollend (günstig gestimmt), aufmerksam und lernwillig (benivolus, attentus et docilis) gemacht werde. Allgemeiner kann man sagen: Die Einleitung hat die Aufgabe, das vorläufig noch unbestimmte Interesse des Hörers oder Lesers auf den bestimmten Gegenstand, den man zu behandeln gedenkt, hinzulenken und zu concentriren, und sein Inneres (Geist und Gemüth) für den Gegenstand empfänglich zu machen. Hieraus ergibt sich nun sogleich, in welchem Falle es keiner Einleitung bedarf. Ist das Interesse des Lesers oder Hörers für den bestimmten Gegenstand bereits hinreichend rege, erwartet er, daß grade über diesen und keinen andern geredet werde, und darf bei ihm die rechte Gemüthsdisposition zur Aufnahme des Gegenstandes vorausgesetzt werden, so würde eine förmliche Einleitung eher störend als förderlich sein. Auch liegt es in der Natur gewisser Arten von Aufsätzen, z. B. einzelner Briefarten, daß sie einer Einleitung entbehren können. Bei den Abhandlungen aber, die wir besonders im Auge haben, wird es in der Regel jener Concentrirung des Interesses bedürfen. Der Wege, die hierbei eingeschlagen werden können, gibt es sehr viele, aber alle lassen sich auf jene doppelte Aufgabe der Einleitung zurückführen. Jeder wesentliche Gedanke der Einleitung muß entweder dazu dienen, das einstweilen noch bestimmungslose Interesse aus seiner Weite und Allgemeinheit zu fixiren, oder im Hörer die empfängliche Stim-

narratio (Anführung des zu behandelnden Gegenstandes), partitio, confirmatio (Beweisführung), reprehensio (Widerlegung) und conclusio: ein andermal nur 4: principium, narratio, probatio, peroratio. Eben so viele nur läßt Quintilian für die gerichtliche Rede gelten. Die allgemeine Betrachtung sämtlicher Arten von Aufsätzen führt nur auf die obigen drei Glieder des Gesamtdispositionsplanes.

*) Von den Griechen sagt Cicero, daß sie deren für die Rede 4, 5, 6 und sogar 7 unterschieden; er selbst gibt an einer Stelle 6 an: exordium,

mung zu vermitteln, oder Beides zugleich zu bewirken. Daraus erklären sich folgende Einzelregeln:

1. Man beginne, um das Interesse stufenweise auf diesen Gegenstand zu concentriren, von dem Allgemeinen, von der Gattung. Sollte z. B. von dem Einfluß der Eisenbahnen geredet werden, so könnte man etwa von den großartigen Communicationsmitteln der neuesten Zeit ausgehen.

2. Man kann aber auch umgekehrt das Besondere, das Subordinirte zum Ausgangspunkte nehmen. Eine einzelne Eisenbahn, die in Aussicht steht, oder angelegt, oder eröffnet worden, kann zur Betrachtung des Einflusses der Eisenbahnen überhaupt überleiten.

3. Verwandt mit dem Nächstvorhergehenden ist die Hervorhebung einer besonders hervorstechenden Aeußerungsweise, Folge oder Wirkung des zu behandelnden Gegenstandes; nur hüte man sich, dabei einen wesentlichen Theil der Abhandlung (tractatio) vorwegzunehmen.

4. Es leuchtet von selbst ein, wie es der Bestimmung der Einleitung entspricht, wenn die Wichtigkeit, Größe, Ungewöhnlichkeit, Neuheit, das hohe Alter und andere lebhaft ansprechende Seiten und Eigenschaften des zu besprechenden Gegenstandes hervorgehoben werden.

5. Ferner kann sowohl das dem Gegenstande Aehnliche und Verwandte als das Entgegengesetzte zur Einleitung dienen, besonders wenn diese vorläufig dem Interesse des Hörers näher liegen. Aber auch, wenn dieses nicht der Fall ist, sind Beide nicht unwirksam, da sowohl durch die Aehnlichkeit, wie durch den Contrast die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand geschärft wird.

6. Insofern die Einleitung den Zweck hat, den Geist in die wünschenswerthe Verfassung zur Aufnahme des Gegenstandes zu setzen, kann eine Erklärung oder Erläuterung desselben, eine Erörterung des wahren Sachverhaltes, sowie eine Widerlegung, eine Auflösung der über den Gegenstand obwaltenden Irrthümer und Vorurtheile wirksam sein.

7. Einen gleichen Zweck hat die Geschichte des Gegenstandes, die Darlegung der Entstehungsursachen u. s. w.

8. Ferner können bisweilen mit Erfolg die besondern Beziehungen benutzt werden, die der Gegenstand hat:

a) zur gegenwärtigen Zeit (ein Schüler, der beim Schuljahrschluß (Ende August) über Goethe oder Herder zu sprechen hätte, könnte davon ausgehen, daß am heutigen — oder vor wenig Tagen — vor so oder so viel Jahren ein Mann das Licht der Welt erblickte, der u. s. w.),

b) zum gegenwärtigen Orte (ein Schüler, der in Trier über die Größe der Römer zu sprechen hätte, würde nicht ungewöhnlich an die

ihn umgebenden bedeutenden Reste der Römerzeit erinnern),

c) zu einer in der Gegenwart (der zeitlichen und örtlichen) herrschenden Reigung, Sitte, Mode, einer grade häufig discutirten Frage, einem Ereignisse, das in jüngster Zeit besondere Aufmerksamkeit erregt hat u. s. w.,

d) zu der Person des Redenden oder Schreibenden (mit Behutsamkeit zu behandeln),

e) zu den Zuhörern (wie das Vorhergehende besonders für Reden geltend).

Es ließe sich die Zahl dieser Einzelregeln noch bedeutend vermehren; sie werden aber genügen, wenn der Schüler festhält, daß sie nicht als erschöpfende Vorschriften, sondern als Beispiele gelten sollen, wie sich der Gedankenstoff für die Einleitung gewinnen lasse. Hat er zuvor*) das Gedankenmaterial für die Abhandlung gesammelt, und betrachtet er dann dieses mit Rücksicht auf die Einleitung, so kann es nicht wohl fehlen, daß sich ihm die eine oder andere Beziehung des Gegenstandes darbietet, die besonders geeignet ist, bei Andern Theilnahme und Empfänglichkeit für denselben zu wecken. Er wird dann auch nicht in den Fehler verfallen, vor dem schon die Alten warnten, daß er irgend einen Gemeinplatz, der eben so gut zehn andern Abhandlungen vorangehen könnte, zur Einleitung wählt, sondern der Forderung Cicero's (de orat. II, 80) genügen: *Connexum ita sit principium consequenti orationi, ut non tanquam citharoedi prooemium affictum aliquod, sed cohaerens cum omni corpore membrum esse videatur.* — Wir fügen schließlich noch die Warnung vor einer zu großen Ausführlichkeit der Einleitung bei, zu welcher die Schüler, wenn sie einen passenden Einleitungsstoff gefunden haben, nicht selten hinneigen.

Ueber das zweite Nebenglied der Gesamtdisposition, den Schluß, dürfen wir rascher hinweggehen. Manche Aufsätze können eines solchen süglich entbehren. Liegt der Abhandlung eine leichtfaßliche Eintheilung zu Grunde, und kommt es dem Leser oder Hörer bei der Behandlung des letzten Theils lebhaft zum Bewußtsein, daß mit ihm der Gegenstand sich erledigt, so ist ein besonderer Schluß ganz überflüssig. Man untertritt eine kurze Wendung, welche eben nur die Intention des Abschließens andeutet, die Stelle desselben, wie etwa die folgende: „Dies dürften die wesentlichsten Punkte sein, die bei der Beantwortung der uns vorliegenden Frage in Betracht kommen;“ — „damit glaube ich den Beweis geführt zu haben, daß“ u. s. w. Indes sei man mit dem Gebrauch solcher stereotypen Schlußformeln sparsam, und verzichte lieber darauf, als sie zur Manier werden zu lassen.

*) Qui bene exordiri causam volet, cum incipit esse genus suae causae diligenter attendere. Cic. de invent. I, 15.

behrt man ungern einen Schluß, der sich als von der Abhandlung gesondertes Nebenglied stellt, so wird, da die Abhandlung das Thema erschöpfen muß, für die Schlußpartie ein demselben in naher Beziehung stehendes, aber nicht in seinen Kreis fallendes oft zu wählen sein. Wäre z. B. die Aufgabe gestellt: „Durch welche Veranstaltungen der ischen wird der Handel befördert und erleichtert?“ so könnte der Schluß auf die großartigen Visionen, welche die Vervollkommnung der Communicationsmittel in jüngster Zeit dem europäischen Handel eröffnet, hindeuten. Siehe das ma: „Ueber den Werth der Vortragskunst,“ könnte der Schluß etwa die Freude darüber sprechen, daß in neuerer Zeit die Schulen der mehr Gewicht auf die Redebung legen. Hierbei hat man sich jedoch wohl in zu nehmen, daß man nicht im Zuhörer derungen erregt, die nicht befriedigt werden, man ihn nicht in ein Gebiet führt, das eine richtige eigene Erörterung wünschen läßt. Dann für den Schluß auch noch in höherm Grade, für die Einleitung, das Gebot der Kürze, man es, wenn die Abhandlung ihre Aufgabe lt hat, mit einem Nichts mehr erwartenden zu thun hat.

Eine besondere Aufmerksamkeit ist auf den Schluß einer Rede zu verwenden. Da die e auf Willensvermögen und Gemüth einzulsen bestimmt ist, so fällt hier naturgemäß der Schluß die Aufgabe zu, das Ergebnis der Entwicklung der Abhandlung (*tractatio*) dem Zuhörer noch einmal kurz und bündig vergegenwärtigen und zu geeigneter Anwendung warm anzupfehlen.^{*)} Diese opelaufgabe des Redeschlusses bezeichneten die r durch *enumeratio* (*rerum repetitio*, *re-titulatio*) und *affectuum motus*. Die Enu-ation, die zusammenfassende Wiederholung Hauptresultate der Abhandlung, ist bisweilen blich, namentlich dann, wenn die Abhand- (*tractatio*) so lichtvoll, klar und über-sichtlich gehalten ist, daß dem Zuhörer am Ende elben die Hauptergebnisse lebendig vor der le stehen müssen. Wird sie aber ange- dt, so muß sie bündig und gedrängt sein, Lichtstrahlen der Abhandlung in einen kleinen

Brennraum sammeln, und zugleich dem bereits Gesagten durch einen gehobenen, wärmern und glänzenden Ausdruck neuen Reiz und größere Eindringlichkeit verleihen,^{*)} wobei natürlich aller erzwungene, falsche Redepunkt zu meiden ist. Ebenso ist bei dem andern Theil des Schlusses, der Erregung der Affecte, ein feuriger, kräftiger Schwung der Sprache an seiner Stelle, nur daß auch hier nicht bloß alles Gesuchte und Gemachte im Ausdruck, sondern auch jedes nicht streng sittliche Mittel der Gefühlsregung zu verwerfen ist.

§. 13. Disposition im engern Sinne. Unter Disposition im engern Sinne verstehen wir die planmäßige Anordnung des für das Hauptglied des Aufsatzes, die Abhandlung, gesammelten Gedankenstoffes. Je nach der Natur des aufgegebenen Themas hat man dabei entweder die Partition oder die Division (manchmal beide) anzuwenden. Die Partition hat es mit der Zerlegung eines Begriffs in seine wesentlichen Theile (*partes*), also mit der Zergliederung des Inhalts der Begriffsgröße, zu thun, die Division mit der Aufstellung der Arten und Classen (*species*), die ein Gattungsbegriff umfaßt, also mit der Zerlegung seines Um-fangs.^{**)} Der Partition liegt der Gegensatz des Ganzen und seiner Theile, der Division der Gegensatz des Allgemeinen und Besondern zu Grunde. Durch die Partition wird die Anschauung geleitet und berichtigt, durch die Division die Uebersicht erleichtert, durch beide die bessere Einsicht vermittelt. Je complicirter ein Begriff ist, um so ergiebiger ist er für die Partition; je einfacher ein Begriff ist, um so fruchtbarer ist er für die Division. Würde im Thema die Betrachtung eines Baumes (als Einzelbegriffs) verlangt, so führte dieses auf eine Partition, auf die Zerlegung in die wesentlichen Theile: Wurzel, Stamm, Ast, Zweig, Blätter. Offenbar ergeben sich hier um so weniger Theile, je einfacher der Begriff ist. Verlangte das Thema eine Uebersicht der Blasinstrumente, so führte dieses auf eine Division: 1. einstimmige Blasinstrumente (Flöten, Clarinetten etc.), 2. vollstimmige (Orgel). Wäre die nähere Bestimmung des Blasens weggelassen und eine Uebersicht der musikalischen Instrumente überhaupt verlangt, d. h. wäre der im Thema aufgestellte Begriff einfacher, so wäre

Quintilian sagt von der conclusio oder per-oratio: *Ejus duplex ratio est, posita aut in rerum repetitione, aut in affectibus. Repetitio est ἀνασφαλισμός, quibusdam norum enumeratio. Cicero (de invent. 2) läßt die conclusio nicht eben sehr logisch in drei Theilen bestehen: enumeratio, indignatio, questio. Die enumeratio ist auf gleiche Reihe den beiden andern Theilen zu stellen. Und um nur indignatio und conquestio? warum auch Erregung von Liebe, Freude, Hoffg u. s. w.*

^{*)} Quae autem enumeranda videntur, cum pondere aliquo dicenda sunt, et aptis sententiis et figuris utique varianda. Quint. inst. orat. VI, 1.

^{**) Partitio est distributio totius in partes . . . Divisio est distributio generis in formas. Quint. inst. orat. VI, 10. — In partitione quasi membra sunt, ut corporis: caput, humeri, manus, latera, crura, pedes et cetera . . . In divisione formae sunt, quas Graeci *idéas* vocant, nostri, si qui haec forte tractant, species appellant.}

offenbar das Thema ergiebiger, und man könnte etwa mit Gladioli eintheilen in: 1. Singinstrumente (worin der Ton nach Gefallen gehalten werden kann) und 2. Klinginstrumente (bei denen dies nicht der Fall ist). Die erstern zerfallen wieder in Blasinstrumente, Saiteninstrumente, Glockeninstrumente u., diese wieder in einstimmige und vollstimmige; und so ließe sich auch 2 wieder eintheilen und untereintheilen.

Den Gesichtspunkt, von dem aus man die Zerlegung oder Einteilung eines gegebenen Ganzen vornimmt, nennt man Einteilungsgrund (principium, fundamentum divisionis). Beim Partitionsthema ist der Einteilungsgrund zwar implicite mit und in dem Inhalte des Themas gegeben, aber darum noch nicht sogleich aufgefunden. Nachdem man durch Meditation (beziehungsweise durch Anschauung, Besichtigung, Untersuchung u. s. w.) die wesentlichen Bestandtheile aufgefunden und von den unwesentlichen und zufälligen gereinigt hat, wird sich bei der aufmerksamen vergleichenden Betrachtung jener wesentlichen Bestandtheile der Einteilungsgrund als das gemeinsame Vergleichungsmerkmal (tertium comparationis) darbieten; und je vollständiger zwei Bearbeiter desselben Partitionsthemas alle wesentlichen Bestandtheile ermittelt haben, und je sorgfältiger sie dieselben vergleichen, um so eher werden sie auf denselben Einteilungsgrund und demzufolge zu derselben Einteilung kommen. So wird man, wenn die Schilderung der Persönlichkeit eines Mannes als Aufgabe gestellt ist, da an jedem Menschen Körper und Geist als die zwei Hauptseiten hervortreten, und alle Persönlichkeitserscheinungen aus diesen zwei Grundbestandtheilen hervorgehen, auch nicht wohl eine andere erschöpfende Grundeinteilung wählen können, als 1. die physische, 2. die geistige Organisation. — Beim Divisionssthema ist entweder mit dem zu dividirenden Gattungsbegriffe zugleich der Einteilungsgrund angedeutet, und in diesem Falle heißt es ein bestimmtes Divisionssthema (quaestio, causa finita), z. B. „Das Reisen mit Rücksicht auf seine Zwecke;“ oder es fehlt die Andeutung des Einteilungsgrundes, das Divisionssthema ist ein unbestimmtes (quaestio, causa infinita). Würde z. B. eine „Übersichtliche Betrachtung der Völker der Erde“ verlangt, so könnte der Einteilungsgrund von der Abstammung, Sprache, Religion, Staatsform, Bildungsstufe u. s. w. entnommen werden. Welcher von diesen verschiedenen möglichen Gesichtspunkten zu wählen ist, wird von dem jedesmaligen Zwecke des Aufsatzes abhängen. In der Regel wird der Lehrer nur bestimmte Divisionssthemata geben; es kommen jedoch auch mitunter unbestimmte vor, ja die Unbestimmtheit geht bisweilen selbst in Sammlungen von Aufgaben so weit, daß sich dasselbe Thema partitions- und divisionsweise behandeln läßt, da manche Begriffe, ohne Weiteres hin-

gestellt, eben so wohl als Individualbegriff als Gattungsbegriffe aufgefaßt, und demnach eben so wohl mit Rücksicht auf ihren Inhalt als auf ihren Umfang analysirt werden können.

Indem man die im Thema gegebene Begriffsgröße entweder auf die eine, oder auf die andere Weise zerlegt, gewinnt man zunächst die Haupttheile. In der Regel müssen aber durch fortgesetzte Analysis (subdivisi) Unterabtheilungen zerlegt werden. Zu Ende betrachtet man jeden Haupttheil als eigenes Thema und behandelt ihn nach den Dispositionsregeln, wie den Grundbegriff. Dabei wird sich nun nicht selten zeigen, daß Partition und Division in einer und derselben Disposition sich zweckmäßig mit einander verknüpfen lassen. So können z. B. die Haupttheile einer Partition gewonnen, diese aber Behufs weiterer Zergliederung divisionsweise behandelt werden.

§. 14. Eigenschaften einer guten Disposition. — Von einer guten Disposition wird gefordert:

1. Daß darin (auf derselben Disposition) der einmal angenommene Einteilungsgrund gehalten werde;

2. Daß durch die Einteilung beim Partitionsthema der Inhalt, beim Divisionssthema der Umfang des Begriffs erschöpft werde, mit anderen Worten: daß alle wesentlichen Bestandtheile alle Hauptarten aufgestellt werden;

3. Daß die einzelnen Hauptgedanken, die Einteilungsglieder bilden, dem Gang gleicher Weise untergeordnet, gleichmäßig ordinirt seien;

4. Daß diese Einteilungsglieder einander gleichmäßig coordinirt seien, d. h. sie in Ansehung ihres Gattungsbegriffes einander gleich, ihrem Artunterschiede nach aber einander entgegengesetzt seien und sich gegenseitig ausschließen;

5. Daß die sämtlichen wesentlichen Bestandtheile, oder die sämtlichen Hauptarten in einer gemäß-natürlicher, oder in logisch-richtiger Reihenfolge einander folgen.

Diese fünf Forderungen gelten auch für die Subdivision. Im Betreff der zweiten ist zu merken, daß sie da, wo es sich um Erfahrungskenntnisse und Anschauungen handelt, sich immer erfüllen läßt. Offenbar kann es in einem Ganzen nur so viele Haupttheile geben, als sich deren haben lassen. Wie soll man z. B., wenn man die Benutzung des Eisens gefragt wird, alle, die der Zukunft zur Auffindung noch vorbehaltenen Anwendungsarten übersehen? In der dritten Forderung, daß die Einteilungsglieder einander gegenseitig ausschließen, sich wie Satz und Gegenatz, Theil und Gegentheil verhalten, liegt die Regel involvirt, daß die Einteilung eine neue Einteilung nothwendig immer die

misch (zweigliederig) sein müsse. Es leuchtet aber ein, daß diese Forderung nur an eine rein logische Eintheilung, die sich in Begriffen fortbewegt, gestellt werden darf. Liegen bei der Disposition empirische oder historische Data vor, die dem Geiste mittelst des Gedächtnisses und der Anschauung zugeführt, nicht verstandesgemäß construiert werden, so müssen häufig drei- und mehrgliedrige Eintheilungen (Trichotomien, Polytomien) entstehen. Doch thut man, der Ueberschaulichkeit wegen, im Allgemeinen wohl, nach einer kleinern Zahl von Hauptgliedern zu streben, natürlich ohne wesentliche Gedanken zu opfern.

§. 18. Das Dispositionsverfahren im Besondern an Beispielen gezeigt. — Indem wir dazu übergehen, das Dispositionsverfahren im Besondern an einzelnen Beispielen zu veranschaulichen, fassen wir zuerst den Fall, den wir bisher als den gewöhnlichen angenommen haben, in's Auge, daß das Gedankenmaterial durch Meditation (beziehungsweise durch Beschäftigung, Erkundigung, Lectüre u. s. w.) ermittelt und vorläufig ordnungslos in der Reihenfolge, wie es sich dargeboten, ausgezeichnet und numerirt worden sei. So habe man über das Thema: „Durch welche Ursache entstehen die Veränderungen der Erdoberfläche?“ folgenden Gedankenstoff zusammengebracht:

1. Vulcane (ausgeworfene Massen; Bodenerhebungen, Einsenkungen).
2. Erdbeben (Berge verschwinden oder bilden sich, Seen entstehen u. s. w.).
3. Straßenbau, besonders Anlage von Eisenbahnen.
4. Abtragung von Hügeln.
5. Steinbrüche, Bergwerke.
6. Canalanlagen.
7. Tieferlegung, Ausfüllung von Seen.
8. Deiche, Dämme.
9. Dünen.
10. Bergstürze, Erdfälle.
11. Lawinen.
12. Land-Wegspülung durch das Meer.
13. Durchbrüche des Meers (Dollart 1271).
14. Zurüdtreten des Meers und Bloßlegung der Rüste.
15. Koralleninseln.
16. Veränderung des Laufs der Flüsse.
17. Deltabildungen im Nil, Lorenzostrom etc.
18. Unterirdische Gewässer untergraben allmählig das Land.
19. Gefrierendes Wasser in den Felspalten sprengt das Gestein.
20. Ströme arbeiten an der Zerstörung der Felsen.

Hätte man diesen Stoff in der Schule durch gemeinsame, wetteifernde Thätigkeit der Schüler sammeln lassen, und die Punkte in der Folge, wie sie von diesen angegeben worden, ausgezeichnet: so würde man ohne Zweifel eine noch viel buntere Reihe erhalten haben. Aber auch bei

Biehoff, Handbuch. III.

Betrachtung der obigen erkennt man sogleich, daß gewisse von einander getrennte Punkte in näherer innerer Verwandtschaft mit einander, als mit ihren nächsten Nachbarn stehen. Man rückt nun die nächstverwandten zusammen und bildet versuchsweise mehrere Gruppen. Hierbei wird man vielleicht schon Lücken im Gedankenstoff entdecken, jedenfalls aber wahrnehmen, daß die Veränderungen theilweise von Menschen (3 bis 8), theilweise von Thieren (15), theilweise von der leblosen Natur ausgehen. Hiernach ertheile man als Haupteintheilung eine dreitheilige: Veränderungen 1. durch Menschen, 2. durch Thiere, 3. durch die leblose Natur, die sich aber leicht zu einer dichotomischen vereinfachen läßt: Veränderungen 1. durch die belebte, 2. durch die unbelebte Schöpfung. Indem man nun die belebte Natur unterabtheilt in 1. Menschen und 2. Thiere, tritt der Gedanke nahe, ob nicht auch 3. die Pflanzenwelt einwirke; und da ergibt sich bei einigem Nachdenken, daß in der That auch die Pflanzen in der fraglichen Beziehung nicht ganz einflußlos sind, und man wird an die durch ihre Verwesung sich bildende Dammerde, Torf- und Kohlenbildung erinnert. Bei vergleichender Betrachtung der noch übrigen Nummern drängt sich die Wahrnehmung auf, daß hier theilweise das Wasser, theilweise das Feuer als Agens erscheine. Faßt man diese beiden als Elemente (im Sinne der Alten) auf, so wird man auf die Frage geführt, ob denn auch nicht die Luft zur Veränderung der Erdoberfläche einwirke (von dem vierten Element, der Erde, dem Object der Veränderung, kann als Ursache derselben nicht wohl die Rede sein); und so findet sich, daß allerdings sowohl die chemische Einwirkung der Luft, wodurch feste Körper (Felsen) verwittern, als ihre mechanische (gewaltige Orkane, Sandwehen) übersehen worden ist. Indem sich so über dem Dispositionsgeschäft zugleich die Lücken des Gedankenstoffs ausfüllen, gelangt man zu der dichotomischen Haupteintheilung: I. Veränderungen durch lebende Wesen, II. Veränderungen durch die Elemente. Jeder der beiden Haupttheile zerfällt aber in drei Untertheile:

I. Veränderungen, durch lebende Wesen hervorgebracht:

1. Durch Menschen (Abtragen von Bergen, Sprengen von Felsen, Ausfüllung von Seen, Straßenbau, Anlage von Eisenbahnen, Canäle, Deiche, Dämme, Steinbrüche, Bergwerke);
2. Durch Thiere (Koralleninseln, Guano-lager);
3. Durch Pflanzen (Dammerde, Torf, Kohlen).

II. Veränderungen, durch das Wirken der Elemente hervorgerufen:

1. Einwirkung der Luft (Verwitterung fester Körper, Felsenstürze, Stürme und Orkane, Sandwehen);
2. Einwirkung des Wassers (Zurüdtreten des

weisen; so könnte man bei 11, 1 noch 2) die chemische, b) die mechanische Wirkung der Luft unterscheiden. Indes führt meistens ein fortgesetztes Spalten in Unteruntertheile auf ein allzu künstlich complicirtes Dispositionsgerüst, das dem Zweck der leichtern Uebersicht über den Gegenstand eher hinderlich als förderlich sein würde. Wozu sollte es auch fruchten, wenn ich etwa II, 2, Wirkung des Wassers, etwa noch so unter- und unterabtheile: a) des erstarrten (die Felsen sprengenden) Wassers, b) des beweglichen; und b) wieder in α) des unterirdischen, β) des oberirdischen; und letzteres wieder in αα) Meer, ββ) Ströme?

§. 16. Fortsetzung (Disposition und Meditation verbunden). — Das im vorigen §. veranschaulichte Dispositionsverfahren scheint dem Begriff der Disposition als einer Analysis (Zergliederung) zu widerstreben, indem ja vielmehr vorherrschend das Entgegengesetzte, eine Synthesis, ein Zusammenfassen mehrerer Begriffe unter einen höhern angewandt wurde. In der That besteht, wenn die Meditation vorangegangen ist, ein bedeutender Theil des Dispositionsgeschäftes in einem solchen Gruppiren und Zusammenfassen von Begriffen. Aber dieses ist eigentlich doch nur die Vorarbeit, und in dem Umgekehrten, in der Zergliederung des Ganzen in seine Theile und Arten, und in der Prüfung, ob das bereits vorliegende Material quantitativ und qualitativ jenen Theilen und Arten entspricht, liegt der Kern des Dispositionsgeschäftes. Greift man ohne vorhergegangene Meditation die Zergliederung der im Thema gegebenen Begriffsgröße an, so gehen Dispositions- und Meditationsthätigkeit Hand in Hand, und es wird dann eine dritte Art von Meditation geübt, die wir zum Unterschiede von jenen bei-

den für die anderen angewandte Nacheinander doch nicht verloren. Im vorliegenden Falle eigentlich die zweite Art der Zergliederung. Darlegung der verschiedenen Kampfarten. Begriff des Themas am meisten entsprechende kommt man bei einer versuchsweise angelegten vergleichenden Zergliederung bald zur Ueberzeugung, daß man die reichste Ausbeute gewinnt, wenn man von der Analyse des Begriffes ausgeht. Fassen wir das Wort in seinem tiefsten Sinne, so begreift es nicht bloß den Menschen umgebende lebendige und Schöpfung, sondern auch in ihm, in seinem Innern bemerken wir einen Gegensatz von Noth und Freiheit: Leidenschaften und Begierden kämpfen gegen seine Vernunft. Dieses würde auf die Haupteintheilung führen: 1. Der Mensch im Kampf mit der umgebenden Natur, 2. Der Mensch im Kampf mit der Natur in ihm selbst. Schranken wir aber, um uns das Thema leichtern, das Wort auf seine gewöhnliche Bedeutung, so werden wir zunächst auf den Unterschied der leblosen und der belebten Natur, dann auf die Gliederung der letztern in Thiere, Pflanzenwelt, der erstern (nach einer freilich oberflächlichen Anschauung) in die vier Elemente hingewiesen. Es leuchtet aber ein, daß hier nicht durch ein rein verstandesmäßiges Verfahren, durch ein bloßes Spalten der Natur zum Ziel kommen; Erfahrung und Gedächtniß müssen dem Geiste den erforderlichen Stoff liefern, die Meditationsthätigkeit muß das Dispositionsgeschäft fortwährend begleiten, welches schließlich zu einer Disposition, wie etwa folgende, gelangen sollen:

I. Der Mensch im Kampfe mit der umgebenden Natur, mit der Macht der Elemente:

1. Des Wassers (es droht den Mensch

der Erde starren Widerstand muß bekämpfen (die schroffe Erdscholle lockern, Berghäupter müssen sich vor der Schooß der Gebirge sich ihm

Mensch im Kampfe mit der lebendigen

der Pflanzenwelt (wuchernde Ueberfluthen, riesige Urwälder, schädliche

er Thierwelt (wilde, reißende Thiere; Mäuse, Ratten, Heuschreckenschwärme, Insekten; Zähmung der Thiere).

Erörterungen der Untertheile wird häufig überall nachweisen, wie der Natur bekämpft, welche Mittel er anwendet? und so wird auch die auf die drei Zerlegungsweisen verwendete Arbeit zu Gute kommen.

Leitung läßt sich passend *a contrario*, in der Tradition aller Völker gepriesenen Urväter Urzeit entnehmen, wo der der Natur in Frieden und Eintracht sich ein ganz anderes Bild zeigt die

sowohl wir sie historisch verfolgen überall Kampf des Menschen mit der

Im Schlusse könnte man füglich's Wort hindenten, daß der Mensch Natur als Eroberer herrsche, „*par conquête; il jouit plutôt qu'il ne conserve que par des soins renouvelés.*“ Möge uns dies ein

den Kampf unermüdet fortzusetzen! hier behandelten Beispiel wird man

Leitung gewonnen haben, daß bei einem der eben besprochene, nicht viel Zeit gespart wird, wenn man mit Ueber-

der Meditation sogleich an die Dis-

Bei den Haupt- und Untertheilen, in ergeben, kommt man doch nicht an

ngenden Umschau über den in ihren den Erfahrungsstoff vorbei. Anfängern

die vorgängige freie Meditation zu es sei denn, daß die Aufgabe rein

atur ist, und die Lösung derselben sich Unterscheidung von Begriffen bewegt,

aber bei Anfängern nicht häufig wird.

Abfassung des Aufsatze. — Es noch übrig, von der Abfassung

des, der vollständigen Darstellung, g und Stylisirung des gesammelten

leten Gedankenstoffs (*elocutio*), zu Eine ausführliche Erörterung der hies-

en Regeln, deren Inbegriff die Styl- engern Sinne bildet, würde einen

n Raum, als hier zur Verfügung Inanspruch nehmen. Wir können uns

aber auf die Andeutung des Wesent- hranken, als ein bedeutender Theil n schon auf den frühern Stufen des

deutschen Unterrichts behandelt sein muß, und die schriftlichen und mündlichen Correcturbemerkungen des Lehrers, sowie die weiteren Erörterungen, die er an die laufenden schriftlichen Arbeiten zu knüpfen pflegt, sich gerade vorzugsweise auf die Darstellung beziehen.

1. Von jedem Aufsatze muß man, da Gedankendarlegung, Gedankenmittheilung der erste und nächste Zweck der Sprache ist, vor Allem Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung verlangen. Zur Klarheit und Bestimmtheit der Rede wird aber nicht bloß erfordert, daß überall die richtigen, die scharf bezeichnenden Wörter gewählt, daß alle zwei- oder mehrdeutigen, alle schielenden Ausdrücke gemieden werden, sondern auch, daß die Beziehung der einzelnen Wörter (z. B. der Bei- und Fürwörter) unzweifelhaft, der Bau der Sätze leicht überschaulich und ihr Verhältniß zueinander unzweideutig sei.

2. Eine lobenswerthe Eigenschaft eines Aufsatze ist es, wenn er in wenig Worten Vieles sagt. Künstliches Zusammendrängen von Sätzen, Anwendung von Participial-Constructionen, Ellipsen u. dgl. führen aber leicht zu einem affectirten Styl. Am sichersten gelangt man zur Tugend der Kürze, wenn man vor der Abfassung des Aufsatze sorgfältig meditiert und sich einen großen Gedankenvorrath sammelt, und so dann die Arbeit auf einen mäßigen Gesamtumfang anlegt. Man wird dann, auf die wesentlichsten Gedanken sich beschränkend, die minder wesentlichen dem Leser zur Ergänzung überlassen und so die Kunst des weisen Verschweigens üben können, worin sich, nach Schiller, der Meister des Stils bethätigt.

3. Ein Aufsatz muß als ein Ganzes erscheinen. Sollen sich aber die einzelnen Gedanken zu Einem Ganzen geschlossen darstellen, so darf es ihnen nicht an einer innigen Verbindung fehlen, welche vorzugsweise durch die Conjunctionen vermittelt wird. Die Darstellung darf nicht zu lose und locker sein: wogegen aber andererseits auch vor einer zu künstlichen Verflechtung und Verschlingung der Sätze zu warnen ist. Schüler, die häufig aus den alten Classikern in's Deutsche übersetzen, gewöhnen sich gern an lange, ineinander verschlungene Sätze, während häufige Uebertragung aus dem Französischen leicht zu einem zerstückten Style führt. Solchen Einflüssen muß man durch fleißige Lectüre deutscher Classiker entgegenzuwirken suchen; und auch aus diesem Grunde ist es anzuerkennen, unmittelbar vor der Abfassung eines deutschen Aufsatze einen Abschnitt aus einem guten deutschen Prosaliker zu lesen.

4. Die Auffassung eines Aufsatze als eines organisch gegliederten Gedankenganges wird sehr erleichtert, wenn in der Darstellung der Grundgedanke oder das Thema des Ganzen, sowie die demselben nächstuntergeordneten Gedanken, die Themata der Haupttheile, klar und bestimmt

hervortreten. Hierbei ist aber nicht zu übersehen, daß zur Schönheit eines Aufsatzes auch eine gewisse Stetigkeit des Gedankenausdrucks erforderlich ist. Eine schöne Darstellung darf keine schroffen Absätze zeigen, darf nicht das dürre, nackte Dispositionsgerüst erscheinen lassen; sie muß einem schönen Leibe gleichen, dessen Skelett von lebenathmendem Fleisch umkleidet ist, aber doch seiner Hauptgliederung nach durch die weichen umhüllenden Formen durchblickt.

8. In dem Hervorheben der Unterglieder ist Maß zu halten. Kann man bei dem Dispositionsgeschäft in der Zergliederung der Begriffe behufs eigener Erkenntniß nicht leicht zu weit gehen, so hat man dagegen bei der Darstellung, dem Leser oder Zuhörer gegenüber, sich wohl zu hüten, daß man nicht zu tief in die Unterabtheilungen hinein den Dispositionsplan hervortreten läßt.^{*)} Insbesondere wird man bei allen für die mündliche Mittheilung bestimmten Arbeiten am besten schon bei der Angabe der Haupttheile stehen bleiben, höchstens noch die erste Reihe der Unterabtheilungen hinzufügen dürfen.

6. Es gereicht zur Schönheit eines Aufsatzes, wenn er als Ganzes ebenmäßig gegliedert ist, wenn die Haupttheile einen annähernd gleichen Umfang haben, und Einleitung und Schluß ihrer Ausdehnung nach im richtigen Verhältniß zur Größe des Ganzen stehen. Aber man opfere lieber etwas von dieser äußern Symmetrie, als daß man dem Innern des Aufsatzes Zwang anthut und einen Theil durch Weglassung wesentlicher Gedanken verkürzt, oder einen andern durch Aufnahme unwesentlicher oder durch Breite und Wettstreifigkeit des Ausdrucks ungebührlich ausdehnt.

7. Man verlangt ferner von einem Aufsatze Haltung des Tons, d. h. eine gewisse Gleichheit in der Höhe des Stils. Schon die Alten unterschieden drei Stufen des Stils: den niedern (*genus dicendi simplex, tenue*) den mittlern (*medium, temperatum*) und den höhern Stil (*sublime, grave, vehemens*). Der niedere ist da an seiner Stelle, wo es um einfache Verständigung, Belehrung und Mittheilung, nicht zugleich um lebhafteste Einwirkung auf Phantasie und Gemüth zu thun ist; er verzichtet auf reichen Redeschmuck, insbesondere auf umfassendern Gebrauch von Tropen und Figuren, hat sich aber vor allem Niedrigen, Platten und Trivialen sorgfältig zu hüten. Gesellt sich zu dem Zweck der Mittheilung und Belehrung noch die Absicht, auf Einbildungskraft und Gemüth zu wirken (will man z. B. statt einer Beschrei-

bung eine Schilderung, statt einer Abhandlung eine Rede geben), so muß sich der Stil mindestens in die mittlere Region erheben, die Sprache muß bilderreicher und wärmer, die Darstellung anschaulicher und eindringlicher werden. Und wenn der Schreibende oder Sprechende von einem erhabenen Gegenstande mächtig ergriffen ist und mit dem Gegenstande auch seine Gefühle mittheilen will, so wird er zu kraftvollern Redefiguren, zu kühnern Bildern greifen; in der ganzen Darstellung wird sich die Größe und Würde des Gegenstandes und der lebhafteste Eindruck, den er auf das Gemüth des Sprechenden gemacht hat, abspiegeln; der Stil wird sich zu der höhern Stufe erheben.

8. Damit sind denn auch zugleich die drei Forderungen der Würde, der Angemessenheit und der Natürlichkeit, die man an den Stil zu stellen pflegt, bereits angedeutet. Der Würde soll keine Stylart, auch nicht die niedere, entbehren, sowie auch kein Gegenstand, mit dem sich ein Aufsatz beschäftigt, zu den gemeinen, unwürdigen Dingen gehören darf. Aber mit dem Gegenstande soll sich der Stil heben, wie eben in dem richtigen Verhältniß der Stilhöhe zur Natur des Gegenstandes besteht die Angemessenheit des Stils. Wo diese aber nicht fehlt, da gebietet es auch der Rede nicht an Natürlichkeit; denn natürlich ist nicht bloß die niedere Schreibart, wenn sie sich von allem Gefuchten, Gezierten und Gepuzten freihält, sondern auch die höhere, wenn sie nicht in ihren Worten, Wendungen und Bildern sich überbietet, wenn sie Schwellt und Bombast meidet.

9. Die Forderung, daß in einem Aufsatz ein Grundton, eine Stylstufe herrschen solle, schließt nicht ein stellenweise eintretendes Sinken und Steigen des Tons aus; nur muß Beides gehörig vorbereitet und durch den jedesmaligen Inhalt motivirt sein, auch eine Stylgattung, und zwar die dem Hauptgegenstande angemessene, die vorwaltende bleiben. Insbesondere gilt für den Schluß der Rede das Gesetz, daß hier der Ausdruck nicht sinken dürfe, vielmehr sich heben und beleben müsse. Alles dieses ergibt sich aber selbst, wenn der Redende von seinem Gegenstande erfüllt ist, wenn das, was er vorbringt, ein wirkliches Geistes- und Herzeigenthum ist, nicht von Außen her zusammengetragen und mosaikartig verbunden ist.

10. In Nr. 7 wurde Einstimmigkeit des Tons im Ganzen als Eigenschaft eines guten Stils aufgestellt. Dem widerstreitet nur scheinbar, wenn vom Stil Mannigfaltigkeit und Wechsel verlangt wird; denn diese Forderung bezieht sich auf das Einzelne, auf die Wörter, auf Wort- und Satzformen. Wiederholende Wörter, alliterirende, assonirende, reimende oder ganz gleiche dürfen nicht so nahe folgen, daß das Ohr sie nicht als eine bezieht; benachbarte Sätze dürfen nicht auf-

^{*)} *Evitanda maxime concisa nimium et velut articulosa partitio . . . Qui fecerunt mille particulas, in eandem incidunt obscuritatem, contra quam partitio inventa est. Quintil. inst. orat. IV, 5.*

Art, mit denselben Worten schließen (z. B. Du weißt nicht, wie groß die Gefahr war, von der ich bedroht war); viele einander folgende Sätze dürfen nicht in ihrem Bau, in der Vertheilung von Hebung und Senkung (in Wort- und Satzaccenten), in ihrem Umfange zu sehr übereinstimmen u. s. w. Hierher gehört insbesondere ein Punkt, der den Schülern oft viel zu schaffen macht: der Wechsel in der Bezeichnung eines im Aufsatze oft zu nennenden Gegenstandes. Im Bestreben, die Wiederholung desselben Wortes zu vermeiden, verletzen die Schüler oft die Gesetze der Präcision und Klarheit und greifen nach ungenauen, nur annähernd richtigen Bezeichnungen, oder nach farblosen und die Ueberschaulichkeit störenden Für- und Zahlwörtern (Jener, Dieser, der erste, der letzte, der oben genannte u. s. w.) Dies ist nicht zu billigen, weil die Gesetze der Präcision, Klarheit und Ueberschaulichkeit höher stehen als das der Mannigfaltigkeit.

§. 18. Fortsetzung (Abfassung des Aufsatzes).

11. Nicht bloß an die zum mündlichen Vortrage bestimmte Rede, sondern an jeden Aufsatz muß man die Forderung stellen, daß er in einer wohlklingenden, leicht fließenden Sprache verfaßt sei. Dem Wohlklang widerstreiten harte Consonantenverbindungen und Eintönigkeit der Vocale, dem schönen Fluß der Rede eine zu regellose Vertheilung von Hebung und Senkung, und andererseits wieder ein zu gleichmäßiger und einsörmiger Wechsel derselben. Bei deutschen Aufsätzen ist um so mehr auf jene Forderung zu achten, je reicher unsere Sprache an mißtönenden Consonantenhäufungen und tonlosen, schleppenden Endungen ist. Der Schüler wird wohl thun, wenn er vor der Abfassung des Aufsatzes einen größern Abschnitt eines guten deutschen Prosaisers laut liest, um in seinem Ohr die Forderung des Wohlklangs und der Wohlbewegung zu wecken, und das Niedergeschriebene sich gleichfalls laut vorträgt, um auf etwaige Fehler gegen beide leichter aufmerksam zu werden.

12. Von dem absoluten Wohlklang und Numerus ist der relative zu unterscheiden, der in der Angemessenheit der Sprachlaute und des Redeganges zum dargestellten Gegenstande besteht. Nicht selten kann, was absolut als Härte, Mißklang oder Mißbewegung zu tadeln wäre, relativ, d. h. in Beziehung auf die dargestellte Sache, Beifall verdienen. Nur hat man sich bei der Anwendung des relativen Wohlklangs und Numerus vor dem Gesuchten zu hüten, und thut wohl, ihm nur dann Raum zu geben, wenn er sich von selbst einstellt.

13. Eigenschaften, die man besonders vom mittlern und höhern Styl verlangen muß, sind Anschaulichkeit und Wärme, die man in den Begriff Lebendigkeit zusammenfassen kann. Anschaulichkeit schreiben wir dem Styl zu, wenn er mit dem Verstande auch die Einbildungskraft

lebhaft beschäftigt, wenn er das Geistige verkörpert, das Abstracte versinnlicht; Wärme, wenn er über der Entwicklung der Gedanken auch die Regungen des Gemüths kund gibt und in dem Leser oder Zuhörer die entsprechenden Empfindungen weckt. Zu den Hauptbelebungsmittein des Stils gehören die sogenannten Tropen und Figuren.

14. Vorstellungen und Begriffe, die zu einander in einer innern oder äußern, uns bekannt und geläufig gewordenen Beziehung stehen, rufen in unserm Innern einander leicht hervor. So wecken einander ähnliche Vorstellungen, und auch entgegengesetzte; die Ursache erinnert an die Wirkung, der abstracte Begriff an den entsprechenden concreten, der Ort an das darin Befindliche, die Zeit an das darin Vorgehende, der Stoff an das daraus Verfertigte, die Eigenschaft an den Gegenstand, dem sie zukommt, das Besondere an das Allgemeine, der Theil an das Ganze, überhaupt der niedere Begriff an den höhern, — und umgekehrt. Verwendet man nun ein Wort nicht zur Bezeichnung desjenigen Begriffs, dem es eigentlich zukommt, sondern eines andern, der mit jenem in einer der angedeuteten Beziehungen steht, so bildet sich eine Trope. Welcher Gewinn aus dem Gebrauch der Tropen entspringt, ist leicht zu erkennen. Statt einer Vorstellung ruft der Trope zwei hervor, bietet also der Einbildungskraft mehr, und setzt zugleich den Verstand durch das Gewahrwerden der Beziehungen in ein erfreuendes Spiel. Das Wichtigste aber ist, daß die Tropen das Abstracte versinnlichen, oder auch, wenn sinnliche Gegenstände bezeichnet werden sollen, diejenigen Theile hervorheben, welche am productivsten auf die Einbildungskraft wirken, sie am kräftigsten zur Erzeugung des ganzen Bildes anregen. So werthvoll nun auch die Tropen für den Styl sind, so sehr ist vor ihrem Gebrauch zu warnen, wenn sie nicht leicht und ungesucht hervorspringen. Sie erscheinen dann als Puz- und Flitterwerk, an dem sich ein unverbildeter Geschmack unmöglich erfreuen kann.

15. Ebenso verhält es sich mit den Figuren. Wenn das Gemüth des Redenden ungewöhnlich erregt oder gehoben ist, so äußert sich dieses, wie in der Gesticulation, so auch in der Rede auf mancherlei Weise: im Klange und in der Bewegung der Sprache, in der Art, die Wörter und Sätze aneinanderzureihen, in der Vertauschung der Satzformen der ruhigbetrachtenden Rede mit andern, worin sich Bewegung kundgibt, in der Unterbrechung des Redeflusses durch Zwischengedanken, die sich aufdrängen, in der Unvollständigkeit des Ausdrucks, wenn die Gedanken fort-eilen, und ein ander Mal wieder, wenn ein Gedanke den Sprechenden besonders fesselt, in der Uebersülle des Ausdrucks, in der Wiederholung desselben in mehreren Formen, in der Entfaltung seines Inhalts, in der Steigerung

desselben, in der Zusammenstellung mit entgegengesetzten u. s. w. Alle solche Abweichungen von dem ruhigen Gange der Rede, durch welche der Ausdruck eine charakteristische Gestalt erhält, nennt man Figuren. Wie sie Ausfluß einer ungewöhnlichen Gemüthsbewegung des Redenden sind, so rufen sie auch eine solche im Zuhörer hervor; und eben dieses ist ihre Bestimmung. Sie dürfen aber, wenn sie wirksam sein sollen, nicht ein äußerlich angehängter Sprachschmuck sein, sondern müssen frei dem Innern entquellen. Unter ihnen wird von den Schülern am meisten die Frage, auch wohl bisweilen der Ausruf durch allzu große Häufung oder Anwendung am unrechten Orte mißbraucht. Lange Reihen von Fragen und Ausrufungen ermüden, statt zu beleben, während eine sparsame und rechtzeitige Anwendung dieser Redefiguren von großer Wirksamkeit ist.

Einzelne Arten der Aufsätze.

§. 19. Stylistische Vorübungen. — Eine zweckmäßige Vorübung für die eigenen freien Arbeiten ist die Auffuchung und Aufstellung der Dispositionen, welche Arbeiten von Schriftstellern zu Grunde liegen. Hierzu bietet besonders Garve in seinen Versuchen, Vermischten Aufsätzen, Abhandlungen über Cicero u. s. w. reichlichen Stoff. Aus dem Handbuche können zu diesem Zwecke die Aufsätze von Möser, Engel, Garve, Reinhard, Jakobs, Schleiermacher, Hegel, Zell (II, 13. 15. 85. 92. 147. 149. 166. 227. 233. 255) u. A. benutzt werden. Sollte sich hierbei ergeben, daß die von den Schriftstellern angewandten Dispositionen zum Theil nicht den Anforderungen entsprechen, die wir an die Dispositionen von Schularbeiten stellen müssen, so darf sich der Schüler hierdurch nicht verletten lassen, es mit seinen Aufsätzen in Anordnung und Gliederung leichter zu nehmen. Eines schickt sich nicht für Alle. Der Meister darf sich von einzelnen Vorschriften entbinden, die der Lehrling strenge zu befolgen hat. An einige solcher Proben aus Schriftstellern darf auch aus dem Grunde, weil sie Bruchstücke eines großen Ganzen sind, der Maßstab abgerundeter Abhandlungen nicht gelegt werden.

Verschieden von diesen nackten Dispositionsskeletten sind Inhaltsangaben, die, das minder Wesentliche eines Aufsatzes ausschließend, seine Hauptgedanken übersichtlicher, als es in dem Aufsatze geschehen, darlegen und aneinanderreihen. Bei ihnen kommt es nicht bloß auf eine Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen an, sondern es wird auch eine angemessene Verbindung der nun einander näher rückenden Hauptgedanken und überhaupt ein gewisser Fluß der Darstellung verlangt.

Eine dritte Art nützlicher stylistischer Vorbereitungen für eigene Arbeiten sind Uebersetzungen. Die hierher gehörigen Uebungen

können sehr mannigfaltig sein, sowohl der Sprache nach, aus der man übersetzt (Latein, Griechisch, Französisch auf Gymnasien; Französisch, Englisch, Latein auf Realschulen), als der Gattung der Schriftsteller nach (Historiker, Redner, Philosophen, Epiker, Dramatiker u. s. w.), als der besondern Aufgabe nach, die man der Uebersetzung stellt. Es kann uns nämlich beim Uebersetzen zu thun sein erstens um die Sache, oder zweitens um die Sprache, oder drittens um das Ganze als sprachliches Kunstwerk. Von dem ersten Falle, der in dem Gebiete des Geschäftslebens als Dolmetschen, ferner bei Uebersetzungen von Zeitungsartikeln, mathematischen, chemischen, geognostischen und andern strengwissenschaftlichen Werken u. s. w. vorkommt, können wir ganz absehen. Beim Uebersetzen um der Sprache willen kann es entweder auf die Sprache der Urschrift, insofern man durch das Uebersetzen in ihr Verständniß eindringen will, oder auf die Sprache der Uebersetzung abgesehen sein, wenn man sie nämlich durch das Uebersetzen sicherer, umfassender, gewandter handhaben lernen, oder auch ihren Kreis ausdehnen, ihre Kräfte entwickeln, schlummernde Reime in ihr wecken will. Das Letztere ist besonders bei den Uebungen, die wir im Auge haben, der Fall. Die dritte Aufgabe, die dem Uebersetzer gestellt werden kann, die Uebersetzung eines Ganzen als eines sprachlichen Kunstwerkes, kann nur vom Meister vollständig gelöst werden. Es gehört dazu, daß sich der Uebersetzer in die Sprache und den Geist des Originals eingelebt habe, und zugleich, daß er die Schätze der eigenen Sprache gründlich kenne und gewandt damit umzugehen wisse; ja, er muß sogar dem neuen fremden Gehalt eine neue Form, dem neuen Geist einen neuen Leib schaffen, dem Instrument seiner Sprache Töne, die bisher geschlummert haben, entlocken. Eine vollständige Lösung dieser Aufgabe ist gewiß nicht die Sache eines Schülers, selbst nicht des reifsten; aber der Versuch einer annähernden Lösung kann immerhin gute Früchte tragen.

Wenn wir das Uebersetzen, sowie die Inhaltsangaben und das Auffuchen von Dispositionen vorliegender Arbeiten als stylistische Vorübungen bezeichnet haben, so soll damit nicht gesagt sein, daß Uebungen dieser Art nicht auch bisweilen mit den eigentlichen Stylübungen wechseln können; wie denn auch in der unten folgenden Aufgabensammlung hier und da ein darauf bezüglicher Theil eingereiht ist.

§. 20. Geschäftsaufsätze, Briefe, Erzählungen, historische Darstellungen. — Die Geschäftsaufsätze schließen wir aus der Reihe der Stylübungen der obern Classe aus. Es wird unterstellt, daß die letztern zugleich im Leben nothwendigern, wie Rechnungen, Quittungen u. dgl. schon auf früheren Unterrichtsstufen, von denen ja schon so viele

Schüler in's Leben treten, behandelt worden sind. Die Schwierigern setzen aber eine genaue Kenntniß der Lebensverhältnisse, auf welche sie sich beziehen, voraus, und gehören daher nicht in die Schule. Ist der Jüngling der obern Classen beim Eintritt in das Geschäftsleben in den andern Arten der Aufsätze recht geübt, so wird er sich auch in den Geschäftsaufsätzen bald zurechtfinden. Unterscheiden sich diese doch ihrem Wesen nach nicht von jenen, bis auf den einzigen Punkt, daß sie jede schöpferische Thätigkeit der Phantasie ausschließen; denn sie sind, wie oben (§. 8) dargethan worden, bald Erzählungen, bald Beschreibungen, bald Abhandlungen u. s. w.

Auch die Briefe möchte ich nur ausnahmsweise als stylistische Uebungen in obern Classen gelten lassen, da die echten Briefe ja auf ganz bestimmten persönlichen Verhältnissen beruhen, welche nicht die Grundlage gemeinsamer Schulübungen abgeben können, und die Fiction solcher zu allerlei Gemachtem, Gefuchtem und Unnatürlichem führt. Einige der in der Aufgabensammlung unter „Beschreibung und Schilderung“ gegebenen Themata lassen sich in Briefform behandeln; doch ist auch bei solchen Stoffen ein häufiger Gebrauch dieser Form nicht rathsam. Insofern es nicht schon auf einer frühern Unterrichtsstufe geschehen ist, mag man immerhin auf den obern Classen das Nöthige über Form, Aufschriften, Uberschriften u. s. w. der Briefe und schriftlichen Eingaben mittheilen; namentlich ist es wünschenswerth, daß die Schüler der obern Classen zu solchen Eingaben an Behörden und Gesuchen an Privatpersonen, wie sie deren entweder noch auf der Schule (z. B. in Betreff der Militärverhältnisse), oder beim Austritt aus derselben bedürfen, einige Anleitung erhalten.

Zu den seltneren und untergeordneten stylistischen Uebungen der obern Classen gehören ferner Erzählungen. Es wird angenommen, daß die minder oder mehr freie Reproduction gegebener Erzählungen schon auf den untern und mittlern Classen geübt worden sei. Die eigene Erfindung des Erzählungsstoffes zu allgemein begrifflich gestellten Aufgaben, wie etwa: „Treue Freundschaft,“ „Hochmuth kommt vor dem Falle,“ „Der bestrafte Leichtsin,“ möchte dem Schüler nur ausnahmsweise zuzumuthen sein. Angemessener erscheinen für die obern Unterrichtsstufen Versuche in historischer Darstellung, die sich an die Schul- oder die Privatlectüre, besonders an die Lectüre fremdsprachlicher Classiker anschließen, und Versuche in freier Bearbeitung erzählender Partien aus griechischen, römischen, französischen, englischen und mittelhochdeutschen Dichtern (z. B. eines Abschnittes aus dem Nibelungenliede, in Böhler's Weise).

§. 21. Beschreibung und Schilderung unterscheiden sich dadurch, daß in der letztern mit dem Object der Beschreibung auch der Eindruck,

den es auf den Beschauenden macht, hervortritt. Die Beschreibung geht darauf aus, ein möglichst treues Bild des Gegenstandes in dem Innern des Lesers hervorzurufen; die Schilderung sucht den Gegenstand gleichsam in der Beleuchtung einer gewissen Gemüthsstimmung, sei es Trauer oder Wehmuth, sei es Freude, Bewunderung u. dgl. zu zeigen. Die Sprache der Schilderung wird daher, als Sprache des aufgeregten Gefühls, lebendiger, wärmer, bilderreicher sein. Beschreibungen und Schilderungen werden gewöhnlich in den Mittelclassen geübt, sind aber sicher auch keine unwürdigen Aufgaben für die obern Classen. Nur verleiten die Beschreibungen und besonders die Schilderungen, da in ihnen das Gefühl des Schildernden hervortreten soll, gar leicht zu Unwahrheit und eitlen Wortprunk, weshalb in der Auswahl der Arbeiten Vorsicht zu empfehlen und für die Behandlung derselben bestimmte Gesichtspunkte, wodurch der Schüler gegen das Eindringen falscher Sentimentalität geschützt wird, anzugeben sind. Wäre z. B. die Aufgabe, eine der Jahreszeiten zu beschreiben, so würde die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß keine sogenannte Schönbeschreibung, sondern eine mehr ruhig erörternde, den Gegenstand von seinen verschiedenen Seiten betrachtende Darstellung erwartet werde, etwa nach folgenden Gesichtspunkten: Eintritt der Jahreszeit, Tageslänge, Temperatur, Physiognomie des Himmels und der Erde, Pflanzenwelt, Thierwelt, Menschenwelt (Beschäftigungen der Menschen: des Landmanns, Gärtners, Fischers u. s. w.; Kinderspiele, Feste). Von jeder in dieses Gebiet gehöri gen Arbeit verlange man, daß sie auf einem festen Dispositionsgerüste ruhe. Schon hierdurch wird manchem unwahren und leeren Wortwesen vorgebeugt. Wie mannigfaltig übrigens die Aufgaben sein können, zeigt ein Blick auf die unten in der Sammlung Nr. 23 bis 70 gestellten Themata. Die Naturreiche, die Elemente, die wechselnden Jahres- und Tageszeiten, Länder- und Völkerkunde, überhaupt die Menschenwelt von ihren tausend Seiten, Technik, bildende Kunst u. s. w. bieten überreichen Stoff dar. In der Regel werden nur Beschreibungen und Schilderungen solcher Gegenstände zu verlangen sein, die im Kreise der eigenen Anschauung und Erfahrung des Schülers liegen. Ausnahmsweise mag man ihn auch einmal an seine Phantasie verweisen. Ist er z. B. durch seine Studien mit dem betreffenden Stoffe aus den Antiquitäten oder der Länder- und Völkerkunde hinreichend vertraut geworden, so kann man ihm etwa zur Aufgabe machen, eine bestimmte Scene aus dem Alterthum oder einem entfernten Erdtheile darzustellen. Seine Einbildungskraft wird durch solche Aufgaben einen Anstoß erhalten, den im Unterricht oder bei der Lectüre aufgenommenen Stoff zu verbinden und zu beleben.

Es gibt mannigfache Kunstmittel, die Anschau-

lichkeit, Klarheit und Lebendigkeit eines Bildes zu erhöhen, die sich am besten von guten Dichtern, besonders von Homer erlernen lassen. Dabin gehört die von Lessing gegebene Regel, daß man einen zu schildernden Gegenstand nicht darstellen solle, wie er da ist, sondern wie er wird, und somit die Beschreibung in Erzählung zu verwandeln habe. So malt Homer den Schild Achill's nicht als einen fertigen, sondern als einen entstehenden; so setzt bei ihm Hebe den Wagen des Zeus Theil auf Theil: Räder, Achse, Sitz u. s. w. vor unsern Augen zusammen. Ebenso läßt Goethe im Gedichte „Amor als Landschaftsmaler“ (I, 142) eine Landschaft, die sich allmählig aus dem Nebel entwickelt, durch poetische Fiction als Gemälde von der Hand Amors, Zug für Zug, entstehen. Wo eine solche Fiction nicht statthaft ist, kann man sich des Lessing'schen Mittels in einer etwas modificirten Weise bedienen, indem man nämlich das zu schildernde Ganze vor einer bestimmten Person sich allmählig entfalten läßt, wie z. B. Goethe in Hermann und Dorothea im Eingange des Buches Euterpe (I, 165, B. 7—60) verfährt. Ein anderes Kunstmittel ist die Darstellung der Wirkung, die eine Erscheinung auf die Zuschauer macht, wie Homer in der Ilias (III, 156) die Schönheit der Helena durch den Eindruck, den sie auf die Versammlung der Aeltesten in Troja macht, veranschaulicht, wieder ein anderes die Prädisponirung der Einbildungskraft durch Erregung von Affecten (Erwartung, Furcht, Hoffnung), ehe man den Gegenstand erscheinen läßt.

§. 22. Charakteristiken. Als eine besondere Art der im vorigen Paragraphen besprochenen Aufsatze können Schilderungen von Charakteren, sowohl einzelner Individuen, als ganzer Charaktergattungen, Völker und Zeiträume betrachtet werden. Für die Schulübung empfiehlt man die Schilderungen moralisch-psychologischer Charaktere, also ganzer Charaktergattungen, z. B. des Geizigen, des Heuchlers, des Zerstreuten u. s. w. Zu den leichtesten Arbeiten sind sie aber weder was den Stoff, noch was die Darstellung betrifft, zu rechnen. Sie setzen eine Beobachtung des Lebens und theilweise eine Aufmerksamkeit auf Schwächen und Thorheiten der Menschen voraus, die bei jungen Leuten nicht anzunehmen und selbst nicht immer wünschenswerth ist. Die Darstellung macht insofern zu schaffen, als es nicht leicht ist, einer gewissen Eintönigkeit und Ungelenkheit zu entgehen. Der Schüler wird wohl thun, eine Person mit bestimmtem Namen als Repräsentant der Gattung einzuführen, wie es in dem Musterstücke von Gellert (II, 10) geschehen ist. Manchmal ist es zweckmäßig, den Gattungscharakter an mehrere Personen zu vertheilen, namentlich dann, wenn ein Charakter in verschiedenen Schattirungen, die sich in derselben Person nicht leicht beisammen finden, dargestellt werden soll.

In andern Umständen ist die Schwierigkeit der Schilderung individueller Charaktere begründet. Wenn bei den allgemeinen Charakteren gleichsam die Wurzel, aus der die einzelnen Erscheinungen, die Aeußerungsweisen des Charakters hervowachsen, gegeben ist, diese Aeußerungsweisen aber aus der Erfahrung zu suchen und zu sammeln sind: so liegen umgekehrt bei den individuellen Charakteren die Erscheinungen, die Thatfachen vor, und es gilt, das innere Band derselben aufzufinden und nachzuweisen. Zu einer vollkommen befriedigenden Lösung einer solchen Aufgabe gehört meistens mehr, als man von jungen Leuten erwarten darf. Es ist hier bei dem Combinationsvermögen, der Thätigkeit der Phantasie ein weiter Spielraum gelassen, worin der Geist leicht haltlos umherschweift, wenn er nicht durch gründliche und umfassende Studien und durch eine reiche Menschen- und Lebenskenntniß festere Richtpunkte gewonnen hat. Indes stellt die Schule auch ihre Anforderungen an solche Charakteristiken mäßiger. Sie ist zufrieden, wenn der Schüler die zerstreuten Erscheinungen und Thatfachen umsichtig sammelt und verständig gruppirt, so daß das Verwandte sich aneinander reiht, und wenn er daraus die hervorragenden Charakterzüge mit geziemender Bescheidenheit des Urtheils herzuleiten sucht; und in dieser Beschränkung ist die Charakterschilderung eine in mancher Hinsicht bildende Übung. Häufig wird die Neben- oder Gegeneinanderstellung zweier ähnlicher oder entgegengesetzter Charaktere den Schülern leichter, als die Darstellung eines Charakters. Wo sich dieses zeigt, mag man die in §. 25 besprochenen Parallelen vorangehen lassen.

Unter den individuellen Charakteren sind historische Personen, literargeschichtliche und Personen größerer poetischer Schöpfungen (Dramen, Epen, Romane, Novellen) hervorzuheben. Von diesen werden die letztgenannten dem Schüler dadurch erleichtert, daß die einzelnen Züge des Charakterbildes ihm innerhalb einer einzigen Dichtung, wenn auch zerstreut, vorliegen, und selbst für die räthselhaften und anscheinend sich widersprechenden Züge von dem Dichter erklärende Winke gegeben sind, während bei den historischen Charakteren oft umfassende geschichtliche Studien zur Aufhellung von Widersprüchen oder zum Ausfüllen von Lücken gestellt werden müssen. Auch die literarischen Charakterschilderungen, bei denen es sich nur die Charakteristik einer Person als Schri handelt, sind im Allgemeinen leichter historischen. Außerdem kann aber die Schilderung ganze Gruppen räumlich, durch Abstammung, gemeinsames Streben u. s. verbundener Individuen zum Gegenstande deren Gemeinsames aufgesucht und werden soll, Aufgaben, die sich von derungen allgemeiner moralischer Charaktere wesentlich unterscheiden.

er dieser Arten finden sich unten in der Aufsammlung Nr. 71 bis 132 angedeutet.

§. 23. Abhandlungen. — Die Aufsätze, wir unter dem Namen Abhandlungen zusammengefaßt haben, stimmen zwar alle darin überein, daß sie sich hauptsächlich mit dem innern Zusammenhange der Dinge beschäftigen und an Verstand wenden, können aber nicht bloß Gegenständen nach, deren Zusammenhang sie stellen, sondern auch nach der Art dieses Zusammenhanges sehr verschieden sein. Ihr gemeinsamer Hauptzweck ist Belehrung, und somit können wir sie auch sämmtlich als Lehraufsätze eichnen. Manche aber regen, indem sie belehren, zugleich das Gemüth des Lesers lebhaft, und wenn dieses durchgängig der Charakter des Aufsatzes ist, so nennt man ihn Betrachtung. Betrachtungen sind also Lehraufsätze mit den lyrischen Elementen und starker rhetorischer Färbung. Die Stoffe können sehr mannigfaltig sein, und aus der Natur, wie aus der Menschheit entnommen werden: „Betrachtungen beim Anblick des gestirnten Himmels“, „Am Meeresande“, „Am Ufer eines Stroms“, „Auf dem Gipfel eines Berges“, „In einer Schneelandschaft“, „An meinem Geburtstage“, „Beim Abschiede“, „Am Schlusse des Schuljahres“, „Auf dem Friedhofe“, „Beim Anblick eines stillen Baches“, „Beim Anblick einer Großstadt“, „Beim Anblick eines belebten Seehafens, eines Eisenbahnguges“ u. s. w. Die meisten solcher Themata haben aber ihr Bedenkliches. Wenn man Einem den Ausdruck von Empfindungen zur Aufgabe macht, so setzt man ihn der Gefahr aus, Empfindungen zu erheucheln oder gewaltsam in sich zu erregen und zu steigern. Gutarteten gefühlvollen Jünglingen ist es eigen, die edelsten und besten Empfindungen entweder ihrer Brust zu verschließen, oder nur dem besten Freunde oder dem sorgfältig gehüteten Gebrauche anzuvertrauen; und diese sittliche Scheu dient zarte Schonung.

Eine zweite Art von Abhandlungen, die von Betrachtung am weitesten absteht, weil sie Gefühlsausdruck ganz ausschließt, sind die Begriffsentwickelungen. Sie haben die Aufgabe, einen Begriff nicht bloß mittelst einer Definition (der Angabe der nächsten Gattung, unter welche er gehört, und der unterscheidenden Merkmale), sondern noch durch anderweitige Mittel möglichst aufzuhellen. Man beachtet dabei zweckmäßig folgenden Gang: Zuerst erklärt man die Worterklärung (Etymologie) und klärt den weitern und engeren, den uneigentlichen und eigentlichen Sprachgebrauch, sowie häufigen Mißbrauch des Wortes. Dann läßt man die Sacherklärung (Definition) folgen. Darauf veranschaulicht man den Begriff durch Beispiele; schließlich weist man sein Verhältniß zu verwandten und entgegengesetzten Begriffen nach. Bei einigen Aufgaben dieser Art ist es

zweckmäßiger, die letztgenannten Mittel in umgekehrter Reihenfolge anzuwenden. Nach einem solchen Schema lassen sich nicht bloß einzelne Wörter, wie „Aberglaube“, „Großmuth“, „Uebermuth“, „Leichtsinn“, „schlecht“, „höflich“, sondern auch ganze Redensarten, wie „Die Saiten zu hoch spannen“, „Durch die Finger sehen“, „Das Kind mit dem Bade verschütten“ behandeln. Man wird aber dergleichen Aufsätze ebenso wenig, wie die Betrachtungen, dem Schüler häufig zumuthen, und zwar aus dem entgegengesetzten Grunde, weil sie Empfindung und Phantasie zu wenig in Anspruch nehmen.

Wichtiger für unsern Zweck ist eine dritte Art von Abhandlungen, die man auch Entwickelungen nennen kann, bei denen es sich aber nicht um Entwicklung und Aufhellung eines Begriffs oder des Sinnes einer Redensart handelt, sondern um Entfaltung, Begründung und Anwendung eines gegebenen Textes, einer in bündiger Form ausgesprochenen Wahrheit. Nicht etwa bloß, was der Sinn der ganzen Textes sei, soll dargethan werden, sondern vorzugsweise, daß der darin ausgesprochene Gedanke wahr sei und sich im Leben u. in der Erfahrung bewähre. Als Themata zu solchen Arbeiten eignen sich sowohl Sprichwörter, welche Volksweisheit in gedrängter, kernhafter Form aussprechen, als Sentenzen aus Prosaklern und besonders aus Dichtern; denn der Dichter versteht es vor Andern, die Fülle des Lebens in einen engen Raum zusammenzufassen, das Mannigfaltige zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten und zur allgemeinen Wahrheit zu erheben. Die hieher gehörigen Aufgaben sind gewiß in hohem Grade bildend und daher empfehlenswerth; aber die Behandlung mancher Themata wird erfahrungsmäßig den Schülern sehr schwer. Am leichtesten werden ihnen diejenigen, auf die sich das oben in den §§. 15 und 16 veranschaulichte Dispositionsverfahren anwenden läßt; es sind grade diejenigen, die sich auch leicht in Themata zu „Erörterungen“ und „Untersuchungen“ (von denen im nächsten Paragraphen gehandelt wird) umformen lassen. Heißt z. B. das Thema: „Gefährlich sind des Ruhmes hohe Bahnen“, so ergeben sich leicht Behandlungsart und Stoff, wenn man es in ein Erörterungsthema umwandelt: „Welche Gefahren bringt der Ruhm?“ oder: „Ueber die mit dem Ruhm verknüpften Gefahren“. Aber in den meisten Fällen ist eine solche Umformung unstatthaft und würde von der eigentlichen Aufgabe ableiten, welche verlangt, daß die ganze Arbeit von dem gegebenen Text ausgehe und überall darauf zurückführe. Daher haben schon die Alten für die Behandlung dieser Art von Aufgaben ein besonderes Schema, die Form der Ehre, ausgedacht.

Ehre (*xpsia*, *usus*, Nutzen und Nutzenanwendung) bezeichnet dasselbe, was oben Entwicklung genannt ist, eine Abhandlung, welche eine be-

deutungsvolle Sentenz, einen Spruch, der eine Erfahrung der Lebensflughelt oder Lebensweisheit ausdrückt, erläutert und für den Leser fruchtbar macht; nur daß die Ausführung nach einer Reihe bestimmter vorgeschriebener Punkte geschieht. Diese sind 1. der Eingang (*exordium*, auch *encomium* s. *dictum cum laude auctoris*, weil darin gewöhnlich der Urheber des Spruches rühmend erwähnt wird); 2. die Umschreibung des Spruches (*paraphrasis* s. *expositio*), verbunden mit der Erklärung der einzelnen Begriffe, sofern dieses nöthig ist; 3. die Begründung (*aetiologia* s. *causa*), der Haupttheil der Arbeit; 4. die Erläuterung durch das Gegentheil (*contrarium*); 5. die Erläuterung durch eine Vergleichung oder ein wirkliches Gleichniß (*simile*); 6. die Erläuterung durch ein Beispiel (*exemplum*) oder mehrere; 7. die Anführung eines Zeugnisses (*testimonium*) oder mehrerer, wozu sich nicht bloß Aussprüche berühmter Männer, sondern auch Sprichwörter, Gebräuche, Symbole u. dgl. eignen; 8. der Schluß (*epilogus*), der den Hauptgedanken wiederholt und zur Werthachtung und Befolgung desselben auffordert.

Es ist nicht erforderlich, nicht einmal rathsam, bei jeder Entwicklung die Form der Ehrie zu Grunde zu legen; indeß wird sich die Ausführung von selbst dieser Form mehr oder minder annähern. Zuweilen ist der zur Erläuterung aufgegebene Spruch der Art, daß man ihn nicht unbedingt gelten lassen darf, oder gar das Gegentheil behaupten kann, wie wenn etwa das Thema hieße: „Gedanken sind gollfrei“ oder „Das Leben ein Traum“. In solchen Fällen gestaltet sich die Entwicklung zu einer Prüfung oder einer Widerlegung, auf welche die Form der Entwicklung nur theilweise anwendbar ist.

Zu unterscheiden von den Entwicklungen sind Abhandlungen über ausgeführte Texte, die man weltliche Homilien nennen kann. Solche ausgeführte Texte sind z. B. aus Schiller's „Lied von der Glocke“ (I, 207) die Verse von 106 — 118, ferner 118 — 132, 300 — 309, aus dem Gedichte „Die vier Weltalter“ (I, 211), die Strophen 2 — 4, oder der Spruch von Hippel: „Ein gutes Gewissen ist besser als zweien Zeugen; es verzehrt den Kummer, wie die Sonne das Eis; es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet, ein Stab, wenn du sinkst, ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht, ein Ruheklissen im Tod.“ Indem hier der Aufsatz seinem Gange nach der schon im Text gegebenen Zergliederung folgt, erhält er offenbar eine ganz andere Gesamtform, als die Entwicklung einer einfachen Sentenz, wenngleich die einzelnen Theile ähnlich, wie diese, behandelt werden können. Es leuchtet ein, daß weltliche Homilien, des größern Stoffreichtums und der schon mit der Aufgabe gegebenen Haupteintheilung wegen, dem Schüler leichter werden müssen, als Ehrien oder Entwicklungen einzelner Sprüche überhaupt.

§. 24. Fortsetzung (Abhandlungen). — Wir kommen nun zu denjenigen Abhandlungen, an denen der Schüler sich vor allen andern im Eintheilen und Disponiren, überhaupt in logisch strenger Durcharbeitung des Stoffes üben kann, und die daher auch mit Recht auf den obern Classen, besonders in Prima, die erste Stelle einnehmen; es sind die Erörterungen und Untersuchungen. Sie stimmen darin überein, daß in ihnen ein Gegenstand von verschiedenen Seiten sorgfältig betrachtet und darüber ein möglichst vielseitiger Aufschluß gegeben wird, und unterscheiden sich nur dadurch, daß der Stoff zu Erörterungen mehr durch Nachdenken und Erfahrung, zu Untersuchungen mehr durch Studien gewonnen wird. Die Frage: „Warum sind Kenntnisse höher zu schätzen, als Reichtum?“ führt zu einer Erörterung, die Frage: „Welche Umstände förderten die Verbreitung des Christenthums?“ zu einer Untersuchung. Indessen gehen begreiflicher Weise diese Arten leicht ineinander über. Von den Entwicklungen, Ehrien und weltlichen Homilien unterscheiden sich beide wesentlich, indem in jenen die Wahrheit oder die Hauptidee als Thema hingestellt ist, und die Ausführung dieselbe zu entfalten, zu begründen und fruchtbar zu machen hat, während hier das Wahre erst zu ermitteln und zur Darstellung zu bringen ist. Der Stoff läßt sich aus den verschiedensten Gebieten entnehmen; in Schulen wird man wohlthun, sich vorzugsweise an die Staaten-, Cultur- und Literaturgeschichte, Geographie, Naturwissenschaft und Aesthetik zu wenden, doch auch die moralischen und psychologischen Themata nicht ganz zu verschmähen.

Seitdem in den Schulen eine eingehende, mit Erläuterung und Kritik verbundene Lectüre der deutschen Classiker üblich geworden ist, hat man unter die deutschen Stylübungen auch schriftliche Erläuterungen und Kritiken von liegender Lesestücke, insbesondere von Gedichten aufgenommen. Diese Aufsätze können wieder mannigfacher Art sein: es kann bloß Erläuterung, oder bloß Kritik, oder Beides verlangt werden; Erläuterung und Kritik können sich wieder auf sehr verschiedene Dinge beziehen, z. B. bei einem Gedichte auf Sprachliches, Metrisches, innern Bau, Grundidee, Inhalt u. s. w. In einer hieher gehörigen Aufgabe ist es daher empfehlenswerth, immer genau zu bezeichnen, was man verlangt, und, wenn Mancherlei gefordert wird, ein Schema zu dictiren, an das der Schüler zu halten haben. Ist eine Aufgabe sehr umfassend, so ist es rathsam, in einer Aufgabe sie auch nur von einer Seite behandeln lassen zu lassen, z. B. Schiller's „Lied von der Glocke“ mit Rücksicht auf den innern Bau. Kleinere Gedichte können als Themata für weltlichen Homilien dienen, z. B. die „Glocke“ im Handbuche I, S. 204. Anders wird es aus mehreren Gesichtspunkten, die aber nicht

Hauptseite angehören, betrachten, z. B. mit Rücksicht auf Metrum, Vers- und Strophenform, etwaige metrische Lizenzen, Cäsur, hiatus, Elision, Reime, Assonanz, Alliteration, Vertheilung des Inhalts in die Strophenform, Angemessenheit des Rhythmus, der Vers- und Strophenform, der Reime zum Inhalt u. s. w. Manche Balladen bieten, wenn man sie mit ihren Quellen vergleicht, Stoff zu nützlichen und bildenden schriftlichen Arbeiten. Und so lassen die in diesen Kreis fallenden Aufgaben noch mannigfache Abwechselungen und Combinationen zu. Bei allen aber ist zu wünschen, daß das Bestreben der Schüler mehr auf Eindringen in den Geist und die Intentionen des Dichters, mehr auf Verständniß und Auffassung der Vorzüge eines Gedichtes, als auf Kritik, auf Lob und Tadel gerichtet seien.

§. 25. Parallelen, Vergleichen und Entgegenstellungen. — Eine ergiebige Quelle anziehender Aufgaben liegt in der Vergleichung und Entgegenstellung, sei diese nun erzählend, oder beschreibend, oder betrachtend, entwickelnd, erörternd, untersuchend, oder gemischter Natur. Erzählende Parallelen werden selten rein und ungemischt sich finden; sie gehen leicht in vergleichende Schilderung und Betrachtung über. Im Handbuche gehört das erste Prosastück „Haller und Hagedorn“ hieher; in ähnlicher Weise ließen sich etwa Goethe's und Schiller's Kindheit und Jugend vergleichend behandeln. Bei der nebeneinanderstellenden Erzählung, wie beim Parallelisiren überhaupt, hat man darauf zu achten, daß die beiden Ganzen in die rechte Anzahl von Gliedern, die man paarweise einander gegenüberstellt, zerfallen. Es wäre offenbar dem Geseß der Ueberschaulichkeit zuwider, wenn man erst das eine Ganze und dann das andere, jedes stetig, darstellte; man würde dann, wenn auch beide Darstellungen noch so ebenmäßig und übereinstimmend gehalten und gegliedert wären, doch dem Leser die Mühe des Rückblickens und des Zusammenstellens der einzelnen Glieder zumuthen. Andererseits hat man sich aber auch vor einer zu weit gehenden Zerstückelung der beiden Stoffe zu hüten, da nicht bloß die Theile, sondern auch die beiden Ganzen in Vergleich gestellt sind, und daher die Anschauung beider festgehalten werden muß.

Unter den beschreibenden Parallelen sind besonders die vergleichenden Charakteristiken bemerkenswerth, die man vorzugsweise unter dem Namen Parallelen begreift. Sie können entweder zwei Charaktergattungen (z. B. den Reugierigen und den Witzbegierigen), oder zwei individuelle Charaktere (meistens historische oder literarhistorische Personen) nebeneinanderstellen; ferner lassen sich allgemeinere historische Erscheinungen, Zustände, Einrichtungen, ganze Staaten und Völker in Vergleich bringen; desgleichen läßt sich aus dem Gebiete der Geographie, der

Naturgeschichte, der Klimalehre, überhaupt der Naturkunde, Stoff zu anziehenden Parallelen gewinnen. Hierbei ist überall festzuhalten, daß zu solchen Aufgaben sich nicht bloß Gegenstände eignen, die ähnliche Eigenschaften, sondern auch solche, die entgegengesetzte, und solche, die ähnliche neben entgegengesetzten oder auch bloß verschiedene Eigenschaften haben. Eine besondere Erwähnung verdient eine Art vergleichender Betrachtungen, die man allegorisirende Parallelen nennen könnte, bei welcher die beiden in Vergleich gestellten Objecte nicht, wie sonst gewöhnlich in Parallelen, auf gleicher Reihe, in gleichem Range stehen, sondern das eine nur als Bild oder Spiegel des andern dient, wie in den Aufgaben: „Die Welt ein Jahrmarkt“; „Der Mensch ein Pilger“. Dann heben wir noch als eine sehr anzuerkennende Uebung die Vergleichung von Dichtungen ähnlichen Inhaltes hervor, die, wie die Betrachtung eines einzelnen Gedichtes, entweder auf eine oder auf mehrere Seiten (Versbau, Sprache, Composition, Motive, Charakterzeichnung u. s. w.) gerichtet sein kann. — In allen genannten Arten von Parallelen wechselt die Schilderung vielfach mit Betrachtung, Erörterung, Untersuchung und Erzählung.

§. 26. Gespräche. Es ist sehr rathsam, zwischen die Uebungen in Abhandlungen, die man mit Recht auf den obern Classen vorwalten läßt, bisweilen eine Uebung im Gesprächsstyl einzureihen. Bewegen sich die stylistischen Uebungen ununterbrochen in Entwicklung, Erörterung, Untersuchung, Betrachtung, so wird dem Schüler zur Anwendung einer Menge von Wendungen und Darstellungsformen kein Anlaß geboten, die zwar im geselligen Leben ihm entgegentreten, aber behufs des schriftlichen Gebrauchs der Veredelung bedürfen. Die Uebungen in der Gesprächsform sollen ihm Gelegenheit geben, Natürlichkeit, Leichtigkeit und Lebendigkeit der Darstellung mit Gewähltheit, Bündigkeit und Ordnung zu verbinden, und sollen auch auf seine Conversation veredelnd zurückwirken. Ein gewöhnlicher Fehler, in den besonders Schüler, die sich längere Zeit in Abhandlungen geübt haben, bei der Anwendung der Gesprächsform leicht verfallen, ist der, daß sie die Personen, statt mit einander, bloß nach einander reden lassen. Gewöhnlich vertritt dann eine die Ansichten des Verfassers und bestreitet die Hauptkosten der Unterhaltung, während die andere nur hier und da eine Einwendung macht und sich zuletzt für überzeugt und überwunden erklärt. Behandelt man so das Gespräch, so ist es allerdings eine der leichtesten Stylformen, während das echte Gespräch, das, wie ein Drama, die Personen in lebendige Wechselwirkung setzt, zu den schwierigsten und zugleich übeln Stylgattungen gehört. Stellt man sich noch weiter die Aufgabe, daß die Theilnehmer des Gesprächs als Charaktere, nicht bloß

als Träger bestimmter Ansichten, sich darstellen, daß ihre Aeußerungen mit ihrer Denk- und Empfindungsweise zusammenstimmen und als natürliches Ergebniß ihrer ganzen Persönlichkeit und Lebenslage erscheinen: so steigert sich die Abfassung eines Gesprächs zu einem künstlerischen Schaffen, das nicht Jedermanns Sache und nicht von Jedem zu fordern ist. Indes schließen auch die leichtern Gesprächsarten manche übende Elemente in sich. Schon auf den mittlern Classen lassen sich Gespräche nach Erzählungen oder nach Räthseln bilden. Bei jenen ist der Zweck, das zu Erzählende durch unmittelbare Gegenwart der Redenden und Handelnden zu veranschaulichen, bei diesen, das Aufgeben, Suchen, Fehlgreifen und endliche Finden an einem Kreise mitwirkender Personen lebendig darzustellen. Höher hinauf sind andere Stoffe zu wählen, und zwar bieten sich zunächst Gegensätze, wie „Stadt und Land“, „Krieg und Frieden“, „Für und wider Eisenbahnen“ als leicht zu behandelnde Themata dar. Doch muß nicht nothwendig eine Streitfrage Gegenstand des erörternden Gesprächs sein, da ja auch irgend Etwas aus der äußern oder innern Erfahrung, worüber die Redenden durchaus nicht im Streit sind, sondern Aufklärung suchen, zum Gespräch einen natürlichen Anlaß bietet.

So sehr ein gutes Gespräch sich dem Anscheine nach in völliger Freiheit bewegt, so muß ihm doch ein fester Plan, eine wohlgeordnete Disposition zu Grunde liegen. Bei solchen Gesprächen, die eine Streitfrage behandeln, thut der Schüler wohl daran, sich zwei Paralleldispositionen vorzulegen, worin die streitenden Ansichten Punkt für Punkt einander gegenübergestellt sind. Es versteht sich aber, daß in der Ausföhrung dieses Doppelschema nicht hervorblenden darf, sondern der Schein einer freieren Bewegung der Gedanken gewahrt sein muß. Je schwieriger oft das Letztere, und je mehr Kunst überhaupt auf die Darstellung im Gespräche zu verwenden ist, um so mehr ist es anzuerkennen, zu den ersten Uebungen dieser Art Stoffe zu benutzen, die bereits früher in Abhandlungen bearbeitet worden sind.

§. 27. Reden. — Unter den zahlreichen Arten von Reden (der gerichtlichen, parlamentarischen, Kanzels, Tauf-, Trau-, Grab-, Fest-, Gedächtnißreden u. s. w.) gibt es nur wenige, die der Schuljugend zur Uebung empfohlen werden können. Eine echte Rede muß eine Casualrede sein, d. h. durch einen hervorragenden Fall, einen bestimmten Anlaß hervorgerufen, der den Einzelnen bestimmt, vor einer Versammlung als Sprecher aufzutreten, um sie für seine Ansichten zu gewinnen, ihre Entschlüsse nach seinem Wunsche zu lenken, ihre Gefühle in seinem Sinne zu erregen. Solche Anlässe bietet das Schulleben nicht leicht; und wenn sie sich ergeben, so ist gewöhnlich nicht sowohl der Schüler, als der

Lehrer berufen, vor der Gesamtheit als Redner aufzutreten. Fingirt man aber dergleichen Fälle und Anlässe, so entsteht die Gefahr, die wir bei allen Stylübungen so gerne vermeiden wissen möchten, daß der Schüler in unwahre Declamation und hohles Wortgepränge verfällt. Und doch sind Uebungen in der Redeform für den Schüler aus manchen Gründen zu wünschen. Die Veranlassungen zu mündlichen Vorträgen, welche die öffentlichen Prüfungen bieten, kommen zu selten, und die dann gehaltenen Reden fordern, eben weil sie öffentlich sind, ganz eigene Rücksichten. Deshalb möchten von Zeit zu Zeit wiederkehrende Redeübungen, auf den Kreis der Schule beschränkt und mit Vermeidung öffentlicher Schaustellung, vor der versammelten Anstalt oder einigen Classen, in Gegenwart mehrerer oder aller Lehrer angestellt, sehr zu empfehlen sein. Zu solchen Redeacten wären vorzugsweise Jahrestage denkwürdiger Ereignisse, Geburts- und Sterbetage verdienter und großer Männer zu wählen, und es würde dann nicht an angemessenem Redestoffe fehlen. Denn die Schule ist eine Pflanzstätte der Religiosität, der Humanität, der Wissenschaft und Kunst, der Cultur im weitesten Sinne; die Helden aller dieser sind auch die übrigen; die Schule ist eine vaterländische Anstalt, die patriotischen Männer sind die Leitsterne, an denen der Blick der vaterländischen Jugend hängen soll; die Schule gehört einer Provinz, einer Stadt an; allen Männern, die sich um diese Verdienste erworben haben, gebührt der Dank und die Anerkennung der Anstalt; die Schule hat auch ihre eigene Geschichte, auch diese kann Gelegenheit zu erhebender Erinnerung bieten. Nicht minder kann das Lob einer Wissenschaft, für die sich ein Jüngling besonders begeistert, ein passender Redestoff sein. In diesem Sinne sind denn auch unten in der Aufgabensammlung einige Themata aufgestellt. Eine andere Gruppe von Aufgaben, die sich dort findet, verlangt, daß der Schüler sich in einem wichtigen Moment des Lebens einer historischen Person versehe, und sich in ihrem Sinne als Redner vor einer fingirten Versammlung auftretend denke. Hierbei ist Nichts für die Unbeharrlichkeit des Schülers zu besorgen; denn Unbeharrlichkeit vereinigt sich ja, das Bewußtsein festzuhalten, daß man es hier nur mit einer rhetorischen Uebung zu thun habe. Meistens sind dergleichen Themata zur bloßen schriftlichen Bearbeitung, nicht zu mündlichen Vorträgen bestimmt. Nur aber auch Letzteres der Fall ist, so erscheint der ganze nichtsdestoweniger allen Betheiligten, den Zuhörern, wie dem Vortragenden, im Sinne eines zur Uebung angestellten rhetorischen Spiels, und es lassen sich daher um so unbedenklicher Erörterungen und Ausstellungen über Inhalt und Gesticulation anknüpfen.

§. 28. Metrische Uebungen. — In neuerer Zeit hat man sich von mehreren Seiten

her lebhaft für die Einführung deutscher metrischer Uebungen in die Schulen ausgesprochen. In der That möchte auch in wenig andern Arbeiten eine solche Geistes-Gymnastik liegen, und wenige gleich rasch zu einer bedeutenden Herrschaft über die Sprache führen. Was man über die Gefahr geäußert, daß durch sie der krankhafte Hang zum Versmachen genährt werde, erscheint bei genauerer Prüfung als ungegründete Besorgniß. Im Gegentheil werden unter der Leitung eines verständigen Lehrers diese Uebungen zu einem Präservativmittel gegen die gefürchtete Krankheit. Durch sie kann es dem Schüler am leichtesten zum Bewußtsein gebracht werden, wie schwer es ist, auch nur den äußern formellen Anforderungen, die man an ein Gedicht stellen muß, zu genügen, und wie wenig ein versificirtes Redestück durch bloße äußere technische Vollendung zum Gedichte wird. Es wäre sicher kein Uebel, wenn Gewandtheit im Versificiren Eigenthum jedes Gebildeten würde. Man läme dadurch am gewissesten dahin, nur den für einen Dichter anzusehen, der einen genialen Gehalt in die schöne Form zu legen weiß.

Da für dergleichen Uebungen noch wenig geschehen ist, und, wenn sie nicht gehörig abgestuft werden und mit zu schwierigen Aufgaben beginnen, die Schüler leicht den Muth verlieren: so erscheint eine sorgfältig angelegte Sammlung metrischer Aufgaben nebst einer eingehendern Anleitung zur Lösung derselben, wie sie hier der Raum nicht zu geben verstattet, für die Schulen wünschenswerth. Ich habe eine solche Sammlung versucht und gedenke sie nächstens zu veröffentlichen; einstweilen erlaube ich mir, die Lehrer auf zwei Abhandlungen im Archiv für den deutschen Unterricht (Düsseldorf 1843, I, 127 ff. u. 1844, IV, 119 ff.) zu verweisen, an welche sich die hier gegebenen Winke anschließen.

Nachdem aus der Theorie das Nöthige mitgetheilt, und als erste Uebung das Wiederordnen reimloser Verse, die man in gestörter Ordnung dictirt hat, vorgenommen worden ist: kann man mit Schülern der obern Classen zum selbstständigen Bauen reimloser jambischer Fünffüßler übergehen. Angemessenen Stoff zu vorbereitender Uebung bietet das von Goethe unter dem Titel *Elpenor* unvollendet hinterlassene Schauspiel, worin der jambische Fünffüßler, als herrschender Vers, mit kürzern oder längern jambischen, auch zuweilen mit trochäischen, daktylischen und anapästischen Versen wechselt. Man kann sich nun die Aufgabe stellen, eine Partie des Stückes, etwa die Erzählung der Antiope vom Verlust ihres Sohnes (I, 4) in reinere fünffüßige Jamben, bei möglichster Schonung des Inhaltes, umzuwandeln. Andere Stellen, z. B. der Schluß des genannten Auftritts, wo Antiope den Elpenor zum Nachgelübde auffordert, eignen sich zu Uebungen im reimlosen trochäischen Fünf-

füßler. Daran reiht sich zweckmäßig die Bearbeitung einer geeigneten Prosa: Dichtung in jambischen Quinaren, wie etwa der Paraphrase „Der sterbende Schwan“ von Herder (II, 102):

„Muß ich allein denn stumm, gefanglos sein?“
Sprach traurig zu sich selbst der stille Schwan,
Im Glanz des schönsten Abendroths sich baskend u. s. w.

Sodann könnte die Uebersetzung eines Bruchstückes aus einer französischen oder englischen Tragödie in reimlosen jambischen Quinaren folgen. Wenn die Schüler des Englischen hinreichend mächtig sind, so beginnt man zweckmäßig mit einem englischen Stücke, da die Uebersetzung aus dem französischen Alexandriner mit eigenen, in der regelmäßigen Gliederung des Verses begründeten Schwierigkeiten verknüpft ist. Bevor man hierauf weiter zu gereimten jambischen und trochäischen Versen schreitet, ist es rathsam, Versuche im heroischen und elegischen Versmaße vorangehen zu lassen. Auch hier wird der Anfang mit dem Wiederordnen und Ergänzen perturbirter und verstümmelter Hexameter und Pentameter zu machen sein. Dann lassen sich Versuche in Sponen und Epigrammen in Distichenform anschließen, zu denen der Stoff entweder vom Lehrer dictirt, oder vom Schüler aus der Lectüre gesammelt wird (Archiv 1844, IV, 122); oder es werden einige in poetischer Prosa abgefaßte Stücke (wie Geyser'sche Idyllen, Hirschfeld'sche Landschaftsbilder, Partien aus Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, schwungreiche Stellen aus Schiller's ästhetischen Abhandlungen) zur Bearbeitung in heroischem und elegischem Versmaße aufgegeben. Weiter mögen dann auf Gymnasien metrische Uebersetzungen leichterer Partien aus lateinischen und griechischen, in jenem Maß abgefaßten Dichtungen, auf Realschulen Uebersetzungen epischer, idyllischer und beschreibender französischer Dichtungen in heroischem Versmaße folgen.

Hierauf scheint es angemessen, zu den jambischen und trochäischen Maßen, mit Hinzunahme der daktylischen, zurückzukehren, und die Schwierigkeit des Reims hinzureten zu lassen. Auch hierbei ist vom ganz Leichten durch viele Mittelstufen zum Schwersten fortzuschreiten. Zuerst wird den Schülern ein ihnen unbekanntes Gedicht dictirt, worin viele oder alle Reime durch Aenderung der Construction und durch Substitution sinnverwandter Ausdrücke und Wendungen getilgt sind, und von ihnen die Wiederherstellung der Gleichlänge verlangt. Hierauf versucht man, ein reimloses Gedicht, das seinem Charakter und Rhythmus nach den Reim nicht verschmährt, etwa Act V, Sc. 6 der *Phädra* von Racine (vgl. Archiv 1844, IV, 145), mit Gleichlängen zu versehen. Erst dann wird man

die Forderung einer treuern gereimten Uebersetzung eines französischen oder englischen Gedichtes machen können. Als Vorübung hierzu könnte man noch die Uebersetzung mittelhochdeutscher Gedichte in's Neuhochdeutsche vorangehen lassen.

Geht man alsdann zur metrisch treuen Nachbildung solcher lateinischen und griechischen Gedichte über, die in complicirten antiken Versmaßen verfaßt sind, so beginne man auch hier mit den leichtern Strophensformen, etwa mit der Sapphischen, und steige von dieser zu den schwierigeren hinauf. Es wäre nun noch die Frage, ob man, zum Schlusse der metrischen Uebungen, von den Schülern freie metrische Arbeiten verlangen solle. Ich bin nicht dafür, namentlich nicht für lyrische freie Arbeiten. Man verleitet dadurch gar zu leicht zum Spielen und Schönbun mit Gefühlen und gewöhnt an Scheinwesen und Unwahrheit. Die Schule hat ja auch bei diesen Uebungen andere Zwecke im Auge, als den, Poeten und Poetaster zu bilden. Kommt sie hierbei gelegentlich auch einmal einem wahren Dichtertalente zu Hülfe, so kann ihr das sehr

erfreulich sein, ohne daß sie darum, einem Einzelnen zu lieb, solche Uebungen über Gebühr steigern wird. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß man selbst Jünglinge von entschiedenem Talente für Poesie recht lange bei gegebenen Stoffen festhalten und sie anleiten müsse, dieselben nach den Forderungen der Kunst zu gestalten. Die leimenden Schätze ihres Innern mögen sie erst in schweigendem Busen sich entwickeln lassen; die Welt wird Nichts dabei verlieren, wenn sie erst später und reifer an's Licht treten. Ich rathe daher, die metrischen Uebungen in der Schule, wenn man zu den vorigen noch etwas hinzufügen will, mit halbfreien Arbeiten zu beschließen, d. h. mit solchen, die, sich an gegebene Stoffe anlehnend, zugleich schon eine freiere Geistesthätigkeit des Schülers verlangen, also etwa mit der poetischen Bearbeitung solcher Stellen und Stoffe aus Prosaschriften, die sich zu poetischen Beschreibungen, Genre-Bildchen, Erzählungen, zu Idyllen, Balladen u. dgl. umgestalten lassen, wie deren in den mehrfach angezogenen Abhandlungen eine größere Anzahl bezeichnet ist.

Sammlung von Aufgaben.

I. Erzählungen und historische Darstellungen.

1. Freie Nacherzähl. des 21. Buchs der Odyssee.
2. Odysseus auf der Insel der Phäaken (Od. VII).
3. Nisus und Euryalus (frei nach Virgil's Aen. IX, 176 ff.).
4. Trojas Untergang (Aen. II).
5. Siegfried's Ermordung, nach dem Nibelungenliede (s. oben S. 89 f.).
6. Freie Nacherzählung der Aventure: Wie Gunter und Hagene und Kriemhilde wurden erlagen (S. 62 ff.).
7. Inhalt von Goethe's Hermann und Dorothea.
8. Hippolyt's Tod, nach Racine's Phädra (Act V).
9. Die Schlacht bei Marathon (Herod. VI, 102 ff.).
10. Leben des Themistokles, nach Nepos.
11. Ausbruch der Athener aus ihrer Vaterstadt im Jahre 480.
12. Rückkehr des Alcibiades nach Athen (Xenoph. Hell. I, 4. 11 — 20).
13. Die Pest in Athen (nach Thucydides).
14. Rettung Roms durch M. Manlius (Liv. V, 47).
15. Hannibal's Uebergang über die Alpen, nach Livius.
16. Zug der Helvetier nach Gallien (nach Cäsar's B. G.).
17. Cäsar und Ariovist (nach Cäsar's B. G. I, 30 ff.).
18. Erlebnisse in den letzten Tagen.
19. Eine Turnfahrt.
20. Fatalitäten eines Ausflugs auf das Land (Der abgekühlte Naturenthusiast).
21. Der Spieler.
22. Curriculum vitae (a. gedrängter, b. ausführlicher).

II. Beschreibungen und Schilderungen (theilweise in Briefform zu behandeln).

23. Eine der vier Jahreszeiten (s. Styl. S. 21).
24. Eine Ueberschwemmung (oder allgemeiner: Das Wasser als verheerendes Element — mehr betrachtend).
25. Eine Feuersbrunst (oder allgemeiner: Das Feuer als zerstörendes Element).
26. Ein Eisgang.
27. Der Wald im Winter (Winter-Physiognomie des Waldes).
28. Die Eiche.

29. Das Pferd.
30. Kampf des Frühlings mit dem Winter.
31. Physiognomie unsrer Stadt im Winter.
32. Die Eisbahn.
33. Winterfreuden.
34. Die Boten des Frühlings.
35. Eine Scene in der Wüste.
36. Die Savannen.
37. Des Radowesslers Todtenfeier (nach Schiller's Gedicht).
38. Beschreibung einer bestimmten Gartensanlage, eines Parks.
39. Schilderung einer bestimmten Aussicht (in der Nähe des Wohnorts der Schüler).
40. Mein Lieblingsspaziergang.
41. Der frühe Morgen in einer großen Stadt.
42. Morgenfrühe auf dem Lande.
43. Die Localitäten in Goethe's Hermann und Dorothea, im Zusammenhange beschrieben.
44. Die mannigfaltigen Beschäftigungen der Menschen, von einem Thurm aus betrachtet.
45. Das Leben am Bahnhofe (Ankunft, Abfahrt eines Eisenbahnzuges).
46. Schilderung des städtischen Lebens und Treibens aus dem Gesichtspunkte eines Dorfknaben.
47. Schilderung einer theatralischen Aufführung aus demselben Gesichtspunkte.
48. Der Jahrmarkt.
49. Die Brandstätte zu R.
50. Das Feldlager.
51. Das Weihnachtsfest.
52. Beschreibung einer Schulfestlichkeit.
53. Festlichkeiten bei Anwesenheit des Königs.
54. Der Zug der Auswanderer (vgl. Goethe's Hermann und Dorothea).
55. Ein römisches Lager (vorausgesetzt, daß die Schüler mit den betreffenden Antiquitäten vertraut sind).
56. Altörmisches Leichenbegängniß eines Vornehmen.
57. Ahasver in zwei oder mehreren Zeitepochen an derselben historisch bedeutsamen Stelle (vgl. Rückert's „Chidher“ I, 288).
58. Der Rhein (aus rein geographischem Gesichtspunkte).
59. Die Donau (Elbe, Oder u. s. w.).
60. Die Pyrenäen-Halbinsel, topisch beschrieben.
61. Das Dampfmaschinen-Modell unsrer Anstalt (technische Beschreibung).
62. Die Elektrifizierungsmaschine der Anstalt.
63. Beschreibung eines Gemäldes, eines Kupferstichs in der Anstalt, einer Kirche der Stadt, einer öffentlichen Kunstausstellung u. s. w.

64. Beschreibung eines architektonischen Kunstwerks (Kirche, Rathhaus, Thor u. s. w.).

65. Beschreibung eines bedeutenden Werkes der Sculptur (nach dem Original oder Gypsabguss).

66. Heimkehr der Griechen (Beschreibung eines in der Phantasie nach Schiller's „Siegesfest“ entworfenen Gemäldes).

67. Abfahrt nach Troja (gleich dem vorigen nach Euripid. Iphigenie, übersetzt von Schiller, Chor 1).

68. Abel's Opfer, biblisches Gemälde.

69. Eine Gruppe aus dem Leben Josephs, dsgl.

70. Eine Scene aus der Sündfluth, dsgl.

III. Charakteristiken.

71. Der geschäftige Müßiggänger.

72. Der Mann nach der Uhr.

73. Der Unglücksvogel (Meister Ungeschick, vgl. I, 366 „Unglück“).

74. Der Unordentliche.

75. Der Aufschneider.

76. Der Tagedieb.

77. Der Parasit.

78. Der Umstandskrämer.

79. Der zudringliche Höfliche.

80. Der Naturenthusiast.

81. Der Lachlustige.

82. Der Mann des Friedens à tout prix.

83. Der Citatenkrämer.

84. Der Rechthaber.

85. Der Zerstreute.

86. Der Raritätsammler.

87. Der Neuigkeitskrämer.

88. Hans Immerlegt (der stets zu spät kommt).

89. Der heitere Alte.

90. Der Sanguiniker.

91. Der Phlegmatische.

92. Der jüngere Cyrus (nach Xenophon).

93. Themistokles.

94. Aristides.

95. Epaminondas.

96. Alexander der Große.

97. Die Athener.

98. Die Spartaner.

99. Hauptcharakterzüge der alten Römer.

100. Hannibal.

101. Die beiden Gracchen.

102. Julius Cäsar.

103. Cicero.

104. Cäsar Germanicus.

105. Der Kaiser Tiberius.

106. Die Hauptcharakterzüge der Germanen.

107. Die Gallier.

108. Karl der Große.

109. Allgemeine Charakteristik des Mittelalters.

110. Gottfried von Bouillon.

111. Friedrich Barbarossa.

112. Karl V.

113. Karl XII. von Schweden.

114. Die Holländer (ethnograph. Charakteristik).

115. Die Engländer.

116. Achill, ein Charakterbild nach S (bes. JI. I, IX, XXII).

117. Charakter Hagen's im Nibelungen

118. Ariemhilde.

119. Rüdiger von Bechlenen.

120. Der Apotheker in Goethe's Hermann Dorothea.

121. Hermann's Eltern (ebendas.).

122. Hermann (ebendas.).

123. Werner in Lessing's Minna von Barn

124. Micaud de la Marlinière (ebendas).

125. Just (ebendas.).

126. Franziska (ebendas.).

127. Der König in Schiller's Jungfrau Orleans.

128. Johanna (ebendas.).

129. Dunols (ebendas.).

130. Thoas in Goethe's Iphigenie.

131. Cripphyla in Racine's Iphigenie in A

132. Lady Macbeth (Shakespeare).

IV. Abhandlungen

(über Sprichwörter und Sentenzen, großen auch zu Chrien geeignet).

133. Wenn Nichts im Mörser ist's, gib's den Lärm.

134. Sparen ist ein großer Zoll.

135. Jung gewohnt, alt gethan.

136. Was Händchen nicht lernte, lernt nimmermehr.

137. Gedanken sind zollfrei (zu prüfen).

138. Eile mit Weile.

139. Ende gut, Alles gut (für und wi

140. Kommt Zeit, kommt Rath (dsgl.).

141. Hochmuth kommt vor dem Falle.

142. Die Morgenstunde hat Gold im M

143. Eine Schwalbe macht nicht den Som

144. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

145. Qui bene latuit, bene vixit (zu prü

146. Contentement passe richesse.

147. Si jeunesse savait, si vieillesse pou

148. Necessity is the mother of inven

149. Willst du, daß wir mit hinein

In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

150. Die kleine Biene steht dem Fein
ritterlich,

Weil sie für sich Nichts ist; sie fühl
Boll in sich.

151. Die Namen sind in Erz und Marmor
Sowohl nicht aufbewahrt, als in des
ters Liede.

152. Ein Knecht, wer dient der Zeitlich
Wer Gott dient, der nur ist befreit

153. Wo große Höb', ist große Liebe.

154. Dem Himmel sag' für Schmerz, der
veredelt, Dank!

155. Wenn Gaben ungeübt in uns verda
So sterben wir uns ab vor unserm Sta

156. Wenn du Gott wolltest Dank für jede
Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über
Weh zu klagen.
157. Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.
158. Dein Auge kann die Welt trüb oder klar
dir machen,
Wie du sie ansiehst, wird sie weinen oder
lachen.
159. Der Starke ist am mächtigsten allein
(zu prüfen).
160. Der Siege göttlichster ist das Vergeben.
161. Der Uebel größtes ist die Schuld.
162. Durch Lehre klug von Hundert Keiner,
Durch Beispiel klug von Hundert Einer,
Durch Proben klug von Hundert Zwei,
Durch Schaden klug von Hundert Drei.
163. Gedenk des Sturms bei heittrer Zeit.
164. Ein Stein, oft hin und her gewälzt, be-
grast nicht leicht.
165. Die Elemente hassen das Gebild der
Menschenhand.
166. Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke
beuge das Haupt dir,
Doch, daß Menschen wir sind, richte dich
freudig empor.
167. Willst du dich selber erkennen, so sieh,
wie die Andern es treiben;
Willst Du die Andern verstehn, blick in
dein eigenes Herz.
168. Unaufhaltsam enteilet die Zeit; sie sucht
das Beständ'ge;
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln
ihr an.
169. Euch, ihr Götter, gebietet der Kaufmann.
Güter zu suchen,
Geht er; doch an sein Schiff knüpset
das Gute sich an.
170. Mäßige Freuden erquicken dich Tag auf
Tage, wie Hausbrot;
Große, wie Zuckerbrot, zeugen den Glei-
geschwind.
171. Sei Poesie wie das Rosenöl aus taus-
send und tausend
Röstlichen Blüten gepreßt, welche das
Leben uns bringt.
172. Sorglich verschließt ihr die Thür jedweder
Gattung von Dieben,
Nur nicht der schlimmsten Art, die um die
Zeit euch bestiehlt.
173. Recht so, ihr Männer des Handels, der
Industrie und der Bildung,
Bindet den schlummernden Mars stärker
und stärker uns an!
174. Those wounds heal ill, that men do
give themselves.
175. Early to bed, and early to rise
Makes a man healthy, wealthy and wise.
176. Principiis obsta.
177. Erst wäge, dann wage.
178. Schätze hebt man schweigend.
179. Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel
für den Strom des Lebens (zu prüfen).
180. Ubi bene, ibi patria (zu würdigen).
181. Nous désirerions peu de choses avec
ardeur, si nous connaissions parfaitement ce
que nous désirons.
182. Ora et labora.
183. Tantum scimus, quantum memoria
valemus.
184. Pectus disertum facit (zu prüfen).
185. Fortes fortuna juvat.
186. Non scholae, sed vitae discimus.
187. Consuetudo est altera natura.
188. Es ist leichter, eine Begierde zu unter-
drücken, als allen folgenden zu genügen.
189. Argwohn weckt Verrath. (Quiconque
est soupçonneux, invite à le trahir).
190. Il n'est si beau jour qu'il n'amène sa nuit.
191. Le désespoir ne remède à rien.
192. Sandkörner machen den Berg, Minuten
das Jahr.
193. Gott gibt den Vögeln Speise, aber sie
müssen sie suchen, den Kindern Nüsse, aber sie
müssen sie knacken.
194. Nach' Heu, wenn die Sonne scheint!
195. Der Mensch bedarf des Menschen.
196. Sage mir, mit wem du umgehst, so
sage ich dir, wer du bist.
197. Im Unglück halt aus, im Glück halt ein!
(Ueber Staaten- und Culturgeschichte.)
198. Welche Umstände beförderten Schifffahrt
und Handel der Phöniciier?
199. Wodurch wurde Griechenland der früheste
Sitz der Bildung in Europa?
200. Woher kam es, daß in den Perserkriegen
die Hegemonie von Sparta an Athen überging?
201. Ueber den Einfluß der Nationalspiele
der Griechen.
202. Athen als Hauptsitz griechischer Bildung.
203. Solon's Verdienste um seine Vaterstadt.
204. Wodurch hat Athen seinen Untergang
verschuldet?
205. Für und wider Lykurg's Verfassung.
206. Griechenland ist das Deutschland des
Alterthums (Niebuhr).
207. Was erleichterte dem Könige Philipp
von Macedonien die Unterdrückung Griechenlands?
208. Alexander der Große bezeichnet einen
Wendepunkt in der alten Geschichte.
209. Was veranlaßte die Vertreibung der Tar-
quinier aus Rom?
210. Sind die Römer undankbar gegen L.
Manlius gewesen?
211. Worauf rechnete Hannibal, als er den
Kampf mit Rom unternahm?
212. Warum zog Hannibal den Uebergang
über die Alpen dem Seewege nach Italien vor?
213. Warum zog Hannibal nach der Schlacht
bei Cannä nicht gegen Rom?

214. Handelten die Römer weise, daß sie Karthago zerstörten?

215. Einfluß der punischen Kriege auf die Römer.

216. Woran scheiterten die Reformversuche der Gracchen?

217. Ursachen der Ausartung des römischen Volkes in den letzten Zeiten der Republik.

218. Warum trugen die Römer August's Herrschaft leichter, als Cäsar's Dictatur?

219. Ueber die Gladiatorenspiele der Römer und ihren Einfluß.

220. Warum mißlang den Römern die Unterwerfung der Germanen?

221. Welche Umstände förderten die Verbreitung des Christenthums?

222. Woraus erklärt sich die rasche Verbreitung des Islams im 7. und 8. Jahrhundert?

223. Wichtigkeit des Sieges Karl Martell's über die Araber.

224. Culturzustand Europas zur Zeit Karl's des Großen.

225. Veränderungen der bürgerlichen Zustände durch die Kreuzzüge.

226. Ueber die Städtebündnisse des Mittelalters.

227. Ursachen des Verfalls des hohenstaufischen Hauses.

228. Folgen der Entdeckung Amerika's für Europa.

229. Mit welchem Rechte setzt man den Anfang der neuern Geschichte um den Beginn des 16. Jahrhunderts?

230. Folgen des westphälischen Friedens für Deutschland.

231. Wodurch erlangte Frankreich seit dem 30jährigen Kriege sein politisches Uebergewicht in Europa?

332. Die Verdienste des deutschen Ordens um Preußen.

233. Die Bedeutung Friedrich's I. für Preußen.

234. Auf welchen Grundlagen ruht die Macht Englands?

235. Ueber den Einfluß, den die Deutschen auf die Geschichte und die Bildung anderer Nationen gehabt haben.

236. Ueber den Einfluß der Erfindung der Buchstabenschrift.

237. Einfluß der Schifffahrt und des Handels auf die Gesittung der Menschen.

238. Der Ackerbau, der Anfang aller menschlichen Cultur.

239. Folgen der Erfindung des Schießpulvers.

240. Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst.

241. Ueber die Folgen der neueren Verkehrs-erleichterungen.

242. Wichtigkeit der Dampfkraft für Handel, Gewerbleiß und Gesittung.

243. Wichtigkeit der Telegraphen.

244. Ueber den Glauben an ein goldenes Zeitalter.

245. Für und wider den Glauben an die

fortschreitende Vervollkommenung des Menschengeschlechtes.

246. Ist die Gegenwart der Poesie weniger günstig, als frühere Zeiten?

247. Gegen die *laudatores temporis acti*.

248. Weshalb entwickelt sich bei allen Völkern die Poesie früher, als die Prosa?

249. Welchen Einfluß hat die Schaubühne auf die sittliche und geistige Bildung?

250. Wodurch kann eine hohe Bildungsstufe eines Volkes seinen Charakter und seine politische Selbständigkeit gefährden?

(Ueber Geographie und Naturwissenschaft – meistens für Secunda geeignet.)

251. Beweise für die Kugelgestalt der Erde.

252. Durch welche Ursachen entstehen die Veränderungen der Erdoberfläche?

253. Gesamtüberblick über die Wüsten und Steppen der Erde.

254. Wovon hängt die mittlere Temperatur einer Gegend ab?

255. Wovon hängt die Trockenheit des Klimas einer Gegend ab?

256. Woher erklärt es sich, daß Amerika ein kälteres Klima hat, als die alte Welt unter gleichen Breitengraden?

257. Welche Umstände wirken wärmeerregend auf Afrika?

258. Welche Umstände wirken kälterzeugend für Asien?

259. Ueber die Flüsse (Allgemeineres über den Grad ihrer Entwicklung, Bett, Stromrinne, Wechsel derselben, Ober-, Mittel- und Unterlauf, Delta u. s. w.).

260. Ursachen der Ueberlegenheit Europa's über die andern Erdtheile.

261. Hauptquellen des Wohlstandes der preussischen Rheinprovinz.

262. Bedeutung einer großen (ausgewählten) Handelsstadt (Lage, Reichthum, Weltverkehr u. s. w.).

263. Wodurch wirken Gebirge auf das Klima eines Landes ein?

264. Nutzen und Schaden der Flüsse.

265. Nutzen der Winde (im Haushalt der Natur und für den Menschen insbesondere).

266. Segen des Feuers.

267. Ueber die Culturpflanzen.

268. Die edlen Metalle im Dienste des Menschen.

269. Werth des Eisens.

270. Nutzen der Wälder (gegen die Ausrottung der Wälder).

271. Einfluß des Klimas auf die Thierwelt.

272. Der Mensch im Kampfe mit der Natur.

(Literaturgeschichte, Aesthetik, Erläuterung und Kritik).

273. Verdienste Karl's des Großen um die Sprache und Bildung der Deutschen.

274. Welche Umstände vereinigten sich von

§ 12. Jahrhunderts an zur raschen
ung der Blüthe unsrer Nationalliteratur?
Wodurch erklärt sich das rasche Sinken
der Poesie vom Anfange des 14. Jahr-
an?

Friedrich's des Großen Bedeutung für
Nationalliteratur.

Welche Eigenschaften muß eine Literatur
um wahrhaft national zu sein? und ist
deutsche?

Ist die lyrische, oder die epische Poesie
stärker zu halten?

Vorzüge der griechischen Mythologie für
den Gebrauch.

Belehrt der Genius seine Zeit, oder
?

Welche Umstände begünstigten Goethe
?

Welche Umstände erschweren uns Deut-
erwerb der Redefertigkeit?

Ein wahrer Dichter muß in seiner Sprache
Herder zur schönen Literatur und Kunst
).

Ist die Einführung des schwarzen Rit-
ziller's Jungfrau von Orleans zu tadeln?

Was bezweckte Schiller mit den Mont-
sionen in der Jungfrau von Orleans?

Welche Kunstmittel hat Goethe bei der
ist? Dorotheens und bei der Schilder-
er äußern Gestalt angewandt?

Welche Grundsätze hat Schiller bei dem
fünffüßigen Jambus in der Jungfrau
ans befolgt (Ist der Vers rein jamb-
t andern Versarten untermischt? Wie
sur behandelt? u. s. w.)?

Der Zürchersee" von Klopstock (I, 48)
sprachlich, sachlich, in Beziehung auf
on und innern Zusammenhang erläutert.

Erläuterung des Gedichtes „Leone“ von
(I, 49).

Erläuterung des Gedichtes „Die Schwere
Schicksals“ von Herder (I, 92).

An Klopstock" von Voß (I, 123) er-
Darstellung" von Voß (I, 123) erläutert.

Mahomet's Gesang" von Goethe (I,
utert.

Erläuterung von Goethe's „Seefahrt“

Goethe's „Vermächtniß altperussischen Glau-
186) im Einzelnen erläutert.

Bedeutung von Schiller's „Mädchen aus
e“ (I, 192).

Schiller's „Pompeji und Herculaneum“
im Einzelnen erläutert.

Die Botivtafeln 1 — 7 auf S. 196 im
vertyphrastisch erläutert.

Schiller's „Lied von der Glocke“ (I, 207)
tern Bau nach betrachtet.

Erläuterung von Schiller's „Kassandra“

(Bermischte Thematata.)

301. Ueber die Privatlectüre.

302. Wie muß man vorbereitet sein, um von
Reisen Gewinn zu ziehen?

303. Der Segen guter Gewohnung.

304. Ueber zweckmäßige Benützung der Zeit.

305. Gesellschaft oder Einsamkeit?

306. Welche Erholungen geziemen dem Jüng-
linge?

307. Für und wider das Zeitungslesen.

308. Entbehrung, die Schule großer Männer.

309. Nachtheile der Bibleserei.

310. Folgen der Spielsucht.

311. In seinem Helle ist der Mensch ein Kind
der Sorge.

312. Die Vergnügungssucht und ihre Folgen.

313. Viribus unitis (über die Macht, welche
Bündnisse, Associationen u. s. w. geben).

314. Segen und Unsegen der menschlichen Zunge
(vgl. oben S. 78 die Gedichte von Reinmar von
Zweter und S. 80 vom Meißner).

315. Was ist von Horazens Wort zu halten:
Quid sit futurum cras, fuge quaerere?

316. Ueber Sokrates Wort, daß die besten
Köpfe der Zucht am meisten bedürfen.

317. Einleitung zu Sallust's Catilinarischer
Verschwörung in freier Nachbildung.

318. Das Landleben von seinen Schattenseiten.

319. Lichtseiten des Landlebens.

320. Mit welchem Rechte können wir sagen,
daß das Meer die Länder nicht trenne, sondern
verbinde?

321. Der Reiz, des Ruhms Gefährte.

322. Werth einer aufrichtigen Selbstprüfung
am Ende jedes Tages.

323. Noth entwickelt Kraft.

324. Der Mensch ein Erzeugniß von Ver-
gangenheit, Gegenwart, Zukunft und Ewigkeit.

325. Vortheile, die ein gutes Gedächtniß gewährt.

326. Was ist von der aurea mediocritas des
Horaz zu halten?

327. Ueber die Ansicht der Alten von dem
Reize der Götter.

328. Gesundheit ist ein großes Gut.

329. Segnungen des Friedens.

330. In welchen Fällen ist der Krieg zu recht-
fertigen?

331. Macht des Gesanges.

332. Ueber die Heimathsliebe der Gebirgs-
bewohner.

333. Warum sind Kenntnisse höher zu schätzen,
als Reichthum?

334. Ueber die Vorliebe der Deutschen für
das Ausländische.

335. Oeffentlicher oder häuslicher Unterricht?

336. Geringes die Wiege des Großen.

337. Ueber Solon's Wort: Neminem ante
mortem esse beatum.

338. Werth eines geschäftigen Lebens.

339. Was trägt sich leichter: dauerndes Glück
oder dauerndes Unglück?

340. Wer nicht vorwärts geht, geht zurück.
 341. Nil sine magno vita labore dedit mortalibus (Hor. Sat. I, 9, 59).
 342. Welcher Unterrichtszweig zieht dich besonders an? und warum?
 343. Vorzüge des Berufs, dem sich der Schüler zu widmen gedenkt.
 344. Ueber den Nationalhaß.
 345. Gefahren und Vortheile des Reichthums.
 346. Wie muß man lesen, um mit Nutzen zu lesen?
 347. Welche Vorzüge hat der Genuß der schönen Natur vor andern?
 348. Lob der Gebirgsreisen.
 349. Ueber den Werth der Vortragskunst.
 350. Welche Mittel stehen uns nach Vollendung der Schulzeit für unsre geistige Fortbildung zu Gebote?
 351. Wodurch trägt ein Fluß zur Verschönerung einer Landschaft bei?
 352. Mängel und Vorzüge unsrer Muttersprache im Vergleich mit den Sprachen der beiden andern Hauptculturvölker (Engländer und Franzosen).
 353. Warum wäre es nicht gut, wenn man sein Lebensschicksal vorauswüßte? [maxime.
 354. Virtus in adversa fortuna enitet
 355. Werth einer guten Handschrift.
 356. Vortheile und Nachtheile des Lebens in einer großen Stadt.
 357. Inwiefern ist Bekanntschaft mit den Alten ohne Kenntniß der altclassischen Sprachen möglich?
 358. Segen der christlichen Religion (nach Stolberg II, 119 ausgeführt und erweitert).
 V. Parallelen, Vergleichen und Entgegenstellungen.

359. Der Neugierige und der Wißbegierige.
 360. Der Gesprächige und der Schwätzer.
 361. Der Bedächtige und der Unentschlossene.
 362. Der Fromme und der Frömmeler.
 363. Der Kluge und der Weise.
 364. Eigensinn und Charakterfestigkeit.
 365. Sparsamkeit und Geiz.
 366. Der Muthige und der Verwegene.
 367. Patriot und Kosmopolit.
 368. Der Redner und der Dichter.
 369. Lylurg und Ruma.
 370. Alexander der Große und Karl XII.
 371. Demosthenes und Cicero.
 372. Augustus und Ludwig XIV.
 373. Alexander der Große und Pyrrhus.
 374. Decius Mus und Arnold von Winkelried.
 375. Aristides und Pelopidas.
 376. Examinondas und Gustav Adolph.
 377. Cäsar und Napoleon I.
 378. Marius und Sulla.
 379. Karl der Große und Peter der Große.
 380. Karl der Große und Alfred der Große.
 381. Chlodwig und Constantin.
 382. Karthago und Korinth
 383. Karthago und Venedig

384. Die Athener und die Spartaner.
 385. Die frühern Römer und die spätern.
 386. Die Germanen und die Gallier.
 387. Der peloponnesische Krieg und der erste punische.
 388. Der Sklavenkrieg in Sicilien und der Bauernkrieg in Deutschland.
 389. Die griechische Heroenzeit und das frühere Mittelalter.
 390. Die römischen Gladiatorenspiele und die mittelalterlichen Turniere.
 391. Die Auspicien der Römer und die Gottesurtheile des Mittelalters.
 392. Die öffentlichen Spiele der Römer und die der Griechen.
 393. Die Solonische und die Lykurgische Gesetzgebung.
 394. Die Verfassung des Servius Tullius und die Solonische.
 395. Die antike und die christliche Kunst.
 396. Die Dichter der Vorzeit und die der Gegenwart.
 397. Wien und Hamburg, als Brennpunkte jüd- und norddeutschen Lebens.
 398. Rhein und Donau.
 399. Südasien und Südeuropa in topischer Beziehung.
 400. Das Meer und die Wüste (Aehnlichkeitspunkte).
 401. Ebenen und Gebirge (nach den Vortheilen, die sie bieten).
 402. Der Deutsche und der Franzose.
 403. Der Norddeutsche und der Süddeutsche.
 404. Der Franzose und der Engländer.
 405. Homer und Klopstock als Epiker.
 406. Bürger und Schiller als Balladendichter.
 407. Gessner und Rös als Idyllendichter.
 408. Lichtner und Pfeffel als Fabeldichter.
 409. Goethe's und Schiller's Kinder- und Jünglingsjahre.
 410. Das Volksthum und das Kunstthum im Mittelalter.
 411. Die Minnesänger und die Meistersänger.
 412. Die alte Tragödie und unsre Oper.
 413. Achill und Hector.
 414. Achill und Siegfried (Nibelungen).
 415. Siegfried und Hagen.
 416. Achill und Aeneas.
 417. Der Herzog von Alba in Goethe's Egmont und in Schiller's Don Carlos.
 418. Iphigenie bei Euripides und bei Goethe.
 419. Die Jungfrau von Orléans und Agnès Sorel.
 420. Talbot und Lionel.
 421. Egmont und Dranien (in Goethe's Egmont).
 422. Tasso und Antonio.
 423. Der Apotheker und der Prediger in Hermann und Dorothea.
 424. Hermann und sein Vater (ebenfalls).
 425. Der Major von Tellheim und der

liccaut de la Marlinière (in Lessing's

Teil und Parricida in Beziehung auf
heingend gleiche That.

„Erstkönigs Tochter“ von Herder (I, 100)
ethe's „Erstkönig“ (I, 136).

„Arion“ von Schlegel (I, 253), Tied
und Novalis (II, 203).

Die Frühlingslieder von Tied (I, 268),
(273), Hoffmann (332), Lenau (352)
dernagel (361) miteinander verglichen.

Schiller's „Graf von Habsburg“ (I, 202)
n mit den Quellen (s. oben S. 16).

Rückert's „Leben und Tod“ (I, 292)
it der Stelle aus „Barlaam und Josas-
ben S. 82.

„Adler und Taube“ von Goethe (I, 134),
nelodien“ von Schlegel (260), „Adler
che“ von Rückert (291) und „Schwan-
ler“ von Schnegler (362) miteinander
n.

Schlegel's „Arion,“ Schiller's „Kraniche
us“ und „des Sängers Fluch von Umland“.
Der Sturm in Homer's Od. V, 291
gil's Aen. I, 81.

Hektor's Abschied bei Homer (Il. VI,
d bei Schiller (I, 187).

Die Beschreibungen der Ungethüme bei
Laokoon's Tod), Racine (Phädra, Act
volupt's Tod) und Schiller (Kampf mit
achen).

Das menschliche Leben und der Jahreslauf.
Mensch und Baum.

Der Frühling der Natur und der Früh-
Menschengeschlechts.

Strom und Sumpf — Fleiß und Trägheit.
Wiege und Sarg.

Flugschaar und Schwert.

Der Herbst und das höhere Mannesalter.
Stürme und Leidenschaften.

Groberer und Ströme.

Der Mensch ein Wanderer.

Die Welt ein Jahrmarkt.

Die Welt ein Schachspiel.

Die Welt eine Eisbahn (vgl. I, 146).

Die Welt eine Rennbahn.

Das Leben eine Seefahrt.

Das Menschenleben ein Strom.

Die Menschenseele eine Verbannte.

Die Menschenseele eine Gefangene.

Die Dichtkunst ein gabenspendendes
aus der Fremde.

Die Natur ein Buch.

Himmel und Erde zwei belehrende Bücher
ien S. 6 Von zweien buochen).

Der Edle ein Weinstock.

VI. Gespräche.

459. Blind oder taub sein? Was ist schlimmer?

460. Stadt- oder Landleben? Welches ist vor-
zuglicher?

461. Krieg oder Frieden?

462. Ueber den Spruch: ubi bene, ibi patria.

463. Ueber die Eisenbahnen (für und wider).

464. Ueber Lyfurg's Verfassung.

465. Schwert und Feder.

466. Gebirgs- und Flachland.

467. Musik und Malerei.

468. Dichtkunst und Malerei.

469. Ueber das Schießpulver (auf Anlaß
eines dadurch angerichteten Unglücks).

470. Ueber das Zeitungslernen.

471. Die Stürme (auf Anlaß von angerich-
teten Verheerungen).

472. Athener und Spartaner.

473. Altclassische und moderne Literatur.

474. Ist unsre Zeit eine unpoetische?

VII. Reden.

475. Rede des Themistokles vor der Schlacht
bei Salamis.

476. Hannibal an sein Heer vor dem Ueber-
gange über die Alpen (Liv. XXI, 35).

477. Arminius an seine Waffenbrüder vor
der Schlacht im Teutoburger Walde.

478. Anrede Karl Martell's an sein Heer 732.

479. Zum Andenken eines um die Schule (die
Stadt, die Provinz) verdienten Mannes.

480. Gedächtnisrede auf Herder (25. August).

481. Gedächtnisrede auf Goethe (28. August).

482. Zum Andenken Schiller's.

483. Lob der Naturwissenschaften.

484. Lob unsrer Nationalliteratur.

485. Ueber Gutenberg und seine Verdienste.

486. Lobrede auf Friedrich den Großen.

487. Lobrede auf den großen Kurfürsten.

488. Lobrede auf Blücher.

489. Lobrede auf Scharnhorst.

490. Preußens Lob.

491. Lobrede auf die Provinz, der die An-
stalt angehört. [Vaterland sein?

492. Warum kann der Deutsche stolz auf sein

493. Die fliehende Zeit.

494. Auch das Leben ist eine Schule.

495. Wohl Denen, die des Wissens Gut nicht
mit dem Herzen zahlen!

496. Ist es wahr, daß nur das Leben zum
Leben bildet?

497. Erinnerung und Hoffnung, zwei Haupt-
quellen menschlicher Freude.

498. Wie bezeugen wir der Anstalt, in der
wir unsre Bildung empfangen, am besten unsre
Dankbarkeit?

COUSIN. FRANZÖSISCH-DEUTSCHES Reise- und Conversations-Taschenwörterbuch. Nach Thibaut's Wörterbuche bearbeitet. Fünfte Auflage. 16. geh. 26 Sgr.

ELWELL. ENGLISCH-DEUTSCHES Wörterbuch. Mit Bezeichnung der Aussprache. Achtzehnte vollständig umgearbeitete Auflage. 2 Theile. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

ELWELL. Dasselbe Werk ohne Bezeichnung der Aussprache. Vierzehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

KLOTZ. LATEINISCH-DEUTSCHES Handwörterbuch. Unter Mitwirkung von Dr. Lübker und Dr. Hudemann. Achter Abdruck. 2 Bände. gr. Lex.-8. 5 Thlr. 10 Sgr.

MOLÉ. FRANZÖSISCH-DEUTSCHES Wörterbuch zum Gebrauch für alle Stände. Neunundzwanzigste Auflage. 2 Theile. gr. 8. geh. 2 Thlr.

MOLÉ. FRANZÖSISCH-DEUTSCHES Taschenwörterbuch zum Schulgebrauch. Sechsenddreissigste, vollständig umgearbeitete Auflage. 2 Theile. 12. geh. 1 Thlr. 5 Sgr.

NUGENT'S Improved FRENCH-ENGLISH Pocket-Dictionary by Brown & Martin. Dreiundzwanzigste Auflage. 2 Theile. 16. geh. 26 Sgr.

RICCARDO. ITALIENISCH-DEUTSCHES Taschenwörterbuch. Dritte Auflage. 16. geh. 26 Sgr.

ROST. GRIECHISCH-DEUTSCHES Wörterbuch für den Schul- und Handgebrauch. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Achte Abdruck. 2 Theile. gr. 8. geh. 3 Thlr. 10 Sgr.

THIBAUT. FRANZÖSISCH-DEUTSCHES Wörterbuch. Einundsiebzigste Auflage. 2 Theile. gr. 8. geh. 2 Thlr. 10 Sgr.

WILLIAMS. ENGLISCH-DEUTSCHES Taschenwörterbuch. Mit Angabe der Aussprache. Einundzwanzigste Auflage. 2 Theile. 16. geh. 26 Sgr.

LANGE. NEUER VOLKSSCHUL-ATLAS über alle Theile der Erde. 32 Karten in Farbendruck. Dreissigste Auflage. gr. 4. geh. 10 Sgr.

LIECHTENSTERN & LANGE. SCHULATLAS zum Unterricht in der Erdkunde. quer fol. Sechsendzwanzigste Auflage. Neu bearbeitet von Dr. Henry Lange.

Ausgabe in 29 Karten für die unteren Classen. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ausgabe in 38 Karten für die mittleren Classen. geh. 2 Thlr.

Ausgabe in 45 Karten für die oberen Classen. geh. 2 Thlr. 12 Sgr.

KAPP. LEITFADEN beim ersten Schulunterricht in der GEOGRAPHIE UND GESCHICHTE. Siebente, durchaus verbesserte Auflage. gr. 8. geh. 10 Sgr.

